# Nord und Süd.

## Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

**Paul Lindau.**

Fünfter Band.

Mit den Porträts von Leopold von Ranke, Berthold Auerbach und Heinrich Laube.

Berlin, 1878.

Verlag von Georg Stilke.

NW. 32. Louisenstraße.

# Inhalt des 5. Bandes.

## April — Mai — Juni.

1878.


Berthold Auerbach in Berlin. Seite

Der Sohn des Käthchen von Heilbronn. Erzählung . . . . . 135

Mit dem Porträt von Berthold Auerbach. Kupferstich von Hans Meyer in Berlin.

J. Baron in Berlin.

Der Normalarbeitstag . . . . . 357

A. de Bary in Straßburg.

Ueber die Bedeutung der Blumen . . . . . 116

E. du Bois-Reymond in Berlin.

Ueber das Nationalgefühl. Rede zur Geburtstagsfeier des Kaisers in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 28. März 1878 gehalten . . . . . 306

Franz Delitzsch in Leipzig.

Der Talmud und die Farben . . . . . 254

J. Henle in Göttingen.

Der mediciniſche und der religiöſe Dualismus . . . . . 74

Wilhelm Jenſen in Freiburg i. Br.

Ein Frühlingsnachmittag . . . . . 269

Julius Klaiber in Stuttgart.

Wilhelm Hauff . . . . . 212

Heinrich Kruſe in Berlin.

Der Dänholm. Idylle . . . . . 200

Heinrich Laube in Wien.

Eduard Devrient . . . . . 297

Mit dem Porträt von Heinrich Laube. Kupferstich von J. Sonnenleiter in Wien.

H. Nissen in Göttingen.
Seite
Kleopatra . . . . . 322

H. B. Oppenheim in Berlin.
Zur Revision der Gewerbeordnung . . . . . 173

Eduard Osenbrüggen in Zürich.
Schweizerische Bergseen . . . . . 338

Leopold von Ranke in Berlin.
Zur Geschichte der italienischen Kunst.
I. Grundlage und Anfänge . . . . . 51
II. Giotto und seine Nachfolger . . . . . 53
III. Quattrocentisten . . . . . 59
IV. Uebergang vom 15. in das 16. Jahrhundert . . . . 66
V. Erinnerung an Lionardo und Michelangelo . . . . . 151
VI. Raphael . . . . . 155
VII. Tizian und einige seiner Zeitgenossen . . . . . 165
Mit dem Porträt von Leopold von Ranke. Kupferstich von H. Sachs in Berlin.

F. Reuleaux in Berlin.
Ueber Deutschlands gewerbliche Bestrebungen und Aufgaben . . 237

Carl Thomas in Prag.
Die Großmutter. Novelle . . . . . 376

H. Wiener in Leipzig.
Die moderne Gesetzgebung gegenüber der Waarenfälschung . . . 94

Adolf Wilbrandt.
Untrennbar. Novelle . . . . . 1

Berlin, im Mai 1878.

P. P.

Vielfach ausgesprochenen Wünschen entsprechend sind zu den Bänden von „Nord und Süd“ geschmackvolle

**Original-Einbanddecken,**

im Stil des jetzigen Umschlags der einzelnen Hefte, mit schwarzer und vergoldeter Pressung aus englischer Leinewand hergestellt worden.

Der Preis ist 1 Mark 50 Pf. pro Decke; zur Bestellung wolle man sich des untenstehenden Zettels bedienen.

Die Verlagsbuchhandlung
Georg Stilke.

Bei der Buchhandlung von

E. [illegible]

in [illegible]

bestellt hierdurch

5 Einbanddecke zum [illegible] Bande von „Nord und Süd“.

Preis à 1 Mark 50 Pf.

Wohnung: [illegible]

Name:

Band 5. — Heft 13.

# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

April 1878.

Berlin.
Georg Stilke.

# April 1878.

## Inhalt.


Adolf Wilbrandt. Seite

Untrennbar. Novelle . . . . . 1

Leopold von Ranke in Berlin.

Zur Geschichte der italienischen Kunst . . . . . 50

J. Henle in Göttingen.

Der medicinische und der religiöse Dualismus . . . . . 74

H. Wiener in Leipzig.

Die moderne Gesetzgebung gegenüber der Waarenfälschung . . 94

A. de Bary in Straßburg.

Ueber die Bedeutung der Blumen . . . . . 116


Hierzu das Porträt Leopold von Ranke's, nach dem Oelgemälde von Julius Schrader gestochen von H. Sachs in Berlin.


„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften von 8—10 Bogen Lex.-8.

— Preis pro Quartal 5 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

# Nord und Süd.

## Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

**Paul Lindau.**

V. Band. — April 1878. — 15. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Leopold von Ranke.)

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
NW. 32. Louisenstraße.

# Untrennbar.

Novelle

von

**Adolf Wilbrandt.**

Wenn man so beisammen sitzt und redet von Diesem oder Jenem, den man kennt, — „wie alt mag er wol sein?“ fragen oft die Leute. „Wie alt mag er wol sein?“ Bin ich dabei, so möcht' ich statt dessen fragen: „Wie viel Todte hat er?“ Denn nicht die Jahre, däucht mir, sollte man zählen, sondern die theuren und nothwendigen Menschen, die man verlor; ihre Zahl macht uns jung oder alt. Wenn im Winter der Dämmerung die Nacht gefolgt ist und ich allein in meinem Zimmer sitze, in traulich-trauriger Freude an der Finsterniß, die der rothe Flammenschein aus meinem Ofen durchflackert, dann fühl' ich, wie alt ich bin. Ich bin nicht mehr jung; denn in den schattigen Winkeln sitzen so viele Unvergeßliche, Unersetzliche umher. Jeder sitzt allein; um Jeden schlingt es sich wie ein magischer Kreis, bleich und nebelhaft: der Zauberkreis seines Ich. War er nun groß oder klein, — in jedem dieser Kreise hab' auch ich gelebt. Wie sich um den Kern des Baumstamms die wachsenden Jahresringe legen, so legen sich mir alle diese Kreise um's Herz. Ich bin nicht mehr jung . . . Doch still und feierlich ist es um mich her; und schön ist es, bei seinen Schatten zu sein. Und in die rothe Flamme blickend, die so leise singt, so tief glühend warm in die Winkel leuchtet: holde Lebensflamme, sag' ich, die du mich noch wärmst, die du mir gibst und nimmst, die du nach und nach, unter tausend Freuden, auch diesen Stamm mit all seinen Ringen verzehrst, — erneue mir nur, so lange du willst, den Tag! Daß ich mit Denen lebe, denen du noch leuchtest; daß ich mich verjünge mit Denen,

die noch werden und wachsen; daß ich eine Stätte des Lebens bleibe für die Stillen und Kalten, die du schon verließest. Bis auch für mich die lange Dämmerung beginnt, wo ich nur noch in Denen lebe, die an mich gedenken; wo mich Niemand mehr fragt: wie alt bist du? wo mir keine Abendstunde mehr zuraunt: zähle deine Todten! — —

Doch nicht Jeder von ihnen sitzt für sich allein: Zwei seh' ich beisammen, Hand in Hand, wie untrennbar. Eins dem Andern so ähnlich; und so rührend schön diese verschieden-gleichen, diese zusammenklingenden Gestalten. Oder rühren sie nur mich so sehr? Und wenn ich von ihnen erzähle, wie sie zusammenwuchsen und zusammenblieben, wird es den Andern nicht so sehr das Herz ergreifen? Werden sie sich da befremdet fühlen, wo mir das Innerste aufgeht, wo mich wie ein süßer Schauer die Nähe des Lieblichsten, Göttlichsten berührt? Ist es nur diese geisterhafte Dämmerstunde, die mich so ganz erweicht, so in Mitfühlen auflöst? — — Ich zünde die Lampe an. Die Dämmerung flieht; der Schauer bleibt. Ich sitze am Tische nieder, über dem weißen Papier; mich verlangt so sehr, von diesen Beiden zu sagen, wie sie lebten, litten, triumphirten. Ja, was mich rührt, wird auch Andere rühren; was mich in der Dämmerung umschwebt, wird auch Andere umschweben, die dann der Beiden gedenken. Und wenn ich hinter dem Schleier der Erdichtung verhülle, was heilig und unenthüllbar ist, — das Aehnliche wirkt gleich dem Aehnlichen. Die Wirklichkeit, nicht die Wahrheit werde ich verlassen. So wie ein Maler, den der Geist einer Gegend ganz erfüllt hat, sie in freier Nachbildung auf die Leinwand hinträumt; nicht jede Linie läuft, wie sie dort verlief, nicht den einzelnen Baum würdest du erkennen; aber wie die Natur dort sprach, so spricht sie aus der Leinwand zu dir, und ihre lebendige Stimme wird dich noch ergreifen.

Laßt mich sagen, daß sie Franz und Susanne hießen und Geschwister waren; und daß Susanne einige Jahre älter war als er, doch von gleicher Jugend. Denn ihre zierliche, ebenmäßige, elastische Gestalt schien dazu geschaffen, der Zeit zu widerstehen; aus den reinen Formen des Gesichts leuchtete eine so wohlgestimmte Seele, eine so frische Kraft, mit dem Leben zu kämpfen, daß ich schon damals, als ich sie zum ersten Male sah, bei mir sagte: Die wird mit dreißig Jahren sein, wie jetzt mit fünfundzwanzig; und mit vierzig nicht anders, als mit dreißig! — Sie lebte damals in B.; die Mutter hatte sie schon lange, den Vater vor Kurzem verloren; Franz, der einzige Bruder, war seit Jahr und Tag in der Fremde, als junger Gefährte eines ältern Naturforschers, der durch Südamerika zog. Schon damals, wie mir schien, hatte ihr liebevolles Herz sich mit einer gewissen schwärmerischen Innigkeit an diesen Bruder gehängt. Seine Reisebriefe lagen in einem zierlichen Täschchen, das sie fast nie verließ;

sein Bild trug sie im Medaillon auf der Brust. Und so gern sie allen Menschen gefiel, jede Bewerbung wußte sie leise von sich zu entfernen. Da sie bei einer Tante wohnte, die die Geselligkeit liebte, sah sie unzählige Menschen; Jedem that es wohl, in diese großen, mattblauen, etwas träumerischen Augen voll Heiterkeit und Güte zu sehen und der stillen Anmuth ihrer Bewegungen zu folgen; — mehr ward Keinem zu Theil. Wenn ich sie zuweilen beobachtete, mitten in großer Gesellschaft, von Männern und Frauen umgeben, die alle ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit den Vorzug gaben, und sie nun so recht gegenwärtig schien, glitt plötzlich ihr Blick hinaus, in die leere Luft, mit einem so abwesenden und klagenden Ausdruck, als sagte sie heimlich zu Einem, der in der Ferne war: sieh her, lieber Franz, wie allein ich bin! — — Eines Tages kam ich in das Haus (als alter Freund des Bruders und der Tante war ich gern gelitten) und fand Niemand, als Susanne; in dem dunklen Kleide, das sie liebte, eine tief-violette Schleife um den Hals, über dem Medaillon. Sie hatte den Kopf schräg nach vorn geneigt, so daß ihr zwei ihrer schönen, dunklen Locken über die Wange fielen, und auf ein offenes Buch hinunterblickend, so wie Jemand, der sich müde gelesen hat und dem Sinn nicht mehr folgt, machte sie ein wehmüthig klagendes Gesicht.

Was haben Sie, Fräulein Susanne? fragte ich.

Ich bin sehr unglücklich, sagte sie, etwas mühsam lächelnd. Nehmen Sie mir das Buch da weg; ich versteh' es doch nicht. Franz zu Liebe wollte ich es lesen; über die Thierwelt, die Fauna, in Amerika; — mein Gott, wozu hat man denn so viele Thiere geschaffen! — Ich habe gar kein Talent, den amerikanischen vom afrikanischen Löwen zu unterscheiden; ich interessire mich nicht für den Kuguar, und für den Jaguar auch nicht. Nehmen Sie es weg — —

Ich gehorchte und nahm das Buch. Wenn Sie wirklich keinen andern Kummer haben, fing ich an —

Ach, die Tante hat Recht, fiel sie mir in's Wort. „Wir armen Kinder haben keine Wissenschaften." Ihr altes Citat, das sie so oft wiederholt! — Was ist mir der Jaguar. Ich hasse ihn. Und Franz, dieses Kind, das nun schon ein Gelehrter ist; und auf mich herabsieht. O wir Frauenzimmer, was für elende, überflüssige Geschöpfe sind wir!

Ich konnte nicht umhin, laut und herzlich zu lachen. Lassen Sie doch Ihrem Bruder Franz die Wissenschaften, antwortete ich dann, und bleiben Sie, was Sie sind!

Was ich bin? Was bin ich, sagte sie mit unschuldig tragischem Gesicht. Hab' ich denn Kenntnisse? Gar keine. Hab' ich Talente? Nicht ein einziges. Ich sollte einmal Klavier spielen lernen; es hat nichts geholfen. Ich habe wenig Gehör; und eine schwache Stimme. Andere können wenigstens zeichnen oder malen; ich kann nicht einmal das. Wenn

ich noch wenigstens wie Emilie wäre, die junge Professorin: daß ich eine ganze Gesellschaft unterhalten, daß ich sie durch meinen Geist entzücken könnte! Ich habe keinen Geist; — bitte, schweigen Sie. Noch nie in meinem Leben hab' ich einen Witz gemacht! Wenn ich noch ein großes, weites Herz hätte, das viele Menschen auf einmal lieben könnte; — auch das hab' ich nicht. Ich habe hier (sie deutete auf ihr Herz) nur für ein paar Menschen Platz; und kaum für ein paar! — Wenn nun Franz zurückkommt, wird er sich verlieben, selbstverständlich; wird eine Frau nehmen, natürlich; und dann hab' ich meinen einzigen Zweck, meinen einzigen Menschen verloren — — ein wirklicher Schauder überlief sie — — und wozu dann leben!

Wie dieses Gespräch verlief, könnt' ich nicht mehr sagen; vermuthlich endete es in Humor und Scherz, für den sie (wenn sie auch in der That keine Witze machte) immer Sinn und Gefühl hatte; doch ihre tragische Stimmung war sehr ernst gemeint. Gutes Fräulein Susanne, dachte ich, wie Manche wünschte sich wol, so „talentlos" und dabei so liebenswerth und geliebt zu sein! Und wie unaussprechlich gut muß es dem Einen ergehen, dem einmal der ganze Platz in deinem Herzen gehört! — — Nicht lange nach diesem Gespräch kam Franz zurück. Die stille, strahlende Vorfreude Susannens auf diesen Tag war rührend und unbeschreiblich. Wo sie ging und stand, lachten ihr die Augen; die verkehrten Antworten, die sie gab, waren nicht zu zählen. Zuweilen sah sie mit einem so seligen, gefüllten Blick in die Ferne, gleichsam ihm entgegen, daß mich dieser Ausdruck bis in den Traum verfolgte . . . Wir waren drei, die wir auf den Bahnhof gingen, um ihn zu empfangen: Susanne, eine ihrer Freundinnen — jene „geistreiche" Emilie — und ich. Noch seh' ich sie in der Halle, an einem Pfeiler, neben dieser hochgewachsenen Frau Emilie stehen. Susanne, die Zierliche, hell gekleidet, ein leuchtendes rothes Band im dunklen Haar, die Arme in der Freude der Erwartung in einander gelegt und an die Brust gedrückt. Die Andere — eine Jugendgespielin der Geschwister, seit einem Jahr vermählt — mit niederhängenden Armen und unruhigen Fingern, sonderbar erregt; die Augen halb eingedrückt, die vollen, stark gerötheten Lippen fest zusammengeschlossen. Ich bemerkte dies alles, weil man mir vor Zeiten gesagt hatte, diese schöne Frau — deren Junogestalt mich begeistert hatte — sei dem jungen Franz sehr geneigt gewesen und habe ihren Gemahl vermuthlich ohne Liebe genommen. Franz war jünger als sie, und noch in den Lehrjahren; ihr Mann schon ein angesehener Gelehrter, Professor — der vergleichenden Anatomie, wenn ich nicht irre — und von großem Vermögen. Nun stand sie hier auf dem Bahnhof, den Jugendfreund zu erwarten, der in ihrem Hause wohnen sollte, um mit ihrem Mann gemeinsam zu arbeiten, ihm bei einer großen Untersuchung wie ein jüngerer Bruder an die Hand zu gehen. Sie war erregt, und verbarg es nicht. Die sonderbaren Widersprüche in ihrem

Gesicht, die mir schon früher aufgefallen waren — wilde, leidenschaftliche Bewegungen, dann wieder etwas sanft traurig Schmachtendes — wechselten rasch und ganz unverhüllt. Wie das enden wird, mußt' ich bei mir denken — —

Ich freue mich, ich freue mich, sagte Susanne leise.

Wissen Sie, welches die glücklichsten Momente sind? sagte Frau Emilie und wandte sich zu mir.

Ich sah das eigenthümlich Verzehrende, melancholisch Verlangende, das in ihrem halbverschleierten Blick lag, und dadurch verwirrt schüttelte ich nur den Kopf.

Sie lächelte, ich kann nicht sagen wie. Wenn man den Zug — fuhr sie fort — mit dem man einen geliebten Menschen erwartet, eben hereinfahren sieht. Das ist der schönste Moment.

Warum? fragte Susanne.

Weil man nun die Gewißheit hat: da kommt er; — und weil diese Empfindung glücklicher, idealer ist, als Alles, was dem noch folgen kann — —

Sie brach ab.

Das weiß ich nicht! murmelte Susanne, den Kopf schüttelnd. Sie schüttelte ihn noch einmal und lächelte, als sähe sie alle die andern glücklichen Augenblicke, die da kommen würden: ihren gebräunten Reisenden an's Herz zu drücken, ihn anzuschauen, ihn erzählen zu hören, an seinem Arm durch die Straßen zu gehen. Sie warf mir einen strahlenden Blick zu. Ein langer Pfiff meldete den Zug. Das dumpfe Rollen der Wagen ward vernehmbar. Franz! Franz! rief Susanne aus, sobald sie nur den Rauchfang der Locomotive entdeckte. In diesem Augenblick drückte Frau Emilie die Augen zu, und mit der ganzen Gestalt gegen den Pfeiler gelehnt, den Kopf zurückgebogen, öffnete sie die vollen Lippen, die sie leise zuckend bewegte, als athme und sauge sie das Glück dieses Moments. Mich überlief ein unheimliches Gefühl. Ich mußte sie beständig betrachten, bis der Zug herein war; — dann erst blickte sie auf und starrte die lange Reihe der Wagen an. Susanne stand schon vor der Thür eines Coupés, in dessen Fenster die hohe, helle Stirn, das verbrannte Gesicht ihres Franz erschien. Seine graublauen Augen, ganz den ihren gleich, leuchteten sie an. Er sprang aus dem Wagen und in ihre Arme.

Bist Du es? Im Ernst? Du? Du? stammelte sie, ihn so recht umschlingend. Sie reichte ihm nur bis an's Kinn, dem stattlichen jungen Mann; ihre zarte, elfenbeinern gelbliche Farbe mischte sich sonderbar mit seinem bräunlich blühenden Gesicht. Doch aber klangen die Formen, von den hohen Stirnen bis zum sanften Kinn, so verwandt zusammen, daß wol Jeder gesagt hätte: das ist ein Bruder, der seine Schwester umarmt! — — Endlich begrüßte er auch mich — mit einem übermüthigen Scherz, wie gewöhnlich — und trat dann vor Frau Emilie hin, die sich

kaum bewegte. Er fing an zu lächeln. Irgend ein heiteres, unbefangenes Wort schien er sagen zu wollen, das er vermuthlich während der Fahrt überlegt hatte, und in dem gewiß viel Vernunft war. Doch als er nun in diese vom „Glück des Moments" gesättigten, leidenschaftlich ernsten Züge sah, brachte er nichts hervor. So braun er war, sah ich ihn doch erblassen. Es schien ihn ein plötzlicher Schreck zu überfallen, daß in ihm selber etwas vorging, was er nicht erwartet; daß in diesem Augenblick Niemand lächeln konnte, weder er noch sie ... Ich stand beklommen da. Wie wird das enden, dachte ich unwillkürlich von Neuem. Nur Susanne, wie in die Nebelwolke ihres Glückes eingehüllt, schien nichts zu bemerken. Sie nahm ihr Tuch und wischte ihm ein Kohlenstäubchen von der edlen Stirn; wir müssen ihn waschen! sagte sie, in Thränen lachend. Komm, Jaguar, komm! — Gott mag wissen, wie in diesem Augenblick dieses Wort ihr einfiel; — doch große Freude hat selten große Worte. Sie hängte sich in seinen Arm, zog ihn zum Ausgang fort. Und so endete dieses Wiedersehen, das mir in ein paar flüchtigen Sekunden einen offenen Abgrund gezeigt hatte, dessen Tiefe ich nicht zu ermessen wagte.

Bald darauf verließ ich die Stadt; was sich weiter am Rande dieses Abgrunds begab, erlebte ich nicht mehr. Später hab' ich's erfahren ... Franz zog sogleich in des Professors Haus. Er begann seine Sammlungen zu ordnen, daneben die gemeinsame Arbeit mit jugendlichem Feuereifer anzugreifen. Aber es schien, als reiche seine Gesundheit für diese neue Anspannung nicht aus; denn die frische Blüthe seiner Hautfarbe fing an zu welken, und der Glanz seiner Augen ward nach einiger Zeit so unstet und übermäßig, daß es die Freunde besorgt machte. Sogar sein phantasievoller Humor nahm ab; er brütete oft still vor sich hin. Susanne sagte nicht viel, ging aber mit heimlich traurigen Blicken um ihn herum. Frau Emilie redete ihm zuweilen lebhaft zu, von der Arbeit zu lassen, warf einmal den Gedanken hin, daß er dieses nordische Klima wieder meiden sollte, widerrief es aber noch in derselben Stunde. Eine sonderbare Unruhe war über sie gekommen; auch sie schien zu leiden. Doch wenn ihr Mann — der in seinem arglosen Gelehrtenstolz nur der Arbeit lebte, und das Innere eines Kaninchens oder eines Frosches besser kannte, als das einer Frauenseele — wenn er zerstreut-zärtlich fragte, ob nicht ärztlicher Rath für sie nöthig sei, so schüttelte sie ablehnend den Kopf ...

Der Herbst verging, man gerieth allmählich in den Winter hinein. Die Gesellschaften, die Hausbälle begannen. Eines Abends sollte Susanne in den Wagen steigen, zu einem dieser sogenannten „Zauberfeste" zu fahren. Sie hatte sich gesträubt, weil ihr die Freude an vielen Lichtern und Menschen jetzt so ganz versagte; doch die lebenslustige Tante ließ sie nicht gewähren. Thörichtes, sentimentales junges Volk! war ihr gewöhnlicher Vorwurf, der auch diesmal nicht fehlte. Auch Emilie will

lieber das Haus hüten, ebenso wie Du — ich möchte wol wissen, warum; aber ihr Mann, der sonst ein alter Dachs ist, hat sie heut aufgerüttelt, und so fahren sie hin, — und Du auch, mit mir! — Susanne widersprach nicht mehr; sie schüttelte nur den Kopf. Ich fahre noch erst zu Franz, sagte sie, und ging. Die Tante schwieg. Eine stille Sehnsucht zog Susanne, vorher den Bruder zu sehen, der, körperlich und geistig ermattet und menschenmüde, in seinem Zimmer blieb; der nun einsam dasaß, vielleicht wieder über die Bücher gebeugt, die er meiden sollte, vielleicht mit Gedanken beschäftigt, die er noch mehr hätte meiden sollen ... Sie stieg ein und fuhr in die Vorstadt am Park, in der er wohnte. Ihr Seidenkleid rauschte die Treppe hinauf, und durch die leeren Zimmer — Emilie schien nicht mehr zu Hause zu sein — bis an die letzte Thür. Hier war es dunkel; doch Franzens Thür konnte sie nicht verfehlen. Nach leisem Klopfen trat sie leise ein. Es befremdete sie, daß Franz im Finstern saß. Als er das Rauschen ihres Kleides hörte, stand er auf, ihr entgegen. „Emilie!" hörte sie ihn flüstern. Dann fühlte sie sich von seinen Armen umschlungen, an sein Herz gedrückt, und von leidenschaftlichen Küssen bedeckt, die ihr die Augen schlossen und die Worte erstickten.

Franz! rief sie endlich voll Entsetzen aus.

Der Unglückliche hörte ihre Stimme und ließ sie aus den Armen. Franz! Franz! wiederholte sie. Doch im nächsten Augenblick fuhr ihr schon der Gedanke, was denn nun zu thun sei, durch den Kopf. Sie trat wieder an die Thür und drehte den Schlüssel im Schloß.

Ich bin nur Susanne, sagte sie dann leise. Franz! O mein Gott!

Er schwieg.

Die lange Schleppe eines andern Kleides rauschte heran, bis zur Thür. Leises Klopfen folgte. Susanne stand neben Franz und legte, im Dunkeln, eine ihrer zitternden Hände auf seinen Arm. Darauf schwieg er denn wie sie, und sie rührten sich nicht. Frau Emilie klopfte noch einmal, und wieder. Das Herz der armen Susanne schlug so stark, ihr Athem ging so laut, daß sie dachte: muß sie es nicht hören! — Doch Emilie hörte nichts. Nach einer Weile rauschte sie endlich stumm hinweg, wie sie gekommen war. Die nächste Thür fiel in's Schloß. Bald darauf konnte man auch Schritte auf der Treppe hören, und des Professors Stimme, die sich entfernte und zuletzt verhallte. Der Wagen mit ihm und ihr fuhr die Straße hinab. Nun endlich fühlte Susanne, daß die Kniee ihr zitterten, und sie suchte mit den Händen einen Stuhl, sank hinein und begann zu schluchzen.

Emilie! murmelte Franz verstört. Dann, sich verbessernd: Susanne! — Ach, verdamme mich nicht. Glücklich bin ich nicht. Warum weinst Du, Susanne. O, verdamme mich nicht!

Sie richtete sich auf, wieder Kraft gewinnend. Du hast Recht, sagte

sie: warum weine ich. Muß ich Dir nicht helfen, statt zu weinen. Franz! Unglücklicher Franz! — — Sie trat an den Tisch. Wo ist Dein Licht, fragte sie. Doch da er schwieg, dachte sie: ihm ist besser, wenn er mich nicht sieht, und sie fragte nicht mehr. Nachdem sie das Schluchzen und Zittern ihrer Stimme ganz überwunden hatte, suchte sie seine Hand und zog ihn sanft mit sich fort, auf den Divan nieder.

Ich gehe mit Dir, wohin Du willst, sagte sie. Fort mußt Du; nicht wahr.

Er antwortete nicht. Erst nach einer Weile sagte er: Für was für einen Verbrecher magst Du mich wol halten. Wie Du mich wol verachtest. Susanne — wie soll ich es Dir sagen. Ich bin ein großer Sünder; aber Du weißt das Schlimmste. Du weißt Alles. Verstehst Du!

Desto besser, antwortete sie. Aber Du mußt, mußt fort. O wie blind wir sind: nie hätt' ich gedacht, daß mein Bruder, daß Du —! — — Doch ich sage nichts; wozu Vorwürfe; die retten Dich nicht. Ach, wie weit ist es schon gekommen: wie blind muß Deine Leidenschaft sein, daß Du mich, die kleine Susanne, für Diese da nehmen konntest — — Ein Schauder schüttelte sie, eine jungfräuliche Empörung, gegen die sie mit aller Kraft der Schwesterliebe kämpfte. Wir gehen also fort, wiederholte sie. Eh Alles verloren ist; eh Du ihren Mann, der Dir so vertraut, der gegen euch ohne Schuld ist, — eh Du ihn und sie zu Grunde richtest! Morgen, morgen fort —

Ja, ich will; ich muß, sagte er verzweifelnd. Doch wie kann ich! wie kann ich denn! setzte er, in seiner Noth aufspringend, hinzu. Du kennst sie nicht! Sie läßt mich nicht fort. Sie will mit mir sterben, lieber als mich lassen! Was liegt ihr am Leben; nichts. Sie will glücklich sein. Sie will mich haben, behalten, oder sterben. Wie ist ihr das gekommen, mich, gerade mich — — ich weiß nicht. Nun ist es so, und sie läßt mich nicht. Und Du — Du — wie willst Du mich retten!

Von diesem Ausbruch, diesem Bekenntniß erschüttert saß Susanne wie verzagend da. Und Du liebst sie? fragte sie nach einer Weile.

Hilf mir, Susanne! gab er nur zur Antwort. In jugendlicher Fassungslosigkeit warf er sich auf den Divan hin.

Ja, ich helfe Dir, sagte sie wieder muthig. Du bist jung; sollst noch lange, lange leben. Du mir sterben! O Gott! — — Wir werden nicht bis morgen warten; nicht bis sie zurückkommt; noch heute Nacht gehen wir fort. Wenn sie Dich dann nicht mehr findet, muß sie Dich ja lassen — — Wir aber, lieber, lieber Franz — — Sie sprach nicht aus, sondern sie stand auf, suchte Licht und zündete es an. Nur mit einem halben, schonenden Blick auf ihn, der sich die Hand vor die Augen legte, fuhr sie lächelnd fort: Hab' ich Dir nicht Deine Sachen durchgesehen, geordnet; weiß ich nicht von jedem Stück, wo es liegt. Was Du brauchst,

pack' ich Dir zusammen. In zwei Stunden zur Bahn, und hinaus in die Welt!

Sie sah in einer Ecke einen Koffer stehen, öffnete ihn und begann zu packen. Er sah ihr verwundert, bestürzt eine Weile zu. Endlich schüttelte er hoffnungslos den Kopf.

Ach, es hilft ja nichts, murmelte er. Laß, laß.

Warum hilft es nichts?

Er zögerte mit der Antwort. Ob ich sie liebe? stieß er dann hervor. Ich bin ja von Sinnen, Susanne. Ich will sie nicht lieben, denn es ist nur Qual; Glück ist es nicht; — aber wer fragt mich, ob ich will. Ihr sagt, ich sei krank. Sie ist meine Krankheit! Wenn ich an sie denke — wenn es über mich kommt — dann verlier' ich Verstand, Willen, Fassung, Alles. Wie wenn eine Kraft von ihr ausginge — wie wenn die Atome, sag' ich Dir — — Laß mich hier, Susanne; laß mich sterben! Ich werde aus dem Wagen springen, wenn Du schläfst, um wieder her zu kommen; sobald ich allein bin, werd' ich Dich verlassen. Denn wenn dies kommt, hab' ich keine Vernunft ... Verachte mich nicht! Laß mich daran sterben!

Susanne kniete vor dem Koffer, ohne die Hände zu rühren, und weinte still vor sich hin. Wenn es so stand, — was konnte sie thun! — — Doch sie weinte nicht lange; dann erhob sie sich, setzte sich neben ihn und sah ihm mit den nassen Augen still und fest in's Gesicht. Und ich helfe Dir doch, sagte sie. Als Du damals für todt in Deinem Bettchen lagst, und ich, auch noch ein Kind, heimlich zu Dir hineinschlich, weil mir so schrecklich um's Herz war, und ich meine beiden Arme um Dich legte und rief: Franz, Du darfst nicht todt sein! Franz, Franz, flieg' mir nicht fort! — und Du nun aus dem Starrkrampf erwachtest und mich so sonderbar ansahst: da dacht' ich, durch mein Rufen und Flehen hätt' ich Dich aufgeweckt, und lief durch die Zimmer und rief: ich hab' ihn wieder lebendig gemacht! Franz ist wieder da! — — Nun sind wir große Leute, Franz, aber ich komme wieder, Dich zu wecken; und Du sollst mir auch aufwachen — großes Kind, das Du bist! Kümmere Dich nicht darum, daß ich wieder weine. Ich habe doch Muth, und sterben lass' ich Dich nicht! — Morgen sind wir fort, Niemand weiß wohin; und wo wir auch sind, nie verlass' ich Dich, meinen Gefangenen — — sie streichelte ihn, sie umschlang ihn, sie drückte ihren Kopf an den seinen — — bis Du mir sagst: nun bin ich gesund! Denn Du hast nur mich, und ich nur Dich, und ich muß Dich retten. Sag' mir nichts mehr, Franz! Schwöre mir nur: Du gehst mit mir. Sieh mich an und schwör' mir's!

Noch heute Nacht? fragte er, durch ihre Liebe, ihre Stimme, ihre Worte erschüttert.

Ja, noch heute Nacht.

Und was sagt dann die Welt? Wenn ich so verschwinde —? — Was wird man denken, Susanne?

Sie sann eine Weile nach. Einer muß uns helfen, sagte sie dann vor sich hin.

Wer muß uns helfen?

Der Doctor F., sagte sie getrost. Der ist ein alter, kluger Arzt, und ein kluger Mann: der weiß, wie es hier steht. Nun versteh' ich erst, was er mir neulich sagte: „unser blasser Patient, Ihr Bruder, hat so eine Art von Leiden, dem ich nicht beikommen kann. Ein anderes Klima — recht, recht weit von hier — könnte da nur helfen" — — Ja, er wußte es wohl. Er kennt Dich und sie! — — Wenn ich hier fertig bin, schließe ich Dich ein — sie lächelte liebevoll und umarmte ihn — und fahre zu ihm. Wie schnell wird er begreifen ... Morgen soll er dann den Andern sagen: um Deiner Gesundheit willen hätt' er Dich fortgeschickt, in den Süden, — nach Italien, oder wohin Du willst; und so in aller Stille hätt' er es gethan, damit nicht irgend eine Einrede Dich wieder wankend mache und zur — zur Arbeit zurück locke; zur geliebten Arbeit, die Dich zu Grunde richtet — — oder wie der weise alte Herr es dann ausdrücken will. So wird es gehen; denn es muß. Sag' nun nichts mehr, Franz; Du gehörst nun mir. Süßer, lieber Bruder, ich sag' Dir heute noch einmal: „Franz, Franz, flieg' mir nicht fort!" — —

Er lag in ihren Armen, willenlos, in Thränen. Was erzähl' ich weiter; — es geschah, wie sie wollte. Noch an diesem Abend fand sie den Arzt, fand ihn mit ihr einig; noch in der Nacht reisten sie ab. Wie man es der Tante beibrachte, weiß ich nicht zu sagen; — auf ihren nicht viel denkenden Kopf war leicht zu wirken. Wie Emilie, die an Mann und Haus Gekettete, es ertrug, sagt Jeder sich selbst. Aus Venedig kam Susannens erster Brief; dann aus Mailand, Genua und so fort; von jedem Ort schrieb sie, doch immer erst wenn sie ihn verließen, und ohne zu melden, wohin.

Er war ihr Gefangener, wie sie ihm gesagt hatte; und kein Kerkermeister hätte ihn besser als diese kleine Susanne bewacht. Doch auch Keiner so lieblich, so schmeichelnd ... Wenn sie sich trennen mußten, wenn sie ihn in seinem Zimmer allein ließ, schmiegte sie sich an ihn, liebkoste ihm ein wenig, mit irgend einem heitern Wort, dem er nicht widerstand; und dann ging sie hinaus und verschloß die Thür. Wenn sie durch die Städte, durch die Straßen zogen, hing sie an seinem Arm; ihr sonst so gern nach innen träumendes Auge schien jetzt nur dazu geschaffen, in die Welt zu schauen, Alles zu genießen, über Alles zu staunen und zu denken, und ihre fröhliche Empfänglichkeit steckte ihn an. Sah sie dann, mit diesem heimlich tastenden Frauenblick, daß es wieder „über ihn kommen" wollte, so ward sie auch träumerisch und still; und mit

ihrer lieben, weichen Stimme kam sie endlich: „Sag' mir von ihr! Du hast Kummer, Franz. Ich versteh' Dich, Franz. Wie ein Gewitter ist es über euch gekommen. . . . Lassen wir die Gallerien und die Fische und die Blumenmärkte; sag' mir nur von ihr!"

Oft erreichte sie dann, was sie wollte: sein jugendlich weiches, frisch blutendes Herz entlud sich, und der „Magnetismus der Atome" verlor, unvermerkt, allmählich, seine dunkle Kraft. Oft mißlang es auch. Sie sah dann in stiller Angst, daß es heftiger, wilder an ihm nagte; daß er stumm dahinging, daß aus seinen freundlichen blauen Augen ein Blick des Hasses auf sie fiel, der sie schaudern machte. Dann lenkte sie etwa heim, ohne daß er es wahrnahm, und in seinem Zimmer mit ihm angelangt, sagte sie wol zuweilen: „Da ist Feder, Dinte und Papier! Willst Du ihr schreiben, nun mein Gott, so thu's. Ich lasse Dich allein. Willst Du ihr sagen, daß Du nicht verzichtest, daß Du wiederkommst, daß Du nicht leben kannst ohne sie, — ich kann Dich nicht hindern. Wenn Dein Gewissen Dich nicht hindert, so thu's!" — — Zweimal schrieb er nicht, raste sich nur aus, bis er stille ward. Das dritte Mal nahm er sie beim Wort und warf einen Brief auf's Papier, in dem er Zukunft, Glück und Leben an Emilie hingab. Susanne trat wieder ein und sah den Brief, dessen Inhalt sie errathen konnte. Ihr geheimes Zittern überwindend, sagte sie: „Wir mit einander tragen ihn zur Post. Das Wetter ist schön. So komm!" — Sie gingen hinaus. Es war in Genua. Sie führte ihn über einen Platz, den er besonders liebte; von dem er auf's Meer hinaus und zum Monte fino hinübersah. Die feierliche Schönheit des Anblicks und die frische, abendliche Luft kühlten sein blutüberfülltes Hirn. Er begann zu seufzen, ihre Hand zu drücken . . . Als sie das wahrnahm, führte sie ihn weiter; dann unter einem Vorwand nach Haus. Sie zündete seine Kerzen an, legte stumm den Brief auf seinen Tisch, und ging leise hinaus. Ihr Schwesterherz täuschte sie nicht. Schwarze, zarte Asche lag umher, als sie wiederkam; er hatte den Brief verbrannt. Etwas Feuchtes im Aug', fiel er ihr um den Hals: „Verachte mich nicht, Susanne!" rief er aus. „Verzweifle nicht an mir; hilf mir!"

So zogen sie durch Italien weiter; ein so seltsames Paar, wie man wol je eines gesehen. Sie zogen an der Küste fort, über Florenz nach Rom; — der Genesung zu. Seine edle, reine Jugend, ihre gläubige Kraft, sich wie Geschwister an einander stärkend, gewannen endlich den Sieg. Das Bild der leidenschaftlichen Frau mit den melancholischen Augen, dem verzehrenden Blick ward in Franzens Seele blasser, undeutlicher; die rührende Gestalt, die jeden Morgen an seinem Arm hing, den andächtigen Gang durch das alte Rom mit ihm anzutreten, dieses heiter zu ihm auflächelnde Gesicht schien ihm endlich fast wie ein Theil von seinem eigenen Ich. Eines Tages saßen sie oben auf den Ruinen des Colosseums. Das Forum unter ihnen lag in bläulichem, kühlem

Schatten, die Sonne leuchtete über den Palatin. Milde, erwärmte Februarluft wehte sanft dahin. Es war sehr still um sie her, und sie sprachen nicht. Franz hatte mit den klaren, ablesenden Forscheraugen, die ihn älter scheinen ließen, als er war, die ganze Runde durchwandert; er war dessen müde geworden und sah vor sich hin, auf die Quadersteine; doch etwas Finsteres beschäftigte ihn nicht, denn er lächelte still. Susanne bemerkte es wohl. Ein heiteres, übermüthiges Gefühl gab ihr ein, wieder einmal, wie vordem, zu sprechen: „Franz! sag' mir von ihr!"

Von wem? fragte er zerstreut.

Sie lächelte.

Du dachtest eben nicht an Emilie? fragte sie zurück.

Laß mich! sagte er. Dann nach einer Weile: Ich weiß sehr gut, was Du willst. Triumphiren willst Du. Das ist eure Art!

Sie schüttelte den Kopf. Beide schwiegen wieder. Es war ihm, als träume er, und als steige eben Frau Emilie die steinerne Treppe neben ihm herauf und stelle sich vor ihn hin. Doch sie machte ein fremdes, nordisch kaltes Gesicht. Ihre zu vollen Lippen verzogen sich auf eine unliebliche Art, und es war noch etwas, das ihm nicht gefiel. Wie unglücklich wär' ich mit ihr geworden, dachte er; oder gleichsam nicht er, sondern Jemand in ihm. Auch wenn ihr Mann nicht wäre! dachte dieser stille Jemand weiter; — Franz saß da, als hörte er nur zu. — Auch wenn ihr Mann gestorben und begraben wäre. Auch wenn Alle sagten: nimm sie; sie ist dein! — — Er drückte die Augen zu, ohne zu wissen, warum; und Emiliens Bild verschwamm in dem rothen Schimmer, der durch die Lider drang, und er versuchte auch nicht, es festzuhalten. Was für eine Frau könnte ich denn lieben? dachte er beklommen. Es schwebte ihm etwas vor der Seele, doch ohne Form und Gestalt; etwas rührend Zartes, Feines, süß Beruhigendes. Ihm war, als fühle er es, ohne es zu sehen; als streichle ihn eine körperlose, liebevolle Hand, als wehe ihn die beschwichtigende Musik eines seelenvoll sanften Lachens an. Auf einmal trieb es ihn, wieder aufzublicken. Er sah Susannens große, strahlende Augen auf sich gerichtet; doch sowie sie seinen Blick bemerkte, schaute sie vor sich hin.

Wie sonderbar rührend saß sie da auf den Steinen. Der Hut beschattete ihre hohe Stirn; die zarte Gestalt war nach vorn geneigt, ein verhaltenes, süßes Lächeln hob die runden Wangen und verband sie mit den sanften, etwas schmalen Lippen. Um die Augen, die sonst so mitleidig und mitfühlend blickten, hatte sich ein heiterer Ausdruck selbstloser Freude verbreitet; es lag wie ein stiller Feiertag auf dem ganzen Gesicht, — und die Glocken, die eben aus der Tiefe und aus der Ferne heraufklangen, schienen die rechte himmlische Musik zu diesem himmlischen Ausdruck ihrer Züge zu sein. Er betrachtete sie froh und tief bewegt. Dieses zarte Wesen, dachte er, hat nicht nachgelassen, bis sie mich gerettet . . .

Wie war das möglich . . . Nur so Eine wie Suſanne könnt' ich lieben! ſetzte er dann, unwillkürlich leiſe murmelnd, hinzu.

Sie blickte auf. Sagſt Du etwas zu mir? fragte ſie.

Nein, antwortete er. — — Doch nun ſag' ich etwas zu Dir. — Ich bin geneſen, Suſanne.

Biſt Du es wirklich? — — Ein feuchter Schimmer trat ihr vor die Augen. Sie legte ſich beide Hände auf die Bruſt.

Um ſeine eigene Rührung zu verbergen, machte er ein ſatiriſch-luſtiges Geſicht, wie in alten Zeiten. Ich war ein recht jammervoller Narr, Suſanne, ſetzte er hinzu.

Du warſt wol etwas dergleichen, ſagte ſie und nickte.

Und wie alle Narren war ich unausſtehlich, fuhr er fort. Mich überkommt eine gewiſſe Uebelkeit, wenn ich an mich denke. Homo insipiens, Linné! — — Wie haſt Du es ausgehalten, meine arme, zappelnde Seele aus dieſem tiefen Sumpf heraufzuziehen! nicht an mir zu verzweifeln, Suſanne!

Zuweilen verzweifelte ich, gab ſie ihm zur Antwort.

Und worin äußerte ſich das? Ich hab's nie bemerkt.

Dann dachte ich: „ich kann nicht mehr", ging in mein Zimmer und weinte. Doch in's Taſchentuch, daß Du mich nicht hörteſt. Hatte ich mich dann ausgeweint, ſo ſagte ich Dir in Gedanken, was für ein Narr, was für ein Kind Du ſeieſt — und daß Du mich doch nicht beſiegen ſollteſt — und daß ich ja ſterben müßte, wenn es nicht gelänge — — und mir kam wieder Muth.

Und woher kam Dir immer wieder dieſer Muth, Suſanne?

Aus der Liebe, denk' ich! — —

Er ſah ſie wieder ſtill von der Seite an, und ſie vor ſich hin. Es fiel ihm auf einmal ein, daß ein Bruder und eine Schweſter oben auf der Höhe des Coloſſeums ſäßen und von einer Liebe ſprächen, die ſo wenig begehrt und ſo viel dahingibt; die kein „Magnetismus der Atome" in verlangende Arme zieht, und die doch Uebermenſchliches vollbringt; — und all ſeiner jungen Mannheit zum Trotz kam ihm die Verſuchung, vor tiefer Freude zu weinen. Doch er zuckte nur mit den Wimpern, und es ging vorüber. Arme Suſanne! ſagte er, als er fühlte, es werde ihn nun nicht mehr übermannen.

Warum arme Suſanne? fragte ſie und ſah ihn glückſelig an.

Warum? — Weil Du mit ſo viel Liebe im Herzen — ſo viel unbegreiflicher, unausſprechlicher — — weil Du Niemand haſt als einen Bruder; als mich.

Findeſt Du das ſo bedauernswerth? — Glaubſt Du, nur die andere Liebe kann uns glücklich machen? Hältſt Du nicht viel von Geſchwiſterliebe, Franz?

Doch! antwortete er. Ich kann Dir nicht sagen, wie viel ich von ihr halte. Ich kann Dir nicht sagen, Susanne — —

Er unterbrach sich, und es dauerte wieder eine Weile, bis er weiter sprach. — Mir kommt's heute vor, Susanne, als wäre Geschwisterliebe — Bruder und Schwester, mein' ich — als wäre das die beste, sonderbarste, feinste, menschenwürdigste auf der Welt. Als wäre die ganz genug! Als müßte man irgend einem Schöpfer danken, daß — — als gäb' es nichts, das so edel ist — —

Er setzte sich neben sie auf ihren Stein und drückte sie stumm an seine Brust.

Denkst Du wirklich so, Franz? sagte sie, an seinem Halse hängend, und nun flossen ihr die langen Thränen. Ich will Niemand, als Dich! — Ich hab' Dich mir erkauft, Franz. — Ich will ja Niemand, als Dich!

---

Wer von uns kennt sich ganz? Wer weiß im Voraus, was er über's Jahr, in einem Monat, in der nächsten Woche, morgen fühlen und wollen wird? Wir sagen: ich bin so oder so, ich will nur dies oder das, — und irgend ein Schicksalswind weht um eine Ecke und bläst eine dunkle Gluth in uns, die wir nicht kannten, zu leuchtender Flamme an. Wir glauben unser Thun zu bestimmen, und wir nehmen eigentlich nur in unserm Bewußtsein wahr, was in uns geschieht. Wir lesen uns, während eine unsichtbare Hand uns schreibt; wir erleben uns; und wie auch unsere erworbene Vernunft, unser geläuterter Wille auf unser Thun und Leiden einzuwirken vermag, — woher nahm unser Bewußtsein diese Vernunft, diesen Willen? Woher denn anders, als aus dem Wechselspiel der lebendigen, unsichtbaren Kräfte — in uns und außer uns — die unser Dasein sind, die uns Alle erschaffen, entwickeln und verzehren?

„Ich will ja Niemand, als dich!" sagte Susanne an jenem Abend, auf dem Colosseum. Gute Susanne, auch du kanntest dich nicht ganz! — — Die Zeit in Rom ging zu Ende; die beiden Geschwister, einig, zufrieden und glücklich, zogen nach Neapel weiter, und suchten hier dem regnerischen März jede schöne Stunde, jeden heiteren oder bedeutenden Augenblick abzugewinnen. Wenn ein kalter Wind sauste, frischer Schnee auf den Vesuv herab und Hagel in die Straßen von Neapel fiel, dann blieben sie in ihren Gemächern, lasen italienische Bücher mit einander — nothdürftig genug, denn seine wie ihre sprachlichen Talente waren gar gering — feierten mit einigen Gleichgesinnten, die sie fanden, poetische, halbantike Symposien, und genossen noch wie Studenten diese letzten Wochen ihrer Freiheit: denn sobald Franzens „Genesung" sich hinlänglich bewährt hatte, riefen ihn und sie die alten Pflichten zurück. Franz hatte beschlossen, sich an einer süddeutschen Universität — fern von Emilien — niederzulassen und seine amerikanischen Forschungen zu verarbeiten; nach Susannen seufzte

die Tante; und auch Susanne seufzte, aber nicht nach ihr ... Zu jenen Gleichgesinnten, die mit ihnen künstlerisch lustig lebten, gehörte außer einigen Malern und Bildhauern auch ein vornehmer junger Mann, ein Deutscher wie sie; nicht ohne Vermögen, aber noch ohne Beruf. Er war nicht eigentlich schön; aber er hatte diese aristokratische Gestalt und Haltung, diese Poesie der Formen, die zumal ästhetisch gesinnte Frauen so sehr bezaubert. Auch war in ihm eine unwiderstehlich anziehende Mischung von heroischer Leidenschaftlichkeit und kindlicher Hingebung; von vornehmer Denkart und demokratischer Verachtung aller Vorrechte der Geburt. Er war auf dem Wege nach Aegypten, wie er sagte; doch die Schönheit Neapels hielt ihn fest. Er kam von B., wo Franz und Susanne gelebt hatten; er erzählte von Frau Emilie, die er sehr gut zu kennen schien, und die nach seiner scheinbar unbefangenen Schilderung nicht sowol schwermüthig, als aufgeregt und von Extrem zu Extrem lebte: bald voll auffallender Frömmigeisterei, bald in ebenso auffallender abergläubischer Mystik; heute lebenssatt und mit sich allein, morgen im Fieber und Wirbel der Zerstreuung.

Bei diesen Berichten fühlte Franz noch einige Beklemmung; aber es bedurfte nicht mehr der Künste seines lieblichen „Kerkermeisters", ihn davon zu befreien. Seine eigene Kraft reichte hin. Ihn beunruhigte mehr, daß der junge Freiherr — ich nenne ihn Ferdinand — der ihm anfangs sonderbar kühl und forschend, fast konnte man sagen: feindselig, entgegengetreten war, sein Benehmen auf einmal geändert hatte, als er eines Abends Susanne in all ihrer poetischen Heiterkeit, ihrem innigen Mitgenießen kennen lernte. Von da an schloß er sich den Geschwistern, mit feinster Rücksicht und ohne jede Zudringlichkeit, aber voll Feuer an. Er überraschte Susanne täglich mit zarten Aufmerksamkeiten, auf die kein Andrer verfiel. Er war rührend beglückt durch jede Aeußerung ihrer Dankbarkeit. Sein ganzes Wesen erhöhte, veredelte sich in ihrer Gegenwart; man konnte nichts Liebenswürdigeres sehen. Auch seine Kenntnisse, seine Talente setzten in Erstaunen. Er zeigte eine Fähigkeit, die ästhetischen Genüsse dieser kleinen Gesellschaft mitzugenießen, die in eine wirkliche Künstlerseele blicken ließ. Er zeichnete Susanne, er besang sie in deutschen und italienischen Versen; und in die stille Poesie ihrer Seele drang er so feinfühlig ein, daß er dazu geboren schien, sie zu begreifen.

Franz erschrak; vor der Wirkung dieser Bewerbungen auf Susanne, und vor sich selbst. Denn je mehr er Susanne dadurch beglückt sah, desto mehr fühlte er sich unglücklich; eine schwermüthige Eifersucht befiel ihn, die er kaum zu verbergen wußte. Was geht denn in mir vor? fragte er sich verwundert und beklemmt. Ein liebevoller Bruder ist anfangs eifersüchtig auf den Geliebten, sagt man; daß auch ich es sein würde, hab' ich immer gewußt. Aber dieser Kummer, den ich fühle, — ist denn darin Vernunft? Sie liebt diesen Ferdinand; oder wenn

sie ihn noch nicht liebt, wird sie ihn bald lieben; — warum sollte sie nicht? Verdient er's nicht? Soll sie einsam bleiben, nur weil mir's besser gefiele? Wenn ich einmal ein Mädchen finde, das ich noch lieber haben kann, als sie, werd' ich dann fragen, ob ihr das gefällt? Werd' ich dann nicht um dieses Mädchen werben und kämpfen, bis es mein wird, — ob nun Susanne sich darüber freut, oder nicht? — — Mit solchen Gedanken sprach er sich zur Ruhe; sie gingen ihm nach bis in Schlaf und Traum. Bruderliebe ist selbstlos! sagte er sich, gleichsam auf Schritt und Tritt. Bruderliebe ist edel, ist opfermüthig, ist ein feines Ding. Gönne Susannen ihr Glück!

Es kam, wie er fürchtete: Baron Ferdinand erklärte sich, und Susanne — nachdem sie an Franzens Brust sich ausgeschüttet, sich seiner Zustimmung versichert hatte — willigte ein. Ach, es ist seltsam, Franz! sagte sie, als es geschehen und sie mit dem Bruder allein war; mehr als Dich kann ich ihn nicht lieben; — nie, Bruder, nie; — — doch ich muß ja auch nicht, setzte sie hinzu. Du warst mein Alles, Franz! — Ich habe geweint, daß ich Dich verlasse! — Doch wie kindisch ist das von einem so alten Mädchen: Dich verlass' ich ja nicht. Er hat mir gelobt, geschworen, Dich wie ein Bruder zu lieben. Er ist gut, edel, zart! — Doch wie komm' ich dazu, ihn vor Dir zu rühmen ... Sie schloß den Bruder in ihre zitternden Arme: Franz! Immer mein Franz!

Ferdinand hatte aus eigenem Antrieb erklärt, daß er sein bis dahin zweckloses Reisen und Studiren, seinen „edlen Müßiggang" aufgeben, daß er „zu seinen Kenntnissen ein Amt suchen" wolle. Die Vermählung sollte so lange aufgeschoben werden; und um den Ernst und die Festigkeit seines Vorhabens zu zeigen, riß er sich schon nach wenigen Tagen los und ging nach Deutschland zurück. Hier wollte er in M., wo er günstige Anknüpfungen hatte, sich um eine Stelle bewerben, die seinen Wünschen entsprach. Eh er Abschied nahm, klagte er sich in seiner liebenswürdig beredten Weise vor Susannen an, daß er, durch die Leichtigkeit seiner Eroberungen verführt, sein Herz oft vergeudet und dem weiblichen Geschlecht mehr gehuldigt habe, als gut war. Doch nachdem er sie durch dieses Bekenntniß betrübt habe (sie war blaß geworden und litt sehr), werde er sie nie mehr betrüben; sie habe jeden seiner Blutstropfen treu und rechtschaffen gemacht! — Er schien ihr noch etwas bekennen zu wollen; doch das peinliche Gefühl, das ihre jungfräulichen Züge verstörte, schreckte ihn offenbar ab. Er verließ sie, ohne darauf zurückzukommen. Wenige Tage nach seinem Abschied brachen auch die Geschwister auf. Sie wollten nur noch Capri, Amalfi und die Rosen von Pästum sehen, und dann die Heimreise antreten; beide als Verwandelte: er von der Liebe geheilt, sie von ihr gefangen.

Franz hatte seinen Koffer gepackt und stand in seinem Zimmer am

Fenster, um noch einmal den Molo und den Golf von Neapel sich recht in's Gedächtniß zu prägen, wie es seine Art war. Ein trauriges Vorgefühl lag ihm auf der Seele; er vermied es, sich zu fragen, warum. Man brachte ihm einen Brief, der soeben noch gekommen war, für Baron Ferdinand. Ich werd' ihn ihm nachschicken, sagte Franz, und behielt den Brief. Einen verlorenen Blick auf die Aufschrift werfend, erstaunte er: er erkannte Emiliens Hand. Es durchfuhr ihn ein sehr sonderbares Gefühl. Das erste Mal, daß er wieder diese Handschrift sah; denn nach einigen Fehlversuchen, seinen immer wechselnden Aufenthalt zu erfahren, hatte die tiefgekränkte Frau sich, wie er, in tiefes Schweigen gehüllt. Nun hielt er einen Brief von ihr zwischen seinen Fingern; doch der Brief war nicht für ihn, sondern für Ferdinand. Wie kam sie dazu, an Ferdinand zu schreiben? Nie hatte dieser gesagt, daß er in so vertraulichem Verkehr mit ihr sei; im Gegentheil hatte er einmal angedeutet, daß er auf den Umgang mit ihr verzichtet habe. Warum jetzt dieser Brief? — — Es rührte sich einen Augenblick der mißtrauische Gedanke in Franz: wenn ich ihn öffnete! — Doch er ward roth, daß er das denken konnte. Er warf ihn aus der Hand, auf den Tisch. Dann siegelte er ihn in ein neues Couvert, schrieb Ferdinands Adresse darauf und schickte ihn ab.

Die letzten Reisetage gingen schnell dahin; die Rückkehr nach Deutschland kam, und danach die Trennung. Franz war stiller geworden mit jedem Tag; Susanne erschien oft mit verweinten Augen, doch eine gewisse äußerliche, aufgeregte Heiterkeit blieb ihr meist getreu. Als sie Abschied nahmen, wollte Franz — sonst der männlich Härtere — sie nicht aus den Armen lassen; er nannte sie mit einem Kosenamen, den er ihr als Kind gegeben hatte, und drückte ihr die Hand so sehr, daß sie „Wehe" seufzte. Sie schien ruhiger; erst im letzten Augenblick flüsterte sie ihm zu: „liebster, liebster, liebster aller Menschen!" — — Susanne allein fuhr nach B., dort zu bleiben, bis ihr zukünftiger Gatte zur Vermählung komme. Franz zog seinem „gelehrten Nest", wie er es nannte, seinem „Bienenkorb" zu. Er kam an, packte aus, warf sich auf die Arbeit. Ihm war wie einem Knaben, der ein wunderbares Märchen gelesen, mit Prinzessinnen, Zauberern, singenden Schwänen gelebt hat, und nun abgerufen wird, um zur Schule zu gehen. Die Wirklichkeit, die „Schule des Lebens" gähnte ihn an. Unbedeutend war ihm die nordische Natur, und keiner der Menschen wollte ihm gefallen. O Italien! o Susanne! seufzte er; überall einsam — ob nun unter Menschen, oder allein — und überall betrübt.

Doch wie viel tiefer noch sollte er sich betrüben, als ihm nach und nach aus M., über Ferdinand, seltsame Nachrichten zugingen. Sie waren so unglaublich für seinen hohen Begriff von diesem Manne, und für seinen Bruderstolz, daß er sich sträubte, ihnen Gehör zu schenken. Eine Frau

von abenteuerlicher Existenz — man nannte sie Verena — die dem Baron bei einem früheren Aufenthalt in M. zu gut gefallen, habe ihn jetzt wieder anzulocken gewußt; er gerathe mehr und mehr in ihre Netze, und versäume darüber, die Sache zu betreiben, die ihn nach M. geführt. Traurige Nachrichten über Susanne folgten nicht lange darauf: sie hatte von diesen Dingen erfahren, wollte nicht glauben, zweifelte, härmte sich heimlich ab. Endlich kam durch einen zuverlässigen Freund, einen Augenzeugen, zu Franz die Kunde: man habe diese Verena, ein Wesen von verführerischer Schönheit, aber von durchaus unwürdiger Vergangenheit, öffentlich an Ferdinands Arm gesehen. Auf einen Brief, den Franz hierauf an den Verlobten seiner Schwester schrieb, ward ihm keine Antwort. Dagegen meldete Susannens Tante aus B.: Baron Ferdinand sei so tief gesunken, daß er, wegen seines treulosen und unedlen Benehmens zur Rede gestellt, in der sinnlosen Aufregung des Rausches mit beleidigenden Aeußerungen über seine Braut geantwortet habe. Gleich darauf freilich habe er es bereut und zurückgenommen; Susanne aber, der man dies Alles sofort zu Ohren gebracht habe, sei dabei in Ohnmacht gesunken.

Was Franz empfand, brauche ich nicht zu sagen. Seine friedfertige, ästhetische Natur ward nur noch von dem einen wilden Gefühl beseelt, Susannens Rächer zu sein. In der nächsten Nacht fuhr er nach M. Er drang bei Ferdinand ein und erklärte ihm, er sei gekommen, um ihn zur Rechenschaft zu ziehen, um ihn zu tödten. Baron Ferdinand — ohne Furcht, doch nicht ohne Scham — ward beim Anblick von Susannens Bruder wieder von Reue ergriffen. Er klagte sich seiner unglückseligen, unbegreiflichen Schwäche mit plötzlicher Leidenschaft an. Er verdammte sich; es sei unwürdig, unfaßbar; — wie ein Fieber sei es über ihn gekommen. Er betheuerte, daß Susanne der gute Engel seines Lebens sei, und erklärte sich bereit, Alles gut zu machen. Doch in jedem Wort fühlte Franz eine Beleidigung. Zu einer bürgerlichen Versöhnung, sagte er, bin ich nicht gekommen. Wer hier von „gut machen" spricht, der hat nie gewußt, was für eine Gnade von Gott ihm in der Liebe meiner Schwester zugefallen war! Diese Schwester haben Sie mir auf den Tod verwundet ... Wenn Sie Ihrem ehrlos gewordenen Leben nicht selber ein Ende machen, nun so muß ich es thun! — —

Ein Zweikampf, auf Pistolen, war das Ende. Ferdinand hatte sich als Schütze einen Namen gemacht; Franz, dem leicht das Blut zu Gesichte schoß, dem jede Aufregung die Ruhe und Sicherheit der Hände nahm, war das Gegentheil eines guten Schützen. Dennoch traf er tödtlich; unmittelbar nachdem ihn selber Ferdinands Kugel in der Brust verwundet hatte. Beide sanken hin, und Beide verließ das Bewußtsein.

Als Franz wieder zu sich kam, sagte man ihm — den man inzwischen verbunden hatte — daß Ferdinand ihn vor seinem bevorstehenden Ende noch zu sprechen wünsche. Er ließ sich hinführen, wo Ferdinand, mühsam

athmend, unter einem Baum im Gehölze lag; es war früher Morgen. Ich muß Ihnen noch etwas sagen — fing der Unglückliche an — das mich sehr bedrückt. Sagen Sie's Ihrer Schwester, wenn Sie mich überleben; — und wenn ich bei diesem pfeifenden Athem so undeutlich spreche, daß Sie mich nicht verstehen, so fragen Sie! — Dieses Duell war Ihnen eigentlich schon in Neapel zugedacht; und nun kam es so! — — Als Sie Frau Emilie verlassen hatten, lernte ich sie kennen. Ich hielt sie für die Krone der Frauen. Ich bewarb mich um sie; doch ich erreichte wenig ... Endlich sagte sie mir: „schaffen Sie diesen Menschen aus der Welt, der mich so unerhört beleidigt, so schmachvoll verlassen hat; dann gehör' ich Ihnen!" — Ich war sinnlos vor Leidenschaft. Ich reiste Ihnen nach; fand Sie in Neapel. Meine Absicht war, Sie in einem gelegenen Augenblick in einen Streit zu verwickeln, der so enden sollte, daß — — Ohnehin waren Sie mir von vorneherein verhaßt ... Da lernt' ich Susanne kennen. Ach! — Franz, ich schwör' es Ihnen, meine Liebe zu Susanne war rechtschaffen, edel, gut. Ich vergaß, was ich wollte; ich trachtete nur noch, ihrer würdig zu werden! Damals beim Abschied wollt' ich ihr Alles gestehen; doch ich fand nicht den Muth. Nun erst find' ich ihn, hier, in der letzten Stunde! — Treulos war ich Emilien geworden um Susannens willen; sie erfuhr es und marterte mich mit vorwurfsvollen Briefen; — so einen Brief, den letzten, schickten Sie mir noch aus Neapel nach. Und nun hab' ich Susanne — ich Unbegreiflicher, ich zur Charakterlosigkeit verdammter Mensch — nun hab' ich den Engel um dieses Weib da verlassen. Vielleicht nur weil diese Phrynen, diese Laisse — — ein gewisses Etwas — — Ach, ist das das Leben. Franz! geben Sie mir die Hand! Suchen Sie mir zu verzeihen!

Franz reichte ihm erschüttert die Hand. Dann verlor er diese und jede andere Empfindung, und mit ihnen die Sinne. — —

Es war ihm seltsam und fremd zu Muth, als er in's Leben zurückkam. Ein unsicheres, gleichsam flackerndes Gefühl sagte ihm, er sei Der und Der, weiter wußte er nichts; er erkannte nur, daß er sich in einem nie gesehenen Zimmer, unter einem Betthimmel befand, und daß eine weiße Decke heiß und schwer auf ihm lag. Da er sich noch so fremd schien, und da eine von ihm abgewandte Gestalt sich in der Nähe bewegte, fiel ihm endlich ein, zu sprechen und einen Spiegel zu fordern: damit der Klang der Stimme und der Anblick des Gesichts ihm sagten, ob dieses Ich so beschaffen sei, wie es ihm ungefähr vorschwebte. Die Gestalt verschwand und kam mit einem Spiegel zurück. Als er hineinsah, erschrak er; denn das Gesicht war wie die Stimme: dünn, hohl und farblos. Er betrachtete diese traurigen Züge fort und fort. Es war ihm ein grausames Vergnügen, mit dem wieder auflebenden Naturforscher-Blick die ganze Verwüstung zu studiren, die irgend Jemand hier angerichtet hatte; sich in den fleischlosen „Säulenheiligen", den „Büßer" und „Märtyrer",

der da lag, hineinzusehen. Doch ein Tropfen störte ihn, der ihm auf die Stirn fiel. Er versuchte ihn wegzuwischen; aber der Arm blieb müde auf der Decke liegen. Ein zweiter Tropfen fiel ihm auf die Wange. Nun sah er auf, und ein Gesicht, dessen traurig-frohe Lieblichkeit ihm plötzlich das Herz bewegte, lächelte schwach, doch süß, auf ihn herab. Er erkannte Susanne, deren Thränen flossen.

Wie blaß sie ist, dachte er. Dann hörte er sich mit seiner klanglosen, hohlen Stimme sprechen: Daß Du so schön wärst, hätt' ich nie gedacht ... Wie kommst Du hierher, unter diesen Baum? — — Nun fiel ihm erst wieder ein, daß er ja nicht im Gehölz, sondern unter einem Betthimmel lag. Doch das grünliche Gesicht des sterbenden Ferdinand, unter jenem Baum, tauchte in ihm auf. Wo ist Er? fragte er mit Zögern.

O Franz! Franz! rief Susanne aus und sank schluchzend über sein Bett.

Ein Mann trat vor — der Arzt — und zog Susanne flüsternd und sanft zurück. Bald darauf verwirrten sich wieder die Bilder in Franzens Gehirn; er bemühte sich nicht mehr, zu sprechen und zu denken. So verging die Nacht, die unterdessen hereingebrochen war. Erst als das erste rosige Licht durch die Vorhänge hindurchfloß und die Lider des Schlafenden mit unhörbarem Wellenschlag umkreiste, rührte sich in ihm ein deutliches Gefühl, daß um ihn her etwas sei. Er ließ die Augen geschlossen, doch er hörte Töne, und es ward ihm bewußt, daß sie von außen kamen. Ein Gewand rauschte leise; eine Stimme, die ihm wohlthat, flüsterte über ihm. Sie hatte einen traurigen, doch seinen Sinnen schmeichelnden Klang, so daß ihn ein süßer Frost überschauerte. Endlich verstand er auch die gehauchten Worte. „Franz! Franz!" hörte er's leise klagen; und auf einmal wußte er, daß Susanne sprach. Er horchte auf. — Ach! flüsterte sie. Ach! warum hast Du mir das gethan! Ach, warum hast Du ihn umgebracht! Wie kann man so grausam sein. Franz! Du mein Franz!

Er riß die Augen auf, bis in's Herz erschrocken; richtete sich halb empor und starrte ihr in das wehklagende Gesicht. Plötzlich stand ihm Alles, was geschehen war, was er gethan, vor der Seele. Er wollte ihr etwas zurufen; ihm versagte die Stimme. Gleich darauf faßten ihn ihre beiden Hände und drückten ihn wieder auf sein Kissen zurück.

Franz! was ist Dir? fragte sie bestürzt, mit nicht mehr weinender, sondern besorgter Stimme. Warum fährst Du so auf?

Du hassest mich, sagte er mit Mühe.

Ich Dich hassen? Träumst Du?

Er ist also todt; und Du sagst, ich war grausam — —

Weiter sprach er nicht.

Franz! flüsterte sie nach einer Weile, jammervoll; was hast Du gehört?

Alles, antwortete er.

Ich Dich haſſen, Franz? ſagte ſie und bedeckte ihn mit Küſſen. Würd' ich Dich wol ſo küſſen, ſetzte ſie dann hinzu, wenn ich etwas gegen Dich im Herzen hätte? — Was hab' ich geſagt, Franz. Kümm're Dich darum nicht! — Und mit ſchwerſter Anſtrengung, mit zitternder, doch gehorchender Stimme fuhr ſie fort: Ich muß Dir ja danken für das, was Du gethan haſt —

O Suſanne! Schweſter!

Bei dieſem Ausbruch des Schmerzes aus ſeiner matten Bruſt beſann ſie ſich wieder, was für ein Kranker da lag. Sie faßte ſich, und legte ihm ein kühlendes Tuch auf die heiße Stirn. Guter, lieber Franz! ſagte ſie leiſe, ruhig, und kauerte an ſeinem Bette nieder; wovon reden wir. Was für eine pflichtvergeſſene barmherzige Schweſter bin ich. Still; ach, ſei ſtill. Träume wieder; ſchlafe. Denk' an etwas Liebliches, ſchlafe dabei ein. Nur geſund werden, Franz!

Ach, Suſanne —

Still! — —

Geſund werden, fing er nach kurzem Schweigen wieder an. Ich hab' eine Wunde, nicht wahr.

Ja. Sei nun ſtill.

Hier auf der Bruſt, nicht wahr.

Ja.

Wie lange lieg' ich denn hier? — Wo bin ich? — Wie kamſt Du her?

Auf dieſe drei Fragen will ich Dir noch antworten, ſagte ſie mit ihrem lieblichſten Lächeln, als hätte ſie nie und über nichts geklagt; — dann geh' ich in's andere Zimmer, und Du fragſt nicht mehr! — In dieſem Hôtel hab' ich Dich gefunden, als ich kam; und ich kam aus B., weil ſie mir telegraphirten, daß — — daß Du mich nöthig hätteſt; und Du liegſt hier ſchon eine Woche lang. Doch Du biſt „durch", ſagt der Arzt; und die Bruſt wird geſund und Alles gut werden, wenn Du nichts Unnützes denkſt, ſondern ruhſt und fromm und ſtill und gut biſt — — und mich lieb haſt, Franz! Und nun geh' ich; — doch noch ein Wort. Hier habe ich Deine Hand. So wahr ich ſie küſſe, Franz, — ich will nie mehr klagen; weder daß er ſtarb, noch daß er lebte, noch daß ich ihn liebte. Immer nur, Morgens und Mittags und Abends, will ich mich freuen und denken, daß ich Dich behalten habe, mein Beſtes. Du nun wieder mein Alles! Auf ewig! — Nun aber lieg' ſtill wie ein Philoſoph; gute Nacht!

---

Franz genas; es blieb zwar eine gewiſſe Schwäche in der Bruſt zurück, die immer der Schonung bedurfte, aber er ſetzte ſich, wie er es nannte, „wieder an den Tiſch, an dem die Lebendigen ſitzen". Man ver-

urtheilte ihn wegen des Duells zu Gefängnißhaft; doch durch königliche Gnade ward er frei, noch eh' er die Strafe angetreten hatte. Damals erhielt ich, als erstes Lebenszeichen von ihm seit langer Zeit, eine Photographie, die den Genesenen darstellte. Er war nicht schöner als früher, aber auffallender, bedeutender; die Formen des Kopfes, schien mir, hatten sich vergrößert, die hohe Stirn sich noch mehr gewölbt. Der Blick war eher träumerischer als lebhafter geworden, und um die Lippen — nicht voll, sondern fein und schmal wie die Susannens — glaubte ich einen Zug von leiser Melancholie zu bemerken; der schöne, energische Bart aber und das Haar, das sich plastischer und kühner lockte, gaben diesem frühreifen Gesicht den Charakter voller Männlichkeit. Bald darauf kam noch ein Bild, das mir mehr erzählte, als lange Briefe vermocht hätten. Susanne und Franz saßen Hand in Hand; sie mit den großen innigen Augen dem Beschauer zugewandt, und mit einem kaum wahrnehmbaren Anflug von glückseligem Lächeln; er sie in stiller Versunkenheit, in rührender Hingebung, gleichsam dankbar, betrachtend. In ihrem dunklen, einfach anliegenden Kleid, das die feinen Formen sprechen ließ, und mit der dunklen, offenbar violetten Schleife über dem Spitzenkragen, erinnerte sie mich an jenen Tag in B. — nicht lange vor Franzens Rückkehr aus Südamerika — als ich sie am Fenster sitzend fand und sie mir klagte, daß sie ohne Kenntnisse und ohne Talente sei. Glücklich und zufrieden — so schien es — saß sie nun auf dieser Photographie, neben dem Bruder, da. Aber viel zu tief lagen die großen Augen; und irgend etwas heimlich Zehrendes hatte ihr die Rundung der Wangen weggepflückt . . .

War es zu verwundern? War sie nicht zart, und fein? — Diese zweite Photographie stand vielleicht zwei Tage auf meinem Schreibtisch, als ich hörte, daß eine hitzige, lebensgefährliche Krankheit in Susannen ausgebrochen sei. Der nagende Kummer um Ferdinands Verschuldung und Untergang, der rastlose Kampf um Franzens Leben, an seinem Siechbett, hatten zu lange gewühlt; als sie sich endlich wieder glücksfähig fühlte, brach sie zusammen. Da begann denn nun Franzens Dank; da begann denn seine in's Gränzenlose gewachsene, von allen edlen Gefühlen genährte Bruderliebe sich in reinster Opferfreude zu bewähren. Wenn je ein Mensch einem Menschen vergalt — — Doch das nicht zu Schildernde zu schildern, soll man nicht versuchen. Wie sie ihn gepflegt hatte, pflegte er nun sie; wie sie ihm und sich sein Leben gerettet hatte, rettete er das ihre, ihr und sich. Nur auf Viertelstunden bracht' er es über sich, sie zu verlassen. . . . Seine erneute Jugendkraft hielt dieser Aufgabe Stand. Ihn belohnte das Glück. Susannens so recht zum Ausharren geschaffener Lebensgeist, der sich in der zarten Gestalt geheimnißvoll bewegte, steuerte durch alle Stürme hindurch. Man konnte sie endlich auf's Land bringen; unter Bäumen, auf einer Wiese, konnte sie die

letzte Zauberkraft der Herbstsonne genießen. Das ferne Gebirg sah, wie das Land der Hoffnung und Verheißung, herüber. Dort gedieh sie, langsam, doch mehr und mehr. Eines Tages kam er dorthin zu ihr zurück, nachdem er den Arzt bis zur Landstraße an den Wagen begleitet hatte; in der Gewißheit des Sieges lächelnd, heiter lächelnd, ihre Hände streichelnd, immer streichelnd und küssend; endlich kniete er wie ein Verliebter vor ihr hin.

Was hast Du nur? sagte sie, wie verwundert lächelnd. Doch sie heuchelte: denn von Franz verwunderte sie nichts mehr.

Du bist nun „entlassen", antwortete er. Vom Doctor, mein' ich. Als geheilt entlassen. Dein Krankheitsfall interessirt ihn nun nicht mehr.

Wirklich? fragte sie.

Wirklich.

Ich wäre gestorben, Franz — das weiß ich gewiß — wenn mich dieser barmherzige Bruder hier nicht behütet hätte! Und wenn ich nicht gewußt hätte — fuhr sie fort — daß Du mich durchaus behalten wolltest, wär' ich gern gestorben. — Doch nun leb' ich gern! gern! setzte sie hinzu.

In einigen Wochen, erwiderte er, mit einem sonderbar übermüthigen Gesicht, — in einigen Wochen kannst Du wieder thun, was Du willst. Gehen, wohin Du willst.

Gehen? Wohin?

Nun, jedenfalls wohin es Dir beliebt!

Wohin es mir beliebt?

Nun, Du wirst Dich doch wieder von mir trennen wollen, sobald die Kraft dazu da ist. Entweder zur Tante zurück; oder an irgend einen Ort, wo ich nicht lebe — —

Es überlief die Arme plötzlich, während er das sagte. Doch sie antwortete nichts.

Warum so still? fing er, noch immer in scheinbarem Gleichmuth, wieder an. Du wirst Dir ja schon überlegt haben, wie Du nun Dein Leben ohne mich gestalten willst — —

Sie wandte den gesenkten Kopf zu ihm und blickte ihn wie hülflos an. Ach! sagte sie nur; dann war sie wieder still.

Du hast Dir's noch nicht überlegt —?

Warum bist Du nur so grausam, antwortete sie endlich. Was willst Du. Laß mir doch, diese schöne Zeit. Darüber hinaus — — Großer Gott! was für ein Gedanke!

Nun, was für ein Gedanke?

Mich wieder trennen! von Dir! Mich noch einmal trennen! — — Franz!

Sie legte ihre beiden Hände auf seine Schultern und brach in solches Weinen aus, daß es sie schüttelte.

Doch auch das rührte ihn, wie es schien, nicht gar so sehr. Er stand auf, rieb seine Hände an einander und sah nur strahlend auf die kleine Hülflose herab.

Was hast Du, Franz? sagte sie endlich. Mein Kopf ist wol noch sehr schwach: ich verstehe Dich nicht —

Ich will Dir etwas sagen, antwortete er. Und sich auf den Tisch setzend, der vor ihrem Lehnsessel stand: Suse! Suse! sagte er. Du bist nun sechsundzwanzig Jahre alt, und dafür noch sehr unbedacht; und ich bin dreiundzwanzig, und dafür wunderbar gescheidt! — Wir uns wieder trennen? Dachtest Du wirklich, daß es so kommen könnte? — Das müssen wir uns nun abgewöhnen, Suse; denn ich glaube, ohne einander halten wir's nicht mehr aus. Wer kann mir das sein, was Du mir bist. Wenn ich an die Frauen oder Mädchen denke, die ich kannte: wie von einem andern Stamm kommen sie mir vor; aus irgend einem unbekannten Erdtheil an unserer Insel gelandet, auf der Du und ich mit einander wohnen. Die Patagonierinnen waren mir nicht fremder, als mir jetzt meine sogenannten Landsmänninnen sind! — Wo Du bist, kleine Susanne, da ist mein Glück; meine Lebenslust, mein Humor, mein Drang, etwas zu werden, meine guten Gefühle und Gedanken. Du bist die Luft für mein Ich; wo ich Athem hole. Und Du! Du! setzte er mit übermüthigem Glücksgefühl hinzu, was bist Du ohne mich?

Sie antwortete nicht auf diese Frage. Ach! Guter, thörichter Franz! sagte sie nur, mit einem Blick voll Liebe.

Muß denn Jeder heirathen? sprach er weiter, seine Füße schaukelnd. Wie viele große Männer blieben ledig; — ich will Keinen nennen, damit ich Die nicht beleidige, die ich nicht nenne. Einsamer Junggeselle bleiben, ist vielleicht eine Dummheit; aber viel Verstand ist schon darin, wenn zwei Junggesellen mit einander leben; und das Ideal scheint mir zu sein, wenn diese Beiden Bruder und Schwester sind!

Was Du alles redest! sagte sie, im Herzen doch ganz glückselig. Und Du denkst also wirklich, Franz —

Daß wir uns nie mehr trennen! das denk' ich. Will die Tante die Dritte sein, nun so sei sie die Dritte; will sie nicht, so bleiben wir Du und Ich. Susanne! Ich glaube, Du bist auch erst dreiundzwanzig wie ich, und nur eine halbe Stunde vor mir auf die Welt gekommen. Zwillingsschwester! Wirkliche bessere Hälfte! — — Ich bin höchst überaus glücklich! — — Ich nehme mein Kreuz auf mich! rief er plötzlich aus, hob den Lehnsessel sammt der darin sitzenden leichten Last empor, drückte ihn an sich und trug ihn über den Rasen in's Haus. — —

Dieser Tag war gewissermaßen der Geburtstag des geschwisterlichsten Zusammenlebens, das ich je gesehen; das über tiefe Noth hinweg so jugendlich froh begann, und so traurig-schön mit ihnen enden sollte. Nach Susannens Genesung reisten die Beiden noch einmal dem Süden

zu, die Wiederherstellung ihrer Kräfte zu vollenden; kamen dann über die Alpen zurück, blieben aber in W., wo sie sich für die nächsten Jahre niederließen: denn Franz hatte seinen Gedanken, die akademische Laufbahn einzuschlagen, wieder aufgegeben, und theilte nun sein Leben, wie seine Seele getheilt war: zwischen Natur und Kunst. Das Bedürfniß nach Schönheit und nach der inneren Harmonie, die die Kunst gewährt, war in ihm — vielleicht durch das Zusammenleben mit der zarteren „Zwillingsseele" — ebenso mächtig herangewachsen, wie vordem sein Drang, die Natur zu beobachten, zu erkennen. Doch daß er sich nun zersplittert hätte, könnte man nicht sagen; ein sehr feiner, vermittelnder, zusammenfassender Sinn leitete ihn vom Einen zum Andern, und seine Naturkenntnisse wuchsen ebenso sehr wie sein Schönheitscultus, mit dem sie für ihn denselben Mittelpunkt hatten: jene unbekannte Sonne, die man die Weltseele nennt. Von den bedeutenden Ergebnissen seiner Studien zu reden, ist hier nicht der Ort; ich kehre nach W. und zu den Geschwistern zurück ... Das Vermögen, das sie besaßen, reichte hin, sorgenfrei zu leben. Der Reiz ihres Umgangs machte ihnen Freunde, wohin sie kamen; sie waren beide sehr empfänglich für ausgewählte, schöne Geselligkeit, bei der sie sich selbst nicht verloren. Da die Tante (die schon nach einigen Jahren starb) sich nicht entschließen konnte, ihre gewohnten „Kreise" zu verlassen, blieben sie zu Zweien, als „Du und Ich". Um so reiner vielleicht war ihre Eintracht, ihr Zusammenklang. Doch die eigentlichste Poesie dieses Zwillingslebens begann, wenn der Sommer kam und sie in die Berge oder in's Vorland des Gebirges zogen; wenn ihre Fähigkeit, mit einander wie Zwillingsblumen aufzugehen, gleichsam in der Gluth des Sommers sich sonnte, unter dem erwärmten Himmelsblau, an lieblich kühlenden Gewässern aufblühte; — am schönsten und am liebsten in jener Gegend, wo Susanne genesen war, wo er „sein Kreuz auf sich genommen", und das sonderbare Märchen ihrer „Zweieinigkeit" sich vollendet hatte.

Dort sah ich sie wieder, einige Sommer danach. Wo die flache Hochebene von M. sich den Bergen nähert und gleichsam in Wellenbewegung geräth, liegt der Ort, der ihnen so gefiel; eigentlich nur ein Wirthshaus und ein paar Landhäuser, auf die Höhe gebaut und mit weitem Blick. Die lange Kette des Gebirgs lag am Horizont, nah und fern zugleich, so daß sie den reinen Genuß ihrer Schönheit gab und zugleich leise Sehnsucht weckte; diese Kette durchbrechend zog ein Fluß heran, führte sein klar grünes Alpenwasser durch heitere Thalbreiten zwischen den Vorbergen hin, schäumte an Felsen auf, die aus dunklen Fichtenwäldern vorsprangen, und verschwand endlich im Norden, wie er von Süden kam: hinter grünen Höhen, die alte verwitternde Kronen von Burggemäuer oder Wallfahrtskapellen trugen. Durch lichten und dunklen Wald stieg man von dem Berge, auf dem die Geschwister in ihrem „Schlößchen" thronten, an den rauschenden Fluß und zu einem

schweigsamen Nonnenkloster hinab. Rückwärts aber sammelten sich andere Hügel zu ungleichen Wellenreihen, hinter denen ein großer, villenreicher See sein schönes Geheimniß verbarg. Die Gegend gefiel mir sogleich, durch den Doppelreiz, der aus Nähe und Ferne wirkte; wie abwechselnde Winde wehten uns Frieden und Verlangen, Genügen und Wanderlust an. Das „Schlößchen", das wir gemiethet hatten — ich mit ihnen — war im Geiste einer gewissen kindlichen Romantik gebaut, die wenigstens Franzens Humor vielfach beschäftigte. Er hatte es „Lautereck" getauft, weil es mit seinen Thürmen, Vorsprüngen und Winkeln wirklich wie eine dieser geometrischen Figuren auf Vorlegeblättern aussah, an denen die zeichnen lernende Jugend sich übt. Inwendig aber schoben sich die Räume lustig und fast malerisch durcheinander; — und es waltete darin ein holder Geist, vielleicht der holdeste, beruhigendste, den ich je gekannt: die „Zwillingsseele" Susanne.

Sie war älter geworden, wenn man an die Erfahrungen des Herzens denkt; man sah es ihr wol an, daß sie „Todte hatte"; aber ein stiller Glanz unzerstörbarer Jugend lag auf ihr, wo sie ging und stand. Man mußte sie lieben, da war keine Frage; auch verlieben mußte man sich in sie, wenn man ein freies Herz hatte; — meins aber war nicht frei, und so konnte ich sie mit der Unbefangenheit des Freundes betrachten und ihre Nähe so rein beglückt genießen, wie man die sanft schwärmerische Verklärung einer warmen Mondnacht genießt. Sie ward mir schwesterlich zugethan, wie ich bald der Bruder ihres Bruders war; — so weit man bei ihm und ihr noch von geschwisterlichen Gefühlen für einen Dritten reden darf. Naturstudien mit Franz, Kunsttreiben mit Beiden, weite Wanderungen, bei denen sie unternehmend voranzog, Träumen im Gras, thränenlachende Heiterkeit, Poesie und Gesang füllten unsere Tage. Dann kam auch die Zeit, wo sie mir Alles erzählten, was ich hier erzählte. Ich sah auf den Grund ihrer Herzen; man konnte nichts Reineres sehen. Sie verdienten ihr Glück; — denn sie waren glücklich.

Als der Herbst kam, fiel ein Schatten hinein: die Nachricht von Emiliens Tod ... Ein Brief an Susanne brachte diese Nachricht. Sie zeigte ihn mir stumm und ging dann damit, leise und still, zu Franz; — an diesem Tage sah ich ihn nicht mehr. Doch am andern Morgen erschien er wieder in der „Frühstückslaube", gefaßt und ruhig; ging dann, meinen Arm nehmend, in das nahe Wäldchen und setzte sich auf eine Bank, von der man in's Weite sah. Ist es nicht sonderbar, fing er ruhig an: so zufrieden ich war, — ich glaube: ich — oder der Theil von mir, der in die unglückliche Emilie verliebt war — der hat sie eigentlich noch bis zu dieser Stunde geliebt. So zusammengesetzt sind wir! — — Ich habe diese Nacht darüber nachgedacht; ich glaube — fuhr er mit einem trüben, feinen Lächeln fort — diesem Theil von mir hat es geschmeichelt, daß sie mich damals durch Ferdinand wollte tödten

lassen; denn verachtet oder gehaßt hab' ich sie darum nicht! — — Er wurde ernsthaft: Sie war auch nicht schlecht; ich weiß es. Irgend ein irgendwie vererbter diabolischer Wahnsinn war in ihr, der ihr von Zeit zu Zeit über den Kopf wuchs; der einen verrückten Zauber hatte über sie und Andere; doch das Meiste in ihr war von edler Herkunft! — Auch ihr Verlangen nach Liebe . . . Schwärmerisch und übersinnlich war es; leidenschaftlich vom Vater her, übersinnlich-zart von der Mutter; — ewiger Widerspruch! Sie lechzte immer nach Liebe; und den eigentlichen Urtrieb der Liebe hatte sie doch offenbar nicht. So ging es ihr mit mir, so mit Ferdinand. Sie zog an, stieß ab. Sie erweckte das glühendste Verlangen; dann wollte sie lieber mit dem Geliebten *sterben*, als mit ihm *leben* . . . So verlor sie Alles. Das ertrug sie nicht. Ihr starker Geist zerrüttete sich; — Wahnsinn, Krankheit — und Tod!

Er gab mir einen zweiten Brief, der an ihn selber gekommen, in dem dieser Verlauf ihres Schicksals umständlicher erzählt war. Während ich ihn las, mußte ich bei mir denken: Was für ein frühreifer Geist wohnt in diesem fünfundzwanzigjährigen Franz, der seine Geliebte nachträglich so ergründen, so begreifen konnte! — — Er stand auf und schnitzte Buchstaben in einen Baum; dann kam er zurück. Mich mit seinen blauen Forscheraugen anblickend, sagte er langsam: Wir Menschen denken Wunder was wir sind. Jeder ein Gedanke eines Schöpfers; eine Einheit, ein Kunstwerk. *Zusammengewürfelt* sind wir; alle! alle! Und die sogenannten harmonischen Naturen sind nur eben die, bei denen es am wenigsten auffällt, daß Vater Hinz, Mutter Kunz, Großväter und Großmütter und Ahnen und Urahnen im Würfelbecher getanzt haben! — Diese unglückliche Emilie war zusammengesetzt aus Widersprüchen; doch *Jeder* von uns hat in der großen Familienstube, seinem Gehirn, so und so viele Ichs, die sich besser oder schlechter vertragen, je nachdem. Du verstehst mich nicht falsch; darum sag' ich Dir: *ich* zum Beispiel, ich habe von Zeit zu Zeit Stunden — nein, nicht Stunden; aber Augenblicke — wo ich Susannen verdenke, ihr fast feind darum bin, daß sie mich nicht damals mit Emilien im Rausch der Leidenschaft zu Grunde gehen ließ . . . Und *Susanne* — — ich glaube, zuweilen klagt sie mich noch im stillen Kämmerlein an, daß ich ihren Ferdinand getödtet habe; zuweilen denkt sie wol noch — —

Er brach ab und ging. Ich glaube, ich erwiderte nichts; wir kehrten nach Hause zurück.

Es schien seit diesem Tage in Franz etwas vorzugehen, das freilich an und für sich nicht überraschen konnte: eine allmählich wachsende Neigung, sich dem andern Geschlecht wieder zu nähern. Wie wenn ihn bis jetzt eine letzte geheime Einwirkung Emiliens an dem „todten Punkt" festgehalten hätte, wo er, gleichgültig gegen die andern Evaskinder, nur in dieser brüderlichen Kameradschaft lebte: so trat er nun wieder auf den

unsicheren Boden, wo der Kampf zwischen dem Mann und dem Weib beginnt, wo die „Elemente" einander locken. Noch bis tief in den Spätherbst blieben wir in „Lautereck", aber nicht zu Dreien: Besuche kamen und gingen. Auch Freundinnen Susannens erschienen, darunter sehr jugendfrische, liebenswürdige. Franz huldigte ihnen ritterlich; zuerst mit stetem Humor, dann ernsthafter, eifriger. Eine besonders schien ihm zu gefallen. Ich weiß noch, wie wir eines Tages in's Thal hinabwanderten; Franz ging mit dieser Dame — einem jungen Mädchen — voran und unterhielt sie mit seinen phantastischen Possen, daß ihr Lachen durch den Wald erschallte; ich mit Susannen folgte. Sehen Sie wol, was da vorgeht? sagte Susanne zu mir. Ach! — — Verzeihen Sie, wenn ich seufze. Wir werden wol bald Verlobungsanzeigen drucken lassen; und dann wird Franz sich sein Nest bauen; und dann werd' ich allein sein ... Doch er soll bauen! Nur zu! Dazu hab' ich ja diese Mathilde kommen lassen. Ihr gönne ich ihn! Nur zu!

Doch Susanne irrte: wir ließen nichts drucken, und er baute nicht. Eine Woche später reiste Fräulein Mathilde wieder ab; wir Drei waren wieder allein. Wir saßen um den Kamin, in dem ein Feuerchen brannte — denn es wehten schon winterliche Lüfte — und sahen einander mit komischer Zurückhaltung, alle schweigend, an. Franz streckte seine langen Beine recht mit Behagen aus, ließ seine Schuhsohlen von der rothen Gluth beleuchten, und beobachtete das Spiel der flackernden Lichter auf unsern stummen Gesichtern. Endlich sagte er heiter: Kinder! was für ein angenehmes Reisewetter sie hat! — Ein vortreffliches Mädchen! — — Gott sei Dank, damit bin ich durch!

Womit bist Du durch? fragte ich.

Ich habe meine Schuldigkeit gethan, antwortete er. Ich habe mich verliebt. Ich hab' es so weit getrieben, daß ich eine schlaflose Nacht hatte; — wenigstens bis zwei Uhr habe ich gewacht: dann dachte ich aus Versehen einmal an etwas Anderes und schlief darüber ein ... Aber so wahr ich hier sitze, ich war wirklich verliebt! — Mehr, denk' ich, könnt ihr nicht von mir verlangen. Heirathen kann ich sie nicht!

Warum kannst Du nicht? fragte Susanne.

Sie ist doch auch eine Patagonierin, antwortete er.

Das soll heißen —?

Daß sie nicht von der Susannen-Race ist; und daß ich nur mit Einer von dieser Race leben kann; — aber die find' ich nicht. — Ja, mein Theurer! fuhr er fort, zu mir gewandt und mit tragikomischem Gesicht: das ist das Unheimliche, das tief Erschütternde in meinem Leben, daß dieses Mädchen da (er deutete auf Susanne) mir die andern Weibsen immer wieder verleidet; daß sie mir eine richtige, lebenslängliche Verliebung unmöglich macht; daß ich nie so dumm, blind und taub werde, wie man

sein muß, um ein niedliches Entchen für einen Phönix zu halten! — — Aber gutes Reisewetter hat sie! setzte er hinzu.

So verging diese „flüchtige, angenehme Verdummung", wie er es nannte. So vergingen noch manche ähnliche nach ihr, in den folgenden Sommern oder Wintern; denn von Zeit zu Zeit kam immer wieder dieses Gelüst über ihn, „sich unter den Patagonierinnen eine Landsmännin zu suchen". So oft ich ihn wiedersah, war so ein Versuch vorbei, oder ein neuer im Werden. Zuletzt gewöhnten wir alle uns daran, wie man sich an Mondfinsternisse und an Sternschnuppen gewöhnt. Immer blieb er für Susanne von der gleichen Liebe; wie bei allen wechselnden Erscheinungen des Weltraums die Kraft der Anziehung fortdauert, die die Sonnensysteme in ihren Geleisen hält und ihre Bahnen rundet.

Ich war dann, nach mancher neuen Begegnung, ihnen wieder Jahre lang fern; lebte dann sommerlang mit ihnen, wuchs mit ihnen in die „reifen Jahre" hinein: denn auch Franz, der Jüngste, hörte endlich auf, „junger Mann" zu sein. Die Winkel seiner Stirn zogen sich höher hinauf, der Blick der Augen ward schärfer, die Wangen schmaler. Nur Susanne veränderte sich nicht. Hatten sich etwa einmal ihre Formen etwas behaglicher gefüllt, so fand ich sie beim Wiedersehen in das alte Ebenmaß zurückgekehrt; sie „blieb stehen", wie Franz tragikomisch von ihr behauptete: „die einzige große Lüge in der Natur, in der sich sonst Alles fort und fort verändert!" — Eine Sorge nur bedrückte ihr edles Herz: daß Franz sich um ihretwillen nicht beweibte. Sie, die jede Bewerbung, die ihr nahte, gleich im Keim erstickte, als gehöre sie nicht zu Denen, die man freien kann, sie wollte ihm seinen Einwand nicht gelten lassen. Trag' ich denn wirklich die Schuld! sagte sie einmal klagend, als ich bei ihr (in „Lautereck") in ihrem Thurmzimmer saß. Wer ist denn dieser Jemand, der mir so unbemerkt eine Schuld aufgebürdet hat, von der ich nichts wissen will? Was hab' ich denn gethan, oder was thu' ich, ihn zu hindern, daß er glücklich wird?

Ich wüßte nicht, daß er nicht glücklich wäre, gab ich ihr zur Antwort.

Aber er soll Weib und Kind haben, wie die andern Menschen! Er soll nicht als Hagestolz enden! Er soll noch glücklicher sein!

Glücklicher? — Wenn er nun ein Exemplar von der Susannen-Race nirgends finden kann —

Wollen Sie auch noch so reden? fiel sie mir in's Wort. Schämen Sie sich!

Sie stand auf. Sie trat zurück an's Fenster. Wer sie nicht gekannt hätte wie ich — diese zierliche Frau, mit dem drollig strafenden Ausdruck im Gesicht — sicherlich hätte der nicht geahnt, was für ein tragischer Heldenmuth sich hinter diesen Reden verbarg. Doch ich ahnte es; denn ich kannte sie. Susanne! sagte ich, und erhob mich auch. Warum reden Sie so! Wen wollen Sie täuschen: sich, oder mich?

Sie sah mich betroffen an. — Täuschen? — Was meinen Sie?

„Er soll noch glücklicher sein!" sagen Sie — zu mir. Zu mir! der ich besser weiß als irgend ein anderer Mensch, wie glücklich Franz all die Jahre her ist; der ich auch weiß, Susanne, daß er glücklicher gar nicht werden kann! — Widersprechen Sie nicht. Wenn Sie es thun, so ist Jemand in Ihnen, der wiederum Ihnen widerspricht. Und Sie selbst, Susanne? Was würde aus Ihnen, wenn Ihr Bruder ein Weib nähme und Sie allein blieben, ohne Franz, ohne Zweck?

Sie wollte etwas erwidern, doch mein Blick entmuthigte sie, brachte sie außer Fassung. Plötzlich überlief es sie, daß sie zitterte. Sie ward todtenbleich.

Ich kenne Sie ja doch, Susanne, sagte ich bewegt. Warum heirathen Sie nicht? Oder, wenn Ihr Blick mir sagen soll, die Jahre seien vorbei — warum thaten Sie es nicht? Warum durfte kein Mann auch nur durch die stummste Bewerbung fragen, ob er hoffen dürfe? — Weil Franz Ihr Leben, Ihr Glück ist. Weil Sie nur für ihn auf der Welt sind. Weil Ihr Schöpfer Sie dazu geschaffen hat, seine Zwillingsseele zu sein. Keine Verehrung, keine Anbetung, keine Leidenschaft könnte Sie so beglücken, wie diese brüderliche Freundschaft Ihres Franz, der Sie so still vergöttert. Hab' ich Recht, so gestehen Sie es; so nicken Sie mit dem Kopf!

Sie sah mich an, mit tiefem, offenem, schwärmerisch ernstem Blick, und nickte.

Ich frage Sie noch etwas, Susanne; Sie können ja antworten, was Ihnen beliebt. Wenn Sie nun Franz verlieren, hergeben müßten — so oder so — was würde aus Ihnen werden?

Sie blickte hinaus, gen Himmel. Dann schloß sie die Augen, als thäte das Licht ihr weh. — Ich stürbe, antwortete sie.

Sie könnten nicht leben —

Nein! Nein! sagte sie zitternd.

Und doch wollen Sie ihn von sich treiben — in ein sogenanntes Glück, das es für ihn nicht gibt? Geben Sie Acht. Das ist zu erhaben. Das ist Unvernunft. Geben Sie Acht!

Aber ach, mein Gott! sind wir allwissend? gab sie mir zur Antwort. Wenn mir nun doch eines Tages Jemand sagen könnte — oder ich mir selbst —: du, du hast ihn um das Beste betrogen! du bist daran Schuld!? — Lieber sterben! Eh' ich an dem Liebsten, das ich habe, solches Unrecht thue — — Lassen Sie mich! Ich habe meine Pflicht — ich fühle sie hier im Herzen. Quälen Sie mich nicht. Lassen Sie mich! — —

So endete dieses Gespräch. Sie vermied ein zweites. Aber sie ruhte nicht. Diese stille Sorge, daß sie den Bruder vielleicht zu selbstisch an sich gefesselt habe — sie, die selbstloseste der Frauen! — trieb sie immer wieder, auf ihn einzuwirken, daß er sich entschließe. In Scherz und Ernst

hielt sie ihm vor, daß er sehr in die Jahre komme; daß er seine Bürgerpflichten versäume; daß sie eines Tages sterben werde und ihn dann einsam zurücklassen. Hätte sie geahnt, wie dies enden werde! — In reiner, opfernder Liebe trieb sie ihn und sich dem Verhängniß zu — —

Eines Tages erhielt ich, der ich die Beiden lange nicht gesehen, einen Brief von ihm: ich solle nun endlich wieder kommen, und wo möglich sogleich. Es sei Alles gut und schön: er habe sich verlobt. Mit wem? Mit einem Mädchen, das mir hinlänglich bekannt sei, ja dessen Dasein er meinen Ahnen verdanke: denn es seien noch ein paar verwandte Blutstropfen in ihren und meinen Adern; kurz, Ottilie St . . . Und er erwarte mich; und er bitte um meinen Segen; — — und so weiter. Ich weiß nicht, warum mich diese Botschaft nicht erfreute; ich glaube, weil es mir ein Schmerz war, an die Auflösung dieses schönsten Zwillingslebens zu denken; vielleicht auch weil die Fassung des Briefes mir nicht gefiel. Gegen die Wahl an sich konnte ich nichts sagen. Diese Ottilie, eine entfernte Verwandte von mir, und schon seit Jahr und Tag mit den Geschwistern bekannt, hatte etwas Ungewöhnliches, Frühreifes, Gewinnendes; ein interessantes Gesicht und eine volle, junonische Gestalt, die sehr an Emilie erinnerte. Auch sonst waren einige auffallende Aehnlichkeiten da. Etwas Emilienhaftes, dacht' ich, sollt' es also doch sein . . .

Es dauerte einige Wochen, eh' ich reisen konnte. Endlich kam ich nach „Lautereck", wo die Geschwister wieder einmal wohnten; es war Sommer, und große Gluth. Das „verrückte Haus" lag wie in einem heißen Duft auf seiner Höhe. Als ich von der Fahrstraße hinaufstieg, sah ich in dem Eckthurm zur Rechten, den allemal Susanne bewohnt hatte, ihre liebliche Gestalt oben im offenen Fenster; links, wo dieser Thurm seinen Zwilling hatte, tauchte Ottilie, auch oben am Fenster, auf und sah in die Ferne. Mir war's sonderbar, so im ersten Blick vor Augen zu haben, was sich hier zugetragen hatte . . . Ottilie, die mit einer älteren Schwester gekommen war, wohnte in dem Thürmchen links; diese Schwester in der Mitte, Franz zu ebener Erde. Franz war der Erste, der mir entgegenkam. Er schwenkte sein Taschentuch, statt etwas zu sagen, und umarmte mich.

Du bist ja blaß, Franz, waren unwillkürlich meine ersten Worte.

Das hat seine Richtigkeit, antwortete er mit einem Lächeln, das nicht recht gelang. Ich kann Dir auch den Grund sagen: weil ich nicht ganz wohl bin. Wahrscheinlich geschieht mir das nach dem Gesetz der Ausgleichung: wem es sonst sehr gut geht, dem stellt das Schicksal ein Bein, damit die Welt hübsch gleichmäßig miserabel bleibt. Komm hinein! Wir geben Dir zu essen. Da ist Ottilie!

Er nannte sie nicht seine Braut . . . Ottilie erschien mit ihrer Schwester, einer heiteren, nicht mehr jugendlichen Blondine. Sie selber stand hoch und majestätisch in der Thür, fiel mir aber gleichfalls durch ihre Blässe auf und hatte etwas Gespanntes, Unruhiges zwischen den

schön gewölbten Brauen. Zuletzt kam Susanne; stiller als gewöhnlich. Obwol es so heiß war, reichte sie mir eine kühle Hand. Als sie sah, daß ich sie und die Andern nachdenklich betrachtete, sagte sie rasch, als errathe sie meine Gedanken: Die große Gluth, lieber Freund! Wir kriechen alle wie matte Fliegen herum. Muntern Sie uns etwas auf! — Auch sind wir traurig, weil Franz — — Seine alte Wunde — oder was ist es. Seine Lunge wird so empfindlich, sag' ich Ihnen; er schläft auch schlecht — — Aber er will keinen Arzt. Wie die Männer sind; — doch wem sag' ich das: wer ist eigensinniger als Sie. Kommen Sie, helfen Sie uns essen. Und Alles, was Sie trinken, trinken Sie auf Franzens Gesundheit!

Sie nahm meinen Arm und wir traten in den gemeinschaftlichen Salon, der der kühlste Raum war. Wie immer, wenn Susanne eine „Festtafel" deckte, war der Tisch mit poetischer Phantasie geschmückt; Blumen in eigenthümlichen Arabesken geordnet, Rosen in unsern Bechern, Farrnkräuter und wilde Gewinde, die den Nachtisch malerisch verdeckten. Dennoch ging es nicht festlich her. Wir waren bald still, bald gezwungen lustig. Ich sollte „aufmuntern" und fühlte selber die Schwüle, die in jedem Sinn auf diesem Hause lag. Was geht hier vor? dachte ich. Nur daß Franz nicht wohl ist? Weiter wär' es nichts? — — Wir saßen da wie gebildete Menschen, die sich zusammennehmen; nicht wie froh gestimmte, die sich gehen lassen. Endlich kam der Schluß, und die Zeit der Nachmittagsruhe. Man ging auseinander.

Ich sah Ottilien nach, die sich still entfernte; nachdem Franz ihr mit einem geflüsterten Wort, und mit einem auffallenden Erröthen der bleichen Wangen, die Hand gedrückt hatte. Sie trug sich nicht aufrecht, sondern etwas gebeugt, als sie hinausging; den Kopf zur Seite geneigt, wie wenn eine Last ihn drückte. Franz kam zu mir und zog mich sacht durch die andere Thür hinaus. 'S wird nun doch frischer draußen, sagte er; auf der Wiese, im Schatten. Fünf Uhr; — wir saßen lange . . . Oder willst Du schlafen?

Nein, sagte ich.

So komm!

Wir traten zunächst auf den Hof; dort blieb er stehn. Es schien ihm etwas an der Mauer aufzufallen, die den Hof umfaßte; dann schweifte er davon offenbar zu andern Gedanken ab, denn er starrte in einen Winkel, rieb sich mit einem unbewußten Seufzer die Stirn und hatte ohne Zweifel vergessen, was er wollte. Mir kam er so verändert vor, daß es mich beklemmte. Ich beobachtete ihn still. Endlich sah er mich an.

Ich war ein Narr, sagte er.

Warum?

Er antwortete nicht. Der Klang seiner eigenen Worte schien ihn erschreckt zu haben. Er erröthete wieder so auffallend, wie vorhin. Ach!

seufzte er nach längerem Schweigen, faßte meinen Arm und zog mich mit hinweg.

Wir kamen in's „Wäldchen" hinaus, und von da zur Wiese. Es war der Platz, wo Susanne in ihrer Genesungszeit so gerne gesessen hatte. Unter einer Eiche — einem schön entwickelten Baum — stand ein Tisch, mit Stühlen. Nicht weit davon war eine Laube, dicht von mächtigen Kürbisblättern überwachsen, so daß man von dieser Seite nicht hineinsehen konnte. Das noch in Duft gehüllte Gebirg blaute über die Wellen des Vorlandes herüber.

Franz setzte sich auf den Tisch. Es fiel mir noch mehr als bei Tafel auf, wie tief seine Augen lagen. Das Gesicht schien sich gestreckt, zugespitzt zu haben; so viel magerer war es geworden. Franz! Franz! sagte ich endlich, durch diesen Anblick betroffen und geängstigt.

Hm! murmelte er fast befriedigt, als hätte er das erwartet. Nicht wahr, sagte er dann, ich gefalle Dir nicht.

Was geht mit Dir vor, Franz?

Wir müssen einmal darüber sprechen, sagte er mit scheinbarer Ruhe. Damit Du mich nicht falsch beurtheilst; nur darum: denn helfen kannst Du mir nicht. — Er wiederholte diese Worte vor sich hin; es war der Ton stiller Verzweiflung. — Helfen kannst Du mir nicht!

Wer weiß, sagte ich und suchte mich zu fassen. Bist Du körperlich so leidend, Franz, weil Du unglücklich bist, oder hältst Du Dich nur für unglücklich, weil es Dich körperlich drückt?

Er lächelte trübsinnig: Du willst mir, wie es scheint, einen Trost anbieten. — Ich werde Dir also kurz sagen, wie es ist! — Sonst sagt' ich Susannen Alles; dies kann ich ihr nicht sagen. Und es fort und fort ganz allein zu tragen, das halte ich offenbar nicht aus! — — Ich verliebte mich in Ottilie. Ich sah, daß ich ihr gefiel. Susanne sagte mir: heirathe! Heirathe, eh' es zu spät ist! — Ferner weißt Du: sie hat Aehnlichkeit mit Emilie. Mir kamen wieder Gefühle — uralte Gefühle — — und eine Art von Aberglauben — — Kurz, sie ward meine Braut. — Und nun bin ich ein unglücklicher Mensch! Ich bin verloren!

Die dumpfe Ruhe dieses Bekenntnisses hatte etwas Verwirrendes; ich starrte ihn nur an. Zugleich aber verstörte mich, daß ich in der Kürbislaube ein Geräusch zu hören glaubte. Jetzt fiel mir erst ein, daß man ja dort jedes unsrer Worte hören könnte. Wenn etwa Jemand dort war — —

Vor Allem sprich leise, flüsterte ich ihm zu; oder laß uns gehen. Solche Bekenntnisse — —

Doch er hörte mich nicht. Das Herz war ihm zu voll. Indem er an meinem Rockärmel zerrte, offenbar ohne es zu wissen, fuhr er fort: Glaube nicht, daß ich ihr mein Wort nicht halten werde. Ich werd' es halten! Ich hab' sie mit hineingerissen, hab' ihr Herz gewonnen und

gestohlen; ich würde mich verachten, wenn ich nun sagen wollte: mir ist wieder anders zu Muth, heirathen kann ich dich nicht. Nein, ich werd' es halten! Ich werde sie heirathen — — und dann gibt es ja nur einen Unglücklichen mehr, weiter nichts. Ich hatte ja Glück genug! Nun tret' ich ab, und ein Andrer kommt dran!

Franz! sagte ich. Was sind das für Worte. Warum ein Unglücklicher —

Mensch! Mensch! gab er mir zur Antwort. Und wenn ich auch vom Morgen bis zum Abend wie ein Verzweifelter mich bemühen werde, ihr nur Liebe zu zeigen — — es ist aus. Ich hab's nicht. Kann sie so lächeln, so trösten, so verstehen, so unsäglich gut sein, so voll himmlischer Liebe und Treue sein, wie Susanne ist? Es gibt nur Eine Frau: das ist meine Schwester. Ich bin zur Ehe verdorben; rettungslos verdorben. Und doch hab' ich's gewagt; und es ist ein Frevel ... Darum schwind' ich so hin; darum wird meine Lunge wieder schlecht; darum schlaf' ich nicht — —

Nun? kannst Du mir helfen? setzte er nach einer Pause hinzu. — Was blickst Du da hinüber? Was siehst Du?

Ich hatte wieder meine Augen auf die Laube gerichtet; doch es rührte sich nichts. — Also hatte ich mich getäuscht!

Ich blickte nur so in die Luft, ohne etwas zu sehen, antwortete ich. Doch vor Allem laß mich hoffen, Franz, daß Du übertreibst — —

In diesem Augenblick sah ich Susanne in dem Wäldchen erscheinen, und sprach meinen Satz nicht aus. Sie spähte mit Unruhe, wie mir schien, zu uns herüber. Franz bemerkte sie nun auch und stand plötzlich auf. Ach! sagte er leise: und vor ihr zu heucheln! Ihr zu verbergen, was hier vorgeht! Sie zu belügen! — Er seufzte tief; es war überaus traurig zu hören. Dann nahm er sich zusammen und ging auf die Schwester zu. Langsam folgte ich nach.

Was sollte geschehen? Was konnte hier geschehen? — —

Susanne setzte sich am Rande des Wäldchens auf die Erde nieder; dichtes Gebüsch gab ihr Schatten. Sie legte die blau geäderten, sammetweichen Hände in einander, warf die dunklen Locken zurück und blickte mit ihrem unbeschreiblichen Blick zu Franz hinauf. Er stand neben ihr. Sie sprach zu ihm. Ich hörte die Worte, ohne sie nachzudenken; mich beschäftigte, bewegte nur der Ton ihrer Stimme. Es war die freundlichste, seelenvollste Stimme, die man hören konnte. Hat der Unglückliche nicht Recht? sagte ich zu mir. Wenn eine Schwesterseele, wie diese, all ihre Liebe und Holdseligkeit, all ihr Fühlen und Denken Dir gegeben hätte, könntest Du dann eine Andere recht von Herzen lieben? — — Es schien mir in diesem Augenblick unwahrscheinlich, undenkbar. Ich schüttelte den Kopf.

Plötzlich sah ich einen langen Schatten am Boden, und Ottilie

stand neben mir. Sie hatte ihr Taschentuch in der Hand, so zusammengedrückt, daß man es kaum mehr sah. Völlig wachsfarben war sie im Gesicht, und ihre Augen gingen ohne Blick an mir vorbei. Woher kam sie so plötzlich? Vom Hause her konnte sie nicht kommen; dann hätte ich sie gesehen. Hinter mir, von der Wiese? Dann hätte ich sie vorhin bemerken müssen. Denn auf der freien Wiese konnte sie nichts verdecken — — Nur die Kürbislaube, fiel mir auf einmal ein. Indem ich das dachte, stockte mir das Herz.

Woher? und wohin? fragte Susanne arglos, da Ottilie nicht stehen blieb, sondern weiter wollte.

Ich komme wieder! gab sie rasch zur Antwort. Dann beschleunigte sie ihre Schritte, und die hohe Gestalt verschwand bald in dem Thor der Hofmauer, das zum „Schlößchen" führte. Franz hatte, wie es schien, von ihrer Verstörtheit nichts bemerkt. Er sah ihr nur mit müden, halb geschlossenen Augen nach. Seine mehr als je gelockten, dunklen Haare strebten von den Schläfen hinweg und ringelten sich fast bis in den Nacken hinab. Nie waren die Geschwister sich so ähnlich! mußte ich denken.

Du bist heute noch nicht gewandert, sagte Susanne endlich.

Ja, ja, ja, Du hast Recht! erwiderte Franz sogleich. Doch heute verlasse ich meine drei Grazien — er lächelte ein wenig — und halte mich an Den da! — Nämlich von meinen neuen Forschungen muß ich Dir erzählen, sagte er zu mir. Ich bin unter die Philosophen gegangen; ich speculire heftig. Ich sage Dir, ich habe zu den Atomen seit einiger Zeit ein zarteres Verhältniß; diesen geheimnißvollen Geschöpfen such' ich ein wenig hinter die Schliche zu kommen — so spröde sie auch sind. Wir gehen an den Fluß hinunter; zum Abendessen kommen wir zurück. — Adieu, Zwilling! rief er noch im Gehen. Er nahm meinen Arm; wir entfernten uns.

Als wir zur Straße kamen, blickte ich noch einmal rückwärts über die Schulter. Susanne war aufgestanden, und sie schien zu weinen ... Oder täuschte ich mich? War ich heute in so sonderbarer Stimmung, daß ich überall mehr sah, als wirklich war? — — Wir stiegen durch den Wald in das Thal hinab. Der Fluß rauschte heran; Kiesgeröll und Weidicht bedeckten das flache, trockene Gebiet, das ihm noch unterthan war, dann kam steiles Ufer rechts und links, das ihm nicht mehr gehörte. Verlassen wir endlich die Straße! murmelte Franz und zog mich dem Weidicht zu. Dünne Stämmchen, wie Bettler, denen kaum eine Streu gehört, krochen aus dem unfruchtbaren Boden hervor. Gerölle knirschte oft unter unsern Füßen. Franz schien das Oede, Unliebliche dieser Wanderung wohlzuthun. Er hatte von Ottilien noch kein Wort gesprochen; als sei das abgethan und nichts mehr darüber zu sagen und zu klagen, vertiefte er sich in seine Grübeleien, in die Ur-Atome, „die Freunde seiner schlaflosen Nächte", wie er sagte, und baute sein Welt-

gebäude vor mir auf. Ueberraschend helle, neue Gedanken leuchteten hinein; dann wieder kamen labyrinthische Gebiete, denen „das Licht noch fehlte", wie er selbst bemerkte. Er sprang darüber hinweg und sprach hastig weiter; hastiger, als sonst. Zuweilen überstürzten sich die Worte; als dürfe keines dem andern Zeit lassen, eine andere Gedankenreihe zu wecken. Dazu rauschte der Fluß unruhiger, lauter; denn sein Bett ward eng, die steilen Ufer traten hart an ihn heran. Endlich schwand uns gleichsam der Boden unter den Füßen; Alles war Fluß und Fels, weiter konnten wir nicht mehr.

Wir müssen umkehren, sagte ich.

Er schüttelte den Kopf.

Dort hinauf! murmelte er und deutete auf den Fels.

Hinaufklettern?

Ja.

Guter Franz! Du kannst nicht. Höre, wie kurz Du athmest. Schon dieses rasche Gehen hat Dich außer Athem gebracht —

Ja, wir gingen rasch, antwortete er. Diese verwünschte Schwäche. Diese Lungen! Ach! — — Er seufzte gequält und lehnte sich plötzlich an mich, mit ganz farbloſem Gesicht.

Du wirst schwach!

Er schwieg.

Franz! sagte ich, nach einer traurigen Stille. Was helfen Dir die Atome, was hilft alles Denken. Du bist elend; krank. Du zerstörst Dich.

Ach was! sagte er matt.

Du mußt ein Ende machen, Franz: entweder mit dieser unglückseligen Furcht vor dem neuen Leben, oder mit diesem neuen Leben selbst, das Dich, Ottilie, Susanne, euch alle zu Grunde richtet, wenn Dein Herz nicht dabei ist. Deine Gesundheit ist ja schon dahin! Du warst immer zart; — so lange Du glücklich warst, schadete es nicht. Unglück hältst Du nicht aus. Raffe Dich heraus, Franz; so oder so!

Er antwortete nicht, hatte nur ein Lächeln.

Fühlst Du nicht, daß Du Susannen Deine Gesundheit, Dein Leben schuldig bist? — Glaubst Du, daß sie Dich überleben könnte?

Er sah mich mit seinen tiefen Augen wunderbar an (ich sehe noch diesen Blick); doch er erwiderte nichts. Er wandte sich, um zu gehen.

Laß mich! sagte er endlich. Es wird dunkel; und die Nebel steigen. Woher kommt dieser rothe Schein da oben? So ein Abendroth hab' ich nie gesehen.

Und doch wird es wol — —

Ich sprach nicht aus. Und es ist wol auch keins, verbesserte ich mich. Es sieht wie Feuerschein aus.

Ja, ja, ja, sagte er und nickte. Nun, wo brennt's denn? Wo sind wir? — Er sah nachdenkend umher, um sich zurechtzufinden; ich

desgleichen. Das Flußbett hatte hier eine Biegung gemacht und lief nicht von Süden nach Norden, sondern fast von West gegen Ost. Hinter uns mußte das Feuer sein; oben auf der Höhe. Was lag denn dort? „Lautereck" und noch zwei, drei Häuser; weiter nichts. Wir sahen uns an; wir hatten denselben Gedanken. Plötzlich rief er aus: Bei uns —! — Susanne!

Warum denn grade bei uns, antwortete ich. Uebrigens, wenn man hier auf die Höhe steigt, kann man ja wol Lautereck sehen. Bleib' hier; laß mich hinauf — —

Doch in diesem Augenblick fing er schon an zu klettern. Franz! rief ich. Franz! Du nicht! — Deine Lungen, Franz! — — Ich sprach umsonst. Er kletterte hastig eine Weile fort, wie um unmöglich zu machen, daß ich ihn zurückzöge; dann rief er, schon keuchend, zurück: ich muß selber sehn! — Die Wand war steil, und fast nirgends ein Vorsprung oder Gebüsch, sich daran zu halten. Der Athem schien ihm auszugehen, denn er klammerte sich an eine alte Baumwurzel an. Doch sowie er sah, daß ich ihm folgte, kletterte er weiter. Ueber uns wuchs der Feuerschein, und röthete nun auch die Wand, die wir erstiegen. Endlich war ich oben; und er auch. Sich gegen einen Baum lehnend, der am Rande aufstieg, und von der Anstrengung zitternd, deutete er auf den dunklen Rauch, der mit Flammen gemischt zwischen den Eckthürmen unseres Schlößchens in die Höhe wallte. Siehst Du? stammelte er.

Ich rang selber nach Athem. Franz war leichenblaß. Ich beschwöre Dich, keuchte ich hervor, bleib' hier. Geduld. Ich voraus — — ich thue, was ich kann! — Damit setzte ich mich wieder in Bewegung. Er aber rastete nur noch einen Augenblick; dann rief er mit so viel Stimme, als er hatte: Susanne! ich muß sie retten! und lief mit überraschender, unbegreiflicher Geschwindigkeit auf das Schlößchen zu.

Die Entfernung war nicht mehr groß, denn der Fluß krümmte sich hier fast bis an unsere Höhe zurück; aber auf dem unebenen, von Gestein durchwachsenen Boden stürzte man mehr, als man lief. Einmal sah ich ihn fallen; darüber erschrocken, glitt ich selber aus, und rollte eine Strecke zurück. Als ich wieder aufstand, flog er schon wieder über das Erdreich hin; eine dunkle Gestalt, die in roth glühende Luft hineinzufliegen schien. Seine Haare flatterten; sein Hut war ihm entfallen. In wachsender Angst stürzte ich ihm nach ... Endlich kamen wir zugleich auf die letzte kleine Anhöhe, auf der das brennende Haus stand. Einige Leute aus der Nachbarschaft hatten sich dort gesammelt und liefen rathlos umher. Wie weit die mächtige Flamme schon um sich gegriffen hatte, konnte man von unten nicht sehen; man sah nur, daß sie den linken Thurm und das Dach des Mittelstücks umhüllte. Ottiliens Schwester stürzte uns entgegen: Helft! helft! rief sie aus. Sie wies zu den Thürmen hinauf. Ottilie und Susanne — Beide sind verloren!

Ein erschütternder Schrei kam aus Franzens Brust. Susanne! rief es aus ihm. Gleich darauf verschwand er in der Thür des Hauses. Schwärzlicher Qualm brach schon daraus hervor. Eine Stimme schien ihn zu durchdringen, von oben her; doch bei dem wüsten Geschrei der Menschen — denn sie stiegen nun auch von der Straße und vom Thal herauf — wußte das Ohr nicht mehr, was es hörte. Ich dachte nur, Franz zu helfen; wollte ihm nach. Ottiliens Schwester hielt mich am Arme fest. Ottilie ruft! sagte sie und horchte. Aber nicht im Thurm! Dort! Dort!

Sie wies hinter sich.

Sie hatte Recht; nicht aus dem Hause, sondern vom Freien her kam ein matter Ruf, und es schien Ottiliens tiefe Stimme zu sein. Was bedeutete das? War es Hülferuf? — Ich eilte der Richtung zu. Der Ruf wiederholte sich, und führte mich. Um die Ecke des brennenden Thurms, an der Hofmauer und am Wäldchen hin, kam ich auf die Wiese, die nun düster röthlich leuchtete. Unter dem Baum, an dem mir Franz am Nachmittag sein trauriges Bekenntniß gemacht hatte, lag Ottilie, halb aufgerichtet und gegen den Tisch gelehnt. Wie aus einem Traum erwacht, wie eben zu sich gekommen, starrte sie den Feuerschein und mich mit ihren sonderbaren Juno-Augen an. Feuer! rief sie. O Gott!

Wie kommst Du hierher? fragte ich verwirrt.

Feuer in meinem Thurm! — Alles brennt! — Ich, ich hab' die Schuld!

Ich richtete sie auf. Was ist geschehen? Was hättest Du denn gethan?

Sie sah mir eine Weile mit starrem Blick, fremd und abwehrend, in's Gesicht; dann aber sank sie mir an die Brust. Ich muß fort! sagte sie. Du warst immer gut zu mir. Hilf mir fort! Ich muß fort! — Ich hab' heut Alles gehört; in der Laube war ich . . . Dann bin ich in meinen Thurm, auf mein Zimmer gegangen; hab' zu packen begonnen; — hab' die Briefe verbrannt, die er mir im Frühjahr schrieb — — eh' ich kam . . .

Sie stockte; sie ließ mich los; ihre Thränen wollten wieder fließen. Ottilie! sagte ich, von tausend Gefühlen zugleich bestürmt, und auf das Feuer deutend. Unglückliche, und wie kam's dann —

Dann hielt ich es nicht aus — lief hierher. Und an diesem Platz, so scheint es, verließen mich die Sinne. Und wie ich erwache, brennt's . . . Ich hab' die Blätter fallen lassen, als sie loderten — hab' das Feuer nicht ausgetreten. O, wie sinnlos war ich. Wo ist Susanne! Wo ist meine Schwester! Ihr habt sie gerettet, nicht wahr. Sag' mir, sag' mir: ihr habt sie gerettet!

Ottiliens Schwester eilte zum Glück herbei, und schwenkte schon von Weitem ihr Tuch. Wir haben sie! rief sie aus, als sie näher kam. Er

hat sie heruntergetragen, auf seinen Armen. Sie wußte nichts mehr von sich; der Qualm — — doch sie lebt!

Und Franz? fragte ich in geheimer Angst; doch ich konnte Ottilie dabei nicht ansehen.

Er liegt jetzt da, wie betäubt; und Du mußt kommen . . . Ach, wie sieht er aus. Doch es wird ja vorübergehn — —

Es durchzuckte mich. Ich warf einen flüchtigen Blick auf Ottilie, die zu zittern anfing und über diesen neuen Schreck sich selbst zu vergessen schien; ich flüsterte ihr zu, daß jetzt ihre Pflicht sei, sich zu fassen. Dann eilte ich zu der Unglücksstätte zurück.

Das Haus war nicht zu retten; die Flamme, der diese hülflosen Menschen nicht zu wehren vermochten, loderte ruhig fort. Ich fand Susanne und Franz, fast taghell beleuchtet, auf den Stufen, die von der Straße bis zum Schlößchen führten. Die blasse, doch wieder belebte Susanne saß auf einer der Stufen, und Franzens Haupt lag in ihrem Schooß. Er hatte die Augen geschlossen, doch er athmete heftig, stürmisch. Ueber sein Gesicht floß der Schweiß herab. Sie sah mit einem Blick zu mir auf, der mir durch's Herz ging. Dann deutete sie durch eine stumme Neigung des Kopfes auf ihren Franz.

Du wirst mir doch nicht schon sterben, Franz? sagte sie, als ich näher trat.

Ich stammelte irgend ein beruhigendes Wort; ich weiß nicht, was.

Ach, noch nicht! noch nicht! fuhr sie fort, zu Franz. Oder ich mit Dir — —

Er schlug nun die Augen auf. Als er das holde Gesicht über sich sah, und auch mich erblickte, kam ihm sogleich das Bewußtsein zurück. Ein schwaches Lächeln gelang ihm. Siehst Du, murmelte er mit heiserer Stimme. Ich habe sie gerettet . . . Wo ist Ottilie . . . Uebrigens, mich friert. Tragt mich in's Haus — —

In's Haus! In welches Haus? — Die Gluth brach schon aus der Thür hervor.

Ein paar Männer traten herzu; wir nahmen ihn aus Susannens Schooß und hoben ihn auf. Das nächste Haus stand hundert Schritte entfernt. Dorthin trugen wir ihn. Susanne folgte.

Ich hörte hinter mir ihren leisen Schritt. Wenn er stirbt, flüsterte sie — — Sie sprach nicht aus. Doch sie weinte auch nicht; ruhig ging sie hinter mir her. Ich wußte, was sie dachte.

---

Welt der Widersprüche! der grausamen Schönheit, der erbarmungslosen Herrlichkeit! — Ich sehe noch das Bild dieser nächsten Tage. Goldenes Licht zittert über der erwärmten Erde; es spielt an dem umrankten Fenster des Gemachs, in dem ich sitze, und wallt, empfindungslos

verklärend, über das ausgebrannte, geschwärzte, todte Gemäuer da draußen, das einst „Lautereck" hieß. Holde Kühle schleicht aus dem angrenzenden Zimmer zu mir herein; durch die offene Thür kommt beruhigende Dämmerung, die die Augen streichelt: dort sitzt eine zarte Gestalt an einem Krankenbett, darin der fieberheiße Athem eines nach Leben Ringenden fliegt. Sie liebt ihn zu sehr, um zu klagen; so oft er die Augen öffnet, lächelt sie ihn an. Doch was ist ihr das goldene Licht, wenn er nicht genest. Was soll ihr die holde Kühle, wenn er in's Kühlere hinuntersteigt . . . Und sie fühlten Beide so tief, wie schön das Leben doch ist. Mit herrlicher Sinnen- und Seelenkraft haben sie's genossen. Und ich, der ich nebenan regungslos sitze und horche, wie verächtlich thöricht finde ich die Erde, die sich so kummerlos von so edlen Geschöpfen trennt. Wie eine alberne Mücke kreist sie weiter um das „goldene Licht", dem sie gehorcht. Sie rollt durch den Aether dahin, ein sternbeschienenes Siechenhaus, ein besonnter Friedhof. Was ist ihr ein Todesseufzer aus edler Brust; lachende Thoren wachsen dafür nach und sonnen sich über den Gräbern. Und wo die Flamme der Erde ein „Lautereck" verzehrte, senkt sich die Flamme der Sonne, die immer neues Spielzeug schaffende, neue Lust entfachende, herab! — —

Susannens Rettung ward hoch bezahlt; eine furchtbare Entzündung hatte Franzens Brust ergriffen, es ging auf Leben und Tod. Durch Zufall fügte es sich, daß die Bewohner des Nachbarhauses eben im Begriff waren, auf Monate zu verreisen; sie traten uns für den Rest des Sommers ihre Wohnung ab, und so gut es ging, richteten wir uns ein. Susanne, mit dem Kranken und mir, wohnte im Erdgeschoß; über uns die Schwestern . . . In diesem Elend war Ottilie weich, aufgelöst und gut. Sie klagte sich an, daß sie an Allem schuld sei; sie litt mit Franz, den sie für seine heroische Liebe zur Schwester so leiden sah; sie verzieh ihm Alles, und konnte ihn jetzt nicht verlassen. Ich will ihn nicht sehen, sagte sie zu mir; ach, mein Anblick könnte ihn nur schmerzen. Aber bleiben muß ich, von ihm hören muß ich, bis ich weiß, es wird wieder gut! — — Scheinbar ward es auch gut. Die Entzündung wich. Die Kräfte, die sich bis zur Neige erschöpft hatten, kamen langsam wieder. Es überraschte den Arzt, und uns, wie schnell dies geschah. Susanne, die sich während der tiefsten Noth wunderbar still in sich verschlossen hatte, fing wieder an, mit den Menschen zu leben. Man ließ auf Franzens Verlangen die Sonne zu ihm hinein. Ottilie saß draußen im Garten; sie weinte vor Freude und Weh, da der Arzt ihr versichert hatte, „Alles werde gut". Morgen kann ich fort! sagte sie zu mir. Morgen muß ich fort!

Am nächsten Mittag kam sie, Franz zu sehen und von ihm Abschied zu nehmen. Susanne — die längst Eingeweihte — und ich standen an seinem Bett. Er blickte voll Unruhe, und erröthend, auf die hohe Ge-

stalt, die im vollen Sonnenlicht über die Schwelle trat. Er wußte schon durch mich, daß sie Alles wußte. Als sie, nach einer unwillkürlich zuckenden Bewegung, seine durchsichtig magere Hand ergriffen hatte und schweigend drückte, zog er die ihre an seine Lippen und küßte sie fort und fort. O genug! genug! sagte sie endlich gerührt.

Nie kannst Du mir verzeihen, flüsterte er. Niemals. Niemals.

Doch! sagte sie leise und löste ihre Hand aus der seinen. Und wie um ihm zu sagen, daß sie ihm verzeihe, weil sie ihn begreife, nahm sie Susannens Hand; schien sie küssen zu wollen, legte sich dann aber an Susannens Brust und küßte sie auf den Mund.

Ich danke Dir! flüsterte seine matte Stimme.

Ottilie kam noch einmal zu ihm zurück. Ich bleibe Dir gut; schwesterlich gut, sagte sie laut und mit fester Stimme. Es klang, als hätte sie wirklich Alles überwunden; — wie ich sie kenne, glaub' ich auch, daß es so war. Sie hatte die Ruhe und Kraft, nun auch ihn zu küssen. Seine tief eingesunkenen Augen füllten sich mit Thränen, als sie sich wieder aufgerichtet hatte. Ihr Frauen seid viel zu gut, murmelte er. Ach! doch wenn Du wüßtest —!

Ich weiß, flüsterte sie. Dann sah sie ihm noch einmal in die Augen, und ging still hinaus.

Dieser Abschied hatte ihn getröstet, doch auch tief erregt; mit oft geschlossenen Augen und zitternden Wimpern lag er den Nachmittag da. Was mochte er fühlen; er, dem es schon weh that, dem letzten aller Wesen weh zu thun ... Doch er vermied es, von Ottilien zu sprechen. Sie war fort; über ihm tiefe Stille; sein geschärftes Ohr hatte sonst zuweilen ihre Tritte gehört. Das Leben begann wieder seinen alten Kreislauf; Tage, Wochen vergingen. Langsam, allmählich schien er zu gedeihen. Er verließ das Bett, vertauschte es mit dem Divan; ging zuweilen ein wenig hin und her. Zwar seine Stimme blieb schwach; sein Lächeln kam wieder, aber nicht sein Lachen. Zuweilen legte er sich eine Hand auf die Brust und verzog schmerzvoll das Gesicht ... Werd' ich ihn behalten? fragte mich Susanne.

Ich nickte; doch ich glaubte es nicht mehr, und ich wußte, warum. Der Arzt hatte, auf mein Verlangen, offen zu mir gesprochen. Der gefährliche Rest jener Entzündung, ihre Hinterlassenschaft, wollte nicht mehr weichen; unaufhaltsame Zerstörung hatte die Lunge ergriffen. Täglich kam das Fieber zurück, das ihm am Leben nagte. Andere, schmerzliche Leiden gesellten sich dazu. Langsames Hinsiechen konnte ihm noch bevorstehen; doch Genesung nicht. Und nun waren wir uns die liebsten Freunde auf dieser Erde; und er sollte sterben ...

Eines Nachmittags, schon gegen Abend, war ich mit ihm allein; Susanne hatte sich entfernt, er horchte noch auf ihre leisen Schritte. Als ich schon nichts mehr vernahm, sah ich ihm noch an, daß er — den

Kopf ein wenig vom Divan aufgerichtet — weiter horchte: denn dieser eine seiner Sinne war krankhaft feinfühlig geworden und „um eine halbe deutsche Meile verlängert", wie er einmal im Scherz betheuert hatte. Bitte, rück' ein wenig näher! sagte er auf einmal. Es wird endlich Zeit, daß wir uns über die Hauptsache aussprechen.

Ueber welche Hauptsache?

Ueber meinen Abschied vom Leben, antwortete er.

Warum denkst Du daran?

Weil ich weiß, was hier steckt, sagte er und legte seinen mageren, fast weiblich zart gewordenen Zeigefinger an die Brust. Und weil ich die bekannten langen Ohren habe. Ich hörte neulich ein paar Worte, die der Doctor Dir sagte; ihr ahntet nicht, daß ich's hören könnte. Uebrigens, auch ohne das hätt' ich's bald errathen! setzte er mit einem herzergreifenden Lächeln hinzu. Sieh' mich an und höre meine Stimme!

Es steht schlecht, Franz, gab ich ihm zur Antwort. Wir Menschen sind aber unwissende Geschöpfe, und unsere Pflicht ist, zu hoffen — .

Er unterbrach mich, indem er, auf italienische Art verneinend, seinen Zeigefinger hin und her bewegte. Nichts da von Hoffnung, sagte er; ich weiß Alles; das ist abgemacht. Gräßlicher Gedanke: immer noch zu hoffen und zu hoffen, bis man sich in den tiefsten Abgrund der Entkräftung hineingehofft, bis man die Kraft verloren hat, sich über die lange Qual hinwegzuhelfen! bis man zur Caricatur eines Menschen geworden ist, und den Liebsten, Theuersten, die man auf Erden hatte, monatelanges Grauen und Elend geschaffen hat! — Kann man von uns verlangen, daß wir so unwürdig endigen? daß wir nach rastlosem Ringen, unserm Dasein eine edle, würdige, schöne Gestalt zu geben, uns so wurmartig in unserer Qual winden und wälzen? ein so verzerrtes Bild von uns zurücklassen? — Wenn ich sterben soll, gut, ich bin bereit. Aber Monate, Jahre lang sterben — — nein, das nicht! das nicht! rief er aus und richtete sich auf. Das ist unmenschlich, entwürdigend! Das hab' ich nicht unterschrieben, als ich in's Leben eintrat! Dazu zwingt man mich nicht!

Ich war still; was sollte ich erwidern. Fühlte ich doch wie er. Immerhin aber überschauerte es mich ...

Bruder! sagte er nach einer Weile, mit der dumpfen Stimme.

Was? murmelte ich.

Seine Augen leuchteten so tief, daß es mich bewegte. Wie schön wär' es, fuhr er fort, wenn man als Mann, als Philosoph sich faßte und unter sein Leben ruhig „Ende" schriebe, — mit einer Anmerkung dazu: „das Buch war nur kurz; doch der unbekannte Verfasser meinte offenbar, es sei lang genug; mög' es euch so gefallen!" Und wenn man dann zu seinen Freunden sagte: Adieu; geh' es euch gut; — und man stieße noch einmal mit ihnen an, und tränke sich dann mit einem

festlichen Trunk in den Schlaf hinüber! — Am andern Morgen läge man friedlich, und unzerstört, wie ein Abgerufener, da; und wie viel ekelhafte Pein hätte man sich und euch erspart ... Ja, euch, euch! rief er aus, und mit einem Blick voll Liebe sah er mich an.

Wozu sagst Du das alles? fragte ich erschüttert; da ich errieth, was er wollte.

Er dämpfte seine Stimme. Wenn Susanne nicht wäre, flüsterte er fast, so hätte ich's schon gethan! Denn was Dich betrifft, — mit Dir würd' ich wol einig. Aber sie ist eine Frau ... Er dachte offenbar mit ganzer Seele an sie; denn die blauen Augen umschleierten sich feucht, und flüchtige rothe Sterne erschienen auf seinen Wangen. Sie wird mich behalten wollen, murmelte er, bis zur letzten Stunde. Und ich ertrag' es nicht! Ich kann so nicht leben! — — Sag' Du's ihr! Sag' Susannen, sie soll mich freigeben, sie soll mich sterben lassen! Sag' ihr, sie soll fühlen, was ich fühle, soll mich nicht halten, mir nicht diese Hölle des langen Hinschwindens zur Pflicht machen! Sie soll mich wie einen Menschen sterben lassen!

Er drückte die Augen ein und die Lippen zusammen, — ein Bild des Leidens; dann legte er sich erschöpft in die Kissen zurück.

Ich war stumm, und wir schwiegen beide. Mir war elend zu Muth, wie ihm. Endlich, da er sich nicht rührte, stand ich leise auf und ging durch das Zimmer. Er hörte mich gewiß, doch er regte sich nicht. Die Zimmerluft, der enge Raum lagen schwer auf mir. Nur ein paar Athemzüge unter dem hohen Himmel! dachte ich und ging still hinaus.

Als ich vor die Thür trat, sah ich nicht weit davon, auf einer Bank unter längst verblühtem Flieder, die in sich versunkene Susanne sitzen. Sie blickte in ihren Schooß, oder auf die Erde. Ein abgepflücktes Blatt hielt sie zwischen den Lippen; doch diese öffneten sich, und von einem leichten Wind gefaßt flatterte das Blatt langsam in's Gras hinab. Susanne sah ihm nach, lächelte und seufzte. Mich bewegte ihr Anblick so, daß es mir unmöglich schien, jetzt mit ihr zu reden. Ich wollte leise zurücktreten. Doch bei dem ersten Geräusch, das ich machte, fuhr sie auf und sah mich.

Mit einem langen Blick überlas sie alle meine Züge. Sie sind auch nicht froh! sagte sie dann langsam.

Ich schüttelte nur den Kopf.

Franz hat mit Ihnen gesprochen. — Ich will Ihnen auch sagen, wovon. Daß er sterben möchte. Daß ich ihn nicht halten soll.

Ich blickte sie auf diese überraschenden Worte wol sehr verstört und betroffen an. Sie lächelte; so, wie nur Susanne lächeln konnte. Denken Sie, Ihr Gesicht wäre so ganz verschlossen? sagte sie. Und denken Sie, wenn man so lange mit seinem Bruder gelebt hat, wenn man jeden seiner Athemzüge bewacht hat, könnte man ihm seine Gedanken

nicht nachdenken? — — Sie erhob sich und die zarte Erscheinung stand wie vergrößert da. Die Augen hatten etwas Unsagbares, das mit so schmerzlicher Gewalt auf mich wirkte, daß ich fortfuhr, zu schweigen; und daß ich Alles, was in mir vorging, von mir ablesen ließ. Sie trat endlich auf mich zu und nahm meine Hand.

Wollen Sie mir etwas versprechen? fragte sie.

Was?

Wollen Sie mir auf das, was ich Sie nun frage, ehrlich die Wahrheit sagen? Nicht wie sonst die Männer mit den Frauen reden, die sie wie Kinder behandeln?

Susanne! Hab' ich Sie jemals so behandelt?

Wie kann ich das wissen? — Heut' aber werden Sie mir die Wahrheit sagen; oder Sie waren nie mein Freund.

Ich nickte. — In diesem Augenblick mußt' ich denken: wie unzerstörbar doch ihre Anmuth ist! Und nach so viel Gram, und bei solchen Gedanken ...

Sie athmete tief; dann erst fragte sie: Er kann nie, nie mehr gesund werden, nicht wahr?

Ich schüttelte den Kopf.

Doch noch lange leiden!

Ja, Susanne.

Und nur ich hindere ihn, dem Elend ein Ende zu machen — — Antworten Sie. Sie haben keine Achtung vor mir, wenn Sie so lange zögern.

Sie allein hindern ihn, Susanne, antwortete ich.

Eine Weile schwieg sie. Doch ein unbeschreiblich süßer, gramvoll, doch tröstlich süßer Ausdruck lag auf ihrem Gesicht. Ich danke Ihnen, Lieber, Guter, sagte sie dann. Wollen Sie noch ein wenig draußen bleiben? Ich möchte mit Franz noch reden, eh' es dunkel wird; eh er schlafen soll. Ich weiß einen andern Ausweg, als er denkt; einen bessern ... Lassen Sie ihn heute. Gute Nacht!

Sie gab mir ihre weiche Hand, und ging in's Haus.

---

An diesem Abend sah ich die Geschwister nicht mehr. Ich durchirrte die Gegend, die sich umnachtete; kam dann still zurück und verbrachte in meinem Zimmer eine schlaflose Nacht. Erst am Morgen entschlief ich. Als ich dann erwachte, war es hoher Tag. Mein Kopf war heiß, und voll wüster Träume. Ich kleidete mich an, trat auf den Vorplatz, und hörte vom Garten her Susannens Stimme. Sie rief mich. Es klang so hell und fast so heiter, wie in alten Tagen. Ich ging verwundert hinaus und sah sie, wie sie über den Rasen wandelte. Sie war frisch wie der Tag. Nur unter den Augen lag es wie ein dunkler

Halbmond, leise hingeschattet; im Blick aber war ein lebensvoller, sonntäglicher Glanz, der mich überraschte.

Wie kann man diesen goldenen Morgen so verschlafen! rief sie mir entgegen.

O Susanne! sagt' ich — —

Sie fiel mir in's Wort; als sei mein Ton nicht der rechte, der von dieser Stunde an zu gelten habe. Kommen Sie zu Franz, sagte sie; frühstücken Sie dort. Er verlangt nach Ihnen! — Sie nahm meinen Arm, um mich hinzuführen. Im Gehen sagte sie leiser: Und nun noch ein Wort. Sprechen Sie mit ihm und mir nicht mehr von der Zukunft... Wir leben nun nur noch in der Gegenwart; freuen uns an ihr. Sie geloben mir das!

Ich drückte ihr die Hand. Doch noch verstand ich sie nicht. Was war ihr geschehen? Was für einen „bessern" Ausweg hatte sie gefunden? — — Wir kamen zu Franz; er lag wieder auf dem Divan, doch — wie soll ich sagen — mit sichtbarerer Sorgfalt als gewöhnlich gekleidet, und ein Gefäß mit Blumen stand neben ihm auf dem Tisch. Auch lag er nicht, wie sonst, abgewandt vom Licht, sondern ihm zugekehrt, und athmete mit einer Art von „Wollust", wie er sagte, die besonnte Luft, die durch die Fenster hereinfloß. Ich sah ihn betroffen an, denn er hatte denselben freudigen Glanz im Blick, wie seine Schwester, so daß die Aehnlichkeit seiner und ihrer Augen fast gespenstisch ward. Nur hatte dieser Glanz bei ihm etwas Fieberhaftes; es schien dahinter die Lebensflamme schonungslos zu brennen und zu leuchten, gleichgültig, was sie verzehre, wenn nur das volle Gefühl des Lebens sich entzünde.

Mir ist heute besser, sagte er mit einem seltsamen, rührend freundlichen Lächeln. Darum diese festlichen Blumen; und dieser Lichtgenuß, dieser Sonnencultus! — Susanne hatte draußen noch einige Rosen gepflückt; sie steckte Jedem von uns, auch sich, eine blaßgelbe Rose an die Brust. Es fielen ihr die zierlichen gelben Röslein ein, die zuweilen in öden Straßen Roms plötzlich zu Tausenden über einer halbverfallenen Gartenmauer sichtbar werden, in dichten Gebüschen gedrängt, und den stillen Wanderer berauschend. Erinnerst Du Dich, sagte sie zu Franz, als wir an jenem Abend vom Colosseum kamen und an den Thermen des Titus vorbei durch jene wüste Straße gingen, deren Namen ich nie behielt; da hobst Du mir auf einmal das Kinn, und nun sah ich über mir so ein Rosenmärchen, von einer Terrasse herab; und ich freute mich wie ein Kind — — denn ich war so glücklich — —

Sie sah still vor sich hin.

Es war jener Abend, flüsterte Franz mir zu, als ich ihr auf dem Colosseum für ihre Liebe dankte — als ich genesen war — —

Was hätt' ich ihr nicht zu danken, fuhr er lauter fort. Alles — Alles — Alles —

Er sagte ihr durch einen Blick, was er dachte. Ein allzu weiches Gefühl schien ihn und sie übermannen zu wollen; Susannens Lippen bewegten sich, und ihr Busen hob sich. Erweichen wir uns nicht! sagte sie, sich fassend. Essen und trinken Sie! Es wird hohe Zeit. Und während Sie so Ihre Pflicht thun, geh' ich in Ihr Zimmer, wenn Sie mir's gestatten, um unter Ihren Büchern eins auszusuchen, daraus Sie heute vorlesen sollen: denn Franz bittet darum, und Sie dürfen ihm nun nichts mehr abschlagen — — wissen Sie das wohl! setzte sie mit scheinbarer Heiterkeit hinzu. Wir wollen recht edel leben; ganz im Schönen — ganz „menschenwürdig" — —

Sie brach ab, und in ihrer stillen Anmuth schwebte sie hinaus.

Wie gern las ich sonst Susannen vor! sagte Franz; das ist nun vorbei . . . Doch ich verstehe auch zuzuhören; das weißt Du. Ich hab' eine Sehnsucht nach Shakespeare, Goethe und Sophokles, daß ich's nicht sagen kann. Kennst Du das Gefühl, wenn Einem nur das Beste eben gut genug ist; wenn alles Andere so klein wird, das Erhabene so natürlich, das Höchste so selbstverständlich — —

Viele wunderbare Gaben sind uns doch gegeben! murmelte er, wie dankbar, vor sich hin.

Seine Gedanken kehrten zum Colosseum zurück, und Rom, Italien, unser altes Lieblingsgespräch, das unerschöpfliche, war sogleich im Gang. Wir plauderten eine Weile; endlich fiel mir auf, daß Susanne nicht wiederkam. Ich sah, daß Franz ermüdet die Augen schloß, und ging ihr nach, in mein Zimmer. Da saß sie, ein Buch im Schooß, in dem sie, mit sanft geneigtem Kopfe, las. Leise bewegten sich ihre blassen Lippen.

Ich trat hinzu; es war Goethes Faust. Einige Thränen waren auf die Blätter gefallen. Ein großer Tropfen zerfloß eben auf der Stelle, wo der alte Faust, von der „Sorge" angehaucht und erblindet, spricht:

Die Nacht scheint tiefer tief hereinzudringen,
Allein im Innern leuchtet helles Licht;
Was ich gedacht', ich eil' es zu vollbringen — —

Susanne! sagte ich. Was haben Sie vor? Wollen auch Sie, Sie mit Franz hinweg — —

Fragen Sie mich nicht, erwiderte sie. Sie trocknete ihre Thränen. — Versprechen Sie mir, mich nach nichts zu fragen; seien Sie hold und gut!

Ich schwieg. Sie stand auf und legte das Buch in meine Hand. Nicht wahr, den Faust lesen Sie uns vor; — es war sein Lieblingsbuch, seit der Knabenzeit . . . Ich blickte eben so zufällig in den zweiten Theil, den ich nie verstand. Heute aber war mir, als verstünd' ich ihn. Und da kam es wol über mich, zu weinen . . . O, was für ein Buch!

Was für eine Frau! dachte ich.

Sie wollte gehen; doch ehe sie zur Thür kam, stand sie noch einmal still. Mir ernst in die Augen blickend, fragte sie: Lieber Freund! haben Sie je etwas Krankhaftes, Ueberspanntes an mir bemerkt?

An Ihnen! Welche Frage. Sie waren immer gesund an Geist und Herz —

Und wenn ich nun etwas thäte, das nicht gewöhnlich, nicht alltäglich ist, würden Sie mich dann auch, wie die Andern, überspannt oder krankhaft nennen?

Ich? Susanne! Niemals! — — Doch was wollen Sie — —

Sie haben mir schweigend versprochen, mich nach nichts zu fragen, fiel sie mir in's Wort. Sie wollten hold sein und gut!

---

Es kamen noch drei, vier Tage, die ich nie vergesse. Das „goldne Licht" leuchtete herein; Blumen schmückten unsere Tafel, wie in alten Zeiten. Die Spätsommerluft schmeichelte so mild; Franz genoß sie von seinem „Freudenlager", wie sein Heroismus es nannte, mit verjüngten Sinnen, mit erschütternder Dankbarkeit. Einige verspätete Sänger zwitscherten noch draußen in den Bäumen ihr dreitöniges Lied. Wir saßen zuweilen still beisammen und lauschten, als spräche in ihnen jener stumme Geist, der sonst nicht spricht; — oder ernste, heitere, tiefsinnige Gespräche, die nicht enden wollten, schweiften über Vergangenes, Unvergängliches, und übertönten lieblich den Flügelschlag der entfliehenden Zeit. Wenn der Nachmittag kam, riefen wir die „Alten": ich las ihnen vor, was sie begehrten, — Faust, König Lear, Romeo und Julie, Antigone, Elektra. Mit strahlenden oder feuchten Augen und erglühten Wangen saßen sie, diese wunderbar bewegten, aus tiefer Brust genießenden Menschen, da. Höher und höher wuchsen unsere Gefühle; Alles blieb unter uns, was in diesem Aether nicht mehr leben konnte; eine reine, edle, innige Heiterkeit verklärte uns Alles, ohne daß wir's dachten. Nur wenn ich dann plötzlich hinsah und mir sagte: da sitzen sie, diese Theuren, und eine Stunde wird kommen, wo dies nicht mehr ist — — dann umschnürte es mir das zu volle Herz. Ich stand auf, ging umher; ging hinaus, warf mich in meinem Zimmer auf's Bett, still für mich zu leiden . . .

In der letzten Nacht lag ich schlummerlos da; vor den geschlossenen Augen stand mir immer wieder Franzens bleiches Gesicht, das mir zum „Gute Nacht" so brüderlich abschiednehmend gelächelt hatte, und Susannens überirdisch groß verklärte Augen, die mir noch gefolgt waren, als ich sie verließ. Das stumme Grauen der Ahnung lag auf mir. Eine räthselhafte Macht überwältigte mich, als müsse ich ruhig dulden und erwarten, was da kommen werde; als verbiete mir etwas Heiliges, mich zu widersetzen. Und doch sträubte sich ein qualvolles Gefühl in mir . . . Endlich kam der Tag. Ich stand auf, ich wandelte durch die Morgenstille. Ich

hoffte wieder; — auf was? Auf Alles, was Hoffnung weckt; auf den Geist des Lebens, den ich in mir selber suchte; auf das Unbekannte. So saß ich lange auf der Wiese, unter jenem Baum. Sprühender Nebelregen durchfröstelte mich endlich bis an's Herz; ich kehrte zurück.

Als ich die Thür zu dem Zimmer öffnen wollte, in dem wir diese Tage verlebt hatten, fand ich sie verschlossen. Ein zusammengerolltes Papier steckte im Schlüsselloch. Ich zog es heraus, riß es auf. Es enthielt folgende Worte, von Susannen geschrieben:

„Lieber, lieber Freund! Wenn Sie dies lesen, athmen wir nicht mehr, und Alles ist gut. Ich kann meinen lieben, armen Franz nicht verlassen. Leben Sie denn wohl!

„Sie verkennen mich nicht; werden mich nicht verdammen! — Er muß sterben, und er stirbt um mich, und ich nicht mit ihm? — Wenn ich ihn nicht mehr habe, wofür leb' ich dann noch? — Wirklich wie Zwillingsseelen haben wir miteinander gelebt; uns glückte es nicht da draußen in der Welt, mit der andern „Liebe", die die Menschen so nennen: da fanden wir in unsrer Bruder- und Schwesterliebe den Fels, der uns Beide trug. Und wir wurden einander Stab und Schirm und Leben; und haben einander nie betrübt, als wenn wir litten; und nun ließe ich ihn fort und bliebe hier allein? — Ach, ich kann nicht, ich kann nicht! — — Er hat nicht gewollt, daß ich mit ihm ginge, aber ich hab' ihn besiegt, und ich werde gehn. Edel und schön soll er sterben; nicht mehr leiden ... Gute Nacht! — Noch in dieser Stunde an dem Tisch, an dem Sie uns „Antigone" und „Elektra" vorlasen — — o, ihr Schwesterseelen! — — da werden wir den Abschiedstrunk mit einander trinken, und noch Ihrer gedenken.

„Ach, verkennen Sie die arme Susanne nicht! — Friedlich wird er sterben, wenn er weiß: seine Susanne bleibt nicht allein, ohne Zweck, in Verzweiflung zurück! — — Gern, gern haben wir gelebt; — doch ein schaurig süßes Gefühl ist es mir nun auch, so den Gram zu betrügen, der bei mir bliebe, wenn ich meinen Franz überlebte — und so heimlich, heimlich ihm davonzugehn. Ich glaube, ich that meine Schuldigkeit, so lang' ich lebte! Nun aber laßt mich nicht im Elend der Einsamkeit verschmachten, ohne Lieb' und Pflicht; laßt mich fort, laßt mich mit meinem Franz den Becher des Friedens trinken! —

„Wie er noch leidet um Ottilie ... Sie ist kräftig und lebensfroh; sie wird noch glücklich werden; das ist meine Hoffnung. Seien Sie es auch! wie wir es waren! — — Was für ein wunderbarer Gedanke ist das nun, so in stiller Nacht sich hinwegzustehlen; und während die Andern schlafen, um zu erwachen, einschlafen auf immer!

„Franz soll nicht mehr schreiben ... Armer, blasser, todesmatter, süßer, geliebter Franz. — — Lieber Freund, gute Nacht!"

Darunter noch, wie ein Echo, von Franzens Hand:

„Gute Nacht!“ — — —

Als der Gärtner und ich die Thür erbrochen hatten, sahen wir die Beiden; Jeder in einer Ecke von Franzens Divan; in den Kleidern von gestern, Susanne mit einer Rose an der Brust. Sie schienen beide zu schlafen. Freundlicher, ernster, kummerloser Schlaf! Ein holderes Bild des Friedens konnte man nicht sehn.

Auf dem Tisch vor ihnen stand der Becher, aus dem sie diesen Frieden sich getrunken hatten.

Ich besitz' ihn noch. Niemand trinkt aus ihm; doch so lang' ich lebe, will ich ihn behalten.

Ich verkenne Dich nicht, holde Schwester Susanne! — — Aber ach, ich habe euch nicht mehr!

# Zur Geſchichte der italieniſchen Kunſt.

Von

**Leopold von Ranke.**

— Berlin. —

Bei meinem Aufenthalt in Italien vom Herbſt 1828 bis zum Januar 1831 war es mir oft unangenehm, daß Bibliotheken und Archive nicht früher geöffnet und vielleicht etwas ſpäter geſchloſſen wurden. Daraus erwuchs mir aber der Vortheil, daß ich in den Stunden, die mir frei blieben, die Kunſtſchätze, an welchen Italien ſo reich iſt, ebenfalls auf meine Weiſe ſtudiren konnte. Indem ich Gallerien, Paläſte und Kirchen, in denen dieſelben ſich finden, fleißig beſuchte und dann das Geſehene bemerkte und combinirte, entſtanden mir Ideen über die Geſchichte der italieniſchen Kunſt, die ich dann unmittelbar nach meiner Rückkunft niedergeſchrieben habe; ich kam damit am 6. April 1831 zu Stande. Es war ein Entwurf, den ich ſpäter einmal ausführen gedachte, wozu ich aber nicht gekommen bin, noch auch hoffen darf zu kommen. Ich habe ſeitdem das kleine Manuſcript unberührt liegen laſſen. Ob ich nun nicht beſſer daran thäte, es auf ewig in Vergeſſenheit zu begraben? Nachdem in der Geſchichte der Kunſt ſo viel gearbeitet worden iſt, kann meine Skizze unmöglich den Reſultaten der heutigen Forſchung homogen ſein. Aber bei erneuerter Durchſicht fand ich doch auch Manches, was noch nicht geſagt worden iſt, Individuelles und Allgemeines, und ich entſchloß mich, wenigſtens die früheren Abſchnitte des kleinen Werkchens mitzutheilen. Sie erſcheinen hier bis auf wenige Sätze ebenſo, wie ſie urſprünglich geſchrieben worden ſind; nur die Anmerkungen ſind von neuerem Datum.

# I.

## Grundlage und Anfänge.

Es kann nicht Unfähigkeit gewesen sein, was Bildhauer und Maler die so langen Jahrhunderte des Mittelalters in dem Formlosen zurückhielt; die Bauwerke zeigen, was man Großes zu ersinnen, die Zierrathen den Grad der Feinheit, den man zu erreichen vermochte; ihre Intention ging vielmehr auf etwas Anderes.

So wie wir in die Basiliken treten, empfängt uns das musivische Bild des Heilandes mit seinen Aposteln, welche in großen Gestalten die Apsis einnehmen. Man weiß, daß die christliche Basilika unmittelbar aus der heidnischen herübergenommen worden. Es ist allemal sehr merkwürdig, daß auch die heidnische Basilika in ihrer Apsis ein Augusteum, einen Tempel der Cäsaren, enthielt, mit welchem sie schloß; dort waren die Bilder der Kaiser. Als das Christenthum die Menschenvergötterung stürzte und der Anbetung der Cäsaren die Anbetung des Sohnes Gottes entgegensetzte, erhob sie auch an geweihter Stätte den Gottes- und Menschensohn an ihre Stelle. So ward die Basilika unmittelbar zur Kirche. In der Regel sieht man dann den Menschensohn, mit seinen Aposteln antik gekleidet, die Menschenform mehr typisch als nachgeahmt, großartig, schrecklich. Oder man erblickt die Mutter Gottes, groß, schlank, aber ganz und gar verhüllt, nur die Gesichtszüge sieht man; und die Arme mit steifer Bewegung von der Brust herausstreckend, wendet sie gleichsam segnend das Innere ihrer Hände der Gemeinde zu. Zuweilen sind die Namenszüge hinzugesetzt. Es ist nun diese heiligende Abbildung des Göttlichen, was man ohne weitern Anspruch beabsichtigt. Oder es ist das Symbol. Man hat kein Arg dabei, wie in S. Stefano zu Bologna und in so vielen andern Orten, die Evangelisten geradezu durch ihre Abzeichen darzustellen, und diesen die Namen derselben hinzuzufügen. Man versinnbildet Christus als das große Lamm unter 12 Lämmern.

Oder man schreitet endlich bis zur Darstellung des Geheimnisses, oder der heil. Geschichte fort. Nicht allein durch Worte unterrichtet man. Auch der Anblick belehrt. Die Umgänge in San Marco enthalten die wichtigsten Momente der heil. Geschichte oft mit einer fast anstößigen Naivetät. Vorzüglich merkwürdig fand ich eine uralte Mosaik in Torcello, welche aus den Zeiten des Glanzes und der Größe dieser Insel stammen wird, welche so früh verloren ging. Hier ist Kreuzigung und Weltgericht nach griechischen Begriffen dargestellt. In der höchsten Abtheilung sieht man den Gekreuzigten, in der darauf folgenden den Auferstandenen, wie er, das Kreuz in der Hand, die Erzväter erlöst. Dann folgt das Weltgericht. Auf dem Regenbogen sitzt er, um ihn die Apostel: tiefer hinab geben Erde und Meer ihre Todten her; dann folgt weiter zu seiner

Rechten das Paradies und priesterliche Chöre; zu seiner Linken Fegfeuer, Satanas und Höllenstrafe. Hier hat man Mythe und Geheimniß darzustellen gewagt. Das Paradies ist verschlossen, von dem Cherub bewacht; man sieht davor einen Mann mit dem Kreuz; ferner eine Frau, einen alten Mann mit Kindern. Es ist die altchristliche Mythe. Der Mann mit dem Kreuz ist der gute Schächer; der alte Mann ist Abraham, der die auserwählten Seelen auf seinem Schooße und zu seinen Füßen hat, die Frau ist Eva. Wenn man aber von dem Stuhl Christi einen rothen Strom nach dem Fegfeuer fließen sieht, aus welchem Engel die Sündigen erretten, so ist dies schwerlich, wie man es erklärt hat, ein Feuerstrom, um jenes Fegfeuer anzuzünden; es ist vielmehr der Strom des rettenden Blutes, durch dessen Verdienst Jener Erlösung vollbracht wird. Die ganze Auffassung ist groß gedacht, erschreckend und belehrend. Dieser Anblick erzählte der Gemeinde Mythe und Geheimniß der Kirche. Dazu allein sollte er dienen. Hier ist kein Hervordrängen der Form, es ist Alles gigantisch, von Bedeutung und aufgegangen im Dienste der Kirche.

Wol mag es sein, daß Kunstgriffe der Technik vorhanden waren, welche später verloren gegangen sind. Allein übrigens sind diese Gestalten der ältesten Maler isisartig ja mumienhaft; Bewegung und Haltung dem Herkömmlichen völlig untergeordnet; nur in den Extremitäten sind sie ausgebildet.

Es war ein großer Schritt selbst in Bezug auf die Religion, als man sich zuerst von dem Herkömmlichen und Ueberlieferten zu dem Gefühl der Form und der Freiheit sie zu suchen erhob.

Schon im 13. Jahrhundert hatte die aufblühende Bildnerei es gewagt, von dem Gewohnten, Altherkömmlichen abzuweichen. Für dies Bestreben ist nichts merkwürdiger als ein Relief an der Kanzel des Baptisteriums zu Pisa. — Bei der Geburt des Heilandes liegt Maria allerdings auf einem symbolisch von Lämmern getragenen Bette; allein sie liegt darauf in der Haltung einer römischen Kaiserin; in ihrem Antlitz nichts von jungfräulicher Verschämtheit und Demuth, sie ist ganz Stolz und Adel. Mit einer fast heidnisch göttlichen Hoheit hält sie in der Anbetung ihr Kind dem Könige entgegen. Eben hier sind alle Köpfe bis zur Vollendung ausgearbeitet.

Bei Niccolò Pisano, dem Schöpfer der modernen Plastik, dem auch dieses Denkmal angehört, finden sich allenthalben Spuren der Nachahmung antiker Kunstwerke, die er eben in die Kirchenmonumente einflicht, welche er zu entwerfen hat.*)

Je sorgfältiger übrigens die Ueberlieferung beibehalten ist, um so

*) Das Moment, das mir bei dem ersten Anblick imponirte, finde ich bei Schnaase, Geschichte der bildenden Künste, VII, S. 276 mit vortrefflicher Kenntniß hervorgehoben.

mehr machen diese Abweichungen Eindruck. Aber dabei wird man doch auch den Widerspruch inne, der in der einen und der andern Auffassung liegt. Und es ließ sich nicht erwarten, daß auf diese Weise die christliche Kunst umgestaltet werden würde. Denn nicht auf Ausübung künstlerischer Fertigkeiten kam es dabei an, sondern zugleich auf Darstellung des vollen religiösen Inhaltes der Ueberlieferung. Nur langsam und zaghaft ließ sich die Malerei in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts zu einer Veränderung herbei.

Die Madonnen des Cimabue*) gehören noch ganz zu der Familie jener griechischen Gottesmütter, deren eine den Anfang der Florentiner Gallerie macht. Was bewirkte aber, daß man, wie die Sage geht, ein Bild dieses Meisters Carl von Anjou feierlich zeigte; daß es einer Straße den Namen gab? In S. Maria Novella wird eben dieses Werk aufbewahrt. Noch sind Mutter und Kind kolossal, das Kind halb entblößt; wie auf griechischen Bildern und in der Art und Weise derselben sitzt ihr das Kind in dem Schooß; nur durch eine kleine Aenderung in der Lage und die damit zusammenhängende Ausstreckung der Hand ist es der Natur angenähert; der Ausdruck der Mutter bleibt sehr einfach. Wenn aber in den griechischen Bildern die Gesichtszüge mehr die Menschengestalt andeutend, als abbildend erschienen, so sind sie hier entschieden menschlich. Von Individuellem jedoch, wie von dem Ideal finde ich sie gleichweit entfernt; auch die Nebensachen einförmig.**)

Ueber die Werke, welche diesem Meister in der obern Kirche von Assisi zugeschrieben werden, zu urtheilen, ist schwer, einmal weil man nicht weiß, wie viel an ihnen ächt, sodann weil sie von den Einwirkungen der Zeit ziemlich stark gelitten haben.

An seinen Werken sah man, sagt Philipp Villani, daß die alten Maler geirrt hatten. Es ist der erste Versuch, die religiösen Darstellungen der Natur anzunähern, was man an ihm rühmte.

## II.

### Giotto und seine Nachfolger.

So fand Giotto die Bahn eröffnet. Der Versuch war gemacht, Gesichtszüge und Bewegungen der Natur anzunähern. Mit einem außerordentlichen Talent der Auffassung, ja mit wahrem Genius begabt, legte er Hand an, den Gestalten Bedeutung und wesentlichen Inhalt zu geben.

*) Daß Cimabue in Pisa arbeitete, ist durch die von Ciampi herausgegebenen Documente bewiesen. Er lebte von ungefähr 1240 bis nach 1300.

**) Des Bildes, von dem anderwärts Copien existiren, wird bei Förster, Geschichte der italienischen Kunst, Bd. 2 p. 189 ff. ausführlich gedacht. Auf ihn hat es noch größeren Eindruck gemacht als auf den Autor.

Es ist wahr, daß man ihm aller Orten viele zweifelhafte Sachen zuschreibt; anderwärts sind die ächten Werke entweder durch die Zeit oder durch spätere Hand zu Grunde gerichtet.

An dem Werk in Sta. Croce zu Florenz, das, obwol nur auf dem Rahmen mit den Worten Opus magistri Jocti bezeichnet ist, zweifelt selbst der entschlossenste Leugner nicht. Es ist eine Krönung der Jungfrau. Die Menge der Engel und Heiligen auf den beiden Nebentafeln bildete gewiß eine große Aufgabe für diese junge Kunst. Man wird die Mannichfaltigkeit der Physiognomien, bei einem der Wahrnehmung so wenig Raum lassenden Gegenstande, die Abstufungen der Bewunderung, der Hingebung und Anbetung, wie sie hier lebendig erscheinen, anzuerkennen haben.

Unbezweifelt und durch die nämliche Inschrift, aber nicht blos auf dem Rahmen, beglaubigt, ist ein anderes Bild, von dem man eine Hälfte in Mailand, die andere in Bologna aufbewahrt. Hier tritt uns in S. Paul schon ein glücklich aufgefaßter Charakter entgegen. Es ist ein Mann, obwol mit der Glatze, aber noch kräftig, in den besten Jahren; seine Haltung königlich: seine Stirn gebieterisch und voll Nachdenken.

Man versichert, daß eine unzweifelhafte Urkunde vorhanden sei, welche das Abendmahl in dem Refectorium zu Sta. Croce dem Giotto vindicire. Es ist wahr, daß in demselben die Lage des Johannes, wahrscheinlich die nämliche, wie sie in früheren Werken vorkam, unbeholfen; und einiges Andere mag minder wohl gerathen sein; allein in den meisten Gestalten ist eine mit Feinheit vollzogene Nachahmung der Natur sichtbar. Ich will dies nicht auf jenes genaue Eingehen in die Verhältnisse der festen Gesichtstheile beziehen, wie man dies an gelungenen Porträts lobt; allein es ist in ihm eine Wahrheit, Wärme und Majestät, welche Bewunderung erweckt. Leider geht dies Werk von Tag zu Tag seinem Untergang mehr entgegen. Von den dreizehn Gestalten sind nur noch sieben in gutem Zustand und wer weiß wie lange. Schon dringt das vernichtende Naß bis in die Nähe des Heilandes heran.

Andere seiner Werke mögen gegründetem Zweifel Raum geben: oder, wie jenes von Assisi, schlechter erhalten sein. Vielleicht bedeutender als alles Andere ist die Capelle der Arena zu Padua.

Das Zeugniß des Benvenuto von Imola läßt keinen Zweifel übrig, daß die Malereien nicht von seiner Hand seien; sie sind so gut wie unberührt.*)

*) Als ich dies schrieb, war die Capelle, wenn auch nicht unbekannt, doch unbeachtet. Der geistvolle Kenner von Rumohr würde ein anderes Urtheil über Giotto gefällt haben, wenn er ihr seine Aufmerksamkeit geschenkt hätte. Sie sind seitdem durch italienischen, englischen und deutschen Fleiß allgemein bekannt geworden. Besonders hat ihnen E. Förster, Gesch. d. K. in Ital., II., p. 237 (1870) eine ausführliche Schilderung gewidmet.

Es ist eine Capelle, in der Giotto die Wand des Eingangs und die zwei Seitenwände bis zu dem Chor hin in der Weise jener Alten ausgeschmückt hat, welche die heilige Geschichte und die letzten Dinge auf diese Weise vorzustellen liebten.

Mit aller Wärme, welche Liebe und Schrecken einflößen kann, stellte Giotto über dem Eingang das jüngste Gericht dar. Die Seligen sind bekleidet. Sie sind in der Regel der wohlbekannte Idealkopf des Giotto, der mit verschiedenen Abwandlungen wiederkehrt; in einigen finde ich ein inniges vor Liebe und Freude verlangendes Hinschauen auf die Gottheit. Auf der anderen Seite erscheinen die Verdammten: in grubenartigen Abtheilungen mannichfaltig gepeinigt; in gräulicher Gestalt steht der Fürst der Unterwelt zwischen ihnen. Diese Vorstellung ist minder gigantisch, geheimnißvoll und mythisch, als jene zu Torcello, aber vielleicht ist sie nicht minder wirksam, weil sie sinnlich leichter zu ergreifen und anreizender.

Das eigentliche Verdienst des Giotto in unserer Capelle dürfte man indessen nicht in diese Fresken setzen.

Damit Jedermann erfahre, wodurch Seligkeit erweckt und verscherzt werde, hat Giotto längs den Wänden zur Seite der Hölle die Laster, zur Seite des Himmels die Tugenden dargestellt.

Was an sich nur begrifflich zu denken wäre, hat er unmittelbar versinnbildet. Aus dem Munde des Neides geht die Schlange hervor, die ihm sein eigenes Gehirn frißt; das Scepter der Ungerechtigkeit, welche in dem Throne sitzt, ist mit Haken bewaffnet; und geballt sieht man ihre klauenartigen Fäuste. Der Unglaube (infidelitas) hält ein Idol auf seinen Händen, welches ihm hinwiederum den Nacken gefesselt hat. Die Unklugheit schlägt mit einer Keule nach den Fliegen, während die Klugheit sinnend mit einem Zirkel sitzt. Nicht so ganz sinnlich natürlich konnte er die Tugenden abbilden; doch sind sie unverkennbar; selbst die Hoffnung ist glücklich hingeworfen.

Aber nur den untern Theil der Wände nehmen diese Abbildungen ein; über ihnen sind in vielen Abtheilungen die wichtigsten Momente aus dem Leben der Jungfrau und des Heilandes dargestellt.

Hier ist es nicht mehr die dogmatische Mythe; es ist nicht mehr Allegorie; es ist das Leben selbst, das er in gelungenen Phantasiestücken vergegenwärtigt. Wol erkennt man an ihm das Studium der alten Ueberlieferung, die er festhält. Einige Zustände aus dem Leben der Jungfrau kann man nur aus den Pseudoevangelien erklären.

Andere Meister haben den Ausdruck der Gesichtszüge weiter ausgebildet, die Wirkungen von Licht und Schatten kunstvoller gezeigt; in einfacher und klarer Auffassung des Lebens, in der Poesie der Composition möchte ich Giotto hinter keinem anderen zurücksetzen. Ich wüßte nicht, welche Grablegung, so viel es ihrer auch gibt, mit einer vollkommneren

Wahrheit aufgefaßt wäre. Hier ist keine Möncherei und keinerlei ungehörige Fiction. So tief und innig und mannichfaltig ist die Klage; und Nicodemus, der wie betroffen über diesen Anblick, mitleidsvoll erstaunt, wie er mit gefalteten Händen dasteht, ist ein vollkommener Mensch. Der zum Himmel erhobene Erlöser ist frei von jenem nach Erden schauenden Selbstgefühl, was ihm Spätere geben: nach vollendetem Erdenleben, vollen Fluges, mit ausgebreiteten Armen eilt er dem Vater zu. In allen diesen Darstellungen, von der ersten bis zur letzten, ist der Versuch sichtbar, den religiösen Moment mit der Vergegenwärtigung des menschlichen eigenthümlich aufgefaßt zu verbinden.

Sollte es uns wol sehr kümmern, wenn hier ein mechanisches Talent in Farben und Technik das Ungewöhnliche leistete? In dieser menschlichen Darstellung erscheinen die Bestrebungen eines, sei es von dem Gefühl der Schönheit, sei es von höheren Gedanken erfüllten Geistes. In andern Werken des Giotto findet sich die nämliche Tiefe, ja Unergründlichkeit der Physiognomie —; jede seiner Figuren ist geistig empfunden; — seine Vorstellungen der heiligen Geschichten sind sinnlich warm, ohne daß sie den religiösen Forderungen Abbruch thäten. Sie sind ein schönes Denkmal dieses bestrebungsreichen Jahrhunderts. Ueberhaupt traten nun die Zeiten eines allgemeinen Umschwunges der Studien und der Cultur in Italien ein. Von dem Latein der Schulen riefen die Alten zu der ächten Sprache der Römer zurück; das mütterliche Idiom, welches die Jahrhunderte zu einer von seinem Ursprung ganz abweichenden Gestalt gebildet hatten, faßte man das Herz, auch in Schriften zu brauchen. Ein Ereigniß umfassendster Bedeutung ist es doch, daß Dante, der in Sprache und Poesie das Beste leistete, mit dem Erneuerer der Malerei in jenen Räumen der Arena zusammengekommen ist.

Giotto, der sich in Toskana, Umbrien, Rom, Neapel und der Lombardei aufgehalten, hatte eine ungemeine Wirkung.

Ein solcher Geist beherrscht natürlicher Weise seine Nachahmer auf lange Jahre hinaus, doch ist es viel gesagt, daß er die Entwicklung der Kunst aufgehalten habe. Sowol in denen, welche seinen Weg hielten, als in denen, welche etwa nicht, läßt sich doch, und wir glauben ohne Täuschung, ein Fortschritt wahrnehmen.

Selbst einige Werke des Giottino, wie die Erscheinung der Jungfrau, sind mit großer Wahrheit ausgeführt. Agnolo Gaddi, der Sohn Taddeos, welcher 24 Jahre in der Schule Giottos gearbeitet hatte, malte den Chor von Sta. Croce. Nicht allein die Gruppirung der Kreuzauffindung ist reich und lebensvoll ohne überladen zu sein. Einige seiner Gestalten nähern sich — ich erinnere nur an die beiden Begleiterinnen der h. Helena — der Größe und Schönheit antiker Formen. In S. Miniato arbeitete Spinello in verwandtem Sinne. Was er in Farben zu leisten fähig war, hat er wenig gezeigt. In den wohlerhaltensten Bildern sind

es lauter Mönche in weißen Kleidern, was er darstellt. Allein leugnen dürfte Niemand, daß z. B. jener Alte, der mit seinem Stabe am Bette des Sterbenden steht, in Motiv und Ausdruck nicht streng gedacht und in seiner Art vortrefflich wäre. Leicht der geistig bedeutendste von denen, welche im Camposanto zu Pisa arbeiteten, ist Andrea Orcagna. In dem Triumph des Todes stellt er der Verwesung, die er ohne Schonung abbildet, diejenigen zur Seite, welche ihre Tage spielend leben, und unbekümmert um die Zukunft in heiterem Genusse schwelgen; — allein schon steht der Tod neben ihnen; noch kein Gerippe, aber mit der Sense: furchtbar fliegt ihm sein Haupthaar rückwärts. Glücklicher selbst, als Giotto, wußte er in dem jüngsten Gericht die Gesichtszüge der Heiligen, wie sie in hingebendem Entzücken der himmlischen Erscheinung Christi, seiner Mutter und den Aposteln zugewendet sind, auf das Mannichfaltigste abzustufen. In den Verdammten ist es nicht sofort die Strafe; es ist eine Klage, ein tiefes Sehnen, ein schmerzliches Verlangen des Zurückgewiesenen. Er sucht es uns so deutlich und andringend wie möglich zu machen. Zur Seite der Erwählten sieht man einen Mönch aus seinem Grabe hervorgezogen: er wird zu den Verdammten fortgewiesen. Ein Anderer ersteht zur Seite des Verdammten, sein Schutzengel führt ihn fürbittend vor S. Michael. Diese Gruppe, des auferstandenen Erwählten, des bittenden Schutzengels, des gewährenden Michael ist großartig und voll Gefühl. Ich will das jüngste Gericht, das man in Sta. Novella zu Florenz von dieser Hand sieht, nicht mit dem pisanischen vergleichen: vielleicht ist es Niemand vergönnt, denselben Gegenstand zweimal mit gleicher Vortrefflichkeit vorzustellen. Allein große Züge hat auch das andere. Glücklich sind die zu der Herrlichkeit Eingehenden, wie sie zögern, sei es aus Demuth, sei es aus einem übermächtigen Gefühl des Entzückens.

Man wird nun wol inne, worin der Charakter dieser Bemühungen liegt, die sich um Giotto her gruppiren und mit seinem Namen bezeichnet werden können.

Sie machen es sich zur Aufgabe, die mystischen Vorstellungen, welche die Kirche früher geradezu überlieferte, symbolisch-typisch auszudrücken, um die heiligen Erzählungen, in denen man ehedem nur das Wunder abbildete, den Menschen näher zu bringen. Daher wählt diese Zeit nur würdige und große Gegenstände. Dahin führte der republikanische Geist der Communen, der noch eine religiöse Ader in sich trug. Was diese stadtbeherrschenden Zünfte, die ihres Reichthums und ihrer Größe im Dienste Gottes inne werden wollten, zu solchem Zwecke auf den Mauern der heiligen Gebäude abbilden ließen, oder was selbst ein Privatmann, wie es auf diesem und jenem Bilde heißt, für seiner Seele Heil darstellen ließ, konnte nicht so leicht profan sein. Es sind dies, wie wir sehn, die heiligen Geschichten in einfachster Auffassung, die jüngsten am

Ende der Welt zu erwartenden Dinge; oder die große kirchliche Mythe, etwa wie S. Thomas mit seinem Buche und S. Petrus mit seinem Schlüssel von Gott berührt und dadurch geheiligt werden, was man vorzugsweise vergegenwärtigt; es ist das Diesseit und Jenseit. Man faßte dies auf die naivste Weise beinahe handgreiflich ab. Bei Spinello sieht man die Seele des eben Gestorbenen auf einer schrägen Stiege gen Himmel fahren: ein Engel empfängt sie, ein anderer kommt ihr nach; die an dem Bette Anwesenden sehen sie. So wird bei Simone de' Crocifissi zu Bologna die Seele der Madonna nach ihrem Tode von dem Erlöser empfangen, und ruht in seinen Armen, wie er in irdischer Gestalt in den ihren.

Bei Orcagna sieht man die Seelen aus dem Munde der Gestorbenen unmittelbar zur Verdammniß oder zur Begnadigung hervorgehen; ja an dem Schatten des Mönchs bemerkt man die Tonsur. Teufel und Tod werden selten abgebildet. Wir sehen, wie der Geist des Bildners sich eines noch völlig unbearbeiteten Stoffes bemächtigt. Was ihm Dogma, Lehrmeinung, oder auch der noch nicht durch Poesie geläuterte Volksglaube darbietet, stellt er ohne Bedenken und ohne immer das Häßliche zu vermeiden, doch auch mit einer Frische und Jugendlichkeit, wie sie nie wieder erschienen ist, dar.

Für ihre Darstellungen fanden diese Meister große geheiligte Räume, ja ganze Kirchen und Capellen, wie in Assisi, Macerata, Padua; oder die weitläufigen Umgänge eines Campo Santo. Sie bilden diese Räume gleichsam zu einem aufgeschlagenen Buche um. So ist mir das Capitel der Dominicaner zu Treviso bemerkenswerth gewesen. Durch eine Darstellung der Kreuzigung, in großen Gestalten, zu des Herrn Seite S. Petrus und S. Paul, bei der von nachahmender Darstellung des menschlichen Leibes wenig die Rede sein kann, indem man sich begnügt hat, nur die Linien genau zu markiren, welche die Gesichtszüge bilden, hat man den Raum geheiligt. Zu der Seite desselben hat man in dem 14. Jahrhundert in den oberen Räumen die Notabeln des Ordens abgebildet: zu ihrer Rechten zuerst zwei Heilige, alsdann die Seligen, zu ihrer Linken zwei Päpste und darauf die Cardinäle dieses Ordens. Beide Reihen treffen über der Thür des Eingangs zusammen. Darunter sind die Provinzen des Ordens und ihre verschiedenen kleineren Abtheilungen bildlich verzeichnet; und dieses Capitel ward zu einer Geschichte des Ordens in den ersten zwei Jahrhunderten seiner Existenz. In streitigen Fällen hat man selbst von Rom aus bei diesem gemalten und auf die Mauer geschriebenen Buche anfragen lassen. Unglücklicher Weise wird das nicht so leicht wieder geschehen können. Eine Schule, die in dem Saal eingerichtet worden war, und die erst vor Kurzem weggebracht ist, war nicht sehr geeignet, dieses alte Werk zu conserviren.

Wir kehren zu den künstlerischen Bestrebungen jener Zeit zurück. Wie man nur den ersten Schritt machte, das Ideal der Erscheinung zu

nähern, so begnügt man sich, die Gesichtszüge und Bewegung im Umriß darzustellen. Mit wenigen Zügen ist es gethan. Hier sind keine der durch das Leben zerrissenen, schwer an den Spuren der Jahre tragenden Physiognomien zu finden. Das Menschenantlitz erscheint fast durchaus heiter, sonnenhaft, naiv; selbst das Alter ist nur durch Würde ausgezeichnet; und der weißwallende Bart gesellt sich zu einem reinen Ausdruck des Gefühls.

In dieser Hinsicht werden wir an die Art und Weise erinnert, welche dieses Jahrhundert auch in schriftlichen Werken beobachtet. Ihre Sprache hat noch jene unschuldige Unmittelbarkeit, welcher die eigenste Bezeichnung dessen was sie denkt, Natur ist. Die Charaktere, wie sie Dante, wie sie Joh. Villani schildert, sind eben mit wenigen Zügen vollendet; uns doch unverkennbar. Wol ist eine Wirkung des Alterthums in beiden Arten des Ausdrucks wahrzunehmen, aber die Gesinnung ist noch durchaus von den christlichen Ideen beherrscht.

Von allen dem, was Italien jemals der Rede Werthes geleistet, ist der Keim in den sinnreichen, jugendkräftigen, glücklichen Bemühungen dieses Jahrhunderts vorhanden.

## III.

### Quattrocentisten.

Es konnte nicht anders sein, als daß man, nachdem man einmal den Weg der Natur ergriffen, auf demselben zu genauerer Nachbildung der einzelnen Gestalt fortschritt.

Schon Duccio in Siena übertrifft wol in der strengen Ausbildung der Gesichtszüge den Giotto. Giovanni da Milano arbeitet nicht allein Bärte und Hände mit außerordentlichem Fleiß; er schließt sich auch in den feinen Zügen des Gesichts der Natur mit augenscheinlichem Erfolge an. Ich sah einen Hiob von 1365, großartig, entschlossen, heroisch, ein geistig herrliches Gesicht.

Einen neuen Schritt auf dieser Bahn that Fra Angelico da Fiesole*). Zwar gehört er im Ganzen noch sehr der Schule der Nachfolger Giottos an. Die heitern Antlitze derselben wurden von ihm bis zu dem Engelgleichen verklärt. Aber eine besondere Beschränkung lag über ihm. Gar nicht zu verkennen ist es, daß das Emporkommen der beiden großen Bettelorden auf die Entwicklung der Kunst einen fördernden Einfluß ausgeübt hat. Die reichen Mittel, welche den Orden zu Gebote standen, und die Bauwerke, in deren Errichtung sie ihren Ruhm sahen, beschäftigten tausend fleißige und kunstgeübte Hände. Aber sie legten den

*) Joannes Petri del Mugello, geb. 1387, † 1455, trat 1407 in das Kloster der Dominicaner.

Meistern auch beengende Bedingungen auf. In diesem Zusammentreffen der Kunst und des Klosterlebens hat sich Fiesole, der selbst in den Orden getreten war, entwickelt. Die Anschauungen eines so frommen und eingezogenen Klosterbruders konnten nicht von großem Umfang sein. Ihn beherrschte überdies ein Idealgesicht, das fast allen seinen Darstellungen zu Grunde liegt. Um diese Züge zur Verschiedenheit durchzubilden, sah er sich veranlaßt, sie, nur in sich selber arbeitend, in immer neuen Modificationen gründlich zu variiren.

Vorzüglich das Dominicanerkloster S. Marco, in welchem er lebte, hat er im Refectorium, Gängen und Zellen mit seinen frommen Werken ausgeschmückt.

In seiner Verkündigung zeigt namentlich die Bekleidung noch einen Rest von griechischer Manier; doch ist die Jungfrau nicht ganz im Licht aufgegangen: es ist in ihr ein irdisches Selbst.

In der Kreuzigung war er nicht versucht, etwa der historischen Wahrheit nachzustreben. Er umstellt das Kreuz mit lauter Heiligen, S. Girolamo, S. Francesco, S. Lorenzo und wie sie alle heißen. Ueber einem breiten Wandraum stehen sie hier; sie nehmen sich etwas vereinzelt aus; ähnlich unter einander sind alle; der Maler sucht die Mannichfaltigkeit, doch sucht er sie mit großer Zurückhaltung.

Indessen fehlte es ihm nicht an dem Talent, treffende Motive aufzufinden. Bei der Kreuzabnahme finde ich's so natürlich, daß man den Umstehenden, wie er dies thut, die Nägel und die Instrumente der Marter zeigt. Das Bedauern, das er heilig erscheinen läßt, hält den Betrachter durch die Wahrheit fest, und er kann von diesem Bilde nicht lassen.

In den kleinen, miniaturähnlichen Werken, auf Goldgrund, die besonders charakteristisch für ihn sind, wie in der Krönung der Maria, haben seine Heiligen ihre Insignien in den Händen: die Weihrauchfässer werden geschwenkt, hoch empor sind die Trompeten gerichtet: es ist alles eine einzige erlesene Schaar; trotz alledem ist in ihnen Leben und Ausdruck.

Ich will ihn nicht als einen der ersten Genien preisen; er ist oft genug der Manier nahe und von mönchischen Ansichten nicht frei; es ist eben ein Klosterbruder, der seine Phantasien in einer glücklichen und im Ganzen liebenswürdigen Weise überliefert.

Von ganz anderem Stoff war Masaccio.*) Wol mögen jene streng markirten Köpfe älterer Männer, die man ihm oft zuschreibt, nicht immer sein Werk sein; aber in den Fresken im Carmine zu Florenz hat er ein sicheres Gefühl für Individualität des männlichen Ausdrucks, für die Wirkung von Licht und Schatten und das Geziemende der Gruppirung an den Tag gelegt.

---

*) Tommaso Guidi, genannt Masaccio, geb. 1402, † 1443.

Betrachten wir indeß im Allgemeinen die Stufe, auf der die Kunstübung in dieser Rücksicht in den ersten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts in Italien und in Niederdeutschland stand, so möchte man wol den Niederdeutschen den Preis geben.

Die Erfindung der Oelmalerei beförderte durch die Erleichterung der Technik die Entwickelung der höheren Leistungen der Kunst.

In den Werken des Johann van Eyck tritt uns das Abbild der Natur unmittelbar ungesucht entgegen. Diese Könige, welche ihr Opfer dem Kinde darbringen, leben; sie scheinen nicht von vergangenen Jahrhunderten: man sah sie heut und gestern. Es ist hier kein Ideal. Der Meister wußte in der erscheinenden Welt das Edle und Würdige auszuwählen. So ist in der Darbringung im Tempel in der Mutter eine gleichmüthige Größe, in ihrer Begleiterin eine edle junge Gestalt, nichts als eine solche dargestellt. Schon begann man die Kleidung, etwa den geblumten Damast mit besonderem Fleiß nachzubilden.

Ich habe hier der Vermittelung nicht nachzuforschen, durch welche die niederländischen Kunstbestrebungen auf Italien Einfluß erlangten. Ein solcher traf aber mit dem einheimischen, dem schon entwickelten und gefühlten Bedürfniß zusammen, und gewiß wurde, daß für die Mitte des 15. Jahrhunderts ein anderer Geist herrschend ist, als früher.

In den deutschen Schulen verfiel das Charakteristische oft in das Burleske; die italienischen bildeten es im einfachen Fortschritt zum Idealen aus.

Mit großer Strenge ging Verrocchio*) zu Werke. Sein Johannes z. B. ist hager, mit völlig individuellem Gesicht; fern von dem Ideal.

Filippino Lippi erhob sich auch in schwierigen Situationen bis zum Ausdruck höherer Natur. In der Auferweckung der Drusiana durch den heil. Johannes in der Capelle der Strozzi nimmt man das erstaunte Gefühl des wiedererwachenden Lebens wahr; sie wacht auf, zwar wie aus einem Traum, aber nicht wie nach dem Schlaf; das Bewußtsein tappt gleichsam nach sich selber.

Noch mangelt hier, wie das Colorit, das der Natur entsprach, so jene Freiheit, welche sich von dem Gegebenen und Ueberlieferten ganz loszumachen den Muth hätte. So suchte unter anderen Sandro Botticelli Symbole und Natur zu vereinigen. Seine Jungfrau taucht die Feder in das Tintenfaß, das ein Engel hält, um das Magnificat zu schreiben; goldene Strahlen umgeben das Haupt des Heilands: in seinen Händen hält er die geöffnete Granate; dieses starke Symbol strebte Botticelli durch den Ausdruck der Gestalten, innere Hingebung, Freudigkeit und Ruhe zu überwältigen, ja vergessen zu machen.

---

*) Geb. 1435 zu Florenz, † 1488 zu Venedig.

Die Mönche, mit welchen Cosimo Roselli die Einkleidung S. Filippo Benizzis umgab, beweisen, einmal, wie gut er die Natur faßte, da sie heute noch die nämlichen sind, überdies aber, wie sich dies unfruchtbare Geschlecht demohnerachtet so eigen und vollkommen fortpflanzt.

Es gab in dieser Zeit eine ungemeine Anzahl von Malerwerkstätten in Florenz; und ein Verzeichniß, das uns zufällig zu Handen gekommen, setzt uns in Erstaunen.

Unter allen diesen Meistern thut sich durch strenges und folgerechtes Bemühen vorzüglich Domenico Ghirlandajo*) hervor.

Schon in seinem ersten Werke, dem Abendmahl in Ognisanti, hat er die Apostel zu ihrem besonderen Charakter herauszuarbeiten gewußt. Es ist als, hörte man sie reden. Gleichsam bedauernd, daß es mit der Schlechtigkeit der Welt so weit gekommen, lehnt der eine auf seinem Arm. In dem Stirnrunzeln eines anderen liest man das bittere Gefühl, daß auch unter ihnen, unter den Erwählten ein Verräther gefunden werde. Nur dieser sieht kühn und frech seinen Herrn und Meister an.

Diese Art von Charakterisirung übertrug er auf die Behandlung seines Stoffes. Wenngleich der Gegenstand seiner Haupthandlungen weder neu noch auch sehr glücklich gewählt ist, so weiß er ihn doch durch geistreiche Züge zu erfrischen. Das Präsepe in Sta. Lucia ist durch die kühne Wendung Josephs nach dem die Begebenheit feiernden Himmel glücklich gehoben. Bei der Anbetung der Magier in Sta. Maria degli Innocenti sieht man die Seelen der unschuldigen Kinder, deren Ermordung uns oben entsetzt, tiefer unten, nachdem sie schon zu Heiligen geworden sind, knieen und anbeten; sie werden das Leben nie vermissen. Leicht als sein vornehmstes Werk sind die Scenen aus dem Lebenslauf der Maria anzusehen, womit der Chor von Sta. Maria Novella ausgeschmückt ist. Die Entfernung Joachims aus dem Tempel ist durch die naive Verwunderung des Weggewiesenen, der sein Opfer auf den Armen mit sich nehmen muß, vermenschlicht. In der Geburt der Jungfrau erscheint das Lächeln derjenigen, welche das Kind hält und von ihm angelacht wird, wohl motivirt und belebend. In der Begegnung Marias und Elisabeths ist lautere liebreiche Würde. Diese Handlungen nun pflegt er mit würdigen Gestalten, Männern und Frauen zu umgeben. Es ist gewiß schon eine Neuerung, obwol etwas Aehnliches auch bei Giotto vorkommt, dem man aber hierin bisher nicht gefolgt war, die Porträts der Stifter knieend in dem Raume des Hauptwerkes anzubringen, aber noch ganz etwas anderes ist es, seine Freunde und Gönner, wie er es that, unmittelbar als Zuschauer der heiligen Handlungen aufzunehmen. Wir lernen die Gesichtszüge des Lorenzo de' Medici und einiger seiner Zeit-

*) Domenico Currado del Ghirlandajo geb. 1449, † 1498; übrigens berühmt als Verbesserer der Technik.

genossen, des Ficino, Polizian, Landin, auch die Züge der damals schönsten Frauen in Florenz auf diesen Bildern kennen. Dadurch bekommen aber diese Werke nun ihre ganz eigene Lebendigkeit. Sie haben eine solche auch, wo die Köpfe nicht Porträt sind. Es sind in der Regel Gestalten von gesetzten Jahren, die eine männliche Festigkeit, eine Haltung, welche die Spuren ernster Beschäftigung trägt, mit jener Freiheit und Offenheit verbinden, welche sie fähig macht, einen großen Eindruck aufzunehmen. Vielleicht war seine Anschauung hierdurch wieder gebunden. Bei dem Tod und der Auferweckung des heil. Franz in Sta. Trinita kehren früher dagewesene Gestalten zurück. Das Zarte und Feine wurde ihm, wo es nicht Porträt war, besonders schwer. In jenem ersten Abendmahl ist Johannes, der zu schlafen scheint, unstreitig nicht gerade gelungen; seine Madonnen sind selten glücklich. Es macht ihm große Ehre, daß er, wenn wir nicht irren, diesen Mangel fühlte und auf jeden Fall ihn zu heben bemüht war. In S. Girolamo hat er höhere geistige Regung durch eine Milderung der männlichen Gesichtszüge zu stillem, wol ernstem Nachdenken auszudrücken das Mittel gefunden. In der Geburt des Heilands, in der Akademie zu Florenz, hat er nicht allein die Männer, Joseph wie die Hirten, wohl motivirt, sondern in der Mutter hat er sich selbst übertroffen. Die Fülle jugendlicher Gestalt, die er ihr verleiht, hat ihn nicht gehindert, ihr den geistigen Ausdruck schöner Zartheit zu geben.

In dieselbe Zeit mit Ghirlandajo fällt Andrea Mantegna, der in Padua fast noch einen größeren Ruhm erwarb, als jener in Florenz.

Mit vielem Gefühl für die Form entwarf Andrea die Fresken bei den Eremitanern in Padua, die sein Andenken, obwol in verkommenem Zustand, bis auf unsere Zeit lebendig erhalten. Glücklicherweise sind in dem Leiden S. Christophs, das einen Theil derselben ausmacht, die Köpfe noch wohl erhalten. Vornehmlich erscheinen die Zuschauer in aller Lebensfülle und eigener Gestalt. Auch er nahm die Porträts berühmter Zeitgenossen in seine Composition auf. Ich glaubte in seinen Werken eine glückliche Auffassung der Unterschiede des Alters wahrzunehmen. Mit unverdrossenem Fleiß suchte er das Vorbild der Natur zu erreichen.

Mantegna führt uns in die venezianischen Gegenden.

Wohl ist's wahr, daß es einen Unterschied der Schulen gibt, jedoch sehr auffallend wird man einen solchen allein dort finden, wo die Schulen einander succediren. Der wesentlichste Unterschied liegt in den Zeiten.

Wie könnte es auch anders sein, als daß der allgemeine Sinn, den die großen Elemente der Entwickelung in einem Jahrhundert mit Nothwendigkeit hervorbrachten, nicht in den Werken der Zeitgenossen an verschiedenen Orten zugleich hervorgetreten wäre. Nie waren in dem engen und stets bewegten Italien die Stätten der Cultur so ganz von einander getrennt.

Immer aber behauptete ein Jeder von denen, welche der Rede werth sind, seine Freiheit.

Es dauerte lange, ehe man sich in Venedig zu eigentlichem Malen erhob.

Jener Podesta Memmo und seine Frau, beide neben der Figur eines Heiligen knieend, die man früher als die erste Probe venezianischer Malerei aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts betrachtete, sind zwar von geschickter Hand, aber mit äußerst geringfügigen Mitteln ausgeführt.

Von Nicolo Semitecolo ist eine Madonna auf Goldgrund mit ganz bekleidetem Kinde von 1394 erhalten.*) Doch ist von Auffassung der Natur nicht viel die Rede. Drei musicirende Engel sind wie Verzierungen auf Säulen aufgestellt.

Einer großen Celebrität erfreute sich Antonio von Murano, der eine Zeit lang das Monopol der Malerei in Venedig gehabt zu haben scheint. Betrachtet man aber sein Werk, jene Maria mit den vier Doctoren, das man in der Akademie sieht, in ihren abgetheilten Räumen, mit ihren Heiligenscheinen, über ihnen die sich hinziehenden geweihten Räume und abgrenzenden kleinen Zimmer, so ist es, als ob er mehr eine Ausführung in Holz, als die Natur nachgeahmt hätte. Man schreibt den Deutschen die Blumenverzierungen hier und in einem anderen Werke in S. Zaccaria zu: ich will dies nicht bekräftigen noch widerlegen; ohne Zweifel sind sie aber der bessere Theil dieser Arbeiten.

Es mag wol unter anderen kunstreichen Handwerken anfangs auch die Malerei ausgeübt worden sein. Von eben da ging die Rivalität aus, mit der allererst ein Versuch ächter Darstellung eintritt.

Dann und wann wagt sie sich schon an das Nackte. In einer Arbeit dieser Zeit, S. Onofrio und S. Giov. Crisostomo, lassen sich einige Fehler bemerken; allein das Nackte ist zart und weich behandelt. Und die Köpfe haben beides, Würde und Größe; S. Onofrio, der Einsiedler, ist durch eine zwar etwas gedrückte, jedoch lange noch nicht pfäffische Haltung glücklich bezeichnet.

Carlo Crivelli**) umgibt seine Madonnen mit reicher Blumenverzierung oder vielem Gold, und er vermag hierdurch nicht viel Bedeutung zu geben. Allein er strebt nach dem Ausdruck. Seine Klage zu der Grablegung ist schneidend unschön, aber eigenthümlich. Auch die Andacht seiner Heiligen ist stark markirt, ihr Lächeln wird zuweilen ein Grinsen. Manche Gestalten, die dem Porträt näher sind, haben Leben und Wahrheit. Bei einigen dieser Venezianer ist das Bestreben fast ausschließend der Wiedergabe des Gegenstandes gewidmet. Gentile Bellini liebte große Züge, auf weiten Plätzen, am Kanal, über die Brücken abzubilden. Es sind so zu sagen Porträts nicht einzelner Personen, sondern im Ganzen.

*) Crowe und Cavalcaselle setzen dies Bild in das Jahr 1367.

**) Carolus Crivellus Venetus; er reicht in die 2. Hälfte des 15. Jahrhunderts.

Gentile Bellini stellte die Marcuskirche so genau dar, daß, nachdem die Mosaiken verändert worden, seine Bilder dazu dienen, die alte Gestalt derselben sich zu vergegenwärtigen. Genau läßt sich erkennen, wie weit man zu seiner Zeit an dem Bau der den Marcusplatz umfassenden Gebäude gekommen war. Auch die Procession, die er auf dem Platze vorgehen läßt, ist, so zu sagen, vortrefflich porträtirt. Noch heutigen Tages sieht man oft diese Processionen. Man bemerkt in ihnen einen Ernst, der vielleicht nicht unbedingt in der Natur des Menschen liegt, derselben aber auch nicht widerspricht und sich gut ausnimmt, da er die Eigenthümlichkeiten der Personen bestehen läßt; — diese Nachahmung macht keinen anderen Anspruch als den der Genauigkeit. Man unterscheidet auch hier die Porträts historischer Personen, die eigene des Malers und seines Bruders, welcher seine Züge hat.

In demselben Sinne ist die Predigt des h. Marcus zu Alexandrien ausgeführt. Die verhüllten Gestalten, der Gegensatz des orientalischen und occidentalischen Kostüms, wie man es vormals zu Venedig häufig sah, geben diesem Bilde eine besondere Mannichfaltigkeit.

Hierin ahmte ihm Lazzaro Sebastiani am treuesten nach; aber beinahe in allen Venezianern werden diese Darstellungen großer Massen, vornehmlich venezianischer Senatoren in ganzen Reihen, gewöhnlich.

Auch Victor Carpaccio übernahm, ein Wunder, das am Rialto vorgegangen, und dabei unzählige Zuschauer, ja die Orsola mit ihren elftausend Jungfrauen und zehntausend Gekreuzigten auf dem Berge Ararat darzustellen. Er ist jedoch an dieser Aufgabe trotz ihrer Ungeheuerlichkeit nicht gescheitert. Nicht allein wird man, wenn man das Einzelne genau betrachtet, in Bewegung und Haltung Wahrheit und Natur entdecken, sondern er weiß selbst die der Natur widerwärtige Darstellung der zehntausend Gekreuzigten durch die drei schönen Gestalten der jugendlichen Bekenner, die er in den Vordergrund gebracht, zu vermenschlichen.

Carpaccio weiß die Architekturen, mit denen er seine Szenen umfaßt, perspectivisch anzulegen; den Nebendingen widmet er eine in's Einzelnste gehende Aufmerksamkeit. In seiner Geburt der Jungfrau sieht man den ganzen venezianischen Hausrath dieser Zeit: die Wanne, das Kind zu baden, die Mittel der Stärkung, die man der Mutter bringt, Kerze und Flasche, in ihrem Bett die Wöchnerin. Das Ganze verräth den Geist eines niederländischen Werkes. Die Einheit wird nur locker durch den eben eintretenden Joachim zusammengehalten.

Noch gestattete die damalige Sitte dem Nackten wenig Raum. Carpaccio sucht die Fleischtinten besonders zart auszuführen, doch hat er etwas Trockenes.

In seiner Tafel mit der Beschneidung ist die Zeichnung glücklicher, als das Colorit. Die Begegnung der Jungfrau und ihrer zwei Beglei-

terinnen mit den drei geistlichen Männern, ihr gegenüber, ist mit unnachahmlichem Fleiß ausgeführt.

In gleichem Sinne arbeitete Ambrogio Borgognone*) zu Mailand. In seiner Madonna mit Heiligen ist viel Studium in den Gesichtszügen, der Männer, sowie der jungen Frauen, doch in der Abbildung der Hände und des Gewandes fehlt gar viel an der Vollendung. In der Halle bei S. Ambrogio ist Christus einmal lehrend, sodann zu seiner Mutter wiederkehrend von ihm dargestellt worden. Die aufmerksamen Alten sind ihm am besten gelungen: das Zarte und Feine ist noch nicht sein Fach.

Eine stark angefaßte Naturwahrheit haben auch die Arbeiten von Lorenzo Costa zu Bologna. Seine Madonna in der Capelle der Bentivogli hat fast eine Familienähnlichkeit mit diesem Geschlecht.

## IV.

### Uebergang vom 15. in das 16. Jahrhundert.

Will man demnach die vornehmste Veränderung bezeichnen, welche seit ungefähr 1450 in der Kunstübung eintrat, so ist es die Einführung des Porträts.

Als es Phidias gewagt hatte, in der Amazonenschlacht auf dem Minervenschilde sein und des Perikles Bild anzubringen, ward er der Gottlosigkeit angeklagt.

Wir können nicht sagen, daß die Neuerung, die wir betrachtet, dem religiösen Sinne geschadet hätte, welchen die Kunst auszusprechen und darzustellen berufen ist.

Die Früheren hatten sich begnügt, die Mysterien und Erzählungen der Religion deutlich und sinnlich vorzutragen. Es ist ihnen hinreichend, wenn sie ihren Phantasien eine menschlich anmuthende Form geben, ohne daß es ihnen beikommt, mit der Erscheinung der Natur zu wetteifern. Jetzo aber hat man sich diese Aufgabe gesetzt. Mühevoll sucht man das Individuellste nachzubilden; man sucht den Gegenstand wiederzugeben: nur in diesen bedingenden Formen erscheinen ferner die religiösen Phantasien.

Da ist es sehr merkwürdig, welchen Weg ihre Darstellung nahm und welche Manier um das Jahr 1500 in ganz Italien geltend ward.

Es ist hinreichend, daß wir die Namen, deren Ruhm die damalige Zeit bezeichnet, Francesco Francia, Pietro Perugino, Gian Bellini, zusammenstellen, um zu erkennen, daß es vornehmlich das Liebliche, Anmuth und Unschuld war, was diese Epoche zur Darstellung zu bringen

*) Man kennt kein Werk von ihm vor 1490. Er lebte noch 1535.

strebte, ebenso in der umbrischen und toskanischen Schule, wie in der venezianischen.

Früher hatte man sich wol begnügt, die Jungfrau, wie überall, mit den Heiligen, die an jedem Ort verehrt wurden, zusammenzustellen; alles in abgesonderten Räumen; dann verband man sie, indem man einem der Heiligen etwa das Bild der Stadt darreichen ließ, das er dann gleichsam zu weihen hatte; jetzt vereinigte man sie zur Gruppe. In den Bildern der ersten Jahre des 16. Jahrhunderts finden wir die Madonna in der Regel auf einem Thron: um sie die Heiligen, welche der Bestimmung der Kirche entsprachen. Nicht immer sind sie mit einander in einer unmittelbaren Beziehung des Momentes. Oft stehen die Heiligen ruhig dem Beschauer gegenüber: stille halten sie Wacht; zu den Füßen des Thrones spielen Engel.

Es ist unglaublich, wie oft man sich an diesem Gegenstand, welcher in Abbildung der Heiligen der dichtenden Phantasie einen großen Spielraum ließ, versucht hat.

In den Werken des Francesco Francia*) sind die Heiligen von minderer Bedeutung. Fast auf jedem dieser Bilder erhebt Johannes den deutenden Finger; wol ist S. Georg über dem Lindwurm dargestellt, doch hat er nicht die Gestalt eines Kämpfenden. Jedoch drückt gleich das erste Bild dieses denkwürdigen Goldschmidts von 1490 die ganze Fülle seiner Gutmüthigkeit aus, die ihm eine unergründliche Tiefe zu geben scheint. Vornehmlich war ihm ein Ideal weiblicher Reinheit zu Theil geworden, das er oft mit Vollkommenheit wiedergibt. In seiner Annunziata welch ein ganz frisches und jugendliches Gefühl von Unschuld und erhebendem Entzücken. Wir haben in München eines seiner schönsten Werke. Im Rosengarten liegt das göttliche Kind; mit einer leisen Beugung der Kniee naht sich ihm die Mutter. Sie ist wie die Frische der Rosen; wie die Anmuth des Frühlings kommt sie daher; jede ihrer Gebehrden ist Demuth und Reinheit.

Die Gestalten des Pietro Perugino**) drücken nicht sowol diese Lauterkeit, als ein hingerissenes Entzücken aus. Sie sind brauner, — voll Natur: vielleicht nicht immer so ganz in ursprünglicher Auffassung hervorgebracht und etwas eintöniger; allein Milde und Huld ist ihnen in der Regel eigen.

In ähnlicher Weise arbeiteten lange fort die Maler um Assisi. Die Pietà des M. Angelo Andine, und ihr gegenüber die Mutter mit dem Kind in Spello, sind voll stiller Wahrheit und Schönheit. Es sind Hervorbringungen nicht allein der Kunst, sondern innerer Anschauung und Religion.

---

*) Francesco Raibolini aus Bologna, geb. 1450, † 1533, der von seinem Meister den Namen Francia annahm.

**) Pietro Vanucci geb. 1446 in Città della Pieve, † 1524 in Perugia.

Vornehmlich in Venedig folgte man dieser Richtung.

Der mühevolle Carpaccio näherte sich doch wenigstens in einem seiner Werke dem Idealen. Es ist die Begegnung von Joachim und Anna in der Akademie zu Venedig. Die außerordentliche Sorgsamkeit, mit welcher die Gewänder ausgearbeitet sind, so daß die Falten beinahe gar zu regelmäßig fallen, tritt vielleicht in den beiden Hauptfiguren, von denen übrigens vorzüglich Anna glücklich ist, allzu stark hervor. Aber die beiden anderen, die h. Barbara und der h. Ludwig, sind auch von diesem kleinen Tadel frei, und wol die schönsten Gestalten, die Carpaccio erfunden hat. Engelrein ist Barbara: in dem heiligen Ludwig ein unschuldiges Gefühl der Würde, in der er daher tritt. Sie sind durchsichtig bis auf den Grund ihrer Seele.

Wir finden seine Zeitgenossen in einem belebenden Wetteifer mit ihm unter denselben Schwierigkeiten.

Vincenzo Catena*) faßte zuweilen die Sache etwas gröber an. In seiner Madonna mit S. Girolamo ist besonders das Kind unglücklich gerathen. Oft aber gelang es ihm besser. Seine Madonnen sind einfach und gut. Ernste Heilige stehen um sie her, lange Haare beschatten ihr bräunliches Gesicht. In der Madonna mit dem Dogen Gritti und S. Marcus, einem seiner spätern Werke, erhob sich Catena bis zu wahrer Darstellung geistiger Gestalt. Ihr Antlitz hat den Ausdruck der Heiterkeit und aus innerer Freiheit hervorgehender Milde. Unnachahmlich zu ihren Füßen kniet der betagte Doge.

Auch Basaiti**) gehörte zu dieser Schule. Er liebte lebhafte Farben, blaue Lufttöne, lichte Darstellung und versetzt seine Geschichten gern in eine heitere Landschaft. Nicht immer stimmt dies zum Charakter seines Gegenstandes. Der Heiland im Garten ist eine Darstellung wie eine Novelle, und entspricht vielleicht nicht dem Ernst ihrer Aufgabe. Dagegen die Berufung der Zebedäer, in eine schöne Landschaft am See verlegt, unter hohe grüne Berge, in eine Ortschaft mit mittelalterlichen Befestigungen, ist originell und geistreich. Vornehmlich ist der jüngere Sohn, in der Blüthe schlank aufwachsender Jugend, wie er mit unschuldiger Schülernaivetät hervortritt, ohne doch des Vaters zu vergessen, ganz ein Erzeugniß schöner Natur.

Cima da Conegliano***) thut sich durch glückliche Gegensätze der Farben und die feinste Ausarbeitung z. B. der Hände hervor. In seinen Madonnentafeln gelingt ihm immer das eine oder das andere vorzüglich. Bald ist es dieser bräunliche Rittersmann, S. Georg, welchen er, ohne

*) Vincenzo di Biagio geb. 1470 in Venedig, † 1530.

**) Marco Basaiti, von griechischen Eltern geboren. Bei einem seiner Hauptwerke erscheint das Jahr 1510. Er lebte in Venedig.

***) Giovanni Battista Cima, geb. zu Conegliano 1460; er lebte noch 1517.

daß er weiter an den Umstehenden Theil nähme, in seinem Schmuck uns gegenübergestellt, bald ist es einer von seinen Engeln, in dem die entgegengesetzten Eigenschaften, welche die Aufgabe fordert, der Kindlichkeit und des Nachdenkens, der Zierlichkeit und Bedeutung, glücklich vereinigt sind.

C. Cordella weiß seine Madonnen mit einer, so zu sagen, reichen Einfachheit zu umgeben. Die Heiligen zu ihren Füßen sind hohe Gestalten, stattlich bekleidet, wie venezianische Senatoren.

Zu diesen Zeitgenossen gehört Liberale von Verona. Noch liebt er Zierrathen, Halsketten, überhangende Festons, lebhafte Farbe in den Gewändern. Zum Erstaunen mannichfaltig ist das Ideal der Madonnen. Auch er verlieh den seinen einen eigenthümlichen Ausdruck der Jugend, Unschuld und Güte.

Unter allen aber erweist sich Gian Bellini*) leicht als der Bedeutendste. Nicht allein durch die Eigenartigkeit und Vollendung seiner Darstellung, sondern auch durch den Fortschritt, den wir an ihm wahrnehmen.

In seinen älteren Sachen zeigt er viel Gefühl, einen fleißigen und geschickten Pinsel, aber eine wie es scheint sich selber zurückhaltende Darstellungsweise, welche sich scheut, das Herkömmliche zu verlassen und nur in der Ausarbeitung desselben ihr Lob sucht. Ruhig sitzt die Jungfrau auf ihrem Thron: sie ist sehr ernst und nicht eigentlich schön; das nackte Kind steht ihr bewegungslos auf dem Schooß; es ist kein Ausdruck wechselseitiger Zärtlichkeit in ihnen. Zur Anbetung der knienden Gemeinde gegenüber sind sie dargestellt; stille stehen die Heiligen ihr zur Seite; der Meister begnügt sich, sie etwa in einen ansprechenden Gegensatz zu bringen, und das tiefsinnige Alter neben heiterer Jungfrauengestalt auftreten zu machen; mit sehr devotem Ausdruck singen die Engel. Nur dann und wann verknüpft er Gebilde seiner Phantasie zu einer leisen Fabel. Er bringt die Mutter auf der einen, das Kind auf der andern Seite mit den Heiligen in Berührung. In dem schönen Werke mit dem Dogen Barbarigo läßt er diesen von S. Marcus berühren.

Wie er nun denn doch zuweilen sehr früh, z. B. hier eine gewisse Neigung zu freierer Anordnung zeigt; wie er sich dann glücklich im Porträt versucht, wie er endlich, was wir auch aus seinem Verhältniß zu Dürer wissen, fremde Arbeiten hochachtete und sich anzueignen wünschte, so geschah ihm, daß er in den Schwung, den seine Zeitgenossen nahmen, wirklich mit eintrat. Seine Tafel in der Capelle del Sacramento zu S. Salvatore, Christus in Emaus, sollte gar nicht ihm anzugehören scheinen: so frei ist die Anordnung, so zwanglos die Bewegung, so groß sind die Formen. Es weht hier schon ein anderer Geist; es ist ein

*) Gian Bellini ist nach 1421 geboren, 1516 gestorben.

anderes neues Bestreben; und in ihm hat seine Schule sich selber zu einem neuen Dasein verjüngt.

Nirgends aber ist diese Entwickelung bedeutender aufgetreten, als in Florenz. Die Kunst hat hier unter Cosimo und Lorenzo den glänzendsten Aufschwung genommen. Plötzlich nach dem Sturze Pieros de' Medici trat ihr eine Verfassung, die ein mönchischer Volksführer einrichtete, gegenüber, die Allem ein Ende zu machen drohte. Savonarola konnte nur eine Kunstübung billigen, wie sie durch einen andern Dominikaner, Fiesole, gepflegt worden war; ganz aufgegangen in den kirchlichen Ideen, ohne alle Zuthat und anderweite Erfindung. Er war unendlich mächtig, da er die demokratischen Ideen in religiöser Form durchzuführen den Anlauf nahm. Unter dem Jubel des Volkes ist eine Anzahl von künstlerischen Hervorbringungen, die ein anderes Ziel verfolgten, vernichtet worden. Seine unglückliche Katastrophe war eine Art von Glück für die Kunst, die nun wieder in den gewohnten Wegen, aus denen sie hatte verdrängt werden sollen, weiter fortschritt. Besonders denkwürdig auf dieser Stufe der künstlerischen Bewegung ist Fra Bartolommeo.

Um das Jahr 1500 malte Raffaellino del Garbo für die Kirche S. Spirito in Florenz. Noch nicht bis zur Vollkommenheit vollendet erscheinen die Werke, die er daselbst hinterließ, aber wenn bei S. Gregorius, dem der Gekreuzigte erscheint, die Engel den doppelten Mangel haben, zugleich sehr porträtartig und einander allzu ähnlich zu sein, so ist dagegen der Kopf des Gregor (mager), bei starkem Knochenbau, hingeschrieben mit unverkennbaren und unvergänglichen Zügen. In der Kirche ist nur seine Madonna und S. Bartholomäus erhalten.*) Die Aufgabe, einen S. Johannes in seinem Alter zu malen, hat er glücklich gelöst. Es ist ein lebenserfahrener geprüfter Greis; sein geistig starker Ernst ist von Sanftmuth durchdrungen; in langen Locken nicht allzureich bekleiden Haar und Bart sein Gesicht. Auch Dürer, wie man weiß, hat in einem seiner schönsten Werke diese Aufgabe bearbeitet. Er hat sich nur noch etwas näher an das gemeine Leben gehalten, und in demselben eine höhere Würde abzuspiegeln gesucht. Raffaellino aber ist weich und zart; mehr als ein anderer steht er auf dem Punkte, wo sich aus dem Charakteristischen das Milde zugesellte: zuweilen fehlte seinen Werken, so zu sagen, ein Schatten der irdischen Welt.

Bartolommeo Paolo del Fattorino; von dem Hause, in dem seine Mutter lebte, della Porta, später nach seinem Eintritte in das Dominikanerkloster Fra Bartolommeo genannt, hat eine entschiedene Richtung zu dem Großen, dem Erhabenen. In seinem S. Marcus stimmt Archi-

*) Dabei findet sich die Angabe Raphâl de Křolis pinxit mit der Jahreszahl 1502. Der Name, unter dem er bekannt ist, scheint eine Bezeichnung seiner anmuthigen Art und Weise zu sein.

tektur und Bekleidung, einfach und großartig, zu der edlen Haltung und dem männlich hohen Ausdruck des Gesichts. Er malte die Evangelisten wie M. Angelo die Propheten. So gruppirte er sie in einem seiner schönsten Werke im Palazzo Pitti um den auferstehenden Heiland. So ließ er die Madonna della Misericordia über dem Volke von Lucca und seinem Gonfaloniere erscheinen. Ihr Erbarmen ist Entzücken, und entzücktes Vermitteln zwischen Gott und den bittenden Menschen; voll Gnade nimmt sie dieser wahr; mit der Sicherheit der Gewährung streckt sie die Arme zu jenem empor. In den Luccheſen zu ihren Füßen ist Genüge und Fülle des Daseins. In ursprünglicheu Conceptionen wußte Bartolommeo das oft Dagewesene zu verjüngen. Seiner heiligen Familie gesellte er Engel hinzu, welche dem Ganzen nicht allein Rundung und Mannichfaltigkeit, sondern auch eine heitere Erfrischung geben, ohne in dies Stillleben, das die Aufgabe feiert, etwas Fremdartiges hineinzutragen Es ist eben dies Talent, was in der glücklich gedachten Pietà des Palastes Pitti hervortritt. Schon lange bildete der sinnende Geist an dieser Gruppe. Es wäre wol zu erörtern, woher und wie die Madonna mit dem Kinde so früh und so durchgehend in die abendländische Christenheit gekommen. Für die Kunst erwies sie sich unendlich fruchtbar und alle die heiligen Familien, an denen die sinnreiche Phantasie gläubiger Jahrhunderte gebildet und gearbeitet, sind ihr entsprungen. Ihr gegenüber stand eine andere, auch ursprüngliche und unergründliche Conception. Eben der Mutter, welche den Säugling trug, gab man den todten Sohn auf den Schooß. An der Stätte seines Ursprungs wird das verblühete Leben des Menschensohnes beklagt. Einsam erscheint sie uns über den Eingängen zu den Klöstern und zu den Kirchhöfen. Viele halten die Darstellung dieser Idee, in athmendem Marmor, mit reinem Bemühen, das sich ganz dem Gegenstande widmet, ausgeführt, für das schönste Werk des M. A. Buonaretti. Die Malerei verschmähte diese Vorstellung nicht und ich erinnere nur an das Werk eines anderen, allerdings eines unberühmten M. Angelo genannt Andrea, welcher sie für die Kirche von Spello stillehin, ohne Prunk, aber mit aller der Tiefe ausführte, welche die Religion gewährt, so wie sie in der Seele lebendig ist.

Seit die Malerei sich dem Leben näher anschloß, suchte man auch diese Gruppe aus der noch fast typischen Auffassung, in welcher sie dargestellt wurde, zu menschlicher Faßlichkeit auszubilden.

Francesco Francia fügte zu der Mutter und dem Todten, der ihr ausgestreckt in dem Schooße liegt, Engel hinzu, welche die Füße und den Kopf des Gestorbenen halten. Pietro Perugino ist auch hier auf einem ähnlichen Pfade. Statt der Engel aber in der nämlichen Stellung bildet er Johannes und Magdalena ab. So kommt man dem Leben näher, ohne es noch recht zu ergreifen. Glücklich fand der Frate den Moment, in welchem sinnliche Haltung und geistiger Ausdruck zusammenstimmen.

In der Mutter ist eine sehr strenge Individualität von zarter und tiefer Empfindung durchdrungen. Ueber dem Schooß des Heilandes, von dem es eine gute Bemerkung ist, daß dieser Leib in der Mitte zwischen Tod und Schlaf, in jugendlicher Männlichkeit, nicht ganz aufgehend in seinen Begriff, mit einem sich selber erkennenden Gefühle des Schmerzes, kniet Johannes das Haupt haltend. Eine der schönsten Gestalten, die man ersinnen kann, ist die zu den Füßen des Heilandes hingegossene Magdalena. Erde und Himmel ist in diesem schönen Werk. Es ist kein Fleiß gespart, um in Ausführung der technischen Theile und in Pracht der Farben der Natur beizukommen, leise schlagenden Fittichs schwebt der Geist darüber.

Nicht immer war der Frate so glücklich. Man weiß, welch entschiedener Anhänger Savonarolas er war, und man wird leicht erachten, daß es in dem mönchischen Element, welches er unter demselben in sich aufnahm, etwas gab, was sich dem Ausdruck in reinen Kunstformen nicht so leicht fügte. Noch sieht man in der Akademie zu Florenz die Erscheinung der Jungfrau vor S. Bernhard, sein erstes Werk, seit er in das Kloster gegangen, wo er der Kunstübung lange entsagt hat. Ich finde es nicht sehr gelungen. Die Bewegung ist so heftig; gleichweg sind die Angesichter. Erhob er sich nun in der Entwickelung, die er seitdem nahm, über diese Beschränktheit zu übereinstimmendem Ausdruck der Erscheinung und des Gedankens, so trat sie doch, als seine Kräfte abnahmen, in seinem Alter in den letzten Arbeiten, die er hinterlassen hat, wieder hervor. Man sieht sie in S. Maddalena, in Pieve di Mugnano. Er wiederholte unter ihnen die Pietà. Allein indem er die Lage des Todten, die Mutter, den Johannes vollkommen, und die Magdalena nur mit einer kleinen Abweichung, etwas mehr aufrecht, wiederholte, so fügte er dieser Gruppe ein paar Nebengestalten, zwei Zuschauer mönchischen Ausdrucks hinzu, welche dem Werke die so glücklich gefundene Einheit wieder nehmen.

Seine Jungfrau wurde zu fleischig; — das wahrhaft eminente Talent, das seine früheren Sachen aussprechen, bemerkt man nicht mehr.

Es ist nämlich, als hätte er sich mit zu wenig Zurückhaltung den klösterlichen Ideen hingegeben.

Aber hier war es, wo sein Freund Albertinelli sich von ihm schied. Auch er liebte die Darstellung großer Gestalten, und in ihrer ursprünglichen Kunstrichtung waren sie, wie man weiß, einmüthig gewesen. Aber schon ein solches Werk, wie die Begegnung Maria und Elisabeth, zeigt, wie Albertinelli sich gegen das eigentlich Religiöse verhält. So ist hier Alles menschlich. Elisabeth faßt Marien freundlich tröstend als eine Höhere an. Das kirchliche Element ist hier völlig verwischt. Dies ist aber so sehr die Natur Albertinellis, daß er selbst das nicht erreichen kann, wo er es sucht. Wir sehen die Dreieinigkeit dem antiken Symbol gemäß von ihm dargestellt. Bei seiner Verkündung erscheint Gott Vater; es mangeln nicht Tauben, Lilien, musicirende Engel; zart und gefühlvoll

iſt die Jungfrau; geiſtreich Gabriel: allein von dem, was fromm und was kirchlich wäre, weichen ſie doch bedeutend ab.

In der Durchdringung des Stoffes durch den Gedanken und die Auffaſſung liegt die Vollendung. Der Stoff hat aber einen geiſtigen Inhalt. Sollte man dieſen bei Seite ſetzen dürfen? Die Ausführung hat eine ſinnliche Forderung. Es iſt nothwendig, ſie zu befriedigen. Ich ſage nichts, als daß auch ſo entſchiedenen Talenten wie Albertinelli und Fra Bartolommeo die Durchdringung des Einen mit dem Andern nicht immer gelang.

Auch hatte man es ſchwerer als früher. Nicht allein, weil man von den alten Vorſtellungen emancipirt, von dem Herkömmlichen frei war, ſondern auch, weil die Zeitgenoſſenſchaft, die Umgebung weltlich geworden, die Erfindung in dem religiöſen Sinne nicht mehr ſo leicht, ſo natürlich machte.

# Der mediciniſche und der religiöſe Dualismus.

Von

J. Henle.

— Göttingen. —

Theodicee nennt man ſeit Leibnitz den Verſuch, die Unvollkommenheiten dieſer Welt, die Leiden und Schmerzen, denen die empfindenden Weſen ausgeſetzt ſind, mit den Vorſtellungen von der Macht, Güte und Gerechtigkeit Gottes in Einklang zu bringen. Unter der Vorausſetzung, daß Gott die Gewalt und den Willen habe, ſeine Geſchöpfe zu beglücken, ſucht man nach einer Rechtfertigung, warum es ihm gefallen haben möge, einen Planeten mit Weſen zu bevölkern, welche nicht anders, als Eines auf Koſten des Andern zu exiſtiren vermögen. Dieſe Rechtfertigung findet der Menſch, der ſich als Mittelpunkt und Endzweck der Schöpfung fühlt, allenfalls darin, daß er ſeinen natürlichen Feinden die Ausbildung ſeines Verſtandes und ſeiner Erfindungsgabe verdanke. Gibt er aber die vernunftloſen Weſen preis, erkennt er Gottes Güte in der Herrſchaft, die dem Menſchen über dieſelben verliehen iſt und faßt er allein ſein und ſeiner Mitmenſchen Loos in's Auge, ſo iſt es das Vertrauen auf die Gerechtigkeit Gottes, das in's Wanken geräth. Denn daß das Meiſterſtück der Schöpfung innerhalb derſelben nicht immer nach Verdienſt behandelt wird, daß es Fälle gibt, in welchen die Unſchuld untergeht und die Bosheit triumphirt, iſt eine unwiderlegliche, in der Proſa und Poeſie aller Völker und Zeiten anerkannte Wahrheit. Stützt ſich doch auf die Betrachtung ſolcher Fälle der Glaube an ein Jenſeits, in welchem das hier Verſäumte an Strafen und Belohnungen nachgeholt werden ſoll.

Kant hat in einer eigenen Abhandlung die Leiſtungen der Advocaten Gottes einer Kritik unterzogen und das Reſultat dieſer Kritik in dem Titel ſeiner Schrift „über das Mißlingen aller philoſophiſchen Verſuche

in der Theodicee" ausgeſprochen. Denen, welche meinen, daß Gott uns in dieſe Welt voll Trübſal geſetzt habe, damit wir durch den Kampf mit Widerwärtigkeiten der Herrlichkeit ſeines Paradieſes würdig werden ſollten, entgegnet er: es könne zwar vorgegeben, aber ſchlechterdings nicht eingeſehen werden, daß dieſe Prüfungszeit (der die Meiſten unterliegen und in welcher auch der Beſte ſeines Lebens nicht froh wird) vor der höchſten Weisheit durchaus die Bedingung der dereinſt zu genießenden Freuden ſein müſſe, und daß es nicht thunlich geweſen, das Geſchöpf mit jeder Epoche ſeines Lebens zufrieden werden zu laſſen; man könne alſo freilich dieſen Knoten durch die Berufung auf die höchſte Weisheit, die es ſo gewollt, abhauen, aber nicht auflöſen, welches doch die Theodicee zu verrichten ſich anheiſchig mache.

Sie iſt denn auch beſcheidener geworden und in ihrer heutigen Geſtalt ſchützt ſie den Glauben an die Allmacht, Allgütigkeit und Gerechtigkeit Gottes dadurch, daß ſie an die Kluft erinnert, welche zwiſchen der göttlichen Weisheit und der menſchlichen Faſſungskraft beſteht. „Seine Wege," heißt es, „ſind nicht unſere Wege; ſein Rathſchluß iſt höher, als alle Vernunft." Damit wird auf die philoſophiſche Löſung des Problems verzichtet.

Die religiöſen Weltanſchauungen haben dasſelbe von Anfang an auf einem anderen Wege zu löſen verſucht, durch den Dualismus, und man kann ſagen, daß ſie es ſich leicht gemacht haben. Dem weiſen, gütigen, vom beſten Willen beſeelten Gott ſtellen ſie die Mächte der Finſterniß, die gefallenen Geiſter, die Verſucher gegenüber und machen die letzteren verantwortlich für die Schattenſeiten des irdiſchen Daſeins und des menſchlichen Gemüthes. Um die Güte der Gottheit zu retten, entkleiden ſie ſie ihrer Allmacht und laſſen den Teufel Unkraut unter den Weizen ſäen. Wie ſehr unſern Orthodoxen der Böſe noch heute am Herzen liegt, iſt aus den Controverſen über die Taufformel bekannt. Man bedarf ſeiner, um begreiflich zu machen, wie es geſchehen könne, daß ſehr gläubige Männer zuweilen auf dem Pfad der Tugend ſtraucheln und ſich zu Vergehen gegen das Eigenthum und gegen die Sittengeſetze hinreißen laſſen. Und ſelbſt die Aufgeklärten unter den Frommen, die den Teufel ſeiner zoologiſchen Charaktere, der Hörner und des Schwanzes, ja der Perſönlichkeit überhaupt entkleideten, haben damit dem Dualismus nicht entſagt. Sie haben mit dem Teufelsglauben nur die Veränderung vorgenommen, die ſie bezüglich des Gottesglaubens als Verirrung verdammen. Sie bekämpfen den Pantheismus, der Gottes Perſönlichkeit leugnet und deſſen Wohnſitz in die Natur verlegt; ſie ſelbſt aber ſchaffen eine Art Panſatanismus, indem ſie unſer ſämmtliches ſogenanntes Fleiſch dem Teufel zum Wohnſitz anweiſen, von welchem aus er die Uebung der Tugend möglichſt erſchwere.

Daß Vorſtellungen, die ſo entſchieden den Stempel des Mythiſchen

tragen, neben allen Fortschritten der kritischen Philosophie ihr Dasein bis auf unsere Tage fristen konnten, ist für Viele ein Gegenstand der Verwunderung; Andere berufen sich auf die Zähigkeit, mit der der Teufelsglaube festgehalten wird, um die Uebereinstimmung desselben mit den Forderungen der menschlichen Vernunft zu beweisen. Ich glaube, jene Verwunderung beschwichtigen und diese Argumentation widerlegen zu können durch eine kurzgefaßte Geschichte der medicinischen Theoreme, die, von ähnlichen Voraussetzungen ausgehend, nach langem Ringen doch endlich zu geläuterteren Ansichten durchgedrungen sind. Indem ich die Anfänge, die Blüthe und den Sturz des medicinischen Aberglaubens, der, wie sich zeigen wird, mit dem religiösen aus der nämlichen Wurzel entspringt, vorüberführe, werden sich die Analogien beider von selbst ergeben und so werden die Reflexionen, die uns aus dem Einen erlösten, vielleicht auch im Streite gegen den Andern zu verwenden sein. Vergessen wir aber nicht, daß die die Fortschritte fördernden und hemmenden Einflüsse auf beiden Gebieten sehr ungleich vertheilt sind. Bei den Fortschritten der Heilkunde sind die Höchstgestellten ebenso interessirt, wie die Niedrigsten; die Discussion ist so frei als möglich und sie wird nur im Kreise der Eingeweihten geführt, deren allgemeine und wissenschaftliche Ausbildung von Facultäten und Staatsprüfungs-Commissionen überwacht ist. Wenn unter diesen Umständen eine dualistische Fabel von den um unseres Leibes willen sich bekämpfenden wohl- und übelwollenden Gewalten Jahrhunderte überdauerte, wie viel größer muß die Widerstandskraft des religiösen Dualismus sein, der von den Mächtigen dieser Erde als ein Mittel, die Massen zu lenken und als Surrogat für eine verständige Erweckung des Pflichtgefühls gehegt, durch Strafgesetze gegen Anfechtungen geschützt wird und bei dessen Beurtheilung die Stimmen der Unmündigen den Ausschlag geben!

---

Im Kindesalter der Menschheit wird den Krankheiten dieselbe Auffassung und Behandlung zu Theil, wie allen andern durch Elementargewalten hervorgerufenen Schrecknissen. Die Priester sind zugleich Aerzte. Sie sehen in Seuchen ebensowol Wirkungen des Zornes der Götter, wie in Ueberschwemmungen, Erdrissen, Gewitterstürmen. Sie empfehlen zur Abwehr die gleichen Mittel, Opfer, Buße und Gebet. Indessen lehrt der Zufall materielle Heilmittel kennen und es löst sich von dem Priesterstande eine Corporation ab, die, wie man zu sagen pflegt, Gott einen guten Mann sein läßt und schon durch ihre ausschließliche Beschäftigung mit der rein körperlichen Seite des Menschen in den Geruch des Materialismus gerathen mußte. Wie wenig kennen die, welche den ärztlichen Stand mit diesem Vorwurf belasten, den Entwickelungsgang der medicinischen Wissenschaft. Sie hat aus ihrer ehemaligen Verbindung

mit der Theologie die dualiſtiſche Weltanſchauung mit herübergenommen; ſie hat den Mythus von den einander bekämpfenden guten und böſen Geiſtern, von Engeln und Teufeln auf die Theorie der Krankheit übertragen und in den mannichfaltigſten Variationen bis auf unſere Tage feſtgehalten. Nur in einem Punkte ſtanden der religiöſe und der mediciniſche Mythus einander jederzeit diametral gegenüber. Dem Teufel, der die Seelen holt, laſſen ſich Mißgriffe andichten; das Volk ſtellt ihn, ſich zum Troſt, als dummen Teufel vor, den der gute Genius überliſtet. Der Teufel, der die Körper holt, erreicht ſeinen Zweck nur zu augenſcheinlich; der Arzt ſtellt ihn, ſich zur Entſchuldigung, als ein verſchmitztes Ungeheuer dar, welches ſeinen Sitz zu behaupten, im Nothfall ſcheinbar zu weichen und an andern Stellen hervorzubrechen wiſſe und ſich namentlich nicht gern dahin bringen laſſe, offen und ehrlich auf die Haut herauszutreten. In der Medicin iſt der Engel der Dumme und Geprellte, der nicht ſelten in ſeinem täppiſchen Zugreifen den Leib, den er ſchützen will, ſelber ſchädigt.

---

Die Naturereigniſſe unter dem Bilde eines Kampfes aufzufaſſen, kann auch die nüchternſte, mathematiſche Anſchauung ſich nicht verſagen, da der jedesmalige Aggregatzuſtand, ſowie die Ruhelage der Körper nur aus dem Gleichgewicht anziehender und abſtoßender oder unterſtützender Kräfte zu erklären ſind. Dem Cohäſionsbeſtreben der Materie wirkt die Wärme, die die Materie ausdehnt, entgegen, der Ausdehnung widerſtrebt die Elaſticität, der Schwerkraft die Reſiſtenz der Unterlage. So liegen auch die lebenden Weſen mit der todten Natur in Streit: der herabfallende Stein, der ein Inſect zerſchmettert, bedeutet einen Sieg der anorganiſchen Welt über die organiſche. Aber Erſcheinungen dieſer Art, Vernichtung der Organiſation durch übermächtige äußere Einflüſſe würden kaum den Scharfſinn des Forſchers geweckt, kaum zum Verſuch einer Erklärung aufgefordert haben. Der Ausgangspunkt der pathologiſchen Theorien war nicht der Tod, ſondern die Geneſung. In dem Vermögen, Störungen auszugleichen, die geſchädigte Form und Function wieder herzuſtellen, zeigte ſich die Eigenthümlichkeit des Lebendigen und die Erſcheinungen, unter welchen die Wiederherſtellung erfolgte, die ſogenannten Krankheitsſymptome, bildeten das Material, aus welchem die mediciniſchen Schulen ihre Hypotheſen ſpannen.

Man erzählt von einem Lehrer der Geburtshülfe, daß er ſeine Vorträge mit der Bemerkung zu eröffnen pflegte, Geburt und Wochenbett ſeien ſchon den alten Griechen und Römern bekannt geweſen. Ohne Zweifel darf man dasſelbe von den meiſten der bei uns herrſchenden Krankheiten, namentlich von dem großen Heere der Katarrhe, Fieber und Entzündungen behaupten. So gut, wie wir, und vielleicht noch eher, da

ihre Behandlung sich wenig eingreifender Mittel bediente, mußten die Griechen die Beobachtung machen, daß diese Krankheiten, die wir acute nennen, einen abgemessenen Verlauf zeigen, eine Reihe von Tagen an Heftigkeit zunehmen und dann, langsam oder auch plötzlich, wenn nicht in Gesundheit, doch in einen Zustand übergehen, den der Kranke als Befreiung von dem lästigsten Theil des Leidens empfindet und der Arzt mit dem Namen Reconvalescenz belegt. Es konnte auch den Griechen nicht entgehen, daß das Stadium der Reconvalescenz häufig von einer ungewöhnlichen Ausleerung eingeleitet wird. Ich darf nur beispielsweise an das verbreitetste, sicherlich Jedem aus eigener Erfahrung bekannte Leiden, Schnupfen und Husten, oder, um auch eine respectable Krankheit zu nennen, an eine Lungenentzündung erinnern: im Beginne der Krankheit Trockenheit, beim Nasenkatarrh der sogenannte Stockschnupfen, beim Kehlkopf- und Lungenkatarrh Kitzel und Reiz zum Husten, der nichts fördert; weiterhin mehr oder minder mühsame Aussonderung eines dünnen, zähen, bei der Lungenentzündung blutigen Schleims, der zuletzt, wenn die Genesung bevorsteht, unter Nachlaß des Fiebers reichlicher, dicker und lockerer wird. Hat es nicht den Anschein, als habe der ganze Sturm nur der Ausscheidung dieser Producte gegolten? So sah in der That die hippokratische Schule diese und ähnliche Krankheitsprocesse an und damit im Einklange stand ihre Erklärung der Vorgänge.

Den Beginn der Krankheit leitet sie her von einer ungleichmäßigen Mischung der Elemente, auf deren harmonischer Mischung die Gesundheit beruhen sollte. Je nach dem Uebergewichte des einen oder andern — und es bedarf bei dem bekannten damaligen Zustande der Chemie nicht der Versicherung, daß diese Elemente reine Phantasiegebilde waren — variirten die Symptome des Leidens; immer aber lag denselben ein Stoff, eben das die normale Proportion überschreitende Element zu Grunde. Die hippokratische Medicin nannte diesen Stoff roh und nahm an, daß er durch Kochen zur Ausscheidung aus dem Körper vorbereitet werden müsse. Nach dem Zeitraum, den das Kochen in Anspruch nimmt, sollte sich die Dauer der Krankheit richten; mit der Vollendung des Kochprocesses und der Entfernung der gekochten Krankheitsursache sollte die Lösung der Krankheit, die Krisis, eintreten. Die ärztliche Kunstsprache bedient sich noch heute dieses Ausdrucks, — der ursprünglich wol mehr die Aus-, als die Entscheidung bedeutete, — um eine rasche Wendung der Krankheit, freilich nicht blos zur Genesung, zu bezeichnen, so wie sie auch heute noch den dickern Schleim, der am Schlusse katarrhalischer Affectionen ausgesondert wird, einen gekochten nennt.

Gekocht aber wird im Organismus, nach der Ansicht der griechischen Aerzte, mittelst der eingepflanzten Wärme, die durch das Athmen erhalten wird; sie selbst ist Ausfluß der allgemeinen Naturkraft, Physis, deren instinktmäßiges Walten das Leben unterhält und beschützt. In der mehr

gelegentlichen und weniger ſyſtematiſchen Darſtellung, welche der Phyſis in den hippokratiſchen Schriften zu Theil wird, tritt der Gegenſatz derſelben zu den Krankheit erregenden Urſachen nicht ſcharf hervor. Aber ſchon durch Galen erhielt ſie den Charakter einer ſpecifiſchen Heilkraft mit dem Vermögen, Schädlichkeiten auszutreiben, und von nun an nannten ſich die Aerzte Miniſter, d. h. Diener dieſer von Gott eingeſetzten Kraft, die ſie in ächter Hofſchranzenmanier als Inbegriff der Weisheit prieſen und doch zugleich unterſtützen, mäßigen, auf die rechten Wege leiten zu müſſen behaupteten.

Die hippokratiſche Theorie hatte in ihren erſten naiven Anfängen weder das Bedürfniß, noch die Prätenſion, den Gang der Krankheit bis in das Einzelne, bis zu den beſondern Symptomen zu erklären; doch ſcheint es ſich ihr von ſelbſt zu verſtehen, daß die Urſache alles deſſen, was dem Kranken Widerwärtigkeiten bereitet, in dem Krankheitsſtoff liegen müſſe. Wie die dualiſtiſche Anſchauung ſich entſchiedener ausprägte, mußte auch das Beſtreben erwachen, den Antheil der beiden ſtreitenden Mächte an den Erſcheinungen der Krankheit zu ſondern. Der kranke Leib wurde die Bühne, auf welcher ſie ihren Kampf ausfechten und die Krankheitsſymptome wurden Handlungen der agirenden Perſönlichkeiten.

Einem Zeitgenoſſen Luthers, dem ſchweizeriſchen Arzt Paracelſus, fiel die Aufgabe zu, die mediciniſche Theorie, die ſich während des Mittelalters nur in Umſchreibungen der galeniſchen Lehre bewegt hatte, wieder in Fluß zu bringen. Ich verweile nicht bei der Umgeſtaltung, die das dem Organismus feindſelige Princip, der Krankheitsſtoff oder die Krankheitsurſache erfuhr; die Umgeſtaltung bezog ſich nur auf die Zahl und die Natur der Elemente, die den menſchlichen Körper zuſammenſetzen ſollten, während die Vorſtellung, als handle es ſich um Störung des Gleichgewichts der Elemente, um die „Hoffahrt, womit eins derſelben ſich erhebt und ſondert", auch Paracelſus geläufig blieb. Von ſchleimigerdigen Subſtanzen, die ſich im lebenden Organismus wie der Weinſtein in den Fäſſern abſetzen ſollten, leitet er Brennen und Schmerzen einzelner Körpertheile ab. Dieſen Angriffen entgegen operirt das Lebensprincip, der Alchymiſt im Organismus oder der Archäus nach Paracelſus' Bezeichnung, deſſen Geſchäft Stoffaufnahme, Verarbeitung der Nahrung und Ausſcheidung des Unbrauchbaren iſt. „Der Archäus ſträubt ſich wider den Tod, regt alle geſunden Glieder auf, um gegen die Krankheit zu fechten und ſcheidet das fremde Leben der Krankheit von ſich, wie der Chemiker das unreine Metall vom Golde." Danach deutet ſchon Paracelſus die Fieber als heilſame Naturbemühungen; der bedeutendſte unter ſeinen Nachfolgern, van Helmont, erkennt gar im Fieberfroſt einen Act des gereizten Archäus, der in ſeiner Wuth den Patienten ſchüttelt.

In den nachfolgenden Syſtemen gilt die Zuſammenſetzung des Krankheitsverlaufs aus den Operationen des Angriffs und der Vertheidigung

als unantastbare Wahrheit; nur die Vorstellungen von diesen beiden Factoren bilden sich um und zwar nach entgegengesetzten Richtungen: der Krankheitsstoff wuchs zum Krankheitsorganismus heran, während der Archäus das mythische Gewand abstreifte und sich zum abstracten Begriff verfeinerte.

Fassen wir nacheinander die Metamorphosen des Einen und Andern in's Auge und beginnen wir mit dem angreifenden Princip.

Zunächst drängten die Erwerbungen der Chemie zu einer präciseren Bestimmung der krank machenden Schädlichkeit. Die folgenreiche Entdeckung des Gegensatzes zwischen Säuren und Laugensalzen eröffnete in der Mitte des 17. Jahrhunderts den medicinischen Hypothesen eine neue Bahn. Zwar hatte gleichzeitig Morgagnis berühmtes Werk „über den Sitz und die Ursachen der Krankheiten" den Grund zu einer pathologischen Anatomie gelegt und man hatte angefangen, die Leichenöffnungen auszubeuten, um die mit bestimmten Krankheiten verbundenen greifbaren Veränderungen der festen Theile des Körpers, der einzelnen Eingeweide kennen zu lernen. Doch wurde damit vorerst der Humoralpathologie, d. h. der pathologischen Theorie, die die Humores, die allgemein verbreiteten Säfte für die eigentlichen Träger des Krankheitsstoffs erklärte, der Boden nicht entzogen; blieb doch immer die Ausrede, daß der ursprünglich in den Säften enthaltene Krankheitsstoff von da aus auf die Organe übergehe und deren Entartung bewirke, eine Deutung, die sich auf die Fälle berufen konnte, wo man mehrere Organe gleichzeitig oder nacheinander den nämlichen Veränderungen verfallen sah, oder wo man, wie nach manchen Fiebern, augenfällige Veränderungen fester Theile überhaupt vermißte. So rückten denn, trotz der pathologischen Anatomie, die sauren und alkalischen Schärfen an die Stelle der empedocleischen Elemente des Hippokrates, der alchymistischen Elemente des Paracelsus; als der Nachweis bestimmter Säuren oder Alkalien mißlang, blieb die Schärfe allein übrig, die nun ihren Namen nach den Krankheiten empfing, als deren Ursache sie vorausgesetzt worden war: gichtische, scrophulöse, rheumatische Schärfe u. s. f., und so steht die Sache noch heute, wenngleich der ehrliche deutsche Name „Schärfe" mit dem sanftern griechischen „Dyskrasie" vertauscht wurde. Versuche, die Fortschritte der Chemie und Physiologie für die Beurtheilung der Dyskrasien nutzbar zu machen, wurden auch in späteren Tagen unternommen: an die Revolution, welche die Chemie durch Gründung des antiphlogistischen Systems erfuhr, schlossen sich die pathologischen Systeme, die den Ursprung der Erkrankungen auf Uebermaß oder Mangel an Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff ꝛc. zurückführten; die Entwickelung der organischen Chemie und die genauere Einsicht in die Zusammensetzung des Blutes gab Anlaß, die Krankheiten in Gruppen einzutheilen je nach dem relativen Uebergewicht des einen oder andern der wichtigeren Blutbestandtheile. Manche Thatsache von bleiben-

dem Werth wurde durch dieſe Blutunterſuchungen zu Tage gefördert, wie z. B. die Verminderung der Blutkörperchen und des Eiſengehaltes des Blutes in der Bleichſucht, die Beziehung der übermäßigen Harnſäureproduction zur Gicht und Steinkrankheit. Für die meiſten Krankheiten aber kam man doch nicht über die Annahme eines Stoffs hinaus, den man zwar nicht iſoliren und nicht chemiſch definiren konnte, den man aber doch ſich da- und dorthin werfen, ſchlummern, zurück- und hervortreten ließ.

Wäre es dabei geblieben! Aber die Pathologie hatte noch eine Kinderkrankheit durchzumachen, von der ſie in den früheren Entwickelungsjahren verſchont geblieben war, und es beſtätigte ſich an ihr die Erfahrung, daß derartige Krankheiten den erwachſenen Körper ſchwerer zu ſchädigen pflegen, als dies bei dem kindlichen der Fall geweſen ſein würde.

Man hatte ſich nachgegeben, zunächſt nur im Sprachgebrauch, die Krankheit als ein Weſen zu behandeln; man bediente ſich der Ausdrücke Krankheitsſtoff und Krankheit ohne ſtrenge Unterſcheidung und ſo konnte von der Krankheit wie von dem Krankheitsſtoff geſagt werden, daß ſie entſtehe oder eindringe, ſich localiſire und verſetze, ruhe und ſchwinde. Hierin liegt kein Unrecht, zumal ſo lange man noch unbefangener Weiſe den ganzen Symptomencomplex mit dem Einen Worte begreift. So faßt man in dem Worte „Gewitter“ eine Summe von Naturerſcheinungen, Blitz, Donner und Regen zuſammen und läßt die Frage nach den Urſachen und dem innern Zuſammenhang dieſer combinirten Erſcheinungen offen. Die Gefahr, zu irren, ja zu ſchwärmen, beginnt erſt, wenn der Verſuch gemacht wird, die Gleichzeitigkeit oder die regelmäßige Reihenfolge der in Einem Begriffe vereinigten Ereigniſſe dadurch zu erklären, daß man ſie als Wirkungen Einer Kraft oder gar als Aeußerungen Einer Individualität auffaßt. Ich weiß nicht, ob nicht in den Anfängen der Poeſie irgend eines Urvolks die Vorſtellung ſich finden mag, daß der Donner das Gebrüll eines überirdiſchen Ungeheuers, der Blitz ein Strahl aus ſeinen Augen, der Regen eine Schweiß- oder andere Secretion desſelben ſei, aber daß die Krankheitserſcheinungen auf ein ähnliches Geſchöpf der Phantaſie bezogen wurden, haben wir in friſcher Erinnerung. Paracelſus nannte gelegentlich die Krankheit ein „Leben“ oder einen „Lebensproceß“, und zwar einen paraſitiſchen, weil er gleich den Paraſiten des Thier- und Pflanzenreichs nur auf lebenden Individuen zu vegetiren vermag. Aber den durch die Naturphiloſophie unſeres Jahrhunderts erzogenen Aerzten war es vorbehalten, dieſen Gedanken zu ſeinen letzten Conſequenzen zu verfolgen. Dem Geiſte, der in der ganzen organiſchen Schöpfung nur eine Reihe mehr oder minder gelungener Abdrücke eines gemeinſchaftlichen Typus ſah, lag es nahe, den Krankheitsproceß als eine niedere Form des normalen Lebens in die Stufenleiter einzufügen. Die ſorgfältigere Beobachtung und die feineren Hülfsmittel der Diagnoſe

hatten es möglich gemacht, die Krankheiten, nach Art der Thiere und Pflanzen, systematisch zu beschreiben und in Gruppen zu ordnen. So gerieth es immer mehr in Vergessenheit, daß das, was wir Symptome der Krankheit nennen, eigentlich Symptome, d. h. Lebensäußerungen des erkrankten Menschen sind, und es konnte geschehen, daß ein Pathologe, der freilich kein Praktiker, aber ein von der Hegel'schen Schule gefeierter Professor war, die Häutung des Kranken nach acuten Ausschlägen für den Mauserungsproceß der Krankheit ausgab. Eine reiche Gelegenheit zu Mißdeutungen eröffnete sich der medicinischen Ontologie — so nennt man in der Sprache der Philosophen die Personification abstracter Begriffe — in den ansteckenden Krankheiten. Die Krankheit pflanzt sich fort! Sie erzeugt einen Stoff, der auf geeignetem Boden sich zur nämlichen Krankheit entwickelt. Man fand es begreiflich, daß sie zu einer gewissen Reife gediehen sein müsse, um zeugungsfähig zu werden; damit erklärte man die Unfruchtbarkeit der nicht contagiösen Krankheiten; damit schien ferner erklärt, warum manche epidemische Krankheiten sich anfangs nur miasmatisch verbreiten und erst, nachdem sie eine Zeit lang geherrscht haben, den contagiösen Charakter annehmen. Das Contagium, den Ansteckungsstoff betrachteten die Einen als Keim, die Andern als Samen der Krankheit; jene ließen ihn im Blute zur Entwickelung gelangen, diese schrieben ihm eine das Blut befruchtende Kraft zu. Wo die ansteckenden Krankheiten von Hautausschlägen begleitet sind, die, wie beispielsweise die Pockenpusteln, den impfbaren Ansteckungsstoff enthalten, da glaubte man in diesen Ausschlagsformen bald den parasitischen Organismus, bald dessen Befruchtungsorgane zu sehen. Schönlein und seine Schüler beschrieben sie mit einer der botanischen bis in's Kleinliche nachgebildeten Terminologie.

Ich darf mich rühmen, diesen Verirrungen ein Ziel gesetzt und der nüchternen Reflexion wieder zu ihrem Rechte verholfen zu haben durch den einfachen Nachweis, daß es nicht eine Krankheit, sondern eine Krankheitsursache ist, welche übertragen wird, sich fortpflanzt, sich in dem Körper des Kranken vermehrt und in den Krankheitsproducten desselben, dem Pockeneiter u. s. f. sich wiederfindet. Nicht die Krankheit reproducirt den Ansteckungsstoff, sondern dieser reproducirt sich selbst unter den in dem kranken Organismus ihm gebotenen Bedingungen. Also auch nicht der Krankheit, sondern der Krankheitsursache kommt das Prädicat eines parasitischen Organismus zu, der die gesetzmäßige zeitliche Entwickelung, die Neigung, sich an bestimmten Stellen anzusiedeln und die Fähigkeit, sich auf Kosten fremder Geschöpfe zu ernähren und zu vermehren, mit anderen thierischen und pflanzlichen Parasiten theilt. Wie nun aber die Zeugungskraft dem Krankheitsorganismus abgenommen und der Krankheitsursache zugewiesen wurde, so wurden auch die übrigen ihm zugeschriebenen Lebensäußerungen als Aeußerungen des leidenden Individuums erkannt

und Krankheit wurde wieder, was ſie nie hätte aufhören dürfen zu ſein, ein Wort, mit dem man gewiſſe, nicht allzu unbedeutende und nicht allzu vorübergehende Störungen des Wohlbefindens bezeichnet.

Ich verlaſſe das böſe Princip der Krankheit und wende mich dem guten, dem Schutzgeiſte des Organismus zu, von dem ich ſagte, daß er ſeine Metamorphoſe in einer der Metamorphoſe des böſen Princips entgegengeſetzten Richtung, von der ontologiſchen zur abſtracten Auffaſſung, durchgemacht habe.

Nahe verwandt dem Archäus des Paracelſus und v. Helmont war das Weſen, welchem Stahl die Miſſion zutheilte, den Kampf mit der Krankheit aufzunehmen. Er nannte es „Seele", aber er verſtand die Seele im Sinne der Scholaſtiker als eine Subſtanz, welche ſowol den Körper baut, als in ihm denkt (Una est anima in homine, cujus potentiae sunt vegetabilis, sensibilis, rationalis in una substantia fundatae. Albertus Magnus). Willkürlich, ſagt Stahl, aber unbewußt, wie etwa in den eingeübten Bewegungen des Gehens, Clavierſpielens, die man ohne Aufmerkſamkeit vollziehen lerne, wirke die für die Erhaltung des Körpers beſorgte, ſtets wachſame Seele den Krankheitsurſachen entgegen und aus den durch ſie angeregten Bewegungen und den Hinderungen derſelben ſetze ſich das Krankheitsbild zuſammen. Das Fieber iſt eine autokratiſche Bewegung der Seele, um den Fieberreiz zu entfernen; die Convulſionen ſind die gewaltſamen Anſtrengungen, wodurch die Schädlichkeit beſeitigt werden ſoll; je nach der Energie, mit der die Seele ihr Ziel verfolgt, entſtehen acute oder chroniſche Krankheiten.

Stahls Verquickung der bildenden mit der denkenden Seele fand nur vorübergehenden Anklang. Je mehr in dem Wirken der denkenden Seele die Freiheit, in dem Wirken der bildenden Seele die Geſetzmäßigkeit betont wurde, um ſo mehr erweiterte ſich die Kluft zwiſchen beiden. Der denkenden oder der ſchlechthin ſogenannten Seele nahmen ſich die Philoſophen an; um die Leiſtungen der bildenden Seele zu begreifen, erdachten Phyſiologen und Aerzte nach dem Vorbilde der exacten Naturwiſſenſchaften eine eigene Kraft, d. h. eine immaterielle Potenz, welcher der Trieb und die Fähigkeit zugeſprochen wird, die materiellen Elemente nach der Seite zu bewegen, nach welcher man ſie ſich bewegen ſieht, eine Potenz alſo, mit deren Annahme man zugleich die bewegende Urſache erfaßt haben will. An dieſer Kraft aber — man nannte ſie Lebenskraft, Vis vitalis (Vis essentialis C. F. Wolff, Bildungstrieb Blumenbach) — haftete von ihrer Abſtammung her die Vorſtellung eines Wirkens nach Zwecken und einer, wenn auch beſchränkten Freiheit in der Wahl der Mittel.

Im Grunde iſt die Richtung auf ein beſtimmtes Ziel, auf etwas zu Erſtrebendes von dem Begriff der Kraft unzertrennlich und ſo iſt jede Erklärung, die eine hypothetiſche Kraft zu Hülfe nimmt, teleologiſch, d. h.

sie gibt uns die Art von Erklärungsgründen, die wir bei menschlichen Handlungen anzuerkennen gewohnt sind, sie nennt uns statt der Quelle oder des Ursprungs der Vorgänge die Motive derselben. Wenn ich den Fall der Körper von der Schwerkraft herleite, so schreibe ich der Schwerkraft die Tendenz zu, die Körper zu Fall zu bringen; hinter der Schwerkraft steht nichts, als der Schöpfer, der die Kraft und die Materie mit einander verband, oder, wenn man lieber will, das sogenannte Naturgesetz, welches diese Verbindung anordnete, ein Gesetz, dem man um der Consequenz willen, mit der es herrscht, die Achtung entgegenbringt, die man dem Gesetzgeber widmen würde, wenn man ihn zu finden wüßte.

Formell befindet sich demnach die Lebenskraft zu den Lebenserscheinungen in demselben Verhältniß, wie die Schwerkraft zur Schwere, die Anziehungskraft zu den factischen Anziehungen, die Cohäsionskraft zur Cohäsion der Körper u. s. f. Eine Kraft anzunehmen, die auf ein Ziel lossteuert, lag Keinem näher, als dem Forscher im Bereiche der organischen Welt, wo jedem Wesen ein bestimmter Entwickelungsgang vorgezeichnet ist. Was aber der Lebenskraft mit Recht vorgeworfen wurde und was sie schließlich zum Gespött gemacht hat, das war, um es mit Einem Worte zu sagen, ihre Vielseitigkeit. Der Fehler lag darin, daß man sie auch in den Fällen unmittelbar eingreifen ließ, in welchen die Stoffe des Organismus mit den chemisch-physikalischen Kräften wirken, die ihnen als Stoffen inne wohnen. Die Lebenskraft sollte nicht nur in den mannichfaltigen Keimen, in jedem nach seiner Art, die Entfaltung der besonderen Organe leiten und überwachen, sondern auch in den fertigen Organen thätig sein; sie sollte die Nahrungsstoffe lösen, vertheilen und in die verschiedenen Gewebe überführen; sie sollte die Elemente, der Neigung derselben zuwider, in complicirte Verbindungen zwingen und in denselben festhalten, ja die Elemente selbst erzeugen; sie sollte das Blut dahin treiben, wo wachsende oder gereizte Theile desselben benöthigt sind und es aus den dem Untergange geweihten Organen zurückziehen; sie sollte Wärme und Elektricität produciren.

Ein Wendepunkt trat ein, als sich im Jahre 1834 die Gelegenheit bot, die Verdauung an einem menschlichen Individuum mit einer durch die Bauchwand zugänglichen Oeffnung im Magen zu studiren, als es sich zeigte, daß der dem Magen entnommene Saft außerhalb des Körpers die geronnenen eiweißartigen Substanzen löst, und als endlich Schwann aus dem Magensafte den Stoff, das Pepsin, darstellte, der in Verbindung mit käuflicher Säure in einer erwärmten Retorte die Speisen ebenso verändert, wie dies im Magen geschieht. Nicht als ob es früher an Versuchen gefehlt hätte, die Stoffumwandlungen im Lebenden auf chemische Vorgänge zurückzuführen; aber der Mehrzahl der Physiologen und namentlich den Aerzten war dies Herabziehen, wie man es nannte, des Organischen in die Sphäre des Unorganischen als Entweihung, als eine Sünde

gegen den in der organiſchen Schöpfung waltenden Geiſt erſchienen. Jetzt fielen die Schranken, mit denen eine ſentimentale Auffaſſung das Leben gegen die rohen Kräfte der todten Natur umgeben zu müſſen geglaubt hatte; man durfte die Einnahmen und Ausgaben des Organismus, die Wanderungen der Elemente von einem Beſtandtheil des Körpers zum andern, ihre Verwendung zur Heizung oder zu mechaniſchen Leiſtungen wie die Bilanz, den Aufwand und die Erträgniſſe einer Fabrik berechnen. Zuletzt ging man ſo weit, die erſte Entſtehung organiſcher Materie aus einer zufälligen Miſchung der anorganiſchen Elemente, die Mannichfaltigkeit der organiſchen Formen aus telluriſchen Einflüſſen zu erklären, wobei die Hexerei nicht, wie üblich, in der Geſchwindigkeit, ſondern in der Langſamkeit beſtand, mit der ſich die Metamorphoſen im Laufe der Millionen von Jahren vollziehen ſollten.

Unter all dieſen großartigen Fortſchritten und noch großartigeren Hypotheſen erhielt ſich indeß der Glaube an ein ſpecifiſches, den Organismus vertheidigendes Etwas. Man rühmte ſich, die Lebenskraft depoſſedirt zu haben; in der That hatte man ihr nur einige Grenzgebiete abgenommen und ſie in den Reſt ihrer Herrſchaft unter einem täuſchenden neuen Namen wieder eingeſetzt, unter dem Namen der Reaction.

Man muß wol unterſcheiden zwiſchen der Bedeutung, welche die organiſchen Naturwiſſenſchaften, und derjenigen, welche die Chemie dem Worte Reaction beilegen. Im chemiſchen Sinne verſteht man unter der Reaction eines Körpers nichts anderes, als eine charakteriſtiſche Eigenſchaft desſelben. Eine Flüſſigkeit reagirt ſauer, heißt ſo viel, als ſie iſt ſauer; der Chemiker, der ſein Lacmuspapier in dieſelbe taucht, denkt nicht entfernt daran, ſie dadurch zu reizen, und in dem Niederſchlag, den er durch Vermiſchung von zwei klaren Löſungen erzeugt, ſieht er nichts weniger, als ein Beſtreben der einen oder anderen, eine läſtige Beimiſchung auszuſcheiden. In der Bedeutung dagegen, in welcher die Sprache der Phyſiologen die Reaction verſteht, iſt ſowol das Re, wie die Action ernſthaft gemeint: es iſt eine Handlung, und zwar eine gegen den Eingriff gerichtete. Die Kräfte der todten Natur, welche im Verkehr unter ſich nur Urſachen von Bewegungen und von Umſetzungen der materiellen Theilchen ſind, werden, wenn ſie auf einen Organismus treffen, zu Reizen, d. h. zu Anläſſen, die eine ſchlummernde Thätigkeit wecken und zur Abwehr herausfordern.

Es iſt nicht ſchwer, in dieſer phyſiologiſchen Darſtellung den alten Dualismus wiederzuerkennen. Der Reiz bleibt Angriff, die Reaction Vertheidigung, der Reiz ein Werk der feindſeligen Außenwelt, die Reaction eine That des Organismus oder ſeiner einzelnen Beſtandtheile, der Nerven, Muskeln, Zellen u. ſ. f. und noch immer hatte man zur Erklärung einer ſolchen That weniger die Urſache, als den Zweck in Bereitſchaft, wenn man dem reagirenden Organ auch nur im Allgemeinen die Tendenz, ſich

den Außendingen gegenüber behaupten zu wollen, zuschrieb, da eine Zumuthung, wie die, daß das Auge einen Druck durch eine Lichterscheinung abzuwehren beabsichtige, doch gar zu absurd gelautet hätte. In dieser Beziehung war die Pathologie in besserer Lage; sie durfte die Abwehr wörtlich nehmen. Die entzündliche Reaction, die den Eiter erzeugt, durch den ein eingedrungener Splitter ausgestoßen, ein brandiger Körpertheil vom gesunden abgeschnürt wird, hat so ganz den Anschein der Zweckmäßigkeit, daß die Versuchung nahe lag, bei dunkleren inneren Vorgängen die gleiche Richtung auf den Zweck und die Anwendung der gleichen Mittel vorauszusetzen. So erhielt Alles, was den Eindruck der Action macht, wie Entzündung, Fieber, Krämpfe, die Bedeutung der Reaction. Man kann den Mythus nicht schärfer ausprägen, als es Schönlein that, indem er in seinem pathologischen Systeme das Bild jeder einzelnen Krankheit in die eigentlichen Krankheits- und die Reactionssymptome zerlegte. An jeder Pockenpustel weist er der Reaction ihren Antheil zu: die Krankheit erzeugt das eitrige Centrum, die Reaction den rothen Hof. An die Spitze der Reactionssymptome aber tritt überall das Fieber, dessen Mission, wie ehedem die der eingepflanzten Wärme, darin bestehen soll, den Krankheitsstoff, die Krankheit, die Schädlichkeit, die Noxe — alle diese Ausdrücke hatten sich im Laufe der Zeit zu gleicher Bedeutung abgeschliffen — irgendwie, am liebsten durch die Haut, aus dem Körper zu eliminiren. Daß der Arzt dem Fieber zu dieser Mission unter die Arme greifen müsse, verstand sich von selbst. So hinderte ein theoretisches Vorurtheil den genialsten Praktiker unserer Tage, zu bemerken, wie sehr die Wärme, durch die man dem Heilbestreben des Fiebers im Typhus, im Scharlach und ähnlichen Leiden zu Hülfe kam, die Qual des Kranken und die Gefahr der Krankheit steigerte. Die Aerzte mußten erst, statt nach dem Zweck, nach der Ursache des Fiebers forschen lernen, um den Muth zu gewinnen, dem Patienten die Abkühlung, nach der er schmachtet, nicht zu versagen.

---

Woran aber lag es, daß unter dem Aufschwung aller exacten Wissenschaften, nachdem längst durch Spinoza die Teleologie verurtheilt und durch Baco die ächte Methode der Untersuchung gelehrt war, die Physiologie und zumal die Medicin auf dem unreifen Standpunkt verweilte und sich an der Kenntniß der Absichten genügen ließ, ohne nach den Mitteln der Ausführung zu fragen? Zwei Eigenthümlichkeiten des ärztlichen Beobachtungsmaterials sind es, welche diese etwas beschämende Thatsache wenn nicht entschuldigen, doch begreiflich machen. Der einen dieser Eigenthümlichkeiten habe ich bereits gedacht, der augenfälligen Zweckmäßigkeit des organischen Baues und der organischen Functionen. Man gibt sich der Betrachtung des Skelets, der Gelenke, der Kreis-

laufsorgane mit ihrem Klappenapparat, des Auges mit ſeinen brechenden, des Ohrs mit ſeinen ſchwingenden Medien hin, wie man eine kunſtvoll gefügte Maſchine betrachtet. Beantwortete man uns bei der letzteren die Frage, „warum dieſe Schraube?“ mit Hinweis auf die eigentliche, bewegende oder genetiſche Urſache, „weil der Mechanicus N. N. ſie an dieſe Stelle geſetzt hat“, ſo würden wir dies nur als einen wohlfeilen und unter Umſtänden ſchlechten Witz aufnehmen. Wir wollen den Gedankengang erfahren, der darauf geführt hat, die Schraube anzubringen. So meinen wir auch den Gedanken der Schöpfung noch einmal zu denken, wenn wir zu errathen ſuchen, welche Leiſtung dem einzelnen Geſchöpf, dem einzelnen Organ in dem allgemeinen Haushaltsplan übertragen iſt und wir üben unſern Scharfſinn um ſo mehr in dieſer Richtung, je ausſichtsloſer das Forſchen in der entgegengeſetzten Richtung erſcheint, das Forſchen nach dem Urheber der Geſchöpfe und ihrer Apparate und nach den Urſachen, durch welche ſie ihre Form und Wirkſamkeit erhielten.

Und hier gelange ich zu der anderen, die Teleologie in der Medicin begünſtigenden Eigenthümlichkeit unſeres Beobachtungsmaterials, zu der Verborgenheit derjenigen Urſachen, die ich im Gegenſatz zu den teleologiſchen oder Endurſachen die genetiſchen nannte.

So lange die Gelehrten und Ungelehrten an eine Erſchaffung der mannichfaltigen Thier- und Pflanzengeſchlechter glaubten, konnte der Gedanke nicht aufkommen, den Einflüſſen, denen die beſonderen Formen ihre Entſtehung verdanken, nachzugehen, und was, ſeit dieſer Gedanke aufkam, an Hypotheſen geleiſtet wurde, um die Urſachen der Bildung organiſcher Körper verſtändlich zu machen, rechtfertigt nur die frühere Zurückhaltung. Freilich iſt der Schöpfer eine Unbegreiflichkeit, der, wie die ältere Naturphiloſophie ihn ſich dachte, erſt an niederen Organismen die Uebung erwerben muß, um höhere herzuſtellen; aber ich kann nicht finden, daß das Geſchöpf begreiflicher wäre, welches, der neueren Naturphiloſophie zufolge, den veränderten Verhältniſſen ſich anzupaſſen verſteht und z. B. weil es zufällig vom Lichte beſchienen wird, ſich einen Sehnerven mit Zubehör anſchafft.

Iſt nun der Arzt ſchon durch die vorbereitenden Studien in den beſchreibenden Naturwiſſenſchaften gewohnt, mit der Frage nach dem Warum? abgewieſen zu werden, ſo wird ihm in ſeinem eigentlichen Berufe die Erforſchung der Urſachen vollends verleidet und eine gewiſſe logiſche Leichtfertigkeit geradezu aufgedrängt. Wie viele Krankheiten entwickeln ſich ſo langſam und unmerklich, daß weder der Moment ihres Anfangs, noch die Umſtände, die ihn hervorriefen, der Beobachtung zugänglich ſind! Bei wie vielen Leiden ſpielt das verhängnißvolle „von ſelbſt“ die nämliche Rolle, die es bei kleinen häuslichen Unglücksfällen im Munde der Dienſtboten ſpielt! Es wird nichts gebeſſert, wenn die Fachmänner es in's Lateiniſche überſetzen und dem Uebel eine ſpontane

Entstehung zuschreiben. Und wenn nun, um den Wissensdurst zu beschwichtigen, der Arzt dem Patienten oder der Patient dem Arzt oder dieser sich selbst eine Ursache, wie etwa Erkältung, hinwirft, glauben wir an dieselbe, die in hundert ähnlichen Fällen ohne ähnliche Folgen vorüberging? Und wenn wir an dieselbe glauben, ahnen wir etwas von dem innern Zusammenhang dieser Ursache und ihrer hunderterlei Wirkungen? Auch das gehört zu den Schattenseiten der medicinischen Aetiologie (der Lehre von den Krankheitsursachen), daß die Mittelglieder zwischen dem Ausgangspunkt, der Erkältung, und dem Endpunkt, dem Schnupfen, sich dem Auge entziehen. Und da sie das eine Mal, trotz angestrengten Suchens, nicht zu ermitteln sind, so hat man andere Male darauf verzichtet, sie zu suchen. Es ist noch nicht lange her, daß man die Möglichkeit von Functionsstörungen ohne materielle Aenderung der fungirenden Organe zugab, daß man von dynamischen, d. h. auf anomalem Zustande der Kräfte beruhenden Leiden, von einer Hypochondria sine materia handelte. Jetzt sind wir zwar, nach dem philosophischen Bekenntniß unserer Zeit, berechtigt, anzunehmen, daß jeder Aenderung der Kraft eine Aenderung der Materie zu Grunde liege, auch wo unsere Forschungsmethoden nicht hinreichen, die letztgenannte Aenderung nachzuweisen. Aber selbst da, wo es an wahrnehmbaren, zum Theil recht groben materiellen Aenderungen nicht fehlt, ist die Beziehung derselben zu den Functionsstörungen geheimnißvoll oder verschiedener Auslegung fähig. Regelmäßig ist das Wechselfieber von Milzanschwellung, fast immer der Typhus von Darmgeschwüren begleitet. Dürfen wir deswegen die Anschwellung der Milz für die Ursache des Wechselfiebers, die Darmgeschwüre für die Ursache des Typhus erklären? Es gibt Pathologen, welche gerade das Umgekehrte vermuthen und es gibt wol kaum Einen, der sich einer klaren Einsicht in den Causalzusammenhang berühmen möchte.

So steht es mit der Kenntniß der genetischen Ursachen in der Medicin und so wird es, trotz mancher Fortschritte im Einzelnen, noch lange stehen. Denn das Mittel, das die positiven Resultate der exacten Wissenschaften schaffen hilft, das Experiment, verlangt einfachere Bedingungen, als sie bei der Complication einerseits des organischen Baues, andererseits der äußeren Verhältnisse zu schaffen sind. Wer, der an einem periodischen, öfters wiederkehrenden Uebel, an Migräne, Asthma oder dergleichen leidet, hat nicht versucht, den Umständen auf die Spur zu kommen, die einen Anfall hervorrufen? Zuweilen fehlt es an Ereignissen, welchen die Schuld beigemessen werden könnte; häufiger schwankt der Verdacht zwischen mehreren. Zuletzt gibt man die nutzlose Ursachenjagd auf und duldet, ohne zu grübeln.

Indem wir aber die Anlässe aufdecken, die der mythischen Erklärung zu der langjährigen Herrschaft in der medicinischen Theorie verhalfen, bezeichnen wir zugleich den Weg, den sie einzuschlagen hat, um

ſich der phyſikaliſchen Wiſſenſchaft als ebenbürtige Schweſter zur Seite ſtellen zu dürfen. Es gilt, die täuſchende Befriedigung zu verſchmähen, welche die teleologiſchen Erklärungen bieten und bei der Controle, der man die vorüberziehenden Erſcheinungen unterwirft, nicht ſo ſehr das Wohin, als das Woher zu betonen; es gilt ferner, darüber zu wachen, daß in der Kette von Urſachen und Wirkungen, denen unſere Aufmerkſamkeit zugewandt iſt, nicht ein Glied unbeachtet entſchlüpfe und ſo das nächſtfolgende ein ſelbſtändigeres Anſehen gewinne, als ihm zukommt.

Hält man ſich bei der Betrachtung der Erſcheinungen des geſunden und kranken Lebens an dieſe Grundſätze, ſo wird man in der Reaction vor allen Dingen die *Folge* der Reizung, man wird in der geſteigerten, verminderten oder irgendwie veränderten Thätigkeit des Organismus die *Wirkungen* der mechaniſchen, chemiſchen oder irgendwie materiellen Aenderung der Organe, man wird endlich in dem ſogenannten Reiz die Urſache dieſer Aenderung erkennen. Man wird ſich überzeugen, daß dasſelbe cauſale Verhältniß waltet, ob die materielle Veränderung, die der Reiz veranlaßt, Schmerz oder Empfindungsloſigkeit, Krampf oder Lähmung, Hitze oder Kälte zur Folge habe. Man wird alſo endlich die Zeichen der Aufregung ebenſowol, wie die der Depreſſion, für Wirkungen der krankmachenden Einflüſſe und für Aeußerungen der Krankheit erklären. Ein Auflehnen *gegen* die Krankheit oder gegen die Krankheitsurſache iſt das Fieber ebenſo wenig, wie das Glühen des Eiſens eine Auflehnung gegen die Temperaturerhöhung.

---

Ich habe ſchon im Vorübergehen angemerkt, wie mit dem Sturz des mediciniſchen Dualismus die Beurtheilung mancher Krankheitserſcheinungen eine andere geworden iſt. Die Fieberhitze, weit entfernt, unter die heilſamen Veranſtaltungen der Natur gerechnet zu werden, ſteht heutzutage ſogar im Verdacht, den durch die Krankheitsurſache eingeleiteten Zerſetzungen, denen ſie vielleicht ſelbſt ihren Urſprung verdankt, Vorſchub zu leiſten. Für die Behandlung ergab ſich hieraus die Indication, die Temperatur herabzuſetzen, und die Erfahrung hat den Werth der auf dieſe Indication gegründeten Curmethoden bereits über alle Zweifel erhoben.

Nachdem ich die Irrwege gezeigt habe, auf welche die Krankheitslehre durch die unbedachte Anwendung der Teleologie verführt worden iſt, möchte ich doch nicht denen zugezählt werden, die den Zweckbegriff aus der organiſchen Naturwiſſenſchaft gänzlich verbannt wiſſen wollen und die Bewunderung der Zweckmäßigkeit nur noch als eine Art kindlichen Vergnügens erlauben. Wir wiſſen, daß der Zweck der Organe keinen Schluß geſtattet auf die Kraft, durch welche ſie geſchaffen wurden; aber wir möchten deshalb die Aufſchlüſſe nicht entbehren, die wir über

ihre gegenseitigen Beziehungen aus der Erwägung ihres Zweckes schöpfen. Wir können die Frage, wie die Zweckmäßigkeit zu Stande kam, auf sich beruhen lassen, ohne deshalb zu verleugnen, daß der Organismus den Eindruck des Werkes eines berechnenden Geistes macht. Wir müssen dann aber auch die Consequenzen dieser Vergleichung ziehen und festhalten, daß das einmal vollendete Werk seinen eigenen Gesetzen folgt. Darin liegt eine Einschränkung der Zweckmäßigkeit, die die ältere Teleologie verkannte. Zweifellos besitzt der thierische Organismus Einrichtungen, die sich den Sicherheitsventilen unserer Maschinen vergleichen lassen, Einrichtungen, welche zur Beseitigung von Gefahren dadurch dienen, daß der Angriff auf ein Organ in zweiter oder dritter Linie Thätigkeiten weckt, die dem Angriff entgegenwirken. Die Nervensympathien liefern zahlreiche, nicht mißzuverstehende Beispiele dieser Art von Vorsichtsmaßregeln. Der Thränenfluß, der durch ein Stäubchen auf dem Augapfel, die vermehrte Speichelabsonderung, die durch scharfe Stoffe in der Mundhöhle hervorgerufen wird, das Niesen auf Berührung der Nasen-, das Husten auf Berührung der Kehlkopfschleimhaut, das Erbrechen nach Ueberladung des Magens: alle diese Bewegungen sind durch den anatomischen Bau des Nervensystems vorgesehen und erfolgen durch Uebertragung von Strömungen innerhalb desselben mit der nämlichen Regelmäßigkeit, wie an einem mechanischen Apparat. Aber weil sie in dem ursprünglichen Plan des Organismus ein für allemal begründet sind, erfolgen sie auch da, wo sie keinem vernünftigen Zwecke dienen, wo kein äußerer Reiz zu entfernen oder zu mäßigen ist und so stellt Thränenfluß, Niesen, Husten u. s. f. auch dann sich ein, wenn die Erregung der betreffenden Häute, wie im Anfang des Katarrhs, von innern Anlässen, von Ueberfüllung der Blutgefäße ausgeht. Eine, wenn auch unbewußt, doch mit vernünftiger Wahl der Mittel den Reizen entgegenwirkende Seele dürfte sich solche Mißgriffe nicht zu Schulden kommen lassen.

Im Jugendalter der Medicin, als man vorzugsweise die einfachen und durchsichtigen Fälle vor Augen hatte, wo die Eiterbildung dazu dient, einen eingedrungenen Splitter zu entfernen, erwarb sich die Eiterung zunächst das Prädicat eines heilsamen Vorgangs. Für die reifere wissenschaftliche Forschung ist sie zunächst weder heilsam, noch schädlich, sondern nothwendig; die Nothwendigkeit erfahren wir aus ihrem Entwickelungsgang und begreifen wir dadurch, daß wir jedes Stadium als Wirkung des vorhergegangnen, das erste Stadium als unmittelbare Wirkung der äußern Schädlichkeit erkennen lernen. Ob die Eiterbildung Nutzen oder Schaden stifte, danach fragt die Natur nicht, die in ihrer starren Gesetzmäßigkeit, unbekümmert um das Wohl und Wehe der Einzelnen, überall von gleichen Grundlagen zu gleichen Folgerungen gelangt. Die Frage hat lediglich praktisches Interesse: der Arzt weiß sehr wohl, daß er den Uebergang der Entzündung in Eiterung, den er an äußeren

Körpertheilen durch feuchte Wärme begünſtigt, mit allen Mitteln des ſogenannten antiphlogiſtiſchen Apparats hintanhalten muß, falls der Splitter, den die Eiterung entfernen will, ſeine Lage im Gehirn hat. Dort iſt die Aufgabe des Arztes, die Natur zu unterſtützen, um die Geneſung raſcher und ſchmerzloſer herbeizuführen; hier arbeitet er der Natur entgegen und wenn er die primitive Urſache des Krankheitsproceſſes, den Splitter, nicht zu entfernen vermag, ſo ſchiebt er der einen oder andern ihrer Wirkungen einen Riegel vor und hemmt beiſpielsweiſe durch Verminderung der Blutmenge oder durch Anregung des Contractionsbeſtrebens der Blutgefäße (Kälte) die Anſammlung der Flüſſigkeit, die zur Umwandlung in Eiter neigt.

Wenn wir von unſerm menſchlichen, praktiſchen Standpunkte die Naturgeſetze kritiſiren, die dem Organismus ſein Verhalten gegen eingedrungene Splitter vorſchreiben, ſo dürfen wir immerhin dankbar anerkennen, daß die Fälle, in welchen ſie die Heilung fördern und alſo in *unſerem* Sinne zweckmäßig ſind, die Mehrzahl bilden. Wer noch größere Rückſicht erwartet hätte, dem bleibt nichts übrig, als ſeine Anſprüche herabzuſtimmen.

Ich habe mich bisher des Ausdrucks „Schädlichkeit" als des Anlaſſes zum Erkranken in dem üblichen populären Sinne bedient; aber wie die unparteiiſche, auf den natürlichen Zuſammenhang der Dinge gerichtete Unterſuchung von der Heilſamkeit der Reaction abſtrahirt und in ihr nur *Wirkung* ſieht, ſo abſtrahirt ſie auch von der Feindſeligkeit der äußern Einflüſſe und ſieht in ihnen nur *Urſachen*.

So löſt ſich der erträumte Dualismus in einen Conflict von Naturkräften auf, die zwar zeitweilig, „wie wenn Waſſer mit Feuer ſich miſcht", in Oppoſition gegeneinander gerathen, aber doch auf einen gemeinſamen Urquell, wie man ihn nennen möge, zurückweiſen. Das Eigenartige des Conflicts, wenn lebende Weſen von demſelben betroffen werden, iſt dadurch bedingt, daß das Lebende in einem ununterbrochenen Erneuerungs- und Entwickelungsproceß begriffen iſt. Durch die ſtetige Erneuerung wird die von krankmachenden Einflüſſen veränderte Subſtanz, wie ſonſt die geſunde, entfernt. An die Störung einer Function können ſich Folgen knüpfen, die auf mehr oder minder weiten Umwegen die Störung oder deren nachtheilige Wirkungen aufheben. Schließlich muß ich noch der eigenthümlichen, lange verkannten Krankheitsurſachen gedenken, die ſelber eine zeitlich begrenzte Entwickelung durchmachen und mit der Beendigung dieſer Entwickelung aufhören, den Leib, gegen den ſie ihren Angriff gerichtet hatten, zu moleſtiren. Ich denke an die Trichinen, die nach dem Sturm, den ſie durch ihre rapide Vermehrung im Darm des Kranken und durch ihre Wanderungen erregen, ſich in den Muskeln einkapſeln und dann ohne weitere läſtige Symptome von dem Beſitzer getragen werden. In ähnlicher Weiſe heilen Typhus, Ruhr und die anſteckenden

Hautausschläge (Pocken, Masern, Scharlach) dadurch, daß die Krankheitsursache für den Körper, in welchem sie ihre Entwickelungsstadien durchgemacht und allenfalls sich vervielfältigt hat, unschädlich wird. Es ist nicht zu verwundern, daß man, so lange die Genesung unmotivirt, wie ein Gnadengeschenk auftrat, ein Wesen fingirte, welchem die Macht, diese Gnaden zu verleihen, zustand; aber es wäre unverzeihlich, wollte man heute noch verkennen, daß es dieselbe, in der Anlage unseres Organismus und der Außenwelt begründete Naturnothwendigkeit ist, die hier zur Heilung, dort zum Tode führt.

---

Ich kehre zum Ausgangspunkt zurück. Man hat damit angefangen, die Wechselfälle des körperlichen Befindens den mannichfaltigen Glücks- und Unglücksfällen, unter welchen das Menschenleben sich abspinnt, als eine Species unterzuordnen und mit ihnen aus der gleichen Quelle, dem Willen himmlischer und höllischer Mächte, herzuleiten. Es muß jetzt erlaubt sein, die bessere Einsicht, die wir von dieser Einen Species gewannen, auf die ganze Classe zu übertragen, um so mehr, je hervorragender die Stelle ist, welche wir der Gesundheit in der Reihe der Glücksgüter, den Krankheiten in der Reihe der Heimsuchungen einräumen.

Die Pathologie hat, indem sie sich des Dualismus entäußerte, einen Standpunkt eingenommen, auf welchem der Gegensatz zwischen Freundlichem und Feindlichem verwischt und die Parteilosigkeit der Naturgesetze anerkannt wurde. Offenbar ist dieser Standpunkt, mögen wir ihn mit sittlichem oder wissenschaftlichem Maße messen, der höhere, objective, gegenüber dem egoistischen und subjectiven, der alle Dinge nach ihrer nützlichen oder schädlichen Beziehung zu dem eigenen Selbst classificirt. Sollten wir Bedenken tragen, uns zu jenem höheren Standpunkt auch dann aufzuschwingen, wenn wir Geschicken gegenüber stehen, deren Ursprung man nicht mit der Sorgfalt, wie den Ursprung leiblicher Beschwerden verfolgt hat, weil man von ihrer Unberechenbarkeit voraus überzeugt war? Ihre gesetzmäßige causale Begründung steht nichtsdestoweniger außer Zweifel. Oder wäre das unmittelbare Eingreifen überirdischer Mächte bei einer Feuersbrunst, einer Explosion, einem Lotteriegewinn wahrscheinlicher, als bei einem Nervenfieber?

In der Weltanschauung der Gebildeten hat der Teufel aufgehört, eine Rolle zu spielen; die Reflexion aber, die uns von der Furcht vor seinen Tücken befreite, sollte uns auch lehren, der Hoffnung auf besondere Gunstbezeugungen von Seiten wohlgesinnter Geister zu entsagen. Weihrauch liebende und Gnaden spendende Götter wurden von den Menschen in ihren ursprünglichen patriarchalischen Vereinigungen nach dem Vorbilde ihrer despotischen Häupter erdacht; das Ideal des heutigen Staats-

und Weltbürgers iſt das gleiche Recht, die gleiche Unterwerfung unter das Geſetz für Jeden.

Es läßt ſich an einen Gott glauben, der Alles vorausbeſtimmt hat und Alles vorausſieht; aber es iſt unmöglich, mit dieſem Glauben die Vorſtellung zu verbinden, daß Gott gezwungen werden könnte, ſich zu corrigiren, auf halbem Wege umzukehren und einer Urſache, die er zugelaſſen hat, ihre Wirkung abzuſchneiden. Die wahre Theodicee, die Rechtfertigung Gottes wegen der Nachtſeiten unſerer Exiſtenz, kann nur darin gefunden werden, daß Gott ſelbſt ſich an die Geſetze, nach denen er die Welt regiert, gebunden erachte, und die wahre Ergebung trägt ihr Loos, weil kein Gott das Geſchehene, aus welchem es reſultirt, ungeſchehen machen kann. Und nicht die Ergebung allein entſpringt aus dem Vertrauen auf die Unwandelbarkeit des urſächlichen Zuſammenhangs; auf dieſem Vertrauen beruht auch der rechte Trieb zum Handeln. „Es kann die Spur von meinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehn," ſagt Fauſt, und wie mikroſkopiſch dieſe Spur meiner Erdentage auch ſein möge, wie abhängig meine Thaten von Anlagen und Schickſalen, die mir ohne meine Zuſtimmung octroyirt ſind, ſo bin ich mir doch bei jedem Entſchluß der Verantwortlichkeit bewußt, die ich als ſo oder ſo geformte Welle im Strome der Ereigniſſe übernehme. Man ſträubt ſich gegen die Einſicht, daß alles irdiſche Geſchehen, die Reſultate unſeres Gedankengangs mit eingeſchloſſen, das Werk geſetzmäßig wirkender Kräfte ſei und meint, durch dieſelbe dem Geſchehenlaſſen, dem Fatalismus, Vorſchub zu leiſten. Thörichte Beſorgniß! Wie ich nicht weiß, was das Schickſal mir zugedacht hat, ſo weiß ich auch nicht, was es von mir erwartet. Theoretiſch iſt zuzugeſtehen, daß der Ausſchlag des menſchlichen Willens in jedem Einzelfalle, wenn alle denſelben bedingenden Factoren bekannt wären, mit mathematiſcher Sicherheit vorausberechnet werden könnte; aber im Augenblick der Entſcheidung ſind dem Entſcheidenden ebenſo wenig wie einem Dritten dieſe Factoren ſämmtlich bekannt. Nichts ſagt uns voraus, welche Motive zu betonen, welche zu bekämpfen wir beſtimmt ſind und ſo bleibt für das praktiſche Verhalten nur die eine Richtſchnur, die Wahl nach beſtem Wiſſen und Gewiſſen ſo zu treffen, daß wir uns, wenn Wünſche unerfüllt bleiben, wenn das Ziel des Wirkens verfehlt wird, von eigener Verſchuldung freiſprechen dürfen.

# Die moderne Gesetzgebung gegenüber der Waarenfälschung.

Von

**H. Wiener.**

— Leipzig. —

Wer die Erscheinungen des heutigen Verkehrslebens und die durch sie hervorgerufenen Stimmungen mit einiger Aufmerksamkeit beobachtet, dem drängt sich die Wahrnehmung auf, daß der bisher innegehaltene principielle Standpunkt in Betreff des Umfanges der im Interesse der Verkehrstreue erzwingbaren Verpflichtungen auf verschiedenen Verkehrsgebieten nicht mehr zureichend ist und daß unsere Anschauungen hierüber in einer Wandelung begriffen sind.

Unser ganzer bisheriger Rechtlichkeitscodex für das Verkehrsleben, soweit es sich um das Strafrecht handelt, läßt sich in den Satz zusammenfassen, daß, soweit wir uns äußern, wir dies der Wahrheit gemäß thun sollen und daß wir dann, aber auch nur dann, wenn an unser bloßes Schweigen sich eine bestimmte unrichtige Vorstellung des Andern nach unserem Wissen knüpfen müßte, uns äußern müssen. Ueber die für die Entschließung des Andern wichtigsten Punkte darf geschwiegen werden, sofern nur der Andere bei vernünftiger Ueberlegung sich des vorhandenen vacuum innerhalb seines Vorstellungskreises in Betreff der gedachten Punkte bewußt sein mußte. Mit einer gewissen Genugthuung, welche die bewußte Bethätigung seiner Arbeit hervorruft, wissen gerade die denkendsten Köpfe unter den juristischen Praktikern in den subtilsten Fällen aus der Umkleidung begleitender verdächtiger Umstände als den wahren Kern die bewilligte Zurückhaltung mit einem Geschäftsgeheimnisse herauszuschälen. Auf dem Boden dieses Geschäftsgeheimnisses soll der Handelnde sein Interesse auf Kosten des Andern wahrnehmen dürfen. Das Publikum

soll es sich selbst zuzuschreiben haben, wenn es trotz zurückgehaltener Information sich für ein Geschäft entschließt. Mit diesem Vorwurf hilft man sich über das Unzureichende des ganzen freilich nach gegebenem Gesetz begründeten Standpunkts hinweg. Und doch wäre die bewußte Unterwerfung unter das Unbekannte unvermeidlich, wenn alle Geschäftstreibenden auf dem Gebiete für das Publikum nothwendiger Anschaffungen sich in das Geschäftsgeheimniß hüllten. Sie ist, auch abgesehen hiervon, schwer vermeidlich, wenn auch nur mächtige Anreize für das Geschäft vorhanden sind.

Es gibt kaum ein Geschäft im Verkehr des gewöhnlichen Lebens, bei welchem wir, das Publikum, über die gesammten Eigenschaften des uns zu gewährenden Leistungsobjectes, über Maß und Qualität der sich in ihr darstellenden Aufwendungen bestimmte Vorstellungen haben könnten. Die Lücken in unseren positiven Vorstellungen füllen wir durch den Willen aus, loyal bedient zu werden. Wir contrahiren in wesentlichen Punkten auf das wohldenkende, unser Interesse wahrnehmende Ermessen der sog. Gegenpartei hin. In dieser Bethätigung von Entscheidungen in unsere Seele hinein und in unserem Interesse liegt gegenüber gesinnungslosem Schacher wesentlich die Erscheinung der Persönlichkeit im Gewerbebetriebe, die Individualität, die Gewerbsehre des Gewerbetreibenden.

Jene Annahme der Unterwerfung unter das Geschäftsgeheimniß führt aber im Erfolge auch zur Erschütterung des Satzes von der Verantwortlichkeit für das falsch Geäußerte. Das Geschäftsgeheimniß bleibt auf die Dauer nicht undurchdringlich. Allmählich sickern Theile desselben durch und es entwickelt sich im Publikum ein Aggregat unsicherer Vorstellungen über das, was wirklich geschieht, auf das hin es unternommen werden kann, nunmehr ein wirklich der Wahrheit zuwider Geäußertes im Hinblick auf ein hinlängliches Bekanntsein des Gegentheils als eine blos conventionelle Verdeckung desselben, als euphemistische Behandlung von etwas, was da ist, wovon man aber nicht gern spricht, als etwas nicht Seiendes darzustellen. Stereotyp und nicht ohne Anhalt war in Gründerprozessen der Einwand gegenüber Prospecten, die von Ueberlassung der Etablissements an die Actiengesellschaften zu den an die letzten Besitzer gezahlten Kaufpreisen sprachen, daß es allgemein bekannt gewesen, wie die Gründer nicht ohne erheblichen Aufschlag auf diese Preise solche Geschäfte vornähmen. Was aber war in Wahrheit bekannt? Von welchem Zeitpunkte war ein solches Bekanntgewordensein zu datiren? Bis in welche Kreise war das Bekanntsein gedrungen? Der nicht zureichende principielle Standpunkt erzeugt in seinen Consequenzen Unsicherheit des Publicums, Unsicherheit ihm gegenüber sich Aeußernder in Betreff der Aufnahme ihrer Aeußerungen, Unsicherheit in der richterlichen Rechtsfindung.

Die Freiheit, auf ein Unternehmen eine beliebige Anzahl von

Werthsrechten in Verkehrspapieren auszugeben, kann nicht als Willkür schrankenlosen Eigennutzes, sondern als Ermessen im Dienste des Interesses derer, für welche die Verkehrspapiere bestimmt sind, aufgefaßt werden. Die Offenbarungspflicht über die Bethätigung dieses Ermessens wird gekennzeichnet auf diesem Verkehrsgebiete mit der Forderung des obligatorischen Prospects.

Man möchte meinen, daß für solche Betrachtungen kein Raum wäre auf dem Gebiete des einfachen Waarenhandels, wo ein bestimmter Typus oder Name ein bestimmtes Erzeugniß anzeigt, insbesondere dann, wenn das Gesetz den Niederschlag deloyaler Gesinnung, wie er sich in der Usurpirung dieses Typus oder Namens für in Wahrheit andere Bestandtheile enthaltende Erzeugnisse offenbart, als Sachfälschung straft. Gewiß gewährt dieser Begriff gegenüber dem des Betruges eine freiere Bethätigung von Repressivmaßregeln. Es genügt das Feilhalten, ohne daß mit der Waare ein Geschäft gemacht ist und es kommt daher auch nicht auf den Inhalt des concreten Geschäfts, das gemacht, an. Der Thatbestand liegt vor, auch wenn er an einem Geschäft zur Erscheinung kommt, bei welchem gerade der Käufer Kenntniß von der Fälschung, vielleicht selbst Interesse an derselben hat. Es wird vermieden die minutiöse Untersuchung, der man beim Betruge nicht glaubt entgehen zu können, ob der Käufer, mag er auch nicht das erhalten haben, was er gewollt hat, nicht in Wahrheit ein Erzeugniß im Werthe des von ihm gezahlten Preises erhalten hat, weil ohne Vermögensbeschädigung kein Betrug. Die Fahrlässigkeit kann bestraft werden, während ohne beabsichtigte Täuschung kein Betrug.

Die Erregung des Scheins eines bestimmten Erzeugnisses durch Benutzung seines Namens oder Herstellung seines äußeren Ansehns ist das objectiv gemachte falsche Vorbringen.

Sonach, möchte man glauben, würde einem Bedürfniß nach Gesetzesreform wegen zunehmender Täuschungen im Waarenhandel einmal durch Erstreckung des Herrschaftsgebietes des Begriffs der Fälschung über seine jetzige Grenze, den Handel mit Eßwaaren und Getränken auf ein erweitertes Waarengebiet hinaus und ferner dadurch genügt werden, daß man bei der Ahndung dieser Fälschung, statt sie wie heute mit 1—150 Mark Geldbuße in den Formen eines Strafmandats, wie es auch bei unterlassener Anmeldung eines neuen Dienstboten ergeht, zu bestrafen, sich der Abstammung der Strafvorschrift von einer kräftigeren Ahnin, der Bestimmung der peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karl V., ein klein wenig mehr erinnerte, welche Bestimmung im Artikel 113 sagte, daß „wer Specerey oder andere Kaufmannschaft fälscht und für gerecht ausgibt, zu peinlicher Straff angenommen, im das Land verboten oder an seinem Leib als mit Ruten außgehauen und es möcht solcher falsch boßhaftig geschehen, zum Todt gestrafft werden soll". Allein so zweckmäßig derartige Aenderungen des Gesetzes auch sind, die eigentliche Schwierigkeit

beruht in dem, was man als anscheinend unzweifelhaft voraussetzt, in der Entscheidung, wann gegenüber einer nicht anfechtbaren Bergung eines Erzeugnisses unter einem bestimmten Namen oder äußerem Ansehn deren fälschliche Usurpirung vorliegt.

Die Engländer, welche in der Kunst der Gesetzesredigirung ziemlich dilettantisch verfahren und die schwierigen Begriffe in gemeinplätziger Weise zu umschreiben, sich nicht scheuen, bestimmen in ihrem neuesten Gesetze betreffend den Verkauf von Nahrungsmitteln und Arzneiwaaren in reinem Zustande vom 15. August 1875 unter der Rubrik: „Verbot des Verkaufs von Nahrungsmitteln und Arzneiwaaren not of the proper nature, substance and quality", „es solle Niemand bei Strafe bis zu 20 Pfund zum Nachtheil des Käufers ein Nahrungsmittel oder eine Arzneiwaare verkaufen, welche nicht von der Natur, Substanz und Beschaffenheit der vom Käufer — such a purchaser — geforderten Waare". Welches ist denn aber die normale Natur, Substanz, Beschaffenheit, die solcher Käufer fordert oder voraussetzt?

Bei ganzen Kategorien von Waaren hat der Käufer von deren Substanz und Beschaffenheit überhaupt keine Vorstellung. Bei vielen kann die Vorstellung über Natur und Beschaffenheit wesentlich durch die besonderen Umstände des Kaufs, insbesondere durch den Preis beeinflußt werden, so daß die Preisnotirung, bez. Preisbedingung zugleich eine die Wirkung des äußeren Ansehens wieder unschädlich machende Angabe geringerer oder anderer Beschaffenheit enthält, indem der geforderte Preis erkennbar nicht die Kosten der Herstellung einer dem äußern Ansehn entsprechenden Waare, sondern nur eines Surrogates derselben zu decken vermag. Wie weit reicht aber diese Erkennbarkeit und kann die erwiesene Preisangemessenheit und eine in gewisse Kreise des Publikums gedrungene Kenntniß der Preisverhältnisse den einzelnen Käufer des Einwandes berauben, daß er die ächte Waare zu einem ungewöhnlich billigen Preise habe kaufen wollen und dürfen?

Waarentypus und Waarennamen decken keine absolut bestimmten unveränderlich bleibenden Substanzverbindungen. Vielmehr vollziehen sich innerhalb derselben stetige und wesentliche Veränderungen, immer unvermeidlicher, je weitere Fortschritte die Technik in der Verwerthung bisher unbenutzter Elemente für die Herstellung von Erzeugnissen des Waarenhandels und der Industrie macht. Wenn es irgend einmal eine Zeit gegeben hat, in welcher der Name „Chocolade" der legitime Ausdruck einer Verbindung von Cacaobutter, Zucker und aromatischem Gewürz gewesen, so hat derjenige Fabrikant eine Waarenfälschung begangen, der zuerst einen Theil der Cacaobutter behufs Herstellung desselben Waarenvolumens durch andere geringwerthigere, wenn auch alimentäre Substanzen ersetzt und die Waare zum gleichen Preise verkauft hat. Darf man heute einer solchen Verbindung den Namen „Chocolade" ver-

sagen? Der Legitimitätserwerb vollzieht sich für Typen und Namen im Waarenhandel in gleicher Weise, wie auf vielen anderen Gebieten. Es gibt einen Moment, in welchem listige Behauptung eines Anspruchs den wirklichen Rechtstitel in der Menge der Opfer und der Indolenz und Sorglosigkeit der Zuschauer findet und in Recht umschlägt. So haben sich im Laufe der Entwickelung unserer Technik offenbar zahllose Bastarderzeugnisse, wenn man von der ursprünglichen Bedeutung der Waarentypen und Waarennamen ausgeht, die Legitimität erschlichen und die Typen und Namen sind gegenüber ihrer ursprünglichen Bedeutung degenerirt. Wir reagiren gegen solche Usurpirungen nur noch, wenn die an die Stelle gesetzten Substanzbestandtheile nicht alimentärer Natur sind.

Von diesen Ergebnissen einer Degeneration der Typen und Namen, soweit sie der Vergangenheit angehören, kann uns keine nur strafschärfende oder den Fälschungsbegriff erweiternde, neue Gesetzgebung befreien. Ob die Erweiterung des Gebiets des Fälschungsbegriffs gegenüber dem Betrugsbegriff mit der umfassendsten und präcisesten Definition des Begriffs der Fälschung allein entscheidend verhindern wird, daß sich die gedachte Degeneration auch in Zukunft immer wieder von Neuem vollziehe, steht dahin. Die beste Definition dessen, was Fälschung ist, wird doch immer auf die Vorstellung, welche im Durchschnittskäufer durch Ansehen und Bezeichnung der Waare erregt werden konnte und sollte, als das Unfixirbare, recurriren müssen und für die Ermittelung, bez. Reconstruirung dieser Vorstellung wird man von denjenigen Vorstellungsunsicherheiten und Erwartungsherabstimmungen, welche durch Indolenz des Publikums während längerer Zeiträume gegen die Versuche, den einzelnen Typen und Namen degenerirte Erzeugnisse zu unterstellen, eintreten, nicht absehen können. Ob die derzeit in Folge der etwas plötzlichen Entdeckung gesteigerte Initiative der Einzelnen und Vereine auf die Dauer Stand halten wird, ist nicht sicher.

Endlich aber erscheint der Fälschungsbegriff unsicher, wenn es sich um Gegenstände handelt, die, um genießbar zu werden, einer Zubereitung oder Fabrikation bedürfen. Hier soll nach der herrschenden Rechtsmeinung Fälschung vorliegen, wenn bei der Zubereitung andere Substanzen verwendet werden, als zur bestimmungsmäßigen Herstellung erforderlich. Was ist das Bestimmungsgemäße? Wessen Bestimmung entscheidet? Ist ein gallisirter — mit Zuckerwasserzusatz zum sauren Most versehener — Wein unter allen Umständen ein verfälschter Wein? Ist er Kunstwein oder Naturwein? Ist der alte Wein, dem junger beigemischt, der, dessen Gährung beschleunigt, dessen Gährung vorzeitig coupirt, gefälscht?

Die Gerichte Rheinbayerns haben in den fünfziger Jahren die Gallisirung des Weins für Weinverfälschung erachtet und Gall selbst hat sich nur durch Flucht der Verfolgung entzogen. Noch im Jahre 1863 hat der oberste Gerichtshof für Rheinbayern unter der Herrschaft des bayeri-

schen Strafgesetzbuchs von 1861, welches die Fälschung von Nahrungsmitteln oder Getränken durch Beigabe fremder Stoffe strafte, die Weinfälschung überall dann für vorliegend erachtet, wenn demselben Bestandtheile, die ihm nach dem Ergebnisse der chemischen Analyse eigen, auf künstlichem. Wege von Außen zugeführt werden, statt mit dem Traubensafte, aus dem der Wein bestehen soll, naturgemäß emporgewachsen zu sein.

Dagegen haben sowol die preußische herrschende Meinung unter der Geltung des preußischen Strafgesetzbuchs der Auffassung gallisirter Weine schlechthin als gefälschter, wie die preußischen Behörden der Zumuthung der Weinproducenten, die Fälschungsstrafen auf die Gallisirung zu erstrecken, widerstanden und diese Stellung zur Sache dürfte auch unter der derzeitigen Herrschaft des Reichsstrafgesetzbuchs in Deutschland die gesetzliche sein.

Analog der Forderung des obligatorischen Prospects auf dem zuerst hier erörterten Verkehrsgebiete scheint daher aus wesentlich ähnlichen Erwägungen heraus auf dem Gebiete des Waarenhandels die Forderung nach der obligatorischen Marke in der Entstehung begriffen.

Gemeint ist, um den vieldeutigen und auf ganz verschieden geartete Postulate angewendeten Ausdruck hier näher zu kennzeichnen, die Verpflichtung des Gewerbetreibenden zu einer die vorhandenen Substanzen, wie ihre Verbindungen und den Herstellungsprozeß in der Weise individualisirenden Sachbezeichnung, daß Abweichungen von bisher herkömmlich unter einem bestimmten Namen oder Waarenansehen begriffenen Substanzverbindungen oder künstliche Zuführungen von Bestandtheilen bei Herstellung eines Naturproducts durch besondere Hervorhebung, sei es mittelst einer wesentlich abweichenden Waarengestalt oder eines wesentlich abweichenden Waarennamens oder eines deutlichen, die Modification ergebenden Zusatzes bez. denselben vertretenden Zeichens auf Waare oder Etiquette zum Ausdruck gebracht werden müssen und jede Nichtbeobachtung dieser Vorschriften mit Strafe geahndet wird.

Gewiß kann kein allgemeines Gesetz solche Anordnungen im Detail treffen, aber es kann einer Behörde die Befugniß verleihen, für die einzelnen Waarengattungen derartige Verordnungen zu erlassen und zugleich die Strafe für deren Uebertretung bestimmen. Die gedachte Behörde kann alsdann nach Maßgabe der Ergebnisse ihrer Waarenuntersuchungen die Erzeugnisse, welche unter erborgtem Namen und Ansehn existiren, aus diesem Besitz für die Zukunft hinausweisen, neue Degenerirungen auf den Weg neuer Namens- und Gestaltenbildungen, unter welchen sie um die Gunst des Publikums erst zu werben haben, weisen, bestimmte Zeichen für bestimmte bez. in bestimmter Form hergestellte Erzeugnisse als ausschließliche und obligatorische feststellen, und den fortgesetzten Zwiespalt zwischen dem Begriffsgemäßen des Naturproducts und den herkömm-

lichen Bereitungsgebräuchen eines bestimmten Districts durch die Gestattung, zugleich aber auch Auferlegung der Kennbarmachung jener Bereitungsacte beseitigen.

Die thatsächliche Duldung des Publikums kann dann für den Legitimitätserwerb keinen Rechtstitel mehr geben, wenn das Erzeugniß im Widerspruch gegen eine formelle Verordnung existirt.

In Frankreich hat die obligatorische Marke in anderer Bedeutung vor 1789 unter der vom Staate reglementirten Industrie existirt. Auf großen Gebieten der Industrie und des Handwerks bestimmte die Regierung für jede Gattung der Erzeugnisse die Art, Beschaffenheit und das Gewicht des zu verwandelnden Materials, die Bedingungen der Fabrikation und beaufsichtigte selbst die Handarbeit. Sodann verificirte sie die Uebereinstimmung des Erzeugnisses mit dem von ihr festgestellten Typus in Form eines Stempels, welcher den Charakter eines öffentlichen Garantiezeichens hatte. Die Uebereinstimmung wurde demnach geprüft, bevor die Waare in den Verkehr trat und das Ergebniß der Nichtübereinstimmung wurde mit Vernichtung des Erzeugnisses, beträchtlichen Geldstrafen und unter Umständen mit Verlust der Gewerbsrechte bestraft. Niemand wird daran denken, ein solches Präventivsystem einführen zu wollen.

Lediglich eine Repression soll stattfinden, wenn Waaren unter Bezeichnungen und Gestalten gefunden werden, welche nach ihrer Zusammensetzung oder Bereitung ihnen nach den getroffenen Verordnungen nicht gebühren. Obligatorische Marken in dieser Bedeutung kennt Frankreich nach der durch die französische Revolution decretirten Freigebung der Industrie in einzelnen Specialgesetzen. Durch die Decrete vom 1. April und 18. September 1811 ist für die in Frankreich fabricirten Seifen, je nachdem sie aus Olivenöl, Samenöl, Talg oder Fett gefertigt sind, eine in der Form verschiedene, deutlich erkennbare, die Worte: „Olivenöl", „Samenöl", „Talg" oder „Fett" enthaltende Marke für jede Seifentafel unter Beifügung des Namens und Wohnortes des Fabrikanten vorgeschrieben. Auf Zuwiderhandlungen gegen diese Vorschrift steht neben der Confiscation eine Geldbuße von 1000 Francs, die im Wiederholungsfalle verdoppelt wird. Ein Decret vom 22. December 1812 vindicirt den Seifenfabrikanten in Marseille für Olivenölseifen eine besondere, speciell bezeichnete Marke, deren Nachahmung in derselben Weise bestraft wird. Ein Decret vom 10. Mai 1805, betreffend die Gold- und Silberarbeit bei Seidenstoffen und die Sammetfabrikation, verordnet, daß bei Anwendung unächter oder halbächter Vergoldungen die Stoffe an jeder der beiden Sahlleisten, bez. bei Verbindung theils ächter, theils unächter Vergoldungen an einer der beiden Sahlleisten einen schwarzen Steg von mindestens 40 Faden, die Sammete, je nachdem sie ein- oder mehrdrähtig, eine bestimmte Anzahl von Kettchen an einer, bez. an beiden

Sahlleisten tragen, Sammete, in welchen Einschlag oder roh gezwirnte Seide vorhanden, zwei weiße Sahlleisten haben müssen. Für die Uebertretung ist in jedem Decret Confiscation der Waare, Verbrennen der Gold- und Silberstoffe auf öffentlichem Platze, Verkauf der Sammete zu Gunsten des Hospitals des Urtheilsortes, öffentliche Bekanntgebung des Urtheils und im Rückfalle Geldbuße bis zu 3000 Francs angeordnet.

Nur zum Theil in diese Kategorie gehörig, aber doch hier erwähnenswerth, weil auch für Deutschland ein Gesetz, betreffend den Feingehalt von Gold- und Silberwaaren, zu erwarten steht, und solche Gesetze den Gedanken zum Ausdruck bringen, daß Waare, deren Qualität das Publikum nicht ohne Weiteres prüfen kann, ihre Qualität selbst anzuzeigen hat, sich als Waare bestimmter Art für den Verkehr legitimiren muß, ist das französische Gesetz vom 19. Brumaire des Jahres 6 (9. November 1797), betreffend die Ueberwachung des Feingehaltes der Gold- und Silber-Waaren und Arbeiten, welches, nachdem das Jahr 1791 mit der Aufhebung der ganzen bisherigen Gewerbeverfassung auch die Controle über die Ausübung der Goldschmiedekunst über den Haufen geworfen, dieselbe von Neuem organisirte und im Wesentlichen noch jetzt gilt.

Nur Gold- und Silberwaaren eines bestimmten Feingehaltstitels dürfen in Frankreich fabricirt werden. Jedes Erzeugniß in tausend Theile zerlegt, sind für Goldwaaren drei Kategorien, für Silberwaaren zwei allein gestattet, entsprechend welchen der wahre Goldgehalt gegenüber anderen Metallen 920, 840, 750 Tausendstel, der Silbergehalt 950 bez. 800 Tausendstel betragen muß. Die Verificirung erfolgt durch Garantiebureaux, welche in der Regel aus einem Gold- oder Silberprobirer, einem Steuererheber — es wird für die Garantieertheilung eine Abgabe erhoben — und einem Controleur bestehen. Der Probirer, der ein Qualificationsatteſt von der Münzverwaltung haben muß, wird vom Präfecten, der Controleur vom Finanzminister ernannt. Jeder Fabrikant muß das Fabrikat, noch ehe es völlig vollendet, aber doch, nachdem es bereits soweit vorgeschritten, daß Substanzänderungen ausgeschlossen, mit seinem Fabrikationsstempel versehen, dem Bureau einreichen. Dort prüft es der Probirer auf die nach dem Gesetz allein zulässigen Feingehaltskategorien. Bleibt es hinter den Anforderungen der zulässigen geringsten Kategorie zurück, so wird es zerschlagen. Der Fabrikant kann, wenn er mit den Ergebnissen der Probe nicht einverstanden, eine zweite und eventuell Entscheidung der Münzverwaltung fordern. Hat der Probirer den Argwohn, daß das Stück inwendig von geringerem Metall, so kann er es in Gegenwart des Fabrikanten zerschlagen. Erweist sich der Verdacht begründet, so wird der Fabrikant mit einer Geldbuße im zwanzigfachen Werth des Objects bestraft; andernfalls wird dem Fabrikanten der Schaden ersetzt. Entsprechend dem Ergebniß der Feingehaltsprobe versieht der Controleur das Stück mit dem der Feingehaltskategorie

entsprechenden, gesetzlich genau vorgeschriebenen Stempel, welcher das öffentliche Garantiezeichen bildet. Es dürfen daher vollendete Stücke ohne jenen Stempel in den Geschäften nicht vorhanden sein. Der Fabrikant hat aber hiermit, wenn man von betrüglicher Inducirung des Probirers absieht, seine Verpflichtungen erfüllt. Jeder Eigenthümer des Stückes kann es bei Verdacht, daß der Feingehalt dem Stempel nicht entspricht, der Münzverwaltung einsenden. Bestätigt sich hier der Verdacht, so hat dies keine andere Wirkung, als daß der Probirer Geldbußen und bei Wiederholungen der Absetzung verfällt. Alle diese Bestimmungen gelten auch für die eigentlichen Juwelierarbeiten — Goldwaaren mit Steinen, Perlen oder in Emaille, — sofern nicht die Probe ohne deren Verletzung unausführbar. Die Juweliere dürfen bei ihren Arbeiten falsche Steine zu ächten nicht gesellen, ohne es dem Käufer ausdrücklich zu sagen. Auf der Uebertretung steht Ersatz des Werthes, den die Steine, ächt, hätten und Geldbuße, im Wiederholungsfalle Anheftung des Urtheils im Bereich des ganzen Departements, bez. Verlust des Rechts zum Gewerbebetrieb. Besonderer Stempelung als auswärtiger Erzeugnisse unterliegen die vom Auslande eingeführten Gold- und Silberwaaren.

Nach bayerischer Verordnung vom 28. October 1868 ist für Gold- und Silberwaaren jede Legirung gestattet, aber der Verkäufer darf die Waare mit einem entsprechenden Feingehaltsstempel nur versehen, wenn der Feingehalt in Gold mindestens $^{58}/_{100}$, in Silber mindestens $^{80}/_{100}$ beträgt. Der Fabrikant muß im Falle dieser Stempelung die Waare auch mit seinem Namen oder Zeichen versehen und haftet für die Feingehaltsangabe. Er kann die Feingehaltsangabe amtlich bestätigen lassen.

Werden die in solchen Detailvorschriften enthaltenen Keime zu einem allgemeinen Princip obligatorischer Bezeichnung der Abweichungen der Waare von einer Normalwaare, bez. Normalreinheit, die nicht von den Vorstellungen des Käufers und deren nachträglichen Auffindung durch den Richter, sondern von der Statuirung einer einsichtigen, die ganze Production wie den Debit übersehenden Behörde abhängt, entwickelt, so erfolgt damit in Wahrheit eine wesentliche Umbildung der bisherigen Verkehrsgrundsätze. Der Gewerbetreibende hat dann nicht mehr blos die Pflicht, den positiven Gehalt des Vorstellungskreises seines Abnehmers in Betreff der Waare, der unausbleiblich bei fortgesetzter Duldung von Waarendegenerirungen sich abschwächt, nicht zu verletzen, sondern die Pflicht, positiv bestimmte Vorstellungen zu erregen und wahrzuhalten.

Diese Aenderung hat nichts Auffallendes. Unsere bisherige Auffassung über die Pflichten im gewerblichen Verkehr ist die Erbschaft der Zeiten, in welchen Staats- oder Zunftaufsicht die Kraft hatten, Mißbräuchen bei der Waarenherstellung vorzubeugen und diese Kraft auch bis zu einem gewissen Grade bethätigt haben.

In den Städten des Mittelalters bilden die sämmtlichen Betreiber

eines und desselben Gewerbes eine corporative Genossenschaft. Nur in Unterordnung unter sie und vermöge des Bandes, das ihn mit ihr verknüpft, übt der Einzelne sein Gewerbsrecht aus. Die Zunft aber erachtete es für ein Correlat ihrer gewerblichen und municipalen Rechte, für die Güte und Qualität des Products durch detaillirte Vorschriften über gute Herstellung der Waare und über die Prüfung und Schau der Waare, bevor sie zum Verkauf gestellt wurde, mittelst Umganges ihrer Alterleute Sorge zu tragen.

Die deutschen Zunftrollen des Mittelalters, wie die Statuten zahlreicher italienischer Städte zwischen dem 13. und 15. Jahrhundert enthalten in's Einzelne gehende Vorschriften über regelmäßige Schau von Tuch, Wollwaren und anderen Gewerben, die letztgedachten Statuten auch insbesondere von Steinmetzarbeiten, Seide, Wachs und Rohwaaren, wie Fleisch, Saffran, Pfeffer.

Wo, wie in Frankreich, eine centrale Staatsgewalt früh erstarkt war, traten Gewerbe und Industrie früh unter staatliche Aufsicht. Im dreizehnten Jahrhundert ließ zuerst Ludwig der Neunte auf Grund einer Enquete bezüglich hundert verschiedener Professionen deren Reglements und Gebräuche als réglement des arts et métiers officiell redigiren. Von jenem Zeitpunkt ab kann man im Princip die staatliche Reglementirung der Gewerbe und der Industrie in Frankreich datiren, welche unter Colbert durch Aufstellung von Qualitäten, auf deren Höhe die Fabrikate gebracht werden mußten, durch Androhung und Vollziehung schwerer Strafen, sofern sie dahinter zurückblieben, wie Anschlagen der Erzeugnisse an den Pfahl unter Benennung des Fabrikanten, bei Rückfällen auch des Fabrikanten selbst und Ernennung von Manufactur-Inspectoren ihren Gipfelpunkt erreichte.

Die Fälschung von Waaren, insbesondere von Genußmitteln, ist zu allen Zeiten im Gefolge jeder Cultur einhergegangen.

Schon in den Georgiken Virgils wird eine Verbesserung des Weins durch Zusatz von Alkohol empfohlen. Plinius berichtet, daß man in Rom gewissen Weinen des Narbonensischen Galliens mißtraute, weil Droguen in dieselben gemischt seien.

Die Gesetze der alten Germanen ahnden den Verkauf verfälschter und schadhafter Waaren.

In dem Gulathinggesetze der Norweger ist ein Rechtsgedanke ausgesprochen, der noch heute für Fälle fahrlässigen Verkaufs nicht unfruchtbar ist, daß nämlich, wer behauptete, unwissentlich gehandelt zu haben, dies beweisen können und seinen Vordermann nennen mußte, damit der Urheber zur Rechenschaft gezogen werden konnte.

In den angelsächsischen Städten wurde der Handel mit Victualien streng beaufsichtigt und Brauer, die schlechtes Bier lieferten, wurden auf den Schandstuhl gesetzt. Die Statuten der Brauer von Paris vom Jahre

1292 verboten die Mischung des Bieres mit Beeren, spanischem Pfeffer und Baumharz, die der Pariser Weinhändler, überhaupt in den Häusern Wein mit irgend einem Zusatz zu haben.

Im vierzehnten Jahrhundert erließen die Obrigkeiten in Bologna, Zürich, Frankfurt und London Vorschriften zur Verhinderung der Verfälschung des Weines mit Kalk und Alaun. In den Städten Flanderns, in Wien, Regensburg und Stendal durfte Wein in jener Zeit ohne vorangegangene Prüfung durch vereidete Sachverständige überhaupt nicht verkauft werden. Das Stadtstatut von Modena, welches gleich anderen Statuten die Vermischung des Weines mit anderen Stoffen verbot, bestimmte, daß, wer Wein verkaufe, besonders zu erklären hatte, ob er ungemischt sei.

Die Aechtheit der Gewürze und Färbestoffe, wie Saffran und Indigo, wurde in Barcelona 1372 durch besondere Verordnungen zu wahren gesucht.

Unter scharfer Controle standen die Bäcker, Müller, Schlächter und Fischverkäufer. In Marseille wurden die Fischhändler darauf vereidet, die Fische nur in gehöriger Güte zu verkaufen. Den in Basel am Markttage nicht verkauften Salmen mußte von den Verkäufern sogleich der Schweif abgeschlagen werden. Die deutschen Reichsabschiede von Rotenburg von 1487 und Freiburg von 1497 enthalten kaiserliche Verordnungen, nach welchen die „Weinber ohne alles Gemechte und Zusatze ausgepreßt, die Möste mit steter ordentlicher Fülle gehalten, damit die vollkommenlich und ganzlich ire Verjerung haben mögen und auch fürter den Weinen keine schädliche und böse Gemechte gethan werden". Es wird genau bestimmt, inwiefern der Wein geschwefelt werden dürfe. Bei anderer Bereitung des Weins soll den Fässern der Boden ausgeschlagen und der Wein verschüttet werden. Fuhrleute und Schiffer sollen an Ehre, Leib und Gut unnachsichtlich gestraft werden, wenn sie unterwegs, in Herbergen „oder ihren Wohnungen aus den Fässern Weine nehmen und nach irem Gefallen verzehren und an des genommenen Weines Statt Wasser gießen".

In den Reichspolizeiordnungen von 1548 und 1577 und dem Augsburger Reichstagsabschied von 1551 wird das Feilhalten von gefärbtem Ingwer, gefälschtem Saffran, verlegenen und untauglichen Apothekerwaaren und die Einmischung anderer Materien in Zucker, Pfeffer und sonstiges Gewürz untersagt und bestimmt, daß in jedem Kreise Aufseher zur Anzeige solcher Fälschungen verordnet werden sollen. Die Reichstagsabschiede von 1498 und 1500 und die Reichspolizeiordnungen von 1530, 1548 und 1577 enthalten Vorschriften gegen das Recken und Strecken von Tüchern, von denen dann „im Wasser dem Käufer ein merkliches abgehe" und gegen das Anbringen von großen Planen an Kramläden, „wodurch die Farben und Faden an Tüchern und anderer Waare ge-

blendet werden, daß man sie nicht wohl erkennen mag". Endlich wenden sich die Reichspolizeiordnung von 1577 und das Reichsgesetz von 1668 gegen die Anwendung der „neulich erfundenen, schädlichen und betrüglichen, fressenden oder corrosiv Farb, so man die Teufelsfarbe nennt" bei Wollentüchern und Seidenwaaren und verordnen, daß alle im Reich gemachten Tücher und Zeuge durch jedes Orts geschworene Zeugmeister am Rahmen besichtigt, die tauglichen gesiegelt und gestempelt, die untauglichen aber verschlagen werden sollen.

Die Criminalistik des Mittelalters unterstellte alle solche Fälschungen dem überkommenen Begriff des Falsum und wußte zwischen dem Falschmünzer und dem Waarenfälscher keinen principiellen Unterschied zu machen. Noch das funfzehnte Jahrhundert war deshalb Zeuge von den drakonischsten Bestrafungen. Besser erkannten den gewerbepolizeilichen Charakter der Materie die Statuten der einzelnen gewerblichen Corporationen selbst. Sie bedrohten die Fälschungen mit Geldbußen, Confiscation der Waare, Ausgießen der Getränke vor dem Geschäftslocal, öffentlichen erniedrigenden Proceduren an den Uebelthätern, welche die Minderung der Gewerbsehre symbolisch zum Ausdruck brachten, auch körperlichen Züchtigungen und in Wiederholungsfällen mit Ausstoßung aus der Zunft und Verbannung.

Wo in fortschreitender Kenntniß jener Anschauungen die Staatsgesetzgebung im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert besondere Vorschriften über die Verhütung einzelner Waarenfälschungen erließ, recurrirte sie in Betreff der Ahndungen in der Regel auf jene milderen Strafen.

Die Criminalisten des achtzehnten Jahrhunderts subsumiren daher auch die Waaren- und die Lebensmittelverfälschungen unter den Polizeivergehen. Entsprechend dieser Kategorisirung und die Strafen im Geiste gemilderter Sitten mildernd, haben die großen Codificationen, welche der französischen Revolution folgten, die gedachten Handlungen nach ihrer durchschnittlichen Erscheinung, soweit nicht der Thatbestand des Betrugs oder der Körperverletzung vorlag, als Polizeiübertretungen angesehen.

So eclatant hierbei die fortschreitende Humanisirung der Anschauungen zu Tage getreten, so beruht diese Milderung doch auf der Verkennung der Gefährlichkeit der Handlungen und auf der Ignorirung, wie mit dem Wegfall der Zunftverfassung die in der Knüpfung des Rechts und des Ansehens des Einzelnen im Publikum an die Schätzung und Billigung der Genossen liegende Schutzwehr gegen Ausschreitungen, welche sich zum Mindesten ebenso stark erwiesen haben wird, als die vorhandenen Strafvorschriften, eingestürzt war.

Die Erkenntniß der Zunahme der Fälschungen mit zunehmender Vervollkommnung der Technik hat denn auch in diesem Jahrhundert in den meisten Culturstaaten zu einer verschärfenden und detaillirteren Specialgesetzgebung, insbesondere in Bezug auf Lebensmittel und Gegenstände

des täglichen Gebrauches geführt. Wenn Deutschland hinter anderen Staaten in dieser Beziehung zurückgeblieben ist und erst jetzt im Begriffe steht, das bisher Unterlassene nachzuholen, so ist auch dies ein Zeichen unserer in Folge der politisch unfertigen Zustände und der relativen materiellen Ohnmacht zurückgebliebenen ökonomischen Entwickelung. Der Neigung der einzelnen menschlichen Organisation, die körperliche Inferiorität lediglich durch gesteigerte geistige Entwickelung ausgleichen zu wollen, unterliegt auch der Volksorganismus und die Befolgung des Satzes: „Erst Kraft, dann Bildung" setzt eine fest in sich beruhende, normale Organisation voraus.

In der Zeit, in welcher in Deutschland jede Verminderung der Aufgaben der Staatsgewalt als ein Fortschritt individueller Freiheit empfunden wurde, wäre auch die Forderung einer kräftigen staatlichen Gesundheitspflege vielleicht als Polizeiplackerei desavouirt worden. In der That setzt sie, um nicht in solche auszuarten, ein wirklich entwickeltes Verwaltungsrecht mit den erforderlichen Rechtsbehelfen voraus.

Die Specialgesetzgebungen der Nachbarstaaten lassen in ihrer verschiedenartigen Behandlung der Sache die charakteristischen Züge der einzelnen Volksindividualität wol erkennen.

Was zunächst Frankreich anbelangt, so belegt auch die Detailgesetzgebung auf dem hier in Rede stehenden Gebiet das Axiom, daß in diesem Lande, in welchem die Staatsform täglich in Frage zu stehen scheint, es sich in Wahrheit hauptsächlich um die Ablösung in der Herrschaft von Gesellschaftsklassen, Parteien und Personen auf der Grundlage einer von Allen adoptirten festen, eminent autoritären Regierungsgewalt mit starkem Schutze des Besitzes und der materiellen Interessen handelt. Zugleich documentiren die Gesetze, welche Gesellschaftsklassen es hauptsächlich sind, in welchen der Inhaber der Regierungsgewalt seine besonderen Stützen gefunden zu haben glaubt. Bereits 1838 wurde in der französischen Deputirtenkammer constatirt, daß die fremden Nationen die Weine anderer Länder vorzögen, weil es in Frankreich Leute gäbe, welche zu viel Wasser in die zu exportirenden Weine mischten.

Cobden sprach öffentlich aus, daß die Franzosen zwar so gut fabricirten, als die Engländer, aber nicht loyal im Verkaufe wären. Die Wissenschaft war unablässig bemüht, durch Nachweis der sich täglich mehrenden Fälschungsmethoden — Chevallier bezeichnete nicht weniger als 416 Objecte des Handelsverkehrs als Objecte von Fälschungen — die Nothwendigkeit einer Repression durch Gesetz zu erweisen. Die Bestrebungen gelangten endlich zu einem ersten Abschluß durch Gesetz vom 27. März 1851, betreffend die wirksamere Unterdrückung gewisser Betrügereien im Waarenhandel, zu einer Zeit also, zu welcher man erst in Preußen daran ging, das Strafrecht in Anlehnung an den Code pénal neu zu codificiren. Man darf indessen bei Würdigung des Bedürfnisses in Frankreich nach neuer

Specialgesetzgebung nicht außer Acht lassen, daß das daselbst bestehende allgemeine Strafrecht in Bezug auf den Betrug hinter den Anforderungen zurückgeblieben war, welche die herrschende Doctrin mit Recht stellte und welche insbesondere auch in der preußischen Codification verwirklicht wurden. Es gab kein Betrugsvergehen in dem allgemeinen Sinne, daß jede Täuschung oder jeder Täuschungsversuch in gewinnsüchtiger Absicht mit Beschädigungserfolg strafbar gewesen wäre. Sieht man von der Täuschung mittelst listiger Kunstgriffe, einem besonderen, hier in der Regel für unanwendbar erachteten Begriffe ab, so stand die Betrugsstrafe beim Waarenhandel nur auf bestimmten Täuschungsfällen: Täuschung über den Feingehalt von Gold und Silber und Täuschung in Betreff der Natur einer Waare; in Betreff der Qualität nur, wenn statt ächter Steine falsche verkauft waren, in Betreff der Quantität nur bei Gebrauch falschen Gewichts oder Maßes. Andere Täuschungen in Betreff der Qualität oder Quantität waren als Betrugsvergehen nicht vorgesehen.

Unter der Kategorie der Uebertretungen, die mit ganz geringfügiger Geldbuße geahndet wurden, stand die Fälschung von Getränken, die nur, sofern diese der Gesundheit schädliche Mischungen enthielt, als Verletzung der Gesundheit schwerer gestraft wurde. Mit Rücksicht auf diese Specialbestimmungen in Betreff der Getränke war es zweifelhaft, ob überhaupt für Getränke die allgemeinen Bestimmungen bezüglich des Betruges, sofern ihre Voraussetzungen vorlagen, angewendet werden konnten. In Betreff der Natur einer Waare erachtete man nur eine Täuschung für vorhanden, wenn einer Waare eine gänzlich andere substituirt worden oder wenn die Veränderung die Waare für den Zweck ihrer Bestimmung völlig unbrauchbar machte. Bei eclatanten Waarenverfälschungen zwang die Judicatur den Fall zwar häufig unter das Gesetz für Täuschungen über die Natur der Waare, aber nur wenn der Grossist verkauft hatte. Auch war bei allen diesen Betrugsfällen nur die vollendete That strafbar. Die hauptsächlichsten Waarentäuschungen waren daher straffrei, oder standen, wenn es sich um Getränke handelte, die nicht gesundheitswidrig, unter einer Geldbuße von 6 bis 10 Frcs., im Wiederholungsfalle unter Gefängnißstrafe bis zu 5 Tagen.

Der Bericht der Commission der Nationalversammlung über den neuen Gesetzentwurf schildert in beweglichen Worten die Mißstände des bisherigen Fälschungsunwesens auf dem Gebiete der nothwendigen Genußmittel für den Arbeiter und empfiehlt das Gesetz als ein Mittel zur Hebung des Looses der arbeitenden Klassen.

In Wahrheit verbindet das Gesetz mit der Absicht, die unmotivirten Beschränkungen des Betrugsbegriffs zu beseitigen, die Tendenz, auf dem Gebiete der Gegenstände des gewöhnlichen Gebrauchs aus Betrugselementen ein besonderes, rasche Repression ermöglichendes Vergehen der Fälschung zu construiren.

Es belegt mit den Strafen des Betrugs einmal die Fälschung von Lebensmitteln, alimentären Substanzen und Arzneiwaaren, ferner den Verkauf oder das Feilhalten solcher Gegenstände mit Kenntniß der Fälschung oder des Verdorbenseins derselben, endlich die Täuschung oder den Täuschungsversuch in Betreff der Quantität verkaufter Waare überhaupt mittelst Erregung des Anscheins eines größeren Gewichts oder Volumens. Mit Strafen, wenn auch geringeren, belegt wird schon der bloße wissentliche Besitz gefälschter oder verdorbener Gegenstände der erwähnten Art in den Magazinen und Werkstätten ohne rechtmäßigen Grund, auch wenn diese noch nicht verkaufsbereit sind. Als rechtmäßiger Grund ist nach den Motiven insbesondere die erkennbare Absicht anzusehen, Mischungen unter einer Bezeichnung und zu einem Preise, durch welche die wahre Zusammensetzung angezeigt wird, zu verkaufen.

Nur als strafschärfende Qualification erscheint in allen diesen Fällen die Gesundheitsschädlichkeit der Waaren. Es muß auf Confiscation der Waaren und kann auf deren Ausschüttung oder Vernichtung vor dem Geschäftslocal und auf öffentliche Anheftung des Urtheils, wie Insertion desselben in den Blättern erkannt werden. Zwei Drittel der erkannten Geldbußen fließen in die Kassen der Gemeinden, innerhalb deren die Vergehen constatirt werden.

Dieses Gesetz umfaßte noch nicht die Getränke. Aber obwol die Pariser Bevölkerung im Laufe von funfzig Jahren auf das Erheblichste zugenommen hatte, war die Einführung von Wein in das Weichbild von Paris in dieser Zeit nicht merklich gewachsen. Der erforderliche Mehrbedarf wurde durch Weinfälschungen innerhalb der Bannmeile gewonnen. Man schätzte im Jahre 1844 das Quantum in Paris durch Fälschungen erzielten Weins auf ca. ein Drittel des ganzen Verbrauchs, 600,000 Hektoliter auf 1,800,000. Der für die Einbringung nach Paris zu erlegenden Steuer wurden die Fälschungen innerhalb der Bannmeile nicht zugeschrieben, weil auch aus den Provinzen die gleichen Klagen kamen und insbesondere in den funfziger Jahren in den Departements Doubs und Jura in der Nähe von Fabrikationsstätten gefälschter Weine eine steigende Bewegung gegen die Fälschung sich geltend machte.

Durch Gesetz vom 5. Mai 1855 wurde das Gesetz von 1851 auch auf Getränke ausgedehnt.

Der Begriff der Fälschung — falsification — ist in diesen Gesetzen nicht definirt. Aber es ist nach Motiven und Anwendung außer Zweifel, daß darunter die Herstellung einer Waare unter dem äußeren Anschein einer Beschaffenheit, welche dieselbe in Wahrheit nicht hat, in der Absicht zu täuschen, verstanden wird und zwar, wie es in der Judicatur feststeht, gleichviel ob eine Herstellung mit der Wirkung jenes Anscheins mittelst ganz oder zum Theil anderer oder geringwerthigerer Substanzen erfolgt oder der erzeugten ächten Waare wesentliche Bestandtheile ent-

zogen werden. Täuschungen über den Waarencharakter in anderer Weise, als in Folge unmittelbarer Einwirkung auf die Waare selbst, insbesondere durch Angabe auf Verpackungen und Etiquettirungen sind für alle Waaren vorgesehen durch das Gesetz vom 28. Juli 1824, welches über das entsprechende deutsche Gesetz hinausgehend neben der wissentlichen Usurpirung des Namens oder der Firma des legitimen Fabrikanten auch die des Namens der legitimen Fabrikationsstätte auf Waaren und ihren Verpackungen als Betrug straft, und durch Bestimmungen des Markenschutzgesetzes vom 23. Juni 1857, welche über den in Deutschland im entsprechenden Gesetze allein berücksichtigten Schutz des berechtigten Industriellen ebenfalls hinaus im Interesse des Publikums die wissentliche Anwendung entsprechender Waarenzeichen oder von Waarenzeichen mit Angaben oder Hinweisen, welche über die Natur des Products zu täuschen geeignet sind, unter Strafe stellen.

Endlich erging zum Schutze des Ackerbaues, für welchen eine ganz ostensible Fürsorge aus den Motiven des betreffenden Gesetzentwurfs hervorleuchtet, nachdem die Präfecten das Feilhalten von Düngemitteln nur unter Angabe der Mischungsverhältnisse der einzelnen darin enthaltenen Elemente hatten gestatten wollen, ihre Anordnungen aber vom Cassationshofe als außerhalb ihrer Zuständigkeit liegend erachtet worden waren, ein Gesetz vom 27. Juli 1867, welches beim Verkauf von Düngemitteln oder Dungzusätzen Täuschung oder Täuschungsversuch über Natur, Zusammensetzung, Mischungsverhältniß, Herkunft oder durch Beilegung eines nicht zukommenden Namens, sowie das wissentliche Feilhalten gefälschter Dungmittel unter Strafen gleich denen des Betruges untersagte. Für den französischen Bauer als einen Hauptfactor des plebiscitären Regiments suchte man eine Schutzwehr nach allen möglichen Richtungen hin aufzustellen.

Erwogen wurde bei diesen Fälschungsgesetzen, ob nicht bereits die Herstellung von Substanzen, welche zur Bewirkung der Fälschung dienen, für strafbar zu erachten, dies aber aufgegeben, weil solche Herstellung auch zum Zwecke der Verwendung für als Surrogate zu bezeichnende Waaren erfolgen könne und ohne eine beabsichtigte Beziehung einer solchen Herstellung zu einer concreten Fälschungsbethätigung kein strafbarer Thatbestand vorliege. Für den Weinhandel wird aber noch ein Decret von 1813 als in Kraft erachtet, welches den Pariser Weinhändlern verbietet, irgend welche flüssige oder feste Substanzen, die zur Fabrikation, Fälschung oder Mischung von Wein geeignet, in ihren Kellern und Magazinen auch nur zu halten.

Diese Gesetzgebung, so fürsorglich sie ist und so glatt sich ihre Paragraphen lesen, erscheint nicht frei von erheblichen Mängeln.

Zunächst setzt sie überall für eine Ahndung wissentliches Handeln voraus und ladet dem Verfolgenden den schweren Beweis der Wissent-

lichkeit auf, während die pflichtwidrige Sorglosigkeit des Gewerbetreibenden in der Information über die Beschaffenheit der feilzuhaltenden Waare frei ausgeht. Die anerkannte Befugniß der Municipalbehörden, durch Verordnungen auch das nichtwissentliche Feilhalten verdorbener Lebensmittel zu verbieten und zu bestrafen, ist nur ein unzureichender Ersatz.

Sodann hat der ganze Fälschungsbegriff den bereits allgemein berührten Mangel, daß er abhängig ist von einem nicht fixirten Bilde eines Normalinhalts oder Reinheitsverhältnisses einer ächten Waare, wie es im einzelnen Falle den Käufern vorgeschwebt haben muß und nach den Voraussetzungen des Gewerbetreibenden, den Gutgläubigkeit schützt, vorgeschwebt haben durfte. Die Praxis hat sich deshalb bei Anwendung der Gesetze zu zahlreichen Einschränkungen und ziemlich äußerlichen Behelfen genöthigt gesehen.

Schon in den Motiven des Gesetzes, betreffend die Getränkeverfälschung, wird hervorgehoben, daß hergebrachte legitime Gebräuche, betreffend die Mischung von Weinen verschiedener Qualitäten, pour donner satisfaction au gout du public ou au besoin du bon marché, sowie bestimmte herkömmliche Bearbeitungsproceduren, insbesondere das Chaptalisiren der Weine — Verbesserung saurer Weine durch Entziehung der Säure und Vermehrung des Alkoholreichthums durch Zusatz von Zucker zum Most — durch das Gesetz nicht betroffen werden sollen. Ebenso wenig sollen getroffen werden des fictions pour ainsi dire convenues de faux titres de noblesse admis dans la circulation. Man soll demnach die in Paris hergestellten cidres nach wie vor als cidres de Normandie verkaufen dürfen.

Die französische Praxis neigt in Anlehnung an das Steuergesetz, welches den Zusatz von mehr als $^{18}/_{100}$ Alkohol beim Wein der besonderen Steuer für Alkohol unterwirft, dazu, in einem Alkoholzusatz zum Wein, — dem sogenannten vinage du vin — erst dann eine Weinverfälschung zu erblicken, wenn der Zusatz jene steuerliche Mischungsgrenze überschreitet. Besondere Schwierigkeiten hat in der Gesetzesanwendung der sogenannte plâtrage du vin — im mittäglichen Frankreich gebräuchlicher Zusatz von Gips zur Klärung des Weins — erzeugt. Die Gerichtshöfe an den Heimatsorten dieser Weine haben in der Regel diese Zusätze für statthaft erachtet. Wissenschaftliche Expertisen sind über die Gesundheitsschädlichkeit dieser Zusätze von der Regierung veranlaßt worden, welche die Zusätze innerhalb gewisser Grenzen für unschädlich erachtet haben. Man duldet sie danach in der Regel, wenn nicht vin pur ausdrücklich verkauft worden, obwol bereits die Sachverständigen es für angezeigt erachtet hatten, daß man solche Weine nur als vins plâtrés verkaufe.

Auf anderen Lebensmittelgebieten sucht man gegenüber den Bestrebungen, bestimmten Substanzen geringere zu surrogiren, einen principiellen Stand-

punkt dadurch zu gewinnen, daß man Fälschung annimmt, wenn diese Surrogate nicht alimentärer Natur sind.

Endlich und nicht zuletzt vermißt man in Frankreich trotz des Vorhandenseins consultativer Gesundheitspflegebehörden von dem dem Ministerium zur Seite stehenden comité consultatif d'hygiène de France bis hinab zu den den Präfecten, Unterpräfecten und Maires zur Seite stehenden Departements-, Arrondissements- und Cantonal-Gesundheits-Räthen eine irgendwie wirksame Initiative jener gegenüber der Machtconcentration in den betreffenden Verwaltungsbeamten nur ein schattenhaftes Dasein führenden Organe, während nur eine stets wache Fürsorge für die sanitären Bedürfnisse und Beobachtung der Erscheinungen des gewerblichen Lebens die wohlmeinendsten Gesetze auf diesem Gebiete vor Verkümmerung schützen kann.

Wesentlich gleichartige Bestimmungen galten seit 1856, modificirt durch die im Jahre 1867 bewirkte Revision des Code pénal, in Belgien. Die Strafen sind für gesundheitsschädliche Fälschungen verschärft, für nicht in dieser Weise qualificirte gemildert. Bei gesundheitsschädlichen wird auch Verkauf und Verschaffung der zur Fälschung dienenden Substanzen zum Zweck der Fälschung, und es wird überhaupt die Verbreitung von Verfälschungsmethoden und die Ertheilung von Anweisungen für dieselbe geahndet. Das Gesetz von 1856 sah auch den nicht wissentlichen Debit der gefälschten Objecte als Uebertretung vor, so daß im Sinne der französischen Auffassung in Betreff der Polizeicontraventionen nur der Nachweis eines unwiderstehlichen Irrthums diese Strafe auszuschließen vermochte, und der belgische Justizminister bezeichnete diese Bestimmung gegenüber erhobenen Einwänden als die Quintessenz des ganzen Gesetzes für die praktische Anwendung wegen des schwierigen Wissensbeweises. Nichtsdestoweniger wurde diese Bestimmung 1867 nicht mit übernommen. Die Gesundheitspolizei ist in Belgien wesentlich in den Händen der Gemeinde. Die Communalbehörden wachen mit Hülfe des fast in jeder Gemeinde organisirten Comité de salubrité insbesondere über die Aechtheit des Lebensmitteldebits und sorgen für Anwendung der gedachten Gesetze.

Am tiefsten erfaßt ist die Aufgabe in England. Während es früher daselbst nur Detailbestimmungen über die Verfälschung einzelner Nahrungsmittel gab, ringt, seit durch Parlamentsenquete im Jahre 1855 die Verfälschung der Lebensmittel in bedeutendem Umfange auch dort constatirt worden, die Gesetzgebung auf dem gedachten Gebiete nach den entsprechenden Abhülfemitteln, wohl einsehend, daß die bloße Einführung des Begriffs: „Fälschung" in die Terminologie noch keinen entscheidenden Anhalt für sichere Beurtheilung der einzelnen Fälle, bez. gegen fortschreitende allmähliche Degenerirungen der sogenannten Normalwaare bietet und daß eine wesentliche Bedingung heilsamer Wirkung des be-

treffenden Gesetzes in der Herstellung von Einrichtungen behufs wirksamer Beobachtung der Befolgung des Gesetzes und systematischer, wie dauernder Fühlung mit den sich auf dem Productions- und Debitgebiet vollziehenden Hergängen besteht. Demnach steht die Regelung dieser Materie in inniger Verbindung mit der Gestaltung der ganzen öffentlichen Gesundheitspflege überhaupt. Hier aber ist der Ausgleich zwischen den Forderungen einer kräftigen und gleichmäßigen Centralcontrole und dem tiefen Zuge nach Erhaltung der communalen Selbstverwaltung noch nicht endgültig vollzogen. Der öffentlichen Gesundheitsacte vom Jahre 1848 folgen in kurzen Zwischenräumen die Local government act von 1858 mit Organisirung localer Sanitätsbehörden im Anschluß an die Organe der Selbstverwaltung unter organisirender Centralgewalt des Ministers des Innern, die Local government board act vom 14. August 1871, in dem Local government board eine besondere Central-Gesundheitsbehörde schaffend, und die die Gesundheitspflege betreffende Reorganisationsacte vom 10. August 1872. Letztgedachtes Gesetz ist bereits wieder durch ein neues vom 11. August 1875 abgelöst worden. Langsam und nicht ohne Rückschritte vollzieht sich im Ganzen eine Einschränkung des bloßen Beliebens der localen Selbstverwaltung durch eine centralisirte Staatsgewalt. Für die Fälschung von Lebensmitteln folgt einem Gesetze von 1860 eins von 1872 und diesem das noch jetzt geltende „for the sale of food and drugs in a pure state“ vom 11. August 1875.

Besonders kategorisirt sind in diesem Gesetz die gesundheitsgefährlichen Fälschungen von Nahrungsmitteln und Arzneiwaaren. Mischung, Färbung, Beizung und Bestreuung eines Nahrungsmittels, worunter auch die Getränke zu verstehen, mit der Wirkung der Gesundheitsschädlichkeit, einer Arzneiwaare mit der Wirkung ihrer Qualitätsverminderung, zum Zweck des Verkaufs, sowie der Verkauf derselben werden mit Geldbuße bis zu 50 Pfund, im ersten Rückfalle mit harter Arbeit bis zu sechs Monaten bestraft. Behufs Abwendung der Strafe liegt dem Beschuldigten der Beweis ob, daß er von der gedachten Fälschung keine Kenntniß gehabt und auch trotz Anwendung der Sorgfalt eines ordentlichen Mannes nicht hätte erlangen können. Bei einer Strafe bis zu 20 Pfund soll Niemand Nahrungsmittel oder Arzneiwaaren von anderer Natur, Substanz oder Beschaffenheit, als der Käufer gefordert hat, verkaufen. Unschädliche Zusätze sind, abgesehen von den bei der Präparation unvermeidlichen Mischungen mit fremden Stoffen und den Specialheilmitteln, wie patentirten und der Patentspecification entsprechenden Erzeugnissen, statthaft, sofern sie erforderlich sind, um den Gegenstand als Handelsartikel zur Versendung geeignet oder zum Verzehren schmackhaft zu machen, oder wenn bei der Lieferung eine deutlich lesbare Bezeichnung der Waare als „mixed“ mitgegeben wird. Beide Ausnahmen setzen aber voraus, daß die Zusätze nicht zu dem Zwecke erfolgt sind, die Menge,

das Maß oder Gewicht der Waare zu vermehren oder die geringere Qualität zu verhehlen. Untersagt ist bei gleicher Strafe die Entziehung von Theilen aus den gedachten Waaren, durch welche ihre Natur, Substanz oder Beschaffenheit verändert wird, zum Zwecke des Verkaufs der so geänderten Waare, wie der Verkauf derselben ohne Kundgebung der Entziehung.

Wissentlichkeit ist kein Erforderniß für die Anwendung dieser Bestimmungen, aber der Beschuldigte ist freizusprechen, wenn, was er nachzuweisen hat, er den Artikel als so beschaffen, wie ihn sein Ankläger von ihm gefordert, mit Empfang einer schriftlichen Bescheinigung eingekauft hatte, nach welcher er keinen vernünftigen Grund hatte, gedachte Beschaffenheit zu bezweifeln. Demnach soll sich offenbar der Detaillist durch Benennung einer für zuverlässig zu erachtenden Bezugsquelle lösen dürfen.

Die Grafschaftsgerichte und in Städten, welche einen besonderen Gerichtshof oder eine besondere Polizeidirection besitzen, die Stadträthe, bez. in London andere bestimmte Behörden dürfen, und sofern es das Central-Gesundheitsamt verlangt oder ein bereits vorhandener Functionär abgeht, müssen eine oder mehrere Personen zu Waaren-Analytikern für den betreffenden Bezirk bestellen. Anstellung wie Entlassung bedarf der Bestätigung der Centralbehörde. Jeder Käufer eines Nahrungsmittels oder einer Arzneiwaare kann die Untersuchung der gekauften Waare und die Ausstellung eines Certificats nach bestimmtem Formular über das Ergebniß von dem zuständigen Analytiker gegen eine im Gesetz limitirte Vergütung fordern. Die Analytiker haben vierteljährlich den Behörden, von denen sie angestellt, über die Zahl der von ihnen untersuchten Waaren und die Untersuchungsergebnisse Bericht zu erstatten und diese Behörden senden diese Berichte alljährlich an das Central-Gesundheitsamt. Jeder ärztliche Gesundheitsbeamte oder Inspector für Uebelstände — Beamte, welche jeder Sanitätsdistrict haben muß, — ebenso jeder constable kann unter der Direction und auf Kosten seiner Localbehörde Proben der gedachten Artikel kaufen und dem Analytiker zur Untersuchung übergeben. Die Gewerbetreibenden sind zum Verkauf an die Beamten zum entsprechenden Preise bei Geldbuße verpflichtet. Wird zum Zweck der Untersuchung gekauft, so ist dieser Zweck dem Verkäufer gleich nach Abschluß des Kaufs kundzugeben. Es erfolgt dann die Theilung der Probe in drei Theile, für Verkäufer, Käufer und Analytiker unter Vorkehrungen für Sicherung ihrer Identification.

Wird Anklage erhoben — und als Ankläger sind neben den Privatpersonen hauptsächlich die erwähnten Beamten gedacht, — so macht das Certificat des Analytikers vollen Beweis. Der Beschuldigte kann aber das Erscheinen des Analytikers in Person als Zeugen verlangen. Auf das Verlangen einer der Parteien kann das Gericht die Probe an die Centralsteuerbehörde zur nochmaligen Analyse durch ihre Chemiker senden.

Erkannte Geldbußen fallen, wenn auf Anklage eines Beamten erkannt, der Behörde, bei der er angestellt, zu.

Die im Gesetz von 1872 vorgesehene Veröffentlichung der Verurtheilung wegen rückfälligen Verkaufs gefälschter Artikel ist im neuen Gesetz weggefallen.

Offenbar besteht der Grund- und Eckstein des ganzen Gesetzes in den Analytikern und da die Casuistik des Gesetzes keinen festen Maßstab für die Erfordernisse der ächten Waare bietet, so wird über die Bedingungen, der eine Waare zu entsprechen hat, um Normalwaare zu sein, in allen subtilen Fällen das Ermessen der Analytiker entscheiden. Das Certificationsformular schreibt ihm auch wörtlich vor, zu sagen, ob die Waare ächt ist. Den Schritt, die Festsetzung der Erfordernisse einer Normalwaare unter der Befugniß von Aenderungen der Centralbehörde selbst oder einer dieser zur Seite gestellten Sachverständigen-Commission zu übertragen, ist man nicht gegangen.

Erwähnenswerth scheint noch, daß das Züricher Gesundheitspflege- und Lebensmittel-Polizeigesetz von 1876 den Verkauf gefälschter Lebensmittel, wie den Verkauf von Lebensmitteln unter falschen Bezeichnungen, auch wenn er unwissentlich geschieht, mit Polizeibuße bis zu 1000 Franken ahndet.

Deutschland steht im Begriff, an eine Gesetzesreform, soweit es sich um die Fälschung von Lebensmitteln und sonstigen Gegenständen gewöhnlichen Gebrauchs handelt, zu gehen. Sein Zurückbleiben in der Befassung mit dieser Aufgabe hinter anderen Völkern trägt ihm den Vortheil ein, deren Lösungsversuche für sich nutzbar zu machen.

Daß jedes solche Gesetz, wenn es, statt eine inerte Materie zu bleiben, für den deutschen Gewerbeverkehr Säfte umbildend wirken und die gehobene Circulation erhalten können soll, seinen Schwerpunkt in localen Einrichtungen suchen muß, welche eine organische wachsame Umschau auf dem betreffenden Waarengebiete im Consumenteninteresse garantiren und daß hier die englischen Bestimmungen über die örtlichen Untersuchungsstationen im Anschluß an örtliche Gesundheitsausschüsse nachahmenswerth sind, darüber dürfte schon jetzt Einverständniß herrschen.

Was aber die Vergehensbegriffe und ihre Ahndung anlangt, so wird neben Ergänzung mancher Lücken, zu welchen wir die Nichtahndung des Feilhaltens von Waaren unter Angabe eines unrichtigen Productionsortes und — nach dem Vorgange Anderer — unter usurpirten Waarenzeichen überhaupt auch ohne Antrag der zu diesen Zeichen Berechtigten zählen möchten, eine Ausdehnung des Verbots des Feilhaltens gefälschter Gegenstände über das bisherige, nur Eßwaaren und Getränke begreifende Gebiet hinaus auf weitere Kategorien von Gebrauchsgegenständen, die Erhebung dieser Handlungen, sofern sie wissentlich erfolgt, durch Strafschärfung aus dem bisherigen Bereiche bloßer Polizeiübertretungen zum Range be-

trugsähnlicher Vergehen, die gleichmäßige Ahndung der Fälschungshandlungen zum Zwecke des Verkaufs, die Befugniß zur öffentlichen Bekanntmachung der Strafurtheile und die besondere Qualificirung bei Gesundheitsschädlichkeit gewiß zweckmäßig sein.

Aber das Entscheidende einer Reform suchen wir nicht allein in diesen Besserungen, nicht darin, daß für eclatante Täuschungen eclatante Strafen möglich sind. In dieser Richtung erachten wir die bestehenden Gesetze nicht für in dem Maße unzulänglich, wie dies von manchen Seiten angenommen wird.

Es handelt sich wesentlich nicht sowol darum, eine bösartige Natur unserer Gewerbetreibenden, die einen wesentlichen Factor unseres Bürgerthums bilden, durch Abschreckungen im Zaume zu halten, als vielmehr den Ergebnissen unzureichender Erziehung unseres Gewerbestandes zu Solidität und den Empfindungen der Verantwortlichkeit wie der auf loyaler Berücksichtigung des Consumenteninteresses beruhenden individuellen Gewerbsehre abzuhelfen, einer Reaction gegen eine Gewissensverwirrung, welche nicht zum kleinsten Theile auch der Stumpfheit der Consumenten zuzuschreiben ist, Vorschub zu leisten.

Diese erziehende und corroborirende Kraft würden wir wesentlich beimessen einmal der Aufstellung einer freilich durch Strafvorschriften sicher zu stellenden Pflicht der Gewerbetreibenden zur besonderen Hinweisung durch Namens- oder Gestaltsbesonderheiten oder sonstige merkliche Zeichen bei allen Abweichungen der Waare von einem Normalinhalt oder einem Normalherstellungsact, wie solchen als dem betreffenden Waarencharakter eigenthümlich die Central-Untersuchungsstelle des Reichs für besonders Degenerationsprozessen ausgesetzte Erzeugnisse durch Verordnungen festzustellen hätte, sowie ferner einer Ahndung des Feilhaltens von gefälschten Waaren wie von Waaren ohne den erforderlichen Surrogatshinweis mit geringeren Strafen auch bei Nichtwissen und zwar nicht auf Grund des bereits jetzt vorgesehenen Schuldbegriffs einer Fahrlässigkeit, so daß die Gerichte den Nachweis eines besonderen Versehens fordern dürften, sondern in der Weise, daß nur ein überzeugendes Darlegen des Beschuldigten, wie er trotz Anwendung der Sorgfalt eines ordentlichen Gewerbetreibenden die Waare für ächt erachten durfte, denselben entlastet.

# Ueber die Bedeutung der Blumen.

Von

**A. de Bary.**

— Straßburg. —

Es ist oft schwer, für eine Darstellung, wie die hier beabsichtigte, einen zugleich kurzen und bezeichnenden Titel zu finden, und ich fürchte, daß es mit dem oben stehenden nicht gelungen ist, ein Mißverständniß völlig zu vermeiden.

Berechtigte Eigenliebe und verkehrte Anschauungen, welche uns Allen anerzogen sind, haben den allverbreiteten Glauben erzeugt, Alles, was uns umgibt, sei wesentlich dazu bestimmt, dem Menschen zu dienen, oder haben uns wenigstens gewöhnt, die wesentliche Bedeutung der Dinge in ihre Beziehungen zu menschlichen Verhältnissen zu verlegen. Wenn daher von der Bedeutung der Blumen die Rede sein soll, oder wie auch hätte gesagt werden können, von ihrem Zweck, ihrem Nutzen, ihrer Bestimmung, so wird zumeist das Mißverständniß hervorgerufen sein, es sollten ihre mannichfaltigen für uns nützlichen und angenehmen Eigenschaften zur Sprache kommen, oder auch die mancherlei symbolische Bedeutung, welche diesen anmuthigen Geschöpfen beigelegt wird und welche bei Namen wie Vergißmeinnicht, Jelängerjelieber, Männertreue vor die Erinnerung tritt.

Solche Absicht würde gewiß Mancher tadeln, wenn er erführe, daß der Verfasser ex officio Botaniker und daher in der Lage ist, sich mit anderen, ich darf wol sagen ernsteren Fragen zu beschäftigen. Ich möchte daher auch zu meiner Rechtfertigung gleich hervorheben, daß es mir nie in den Sinn kam, hier von Beziehungen der Blumen zu menschlichen Dingen zu sprechen. Die Frage, auf welche ich die Aufmerksamkeit lenken möchte, ist vielmehr diese: was haben die Blumen zu bedeuten im Haushalte der Natur? und bei der Beantwortung derselben möchte ich eine Seite dieser Bedeutung besonders hervorheben.

Bezüglich der Gegenstände selbst, mit welchen wir uns beschäftigen wollen, ist keine Ungenauigkeit der Bezeichnung zu berichtigen. Der Ausdruck Blume ist lediglich in dem Sinne gemeint, in welchem ihn das tägliche Leben anwendet für die Blume, die glänzt, duftet und verblüht, nicht für die Blüthe, die Frucht trägt. Zwischen beiden ist ein Unterschied. Wenn man an irgend einer bekannten Pflanze, z. B. am Kirschbaume Blume und Blüthe betrachtet, so gewahrt man in der Mitte des Ganzen die runde grüne Anlage, welche zur Frucht, zur Kirsche, heranzuwachsen bestimmt ist, und rings herum die Staubfäden mit den gelben Behältern, aus welchen der Blüthenstaub kommt. Das sind die Organe für die Frucht- und Samenbildung und diese nennen wir miteinander die Blüthe. Dieselben werden, wie bekannt ist, umgeben von 5 schneeweißen Blättern, welche wir die Krone und 5 kleineren grünen Blättern, welche wir Kelch nennen, den bei weitem am meisten in die Augen fallenden Theilen. Diese sind es, was wir, dem gewöhnlichen Sprachgebrauch folgend, die Blume nennen. An Frucht- und Samenbildung sind sie nicht direct betheiligt, sie sind in dieser Beziehung unwesentliche Begleiter der wesentlichen Blüthentheile. Wir können uns vorstellen, daß der Kirschbaum recht gut ohne sie Frucht tragen könnte, und wenn das bei diesem Baume in Wirklichkeit nicht zutrifft, so kennen wir doch sehr viele Fälle, wo es in der That so ist: unsere Tannen und Fichten z. B. haben Blüthen und tragen Samen, das Getreide blüht und reift seine Frucht, sie haben aber keine Blumen; und auch der umgekehrte Fall von Blumen, die nicht zugleich als Blüthen functioniren, ist nicht selten: die schönen blauen gezackten Röhrchen der „Kornblumen" sind nur Blumen, die verblühen, ohne zur Samenbildung jemals gelangen zu können; die zwischen ihnen sitzenden Blüthen, welche Frucht bringen, sind so unscheinbar, daß man sie kaum beachtet, wenn man eine Kornblume pflückt.

Wenn wir die angedeuteten Erscheinungen, welche uns auf jedem Spaziergang entgegentreten, kennen, so muß die Frage entstehen, ob denn diese so mannichfaltigen Bildungen, welche wir Blumen nennen, auf deren Ausbildung die Natur anscheinend so viel Sorgfalt verwendet hat, nicht doch eine directe Bedeutung besitzen für die Pflanze, bei welcher wir sie finden; unbeschadet etwaiger weiterer, ferner liegender Nützlichkeit derselben. Man hat sich diese Frage seit lange gestellt, die Beantwortungen lauten zu verschiedenen Zeiten sehr ungleich.

Es ist zunächst direct ersichtlich, daß die Theile, von denen wir reden, thatsächlich eine Zeit lang den Staubfäden und der Fruchtanlage Schutz gewähren gegen mögliche von außen einwirkende Schädigungen. Das weiß Jeder, der gesehen hat, wie die Blume vor dem Aufblühen als Knospe jene inneren Theile fest und dicht umschließt, und das ist auch nach dem Aufblühen noch vielfach der Fall, und in sehr mannichfaltiger Weise je nach dem Bauplane der verschiedenen Einzelfälle.

Bis zur Mitte des vorigen Jahrhunderts begnügte man sich in der That mit der soeben angegebenen Anschauung. Man nahm dazu höchstens noch weiter an, daß durch die Theile der Blume gewisse für die Fruchtbildung günstige Ausscheidungen stofflicher Art bewirkt werden; und auch hierfür hat man ja einen Anhalt in der bekannten thatsächlichen Abscheidung der Zuckerlösung, welche den Honig bildet und der flüchtigen Stoffe, welchen so viele Blumen ihren Wohlgeruch verdanken. Von tieferer Erkenntniß der hier in Betracht kommenden Verhältnisse finden sich bis zu jener Zeit nur schwache, mehr gelegentliche Andeutungen. Bestimmter werden diese durch den um die Kenntniß der Fortpflanzung der Gewächse hochverdienten Karlsruher Botaniker Jos. Gottl. Kölreuter in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts angedeutet. Da erschien im Jahre 1793 ein für jene Zeit stattliches, mit fünfundzwanzig vom Verfasser äußerst fleißig gezeichneten Kupferstichtafeln ausgestattetes Buch, dessen Titel „Das entdeckte Geheimniß der Natur im Bau und in der Befruchtung der Blumen" in der That keine Uebertreibung enthält, da der Inhalt die ganze damalige Naturanschauung um ein gutes Stück zu erweitern geeignet war. Der bescheiden und fast kindlich einfach auftretende Verfasser war Christian Conrad Sprengel, Rector in Spandau. Es ist bezeichnend für die damalige Zeit, daß dem Verfasser seine Arbeiten Amtsentsetzung eintrugen, daß er fünfundzwanzig Jahre weiter kümmerlich und von Gelehrten gemieden lebte und daß sein Buch durch viele Jahrzehnte im besten Falle fast verächtlich behandelt wurde, im Großen und Ganzen in Vergessenheit gerieth. Erst in den fünfziger Jahren wurde Sprengel durch Darwin zur verdienten Anerkennung gebracht. Während der letzten fünfzehn Jahre erfuhren dann, theils und in mustergültigster Weise durch Darwin selbst, theils von zahlreichen durch ihn angeregten Beobachtern, die bisherigen Kenntnisse eine Fülle von Erweiterungen. Suchen wir hier aus der Menge des Materials die Hauptgesichtspunkte zu gewinnen und an einigen Beispielen zu erläutern.

Es ist schon auf die bekannte Thatsache aufmerksam gemacht worden, daß aus der Blüthe die Frucht hervorgeht, deren wesentlicher Bestandtheil der Samen ist. Der reife Samen enthält als wesentlichsten Theil eine wachsthumsfähige junge Pflanze, welche der Mutterpflanze gleich ist, resp. wird: durch die Samenbildung wird die Art erhalten, fortgepflanzt. Um die Samenbildung in der Fruchtanlage zu ermöglichen, ist es nothwendig, daß der Blüthenstaub, der Pollen, wie er mit dem Kunstausdruck genannt wird, mit der Fruchtanlage in Wechselwirkung trete. Die Vorgänge, welche hierbei stattfinden, hier zu betrachten, würde zu weit führen. Es genügt, auf die Thatsache aufmerksam zu machen, daß jene Wechselwirkung dadurch ermöglicht werden muß, daß der Pollen auf eine bestimmte Stelle der Fruchtanlage gelangt, welche den Namen der Narbe führt und gewöhnlich, wenn auch nicht immer, am Ende eines schmalen

Fortsatzes der Fruchtanlage, des Griffels sitzt. Man nennt dieses Gelangen des Pollens auf die Narbe ihre Bestäubung. Die Narbe hat, um den Blüthenstaub festzuhalten, eine durch geringe Menge von ausgeschiedener Zucker- oder Gummilösung bewirkte klebrige Oberfläche. Sobald sie diese angenommen, ist sie für ihre Function tauglich, fertig ausgebildet. Der Blüthenstaub besteht, wie schon der Name sagt, aus kleinen Körnchen und jedes dieser ist eine kleine mit Eiweiß, Zucker, Stärkemehl ꝛc. erfüllte Blase, eine Zelle von charakteristischem, hier nicht ausführlich zu erörterndem Bau. Dieser Blüthenstaub wird gebildet in den bekannten, von den Staubfäden getragenen meist gelben Behältern, den Staubgefäßen, Staubbeuteln oder Antheren, und wenn er fertig ist, verstäuben diese, d. h. sie öffnen sich und der Pollen tritt aus ihnen aus.

Mit diesem Proceß ist er noch nicht auf die Narbe gelangt. Es bedarf hierzu bestimmter Voraussetzungen und Einrichtungen; und da der Pollen keine selbständige Beweglichkeit besitzt, müssen diese rein mechanischer Art sein.

Wenn man sich nun aus der Erinnerung an eine gewöhnliche Blume, etwa an eine Tulpe, Hyacinthe, Primel diese Einrichtungen zu vergegenwärtigen sucht, so erscheinen dieselben auf den ersten Blick sehr einfach. Jeder sieht hier, daß die Antheren und die Fruchtanlage mit ihrer Narbe dicht beisammen stehen, innerhalb einer und derselben Blume, welche nach diesem Verhalten eine zwitterige genannt wird. Nichts erscheint einfacher, als daß der stäubende Pollen aus den nächsten Antheren auf die Narbe gelange, und die nächsten sind die derselben Blume angehörigen, ihre eigenen. Es galt daher auch lange als fast selbstverständlich, daß bei einer Zwitterblüthe auf dem angedeuteten kürzesten Wege eine Eigenbestäubung, d. h. mit dem eigenen Pollen, stattfindet.

Es gibt andere Pflanzen, wo dieses schon auf den ersten Blick für unmöglich erkannt wird, weil die Antheren und die Fruchtanlage nicht in derselben Blüthe beisammen stehen, sondern zweierlei Blüthen vorhanden sind, fruchtbildende einerseits, pollenbildende andererseits. Beide stehen entweder auf demselben Stocke beisammen, wie bei der Eiche, Hasel, Tanne, dem Mais, oder jede auf besonderem, wie bei Pappeln und Weiden. Es ist klar, daß in diesen Fällen der Pollen immer aus einer andern Blüthe auf die Narbe kommen, oder kurz ausgedrückt, statt der Eigenbestäubung Fremdbestäubung eintreten muß.

Sieht man nun aber die Zwitterblüthen etwas näher an, so liegt auch hier die Sache anders, als der erste Anblick zu lehren scheint. Freilich nicht so ganz einfach, wie in dem letzterwähnten Falle. Es gibt zunächst bei manchen Pflanzen Blüthen mit nothwendiger eigener und sicher ausgeschlossener fremder Bestäubung; Blüthen, welche Pollen und Narbe gleichzeitig ausbilden, beide von Anfang an in Berührung miteinander,

beide in unscheinbaren Blumen enthalten, welche nie aufblühen, sondern stets geschlossen bleiben, bis die schwellende Frucht sie sprengt. Solche Blumen kommen wol immer einer Pflanze neben offenen zu, aber zu anderer Zeit wie diese. Das nächstliegende Beispiel für sie finden wir bei dem Veilchen. Wenn für diese Pflanze die Zeit vorüber ist, wo wir ihre duftenden blauen Blumen suchen, dann beginnt erst die Periode ihres ausgiebigsten Blühens und dauert den ganzen Sommer. Es werden aber jetzt nur unscheinbare, wie verkümmerte Knöspchen aussehende Blüthen, kaum größer wie ein starker Nadelkopf, gebildet, und diesen verdanken die Veilchen den größten Theil ihrer Samen. Wesentlich das gleiche Verhalten zeigt der Sauerklee in unsern Wäldern, ähnliches manche andere Pflanzen, einheimische sowol wie fremde.

Immerhin sind aber die geschlossen bleibenden Zwitterblüthen nur relativ wenigen Pflanzenarten eigen. Die meisten Blüthen „blühen auf", um Narbe und Pollen in's Freie treten zu lassen; und das Beispiel der Veilchen zeigt, daß dies auch für einen Theil der Blüthen solcher Pflanzen gilt, bei welchen ein anderer Theil geschlossen bleibt.

Unter den Zwitterblüthen, welche sich öffnen, gibt es wiederum solche, bei welchen Eigenbestäubung sehr leicht eintreten kann und thatsächlich eintritt, indem Narbe und Blüthenstaub gleichzeitig ausgebildet werden und so gestellt und beschaffen sind, daß der leichte lockere Staub auf die nahe Narbe fallen muß bei der leisesten Bewegung, welche die Blüthe oder der Staubfaden durch Luftzug oder irgend einen Stoß erfährt. Der gewöhnliche Flachs, die Raps-, Kohlpflanzen und ihre zahlreichen Verwandten sind Beispiele dafür. — Es ist aber auf der andern Seite nicht außer Acht zu lassen, daß in jeder Blüthe, welche offen ist, auch die Möglichkeit wenigstens für eine Fremdbestäubung besteht, denn Nichts verhindert, daß zu der frei dastehenden Narbe der Pollen einer andern Blüthe zugetragen werde durch irgend eines der nachher zu nennenden Transportmittel.

Bei vielen, vielleicht bei der Mehrzahl der bekannten Zwitterblüthen aber ist das Verhältniß ein anderes. Es kann zwar wol für keine derselben in Abrede gestellt werden, daß unter bestimmten Voraussetzungen eine Eigenbestäubung zu Stande kommen kann. Diese ist aber in so hohem Grade erschwert und die Fremdbestäubung so sehr erleichtert, daß letztere thatsächlich jedenfalls überwiegend häufig, jene als Ausnahme vorkommt. Versuche haben gelehrt, daß bei so eingerichteten Blüthen der Erfolg der Fremdbestäubung, Menge und Kräftigkeit der Samenbildung, ein günstigerer ist als derjenige der Eigenbestäubung. Der Unterschied zwischen beiden ist je nach den Arten ein sehr ungleicher, kann aber soweit gehen, daß die Eigenbestäubung nicht nur völlige Unfruchtbarkeit zur Folge hat, sondern selbst als tödtliche Vergiftung auf die Blüthe einwirkt. Dies sei zum Verständniß der Sache kurz angedeutet; auf die sehr complicirten

Einzelheiten können wir hier nicht eingehen, wir kehren vielmehr zu den Einrichtungen für Fremdbestäubung zurück.

Die Erscheinungen, welche hier in Betracht kommen, sind von zweierlei Art. Beide können, müssen aber nicht combinirt sein.

Erstlich gibt es viele Blüthen, welche zwar nach der Anordnung ihrer Theile zwitterig sind, aber für die in Rede stehenden Fragen als nichtzwitterig betrachtet werden müssen. C. Sprengel hat sie Dichogame genannt. Ihre Eigenthümlichkeit besteht darin, daß die Staubgefäße einer Blüthe nicht zu gleicher Zeit mit den Narben derselben ihre Ausbildung erreichen, sondern je nach dem Einzelfalle früher oder später; derart, daß aller Blüthenstaub der Blumen entfernt ist, wenn die Narbe ihre Ausbildung in obigem Sinne erreicht, oder daß die Narbe längst abgestorben und vertrocknet ist, wenn die Antheren derselben Blume sich zur Entlassung des Blüthenstaubes öffnen. Es ist hiernach klar, daß jede solche Blume eine Zeit lang wie eine nur pollenbildende und eine andere Zeit wie eine nur fruchtbringende sich verhält. Beispiele hierfür sind unter den bekanntesten Blumen die Geranien oder Pelargonien und die Nelken. Beide haben zuerst die Eigenschaften von Staubblüthen. In der frisch geöffneten Blume der Nelke öffnen sich die in's Freie ragenden Staubgefäße alsbald, während die zwei Griffel mit den Narben noch ganz unentwickelt unten in der Blume stecken. Wenn der Blüthenstaub entfernt ist, treten die ausgebildeten Griffel aus der Blume hervor. Aehnlich, abgesehen von Formdifferenzen, ist es bei den Geranien und einer Menge anderer Pflanzen. Für den umgekehrten Fall späterer Entfaltung der Antheren als der Narben sind die Blüthen vieler Gräser und der nachher zu beschreibenden Osterluzei Beispiele.

Zweitens kennt man Zwitterblüthen, in welchen zwar Pollen und Narbe oft gleichzeitig ausgebildet, die mechanischen Verhältnisse aber derart sind, daß kein Pollen auf die Narbe derselben Blüthe gelangt. Eine sehr große Reihe von Fällen gehört hierher, so mannichfaltig nach den speciellen Bauplänen der einzelnen Blumen, daß selbst ein kurzes Eingehen auf einige Hauptkategorien, welche sich unterscheiden lassen, für den hier zugemessenen Raum zu weitläufig werden würde. Es sei daher ganz abgesehen von der als „Heterostylie" bekannten Erscheinung und nur auf die beiden Haupthindernisse, welche meist combinirt vorkommen, kurz hingewiesen. Das eine ist die Klebrigkeit des Blüthenstaubes vieler Pflanzen. Es ist zwar bekannt, daß der Pollen nicht selten im strengsten Sinne des Wortes leicht verstäubt, seine Körner sich also leicht von einander trennen, ohne irgend fester an einander zu haften. Es ist aber nicht minder erinnerlich, daß viele Blumen, wenn man an ihnen riecht, stark abfärben, und was da abfärbt und oft recht fest anhaftet, ist der klebrige Blüthenstaub. Je nach den Einzelfällen haften solche Körner entweder nur durch geringe Mengen harziger Substanz

auf ihrer Außenfläche lose aneinander; oder sind durch größere Menge klebriger Körper zu weichen, manchmal zähe Faden ziehenden Massen verbunden, wie man z. B. bei den Fuchsien sieht; oder sie sind selbst wie bei unsern Orchis-Arten zu festen, compacten Klumpen vereinigt. Es ist klar, daß nach dem verschiedenen Grade des Zusammenhaftens der Austritt aus der geöffneten Anthere und das Verstäuben in verschiedenem Maße und bis zur Unmöglichkeit erschwert sein muß.

Das andere uns hier beschäftigende mechanische Hinderniß der Eigenbestäubung liegt in der gegenseitigen Stellung der in Betracht kommenden Theile, welche thatsächlich oft so ist, daß in der sich selbst überlassenen Blume der Pollen auf die Narbe nicht gelangen kann. Denkt man sich z. B. den häufigen einfachen Fall, daß die Blume die Gestalt einer aufrecht stehenden Glocke hat, der Griffel die Narbe auf seinem Scheitel trägt und aus der Glocke herausragt, die Staubgefäße aber unten im Grunde der Glocke stehen, so wird bei einigermaßen klebrigem, schwerem Pollen dieser zwar aus der Anthere entlassen, aber sammt und sonders, als schwerer Körper, in den Grund der Blume fallen und kein Körnchen auf die Narbe kommen, wenn nicht besondere Transportmittel dafür in Thätigkeit treten. Diese sind dann aber allemal so eingerichtet, daß Eigenbestäubung nur ausnahmsweise eintritt, Fremdbestäubung die herrschende Regel wird.

Welches sind nun diese *Transportmittel*, durch welche der Pollen sowol zwitteriger als nichtzwitteriger Blüthen an den Ort seiner Bestimmung gefördert wird? Wir können ihrer zwei Hauptkategorien und in Beziehung auf diese zwei große Gruppen von Pflanzen unterscheiden, deren jede auf eines der Transportmittel angewiesen ist. Die eine Gruppe hat nicht klebrigen Pollen, mit trocknen, leichten Körnchen, welcher im eigentlichsten Sinne des Wortes verstäubt, sobald die Anthere geöffnet ist, und dann zum Transporte an seinen Bestimmungsort den Luftströmungen, dem *Wind* überlassen ist. Das Verstäuben in die Luft wird bei diesen auf den Wind angewiesenen Pflanzen meist noch durch besondere andere Einrichtungen erleichtert. Bei den einen sitzen die Staubblüthen auf dünnen Zweigen, wie bei den Tannen, oder auf dünnen, schwanken Stielen, welche durch die leiseste Bewegung in Schwingung gerathen und den Pollen ausschütteln. Jedermann hat dies gesehen an den „Kätzchen", d. h. den die Staubblüthen tragenden Zweiglein von Erlen, Haseln, Eichen. Andere haben feststehende Blüthen, aber Antheren, welche auf dünnen langen Staubfäden durch die leiseste Erschütterung stark geschüttelt werden: so viele Gräser, z. B. unsere Getreidearten. Wenn man an einem klaren Sommermorgen eine blühende Nessel oder einen blühenden Maulbeerbaum beachtet, so sieht man ruckweise fort und fort kleine Staubwölkchen aufsteigen. Diese kommen aus den Antheren der aufblühenden Blüthchen. Die Anthere sitzt auf einem

Staubfaden, welcher in der Knospe nach innen gebogen ist. Mit dem Aufblühen öffnet sich die Anthere und zugleich streckt sich der Staubfaden plötzlich gerade mit einem Ruck, durch welchen sämmtlicher Pollen auf einmal hervorgeschleudert wird. Noch eine andere Erscheinung finden wir für die auf Wind angewiesenen Pflanzen charakteristisch: die vergleichsweise kolossale Menge Pollen, welche sie bilden. Gegenüber der Thatsache, daß für die Entstehung eines Samens nur ein Pollenkorn erfordert wird, haben allerdings wol alle Pflanzen Ueberfluß an Pollenkörnern. Bei den hier in Rede stehenden aber findet die äußerste Verschwendung statt, indem viel Tausend mal mehr Pollenkörner als Samenanlagen gebildet werden. An den Haseln mit ihren wenigen, einsamigen Früchten und den Hunderten von Kätzchen, deren jedes mindestens einige Hunderttausend Pollenkörner producirt, ist das recht anschaulich zu sehen. Der Pollen, welchen der Wind aus den Tannenwäldern mitnimmt, bedeckt wol den Spiegel eines kleinen Gebirgssees als ein weithin sichtbarer gelber Ueberzug. Wäre solch reicher Ueberfluß nicht vorhanden, so könnten bei den uns beschäftigenden Pflanzen voraussichtlich nur wenige Narben ein Pollenkorn erhalten, denn der Wind führt den Pollen in der Richtung, in welcher er bläst und nimmt auf Blüthen keine Rücksicht, er ist daher für die Bestäubung ein wenig sicheres Transportmittel. Die Unsicherheit wird aber durch die große Pollenmenge compensirt.

Einigen Wasserpflanzen dienen statt des Windes die Bewegungen des Wassers zum Pollentransport; sie sind jedoch so wenig zahlreich und die übrigen Verhältnisse den soeben besprochenen so ähnlich, daß sie hier nur kurz erwähnt seien.

Wir reden daher sogleich von der andern Kategorie von Transportmitteln und diese umfaßt die Menge der regelmäßig Blüthen besuchenden Thiere. Es sind hier Angehörige sehr verschiedener Thierklassen zu nennen; von denselben seien aber die kleinen blüthenbesuchenden Vögel der heißen Länder, die Kolibri, und manche Schnecken übergangen, weil ihrer jedenfalls nicht viele und von ihrem Blüthenbesuch nur wenig Genaueres bekannt ist. Um so mehr Beachtung verdienen die blüthenbesuchenden *Insecten*.

Eine überaus große Menge dieser Thiere, besonders, wenn auch nicht ausschließlich solche aus bestimmten Abtheilungen der Käfer, der Fliegen, der Bienen, Hummeln und Schmetterlinge sieht man bestimmte Blumen regelmäßig besuchen; theils um in denselben ihre Nahrung zu suchen: Pollen zu fressen, oder ihn zu sammeln und als Nahrung für ihre Brut heimzutragen; oder den Honig zu saugen mit dafür eingerichteten Rüsseln; andere vielleicht nur, um in gewissen Blumen einen Schlupfwinkel zu finden; eine kleine Minderzahl endlich in Folge einer eigenthümlichen Täuschung, durch welche ihnen die Blüthe ein passender Ort für Bergung ihrer Brut erscheint.

Die in Rede stehenden Blüthen sind ein für die Bestäubung unvollkommener Apparat, durch welchen diese, wenn er sich selbst überlassen ist, nicht oder kaum zu Stande gebracht wird. Durch das besuchende Insect wird der Apparat vervollständigt und zu einem höchst wirksamen gemacht, und zwar arbeitet derselbe in der Regel so, daß nicht Eigen-, sondern Fremdbestäubung zu Stande kommt. Mit den angewendeten Ausdrücken ist im Grunde schon gesagt, daß es sich in jedem Falle um einen ganz bestimmten Mechanismus handelt, nicht um das, was man, wie etwa die Windbestäubung, ein Spiel des Zufalls nennen könnte. Bestimmte Thiere sind jedesmal mit bestimmten Pflanzen zusammengepaßt: das Thier von bestimmtem Körperbau und durch diesen bedingten Bewegungen, Gewohnheiten; die Pflanze und speciell die Blume für die Beschaffenheit bestimmter Thiere ihrerseits eingerichtet, für andere nicht. Einen Theil dieser Einrichtungen haben wir schon kennen gelernt. Es sind dieselben, welche die Eigenbestäubung erschweren. Dazu kommen andere und diese bestehen wesentlich in dem Vorhandensein der jeweiligen Gestalt, dem Bau der Blumen. Diese sind es zunächst in den meisten Fällen, welche den Zuckersaft, den Honig absondern, den die Thiere suchen. Die Orte der Absonderung liegen gewöhnlich innen im Grunde der Blume. Sie werden daher von den Theilen derselben umringt und geschützt; und zwar einestheils gegen beliebige Schädigungen, wie z. B. das Abwaschen des Honigs durch Regen; anderntheils und ganz besonders aber vor unbefugten Bewerbern; nur ein bestimmter Körperbau gestattet den Zugang zu denselben. Den Honig, welchen z. B. die über 2 Zoll lange enge Blumenröhre des Geisblatts in ihrem Grunde enthält, vermögen von honigsuchenden Thieren nur große Nachtfalter mit ihren langen Rüsseln zu erreichen; andere, z. B. Bienen können dies nicht, weil ihr Rüssel zu kurz und die Röhre zum Einkriechen des ganzen Thieres zu eng ist. Die Blumen sind es ferner, welche den Thieren anzeigen, wo sie ihre gesuchte Nahrung finden; durch ihren Glanz und ihre Farben dem Auge, durch die flüchtigen Riechstoffe dem Geruchsorgan. Der Schmetterlingsjäger weiß, daß er den Nachtfaltern aufzulauern hat bei weißen Blumen, welche in der Sommernacht aus dem dunkeln Laube hell vorleuchten; und es ist bekannt, daß solche, von Nachtthieren besuchte Blumen oft erst des Abends aufblühen oder, wie beim Geisblatt, erst mit Sonnenuntergang stärker duften.

Vergleicht man die Einrichtung der Apparate etwas näher, so findet man deren sehr vielerlei: fast so viele als Blüthenformen, und in ihrer Construction die reichste Abstufung, von sehr einfachen, so zu sagen roh construirten bis zu äußerst fein und complicirt ausgearbeiteten.

Von der ersten Kategorie sei nur ein Beispiel statt vieler genannt, bei welchem die Wirkung des Apparats gleichsam auf eine Täuschung der Thiere berechnet ist. Es gibt ausländische Pflanzen, deren Blumen

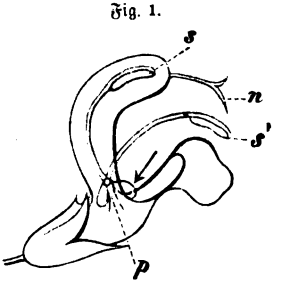
bei Tage geöffnet und deren Duft unliebsam von dem gewöhnlichen ausgezeichnet, ein intensiver Aasgeruch ist. Die Farbe dieser meist großen Blumen ist der von rohem oder schon faulem Fleisch ähnlich; ihre mechanischen Verhältnisse derart, daß Eigenbestäubung kaum möglich. Honigsuchende Insecten verschmähen diese Blumen. Dagegen werden sie von solchen Fliegen, welche ihre Brut in todte Thierkörper abzusetzen pflegen, nicht nur begierig aufgesucht, sondern auch zum reichlichen Ablegen der Eier wirklich benutzt.

Indem diese Aasfliegen und ihre auskriechende Brut in der Blume herumwühlen und den klebrigen Pollen abstreifen, indem erstere von Blume zu Blume schwärmen, wird die Bestäubung zu Stande gebracht.

Wie Thiere den Pollen abstreifen und übertragen, das möge durch die Betrachtung einiger feineren Einrichtungen anschaulich gemacht werden.

Die Meisten kennen wol unsere Wiesen-Salbei. Die Pflanze hat zahlreiche, in große zusammengesetzte Trauben geordnete Blüthen mit blauer, oben zweilippiger, unten röhriger Blumenkrone. Der Umriß letzterer ist in nebenstehender Figur 1 in der Seitenansicht dargestellt, und die übrigen uns interessirenden Theile sind hineingezeichnet wie wenn die Blume durchsichtig wäre. Die Blüthen sind zwitterig. Ihre Narbe (n) liegt an der Vorderfläche des untern längern Abschnittes des Griffelendes, welches abwärts gekrümmt aus der obern Lippe der Blume hervorsieht; sie bildet sich erst aus, wenn das Griffelende in's Freie getreten ist. Gleichfalls nachdem letzteres geschehen, öffnen sich die zwei Staubbehälter (s), von denen das hier gezeichnete Profil nur einen zeigt; dieselben bleiben aber, den etwas klebrigen Pollen festhaltend, in der eng zusammengefalteten Oberlippe eingeschlossen. Es ist hiernach nicht möglich, daß der Pollen von selbst auf die Narbe gelangt trotz der Nähe beider. Nun sitzt jeder der beiden Staubbehälter unten an dem äußern Ende eines langen, fadenförmigen, der Oberlippe ähnlich gekrümmten Trägers. Das entgegengesetzte innere Ende dieses ist flach verbreitert, etwa von der Gestalt eines Löffels, es steht gerade vor dem Eingang in den untern, röhrigen Theil der Blume, ist mit dem innern Ende des andern Trägers fest verklebt und beide sind miteinander so gestaltet und gestellt, daß sie jenen Eingang versperren. Jeder Träger ist ferner, etwas hinter seiner Mitte, auf einem der Blume ansitzenden Stielchen (p) befestigt und um den Befestigungspunkt drehbar wie ein Waagebalken. Hebt man das innere löffelförmige Ende, so senkt sich das äußere pollenführende und umgekehrt. Im untersten Grunde der Blumenröhre wird Honig gebildet und honigsuchende Thiere, besonders Bienen und Hummeln, stellen diesem eifrig nach. Um ihn zu erlangen, gestattet

Fig. 1.

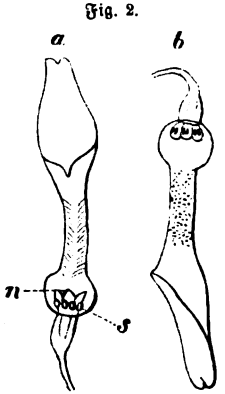


ihnen die Form der Blumen und ihr eigener Körperbau nur einen Weg. Um überhaupt Zugang zu der Röhre zu erhalten, müssen sie auf der Fläche der Unterlippe landen; und da ihr Rüssel nicht länger ist als die Röhre, müssen sie ihren Kopf in den Eingang derselben stecken. Sucht nun der Rüssel (in der Richtung des Pfeils) abwärts zu gelangen, so stößt er zunächst schräg an das Löffelpaar, welches den Eingang sperrt, der Stoß treibt dieses in die Höhe, die äußeren Enden der beiden drehbaren Träger mit dem Pollen werden daher gesenkt ($s^1$) und zwar in dem Maße, daß sie den behaarten Rücken des Thieres treffen und den Pollen diesem ankleben. Würde nun das Thier die Bewegung zum zweiten Male machen, so müßte der an dem Rücken haftende Pollen die Narbe derselben Blume streifen und zum Theil an dieser haften bleiben. Das geschieht in der Regel nicht. Mit großer Schnelligkeit und Gewandtheit geht die Biene von Blume zu Blume und führt in jeder ihre Arbeit nur einmal aus; der Pollen von einer Blume kommt daher auf die Narbe der nächstbesuchten.

Andere Salbeiarten zeigen ähnliche, jedoch in Einzelheiten mannichfach verschiedene Einrichtungen.

Als ein zweites Beispiel seien die von den beschriebenen möglichst verschiedenen, nicht minder feinen Einrichtungen bei unsern Osterluzei (Aristolochia Clematitis) genannt. Die gelben Blumen dieser Pflanze (Fig. 2)*) stehen zu mehreren beisammen in Büscheln und blühen in jedem dieser nach einander, nicht gleichzeitig auf. Die gelbe, über zolllange Blume hat die Gestalt einer trichterförmigen Röhre, welche oben, an ihrem freien Ende schräg abgeschnitten, unten plötzlich zu einer runden, auf der gestielten Fruchtanlage sitzenden Blase erweitert ist. Mitten in der geräumigen Blase steht eine kurze, relativ dicke sechskantige Säule; das concave freie Ende dieser ist die Narbe (n); mitten auf jeder Seitenfläche steht ein ovales ungestieltes Staubgefäß (s). Wenn die Blume aufblüht (a), steht sie gerade in die Höhe, die Oeffnung des Trichters nach oben. Nun kriechen kleine Mücken in den Trichter hinab bis in die blasige Erweiterung. Was sie anzieht, ist nicht genau anzugeben, da weder Honig noch ein für unsere Sinne wahrnehmbarer Duft vorhanden ist. Den Thieren ist der Eintritt leicht, der Austritt aus der Blase zunächst unmöglich, denn über dieser

Fig. 2.




*) Figur 2 stellt die beiden im Texte beschriebenen successiven Zustände der Blüthe der Osterluzei dar, in natürlicher Größe und schematisch so gezeichnet, wie wenn die Blume durchsichtig wäre. Die Punkte in b sind die verschrumpften Haare.

ist die Innenfläche der Röhre besetzt mit Haaren, welche schräg nach innen und abwärts ragen bis zur Mitte, wie die Stäbe am Eingange eine Fischreuse oder Drahtmausefalle. Sie sind dicht genug gestellt und hinreichend fest, um so kleinen Thieren den Ausgang zu sperren. Wenn sich die Blume in diesem Zustande befindet, ist die Narbe ausgebildet, die Antheren aber noch geschlossen, eine Eigenbestäubung findet also auch mit Hülfe der gefangenen Thierchen nicht statt. Dann verwelkt die Narbe; nachher öffnen sich die Staubgefäße, und jetzt verschrumpfen auch die Haare in der Röhre, indem gleichzeitig der Blüthenstiel sich abwärts krümmt und die Blume entsprechend neigt (b). Die Thierchen suchen jetzt die Freiheit; in dem engen Blasenraum aber haben sie sich zuvor mit Pollen beladen, und wenn sie nun, was in der That geschieht, in eine frisch geöffnete Blüthe einwandern, gelangen sie mit diesem direct auf die klebrige Narbe und setzen ihn auf dieser ab.

Es ist bemerkenswerth, daß wesentlich die gleiche Einrichtung der Blume nicht nur bei mit unserer Osterluzei nahe verwandten Arten, sondern bei ihr fernstehenden, im Uebrigen möglichst unähnlichen tropischen Gewächsen wiederkehrt.

Beispiele wie die beschriebenen finden sich in großer Zahl sowol von Sprengel und Darwin, als auch in den neueren, besonders Hildebrand, Delpino, Hermann Müller zu verdankenden Arbeiten ausführlich dargestellt, und jeder Spaziergang oder Gartenbesuch im Sommer bietet zu ihrer Beobachtung reiche Gelegenheit. Die hier einzuhaltenden Grenzen verbieten auf weitere einzugehen, um so mehr, als die beiden besprochenen, schon von dem alten Sprengel genau dargestellten Fälle als relativ einfache bezeichnet werden können. Manche anderen Mechanismen, denen wir in noch weit höherem Maße das Prädicat sinnreich ertheilen würden, sind zu complicirt, um ohne Betrachtung des Objectes selbst in Kürze anschaulich gemacht werden zu können.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich als Hauptleistung der Organe, welche wir im täglichen Leben Blumen nennen, für die Pflanze die Regelung des Insectenbesuchs. Es wird hieraus sofort klar, warum solche Gewächse, welche auf Windbestäubung eingerichtet sind, wie Tannen, Haseln, Eichen, Gräser u. a. m., keine Blumen im Sinne des gewöhnlichen Sprachgebrauches haben. Allerdings ist berichtigend hierzu anzugeben, daß alle Blüthen nach einem bestimmten allgemeinen Bauplane gegliedert sind, und daß auch bei den unscheinbaren Blüthchen der Haseln, Eichen, Gräser jene Theile nicht ganz fehlen, welche bei andern Pflanzen zur Blume werden. Sie bleiben hier aber kleine Blättchen, gleichsam unscheinbare Anfänge und erreichen nicht die Ausbildung, an welche wir bei jenem Worte denken.

Es ist natürlich, daß die Reihe von Erscheinungen, von welchen ich versucht habe die Hauptpunkte darzulegen, das Interesse, welches wir an

den Blumen nehmen, beträchtlich steigern muß. Und zwar werden wir die mannichfaltigen Einrichtungen zunächst bewundern, oder uns über dieselben verwundern, dann aber nach einer Erklärung derselben fragen. Die letztere Frage mag etwa, ganz allgemein ausgedrückt, lauten: woher kommt es, daß sich alle diese Dinge so verhalten, welches ist die Ursache, warum dieselben so sind? Man kann nun bei dem Versuch einer Beantwortung dabei stehen bleiben, daß man jene Einrichtungen als in bestimmter Absicht, zu bestimmten Zwecken von dem Schöpfer oder von der Natur gemachte betrachtet. Es ist klar, daß hiermit der Verzicht auf eine Erklärung ausgesprochen ist, denn eine Erscheinung erklären heißt nachweisen, daß sie die Wirkung bekannter Ursachen ist, jene Anschauung aber führt auf eine unerforschliche Absicht, oder auf willkürliche „Einfälle", wie C. Sprengel sich ausdrückt, deren Ursache unbekannt ist. Daß Sprengel über diese Anschauungen nicht hinauskam, darin ist, wie H. Müller mit Recht bemerkt, der Grund für die geringe Beachtung, welche seine Arbeit lange Zeit fand, wenigstens zum Theil zu suchen.

Die so ergiebige Wiederaufnahme der Erforschung der Blumenwelt in den letzten 15 Jahren aber erhielt dadurch ihren gewaltigen Impuls, daß in die Wissenschaft eine Anschauung eingeführt wurde, die für jene Einrichtungen eine wirkliche Erklärung gibt, indem sie dieselben zurückführt auf bekannte, fortwährend in Wirkung befindliche und die gesammten Gestaltungsverhältnisse der Pflanzen- und Thierwelt unter einheitlichen Gesichtspunkten erklärende Ursachen. — Dieselbe ist gegeben durch die Theorie der Descendenz und Selection, welche nach ihrem Hauptbegründer unter dem Namen der Darwin'schen Theorie bekannt ist.

Es kann hier nicht unsere Aufgabe sein, auf den Inhalt und die Begründung dieser Theorie ausführlich einzugehen; wol aber müssen wir einige Hauptsätze derselben hervorheben, um auf ihre Beziehungen zu unserm Gegenstande aufmerksam zu machen.

Es ist allbekannt, daß die auf der Erde lebenden Pflanzen und Thiere in ihrer Gestaltung und ihrem Bau gewisse Uebereinstimmungen und Verschiedenheiten zeigen, welche an die von menschlichen Dingen her bekannten Stammes- und Familienähnlichkeiten resp. Differenzen in so schlagender Weise erinnern, daß man seit lange den Ausdruck *Verwandtschaft* zu ihrer Bezeichnung gebraucht hat. Es ist ferner bekannt, daß vor den jetztlebenden andere Pflanzen und Thiere die Erde bevölkert haben und daß diese zu den jetztlebenden die gleichen Beziehungen der sogenannten Verwandtschaft zeigen, wie letztere untereinander. Die versteinerten Reste derselben lehren uns, daß während der sehr großen Zeiträume, welche der Jetztzeit unserer Erde vorausgegangen sind, successive neue Formen auftraten, andere dafür ausstarben. Die Mehrzahl der in früheren Erdschichten erhaltenen ist jetzt ausgestorben, nur wenige noch am Leben.

Die Thatsachen, welche durch den Ausdruck Verwandtschaft bezeichnet werden, haben nun seit Anfang des Jahrhunderts die Vermuthung begründet, es seien die heutigen Lebwesen die Nachkommen, Descendenten der ausgestorbenen, vorweltlichen, und was zunächst nur vergleichsweise Verwandtschaft genannt wurde, sei der Ausdruck einer wirklichen Blutsverwandtschaft. Eingehendere Betrachtung der Sache, auf welche wir hier verzichten müssen, führt dann, an der Hand bekannter Thatsachen, auf wenige, relativ einfache Ausgangspunkte als erste Stammeltern zurück. Was man über sie aussagen kann, bleibt zunächst Vermuthung.

Dieser Ansicht der successiven Entstehung der verschiedenen Lebensformen durch Descendenz erwächst zunächst ein Einwand in der bekannten Thatsache, welche mit dem Namen Beständigkeit der Arten bezeichnet wird. Es ist bekannt, daß die Eigenschaften eines Thieres, einer Pflanze erblich sind: aus dem Samen einer Nelke erwachsen wiederum Nelken, aus den Eiern eines Sperlings wiederum Sperlinge und nichts anderes, und die sichere Erfahrung lehrt, daß dieses so fort geht durch viele Hunderte von Generationen und Jahren. Alle die successiven Generationen gleicher Eigenschaften, welche auf einen Stammvater erfahrungsgemäß zurückbezogen werden können, fassen wir unter dem Namen Art, Species zusammen. Ebenso wie die heutigen haben auch die vorweltlichen Arten durch lange Zeiträume bestanden, bis sie ausstarben. Nähere Betrachtung zeigt aber sofort, daß die Beständigkeit der Arten in keinem Falle eine absolut vollständige ist; bei keiner Art sind alle Individuen auch nur in ihren für die gröbere Betrachtung hervortretenden Eigenschaften ganz gleich, alle ändern ab, variiren zunächst nach den einzelnen Individuen; bei den einen, welche für die relative Beständigkeit die Typen abgeben, ist diese Abänderung gering, bei anderen im höchsten Maße vorhanden. Findet aber einmal Abänderung überhaupt statt, so ist es gerade die Vererbung, aus welcher sich die Entstehung neuer Arten durch Descendenz ableiten läßt, denn durch sie gehen ja einmal abgeänderte Eigenschaften auf die Nachkommenschaft des Individuums über, in welchem sie sich zuerst zeigten; successive Generationen können sich in ihren Eigenschaften von denen der ursprünglichen Stammform und von einander successive mehr entfernen. Allerdings kann nach den bekannten Thatsachen dieser Proceß nur sehr langsam von Statten gehen. Allein in den uns umgebenden sowol als in den fossilen Arten haben wir das Resultat von Veränderungen vor uns, welche sich durch unzählbare Generationen und Jahre hindurch vollzogen haben. Was wir in einer kurzen Frist — und eine solche ist selbst der im Verhältniß zur Dauer der Erdentwickelung winzige Zeitraum, über welchen historische Ueberlieferungen vorliegen — davon überblicken, mag zunächst anders aussehen und den Zusammenhang nicht erkennen lassen. Wenn wir ein fertiges Kunstwerk betrachten, ist uns daran Alles glatt

und rund; eine Vorstellung von der Art der langen mühevollen Arbeit und den vergeblichen Bemühungen, welche seiner Vollendung vorausgingen, erhalten wir erst, wenn wir der Frage nach seiner Entstehung sehr nahe treten, eigentlich erst dann, wenn wir versuchen, es selbst nachzumachen.

Auf Erwägungen wie die angedeuteten sind, wie schon gesagt, Ansichten von der Descendenzentwicklung der Arten seit lange begründet worden. Darwin fand sie vor und hat sie seinerseits nur in eminenter Weise tiefer und ausgedehnter begründet. Seine ganz eigene Leistung, deren Verdienst er nur mit seinem Landsmann Wallace theilt, ist aber diese, daß er für sie eine wissenschaftlich begründete Erklärung brachte, die allmähliche Entstehung und Weiterbildung der Arten zurückführte auf bestimmt nachweisbare Ursachen, von denen unzweifelhaft ist, daß ihre Wirkung fortwährend andauert und immer stattgefunden haben muß, so lange Lebewesen bestehen. Und zwar ist der ursächliche Zusammenhang, auf welchen ich hindeutete, nicht blos wahrscheinlich gemacht, sondern so zu sagen experimentell festgestellt worden, gezeigt, daß die Vorgänge in der Natur auch im Kleinen nachgemacht werden können und thatsächlich oft werden.

Die Abänderung, Variation lebender Wesen — deren Anfänge hier als gegeben betrachtet und von den hier discutirten Theorien nicht direct berührt werden — sehen wir abhängig erstens von den ererbten Eigenschaften, zweitens von den sie in verschiedenen Richtungen fördernden Eigenschaften der Umgebung, wie Nahrung, Klima, Mitbewerbern um die gleichen Vortheile u. a. m. Eine einmal entstandene Abänderung ist für das Fortbestehen in der Umgebung, wo sie entstand, entweder gleich tüchtig wie ihre Stammform, oder mehr oder weniger geeignet; sie ist, wie man es ausdrückt, den Eigenschaften der Umgebung in verschiedenem Grade angepaßt. In je höherem Maße letzteres der Fall, desto mehr wird die neue Form gedeihen und sich ausbreiten können, und letzteres geschieht auf Kosten minder günstig angepaßter, welche in gleichem Maße verdrängt werden und aussterben. Es besteht zwischen allen lebenden Geschöpfen eine Wettbewerbung, ein „Kampf um's Dasein", aus welchem die bestangepaßten Kämpfer als Sieger hervorgehen. Die ursprünglich für ihren Sieg entscheidenden Eigenschaften müssen in dem Kampfe am meisten weitergebildet werden und im Laufe langer Generationsreihen immer erheblichere Verschiedenheiten von der ursprünglichen, fortbestehenden oder vielleicht längst ausgestorbenen Stammform hervorbringen. Dieser Proceß der Erhaltung und Fortbildung der bestangepaßten, die Vertilgung der minder tüchtigen Organismen wird von Darwin die Natur-Züchtung (oder Zuchtwahl, selection) genannt, weil die Proceduren und Resultate, welche wir bei der Züchtung von Pflanzen und Thieren vornehmen, von ihm nur dadurch

verschieden sind, daß ihr Gang durch bestimmte menschliche Zwecke vorgeschrieben wird, denen die Thiere oder Pflanzen dienen sollen. Ein Blumenzüchter säet eine Sommerblume aus und bemerkt unter den Sämlingen eine durch Farbe, Form, Duft besonders begehrenswerthe Abänderung. Er nimmt, um sie zu erhalten, ihren Samen und verwirft den der anderen; die neuen Sämlinge erben die erwünschten Eigenschaften in verschiedenem Maße, von ihnen werden wiederum die „besten" zur Nachzucht genommen und so successive weiter, bis die neue Form constant genug geworden ist, um mit Vortheil in den Handel gebracht zu werden. Von zahlreichen Culturpflanzen, die wir jährlich sicher aus Samen erziehen, kennt man solche Entstehung; um nur ein Beispiel aus der Blumenwelt zu nennen, sei die erst jüngst durch Kerner aufgeklärte Geschichte der Aurikel erwähnt, deren tausend Farben und Formen ungefähr vom Jahre 1600 an erzogen wurden aus einer von den Alpen um Innsbruck stammenden Pflanze, von welcher selbst wir die Herkunft genau genug kennen, um nöthigenfalls im Stande zu sein, sie nachzumachen. — Für Zuchtthiere gilt nicht nur durchaus Entsprechendes, sondern wir haben von ihnen weit reichere und sichere Kenntniß als von den Culturpflanzen.

Es ist klar, daß das Verfahren bei der absichtlichen Züchtung ein relativ einfaches ist, denn der Züchter verfolgt *einen* bestimmten Gang, um *einen* bestimmten Zweck zu erreichen, und hat es in der Hand, Störungen und Ablenkungen von diesem fern zu halten. Bei der Naturzüchtung dagegen ist das Resultat abhängig von einer großen Zahl unaufhörlich zusammenwirkender Ursachen, von mitbewerbenden Freunden und lauernden Feinden der verschiedensten Grade, auch wenn man von den allgemeinsten Lebensbedingungen, von Klima und Boden ganz absieht. Es ist wiederum ein Hauptverdienst Darwins, welches ihm auch seine Gegner nicht streitig machen können, aufmerksam gemacht zu haben auf die lange Kette von Factoren, von denen der Erfolg des Kampfes um's Dasein in jedem einzelnen Falle abhängig ist. Es mag gestattet sein, zur Veranschaulichung das Beispiel hier zu wiederholen von der Beziehung zwischen dem Gedeihen des rothen Klee und den Katzen. Der Klee bedarf zur Samenbildung der Bestäubung durch Beihülfe von Hummeln, diese haben einen ihrer mächtigsten Feinde in den Feldmäusen, welche die Hummelnester und ihre Brut zerstören. Die Zahl der Mäuse findet aber in den Katzen ihr bekanntes Gegengewicht und nach Untersuchungen in England sind die zahlreichsten Nester von Hummeln in der Nähe der Dörfer, wo die Katzen ihre Jagd halten. Eine Vertilgung der Katzen würde daher, in den besagten Verhältnissen, der Samenbildung jener Pflanze nachtheilig werden müssen. Allerdings muß hinzugefügt werden, daß die Sache nicht ganz so einfach liegt, denn auch Bienenarten bewirken die Bestäubung des Klees und der Hummel stellen weit mehr Feinde nach

als nur die Mäuse; alle diese und auch die der Bienen müßten also in Rechnung gezogen werden.

Die Lehre von der successiven Entstehung der Formen lebender Wesen durch Variation, Vererbung und Anpassung ist wesentlich auf anderem Wege begründet worden als durch die Untersuchung der Blumen und ihrer Einrichtungen. Kennen wir jene aber, so ist einleuchtend, daß letztere durch sie ihre volle Erklärung finden und daß andererseits die Erscheinungen, welche wir Anpassung nennen, kaum irgendwo anschaulicher hervortreten. Wie die Blumen in der Wechselbeziehung der Pflanzen mit ihrer Umgebung, insonderheit mit der Insectenwelt successive entstanden sind, davon können wir uns eine Vorstellung machen, wenn wir von der schon erwähnten Thatsache ausgehen, daß ihre Anfänge oder Anlagen allen blüthen- oder samenbildenden Pflanzen ihrem Bauplan nach erblich eigene sind. Die Vergleichung nebeneinander vorhandener Arten zeigt uns sodann die Ausbildung dieser Anlagen nach den verschiedensten Richtungen, zu Apparaten der einfachsten Einrichtung bis zu den feinst complicirten. Und die bei absichtlicher Züchtung gemachten Erfahrungen begründen die Anschauung, daß ähnliche stufenweise Verschiedenheiten, wie wir sie bei verwandten Formen nebeneinander finden, bei den Nachkommen irgend einer anderen auch in successiven Generationen nacheinander aufgetreten sind. Anfangs leichte erste Abänderungen der ererbten Anlagen regten bestimmte Insecten zum Besuche an und vererbten sich und bildeten sich weiter aus in den Nachkommen der jedesmal durch diese Insecten bestäubten Blumen, so daß in den successiven Generationen eine immer vollkommenere gegenseitige Anpassung zwischen Thier und Blume eintrat.

Nach den vorhandenen Kenntnissen von der Vegetation früherer Erdperioden kann mit ziemlicher Bestimmtheit ausgesagt werden, daß die Einrichtung der insectenbesuchten Blumen größtentheils relativ jungen, neuen Datums ist; denn nicht nur die ältesten, sondern bei weitem die meisten bekannten vorweltlichen blüthenbildenden Pflanzen überhaupt haben nur unscheinbare, auf Windbestäubung eingerichtete Blüthen; Blumen werden erst in den späteren Perioden der Vorwelt und in der Jetztwelt häufiger. Es ist hierin unzweifelhaft ein Fortschritt in der Ausbildung der blüthen- und samentragenden Vegetation zu erkennen, eine Weiterbildung der ursprünglichen Anlagen zu immer reicherer und mannichfaltigerer Gliederung. Ob dieser Fortschritt für das Bestehen der Arten, welche ihn am meisten zeigen, von dauerndem Nutzen sei, kann bezweifelt werden, denn die Bildung der Samen, welche das Fortbestehen einer Art zunächst sichert, kann um so leichter gestört oder verhindert werden, je einseitiger sie von bestimmten Thierarten abhängt. Wir sehen das bei einer Menge ausländischer in unsern Gärten cultivirter Gewächse, welche ohne menschliche Kunsthülfe nie Samen bilden, aus keinem andern Grunde, als weil bestimmte, ihre Bestäubung vermittelnde Insecten, welchen sie angepaßt sind,

fehlen. Arten, welche für Windbestäubung oder für den Besuch vieler Thierarten günstig eingerichtet sind, befinden sich im Kampfe um's Dasein jenen andern gegenüber im Vortheil.

Diese Andeutung mag zeigen, wie mancherlei Fragen sich an die betrachteten Dinge noch anknüpfen. Wir sind damit zu der Hauptfrage, von welcher wir ausgingen, zurückgekehrt. Dieselbe weiter zu verfolgen, gestattet der zugemessene Raum nicht. Möge es hier nur gelungen sein, in Kürze aufmerksam zu machen auf die Bedeutung, welche die Blumen haben in dem Naturleben, welches uns derzeit überall umgibt, und in der reichgegliederten Kette von Erscheinungen, unter welchen die Gesammtheit der lebenden Wesen auf unserer Erde sich entwickelt hat und weiterer Entwicklung zustrebt.




Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., 32. Louisenstraße.
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

: Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen. ==




7 Bogen, elegant cart. Ausstattung von „Nord und Süd“.
Preis 3 Mark.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Band 5. — Heft 14.

# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Mai 1878.

Berlin.
Georg Stilke.

# Mai 1878.

## Inhalt.


**Berthold Auerbach in Berlin.** Seite

Der Sohn des Käthchen von Heilbronn. Erzählung . . . . 135

**Leopold von Ranke in Berlin.**

Zur Geschichte der italienischen Kunst.

V. Erinnerung an Lionardo und Michelangelo. . . . . 151

VI. Raphael . . . . . 155

VII. Tizian und einige seiner Zeitgenossen . . . . . 165

**H. B. Oppenheim in Berlin.**

Zur Revision der Gewerbeordnung . . . . . 173

**Heinrich Kruse in Berlin.**

Der Dänholm. Idylle . . . . . 200

**Julius Klaiber in Stuttgart.**

Wilhelm Hauff . . . . . 212

**F. Reuleaux in Berlin.**

Ueber Deutschlands gewerbliche Bestrebungen und Aufgaben . 237

**Franz Delitzsch in Leipzig.**

Der Talmud und die Farben . . . . . 254


Hierzu das Porträt Berthold Auerbach's, gestochen von Hans Meyer in Berlin.


„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften von 8—10 Bogen Lex.-8.

— Preis pro Quartal 5 Mark. —

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

# Nord und Süd.

## Eine deutsche Monatsschrift.

---

Herausgegeben

von

**Paul Lindau.**

---

V. Band. — Mai 1878. — 14. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Berthold Auerbach.)

---

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
NW. 32. Louisenstraße.

# Der Sohn des Käthchen von Heilbronn.

Erzählung

von

**Berthold Auerbach.**

— Berlin. —

Das Schauſpiel war zu Ende, in der Proſceniumsloge erhoben ſich drei Männer; ſie hielten zuſammen im Gedränge auf Treppe und Flur, wo man unter den das Theater Verlaſſenden kurze Geſpräche hörte.

„Wie war's?“ fragte ein Mann, der ſeine Frau abholte.

„Sehr hübſch! Ich habe mich ſehr gut amüſirt.“

„Du ſcheinſt ja geweint zu haben?“

„Die Adolphi ſpielte tief ergreifend.“

Zwei Frauen beſprachen mit einander die geſchmackvollen verſchiedenen Anzüge der Adolphi.

Die drei Genoſſen ſtanden unter der Vorhalle. Friedrich von Büdesheim rief mit heller Tenorſtimme nach ſeinem Wagen; er fuhr vor, die drei Genoſſen ſetzten ſich ein, der Kutſcher wußte, wohin er zu fahren hatte.

Der Gummibezug der Räder hätte wohl geſtattet, ein Geſpräch zu führen, aber es war unverbrüchliche Beſtimmung, daß man erſt beim Abendeſſen die Eindrücke und Anſichten austauſchte.

Friedrich von Büdesheim war ein Mann von guter Bildung, wenn er auch oft darüber klagte, daß ſein Bildungsgang unterbrochen worden ſei. Er nannte ſich bisweilen einen Abonnenten im Kampfſpiele des Daſeins, das er, ohne perſönliche Betheiligung, ſich mit gelaſſener Ruhe betrachte. In ſeiner Jugend hatte er ſtudiren wollen, mußte aber die Fabrik ſeines Vaters übernehmen, die ihm indeß in der Gründungszeit zu einem guten Preiſe abgekauft wurde. Nunmehr lebte er in ungebundener Weiſe von

Essen und Trinken, von Lectüre und Theater und hatte seine besondere Lust daran, es minder begüterten Genossen behaglich zu machen. Sein Wagen, seine Bücher, sein Tisch, seine Loge im Theater standen guten Gesellen immer bereit. Er war ein Mann von Urtheil und Geschmack und dabei von überaus läßlicher Gesinnung, die auf einer gewissen besonderen Dankbarkeit beruhte. Er war Jedem, der etwas leistete und darstellte, dankbar. „Das ist doch etwas, das ist viel," sagte er, auch bei dem Unzulänglichen. Die Menschen waren ja so emsig, sie malten Bilder, schrieben Bücher und Dramen, um ihn zu vergnügen. Außerdem wußte er aus dem Umgange mit Künstlern und Künstlerinnen — und er betonte das gerne mit einem seltsamen Gesichtsausdruck — wie viel mühsame Arbeit in dem stecke, was man so leicht und obenhin bekrittelt.

Herrn von Büdesheim gegenüber saß ein schlanker junger Mann von elegischem Gesichtsausdrucke, den man scherzweise den Epigonen oder auch Fäustle nannte. Er hatte hervorragende dichterische und kritische Begabung, aber auch in dieser Natur war etwas Gebrochenes. Allem Alltäglichen, allem Kleinlichen gegenüber widerstrebend und ablehnend, hatte er das Verlangen, große, streng bemessene Dichtwerke zu schaffen, und in Plänen, in Vorsätzen und großen Aufgaben war Niemand reicher als er; in der Ausführung aber stockte er beständig, denn er glaubte, noch viel Höheres und Mächtigeres zu können und zu müssen, und so unterblieb, was er eigentlich vermochte. In der ersten Jugend hatte er einmal gesagt: Nur einen neuen Faust darf ich schreiben, nichts Geringeres. Daher hatte er den Namen „Fäustle" bekommen, den allerdings nur Altvertraute ihm noch geben durften. Die Selbstkritik hatte ihm auch eine große Selbstbeherrschung gegeben, Niemand bemerkte, daß er eigentlich unzufrieden mit der Welt war, die sich an den flüchtigen Tageserscheinungen vergnügte und nicht mit seinen ungeschriebenen Werken sich befriedigt fühlte. Vorläufig war er Lehrer der deutschen Sprache und Literaturgeschichte an einer sogenannten höheren Töchterschule und ward das Ideal aller seiner Schülerinnen von der Confirmation bis zur Verlobung.

Von den hier Vereinten wurde er oft der Epigone genannt, und bei diesem Namen sei er auch hier bezeichnet; denn er behauptete: wir Neueren könnten nichts mehr gestalten, was der Mühe werth sei und länger als eine Saison lebe.

Der Dritte war ein Professor der Philologie, der aber von seinen Berufsgenossen als Ketzer, ja, was noch schlimmer, als Dilettant und Belletrist sich ansehen lassen mußte; denn er war der Ansicht, daß nicht nur Plautus und Terenz genauere Beachtung verdienten, sondern auch Hinz und Kunz der heutigen Zeit mit ihren Hervorbringungen. Ein College, der ihn einmal darüber ausspottete, mußte das Wort von ihm hören: Ihr Hochgelahrten, ihr haltet den ausgestopften Vogel im natur-

historischen Museum für den allein wirklichen Vogel; ich aber glaube, daß der warmblütig bewegte, der fliegende Vogel der wirkliche ist.

In dem Wagen fuhren die drei Genossen geraume Zeit still dahin. Der Epigone aber konnte sich nicht enthalten schon jetzt zu sagen: „Das hat doch ein ächter Dichter gemacht! Und wäre nur die eine Stelle, die stammt aus einer wirklichen Dichterseele. Wie sich die beiden Eheleute zum ersten Mal zanken, und wie der Ehemann sagt: »Sind das unsere Stimmen, die so mit einander reden?« Dieser aus der Tiefe kommende Anruf, der wie ein naiver Naturlaut auftönt und doch aus künstlerischem Bewußtsein hervordringt, dieses plötzliche Sichbesinnen, dieses wie traumhaft Verwandelt- und Versetztsein, mit einem Wort dieses Außersichfinden, vor sich selbst Erschrecken, das ist ein Accord aus einer volltönenden Dichterseele, ein Strahl aus einem sonnenhaften Dichterauge."

„Es freut mich, daß gerade Sie das sagen," entgegnete Büdesheim. „Die kritiksüchtige Genußlosigkeit unserer Zeit ist undankbar gegen die productiven Geister, die Gutes schaffen, wenn es auch nicht das Beste und Höchste ist."

Man kam beim Gasthofe an, und als man durch den großen Saal nach dem von Büdesheim bestellten kleinen Zimmer gehen wollte, begegnete ihnen ein hochgewachsener Mann in Hauptmanns-Uniform. Der Professor, der ein ehemaliger Schulkamerad des ernst drein blickenden Officiers war, sagte zutraulich: „Es freut mich, Dich einmal wieder zu sehen. Bist Du allein, Curt?"

„Ja!"

„Willst Du Dich uns anschließen?"

Der Officier nickte und so gingen die vier in das behagliche kleine Zimmer. Der Professor war aber doch etwas befangen; denn er wußte, welch ein bitteres Geschick das Gemüth des Hauptmanns bedrückte, und es konnte eben heute Verletzendes oder doch neu Aufregendes im Gespräche sich kundgeben.

Hauptmann Curt, ein wissenschaftlich hochgebildeter Mann, liebte eine Schauspielerin und wollte sie zur Gattin nehmen, aber sie hätte ihren Kunstberuf aufgeben müssen; hierfür waren aber die ökonomischen Verhältnisse Beider unzulänglich, und so standen sie im Kampfe um Resignation, der den Hauptmann vereinsamte und verdüsterte. Die beiden anderen Genossen schienen nichts von diesem Vorkommniß zu wissen, denn sie kannten den Hauptmann nur oberflächlich.

Die Cigarren wurden angezündet, natürlich spendete Büdesheim dieselben, mit dem Hinzufügen, daß sie ächtes Kraut und von der jüngsten Ernte seien.

„Die Herren kommen wol aus dem Theater?" fragte der Hauptmann.

„Ja!" entgegnete der Professor

„Und was wurde gegeben?"

„Ein neues Komödiantenstück," fügte der Epigone hinzu.

Der Hauptmann setzte seine Cigarre nochmals in Brand, nur der Professor sah, wie er bis in die Stirnhaare hinein roth wurde.

„Ich muß sagen," setzte Büdesheim lustig hinzu, „wenn man eine solche Künstlerin, wie die Adolphi, zur Frau hat, dann muß man sie bei ihrer Kunst lassen. Sie ihrem Berufe entziehen wäre ein Raub, ein Verbrechen an der Kunst. Freilich aber auch, eine solche Frau zu heirathen, ist ein Wagestück, und es ist nicht Jedermanns Geschmack, seine Frau auf dem Theater geliebkost oder tragisch gequält zu sehen."

Der Hauptmann stieß schnellere Rauchwolken aus, aber mit ruhiger Stimme fragte er: „Was war denn der Inhalt des neuen Stückes?"

„Ich finde es ungerecht," nahm der Professor das Wort, er schien offenbar in Verlegenheit, „wenn man aus einem Dichtwerke das Schema auszieht; man muß zu viel zerstören. Allerdings ist jede Dichtung in sich hinfällig, von der man nicht kurzweg und nackt den wesentlichen Inhalt und vor Allem den Drehpunkt der Handlung erzählen kann. Es bleibt freilich immerhin, als ob man ein reich instrumentirtes, ein harmonisch zusammengestimmtes Musikwerk nachpfeifen wollte; die Instrumentation fehlt."

Er hielt inne und hätte gern den Genossen gesagt, wie unzuträglich es sei, jetzt gerade dieses Thema abzuhandeln; aber er sah wieder die ruhig gefaßte Miene des Hauptmanns und ließ den Epigonen gewähren, der mit klangvoller, warmherziger Stimme und nicht ohne wohlbemessene Betonungen sagte:

„Ich möchte doch dem Herrn Hauptmann kurz erzählen: Eine liebenswürdige, naturvolle Schauspielerin gibt einem edlen, kunstbegeisterten Baron, nachdem sie an viele Andere Körbe ausgetheilt hat, eben in dem Moment ihr Jawort, wo sie in der niedrigsten Weise von einem — glücklicher Weise nicht auf der Bühne erscheinenden — Recensenten öffentlich verleumdet wurde und von ihren Vorgesetzten eine Zurücksetzung erfährt. Sie heirathet und lebt nun auf dem Gute des Barons; die ehemaligen Berufsgenossen ziehen singend und in toller Lustigkeit vorüber, sie verläßt ihr Schloß und schließt sich den Genossen wieder an, spielt in einem neuen Stücke, das Aehnlichkeit mit ihrer Situation hat, und der Baron, der eben seine Frau nur für sich allein haben wollte, wird bekehrt und willigt schließlich ein, daß sie seine Frau und Schauspielerin zugleich sei."

„Da sehen Sie," fiel Büdesheim ein, „wie ungerecht man wird, wenn man die mit so viel Lustigem und so viel Rührendem, mit so viel ächten Naturlauten ausgestattete Fabel so dürr herausschält."

„Wunderlich!" fügte der Professor hinzu, „alle Personen dieses Stückes, die großen und kleinen Schauspieler und Schauspielerinnen, die da auf-

treten, sind so wahr, so lebensvoll physiognomisch, und die Fabel, vor Allem die Schlußwendung scheint mir verfehlt. Ich erwartete einen schnurstracks entgegengesetzten Schluß. Pereat ars, fiat mundus. Nicht der brave, edelsinnige Mann, die Schauspielerin mußte bekehrt werden. Nun aber wird der Baron der Mann seiner Frau, der Gatte einer berühmten Schauspielerin; er wird sich mit den Recensenten gut stellen, irgend ein unwürdiges Subject zu einer Ehrenerklärung oder zu einem Duell bringen müssen, und dafür hat er das Vergnügen, seine Frau in doppeltem Sinne beklatscht zu sehen."

„Mich als Epikuräer," wandte Büdesheim ein (er ärgerte sich, wenn man ihn so nannte, weil er es wirklich war), „mich als Epikuräer würde es reizen, meine Frau — wenn ich mir ein weibliches Wesen als unabtrennlich von mir denken könnte — in verschiedenen Gestalten und Kostümen zu sehen; aber freilich, ich könnte es nicht verwinden, Schminktopfträger zu sein."

„Schminktopfträger! Woher haben Sie das Wort?" fragte der Professor mit ungewöhnlich bewegter Stimme.

Dem Hauptmann war die Cigarre entfallen, er hob sie auf. Niemand konnte die Betroffenheit in seinen Mienen wahrnehmen.

„Woher haben Sie das Wort?" fragte der Professor noch einmal.

„Ich weiß nicht," entgegnete Büdesheim, „vielleicht habe ich es einmal gehört, vielleicht auch habe ich es jetzt erst gebildet."

Nun trat eine Pause ein, der Hauptmann und der Professor wechselten bedeutsame Blicke. Der Epigone, der nichts davon merkte, legte sich in seinen Lehnsessel zurück und sprach in lehrhaftem Tone:

„Was sollen uns Existenzen, die, ich möchte sagen, nicht im allgemeinen Sonnenlicht stehen, sondern eine eigene künstliche Beleuchtung, das jetzt theatergebräuchliche elektrische Licht verlangen? Was soll uns überhaupt die künstliche Kunst, diese gemalten Maler-Ateliers, diese gespielten Schauspieler? Dieses Künstlerpathos ist nicht nur ein künstliches, auch ein Stück Byzantinismus und Unfruchtbarkeit ist in diesen Producten. Holt euch ein Stück frisches Leben und sucht es zu fassen und zu formen. Was die Kunst darstellt, muß aus dem wirklichen Leben genommen sein und am wirklichen Treiben sich messen lassen. Ich kann aus vielfacher Erfahrung sagen: unsere heutige Jugend liest nur mit Widerstreben Goethes Wilhelm Meister oder liest ihn gar nicht. Lust und Leid des Komödiantenthums bewegt heutigen Tages die Gemüther nicht mehr. Und nun gar Schauspieler als handelnde Personen vor unseren Augen, die Rückseite, das Leben hinter den Coulissen für uns herumrücken — es ist Unnatur und sinnverwirrend zugleich. Jedes Wort hat, wenn ich so sagen darf, einen schielenden Ton; der Zuschauer muß sich an's Schielen, nicht nur im Sehen, sondern auch im Hören, gewöhnen. Jeder Zuschauer ist da

ein Stück doppelten Publikums, des fingirten und des wirklichen. Der Spielende ist zugleich der Gespielte, bald müssen wir ihn uns mit der Schminke auf den Backen denken, bald davon befreit. Was verlangt ein Dichter, der einen Schauspieler zum Helden macht, vom Zuhörer und Zuschauer? Drei Empfindungsorchester oder auch Melodien spielen durch einander. Der Mann da draußen heißt als Schauspieler unserer Stadt Herr Müller, als Schauspieler im vorgeführten Stücke heißt er Schulze, und in dem Stück, in welchem er auf's Stichwort hinaus muß, spielt er die Rolle des Herrn Fischer."

Der Epigone hatte laut und heftig gesprochen, jetzt hielt er inne und mit einem liebenswürdigen Lächeln sagte er: „Ich sehe Ihnen an, Herr Hauptmann, Sie wollten etwas fragen."

Der Hauptmann war betroffen, aber wiederum in schneller Fassung sagte er: „Allerdings. Ich wollte fragen, warum sich nicht der Schauspielerberuf ebenso gut zur dichterischen Darstellung eignen sollte, wie der des Musikers, des Malers, des Professors? oder schließen Sie auch diese aus? Was bliebe Ihnen dann? Beamte, Kaufleute, Soldaten, Handwerker, höhere und niedere Bauern."

„Ich glaube," trat der Professor für den Epigonen ein, „ich glaube, unser Freund will nur das ausschließen, was ein Pathos, eine Spannung der Nerven voraussetzt, die nicht aus der allgemeinen Menschennatur heraus sich auf die Zuschauer überträgt, etwas psychologisch Aristokratisches mit eximirtem Gerichtsstand; die Zuschauer dürfen nicht erst durch allerlei Zuthaten und Reizmittel das Gruseln lernen. Das Gruseln muß sich naturgemäß von selber einstellen, indem jeder Zuschauer sich in die Seele des Handelnden, des Leidenden und Kämpfenden versetzt sieht. Hier aber sagt oder empfindet er doch leicht: das geht dich da draußen an, mich nicht. Ich glaube, unser Freund wollte auch nur sagen, der Accent muß auf dem Allen erkennbaren, allgemein Menschlichen liegen, nicht auf der Besonderheit eines Berufes. Ein Krieger, ein Seefahrer, ein Staatsmann, ein Fabrikant sind dichterische Objecte, wenn durch das berufliche Kostüm die allgemein menschliche Gestalt, und hier vor Allem die Psyche, in ihren Regungen und Bewegungen erkennbar ist."

„Ja," fügte der Epigone wieder an, „ein Hauptmoment ist doch noch allgemein gültig. Die Jungfrau von Orleans muß sterben, nachdem sie rauschenden Kriegsruhm und Verehrung als Wundererscheinung genossen. Soll sie wieder Hirtin werden, oder soll sie irgend einen Cavalier am Hofe heirathen? Sie muß sterben. Wie soll das Excentrische wieder concentrisch werden? Schon eine Schlupfwespe, die aus der Verpuppung ausgeflogen ist, kann nicht mehr in dieselbe zurück, sie hat zu viel Luft eingesogen, die Verpuppung ist ihr nun zu eng. Eine Schauspielerin, an Huldigungen und öffentliche Bethätigung, an den Genuß des rauschenden Beifalls gewöhnt, daß tausend Augen glänzen, tausend Hände sich regen, kann sich nicht im engen Pflichtenkreise einfriedigen

und ausleben. Dieses Moment dichterisch auszugestalten, wäre eine schöne und wohl anzuerkennende Aufgabe. Der hier concret gewordene Conflict stammt aus dem Centrum, ich möchte sagen aus der Centralsonne des höchsten und ewigen Conflicts, den wir als Kampf zwischen Freiheit und Nothwendigkeit, oder näher, zwischen individueller Naturbestimmung und socialer Gebundenheit bezeichnen dürfen. Das Absolute und das Bedingte, das Ewige und das Zeitliche geräth in Reibung und drängt zum philosophischen oder dichterischen Austrag. Dieses Centrale bricht dann in verschiedenen Strahlungen auseinander, wird Kampf zwischen Genie und bürgerlicher Bescheidung, zwischen Naturtrotz und bezwungener Demuth, zwischen Dämonischem, Märchenhaftem mit Nüchternem und Alltäglichem. Beide in sich berechtigte Gewalten dichterisch zu balanciren und durch Thatsachen und typische Figuren zu demaskiren oder vielmehr die Naturgewalten zur elektrischen Entladung bringen, das könnte auch in dieser Sphäre eine hohe dichterische Aufgabe sein. Hier sind verknotete Kreuzgewebe, hier sind Grenzstreitigkeiten des Gewissens, und es fragt sich, ob die Herbheit der Tragik nicht geschmeidigt, die Härte nicht löslich gemacht werden kann. Den Kunstberuf der Künstlerin dem bürgerlichen Beruf des Mannes entgegenzustellen, der heiligen Natur die profane Gesellschaft, hier die Lösung suchen, das wär's; oder noch mehr: die Collision der Pflichten, der Conflict zweier durch Bande der Natur unlöslich verknüpfter Menschen ist dichterisch ausgiebig, noch ausgiebiger aber, wenn die kämpfenden zwei Naturen in einem einzigen Menschen eingeschlossen sind, wie hier die Künstlerin und die Gattin, das bürgerlich familienhafte Element und das künstlerisch excentrische. Denn Gott Apollo ist ebenso gut wie der alte Gott Jehovah ein eifersüchtiger Gott und befiehlt: Du sollst keinen andern Gott neben mir haben."

Der Epigone hatte sehr heftig gesprochen, der Hauptmann ihm mit offenbar gewaltsamer Ruhe zugehört. Geraume Zeit herrschte Stille in dem behaglichen Gemach. Büdesheim nahm endlich das Wort und sagte: „Unser Freund hat einem zukünftigen Dichter wieder eine hohe Aufgabe gestellt. Ich meinerseits möchte diesem Dichter der Zukunft einen kleinen Beitrag geben. — Ich kannte eine Sängerin, die sich im Zenith ihres Ruhmes von der Bühne getrennt hatte; sie fand erst Ruhe, als sie Pietistin wurde und sich immerdar mit ihrem Seelenheil beschäftigen konnte. Sie that das für sich und die Ihren mit einem Eifer, der eine wundersame kleine Geschichte zur Folge hatte. Sie hatte einen Sohn von fünf Jahren, für welchen sie gerne einen Kameraden wünschte. Man brachte ihr einen wohl- und feinerzogenen, gleichalterigen Knaben aus der Nachbarschaft. Eines Tages kommt das Nachbarskind nach Hause, und der Vater fragt: Nun, wie war's? Da antwortete das Nachbarskind: Der Werner hat mir ganz stolz gesagt: Bist Du auch ein Sünder? Ich bin ein Sünder, mein Vater ist auch ein Sünder, meine Mutter ist auch eine Sünderin,

wir alle sind Sünder, wir alle; bist Du auch ein Sünder? — Das Sängerinkind war ganz stolz darauf, ein Sünder zu sein."

Mit dieser zu allgemeiner Befreiung und Heiterkeit vorgetragenen Anekdote wendete sich das Gespräch, und man schickte sich endlich zur Heimkehr an.

Auf der Straße bot Büdesheim den Freunden an, sie nach Haus zu fahren, aber der Hauptmann sagte, er möchte mit dem Herrn Professor zu Fuß gehen, und so fuhren die Anderen und die Beiden gingen mit einander.

Mit zögerndem Tone fragte der Hauptmann den Professor: „Deine Freunde hatten gewiß keine Ahnung davon, wie mich das Alles berühren mußte?"

„Gewiß nicht, denn es sind Männer von Takt."

Geraume Zeit gingen die Beiden still dahin; endlich sagte der Hauptmann: „Ich war oft daran, Dich zum Schiedsrichter zwischen mir selbst zu machen oder doch Dich zu berathen, aber ich sehe, daß mir Niemand rathen kann. Ein Jeder wird da zum Prometheus, der das Schwere in sich allein vollführen und schlichten muß."

Mit offenbarer Behutsamkeit im Tone und in der Wortgebung erwiderte der Professor:

„Ich habe viel über Dich und Deine Lage gedacht. Es könnte als Tyrannei erscheinen, daß Dein Beruf die fernere künstlerische Thätigkeit Deiner Frau ausschließt. Aber die Geschlossenheit Deines Standes mit seinem corporativen Geiste, mit seinem Einanderhalten in Reih und Glied, das bedingt eben die Unzuträglichkeit, und ein Ausscheiden aus Deinem Berufe . . ."

„Würde mein ganzes Dasein in Frage stellen," fiel der Hauptmann rasch ein. „Was könnte ich dann noch sein? — Das Wort »Schminktopfträger« hat Dich auch erschreckt, ich sah es, um meinetwillen."

„Nicht blos um Deinetwillen. Komm mit nach Hause, ich will Dir den Beweis geben, und Du wirst mit mir staunen."

Im Hause des Professors, wo man leise auftrat, um die Frau und die Kinder nicht im Schlafe zu stören, führte der Professor den Freund in seine Studirstube, zündete dort eine Lampe an, suchte in einem verborgenen Schubfache nach einem Manuscript und sagte: „Das sollst Du lesen. Ich bedauere nur, daß Du nicht die wohlklingende, tief zum Herzen dringende Stimme hören kannst, mit der die edle, herrliche Frau in hohem Alter mir diese Geschichte dictirte. Du sollst sie lesen, Du wirst finden, daß das seltsame Wort von Büdesheim hier auch eine Rolle spielt. Lies! Ich habe unterdeß noch etwas zu schreiben."

Der Professor übergab dem Hauptmann ein kleines Heft, dann setzte er sich an einen andern Tisch, und der Hauptmann las:

„Ich bin ein Theaterkind, nicht eigentlich Kind von Schauspielern, aber von früh an hörte ich immer vom Theater sprechen und wie wir davon lebten. Mein Vater war Mitglied der fürstlichen Hofkapelle, er war ein still zufriedener und immer bescheidener Mann. Er brachte es sein Leben lang nicht weiter als zum zweiten Geiger, und ich glaube, er wollte es auch nie weiter bringen. Auch im Hause, darf ich sagen, spielte mein Vater nur die zweite Geige, meine Mutter herrschte, und er ließ sie gerne herrschen. Ich habe meinen Vater nie heftig gesehen, auch da nicht, als er mir Musikunterricht gab, und da werden die Väter doch leicht zornig und ungeduldig.

Es schien, als ob ich eine gute Singstimme hätte, aber es zeigte sich bald, daß sie nur sehr dürftig war. Dagegen bemerkte ich schon früh, daß man meine Sprechstimme sehr lobte. Zum Geburtstage der Mutter und zu dem des Vaters hatte ich mein Gedichtchen herzusagen, und ich sehe noch den strahlenden Blick meines guten Vaters; er hörte mir mit den Augen zu, den lieben stillen blauen Augen. Ich kann es nicht fassen, daß mich diese Augen nicht mehr sehen, und doch werde auch ich bald ... Aber genug, schreib' nur weiter!

Ich überspringe mehrere Jahre; ich war Schauspielerin. Ich erhielt Anträge nach auswärtigen Bühnen, aber ich konnte mir nicht denken, daß ich meine Eltern verlassen sollte, und der Fürst, der mich als eingeborenes Landeskind besonders hochhielt, erhöhte mein Gehalt. Ich wollte unseren bescheidenen Haushalt nun größer, bequemer machen, aber mein Vater duldete es nicht. Nur das that er mir zu liebe, daß er seine vielen Privatstunden bis auf ganz wenige aufgab.

Noch jetzt zittert mir das Herz, wenn ich jenes Abends gedenke, wo ich das Käthchen von Heilbronn spielte. Mein Vater sah mich, und ich kam einmal fast in Verwirrung, als ich bemerkte, wie er im Orchester mit dem Taschentuch sich die Thränen abtrocknete. Als ich heimkam, sagte er mir: Kind, ich habe rechte Freude an Dir. Kind, Du hast etwas, was sich Gottlob nicht lernen läßt; Du hast den Ton der Wahrhaftigkeit, man glaubt Dir, was Du sagst; das ist recht, das ist das Beste; dabei bleibe.

Diese Freude war die letzte meines Vaters, er starb bald darauf. Ich verließ nun mit meiner Mutter die kleine Residenz und kam an das große Hoftheater in N. Ich kann sagen, was an Ehren, was an Liebe und Achtung ein Menschenkind empfangen kann, es ist mir geworden. Ich war so glücklich, daß ich gar nicht dachte, es könne noch ein anderes Glück auf der Welt geben. Ich hatte, was viel sagen will, nicht nur keinen Feind, sondern auch keine Feindin. Meine liebste Rolle blieb das Käthchen, und ich gedachte dabei oft meines Vaters: Ach, wenn er noch da unten säße im Orchester und den Jubelruf des vollen Hauses hören könnte. Es ist hart, wenn man ein Glück hat, das man nicht mit

dem Liebſten auf Erden theilen kann, und meine Mutter war leider taub geworden, und ſonſt hatte ich Niemand, deſſen Lob mich im Tiefſten erquickte, von all den Verehrern und Lobpreiſern Niemand.

Nun aber lernte ich kennen, daß es doch noch ein anderes Glück gibt. Ein junger Mann, ſo ſchön als gut, ſo gebildet als reich, warb um mich, und mein Herz ſchlug ihm entgegen. Aber ich lehnte ſeine Werbung ab; denn er verlangte, daß ich der Kunſt entſage, und wie ſollte ich dann noch leben? Ottokar verhielt ſich ruhig und beſtürmte mich nicht weiter. Er ſah, daß ich keinen Andern liebte und daß ich mich immer von Herzen freute, wenn er kam. Faſt noch mehr, als ich ihm gut war, liebte ihn meine Mutter, und wunderbarer Weiſe las ſie ihm die Worte, die er ſprach, von den Lippen ab, von den guten feinen Lippen, über die nie ein unwahres, ein übertriebenes oder gar unſchönes Wort kam.

Eines Tags brachte mir Ottokar ſeine Eltern. Es waren gediegene, biederherzige Menſchen, voll ſchlichter Güte. Auch ſie bedrängten mich nicht weiter, obgleich ſie mir zu verſtehen gaben, wie glücklich meine Verbindung mit ihrem Sohne ſie machen würde. Ich weinte den ganzen Tag, als ſie weggegangen waren, die guten Menſchen, und meine Mutter weinte mit mir; ſie redete mir zu, ſie betheuerte, ſie werde ruhig ſterben, wenn ſie mich mit einem ſolchen Manne verbunden verließe, aber ich rief ihr entgegen: Die Künſtlerin in mir tödten, das heißt mich nur halb, weniger als halb leben laſſen. Und von da ab ſchwieg ſie und zwang ſich auch offenbar zu heiterer, befriedigter Miene.

Ich hatte am Abend, da die Eltern Ottokars abgereiſt waren, als Käthchen aufzutreten. Ich ſpielte zum erſten Mal ſchlecht, das Publikum ſchien es nicht zu finden, aber ich fand es. Ich hatte das Gefühl, daß mir jener Ton der Wahrhaftigkeit verloren gegangen war, den mein Vater als das Höchſte geprieſen hatte. Die Kritiken kamen, ſie lobten meine großen Fortſchritte, die ich noch immer mache; ich begriff das nicht. Auch Ottokar kam und ſagte: er hätte nicht gewußt, daß ſeine Bewunderung für mich noch einer Steigerung fähig ſei. Und eben jetzt in dieſer gewaltſamen Gehobenheit, gegen welche doch ein Inneres in mir widerſprach, erklärte ich Ottokar, daß ich die Seine werden und der Kunſt entſagen wolle. Ich erſchrak, als ich das geſagt hatte, aber ich konnte das Wort nicht mehr zurücknehmen, und wunderbar! es gibt Zuſtände, wo man ſeinem Selbſt entrückt iſt. Der Ton, in dem ich vorhin noch mein Wort gegeben hatte, das war wieder der Ton der Wahrhaftigkeit, ein ſolcher, wie ich ihn von mir ſelber gehört, und ich hörte ihn, wie wenn eine ganz Andere ihn geſprochen hätte. Ja, ſo ſeltſame Menſchen ſind wir Künſtler.

Nun aber weiter! Ottokar bezahlte eine namhafte Summe, um mich von meinem Vertrag loszumachen, und ſo war ich, wie in eine Traumwolke gehüllt, verlobt, verheirathet, und wir reiſten nach Italien, während meine Mutter uns das neue Haus einrichtete.

Wir kamen zurück, voll von den großen Eindrücken, und wie wohl war's mir nun in meiner schönen Häuslichkeit. Ein Porträt von mir im Kostüm des Käthchen war wie in einen Tempel hineingestellt.

Ottokar hatte eine bedeutende Kunsthandlung. Wir verlebten den Winter in angenehmer Häuslichkeit und Geselligkeit; die besten Familien der Hauptstadt besuchten unser Haus. Einmal ließ ich mich dazu verleiten, einige Gedichte zu declamiren. Ich war selber erfreut, ich darf sagen, entzückt über meine schöne Stimme; sie schmiegte sich jedem Empfindungsausdrucke an. Es war dann sehr erheiternd, wie darüber hin und her gesprochen wurde, warum denn nur der Gesang sich zur Geselligkeit eignen solle und nicht auch die Declamation. Wunderlich ergriff's mich, als ein höherer Officier mir sagte: Es ist schön, daß Sie Ihren früheren Beruf nicht verleugnen. Das traf mich tief. Was sollte ich denn verleugnen? Habe ich meinen Beruf verleugnet? Was hatte ich denn gethan? Wie gesagt, es ergriff mich tief. Ich weiß nicht mehr, was ich antwortete, aber wenn ich in meiner Loge im Theater saß, konnte ich es oft vor Unruhe nicht aushalten, ich meinte oft, ich müsse hinunter und der Darstellerin sagen: bitte, lassen Sie mich spielen. Es kann sich Niemand denken, wie das ist, so seine eigenen Worte — denn die Dichterworte waren mir zu eigen geworden — von fremden Stimmen zu hören, und ich vernahm doch auch Accente und sah Bewegungen, die ich nicht gehabt hatte. Es ärgerte mich und freute mich durcheinander, wenn Freunde und Freundinnen in unsere Loge kamen und mir sagten, so wie ich könnte doch Niemand diese oder jene Rolle darstellen. Die Leute erwarteten, daß ich mit der herkömmlichen lügenhaften Bescheidenheit ablehnend darauf antworte, aber ich konnte nicht, denn ich glaubte ehrlich, daß in der That von denen, die da agiren, Niemand es so mache, als es sein sollte.

Den ersten Sommer verlebten wir zum großen Theile auf dem Landgute meiner Schwiegereltern. Mein Mann ließ mich ganz dort und kam nur jeden Sonnabend und blieb bis zum Montag. Ich hatte in meinem Leben nie auf dem Lande gelebt, ich war ein Stadtkind, fast ein Theaterkind, und mir war's, als wäre ich jetzt erst auf die Welt gekommen, und alles Kunsttreiben und alles Gesellschaftstreiben war mir wie ein Traum, ein schwerer Traum, den man vergessen muß. Ich meinte, ich müßte jeden Waldbaum, jeden Obstbaum begrüßen und ihm danken, daß er nun auch mein sei. Die Blumen, das Gras, das wogende Kornfeld, das weidende Vieh, Alles glänzte mir so neu, erschien mir wie ein Wunder.

Meine Schwiegereltern liebten mich als ihr eigen Kind, sie sagten mir das selten, aber ich sah es ihnen an den Augen ab. Und eine besondere Lust war's mir, meinem Schwiegervater, der krank zu Bette lag, vorzulesen. Ich lernte dabei auch eine neue Wirkung meiner Stimme kennen, eine einschläfernde, und sie verdroß mich nicht. Der treffliche Mann entschuldigte sich anfangs oft mit innigen Worten, daß

ihn der Schlaf übermanne, aber er litt ja in der Nacht an Schlaflosigkeit, und auf die Erklärung hin, daß mich diese Wirkung durchaus nicht beleidige, sondern nur erfreue, unterließ er fortan, wie das seine Art war, jedes überflüssige Wort. Seltsam aber war es, wie der Mann wachen Geistes sehr oft bis auf's Wort hin sich erinnerte, wann er eingeschlafen. Eines Ausspruches von ihm gedenke ich gern, denn er sagte: Nimm die Freude und den Dank all der Tausende, die Dir huldigen, zusammen, mein Dank ist doch noch größer, als der jener Aller zusammengenommen.

Der Schwiegervater starb im Herbste und segnete mich noch mit seinem letzten Hauch. Ich reiste mit Ottokar wieder zur Stadt, ich hatte ihn gebeten, mich auf dem Lande zu lassen, aber ich mußte doch seinen Gründen nachgeben. Wir kamen in die Stadt zurück. Ich hörte, wie viel darüber geredet wurde, daß wir jetzt bereits im Trauerjahr das Theater besuchten und zwar regelmäßig. Ich kann die Menschen nur einfach verachten, die die Kunst als ein unwürdiges, ein berauschendes, ein blos profanes, ja vielleicht frivoles Genießen gelten lassen. Aus dem Tempel sollte man die Menschen weisen, die das so ansehen; aber freilich, die Theater sind auch keine Tempel mehr, und sie bringen Dinge, derer man sich schämen muß. Ja, welche verborgenen Schleichwege hat die Verführung! Eben das, daß die Kunst so erniedrigt wird, erweckte in mir das Verlangen, mich ihr wieder zu widmen und meinestheils zu ihrer Reinigung und Erhebung beizutragen. Ich war oft traurig, und Ottokar redete mir zu, ich solle mir an ihm ein Beispiel nehmen, er habe sich doch bereits über den Tod des Vaters so weit als möglich getröstet, ich aber erscheine noch untröstlich. Ich rang mit mir, daß ich bekennen sollte, und da fiel mir das Wort meines Vaters ein: Du hast den Ton der Wahrhaftigkeit, laß dir den nicht entwenden. Ich konnte Ottokar nicht ein falsches Wort, nicht einen falschen Ton erwidern, und ich gestand ihm meine Sehnsucht nach meinem Kunstberuf. Bleicher, als es jetzt wurde, war sein Antlitz nicht, als er vom Begräbniß seines Vaters zurückkehrte. Mit seiner gewohnten Fassung und Selbstbeherrschung sagte er indeß: „Bitte, Luise, sprich das nur gegen mich aus, aber gegen Niemand anders. Willst Du?" „Ja!" antwortete ich, ihm die Hand reichend, und er küßte mir die Hand und sagte: „Ich glaube Deinem einfachen Wort und Deinem grundwahren Ton."

Ich hatte ihn also doch noch, den grundwahren Ton, flüsterte etwas im Hintergrunde meiner Seele, aber ich hieß es stumm sein. Ich glaube, ich wollte mich selbst glauben machen, daß ich fern von allem Kunsttreiben im reinen Naturleben zufrieden und glücklich sein werde. Ich sprach nur von meiner Sehnsucht nach dem Landaufenthalt.

Wir lebten diesen Winter fern von aller Geselligkeit, und als der Frühling kam, sagte Ottokar: „Luise, errathe ich einen Deiner Wünsche?"

„Du meinst den nach meinem ehemaligen Beruf."

„Nein, ich glaube, Du hast noch einen andern; Du möchtest auf dem Lande leben, auf dem Gute."

„Ach ja, ja!" rief ich ihm zu.

„Nun denn," sagte er, „ich kann meine Kunsthandlung zu gutem Preise an meinen ersten Geschäftsführer verkaufen, und ich bin, wenn Du entschlossen bist, bereit, das Gut zu übernehmen und zu bewirthschaften."

„Nein, thue es nicht mir zu liebe; ich werde mich schon wieder drein finden."

„Ich thue es nicht Dir zu liebe allein, ich thue es auch mir zu liebe."

Und so zogen wir auf's Land, ich war nun Gutsherrin und hatte meine neue Freude an den Wäldern und Feldern, an unserem schönen Viehstand. Was Anderen ein Alltägliches war, war mir ein Außerordentliches, was Allen so natürlich erschien, war mir ein Wunder. Ich konnte stundenlang einer weidenden Kuh zusehen; wie das so behaglich frißt und schnauft und nur manchmal einen Blick in die Landschaft wirft. Die Kühe kannten mich auch, und ein junges Rind folgte mir wie ein Hund, ja sogar die Rehe im Walde liefen nicht fort, wenn ich kam. Ich war so viel draußen wie noch nie im Leben; denn ich hatte nun auch reiten gelernt. Ich war von der Sonne so verbrannt, daß mich Ottokar oft seine braune Luise nannte.

Ich war keine wohlthätige Fee. Der Schmutz in den Häusern der Landleute war mir zuwider. Ich lernte auch das Leben des Landvolkes kennen, es ist nicht schön, aber offen, man gewinnt bald Einblick in diese gardinenlosen Existenzen, wie meine Nachbarin, die Baronin von Trossen, sie nannte.

Ich finde, soweit ich die Welt kenne, keinen großen Unterschied zwischen dem, was man die Gebildeten, und zwischen dem, was man das Volk nennt; das einzige ist, die Leute aus dem Volke sind ungeschickter im Lügen und im Heucheln und manche können es gar nicht, so wenig als das Thier. Der Fuchs kann nicht schauspielern und sich den Anschein eines treuen Hauswächters geben. Die Heuchelei, das Schönthun ist in der Welt, ich glaube, nicht erst in der heutigen so viel verbreitet; beim Theater noch am meisten, so daß es ein besonderer Schmaus ist, wenn man dahinter kommt, daß einer wirklich einmal die Wahrheit sagt, und daß er so ist, wie er sich gibt. Wie gesagt, daß die Landleute noch etwas vom lügenlosen Thierleben haben . . . doch, was soll ich Dir lehren?

So verging der Sommer. Am 25. September, es ist mein Geburtstag, brachte mir Ottokar ein Angebinde, das mich unendlich entzückte. Er hatte mit großer Mühe alle die Theaterzettel sich erworben, auf denen mein Name stand, und überreichte mir dieselben in einem Prachtband. Auf der einen Seite des Einbandes war die Muse Thalia, die über meinem Bilde den Kranz hielt, und darunter stand: „Luisens Ruhm". Auf der anderen Seite war unser Gut abgebildet und wiederum mein Porträt, wie ich zu Pferde saß, und darunter stand: „Luisens Ruh".

Wie gut hatte es Ottokar gemeint, und wie bös war es geworden. Ich saß tagelang und blätterte die Theaterzettel hin und her und vergegenwärtigte mir alle die wonnigen Abende und die wohligen Tage. Alles Ungemach, das ich erlitten, die abgeschmackten Rollen, die ich ja auch hatte spielen müssen, waren vergessen; nur das Schöne, das Erhebende und Berauschende stieg mir aus diesen Blättern auf.

Ein Zauberkreis von hunderterlei Gebilden schwebte in der Luft und lockte und schmeichelte und rief: Ich bin du und du bist ich, komm wieder und sei wieder du und sei wieder ich. Sinnverwirrend drang es auf mich ein.

Ich konnte nicht anders, ich mußte Ottokar meine Sehnsucht nach meinem Beruf aussprechen.

Er starrte mich lange schweigend an, dann sagte er:

„Luise, soll ich Schminktopfträger werden?"

Es ist das einzige böse Wort, das ich je von ihm hörte. Ich konnte nichts erwidern. Mit einem Blick, der mir fremd war, sah er mich an und ging.

Schminktopfträger! — Das Wort ging mir tagelang nach. Ich hörte es aus dem Bache, der an unsern Fenstern vorüberfloß, ich hörte es im Walde, im Felde, in meinem Schlafzimmer: Schminktopfträger. Ist das nicht Verwerfung meiner ganzen Kunst? Das allein berührte mich; daß eine Erniedrigung Ottokars darin liegen sollte, daß er sich selber damit beschämte, das fiel mir nicht ein.

Und immer wieder und immer stärker kam meine Sehnsucht nach meinem Beruf. Ich erinnere mich, daß ich einmal aufwachte mit den Worten: Mein hoher Herr! Ich hatte offenbar im Traume das Käthchen gespielt.

„Du hast sehr lebhaft geträumt," sagte Ottokar. Weiter nichts.

Ich war in meinem Leben eigentlich nie krank gewesen. Jetzt kränkelte ich und sah den sorgenvollen Blick Ottokars. Er hatte eine nothwendige Reise nach der Hauptstadt, ich konnte ihn nicht begleiten, und war zum ersten Mal mit meiner Mutter allein auf unserem Gute. Die Zeit wurde mir entsetzlich lang, und eines Tages ließ es mir keine Ruhe, ich holte meine Käthchenkleider und spielte mir ganz allein die Rolle vor. Unsere Nachbarn, die Trossens, kamen, und ich war in Verwirrung, mich jetzt zeigen zu müssen. Ich hatte die Kleider bald gewechselt, aber ich meinte, ich müsse mir die Schminke vom Gesicht abwischen, und es war doch nicht nöthig. Ich muß den guten Leuten ganz wunderlich vorgekommen sein, denn ich kam aus einer fremden Welt und sprach offenbar verwirrt.

Als die Nachbarn mich verlassen hatten, stand ich lange wie traumhaft verloren vor meinem Käthchengewande; ich war doppelt auf der Welt und gar nicht. Mein ganzes Dasein erschien mir wie ein halbvergessener

Traum, auf den man sich allmählich besinnt. Und doch eben damals, — aber höre weiter ... Wie von selbst kam anderen Tages der Arzt, er that, als ob er zufällig käme, aber offenbar hatten die Nachbarn ihn geschickt. Man brachte mich in's Bett.

Ottokar kam; bald nach der ersten Begrüßung setzte er sich auf den Bettrand, zog ein Papier aus der Tasche und sagte: Luise, ich habe es fertig gebracht mit mir und dem Intendanten, hier ist der Vertrag, er bedarf nur noch Deiner Unterschrift, und Du bist wieder engagirt. Da faßte ich ihn um den Hals und vergrub mein Gesicht an seiner Brust und sagte: Vater!

Den Jubelschrei, den er da ausstieß, werde ich nie vergessen. Dem Himmel Dank, rief er, nur eins gibt es, nur eins konnte es geben, was Dich von Deiner Kunst auf immer abscheidet. Es konnte nur ein so gleich Großes sein als die Kunst, die Kunst ist die zweite Natur, aber die mächtigere ist die erste ..."

---

„Ich danke Dir, ich danke von Herzen," sagte der Hauptmann, als er gelesen, dem Professor das Heft darreichend. „Bitte, gib mir einen Briefbogen und Umschlag."

Mit rascher Hand schrieb der Hauptmann, dann reichte er das beschriebene Blatt dem Professor. Dieser las: „Erneuern Sie Ihren Vertrag."

Während der Hauptmann das Blatt in den Umschlag legte und adressirte, sagte er mit bewegter Stimme:

„Alle Empfindung ist bereits ausgesprochen, aller Seelenkampf ausgegründet. Wir haben ausgemacht, daß ich die Entscheidung mit solchen kurzen Worten gebe. Diese Aufzeichnung hier und das schlimme Wort »Schminktopfträger« hat nicht die Entscheidung herbeigeführt, nur sie bestärkt. Ich danke Dir. Aber wie kommst Du zu dieser Aufzeichnung?"

„Das fragst Du? Ich bin ja der einzige Sohn von Luise und Ottokar. Ich habe das geschrieben, wie meine Mutter es mir dictirte. Ich will nicht sagen, daß eine Mutter gewordene Frau nicht mehr darstellende Künstlerin bleiben kann. Es läßt sich gar kein gutes Stück ohne Mutter ausgestalten, ohne Anstandsdamen, ohne Heroinen. Ich kenne Schauspielerinnen, die die besten Mütter sind, und dazu kommt das Genügen, daß auch die Frau die Erwerbende sein kann. Wie gesagt, daraus soll keine allgemeine Regel gelten, aber sie galt für den besondern Fall. Bei meiner Mutter hieß es nur: Im Anfang war die Natur."

„Einer von uns," sagte der Hauptmann endlich, „mußte seinem Beruf entsagen. Ich versuchte natürlich behutsam — denn wenn man bei meinen Oberen erfährt, daß ich Lust zum Austritte hatte, so ist es um mein regelrechtes Aufsteigen geschehen — ich versuchte eine Stellung im Eisenbahndienst oder auch im Polizeidienst zu gewinnen. Die Aussichten

waren nicht günstig, und Du weißt es ja besser als ich, wie zusammengesetzt unsere Empfindungen sind. Es beruhigte mich, daß ich meine Schuldigkeit gethan, und eben jetzt, als ich meinen Beruf verlassen sollte, eben jetzt wurde mir erst recht deutlich, wie lieb er mir war; ich bin doch mit Leib und Seele Soldat."

Der Professor sah in die inneren Kämpfe des Mannes hinein, und es war ein nicht unwirksamer Trost, wie er ihm sagte, er solle sich freuen, daß ihm einmal das volle Glück der Liebe zu Theil geworden, Tausend und Abertausende stürben hin, Ledige und Verheirathete, die nie in Wahrheit empfunden, was Liebe ist. Der Hauptmann seufzte tief, es war der einzige Seufzer, den der Professor von ihm vernahm.

Sie sprachen noch lange; sie, die bisher Schulkameraden gewesen, wurden in dieser Stunde Freunde. Der Hauptmann drückte endlich dem Professor die Hand zum Abschied. Er sagte es nicht in Worten, aber der Druck seiner Hand sagte es: Ich habe eine Liebe aufgegeben, aber einen neuen vollen Freund gewonnen.

„Ich begleite Dich noch, ich bin zu aufgeregt, um schlafen zu können," sagte der Professor, und ging mit dem alten Kameraden und neuen Freunde durch die stillen Straßen.

An einem Briefkasten blieb der Hauptmann stehen, zog den Brief heraus, betrachtete beim Scheine der Gaslaterne noch einmal die Adresse, dann schob er den Brief in den Kasten. Ein leises Beben ging durch seine kräftige Gestalt, als der Schieber mit dem eigenthümlichen schätternden Tone niederfiel. Es war geschehen.

Die Freunde gingen weiter, am Hause des Hauptmanns nahmen sie nochmals Abschied, und in einem fast hellen Tone sagte der Hauptmann:

„Gute Nacht, Sohn des Käthchen von Heilbronn."

„Nenne mich aber nur zwischen uns Beiden so!" rief der Professor ihm nach.

# Zur Geſchichte der italieniſchen Kunſt.

Von

**Leopold von Ranke.**

— Berlin. —

## V.

### Erinnerung an Lionardo und Michelangelo.

Das iſt das Zeichen des wahrhaft Lebendigen, daß es immer fortzeugend etwas Neues hervorbringt.

Aus der Religion war die Kunſt hervorgegangen. Die religiöſe Idee menſchlich, andringlich, gegenſtändlich vor Augen zu ſtellen, iſt ihr urſprüngliches Beſtreben; daraus iſt ſie erwachſen.

Das Bemühen aber, die Idee, den Gedanken zum Gegenſtand zu machen, ihn in die Welt einzuführen, kann nicht ſtattfinden, ohne demſelben künſtleriſch gegenüberzutreten; — die Kunſt bleibt nicht mehr ein Mittel; ſie wird ſich ſelber etwas, ſie wird ein Vermögen, das auch an andern Ideen, als der religiöſen, ſich verſuchen kann. Sie tritt unter die Kräfte ein, welche die Welt überhaupt bewegen, und in einen Contact mit denſelben, durch welche ſie neue Impulſe empfängt; die großen Weltereigniſſe wirken auf ſie mit unwiderſtehlicher Gewalt. Wie mußte doch auch in der künſtleriſchen Welt Alles ſo ganz anders werden, nachdem die Franzoſen im Jahre 1494 in Italien eingedrungen waren, alle Staaten und Städte in ihrem Beſtehen ſchwankten und endlich ein Weltkampf zwiſchen zwei Monarchien in Italien ſich ausfocht. Der municipale Geiſt, von dem die bisherigen Beſtrebungen getragen worden, bildete nicht mehr das Fundament, auf dem Alles beruhte; die Beziehungen ſelbſt, in die ein Jeder perſönlich gerieth, wurden zweifelhaft und wechſelnd. Erinnern wir uns nur, wie Lionardo da Vinci, in den Hofhalt und die

Staatsverwaltung Ludwigs des Mohren aufgenommen, dessen Unglück und Verderben an seinem Theile mit erfuhr. Toskana, von wo er stammte, gab ihm doch keinen sicheren Rückhalt. Er nahm Theil an der Wiederherstellung der Medici im Jahre 1512; denn er erscheint als Freund jenes Giuliano, welcher anfangs in der Republik die große Rolle spielte; aber bald wurden die Franzosen so mächtig, daß Italien sie nicht wieder zu verdrängen vermochte; Lionardo selbst fand sich bewogen, nach Frankreich zu gehen; er ist daselbst mitten in einer hydrotechnischen Arbeit gestorben, mit der er beauftragt worden war. Wie hätte unter so wechselvollen Lebensverhältnissen eine stetige, auf sich selbst beruhende Existenz sich entwickeln können, wie die war, deren sich bisher die Meister und ihre Schüler erfreut hatten. Aber vielleicht darf man sagen, daß die Kunst als solche, von allen localen Beziehungen losgerissen, ihre Schwingen um so freier regen konnte.

Gegen das Ende des fünfzehnten Jahrhunderts war zu Mailand um Ludwig den Mohren eine Schule von Männern versammelt, welche in Architektur, Musik, Plastik und auch in der Malerei neue Gesichtspunkte faßten, neue Ziele verfolgten; unter ihnen Bramante und Lionardo da Vinci.

Ist jemals ein begabter Geist gewesen, geschickt zu mannichfaltiger Kunst, frisch, das Neue zu beginnen, mitlebend mit der Natur, so war es Lionardo. Sein Leben ist wie das Leben des Jahrhunderts: niemals kommt es zur Ruhe. Seine Unternehmungen zu würdigen, seine Reliquien zu verstehen, würde ähnliche Fähigkeiten und unermeßliches Studium erfordern. Ohne in der Kunst absolut aufzugehen, war er doch einer der ersten Maler seiner Zeit. Was er in der Malerei leistete, ist leider unvollständiger, als gewöhnlich in dieser Zeit, erhalten worden. Auch zu Mailand sind fast nur Anfänge oder unvollkommene Reste seiner Werke übrig. Man sieht, wie er die Arbeit nicht von den Contouren, sondern von Innen heraus anfing; was eine ungemeine Festigkeit der ihm vorschwebenden Idee voraussetzt. Eine hinreißende Wirkung übt seine Darstellung des Abendmahls auch in dem ruinenhaften Zustande aus, in dem sie übrig ist. Nicht allein ist die Schwierigkeit der Zusammenstellung so vieler Köpfe durch ihre Trennung in die vier Gruppen, welche so natürlich zusammengehören, vollkommen überwunden, sondern die Auffassung der Gesichtszüge ist unter all den zahlreichen Versuchen, diese große Scene zu vergegenwärtigen, die gelungenste. Unmittelbar aus dem Boden der Menschheit sind diese hervorgegangen; sie haben lebendigen Odem.

Wenn es ihm oblag, eine heilige Geschichte darzustellen, so wußte er ihr nicht allein etwas Menschliches abzugewinnen; er machte sie zugleich zu einer malerischen Aufgabe.

Eine solche ist etwa Christus unter den Doctoren, einer der wenig gekannten Schätze des römischen Palazzo Spada. Es ist ein junger Mensch,

lehrend unter Greisen. Nur lehrt er nicht, als ein Gelehrter, als ein Wiederholender, sondern findend, ableitend, beweisend. Voll Unschuld und Größe steht er im Vordergrund; einige jüdische Physiognomien um ihn, zuhörend und verwundert.

Oder er bildet die Jungfrau, ganz kindlich mit dem Kind; die Blume, die der Knabe hält, vollendet den Ausdruck der Unschuld und Innigkeit.

Oft wandte er sich anderen Aufgaben zu. In dem herrlichen Medusenkopf mit dem grünlichen Schlangenhaar in der Gallerie von Florenz hatte er, wie mir scheint, jene Furien des Dante im Sinne, deren wilde Schläfen statt des Haares mit grünen Schlangen umwunden sind. In einem Carton, welcher leider verloren ist, hat er eine Reiterschlacht aus den Zeiten der alten italienischen Feldzüge dargestellt, deren Trefflichkeit eine allgemeine Nacheiferung hervorrief.

Er hat, wie man weiß, ein ihm ganz eigenthümliches Frauenideal, welches auch in den Porträts, die man ihm zuschreibt, hervortritt: große, feine und geistreiche Züge, mit denen sich gern frische Jugend, Adel und ein wohlstehender Reichthum verbinden. Auch an ethischen Darstellungen hat er sich versucht oder man schreibt ihm doch solche Versuche zu.*) Ruhig schöne Natur setzt er warnend, etwas nonnenhaft, der Selbstgefälligkeit, welche mit Blumen und Zierrathen aufgeputzt ist, aber noch immer fähig scheint, Rath anzunehmen, entgegen; wie fein ist diese Arbeit, wie zart die Hände, wie wohlgelungen die Haltung. Das eigenthümliche Verdienst dieses Meisters auszusprechen, ist unmöglich; seine Art und Weise übte auf die Kunstbeflissenen aller Orte den größten Einfluß aus.

Am unmittelbarsten schloß sich an ihn Bernardo Luino an; auch das Frauenideal nahm er von seinem Meister in sich auf.

Luinos Fresken erinnern in Schärfe der Formen zuweilen an antike Gemälde, von denen er nichts wissen konnte. Seine Figuren sind fein erfunden. In seinen Männern zeigt sich eine schlaue Entschlossenheit; die Nebenpersonen haben etwas, das man gentil nennen könnte. Vor Allem ist ihm der junge Johannes in der ambrosianischen Bibliothek gelungen; er wußte in demselben die ungezwungene Stimmung einer durch ihren eigenen Schwung erhobenen Seele auszudrücken.

Im Grunde ist Luino nicht aus dem Kreise der gewohnten Darstellungen herausgetreten. Es ist jene Madonna mit ihren Engeln und Heiligen, was auch er am häufigsten vor Augen stellt. Beinahe scheint es, als thäte ihm das Ideal seines Meisters selbst Schaden. Seine Figuren

*) Wie bei einigen Anderen, so am meisten bei Lionardo kommt es vor, daß man Zweifel darüber erhoben hat, ob die Bilder, die ihm zugeschrieben werden, wirklich von ihm herrühren. Ich bin der herrschenden Angabe gefolgt.

gerathen zuweilen allzu gleichartig und sie fallen lächelnd aus. In der Regel unterscheidet er sich von den früheren Auffassungen durch größere Formen, besonders in den Engeln und in den Kindern. Für manchen Reisenden ist das Bild in Como das letzte, welches er in Italien sieht. Ein schönes geistiges Ebenmaß spricht aus demselben. Tiefer Friede liegt in diesen Gestalten; der Genuß des göttlichen Daseins, der in ruhiger Größe der Existenz besteht.

Wie Lionardo und selbst noch mehr als dieser geht Michelangelo Buonarroti über den Rahmen unserer Betrachtung hinaus.

In ihm stellt sich noch eine andere Phase der öffentlichen Verhältnisse dar. Das Papstthum war von jenem reformirenden Versuche Savonarolas nur eben berührt, nicht etwa erschüttert worden. Und wie ferne hätte es den Päpsten gelegen, der Bildnerei oder Malerei jene strengen Fesseln anzulegen, wie sie dem Sinne des Dominikaners entsprachen. Das Papstthum der Epoche nahm alle Bestrebungen der weltlichen Kunst, Wissenschaft und Thätigkeit in sich auf. Gewiß, es verweltlichte sich, aber darin lag im Anfang des sechszehnten Jahrhunderts seine Größe. Sich dem Papstthum anzuschließen enthielt keine Entfremdung des Künstlers von den Gegenständen, die er sich wählen mochte. Michelangelo ist der Architekt, dem man die Kuppel von St. Peter verdankt. Unter den Werken der Sculptur nehmen die seinen eine hohe Stelle ein. Sie athmen nicht den Geist der Antike; es ist vielmehr ein moderner Geist, der sie inspirirt hat, aber von ungewohnter Stärke und Macht. In seinem David, so kolossal er auch ist, tritt die Fülle der Jugendkraft vor die Augen; in Moses zugleich ein großer Wille und die Einheit des Gedankens. Aber in Michelangelo lebten Ideale, die in dem Marmor allein nicht dargestellt werden konnten. So ging er zur Malerei über, die jedoch unter seinen Händen immer einen Anhauch von Plastik behielt. Papst Julius II., der ihn dazu berief, ihm ein Grabmonument von größtem Umfang auszuarbeiten, gewährte ihm, als die Ausführung Schwierigkeiten fand, den wünschenswürdigsten Raum für die Entwickelung seiner malerischen Virtuosität. Es waren die Traditionen über die Urgeschichte der Menschheit, an deren Darstellung sein Genius Hand anlegen konnte. Nicht eigentlich der kirchliche Mythus, wie er bisher die Erfindungsgabe und die geschickten Hände der Künstler beschäftigte, sondern die Erzählung der heiligen Urkunde selbst in ihrer einfachen Größe bildete seinen Gegenstand. Ein vor keinem Hinderniß zurückschreckender, das Gigantische gestaltender Geist, wie der dieses Meisters, gehörte dazu, um die Aufgabe zu fassen und zu lösen. Michelangelo führte sie mit einer Energie und Großheit aus, die des Gegenstandes würdig war. Alles ist zugleich malerisch und plastisch. Die Malerei ist für ihn eine Art von Supplement zur Sculptur; sie stellt dar, was jener versagt bleiben mußte. Erinnern wir uns des Gegensatzes, der bei den ersten Ein-

wirkungen der antiken Plastik auf die christliche Kunst so schneidend hervortrat, so ist es die Signatur der ersten Decennien des sechszehnten Jahrhunderts, daß ein solcher Gegensatz nicht mehr bestand; in den Deckenbildern der Sixtina ist er in Form und Inhalt überwunden. Ich wage nicht darauf näher einzugehen; denn leider ist es mir nicht möglich gewesen, die originalen Deckengemälde mit der Ruhe und der Genauigkeit in der Nähe zu betrachten, die mich befähigen würde, dem Eindruck, den die Abbildungen machen, eigenthümliche Wahrnehmungen über die Motive und die Art der Ausführung hinzuzufügen. Auch war das vielleicht um so weniger unbedingt erforderlich, da Michelangelo auf dem erreichten Standpunkt nicht stehen blieb.

Nach Vollendung dieses Werkes hat er noch über ein halbes Jahrhundert gelebt und immer gearbeitet. Gleich das jüngste Gericht zur Seite der Deckengemälde in der sixtinischen Capelle verräth einen veränderten Geist. Uns aber kann es nicht darauf ankommen, die Geschichte des Meisters, in welchem bei aller seiner Selbständigkeit die verschiedenen Phäsen der späteren Abwandlung sichtbar werden, darzulegen. Mein Augenmerk war auf die allgemeine Geschichte der Malerei gerichtet, für welche jene großen Hervorbringungen einen Moment von unendlicher Nachwirkung bilden. Der Bann war gehoben, welcher die strebsamen Geister bisher in gewissen Schranken zurückgehalten hatte. Und noch einem andern Talent erster Größe wurde durch Papst Julius II. ein ähnlicher Wirkungskreis eröffnet, wie der Michelangelos war.

Der wichtigste Moment für die Kunstgeschichte ist auch für Politik und Historie von höchster Bedeutung. Es ist der, in welchem Julius II. die Waffen ergriff, um Italien, wie er sagte, von den Barbaren zu befreien; er selbst zog in den Krieg. Die Ideen von der Einheit von Italien, die plötzlich erwachten, schlossen sich ihm an. Zugleich wurden die conciliaren Tendenzen niedergeworfen; der Humanismus, der an das Alterthum anknüpfte, und die Kirche traten noch einmal in einen Bund mit einander, der freilich bald vorübergehen sollte. Unter dieser Constellation war es, daß die beiden größten Meister im Vatican neben einander arbeiteten, — der Florentiner Buonarroti und Raphael Sanzio von Urbino.

## VI.

## Raphael.

Schon an den ersten Werken des jungen Raphael, auch da, wo er noch ganz in der Weise seines Meisters Perugino und gleichzeitiger Kunstgenossen arbeitete, nimmt man eine Abweichung in der äußeren Behandlung wahr. Seine Schatten sind durchsichtiger; die Ecken in den Gewandfalten feiner; eigen ist ihm, daß er die Brauen etwas weiter aus einander treten läßt, Sanftmuth anzuzeigen.

Dennoch hätte man auch aus so vorzüglichen Werken, wie die Vermählung der Jungfrau in der Brera ist, die spätere Entwickelung Raphaels nicht ahnen sollen. Wol ist der Ausdruck der drei Hauptfiguren gelungen: der Priester geistreich und fein, Joseph ergeben, die Jungfrau voll Huld; die Bewegung der Hände anmuthig und zierlich; allein die übrigen Gestalten der Frauen sind doch sehr einförmig, und die Männer nicht besonders bedeutend. Er scheint noch wesentlich in dem Bestreben der Schulen dieser Zeit befangen zu sein. Er zeigt Talent und Innigkeit, jedoch nicht ohne Manier. Ich will sagen, daß er die Art und Weise dieser Schulen, aus der er emporstrebt, sich gleichwol noch nicht mit völliger Freiheit zu eigenthümlichem Ausdruck seiner Intention angeeignet hat.

Völlig ist er ihrer Herr in dem schönen Werk der Madonna del Granduca (im Palast Pitti), wol dem schönsten, das er in seiner Jugend gemalt hat. Jenes Ideal von Huld und Anmuth ist durch den Ausdruck stiller, unbewußter Bescheidenheit fixirt: hier ist nicht allein Unschuld und Liebreiz, sondern Seele.

Riß sich selbst Johann Bellin in seinem Alter von dieser Darstellungsweise los, wie hätte ein junger strebender Geist ihr getreu bleiben sollen? Raphael sah die Arbeiten Lionardos und der Florentiner. Nicht ohne Eindruck ließen ihn die Werke des Masaccio. Hier lernte er den Zügen der Natur nachbildende Aufmerksamkeit widmen, und er nahm eine freiere Composition wahr.

In den Porträts, die er damals ausführte, kann man diese Einwirkung verfolgen. In dem Bild der Maddalena Doni wetteiferte er in Feinheit der Behandlung und dem Colorit mit den Köpfen Lionardos. In Angelo Doni ergreift er mit eigenem Verständniß die Gesichtszüge eines völlig praktischen Mannes; er suchte die Carnation der Natur zu erreichen. Ueberall bemerkt man bereits technische Meisterschaft. Als er Florenz verließ, war er von Allem frei, was in der früheren Manier beschränkend und bindend für ihn gewesen war; mit dem ihm eingeborenen Bestreben, dem Ausdruck der Seele, einer alle Regungen zusammenfassenden Innigkeit beizukommen, verband sich jetzt das andere, den größeren Formen der Natur nachzueifern. So finden wir ihn im Jahre 1507 in der für eine Dame aus der in Perugia herrschenden Familie Baglioni sorgfältig und bedachtsam vollendeten Grablegung. Man hat darin zwei Gruppen vor sich, die eine der hinsinkenden Mutter, die andere des todten Sohnes. In den Männern zeigt sich eine glückliche Mischung leiblicher Anstrengung und geistiger Begabung. Da sind schon freigefaßte Formen mit künstlerischer Einsicht der schöpferischen Natur nachgeahmt; die Knieende bei der Mutter hat den Ausdruck der wahrsten, reinsten Güte: durchaus warme eigene Auffassung; Alles ist kräftig und schön.

So weit war Raphael, als er nach Rom gelangte und die Fresken der Camera della Segnatura begann.

Auch das Schöne ist eine Hervorbringung der Natur, ein Erzeugniß der im Innern des Menschen wirksamen Kräfte. Eben da liebt es hervorzugehen, wo die Tiefe innerer Wahrheit mit der Absicht, den freien Ausdruck der Natur zu erreichen, zusammentrifft. Gleichsam unsichtbar ist sie mit dem Großen verbunden, nicht allein es zu schmücken, sondern in ihrem Wesen selbst.

Die Gegenstände, die Raphael hier darstellt, sind ebenso umfassend als ideal. Es ist ein Act des verweltlichten, aber doch den höchsten Zielen der Menschheit zugewandten Papstthums, daß Julius II. in den Stanzen die Darstellung zugleich der weltlichen und der geistlichen Wissenschaft sich doch wol nicht allein gefallen ließ, sondern sie anordnete.

Betrachtet man Disputa und Schule von Athen einander gegenüber, so bilden sie den erhabensten Gegensatz. Auf der einen Seite stehen die Philosophen in den heiteren Hallen eines tempelartigen Gymnasiums unter den Bildern des Apollo und der Minerva, studirend, sprechend, lehrend. Auf der andern sitzen die Doctoren der Kirche: in ihrer Mitte ist das Wunder des Sacraments; über ihnen sieht man Moses und die Bücher der Evangelien: Erzväter und Heilige: die Dreieinigkeit selbst. Dort lernt man forschend, durch Betrachtung und Nachdenken: hier lernt man anbetend, aufnehmend, durch Offenbarung und Erleuchtung. Diesen Gegensatz des menschlichen Strebens und der göttlichen Gabe, der das geistige Leben eines Jeden ausmacht, sinnlich fest und anmuthend darzustellen, forderte alle Kraft und Besonnenheit. Bald war es gefunden, daß dort die alten Philosophen zu vergegenwärtigen waren. Pythagoras schreibt über die harmonischen Proportionen; einsam, mit sich selbst begnügt, sitzt Diogenes; mit dialectischer Schärfe geht Sokrates den Alcibiades an; vor lernbegierigen Schülern zeichnet Archimedes ein Hexagon; Zoroaster und Epicur fehlen nicht. Alle diese Gruppen, die durch Würde in den Lehrern, Anerkennung in den Freunden, mehr oder minder glückliches Studium in den Schülern belebt werden, — sind dann wieder dadurch verbunden, daß sich einige Jünglinge von den unteren zu den oberen wenden. Es ist, als sollten sie durch die Betrachtung der Zahl oder der Figur oder durch die Dialectik, und wenn dies geschehen, dem innern Triebe folgend, sich zu den Lehrsätzen erheben, welche die höheren Meister vortragen, Plato und Aristoteles, die da oben nebeneinander stehen. Raphael war weder ein Platoniker noch ein Aristoteliker. Suchen der Wissenschaft führt allemal in das Gefolge eines oder des anderen; und in Anschauung ihrer selbst müssen sie einer den andern als gleich würdig anerkennen. So stehen sie hier mehr im Gespräch, als im Streit begriffen.

Es entspricht der Natur der Sache, daß man in dem andern Werke, da die Offenbarung zur Schrift geworden, aus Büchern lernt. Denjenigen, die das Wunder zu verzeichnen bemüht sind, stehen andere gegenüber, welche aus ihren Büchern bereits eifrig demonstriren. Wißbegierige

Schüler hören ihnen zu; andere aber wenden sich zu denen, welche mit halbgeschlossenem Buch das Wunder anschauend verehren. Denn immer ist es gegenwärtig und über ihnen sieht man, wie gesagt, den Himmel offen. Man hat oft die Frage aufgeworfen, ob die Auffassung, die Allem zu Grunde liegt, von Raphael selbst herrühre. Man darf wol kaum annehmen, daß er eine Stelle des Sidonius Apollinaris, die ihm bei seinem Entwurfe vorschwebte, selbst aufgefunden haben sollte; und andere Momente der Gelehrtengeschichte mag ihm einer oder der andere von seinen Freunden an die Hand gegeben haben. Aber die Gesammtheit des Entwurfs muß doch dem Meister zugeschrieben werden, dessen Namen sie trägt. Ein junger Mann von Geist hat die Fähigkeit, auch das zu fassen und zu begreifen, was ihm ferner liegt; die Größe seiner Aufgabe führt ihn empor in die Region der reinen und allgemeinen Gedanken. Jene Gegensätze der menschlichen Wissenschaft und der kirchlichen Theologie lagen nicht tief verborgen. Raphael brauchte nur offene Augen zu haben, um sie allenthalben um sich her wahrzunehmen. In diesen Werken ist Fülle der Gestaltung mit Einsicht in die Dinge und großartiger Auffassung vereinigt. Die Mannichfaltigkeit ist zu schöner und doch nicht zwingender, systematischer Einheit verknüpft; unter der Bedeutung ist das Leben nicht untergegangen. Das Gold der Disputa verschwindet bei dem Anblick der vollkommenen Natur. Die Mühe, die doch vielfältig angewendet worden ist, bemerkt man nicht. Hier ist keine gewollte Form, keine gezwungene Harmonie der Theile. Es spricht uns an wie ein Gedicht, dessen schöner Sinn in vollkommenem Wohllaut mitgetheilt wird, ein Gedicht, das sich ohne Arbeit und Zeitverlust dem Auge auf einen Blick darstellt und enthüllt.*)

Niemand erreicht ohne Anstrengung ein erwünschtes Ziel. Anlagen werden verliehen, doch ihre Ausbildung bleibt mehr oder minder ein persönliches Verdienst.

Und so wird es nicht unnütz scheinen, wenn wir diesem Meister, dessen Werke eine größere Anerkennung genießen als vielleicht irgend eine andere Production in Literatur und Kunst, in seine Werkstatt folgen. Viele seiner Zeichnungen, durch welche er seine Gemälde vorbereitete**),

*) Passavant I, 147 ff. hat 1839 das Studium des Diogenes Laërtius bei Raphael nachweisen zu können geglaubt. Wahrscheinlicher ist es, daß Raphael durch Abbildungen alter Philosophen an den Wänden eines zu den Studien eingerichteten Gymnasiums, von welchen Sidonius Apollinaris in seinen Briefen eine Beschreibung gibt, angeregt worden ist und denselben einige Motive entnommen hat. Schon der Abbé Du Bos hat darauf aufmerksam gemacht. Herman Grimm, Raphael I, 216 hat die Analogien weiter entwickelt.

**) Den Vorarbeiten Raphaels zu seinen Werken hat man, seitdem ich dies schrieb, eine eingehende Durchforschung gewidmet; ich sah damals nur den Weg im Allgemeinen vor mir.

hat Marc Anton im Stich seinen Zeitgenossen bekannt gemacht. Das Verhältniß nun, in welchem der Marcantonische Stich der Cäcilia, dessen Zeichnung durch die Unterschrift für unzweifelhaft authentisch erklärt wird, zu dem ausgeführten Werke steht, das man in Bologna sieht, finde ich sehr charakteristisch. Es sind in beiden die nämlichen fünf Figuren, doch haben sie eine merkliche Verschiedenheit. In der Zeichnung richtet Magdalena ihren Blick geradehin aufwärts dem Himmel zu. In dem Gemälde fand es der Meister besser, diese Gestalt, obwol ihre Aufmerksamkeit dieselbe bleibt, dennoch sich halb nach dem Beschauer hinwenden zu lassen, so daß ihre schönen Formen großartig hervortreten. In der Zeichnung hat S. Paulus das Buch in der einen, das Schwert in der andern Hand. Dem Meister mochte es scheinen, als trete hier das Symbol mehr hervor, als die innere Bedeutung fordere. Indem er das Buch in eine Rolle verwandelte, und diese dem Apostel über das Schwert in die linke Hand gab, bekam er den rechten Arm frei; auf diesen stützt jetzt in dem Gemälde S. Paulus seinen Kopf. Diese einfache Veränderung fügt seiner männlichen Haltung den Ausdruck eines tiefen Versunkenseins in sich selbst bei. In der Zeichnung waren noch einige Reste eines conventionellen Herkommens: der Bischof in seiner Mütze contrastirte zu stark mit den übrigen barhäuptigen Gestalten: die Engel spielten auf Violine, Triangel und Harfe. In dem Gemälde zog Raphael es vor, den Bischof mit dem Hirtenstabe zu bezeichnen; die Engel stellte er singend dar; und das Buch, dessen er nun bedurfte, benutzte er zu einem breiten Vordergrund für diese glücklich gruppirten geistreichen Kindesangesichter. So erreichte er, daß das Herkömmliche, Typische vor den Forderungen der Schönheit und Anmuth zurücktrat, daß die Gestalten freier concipirt nicht allein größere Formen zeigten, sondern auch tieferen Ausdruck; und die Gruppen sich harmonischer rundeten. In der That kann man nun nichts Vollkommneres sehen. Es ist, als hörte man diese himmlische Musik, welche die Tonkundige zu hingegebener Entzückung: — so senkt sie ihr Instrument, — den Ernstgesinnten zu tieferem Nachdenken, die Neugläubige, jene Magdalena, zu frischem Aufmerken, jeden seiner Natur gemäß zu dem Gefühl des Göttlichen fortreißt.

Wenn man dem Papst Julius das Wort zuschreibt, Raphael habe sich an die urbinatische Manier gehalten, bis er die Werke Michelangelos gesehen habe, so liegt darin mehr eine Schmeichelei für den letzteren, als die volle Wahrheit. Von jener Manier war Raphael schon abgegangen, ehe er nach Rom kam. Michelangelo war einen Schritt voraus. Es würde nicht zu begreifen sein, wenn nicht die Art und Weise Michelangelos auf Raphael Einfluß ausgeübt hätte. Die Tiefe und Eigenthümlichkeit des Genius schließt die Empfänglichkeit nicht aus. Raphael wird von Michelangelo gelernt haben; er nahm wahrscheinlich von ihm einige Vortheile der Technik herüber; aber der Stetigkeit seiner Entwickelung geschah dadurch kein Eintrag.

Mehr als irgend ein anderes seiner Werke erinnert Isaias bei den Augustinern durch seine Haltung und einige unbekleidete Gliedmaßen an Michelangelo. Doch diesen Ausdruck der Würde, der Tiefe, des Stolzes, den er ihm so glücklich gab, konnte er nur aus eigener, verwandter Conception schöpfen.

Die Sibyllen erinnern vielleicht durch die Wahl des Gegenstandes, nicht aber in der Ausführung und den Motiven an Michelangelo. Wie Cäcilia und ihre Begleiterinnen, sind die Sibyllen eine jede von ihrem Theil empfangener Erleuchtung hingerissen. Sie geben ein ruhiges, oder ein antwortendes oder ein entzücktes Aufnehmen zu erkennen. Ihre Zusammenstellung mit den Engeln verleiht der Gruppe lebendige Anmuth.

Durch die Richtung und den Schwung seiner Intentionen wird auch das Porträt geadelt. Nicht allein wird es, wie in Bartolo und Baldo, indem man die Adern schwellen sieht und das Leben der Haut wahrzunehmen glaubt, zu augenfälliger Wahrheit durchgebildet, sondern die Individuen werden zu Repräsentanten von Classen. Julius ist nicht allein ernst und entschlossen; um Lippen und Backen spielt ihm ein leiser Zug jenes Anflugs von Trunkenheit, der er ergeben war, und die so leicht zu Jähzorn ausschlug. Unnachahmlich ist Leo mit seinen beiden Cardinälen. Sie scheinen Rath zu pflegen und es ist als habe der eine Vortrag gehalten, nicht eben über die erfreulichsten Sachen, wie es das Ansehen hat, und als wolle der Papst, der keineswegs schön ist, den Mund öffnen, um zu reden. Ruhig wartet der andere, was er sagen werde. Es ist ein Stillleben des Cabinets; bei aller Ruhe, welche schon der Gegenstand gebietet, lebhafte Bewegung des Innern. Dürfen wir von ihm auf die barberinische Fornarina übergehen? Denn die florentinische ist leider durch die Restauration unächt geworden. Jene ist in der ersten Frische ihrer Entwickelung. Sie hat keineswegs klassische Formen und eine sehr braune Grundfarbe des Gesichts; aber es ist durch den frischen Hauch der Jugend begeistigt. Sie lächelt; aber es ist ein Lachen nicht des Willens, sondern der glücklichen Existenz, wie die Flur lacht.

Wenn nun Raphael wiederum an die Bearbeitung jener Madonnenscenen ging, wie sie Sitte und Bedürfniß dieser Zeit forderten, so konnten sie nicht in dem Sinne des Francia und Perugino ausgeführt werden; dieser vorgerückten, so eng anschließenden und doch idealen Nachahmung der Natur mußten sie entsprechen.

Man wird sich nicht verbergen, daß hierbei um so mehr eine gewisse Gefahr war, je erfindungsreicher der Geist des Meisters. Hatte er sich von der gewohnten Art und Weise losgerissen, versuchte er dann jedes Mal einen neuen Weg, eine eigene Vorstellung, sollte es ihm immer auf gleiche Weise gelingen, diese den unleugbaren Forderungen der gegebenen Idee gemäß hervorzubringen?

Ein unbefangener Beschauer könnte meinen, daß ihm das nicht immer

gelungen sei. Die Madonna della Seggiola ist vollkommen in ihrer Art; allein der Gedanke ist doch nur eine junge Mutter, die ihren Knaben mit Muttergefühl und Herzinnigkeit an sich drückt; etwas Göttliches ist hier nicht; sowol hier, wie in jener zweiten Jungfrau der Tribune zu Florenz, wo die Mutter nur ein wenig älteres Kind ist, das mit dem jüngeren spielt, überwiegt das menschlich Anmuthende. Die Gegenwart des Johannes mit seinem ecce agnus kann darin Nichts ändern.. In der Madonna dei Candelabri finde ich die Mutter beinahe kalt, allein das Stück rührt nur zum Theil von der Hand des Meisters her; zu der unter dem Namen der Impannata bekannten Madonna hat Raphael, so viel man weiß, nur den Carton gearbeitet. Die Anna auf diesem Bilde hat einen Zug von Ironie; es scheint fast, als habe sich der Meister nicht in jener Stimmung befunden, welcher sich das Göttliche offenbart.

Dagegen empfängt man den Eindruck einer solchen Stimmung bei anderen Arbeiten. So nahe die Madonna mit dem Vogel dem Spiel ist, so ist doch jenem frohen Darreichen des Johannes eine himmlischruhige Unbeweglichkeit des Kindes entgegengesetzt; die Mutter ist gerührt und göttlich.

Die Madonna di Fuligno, im Genuß und Gefühl ihrer Seligkeit, wendet sich voll Güte zu ihren Gläubigen, die ihr hinwieder eine zutrauliche Verehrung widmen. Es ist das Verhältniß der Jungfrau zu ihren Devoten, wie es die Gebete noch bis auf den heutigen Tag ausdrücken.

Das vollkommenste dieser Werke ist ohne Zweifel die Madonna di S. Sisto. Es ist nur eine Erweiterung der gewohnten Vorstellung der Madonna auf dem höheren Thron mit ihren Heiligen. Aber welch eine Erweiterung. Die Jungfrau wird von dem Thron auf die Wolke erhöht. Wenn es die Aufgabe der religiösen Kunst überhaupt war, das Göttliche in sinnlicher Gestalt erscheinen zu lassen, so ist diese Aufgabe vielleicht nirgends so vollständig gelöst worden, als in diesem Bilde. Die Jungfrau ist durch und durch Natur und Erscheinung, der Knabe ist erhaben, göttlich, vollkommen entsprechend der kirchlichen Vorstellung, wie sie einmal gefaßt war, und doch durchaus menschlich. Ideal und Realität durchdringen einander. Raphael hat das Bild in einer glücklichen Stunde in einem Zuge auf die Leinwand geworfen: das großartigste Zeugniß des Geistes und der künstlerischen Bildung, die in ihm lebten.

Wir sehen wol den Fortgang der Entwickelung: von jener durch den Begriff des Lieblichen, Heitern und Unschuldigen umfangenen und gleichsam gebundenen Darstellung zu der muthigen Auffassung eines freien Ausdrucks und großer Formen; es ist überdies ein anderer Moment eingetreten, nahe damit verknüpft; aber beinahe noch wirksamer: von der Ruhe zur Bewegung; von dem Sinnreichen zu dem Leidenschaftlichen.

Die Malerei machte vornehmlich durch Michelangelo den entscheidenden Fortschritt von der Bekleidung zu dem Nackten. Nicht als ob man nicht auch früher in gar manchem Sebastian und verwandten Heiligen und Eremiten die Nachahmung der Carnation und Gliederform menschlicher Gestalt zum Zweck gehabt hätte, aber es ist ein Unterschied, ob sie durch die Fabel geboten oder ob sie frei gesucht war. Jetzt traf diese Richtung mit der allgemeinen Nachahmung der Antike zusammen; man wählte Gegenstände, welche die Darstellung des Nackten begünstigten. Wenn man nun auch hierin eine natürliche Fortentwickelung der Kunst erblicken kann, so ist doch unleugbar, daß sie dadurch von ihrem religiösen Ursprung noch weiter abgeführt wurde.

Der christlichen Tradition stellten sich die mythologischen Dichtungen des Alterthums zur Seite; sie wurden mit immer wachsendem Eifer ergriffen, sie eröffneten der Kunst als solcher in jeder Rücksicht eine neue Bahn. Sobald es die Aufgabe des Malers geworden war, die Naturform des menschlichen Leibes in ihrer Fülle und Abwechselung zu reproduciren, so mußte er eine größere Bewegung suchen, jenen starken Schwung, den die Leidenschaft der Action gibt. Eine solche boten ihm die Mythologie und selbst die historischen Erinnerungen aus der Vorzeit in reicher Fülle dar.

Raphael trat zuerst in der Farnesina in diese Bahn ein. An der Fabel von Amor und Psyche stellte er vornehmlich die weiblichen Gemüthsbewegungen dar. Venus erscheint einmal ruhig in ihrem Wagen; alsdann im Tanz; wir sehen sie den Jupiter kindlich, die Götterversammlung mit vieler Würde bitten, und sich entrüstet über ihre Nebenbuhlerin beklagen. Hier ist es nun augenscheinlich, daß die Figuren ganz um des Ausdrucks willen erfunden sind und in solchem beinahe aufgehen. Die Gestalt der Venus ist immer eine andere. Um Jupiter geht sie mit einer fast Cranachischen Demuth wie eine Eva; als Tänzerin ist sie zierlich schlank, vollkommene Tänzerin; wie sie sich beklagt, mit diesem rückwärts gewandten Blick, ist sie eine sehr stolze, modern römische, hohe Gestalt; vielleicht die vollendetste von allen, die hier erscheinen. In der sogenannten Galatea sehe ich auch nur eine phantastische Anadyomene.

Es konnte nicht anders sein, als daß diese Tendenzen in den ferneren großen Compositionen, wie sie in der Camera della Segnatura in der letzten Zeit Julius II. und unter Leo X. auszuführen waren, zu Tage traten. Einmal stellte Raphael statt jener erdichteten Zustände Handlungen vor, welche eine größere, von dem Eindruck und der Forderung des Augenblicks beherrschte Bewegung geboten. Sodann führte er nackte Gestalten ein. In Heliodor ist es noch ziemlich sparsam; in den zur Rache bewaffneten Engeln, in den Frauen und Kindern im Vordergrund erscheint es ebenfalls gemäßigt. Im Attila tritt es in den halbbekleideten Kriegern schon stärker auf; noch mehr in dem Brande des Borgo: in dem Siege über die Saracenen herrscht es vor. Man kann bemerken, daß diesem Fort-

gang entsprechend die Werke des Meisters mehr äußerlichen Ausdruck als innere Bedeutung haben. In dem Heliodor wie schön und großgedacht ist der rächende Engel in seinem strafenden Ernst; wie stolz steht er da, so wie im Attila der zuversichtliche Glaube der Priester den durch die himmlische Erscheinung erschreckten Kriegshelden und dem niedergeschmetterten Verbrecher gegenüber. In dem Brand sieht man der Natur glücklich abgelauschte Gestalten; wenngleich in diesen nur Aeneas etwas seltsam erscheint. Vor dem Siege über die Saracenen aber steht man still, ohne weitere Empfindung; die Krönung des Kaisers ist fast eine reine Nachahmung des Gegenständlichen, nur durch eines oder das andere wahre Antlitz belebt; und daß in diese kirchlich würdige Versammlung die unbekleideten Fachinen hereintreten, ist wol nur dem Bedürfniß von großen nackten Gestalten zuzuschreiben.

Es ist wahr, daß diese Bilder meist eine politische, historische Beziehung haben; daß sie geboten waren: aber dieser unaufhaltsame Fortgang von dem Moment, wo der Werth eines Bildwerkes in der Bedeutung seines Gegenstandes, zu dem anderen, wo er nur in der Vollendung der äußerlichen Nachahmung liegt, ist historischer, als alle jene Anspielungen auf die vorübergehenden Ereignisse der Zeit.

In den Jahren 1515 und 1516 sind die Arazzi entworfen worden.*) Bestimmt, öffentlich vor die Augen des Volkes ausgehängt zu werden, werden sie mit der Rücksicht, sich populären Vorstellungen anzupassen, ausgearbeitet worden sein. So sind schon bei der Krippe die Pifferari nicht vergessen worden, welche alle Jahre gegen Weihnachten aus den Abruzzen nach Rom kommen, und bei keinem Präsepe in den Häusern so leicht fehlen. Bei der Anbetung der Könige hat man den Elephanten dargestellt, der damals zum ersten Male wieder, nachdem man Jahrhunderte lang einen solchen Anblick entbehrt hatte, nach Rom gebracht worden war. Die Mahlzeit von Emaus findet in der Weinlaube einer Vigna statt. Dies Talent, sich verständlich, sinnlich, populär auszudrücken, hat der Maler hier vornehmlich in allem Beiwerke trefflich bewahrt. Vielleicht hat ihn eben dies veranlaßt, der schon eingetretenen Neigung, auf der einen Seite starke Bewegungen zu zeigen, auf der anderen solche zu sehen, nur um so mehr nachzugeben. Vergleicht man alsdann ein älteres raphaelisches Bild, wie es die Anbetung der drei Könige in der Engelsburg ist, mit diesem späteren Entwurfe, so findet man einen ungemeinen Unterschied.**) Dort stehen die drei Könige ruhig vor dem Kinde, ihre Gabe in der Hand; stille Bewunderung drückt sich in ihnen aus: neben ihnen die

*) Die Cartons Raphaels wurden nach einer Teppichfabrik nach Arras geschickt, von wo ein Theil derselben unter Karl I. nach England gekommen ist.

**) Ueber die früheren und späteren Schicksale des Bildes wird man von Passavant Raphael II, S. 17 unterrichtet.

Vornehmsten ihres Gefolges; von welchem ein fernerer Zug von Weitem herkommt. Wie ganz anders ist das hier! Wie inbrünstig küßt der alte König dem Kinde den Fuß: mit wie lebhafter Bewegung strecken die Schaaren der Begleiter die Arme aus! Höchst mannichfaltig ist die Wirkung des Ereignisses der Auferstehung auf die Wächter; Blendung, neugierige Verwunderung, Erstaunen, Erschrecken; Fliehen, Fallen, Sichzurückwenden. Die Scenen des Kindermordes erscheinen im Kampfe zwischen den Mördern und den Weibern, welche ihren Feinden selbst in die Augen fahren und von ihnen bei den Haaren gefaßt werden.

Diese Vorliebe zu leidenschaftlicher Darstellung, in großen Formen, nicht ohne das Nackte, bildete sich in eben diesem Zeitpunkte aus und in Raphael war sie so sehr vorhanden, wie in irgend einem andern Zeitgenossen.

Auch in seinem letzten schönen Werke, der Verklärung, tritt sie hervor. In dem Vater des Besessenen wenigstens ist ein so leidenschaftlicher, in dem Johannes ein so lebhaft theilnehmender Ausdruck, daß man nicht weiter gehen könnte. Der nackte Knabe bietet in seinen krampfhaften Gliedmaßen allen Anlaß dar, Kenntniß der Anatomie an den Tag zu legen. Jedoch wird man die Motive glücklich und natürlich, die Vereinigung der irdischen Handlung mit der himmlischen geistreich, die Haltung der himmelan Schwebenden erhaben und groß finden. Es ist die volle Höhe dieser Richtung, und noch ohne ihre Fehler.

Denn wie sehr Raphael auch dem Zuge der herrschenden Bestrebungen folgte, so war er doch weit entfernt, sich ihnen rücksichtslos hinzugeben. Man kann auf ihn selber anwenden, wie er den S. Lucas dargestellt hat, dem die Jungfrau erscheint, indem er sie malt. Indem Raphael die Wirkung dieser geistigen Anschauung auf den empfangenden und wiedergebenden Menschen darzustellen hatte, — ließ er seinen Lucas zwar lebhaft gerührt, hingerissen bis zu liebender Verehrung erscheinen, allein nicht ohne den Ausdruck einer an sich haltenden Scheu, einer sich selber mäßigenden Zurückhaltung.

Auch die lebhafteste Bewegung mildert er durch ruhige Gestalten.

Es zeigt sich in Raphael, wie aus einem großartigen Stil Manier hervorgehen kann.

Raphael hatte durch innere Arbeit eine sich selber gleichartige Ausdrucksweise erworben, die ihm so zu sagen in der Hand lag; diese fuhr fort ihm auch dann beizuwohnen, wenn er seine Werke ohne tiefere Bewegung entwarf; allein man fühlt, daß diese Art der Vollendung auf der Oberfläche liegt; hier bleibt auch der Eindruck stehen; man wird nicht in das Geheimniß einer großen Erscheinung eingeführt.

Eben dies ist der Punkt, an welchem seine Schüler beginnen; sie haben glatte Form und eine nicht von innen herausgearbeitete, sondern fast zufällig angegriffene, nicht eigen durchgebildete Fabel.

In den Zeiten, in welchen die großen Hervorbringungen zu Stande kamen, der Kunst die vollkommensten Darstellungen gelangen, wich man doch auf allen Seiten wieder von der Höhe dieses Standpunktes ab. Denn nur ein Moment ist die Production des Schönen. Nur aus der glücklichen Regung der Seele geht sie hervor, aus welcher auch Tugend und Frömmigkeit, mit ursprünglicher Naivetät und Unschuld dem Reiche der Ideen zustrebend, emporwachsen. Aber zugleich gehören begünstigende Umstände des gesammten Lebens und Zeitalters dazu, um der persönlichen Entwickelung Raum zu gewähren.

## VII.

### Tizian und einige seiner Zeitgenossen.

Die Schranken der Schulen, in die man die Geschichte der italienischen Malerei einzutheilen pflegt, sind vor uns so gut wie gefallen. Es ist ein und derselbe Fortschritt, den wir zu der nämlichen Zeit in allen bemerken: von dem Herkömmlichen, Gebundenen zu freier Auffassung; von der Darstellung gewisser Seelenstimmungen zu einem Wetteifer mit der Erscheinung, mit den Werken der unerschöpflich bildenden Natur; von dem Lieblichen zu dem Großen. Die Bewegung geht von Innen hervor nach Außen; doch ist sie ganz von der Idee des Schönen beherrscht. Dieser das Höchste anstrebende Sinn, der im übrigen Italien mit allen Schwankungen der Ereignisse und der öffentlichen Stimmung zu kämpfen hatte, fand nun in dem ruhigen, auf sich selbst angewiesenen, sich selber gleichen Venedig eine besondere Stätte der Entwickelung. Hier, wo die Wogen der Weltbewegung minder gewaltsam brandeten, gelangte er zu einem eigenthümlichen Ausdruck.

Man hält Giorgione für den Gründer der venezianischen Schule, insofern sie die neue Richtung in sich aufnahm. Leider ist es unmöglich, die Wirksamkeit Giorgiones zu verfolgen. Seine größeren Werke sind meistens untergegangen; die, welche sie sahen, nahmen in ihnen feurigen Schwung, energische Handlung und eine kunstvolle Farbengebung, welche den Eindruck des Lebens machte, wahr. In den Arbeiten, die sich erhalten haben, bemerkt man glückliche Gegensätze: brauner, sonnverbrannter Männer und zarter Mädchen; nachgiebiger Schönheit und des bejahrten Versuchers; mönchischer und ritterlicher Heiligen; des siegreichen Knaben und des niedergeworfenen Riesen; — frei lösen sich seine Porträts ab von der Tafel und treten neben einander heraus: Alles geistvoll, zuweilen bizarr. Da man nicht weiß, wie weit die Stücke, die ihm an vielen Orten zugeschrieben werden, eigentlich ächt sind, so kann man nicht mit Bestimmtheit sagen, inwiefern von ihm eine beherrschende Richtung ausgegangen sein könne. Von einigen der schönsten seiner angeblichen Reliquien ist es ungewiß, ob nicht auch dem alten Meister Bellin ein

sehr wesentlicher Antheil daran zugehört. In dem Umgange Gian Bellins mit so begabten Schülern, wie Giorgione ohne Zweifel war, und wie wir Tizian in allen seinen Spuren erkennen, ward der neue Geist lebendig ergriffen; so faßte er Wurzel in Venedig.

Wir vermögen nicht die Schwingungen anzugeben, durch die derselbe eindrang, jedoch lassen sich wol einige Spuren davon bemerken. Von Tizian ist es nicht zweifelhaft, daß er von Anfang ein selbständiges Verfahren einschlug. Schon an so alten Tafeln, wie die kleine Tizians in der Sacristei der Frari ist, läßt sich eine eigenthümliche malerische Auffassung wahrnehmen. Es ist vornehmlich die Carnation, welcher Tizian besser beizukommen suchte. Schon hatte Giorgione den Rath ertheilt, die Natur nicht geradezu wiedergeben zu wollen, sondern so, wie sie sich dem Auge des Beschauers darstellt. Darauf beruht die Vertheilung von Licht und Schatten und das unvergleichliche Colorit der venezianischen Darstellungen. Tizian übertraf seine Zeitgenossen noch durch die Harmonie seiner Erfindung.

In der Composition blieb man in Venedig wol nicht ganz frei von einer Nachwirkung der Toskaner. In dem S. Marco in der Salute ist der S. Marco des Fra Bartolommeo nicht zu verkennen.

Zugleich übte man sich an den Bildwerken des Alterthums. In gewissen Engeln Tizians hat man eine Nachahmung von Gemmen bemerkt, die noch in Venedig aufbewahrt werden, und die Wirkung der Antike kann sich nicht darauf beschränkt haben.

Begriffen in diesen Bemühungen, leise berührt, nicht beherrscht, von diesen Einflüssen, gehoben von der Umgebung, trat Tizian in seine große Laufbahn.

In dem Porträt ist es nicht sowol der Ausdruck des Geistes oder das Ideal, als die zusammengreifende Wirkung der verschiedenen Elemente der Erscheinung, was er wiederzugeben sucht. Er hebt das volle, blonde, befehlshaberische Frauengesicht durch schwarze Tracht und schwarzes Kopfzeug; die frische Munterkeit einer bräunlichen Schönen, beweglich wie sie ist, stellt er in enganschließendem Kleide dar, das ihre schlanke Gestalt zeigt; edle Fürstinnen erscheinen in Dunkelgrün, reich angethan mit Ketten; die Bescheidenheit aber kleidet er in Weiß. Unmittelbar bis zur Gegenwart treten seine Aretine und Arioste, seine Carle und Philippe vor uns hin, in dem ganzen Stolz der Vollendung, der eine würdige Existenz ausspricht.

Von diesem Punkt aus war er in Einem Moment bei dem Ideal; sei es ein sinnliches, das ist die Ausbildung der Gestalt bis zur Vollendung; oder ein geistiges. In der Venus bei den Barbarigo ist in den Gliedern der anschwellenden Muskeln der Arme, der runden Weichheit der Hüften eine Fülle bis zum Ueberfluß; sie ist dem ohnerachtet schlank; und das üppige Gesicht wird von den seitwärts gewandten, aber in dieser Richtung

geradaus schauenden Augen beherrscht. Die Natur schwelgt in ihrer Hervorbringung; Amoren sind in der Nähe beschäftigt; man kann keine lebensvollere Vergegenwärtigung eines schönen Geschöpfes haben.

Ihr gegenüber hängt dort eine Magdalena. Sie ist nicht weniger reich ausgestattet; es sind dieselben Formen der in ihrem Geschöpf verschwenderischen Natur. Die Verschiedenheit der Absicht tritt aber schon in der Umgebung hervor. Statt des wohl eingerichteten, reich verzierten Zimmers finden wir uns in zurückgezogener Einsamkeit, draußen bei dem Gebirge. Um diese Gliedmaßen legen sich nicht, wie dort, Armbänder und Ringe, noch sind die Haare sorgsam geflochten; die langen Locken fallen aufgerollt über die Schultern herein. Die ganze Wirkung aber faßt sich in den Augen zusammen. Es ist nicht, wie dort, nur das Aufathmen einer sich selber fühlenden Creatur. Hier ist nichts Verführerisches; das Auge ist gen Himmel gerichtet und von Thränen gefüllt: in diesem Wesen ist das Bewußtsein einer andern Welt lebendig geworden; gleichsam verlangend nach einem andern Gut, ist der Mund geöffnet.

Oft zweifelt man an der Aechtheit der Frömmigkeit, weil ihr Sünde vorhergegangen. An der Aechtheit der Buße, wie sie hier auftritt, kann kein Zweifel aufkommen.

Der Geist unseres Künstlers schwelgt selbst in dieser doppelten Welt. Er unterscheidet oft genug ausdrücklich seine devoten Productionen von seinen profanen, die er Poesien nennt.

In den Compositionen der ersten Art suchte er nicht minder als in den andern den ganzen Ausdruck der Natur; nur eine geistige Richtung unterscheidet sie. Jene Madonna, die er im Wettstreit mit seinem Nebenbuhler Pordenone in einer Capelle zu Treviso ausführte, ist eine vollkommen schöne, ganz ausgebildete Gestalt. Aber wie sie nach der himmlischen Erscheinung halb hingewendet ist, so ist sie von wahrer Unschuld und aufnehmender Ergebung überleuchtet. — Selbst wo er sich dem Traditionellen, wie in der Anordnung der Präsentation der Maria, in welcher wie auf früheren venezianischen Bildern eine lange leere Treppe fast die ganze linke Seite der Tafel einnehmen sollte, zu bequemen hatte, wußte er es doch, die Erscheinung, wie sie vor ihm stand, wie er sie sah, darauf zu schreiben. Diese Zuschauenden sind vor allen Dingen Venezianer; edle Gestalten, von denen es gut ist, daß sie der Vergessenheit entrissen worden, in würdigem Kostüme; ihrer viele, aber bequem, ohne sich zu drängen. So schön gruppiren sich die dürftige Frau und der sein Almosen ernsthaft darreichende Senator, den schon wieder ein anderer anspricht. Es ist ein so natürlicher Gegensatz zwischen der Alten, die mit ihrem Eierkorbe trotzig an der Stufe sitzt, und der jugendlich heranschreitenden, wohlgekleideten venezianischen Edeldame; zwischen dem Kind, das demüthig die Treppe hinaufsteigt, und dem andern, das anmuthig an derselben hinlehnt. Für diese Mannichfaltigkeit des

anscheinend gemeinen Lebens ist die alt gewohnte Anordnung gerade erwünscht, sie gibt den Werken doch den Ausdruck einer religiösen Conception.

Zu ganz neuen Schöpfungen führte es aber, wenn Tizian nun in großen Compositionen diese wiederhervorbringende Nachahmung der Natur mit seinen Idealen durchdrang.

Mit aller Pracht sinnlicher Erscheinung ging er daran, die Assumtion der Jungfrau für die Kirche der Frari zu malen.*)

Es ist eben jene Gestalt, der er die Verkündigung geschehen ließ; die Schönheit einer vollkommen, großartig in allen ihren Formen entwickelten Frau, in der nicht Demuth noch Unschuld noch eine andere besondere Eigenschaft oder Tugend vorzugsweise hervortritt, sondern ein Wesen von Fleisch und Blut, aber ohne die Zuthat der Jahre und rein von Mängeln; jetzt durch ein heiliges Entzücken verklärt; himmelwärts emporgehoben so ihre Seele, wie wir den Leib sehen.

Anbetend schauen die Apostel ihr nach; diese sind in größten Formen gehalten; man sieht die Arme ausgestreckt, und den Körper in lebhafter Bewegung; doch könnte man nicht sagen, daß dies gemalt wäre, um das Spiel der Muskeln oder die Bildung der Glieder zu zeichnen; es ist in ihnen die mannichfaltigste Abstufung von der jugendlichen Anbetung, die im Selbstbewußtsein der Religion, der diese bestätigenden Erscheinung gegenübersteht, bis zu dem Entzücken des Greises, welcher von derselben überwältigt und gleichsam aufgelöst wird. Jede dieser Gestalten ist von der Idee belebt und durchhaucht.

Ueber ihr erscheint Der, welcher sie empfangen wird, — man sieht, wohin sie geht. Wol hat die ursprüngliche Mythe dies eigentlich verstanden. Aber wenn wir Andern auch wissen, daß dies nicht geschah, daß sie nicht auf Wolken emporgetragen worden, daß dieser persönliche Gott ihr nicht empfangende Arme entgegen gebreitet hat, so müssen wir doch den Mythus als ein herrliches Gedicht anerkennen; es ist die zugleich kindliche und religiöse Vorstellung der innigsten Vereinigung des Göttlichen und des Menschlichen. Das reine Geschöpf, wie es ist, von Engeln wird es emporgetragen und gefeiert; von der Gottheit aufgenommen, von den Menschen da unten vermißt und angebetet. Wol könnte man von dem Zweifel beschlichen werden, ob es nun auch der volle Ernst der

*) Aus den Diarien des Sanuto hat man erfahren, daß dieses Werk den 20. März 1518 in der Kirche de' Frari zur Aufstellung gelangte. Die Technik des Werkes hat indeß so viel auch für jene Zeit Auffallendes — man sagt sogar, die Frari hätten Lust gehabt es zurückzuweisen —, daß dies Erörterungen der malerischen Motive veranlaßte; vgl. Ticozzi, Vite dei pittori Vecelli, p. 24 ff. Bei den neuesten Beschreibern kann man sehen, wie viel weiter sie hierin gehen. Man nimmt an, Tizian habe von Natur gewußt, was wir heute durch die Beobachtung der Photographien lernen. Es heißt dort, er habe auf einer einzigen Bildfläche die Erfahrungen eines halben Jahrhunderts der Oelmalerei zusammengefaßt.

Religion ist, was hier hervortritt; ob der Auffassung nicht zu viel irdische Elemente beigesellt sind. Allein den großen Meistern gegenüber, die das Wunder veranschaulichen, denkt man daran nicht; man lebt nur in dem Mitgefühl der Kunst.

Wenn ich verschiedene wohl gelungene Werke hintereinander sah, so empfand ich den Eindruck des Wohllautes der Musik. Dies Gemälde ist, wie wenn alle in einem Tonwerke angeregte Motive vereinigt werden und in laute Harmonien zusammenströmen.

Tizian umfaßt ebenso wie Raphael und Michelangelo profane Mythologie und geistliche Darstellungen. Von dem, was er, wie schon berührt, seine Poesien nannte, habe ich keine gesehen, welche eine auch nur von ferne ähnliche Wirkung zu machen fähig wäre. Sie sind, wie Adonis und Venus, zwei junge und jugendliche Gestalten, von denen die weibliche zurückzuhalten sucht, die männliche sich zu entfernen entschlossen ist, glücklich gefaßt und ausgeführt. Die Età dell' uomo ist ein Idyll, durchsichtig und sinnreich. Reich und prächtig ist ihm die Landschaft unter dem Pinsel hervorgequollen.

In der Größe der allgemeinen Intention läßt sich Tizian dem Michelangelo und dem Raphael nicht gleich stellen. In diesen lag etwas Weltumfassendes, über die bisherige Sphäre der Malerei weit Hinausgreifendes; eine innere Genialität, die mit den Gegenständen ringt. Tizian ist mehr ein Maler seiner Zeit, seiner Vaterstadt. Ueber den Kreis der gewohnten Vorstellungen geht er nicht hinaus, aber innerhalb desselben entwickelt er eine Virtuosität, die wieder ihres Gleichen nicht hat.

Die Behandlung der Landschaft war in Tizian ein eigenthümliches Verdienst; sie diente vollkommen seinen Zwecken.

Als er Pietro Martire darzustellen hatte, konnte er dies auch thun, wie andere, bei denen etwa der Heilige mit dem Beil im Kopfe erscheint. Statt dessen ergriff er nur den Augenblick der Handlung; der Mörder steht bereits über den Niedergeworfenen. Diesem Moment fügt er eine neue belebende Gestalt hinzu, den weichenden entsetzten Begleiter: die Wirkung der schreckenerfüllten Augen, der aufgehobenen Arme wird durch das Gewand, das vom Winde berührt wird, verstärkt. Um aber dem Bilde überdies die ganze Fülle der Erscheinung zu geben, braucht er die Landschaft. Im Vordergrund einer grünen, jedoch nicht blühenden Gegend erheben sich ein paar überaus hohe und starke Sambucobäume; sie geben uns das Gefühl der Einsamkeit; in seiner Wanderung sehen wir den Heiligen angefallen: dort unter den Bäumen geschieht die Freveltat. Aber schon erscheinen in ihren Wipfeln lichthelle Engel, „die schönsten, die je aus dem Paradies kamen".

Nicht allein zu deutlicher Versinnlichung, auch zu höheren Zwecken dient ihm die Landschaft. In der Scuola del Santo hatte er die Mordthat, die ein Ritter an seiner Gemahlin vollzieht, in ihrem ganzen Gräuel

darzustellen; wer möchte dies ansehen, wenn nicht das hohe und wilde Gebirg, in welches die Handlung verlegt ist, den Blick an sich zöge und den Eindruck mäßigte. Man hätte über diese Landschaft kein größeres Lob aussprechen können, als daß sie den Effect störe; diesen grausen Effect zu stören, war sie eben bestimmt.

Zuweilen aber stimmt auch die Landschaft zu dem Gegenstand. Dort, wo David den Goliath erlegt hat, und nach vollbrachter, nie gehoffter That zum Gebete hinsinkt, sieht man das dunkle Gewölk prächtig von glänzendem Lichte zerrissen.

Indem Tizian dergestalt sich der sichtbaren Welt, insofern sie in Farben dargestellt werden kann, bemeisterte, machten seine Zeitgenossen, sei es durch sein Beispiel oder im Wetteifer mit ihm, oder auch durch den Schwung, der diesen Bestrebungen nun einmal mitgetheilt war, begünstigt, Fortschritte, den seinen analog.

Bei Palma dem Aelteren und Paris Bordone nehmen wir noch hie und da die alte Schule wahr. Die Assumtion Marias von dem erstern ist noch sehr symmetrisch. In der Mitte erscheint weniger auffliegend, als auf einem Engel beinahe stehend, die Jungfrau; zu beiden Seiten unter ihr aufschauend zwei Apostel, denen sich am Fuß zweier in der nämlichen Erhebung aufsteigender Hügel die anderen gleich symmetrisch anschließen. In den Gesichtszügen herrscht der legendenartige Ausdruck dieser Zeit; unschön finde ich, daß auf dem Boden die Menge der nackten magern Füße, gerade wegen der symmetrischen Anordnung, um so mehr in die Augen fällt. Die Werke des Paris Bordone sind reich an Gestalten, mit Lebhaftigkeit aufgefaßt und geordnet, doch seien sie gegenständlich, wie in der Versammlung, in der dem Dogen der Ring gebracht wird, oder ideal, wie in der Glorie des Paradieses, so konnte ich an ihnen kein besonderes Verdienst ersehen. Glücklicher entfaltet sich ihre Eigenthümlichkeit in dem Porträt. Wem wären jene zahlreichen Brustbilder der Venezianerinnen unbekannt, die einander sehr ähnlich und mit fast gleichem Talent ausgeführt in den Gallerien bald mit dem Namen des Giorgione, oder des Tizian, bald mit Palma, Bordone oder Pordenone bezeichnet werden? Hierin hatten sie nur der Natur, die sie vor sich sahen, zu folgen. Es sind vornehmlich diese Gestalten, welche den venezianischen Malern gelingen: hie und da haben sie dieselben zum Ideal erhoben. So hat sie Bordone der Jungfrau, als Magdalena in ihrem Schmerz verloren, in dunkler Landschaft glücklich beigesellt.

Dem Fra Sebastiano del Piombo gelangen vornehmlich männliche Porträts. Er hat Clemens VII., so mit erbleichendem Bart, wie er von seiner Flucht nach Rom zurückkam, abgebildet; schon ohne Kraft, doch nicht ohne Würde; wie trefflich stimmen diese grauen Schatten zu dem alternden Gesicht! Seine Tafel in S. Giovanni Crisostomo ist ein reizendes Stillleben der Heiligen. S. Chrysostomus, ein heiliger Autor,

ist im Schreiben begriffen; er scheint auszusprechen was er niederschreibt. Zuhörend umstehen ihn heilige Männer. Heilige Frauen nähern sich ihm mit leisem Fußtritt; eine von ihnen mit einem Gefäß. Mit dem Porträt ist das Ideal nahe verwandt. Jenes ist das edelste; dies streift hart an die Natur. Der religiöse Begriff bleibt dabei immer in seiner Integrität. Man scheidet von einem solchen Bilde wie von einem Manne, den man etwa auf Reisen, eines Abends, traf; er trat an uns heran, ohne uns zu stören, wir nahmen seine liebenswürdigen Eigenschaften wahr; obwol er uns nur leise berührte, stimmte er die Saiten unsres Gemüthes zu Behagen und Harmonie; lange gedenkt man eines solchen. Auf umfassenderen Bahnen bewegte sich Pordenone. Es war ihm nicht genug, diese wenig idealisirten Porträts in Gruppen zu vereinigen, obwol ihm dies vortrefflich gelang, und er devote, aber rüstige Männer, lebensvolle und doch einfache Frauen, die mannichfaltige Physiognomie junger strebender Menschen, z. B. in dem Bilde, das ihn selbst unter seinen Schülern darstellt, treffend wiedergab. So wie er aber diese Schüler in das Studium des Nackten und der Antike begriffen abgebildet hat, so wohnte auch ihm ein solches bei; hie und da nehmen wir bei ihm eine Nachwirkung davon wahr. Er hatte zuweilen ganz symbolische Vorstellungen wiederzugeben. In einem seiner Werke zeigt Johannes der Täufer das Lamm, das er verkündigt, dem heiligen Franziscus, der es anbetet. An das Symbol rührte Pordenone nicht; er begnügte sich, S. Johann, der ihm ein reiches Nackt erlaubte, mit großen Formen, die durch das darüber geschlagene Fell eher hervorgehoben als verdeckt werden, darzustellen. Auch in den wenigen Resten, die von diesen Arbeiten übrig sind, sieht man, z. B. bei Kain und Abel, seine auf das Große gerichtete künstlerische Intention. Seine Fresken in Treviso dagegen sind wohlerhalten. Er hat es gewagt, in der Anbetung der Magier den Joseph nicht allein in ungewöhnlicher Jugend, sondern auch fast nach dem Vorbild einer alten Büste völlig in antikem Stil darzustellen; Gott Vater, ein stattlicher Greis, fliegend, dicht von Engeln umgeben; die stolzen Formen einiger Nebengestalten erinnern an raphaelische und michelangelo'sche Werke. Dabei ist jedoch viel Eigenthümlichkeit, Kunstfertigkeit und natürliche Anlage.

Pordenone war, wie berührt, ein Nebenbuhler Tizians; in technischer Ausbildung nähert er sich ihm hie und da an, allein in wahrem Verdienst ursprünglicher Auffassung bleibt er hinter ihm zurück.

Die Nebenbuhler und die Freunde starben; lange blieb Tizian übrig. Wir haben einen Brief von ihm an König Philipp II., in dem er sagt, er sei nun 95 Jahre alt. In diesem Staate, in welchem bei aller Freiheit doch Alles einem höhern Zweck diente, mußten auch seine Werke sich fügen, zu Geschenken gebraucht zu werden, um die Gunst fremder Könige oder Staatsbeamten zu erwerben.

Indeß hatte die Welt ihren Geschmack und ihre Vorliebe vielfach geändert. In den letzten Werken Tizians finden wir, daß er einer Richtung Raum gegeben hat, welche nicht ganz die seinige noch die seiner Jugend war. Die Ausgießung des heiligen Geistes in Salute ist gleichsam materieller behandelt, als er früherhin pflegte. Von dem Lichtglanz, in welchem die Taube, läßt er die Strahlen wirklich herabfahren und über den Köpfen in feurigen Zungen erscheinen. Das Entzücken, das hierdurch entsteht, drückte er sowol in den Aposteln, welche die Leiber zurückbeugen, die nervigen Arme auseinander strecken, oder einander dem Lichte zuwenden, selbst in der Mutter auf das stärkste aus. — In S. Lorenzo bei den Jesuiten ist die Marter in ihrer vollen Grausamkeit, der nackte Leib in seiner Qual; Henker, Feuer, Fackeln entsetzend und ohne Mäßigung abgebildet. Eine Pietà war sein letztes Werk. Doch nur die Magdalena hat er vollendet. Sie beweint den Gestorbenen. Wild fliegen ihr die Haare über das Gesicht; bitter und heftig ist ihre Klage, zu der sich ihr Mund eröffnet. Jacob Palma setzte das Werk, wie er sagte, mit Ehrfurcht fort und widmete es Gott.

---

Ich bemerke, daß ich an dieser Stelle inne halten kann. Das Werdende in seinen Ursprüngen und seinen ersten Abwandlungen zu begleiten, hat einen unendlichen Reiz; und mit Vergnügen verweilt man da, wo sich das Gewordene in seiner Fülle und Größe darstellt. Diese Kunstwerke erscheinen in ihrer Gesammtheit als eine der größten Hervorbringungen des italienischen Geistes, des Geistes der abendländischen Nationen überhaupt. Sie sind zugleich Kunstübung und Poesie im innigsten Zusammenhange mit der Religion. Ihre Entwickelung zu vergegenwärtigen, ist nicht allein der Beruf der Kunstgeschichte, es bildet einen Theil der historischen Studien überhaupt.

# Zur Reviſion der Gewerbeordnung.

Von

**H. B. Oppenheim.**

— Berlin. —

Alle Welt ſpricht, bald ablehnend, bald zuſtimmend, von der Reform oder Reviſion der Gewerbeordnung, aber bei näherer Betrachtung iſt der Sinn, der mit dieſen Worten verbunden wird, je nach Stellung und Intereſſe des Redners ein ſehr verſchiedner. Sogar darüber, was unter Gewerbeordnung zu verſtehen ſei, gehen die Meinungen manchmal auseinander. Handelt es ſich für die ganze Grundlegung unſerer wirthſchaftlichen Ordnung und eines neuen Gewerberechtes wirklich nur um jenen legislatoriſchen Act vom 21. Juni 1869, deſſen 156 Paragraphen als die Gewerbeordnung des norddeutſchen Bundes ſpäter zum deutſchen Reichsgeſetz erhoben wurden?

Dieſes Geſetz iſt nicht das Ganze, wol aber der Mittelpunkt einer Reihe von Beſtimmungen oder Einrichtungen, auf welchen das wirthſchaftliche und theilweiſe auch das ſtaatsrechtliche Leben der Nation beruht; der Mittelpunkt eines noch nicht abgeſchloſſenen Syſtems, zu deſſen Vollendung noch Vieles erforderlich iſt. Man könnte ſich doch z. B. — um ein Beiſpiel zu nehmen, das eigentlich die Sache ſelbſt iſt, — die Gewerbefreiheit nicht ohne die Freizügigkeit denken; ebenſo wenig, wie man die Zugfreiheit, das erſte und wichtigſte Grundrecht des deutſchen Reichsbürgers, ohne die Gewerbefreiheit für verwirklicht halten konnte. Die verſchiedenen Geſetze nun, welche die Freizügigkeit (Paßfreiheit u. ſ. w.) begründeten, enthalten ein ſtaatsrechtliches und ſocialpolitiſches Princip, deſſen Inhalt erſt zum vollen Ausdruck gekommen iſt in dem ſogenannten Unterſtützungswohnſitz-Geſetz, d. h. der Regelung des Heimatsrechtes für den verarmten Arbeiter. Neben dieſen Geſetzen, welche dem Arbeiter überall ein Heim und eine Arbeitsſtätte eröffneten, ohne welche die beſte Gewerbeordnung nur eine Zwangsanſtalt wäre, iſt eine andere Reihe von

den Arbeiter hebenden oder die Arbeit befreienden Gesetzen zu nennen, wie z. B. das Normativ-Gesetz über die (von Schulze-Delitzsch gegründeten) Wirthschafts- und Erwerbs-Genossenschaften, welche den kleinen Mann mit einer vorher unbekannten Creditfähigkeit ausstatten; das Gesetz, welches die Beschlagnahme der Arbeits- und Dienstlöhne verbietet; das Hülfscassengesetz; das Gesetz, welches die Haftbarkeit für Beschädigungen bei gewissen Gewerbebetrieben zwischen Arbeitgebern und Arbeitern zu ordnen versucht, u. a. m. Auch die Gesetze zum Schutz der geistigen Arbeit und des geistigen Eigenthums auf industriellem Gebiet, der Markenschutz, Musterschutz und Erfinderschutz (Patentgesetz) sind nicht blos als Beförderungsmittel der großen Industrie hierher zu ziehen, sondern auch, wie man in England und Amerika aus langjähriger Erfahrung weiß, weil sie zur Förderung und Hebung des Arbeiterstandes wesentlich beitragen.

Ob diese Gesetze nun die eigentliche Gewerbeordnungs-Acte vorbereiten halfen oder durch sie bedingt waren, ob sie nach äußeren Zufällen oder inneren Bedingungen vor oder nach ihr entstanden, ihre Wurzeln in derselben vorfanden oder das Erdreich für sie lockerten, darauf kommt wenig an: es handelt sich jetzt um einen Complex, der als ein Ganzes begriffen werden muß, zumal wenn man das, was noch zu thun ist, nicht an Abstractionen, sondern an den Voraussetzungen des concreten Lebens ermessen will.

Gewiß gehört das Gesetz vom 21. Juni 1869 zu dem Besten, was der norddeutsche Bund aus seiner noch ungetrübten Schaffensfreude dem deutschen Reiche als Morgengabe mitgebracht hat. Selbst die Gründe, warum wir das Gesetz unvollkommen nennen, gehören zu seinen Ruhmestiteln. Das Bedürfniß danach und die Bedingnisse des gewerblichen Lebens waren richtig erkannt; zunächst galt es, im Gewerbewesen die Rechtseinheit zu schaffen. Daß dieses nur auf dem Boden der Freiheit geschehen könne, darüber war man allseitig einverstanden, soweit man überhaupt die Einheit erstrebte. Es verhielt sich mit anderen wichtigen Fortschritten genau ebenso. Der lächerliche doctrinaire Gegensatz von Einheit und Freiheit, der in so manchem Parteiprogramm noch heute spukt, ist längst an dem Lichte der Thatsachen geschmolzen.

Aber auch darüber täuschte man sich weder im Bundesrath, noch im Reichstage, daß man weder die Zeit habe, noch die Zeit es gestatte, Vollkommenes oder auch nur für eine längere Frist Abschließendes zu gestalten. Das Werk und sein Ausbau fallen ja in eine Epoche socialpolitischer Kämpfe, denen wol Waffenstillstände abzugewinnen sind, aber keine endgültigen Friedensschlüsse. Die überaus verwickelten, mannichfaltigen und complicirten Ordnungen und Zustände der Berücksichtigung verlangenden Einzelstaaten, — um so verwickelter und anspruchsvoller vertreten, je zurückgebliebener der Einzelstaat war, — mußten sich freilich,

wenn auch nicht immer ohne Vorbehalt, dem Lebensprincip der größeren industriellen Staaten fügen, in welchen die Gewerbefreiheit, obgleich spät und nicht unbedingt, doch schon eine geraume Weile eingeführt und unumgänglich geworden war. Der Gesetzgeber durfte sich hier mit der größten Bestimmtheit auf die öffentliche Meinung stützen. Von den Cassandra-Stimmen der späteren kritischen Epoche ließ sich damals kaum eine vernehmen; andrerseits fand sich unter den angeblichen Anhängern des verrufenen Satzes: „Laissez faire et laissez passer" kein Einziger, der die Gewerbefreiheit nicht durch strenge, aber humane Ordnung hätte beschränken wollen. Die deutsche Freihandelspartei hat dem Verdächtigungstrieb ihrer vielfachen Gegner keine derartige Blöße gezeigt.

Die Gewerbeordnung von 1869 ist nicht einmal vollständig in Bezug auf den materiellen Umfang ihrer Competenz; manches gewerbliche Gebiet hat sie — besonders in §. 6 — künftiger Regelung vorbehalten. Die Landwirthschaft, die gelehrten Professionen und einiges Näherliegende sind ihrer Zuständigkeit noch nicht unterworfen. Erschöpfend sind nur das Handwerk und die Fabrik-Industrie behandelt. — Manche Freiheit scheint gleichsam versuchsweise gegeben, mancher legislatorische Gedanke mehr angeregt als ausgeführt; manche Institution nur für die fernere Ausbildung angedeutet; so z. B. in den Paragraphen über das schiedsrichterliche Verfahren (§. 108), über Hülfscassen u. a. m., welche Paragraphen der Jurist als Leges imperfectae bezeichnen würde. Wer also von Revision, Ausbau oder Fortbildung spricht, der steht auf dem Boden des Gesetzes selbst und handelt im Geiste des Gesetzgebers. Nur muß er dabei nicht an eine Umkehr denken, wie Die, welche uns ihre unreifen sogenannten Reform-Gedanken aufzutischen pflegen. Bei jedem einzelnen Schritte wird zu prüfen sein, wo die Grenze zwischen Freiheit und Ordnung zu ziehen ist, um die Freiheit nur nach dem Maße des Nothwendigen zu beschränken. Denn ausnahmslos lehrt uns die Geschichte der so mannichfaltig verschlungenen gewerblichen Thätigkeiten und Oganisationen, daß der Zwang nur Unordnung schafft, daß Freiheit und Ordnung zusammen gehen und sich gegenseitig bedingen. Handelt es sich um gesetzliche Einwirkungen, so fragt es sich, ob die Mittel dazu in die Hände der Bureaukratie zu legen sind, oder den Organen der Selbstverwaltung anvertraut werden können. Vieles, was noch außerdem wünschenswerth erscheint, muß der freien Selbstthätigkeit — einzelner oder verbundener Individuen oder anerkannter Corporationen und juristischer Persönlichkeiten — überlassen bleiben. Der sittliche Kern der Selbsthülfe erhöht den Werth des zu Schaffenden, der Zwang vernichtet oft den ganzen Werth der Leistung. Die Erfahrung muß hierbei leiten und helfen, das Richtige zu treffen; aber über der Erfahrung stehen gewisse allgemeine Grundsätze, z. B. der, daß das Recht überall von Obrigkeitswegen geschützt werden muß, daß Niemand vergeblich Recht suchen darf, oder daß

erwachsene und geistig normale Personen nicht bevormundet werden sollen.

Wenn die Zeiten schlecht sind, wird auf alle wirthschaftlichen Gesetze raisonnirt, besonders inmitten eines politisch und volkswirthschaftlich noch so wenig geschulten Volkes, wie das unsrige, wo selbst berühmte Gelehrte sich gegen die erfahrungsmäßigen Wahrheiten der Nationalökonomie zu versündigen pflegen. Wer schlechte Geschäfte gemacht hat, schiebt die Schuld daran lieber auf alles Andere, als auf seine eigene Dummheit und Habgier. Und

„weil Dein Brünnlein trübe läuft,
Meinst Du, die Welt sei auf der Neige!"

In solcher Stimmung oder Verstimmung finden die Tadler leicht Gehör, woher sie auch kommen mögen. Das Fundament unserer Gewerbeverfassung wird aber von zwei Seiten durch fundamentale Gegner angefeindet; das sind die Zünftler und die Socialisten. Beide greifen sie an der Wurzel an, und selbst wenn sie sich auf Einzelheiten kritisch einlassen, so geschieht das nur, um für ihren künftigen Vernichtungskampf einzelne Etappen voraus zu befestigen. Die Einen wollen eine andere Gewerbeordnung, die Andern gar eine ganz andere Gesellschaftsordnung; freilich fällt bürgerliche Gesellschaft und Wirthschaft für Diese zusammen. Der Freiheit Feinde sind Beide; was sie Freiheit nennen, ist keinesfalls das, was wir unter persönlicher Freiheit verstehen; Beide erstreben ein System voll Reglementirungen. Die Zunft-Schwärmer beabsichtigen eine Rückkehr zu dem corporativen Leben des Mittelalters, dem die Menschheit seitdem völlig entwachsen ist. Wenn sie die Zustände innerhalb der Zunft aus deren Blüthezeit so rosig schildern, so mag das der Kürze wegen unwidersprochen bleiben; — den Zunftmeistern war das Zunftrecht ebenso angenehm, wie das Feudalrecht den Lehnsherren. Aber wie ging es der armen Menge, welche draußen stand? Als diese rechtlose proles zur Mehrheit heranwuchs, da mußte die Zunftherrlichkeit ein Ende nehmen, und das ist schon vor Jahrhunderten geschehen. Es beruht auf grober Täuschung, wenn Anhänger des Zunft-Ideals sich jetzt anstellen, als sei ihr Reich erst mit dem Jahre 1869 gebrochen worden. Zwischen der Zunftherrlichkeit und der Gewerbefreiheit liegt eine lange Periode der unbedingten Polizeiherrschaft. Das gebundene Handwerk konnte schon neben der entfesselt auftretenden und von allen technischen Wissenschaften geförderten Groß-Industrie seine Stellung nicht behaupten. Es war aber bereits in sich zerfallen, ehe es mit der Welt zerfiel. Schon früher hatten die Gesellenverbindungen seine Auflösung vorbereitet.

Nicht rückwärts gekehrten Blickes, wie der Zunftgeist, sondern voll unerschütterlicher Zuversicht auf eine erträumte Zukunft erhebt der Socialismus sein Haupt. Von allen Denen, welche Halbdenkerei mit Leidenschaft treiben und die die nüchterne Kost des gesunden Menschenverstandes

vornehm verschmähen, dient ihm ein beträchtliches Contingent. Mit fanatischem Eifer und siegesgewisser Gläubigkeit baut hier eine Secte ein neues Jenseits auf, das Jenseits des überwundenen Privateigenthums, das Paradies der materiellen Gleichheit auf Erden. Für Viele, die ein Cultusbedürfniß fühlen, ist es ziemlich gleichgültig, bei welchem Modeprediger sie es befriedigen. Und wie auch diese verschiedenen, einander befehdenden Bekenntnisse der gesammten socialistischen Richtung heißen mögen, ob Socialdemokratie oder Communismus oder Collectivismus oder christlichsociale Partei oder Staatssocialismus, auf welchen Heiligen sie auch schwören mögen, ob orthodoxe Hofprediger oder radicale Junghegelianer die Phraseologie vorschreiben, oder pedantische Professoren das socialistische Laienbrevier mit philosophischen Formeln verbrämen, der Kern ist überall derselbe: die phantastische Construction einer von den natürlichen menschlichen Triebfedern und den wirthschaftlichen Grundbedingungen losgelösten Gesellschaftsordnung. Sieht man von den zeitgemäßen Aeußerlichkeiten ab, so ist der Socialismus seinem Wesen nach unter allen Namen und zu allen Zeiten ganz derselbe, und sein größter Prophet ist nicht Karl Marx, sondern Charles Fourier, der ihn da beließ, wohin er gehört, nämlich im Reiche der Phantasie, und der wohl begriff, daß man, um ihn logisch zu construiren, eine Veränderung der menschlichen Natur und darum auch der äußeren Natur zum Ausgangspunkte nehmen muß. Will man erst den gesellschaftlichen Menschen ohne den Trieb zum Privatbesitz und zum abgeschlossenen Familienleben für möglich erachten, so kann man auch, wie Fourier, Individuen mit Schwänzen und Augen an deren Ende in diese Welt hineinsetzen, in welcher das Meer sein Salz verliert und die Landseeen nach Limonade schmecken.

Vom Socialismus zur gegebenen Gesellschaftsordnung führt keine Brücke, und die Vertreter des Socialismus würden auf die Länge wol im Interesse ihrer eigenen Sache besser thun, sich als Secte zu constituiren, denn als politische Partei.

Ganz anders steht es mit der Zunft-Partei. Das Ewig-Gestrige hat eine reale Macht. Die reactionairen Parteien haben den Zünftlern stets die geöffneten Arme entgegengestreckt. Und es hat den achtbaren Interessen des Handwerks in der öffentlichen Meinung oftmals geschadet, daß die Vertheidiger derselben reactionair gefärbt oder mindestens zünftlerisch angehaucht waren. Gleich den Schutzzöllnern, den Agrariern und anderen Interessenvertretern, finden die Zünftler ihre Kraft darin, daß sie sich auf gewisse greifbare Nothstände berufen und gewisse leidende Privat-Interessen zu beschützen vorgeben. Die Nothstände sind allerdings vorhanden, aber die von Charlatans vorgeschlagenen Heilmittel ruiniren den Gesammt-Organismus. Was irgend eine Industrie durch den Schutzzoll, irgend ein Gewerbe durch ein Innungs-Bannrecht gewinnen kann oder zu gewinnen glaubt, das stellt sich leicht in Ziffern dar, und die

guten Leute wollen gar nicht begreifen, daß ihnen eine solche Kleinigkeit versagt werden soll, die scheinbar Niemandem etwas kostet und ihnen erlaubt, ruhig auf beiden Ohren zu schlafen. Denn was die Gesammtheit verliert, vertheilt sich auf so viele Einzelne und macht bei dem Einzelnen scheinbar so wenig aus. Das Alles fällt in das Gebiet der indirecten Steuern, die das Volk erst merkt, wenn es ihnen erliegt. Der Herr Omnes ist eben der zurückgesetzte Mann, dem man einen breiten Rücken und starke Schultern zutraut, und der viel weniger eifrige, weniger intrigante Advocaten findet, und sie allerdings auch kärglicher bezahlt, als so ein armer Fabrik-Millionär, der um Hülfe schreit.

Wie die Socialdemokratie am leichtesten unter den Arbeitern, besonders den in Masse zusammenlebenden des großen Fabrikbetriebes ihre Truppen wirbt, so wird selbstverständlich das Zunft-Ideal fast ausschließlich von den mit so vielen Schwierigkeiten kämpfenden Handwerksmeistern willkommen geheißen.

Es mag mißbilligt werden, daß diese Schwierigkeiten in liberalen Kreisen nicht immer die rechte Würdigung fanden, daß auch die Theilnahme der volkswirthschaftlichen Schulen sich mit Vorliebe der großen Industrie zuwandte. Das Handwerk ist geschichtlich nicht zur Selbständigkeit und Selbsthülfe erzogen worden, und daran hapert es noch heute; gerade weil es zu ungeschickt ist, sich selbst zu helfen, darum entgeht ihm die Sympathie der Andern. Das berechtigt aber nicht, seine ungeheure Wichtigkeit im Haushalt der Nation zu verkennen. Es kann und soll von der Groß-Industrie eingeschränkt werden, eingeschränkt, nicht verschlungen; verdrängt und ersetzt werden kann es nicht. Ich brauche hier nicht die zahlreichen Verrichtungen aufzuzählen, welche nicht fabrikmäßig zu vollziehen sind. Aber das Handwerk ragt auch weit in die Fabrik-Industrie hinein; nur selten wird in dem durch die Groß-Industrie concentrirten Gewerbe die persönliche Leistung ganz durch die Maschine ersetzt. Und in den Fächern des Fabrikwesens, wie z. B. im Maschinenbau, müssen die besten und nützlichsten Arbeiter, z. B. Schmiede, Tischler, Drechsler, Schlosser u. a. den gelernten Handwerkern entnommen werden. Die Uebrigen mit der geistlosen Beschäftigung einer in monotonem Einerlei sich ewig wiederholenden Verrichtung werden in der Fabrik selbst zur Maschine. Wenn man sich ein Land denken könnte, das nur Fabrikbetrieb hätte, in welchem also einigen großen Arbeitgebern die Masse der Arbeiter unvermittelt gegenüber stände, ein solches Land wäre eine Brutstätte des wirthschaftlichen, auch innerlich verkommenden Proletariats. Das Handwerk bildet die Uebergänge und Vermittelungen, es bietet eine größere Mannichfaltigkeit intellectueller und manueller Functionen; es eröffnet dem fleißigen und strebsamen Arbeiter die Aussicht auf zu erringende Selbständigkeit. Auf die Poesie des wandernden Handwerksburschen, der Herbergs- und Gesellenscherze und der gutmüthigen Frau Meisterin wollen

wir gern verzichten, nicht aber auf das, was ein höher entwickeltes Handwerk zu dem Culturleben der Nation beizutragen vermöchte. Uebrigens zeigt die neueste deutsche Gewerbestatistik noch ein numerisch ganz ungeheures Uebergewicht des Kleingewerbes über den Großbetrieb.

Das Gebiet der großen Industrie ist die wohlfeile Massenproduction, die Aufgabe des Handwerks ist die persönliche Geschicklichkeit und die feinere, mehr individualisirende Leistung. Nur wenn das Handwerk in dieser Richtung vorwärts kommt, ist es zu retten, nicht aber durch die künstliche Herstellung corporativer Verbände, welche es noch schwerfälliger machen und seine zeitgemäße Erneuerung noch mehr hinhalten, während die ganze Entwickelung der großen Industrie auf Freiheit begründet ist.

Mit anzuerkennendem Eifer hat man neuerdings durch die Verbindung mit der bildenden Kunst einzelnen wichtigen Zweigen des Handwerks einen Aufschwung zu geben gesucht. Wenn die kunstgewerblichen Anstalten im Stande sind, den inneren Zusammenhang herzustellen, der in der Blüthezeit der Renaissance zwischen Handwerk und Kunst bestand, so werden sie sicherlich nach beiden Seiten die segensreichste Wirkung entfalten. Was die Kunst durch Anpassung an das concrete Leben an lebensvollem Stil, was die Künstler durch die Eroberung des Verständnisses und der Theilnahme weiterer Kreise an geistiger Anregung, an persönlicher Unabhängigkeit, an Befreiung von den geschmackverderbenden Einflüssen eines plutokratischen Mäcenatenthums gewönnen, das würden sie durch Veredelung der technischen Thätigkeiten, durch Hebung des Ehrgefühls und Selbstbewußtseins der arbeitenden Classen, durch Eröffnung weiterer Perspectiven reichlich abbezahlen. Das ganze äußere Leben wird durch das Kunstgewerbe geadelt. Jedoch man bilde sich nicht ein, daß sich die Kunst dem Gewerbe hinzufügen läßt wie ein äußerliches Ornament. Arabesken und sonstigen Zierrath stümperhaften Arbeiten anzuklecksen, ohne inneren Zusammenhang, ohne künstlerische Durchbildung, — das wäre nur eine tiefere Stufe des Verfalls, ein Mißbrauch der Kunst, keine Hebung des Handwerks. Die äußere Ausschmückung muß aus der inneren Vollendung hervorgehen und dieser entsprechen als ein innerlich Gegebenes. Die geschmacklosen Formen des Hergebrachten werden sich leicht beseitigen lassen, wenn erst die technische Leistung auf der rechten Höhe steht; nur der wirkliche Handwerksmeister kann sich den Luxus des Kunstgewerbes vergönnen.

Die erheblichste Aufgabe bleibt also immerhin die praktische Ausbildung des Handwerkers: die Lehrlingsfrage.

Das Lehrlingswesen war freilich in der alten Handwerks-Innung weich gebettet, der Lehrling hatte seine bestimmten Rechte und Pflichten, zu deren Wahrung auch die Polizei ihre starke Hand lieh; er ward viel mißhandelt, oft mißbraucht, aber auf hergebrachte Weise wurde er jedenfalls in den Schlendrian des Handwerks eingeführt. Heuer ist das Alles

in das Ungewisse gestellt; es bedarf neuer Regelungen, neuer Formen. Juristen und Gesetzgeber suchen einen wirksamen Lehrvertrag zu construiren. Ehe wir diesen Punkt, den eigentlichen Rechtspunkt der Materie erörtern, möchte ich mich der meines Erachtens wichtigeren Seite der Frage, nämlich dem darin liegenden Culturmoment zuwenden.

In weiteren Kreisen, als wohin sich Sitte, Tradition und Einwirkung des Handwerks noch erstrecken können, ist das Bedürfniß nach öffentlichen Anstalten für gewerbliche Erziehung wachgerufen. Seit Jahrzehnten sind in den verschiedenen Industriestaaten demgemäß Anstrengungen gemacht worden, aber noch ist eine gemeingültige Organisation und Methode nicht zur allgemeinen Anerkennung durchgedrungen. Je nach den Hauptrichtungen der großen Länder ist in England durch Privatthätigkeit Beträchtliches geleistet worden, hat in Frankreich die Staatsgewalt viele gleichmäßige Einrichtungen bewerkstelligt, hat bei uns die Staatsverwaltung die Gemeinden zur Ausführung des Nöthigen und Nützlichen möglichst heranzuziehen gesucht. An technischen Universitäten (Polytechnika u. dergl.) fehlt es in Mitteleuropa nicht, auch nicht an den dazu vorbereitenden höheren Gewerbeschulen. Wenn aber in Preußen vielfach und auch in Frankreich gelegentlich darüber Klage geführt wurde, daß man den Bau der Pyramide an der Spitze beginne, statt mit der Grundlage anzufangen, so liegt das eben an der noch sehr verbreiteten Unklarheit über die untersten Elemente der gewerblichen Erziehung.

Meines Erachtens muß zwischen den elementaren Fortbildungsschulen und den gewerblichen Fortbildungsschulen, welche durch die Namensgemeinschaft und andere äußere Berührungspunkte oft Verwechselung hervorrufen, strenge unterschieden werden. Wer immer der leider wohl begründeten Ansicht huldigt, daß unsere bisherige Volksschule nicht genug leistet und daß der auf die allgemeine Wehrpflicht und das allgemeine Stimmrecht, d. h. überhaupt auf die äußerste Spannung der Volkskraft gegründete Staat an die allgemeine Volksbildung höhere Anforderungen stellen muß, der fordert elementare Fortbildungsschulen, welche nichts Anderes bieten, als die Fortsetzung und Erweiterung der allgemeinen Bildung für Jedermann. Für diese müssen denn auch dieselben Grundsätze gelten, wie für die Volksschule selbst, nämlich der Schulzwang und die ihm entsprechende Unentgeltlichkeit, — zwei Grundsätze, welche die Bedeutung und Wichtigkeit von Grundrechten oder Verfassungsparagraphen beanspruchen dürfen.

Anders steht es mit den gewerblichen Schulen. Der Staat mag Jedem die Gelegenheit bieten, daß er ein guter Schlosser, Tischler oder Schuster werde, aber er kann den Einzelnen nicht dazu zwingen, der vielleicht zum Tagelöhner geboren ist. Wol mag die zweckmäßig verclausulirte Bestimmung getroffen werden, daß der Besuch der gewerblichen Fortbildungsschule von der Zwangspflicht zur elementaren Fortbildungsschule

dispensiren kann, ungefähr wie der Beitritt zu einer freien Hülfscasse von der Zwangscasse befreit; aber der Schulzwang darf nicht über das Allgemeine hinaus dahin dringen, wo die Einzelnen die mehr individuelle Ausbildung suchen. Nach den in Württemberg, der Schweiz und anderen Ländern gemachten Erfahrungen ersetzt sogar die Forderung eines geringen Schulgeldes die äußere Nöthigung durch einen gewissen moralischen Zwang. In Württemberg zumal wurden beide Systeme erprobt und nur das zweite bewährte sich. Zunächst liegt in der Freiwilligkeit und dem Schulgelde eine unverkennbare Garantie, daß nur die Eifrigen und die Befähigteren die Schule besuchen. Widerwillige und unfähige Schüler, Zwangsschüler drücken das moralische und das intellectuelle Niveau der Schule herab. Nach der Gewerbeordnung sollen Ortsstatuten den Schulzwang auferlegen, und in Preußen wird der Zuschuß seitens des Staates zumeist von dem ortsstatutarischen Zwang abhängig gemacht. Vielfach meint man, das System der Freiwilligkeit habe sich nicht erprobt, wo nämlich nicht das Richtige, Zweckentsprechende geboten wurde; dem Zwang gegenüber findet allerdings die Kritik der Betheiligten keinen erkennbaren Ausdruck. Ferner wird für den Schulzwang angeführt, daß ohne denselben die Arbeitgeber nicht verpflichtet wären und nicht genöthigt werden könnten, ihren Lehrlingen oder jugendlichen Gehülfen den Besuch der Gewerbeschule zu gestatten. Allein abgesehen davon, daß die Fortbildungsschulen meistens die freien Stunden des Sonntags und der Abende in Anspruch nehmen und daß die allermeisten Arbeitgeber an der Ausbildung ihrer Lehrlinge und jugendlichen Arbeiter doch auch ein unmittelbares Interesse nehmen, so bedarf es nur einer kleinen Ausdehnung eines in der Gewerbeordnung schon ausgesprochenen Verbotes (§. 106 Abs. 2), um die Arbeitgeber auch für den freiwilligen Schulbesuch von jeder feindseligen Einwirkung abzuhalten. Im Großherzogthum Baden hat ein Strafgesetz (vom 29. Januar 1868) in dieser Richtung Genügendes geleistet. — Andrerseits würde man eine Ungerechtigkeit begehen, wenn man, wie oft vorgeschlagen wurde, das betreffende Schulgeld den Arbeitgebern aufladen wollte; es ist absolut kein Rechtsgrund hierfür ausfindig zu machen. Am wenigsten aber würde das zum System des freiwilligen Schulbesuches passen.

Wer die Aufgaben der gewerblichen Erziehung näher in's Auge faßt, wird alsbald davon abstehen, sie nach einer allgemeinen Schablone zu behandeln. Specialisirung ist dabei die Hauptsache und dem entsprechend auch Localisirung. Die Betheiligung der Gemeinden und selbst lebensfähiger Localverbände ist unumgänglich, schon um das wahre Bedürfniß der verschiedenen Localitäten zur Geltung zu bringen. Denn je nach den die verschiedenen Gegenden beherrschenden Industriezweigen müssen auch die Einrichtungen der Gewerbeschulen modificirt werden. An gewissen Orten sind specielle Fachschulen angezeigt, an anderen muß eine mehreren oder vielen Fächern gemeinsame Grundlage gefunden werden. In den

Mittelpunkten der Industrie sollten specielle Fachschulen der Initiative der Gewerbtreibenden selbst zu verdanken sein, welche überhaupt auf diesem Gebiete ihr eigenes Interesse noch besser erkennen und verstehen müßten. An vielen Orten wird es sich nur um die allgemeine gewerbliche Vorbildung (Zeichnen, Buchführung, Entwerfung von Voranschlägen, kaufmännisches Rechnen) handeln.

In Frankreich und Belgien hat man versucht, der speciellen Fachschule sogenannte Lehrwerkstätten zu coordiniren. Der Gedanke hat wol eine Zukunft in der Form, daß man praktisch bewährte Meister verpflichtet, gegen billigen Ersatz und unter entsprechender Controle eine Reihe von Lehrlingen auszubilden.

Im Ganzen soll und muß die gewerbliche Erziehung Das leisten, was früher das Prüfungswesen leisten wollte, aber niemals geleistet hat, das und noch unendlich viel mehr.

In den Ländern der allgemeinen Wehrpflicht stößt die gewerbliche Erziehung auf das schwer wiegende Hinderniß, daß sie meistentheils gerade in dem Momente unterbrochen wird, wo die selbständige Bethätigung anheben könnte, und zwar unterbrochen wird durch einen dreijährigen Kriegsdienst, der den ganzen Menschen absorbirt. Von wohlwollenden und gemäßigten Praktikern ist dagegen der Vorschlag gemacht worden, je nach der höheren Stufe der gewerblichen Ausbildung die Dienstzeit zu kürzen oder längere Beurlaubungen eintreten zu lassen. Ich bezweifle nicht, daß eine solche Maßregel, welche aus den industriellen Lebensbedingungen der Nation dringend erheischt wird, auch im Interesse der zu verallgemeinernden militairischen Ausbildung zu verwerthen wäre.

Das Alles ist aber weit entfernt, den Lehrlingsvertrag überflüssig zu machen. Die beste Baugewerkschule gleicht den Schaden nicht aus, wenn bei Maurer- und Zimmermeistern die Lehrburschen nach der ersten oberflächlichen Unterweisung davonlaufen, um einen lohnenderen Dienst zu finden. Wer den Lehrdienst treulos verläßt, wird auch der Schule nicht treu sein; die Zügellosigkeit in diesen Verhältnissen befördert die Zuchtlosigkeit und Verbummelung in den weitesten Kreisen. Das Interesse der öffentlichen Moral geht hier mit den Forderungen der Rechtssicherheit Hand in Hand. Was die Industrie unmittelbar dabei verliert, zeigt sich sonnenklar dem blödesten Auge. Je stärker der Unfug um sich greift, desto mehr werden gerade die besseren Meister sich gegen die Annahme von Lehrlingen sträuben, und die ernsthaft Lernbeflissenen finden keinen Platz, weil nun einmal die festen Bande gelockert sind. Denn das Wesen des Lehrlingsvertrages besteht darin, daß er auf eine bestimmte Zeitdauer berechnet ist, während deren zweiter Hälfte oder letzter Frist der Lehrherr an den unentgeltlichen oder unter ihrem Werthe veranschlagten Leistungen des Schülers ungefähr einen Ersatz findet für die in der ersten Frist der ausbedungenen Lehrzeit aufgewendeten Anstrengungen, Mühe, Zeitverluste

und selbst Verluste an Materialien oder Werkzeugen. Wie die Berechnung hier stattfindet, mit oder ohne Lehrgeld, auf längere oder kürzere Zeit, mit einer Durchschnittslöhnung für die ganze Zeit, einer steigenden oder erst später beginnenden Löhnung, oder auch ohne Lohn, aber für weniger Jahre u. s. w., das wird sich in jedem einzelnen Fall anders gestalten.

Muß der Lehrherr gegen den Vertragsbruch geschützt werden, so muß der Lehrling gegen den Mißbrauch der über ihn eingeräumten Gewalt, gegen Mißhandlungen, gegen Verleitung zur Unsittlichkeit, gegen Ausbeutung seiner Kräfte zu häuslichen Arbeiten geschützt sein. Je nachdem der Lehrbursche Hausgenosse des Meisters ist oder nicht, je nachdem Eltern oder Vormünder sich thatkräftig seiner annehmen, je nach dem Grade der Gesittung in seinem Gewerbe werden diese Gefährdungen mehr oder minder stark hervortreten. Das Gesetz trifft wohlmeinende Bestimmungen, die sich aber zumeist als papierene Schanzen erweisen, so lange keine Behörde zu ihrer Vertheidigung dahinter steht. Und doch handelt es sich hier um den Schutz der Unmündigen, die zunächst gegen den Mißbrauch der Vorgesetzten, aber auch beschützt werden müssen gegen die Verlockungen ihrer eigenen Willkür, gegen den Conflict ihrer Neigungen mit ihrer übernommenen Verpflichtung.

Gegen Ueberanstrengung enthält das Gesetz keine sichernde Verfügung; die für Kinderarbeit und die Arbeit der sogenannten jugendlichen Arbeiter in der Fabrik-Industrie auferlegten Zeitbeschränkungen sind bei uns noch nicht auf das Handwerk und die Haus-Industrie ausgedehnt worden.

In der Gewerbeordnung wurde das Princip der Vertragsfreiheit rückhaltlos auf den Lehrlingsvertrag angewendet, wobei der Gesetzgeber übersah, wie selten bei den hier in Betracht kommenden Verhältnissen die privatrechtliche Entschädigungsklage einen hinreichenden Erfolg haben und die Mühe lohnen wird. Der Lehrling kann sogar (§. 122) das Verhältniß jederzeit lösen, wenn er zu einem anderen Gewerbe oder Berufe übergeht oder — überzugehen vorgibt. Das Verfallen des Lehrgeldes oder vielmehr eines verhältnißmäßigen Theiles desselben ist die einzige Garantie, welche die Gewerbeordnung dem verkürzten Lehrherrn bietet. Allein heutzutage kommt das Lehrgeld immer mehr außer Gebrauch, und so versagt auch diese schwache Sicherheit.

In Frankreich, wo das Handwerk eine so hohe Blüthe erreicht hat, wurde seit jeher auf die strenge Sicherung des Lehrvertrages ein überaus großer Werth gelegt. So viele Schranken die erste Revolution auch niederriß, als sie die alte Zunftverfassung beseitigte, suchte die Gesetzgebung der neunziger Jahre alsbald deren positive Leistungen durch moderne Einrichtungen zu ersetzen. Sogar Marat plaidirte in seinem „Ami du peuple“ für einen streng erzwingbaren Lehrvertrag und für eine siebenjährige Lehrzeit. Das neueste französische Lehrlings-Gesetz (vom 4. März 1851) enthält ungefähr alles Wesentliche, das wir der deutschen Gesetzgebung

empfehlen möchten. Zuvörderst die Schriftlichkeit des Lehrvertrages, die bei uns bereits in vielen Gegenden und in ganzen Gewerben zur Rechtsgewohnheit geworden ist. Wenn man bedenkt, welche verwickelte Verhältnisse dabei unter einfachen und wenig rechtskundigen Menschen, noch dazu für einen Dritten, und zwar auf längere Zeitfristen geordnet werden sollen, kann man mündliche Abmachungen nur für eine nie versiegende Quelle der Verwirrung und der Mißhelligkeiten halten. Die schriftliche Abfassung des Lehrvertrages muß direct zur Bedingung seiner Gültigkeit gemacht und nicht, wie es in der neuen Bundesrathsvorlage geschieht, erst auf Umwegen veranlaßt werden. Der Einführung von Arbeitsbüchern bei Lehrlingen, wie überhaupt bei unmündigen Arbeitern steht keines der Bedenken entgegen, welche die Arbeitsbücher für den gesammten Arbeiterstand unhaltbar erscheinen ließen. Mit der Einführung der Arbeitsbücher für alle Kategorien jugendlicher Arbeiter ist jedem Arbeitgeber, der einen entlaufenen Lehrling aufnahm, die Einrede genommen, daß er in gutem Glauben gehandelt habe; ein Gesetz, welches den den Lehrling zum Vertragsbruch verleitenden oder den vertragsbrüchigen Lehrling wissentlich aufnehmenden Arbeitgeber dem verlassenen Lehrherrn für den verursachten Schaden (nach gewissen gesetzlich zu normirenden Berechnungen) haftbar machen würde, könnte demnach seine volle Wirkung üben. Ferner empfiehlt sich eine bestimmte Probezeit, bis zu deren Ablauf jeder der beiden Theile von dem Vertrage einseitig zurücktreten darf. Damit wäre namentlich der Anforderung genügt, welcher der vorhin erwähnte §. 122 einen zu breiten Spielraum gewährt. Das französische Gesetz statuirt eine Probezeit von zwei Monaten; die neue Bundesrathsvorlage will dieselbe nicht unter vier Wochen und nicht über drei Monate bemessen lassen. —

Von dem Contractbruch der Lehrlinge führt unser Gedankengang zum Contractbruch der Erwachsenen. Heutzutage ist diese Frage keine so brennende, wie vor wenig Jahren; sie kann jetzt ohne Aufregung und ohne Leidenschaft besprochen werden. Damals wurde die Erörterung schon dadurch verwirrt, daß die eigentliche Rechtsfrage nicht in strenger Absonderung behandelt, vielmehr mit anderen, zwar nahe liegenden, aber innerlich verschiedenen Materien in einen aufregenden Zusammenhang gebracht wurde; so mit den verabredeten Arbeitseinstellungen, mit der Coalitionsfreiheit überhaupt, mit Blüthe oder Verfall der Industrie.

Die Freiheit der Arbeiter, sich über Arbeitseinstellungen zu verabreden, so zwar, daß die Verabredung nicht strafbar, aber auch nicht einklagbar und jeder äußere Zwang dabei ausgeschlossen sei, ist nun endlich gemeines Recht geworden. Diese Freiheit, für welche schon die Gesellenverbindungen des späteren Mittelalters lange und oft blutig gekämpft haben, wurde zuerst von dem englischen Arbeiterstande vor mehr als einem halben Jahrhundert legal errungen; allein die englische Gesetzgebung behielt daneben die strafrechtliche Ahndung des Arbeitsvertragsbruches

bei. In Frankreich wurde erst unter dem arbeiterfreundlichen zweiten Empire dieses Grundrecht gegeben, aber mit sehr scharfen strafrechtlichen Cautelen gegen jeden Mißbrauch verclausulirt. Die erste Regierungsvorlage unserer Gewerbeordnung enthielt eine mäßige Contractbruchstrafe als eine nach der Regierungen Ansicht unentbehrliche Ergänzung der vollen Transactionsfreiheit des Arbeiterstandes; aber der Reichstag wollte keine Ausnahme in dem System des Allen gemeinen und gleichen Rechtes mehr gelten lassen.

Freilich bezieht sich die betreffende Reform nach dem Wortlaut des Gesetzes blos auf die Industrie und weder auf die Landwirthschaft, noch auf das Gesindewesen. Auf diesen Gebieten könnte die zwangsweise Zurückführung verpflichteter Arbeiter oder Dienstboten in der alten Weise weiter betrieben werden, wenn nicht die allgemeine Anschauung so mächtig auf die Rechtssitten einwirkte, daß neuerdings selbst das preußische Obertribunal eine solche Executio ad faciendum, wie die zwangsweise Zurückführung eines Dienstboten für nicht mehr zulässig erachtet hat. Sicherlich war die früher gebräuchliche Maßregelung zu Zwangsdiensten oder der sogenannten Zwangsgesellenschaft eine der gehässigsten Einrichtungen, für beide Theile lästig und nutzlos und mit einem höheren Stand der Industrie völlig unverträglich. Daß die ersten Flügelschläge der jungen Transactions- und Coalitions-Freiheit der Arbeiter in eine Zeit fielen, in welcher unter den trügerischen Selbsttäuschungen der Unternehmer der maßloseste Gründungsschwindel ausgebrocheu war, erhöhte die Gefahr des jugendlichen Mißbrauchs und der Ueberhebung. In dem Strike erblickten die Arbeiter zunächst die Panacee, welche alle Uebel heilen, alle Unebenheiten glätten, alle Mißstände ausgleichen könne; die Kopflosigkeit der Arbeitgeber bestärkte für eine Weile diese gefährliche Illusion. Freilich ist die Arbeitseinstellung das unbestreitbare und unbestrittene Recht des Arbeiters, vorausgesetzt, daß sie nicht mit Vertragsbruch befleckt sei. Da die Gewerbeordnung eine vierzehntägige Aufkündigung als Regel feststellt, so drückt diese Fessel des Sittengesetzes nicht allzu schwer, und eine in jener Zeit verfaßte Statistik der Arbeitseinstellungen weist eine ganz erhebliche Anzahl derselben auf, welche im großen Ganzen ohne Contractbruch verliefen. Auch ist die Arbeitseinstellung an sich für das Gesammtleben der Industrie nicht das Gefährlichste; das schlimmere Uebel liegt in der überhandnehmenden Gewöhnung des Arbeiterstandes, das gegebene Wort gering zu achten und zu brechen. Selbstverständlich verliert die Arbeitseinstellung jede Berechtigung, wenn sie z. B. mit Vertragsbruch darauf gerichtet ist, gegen einen Unternehmer, der unter hohen Conventionalstrafen beträchtliche Bestellungen übernahm, Erpressung zu üben. In dem Maße, als der Arbeitgeber Lieferungsverpflichtungen einging, muß er auch mit den Arbeitern Verträge abschließen können. Wird hier gewohnheitsmäßig Treu und Glauben gebrochen, so kann der

Arbeitgeber sich überhaupt auf größere Geschäfte nicht einlassen, die große Industrie stockt alsdann, Mangel und Noth treten ein. Der redliche Arbeiter leidet dann am meisten unter der Verderbtheit seiner Kameraden. Es war bei uns schon so weit, daß kein Baumeister einen bindenden Voranschlag entwerfen wollte, außer mit dem Vorbehalt, daß die Arbeitslöhne sich nicht veränderten.

Sprechen wir mit Bescheidenheit von jenen Verirrungen! Die Zuverlässigkeit ist in unserer industriellen Welt überhaupt nicht überall zu Hause, und die Arbeiter haben sich selten an guten Beispielen erheben können. Wie wenig genau nehmen es die meisten Handwerker mit den ihren Kunden gegebenen Versprechungen; und hat es nicht der deutschen Industrie im Auslande vielfach geschadet, daß die Contrahenten bei veränderten Conjuncturen an den Vertragsbedingungen gemäkelt und gedeutelt haben, oder daß die Lieferungen den Proben nicht immer entsprachen?! Von dem Actienschwindel, von den lügenhaften Verheißungen der Prospecte gar nicht zu reden. Das Alles ist äußerst verwerflich, aber es birgt kaum in demselben Grade eine Calamität für das ganze Verkehrsleben, wie eine epidemisch gewordene Hintansetzung der Arbeitsverträge, welcher auf dem gewöhnlichen Proceßwege des Privatrechts sicherlich noch viel weniger beizukommen ist, als den flüchtigen Lehrlingen. Denn kein Stand benützt und verwerthet das Recht der Freizügigkeit so reichlich, wie der Arbeiterstand der großen Industrie; kein anderer bietet so wenig greifbare Garantien des Schadensersatzes. Wie weit der gewöhnliche dolose Vertragsbruch des Arbeiters durch die massenhafte Vervielfältigung der Fälle den öffentlichen Frieden und das öffentliche Recht bedrohen kann, mag vorläufig unentschieden bleiben. Es gibt jedenfalls eine Art von Vertragsbrüchen, welche durch ihre Richtung und Folgenschwere unter das Strafrecht fallen sollten und, soweit sie nicht darunter fallen, eine bedenkliche Lücke der Gesetzgebung aufweisen. Das sind die Vertragsbrüche, welche direct eine materielle Gefährdung größerer Bevölkerungskreise muthwillig heraufbeschwören, ja auf dieselbe speculiren. Man nehme z. B. an, daß besoldete Feuerwehrmänner während einer gewaltigen Feuersbrunst plötzlich den Dienst verweigern, um der allgemeinen Nothlage den zehnfachen Lohn abzupressen; daß Lazarethgehülfen oder Abfuhrarbeiter die Zeit einer Epidemie zu einem solchen Manöver mißbrauchen und zwar in einem Moment, wo sie gar nicht oder nicht rasch genug ersetzt werden können; daß die vereinigten Schornsteinfeger oder Gasarbeiter durch plötzliche Arbeitseinstellung eine ganze Stadt schwerer Gefahr aussetzen, daß die ländlichen Arbeiter einer ganzen Provinz in dem Augenblick, wo die Ernte unter Dach gebracht werden muß, unerschwingliche Forderungen stellen oder überhaupt die versprochene Arbeit verweigern.

Man sieht bereits aus diesen wenigen Beispielen, daß der com-

binirte Vertragsbruch ein Gemeinwesen in seinen Fugen zu erschüttern vermag und daß demgemäß die Gesellschaft das Recht haben muß, sich dagegen mit den schärfsten Waffen zu vertheidigen. Als vor einigen Jahren ein solcher Fall, der der vertragswidrig strikenden Londoner Gasarbeiter, vor das Gericht gebracht wurde, dictirte der Richter die schwere Strafe für conspiracy nach einem alten Gesetz, dessen fortdauernde Geltung allerdings mehr als zweifelhaft war. Der Urtheilsspruch wurde lebhaft angegriffen, aber darüber, daß hier ein Gegenstand des Strafrechtes vorläge, herrschte keine Meinungsverschiedenheit.

Nun bin ich weit entfernt, solchen Fällen, wie den hier aufgezählten, die gewöhnlichen Verletzungen des Arbeitsvertrages an die Seite zu setzen. Aber unter Umständen kann die allgemeine Unsicherheit des Arbeitsvertragsrechtes einen Nothstand erzeugen, der die energische Abhülfe durch ein Nothgesetz erheischen würde. Ein solcher Nothstand bedrohte uns vor vier bis fünf Jahren; soweit er eintraf, hat er zur Beschleunigung der industriellen Krisis erklecklich beigetragen. Hoffen wir, daß der wieder aufblühende Verkehr einen besonneneren, einen gereiften Arbeiterstand vorfinden wird und daß künftig die Arbeiterführer den Arbeitern nicht blos von deren Rechten, sondern auch von ihren Pflichten sprechen werden!

Wenn jetzt auf das drastische Mittel der Contractbruchstrafe verzichtet werden kann und in Rücksicht auf eine starke Strömung der öffentlichen Meinung verzichtet werden muß, so ist damit nicht gesagt, daß die juristischen Gründe, welche, im Widerspruch mit unseren ersten juristischen Autoritäten, von gewissen Socialpolitikern vorgebracht wurden, viel Gewicht hatten. Die Grenze zwischen dem Privatrecht und dem Strafrecht ist keine so fest gezogene und unveränderliche, wie der Unwissende sich manchmal einbildet. Vielmehr ist sie geschichtlich in fortwährender Bewegung, und es gibt wol kein Rechtssystem, in welchem nicht eine ganze Reihe von Verletzungen des Obligationenrechts unter das Strafrecht fällt. Auch der Einwand, daß kein Specialgesetz für einen einzelnen Stand geschaffen werden dürfe, trägt nicht weit; er wäre ebenso gut anwendbar gegen die Aufstellung besonderer Amtsvergehen.

Eine große Wirksamkeit hätten wir übrigens der eventuellen Bestrafung des Contractbruchs nicht zugeschrieben. Abgesehen von den bedeutenden juristisch-technischen Schwierigkeiten der richtigen Formulirung des darauf bezüglichen Strafparagraphen, würde die erfolgreiche Anwendung desselben einen energischen Arbeitgeberstand voraussetzen, der sein Recht so eifrig verfolgt, wie seinen Vortheil. Ein solcher würde sich aber zur Noth auch mit anderen Mitteln zu helfen wissen.

An anderen Versuchen hat es übrigens nicht gefehlt. Besonders wurde die Aufmerksamkeit der Betheiligten den Arbeitsbüchern zugelenkt. Unsere raschlebige und gedächtnißarme Generation hat schon vergessen, warum dieselben abgeschafft worden sind. Wie bei gewissen verschollenen Zunft-

einrichtungen, sieht der wehmüthige Arbeitgeber nur die schönere Seite derselben. Es liegt ja im Wesen des menschlichen Erinnerns, daß die Schattenseiten immer mehr zurück- und die Lichtseiten immer stärker hervortreten. Thatsache ist, daß in industriereichen Ländern (z. B. im Königreich Sachsen) die Arbeitsbücher schon vor der Gewerbeordnung, trotz Gesetz und Polizei, nicht durchweg aufrecht erhalten wurden, daß die ungemeine Bewegung der Arbeitskräfte, selbst vor der Freizügigkeit, sich der regelmäßigen Controle naturgemäß entzog und daß die Arbeitgeber selbst, wenigstens die der großen Industrie, die Umgehung der veralteten Anordnung theils mitmachten, theils stillschweigend geschehen ließen. Heutzutage würde sich, zumal bei dem häufigen Wechsel des Aufenthalts und der Beschäftigungen der arbeitenden Classen, eine regelmäßige Controle gar nicht mehr durchführen lassen. Selbst in dem besser disciplinirten Frankreich treten die früher beliebten Livrets d'ouvrier in der allgemeinen Anerkennung und Anwendung zurück.

In jener Krisis des um sich greifenden Contractbruchs nun hatte sich eine ganze Anzahl von Arbeitgeber-Vereinen gebildet, deren Mitglieder sich unter einander verpflichteten, die Arbeitsbücher (in der einfachsten Fassung, ohne Censuren) auf eigene Faust einzuführen, aufrechtzuhalten und keinen Arbeiter ohne Arbeitsbuch anzunehmen. Es ist aus diesen Anläufen nicht viel geworden, und ich beklage es nicht. Während der letzten mageren Jahre wäre die Verabredung sogar leichtlich und ohne Schaden durchzuführen gewesen, aber da erschien sie nicht mehr als ein dringendes Bedürfniß. Während der fetten Jahre hatte jedoch die Mehrzahl der Arbeitgeber den Verlockungen einer rücksichtslosen Ausbeutung des Arbeitsmarktes, Viele trotz Wort und Unterschrift, nicht widerstanden. Sobald Arbeitermangel eintritt, halten die festen Grundsätze solcher Vereine nicht Stich; nicht in demselben Maße leiden die Arbeitervereine unter den widrigen Conjuncturen; der Associationstrieb der Arbeiter ist eben der stärkere. Wenn ich den Verfall dieser Arbeitgeberorganisationen nicht beklage, so ist es, weil ich ihrem Gebahren zwar die juristische Berechtigung nicht absprechen kann, aber einen Terrorismus darin erblicke, der nur als Kriegsmittel unter besonderen Bedingungen gestattet und heilsam sein mag. Ein System von Legitimationen unter der Controle unparteiischer Behörden bietet dem Arbeiter wenigstens Garantien gegen unbillige Beurtheilung und gegen einseitige Verurtheilung. Wo aber kann er Recht finden, wenn sein Arbeitgeber als Mitglied einer in Kraft bestehenden weitverzweigten Verbindung, die vielleicht alle ihm zugänglichen Arbeitsstellen umfaßt, ihm mit Unrecht, vielleicht aus einer persönlichen Rancüne, das Zeugniß verweigert? Er ist dann vervehmt, seinem Berufe entzogen, für immer brodlos gemacht. Hat er aber wirklich den Vertrag gebrochen oder sonst ein Unrecht begangen, so ist *diese* Art der Strafe, welche noch dazu unterschiedslos für jedes Vergehen, ob groß oder klein, die gleiche ist, jedenfalls eine unverhältnißmäßig harte.

Der neueste Vorschlag, die Arbeitsbücher facultativ zu machen, d. h. dem Willen des Arbeiters die Führung eines solchen Buches anheimzugeben, hat eine sehr geringe Tragweite und ist keineswegs geeignet, die alte Einrichtung auf schmerzlose Weise wiederherzustellen. Zu allen Zeiten werden die besseren und geschickteren Arbeiter von selbst für Legitimationen und Zeugnisse sorgen, und bei den Anderen wird die in den Grenzen der Freiheit mögliche Controle wenig vermögen. Nehmen wir also solche kleine Nachtheile um der Freiheit willen mit in den Kauf!

Zu Zeiten der erregten Contractbruch-Debatte tauchte von Seiten namhafter Führer der „Gewerkvereine" ein abenteuerlicher Vorschlag auf, den ich nicht wieder hervorholen würde, wenn ich ihm nicht in allerletzter Zeit zu meinem Erstaunen in der Schrift eines berühmten Professors der Nationalökonomie wieder begegnet wäre; hier lautet er wörtlich dahin, „der leidigen Frage des Contractbruchs durch solidarische Haft der Arbeitergruppe, resp. der Arbeitnehmergruppe innerhalb der Corporation (des Gewerkvereins) vorzubeugen." Früher hatten sich, dem entsprechend, die Wortführer der Gewerkvereine anheischig gemacht, gegen Verzicht auf anderweitige Verfolgungen für die Vertragsbrüche ihrer Mitglieder mit dem Vermögen der Gesellschaft einzustehen und eventuell gegen das räudige Schaf an seinen Hülfscassen-Antheilen u. dgl. m. Regreß zu nehmen. Der Gedanke war absolut ungefährlich, weil absolut unausführbar; allein es gehört doch ein hoher Grad von Naivetät und eine absolute Abwesenheit alles juristischen Verständnisses dazu, um ihn ernsthaft zu vertreten. Zunächst setzt er voraus, daß alle Arbeiter Gewerkvereins-Mitglieder seien; wenn nur ein einziger Arbeiter den Beitritt verweigert, so ist diese Lösung der Contractbruchsfrage vereitelt. Ferner setzt er voraus, daß die Gewerkvereine nicht blos die erstrebte Anerkennung als juristische Personen erlangen, sondern daß sie zu wesentlichen Factoren des Staates, zu Organen der Rechtspflege erhoben würden. Die moderne Gesetzgebung müßte ihr ganzes System, ihren höchsten Rechtssatz, den der persönlichen Verantwortlichkeit aufgeben und sich für die Sühnung des Rechts an eine sehr fragwürdige Corporation halten. Die geheiligte Justizgewalt des Staates würde an eine Gesellschaft ausgeliefert, welche den Ehrlichen für den Spitzbuben bezahlen ließe. Das wäre eine Ausbeutung der Ehrlichen, eine Ermunterung zur Rechtsverletzung, eine Sanctionirung des Vertragsbruches im Großen, das Verbrechen in Entreprise. In den dunkelsten Zeiten des Mittelalters haben die mächtigsten Corporationen Aehnliches nicht beansprucht.

Es war gewißlich so böse nicht gemeint; beabsichtigt war nur, die allgemeine Verlegenheit zu Gunsten der Gewerkvereine zu verwerthen. Wie sehr man aber auch deren Aufblühen wünschen mag, das moderne Recht gestattet nicht, derartigen Corporationen öffentliche Functionen einzuräumen, welche die Rechtspflege fälschen würden.

Ein anderer Vorschlag jener kurz verflossenen Zeit war gegen die 14tägige Kündigungsfrist gerichtet. Bei der eintägigen Frist fällt der Vertragsbruch von selbst fort. Jeden Abend wird ausbezahlt, jeden Abend ist der Mann frei und entlassen. Das erinnert an Heinrich Heines Wort:

„Und wird uns der ganze Verlag verboten,
Verschwindet am End von selbst die Censur!"

Man könnte ebenso gut den Ehebruch dadurch beseitigen, daß man die Ehe abschafft. Nicht der Vertragsbruch, sondern die Industrie würde unter dieser Atomisirung schwinden. Denn welche Anwendung fände diese neue Regel auf die ganze, umfangreiche und besonderer Förderung würdige Stücklohn- oder Accord-Arbeit? — Solche Kuren sind ja ärger, als die Krankheit.

Neuerdings kamen noch zwei Vorschläge zur Erörterung, die, wenn annehmbar, doch das Uebel nicht gerade an der Wurzel fassen. Den einen haben wir schon bei der Lehrlingsfrage angeführt; es ist die Schadensersatz-Verpflichtung des zum Contractbruch verleitenden oder den Contractbrüchigen wissentlich aufnehmenden Arbeitgebers. Fraglicher ist schon der andere Vorschlag, der von einer Seite kommt, die sich als besonders arbeiterfreundlich gerirt; er besteht darin, das aufgehobene Recht der Lohnbeschlagnahme für die dem Arbeiter aus dem Contractbruch erwachsenden Verbindlichkeiten wieder aufleben zu lassen, so daß das werthvolle Privilegium dem künftigen Erwerb nicht zu Gute komme, ehe das Unrecht gesühnt ist. Jedenfalls müßte dann das Recht der Lohnbeschlagnahme erst vor den Civilgerichten durch den Nachweis des Vertragsbruches erstritten werden, und es ist kaum anzunehmen, daß diese Gattung von Processen viel erfolgreicher wäre, als die bisherigen Klagen aus dem Arbeitsvertrage. —

Wir sind in unserer bisherigen Darstellung mehrfach der anerkannten Thatsache begegnet, daß das regelmäßige Gerichtsverfahren mit den Sicherheiten, welche es nach allen Seiten bieten muß, selbst in der Form des summarischen Verfahrens noch zu schleppend und schwerfällig für die eigentlichen Gewerbestreitigkeiten ist. In den meisten Fällen gestattet das materielle Interesse nicht die Betreibung solcher Rechtsstreitigkeiten vor den ordentlichen Gerichten, zumal selbst bei geringfügigen Gegenständen die kostspielige und zeitraubende Zuziehung von Sachverständigen erforderlich sein könnte.

Der Kaufmannsstand hat sich aus einer ähnlichen Nothlage heraus seine Handelsgerichte geschaffen, welche wiederum die Ausbildung des Handelsrechtes förderten. Je größer die Rechtsverwirrung in Deutschland war, desto berechtigter waren solche Gerichte, welche man nicht als privilegirte Standesgerichte, sondern als Specialgerichte für bestimmte Rechtsgebiete betrachten muß. Mit der großen Justizreform des deutschen Reiches aber mußte die strengere juristische Anschauung wieder zur Geltung kommen

und den Anspruch erheben, daß die Handelsgerichte nicht neben und außerhalb der ordentlichen Gerichtsbarkeit bestehen, sondern unter ordentlichen Richtern in die Justizverfassung eingefügt werden.

Dem Gewerberecht ist es so gut nicht geworden, wie dem Handelsrecht. Seit dem Verfall der Zunftgerichte hat sich die Polizei die letzte Entscheidung in allen Gewerbe-Streitigkeiten angemaßt und, den Arbeitsvertrag dem Gesindevertrag gleichstellend, beide der gleichen Willkür der Auslegung und Ausführung unterworfen. Der zünftigen Entscheidungsgewalt hatte es wenigstens nicht an Sachkenntniß gefehlt, die polizeiliche glänzte nur durch energisches Einschreiten; auch der Gemeinde gegenüber war der Arbeiter rechtlos, der Ausweisung, dem sog. Schub jederzeit ausgesetzt. Das Alles war nicht haltbar; wie sollte nun den freieren Verhältnissen und den höheren Rechtsansprüchen in Bezug auf die Gewerbejustiz genügt werden? Die Einen wollten die Gemeinde an die Stelle der Polizei treten lassen, die Anderen plaidirten für freie Schiedsgerichte. §. 108 der Gewerbeordnung ist ein Zwitterding dieser beiden populairen, aber unklaren und in sich zusammenhanglosen Anschauungen. Er hat sich darum auch in der Praxis schlecht bewährt und wird von keiner Seite mehr zu unveränderter Aufrechthaltung empfohlen. Es gereicht den Gemeindebehörden nicht zur Unehre, daß sie durchweg höchst widerwillig an die ihnen übertragene Aufgabe gingen. Sie sollen nämlich, wo keine besonderen Behörden dafür bestehen, entweder selbst die Entscheidungen aussprechen, und dann bleibt allerdings die Berufung auf den Rechtsweg vorbehalten, oder sie sollen sogenannte Gemeindeschiedsgerichte „unter gleichmäßiger Zuziehung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern" bilden. Nur an wenig Orten wurde dieser Auftrag vollzogen, an vielen ausdrücklich abgelehnt; wieder an anderen erwiesen sich die neuen Schöpfungen nicht lebensfähig. Auch hatte ja die Gesetzgebung vergessen, dieselben mit dem Nöthigsten auszustatten, nämlich mit der Regelung des Verfahrens und der Vollstreckbarkeit ihrer Erkenntnisse, mit der Beantwortung der Frage nach Berufung oder Revision.

Auch abgesehen davon, war die Verwirrung noch groß genug. Sollte das wirkliche Justiz sein oder nicht? — Wenn es wirkliche Rechtspflege sein soll, wo sind die Garantien derselben? Die Gemeinde ist ein Selbstverwaltungskörper, immerhin also ein Verwaltungsorgan; wir waren aber bisher gewöhnt, in der Trennung von Verwaltung und Justiz die erste Sicherung der Rechtspflege zu erblicken. Und wer ernennt den Obmann bei dem Gemeindeschiedsgericht, bei dessen eigenthümlicher Verfassung der Obmann die Hauptsache ist? — Unterscheiden sich doch dadurch derartige Gewerbegerichte im besten Fall ungünstig von den Handelsgerichten, daß bei jenen die Beisitzer aus zwei verschiedenen, sich gegensätzlich verhaltenden Gewerbeclassen gewählt oder ernannt werden müssen. Da thut vor allen Dingen ein Vorsitzender Noth von so unabhängigem

Charakter und so hoch erhaben über den Parteien, wie ihn nur der best-organisirte Richterstand liefern kann. In den Ernennungen der Communen dagegen wird immer ein gerade vorherrschendes Classeninteresse, in der Regel das der Arbeitgeber, zum Ausdruck kommen.

Wird aber gar nicht der Anspruch gestellt, daß hier strenge Gerechtigkeitspflege geübt werde, so ist die Berufung an die ordentlichen Gerichte nicht auszuschließen. Damit wird aber der eigentliche Rechtsgang verzögert, statt beschleunigt, und die rasche Entscheidung nur dadurch ermöglicht, daß die unterliegende Partei auf ihr Recht verzichtet.

Um keinen Preis sollte zugegeben werden, daß auf dem vulkanischen Boden der gewerblichen Streitigkeiten, wo oft hinter den streitenden Parteien zwei sich argwöhnisch beobachtende Gesellschaftsclassen mit von Außen genährter Erbitterung stehen, etwas Anderes, als unverbrüchliches klares Recht geschöpft werde. Dem Arbeiter, der in der Durchführung seines Rechtsanspruches seine Ehre zu wahren meint, soll sein Recht werden, für ihn oder gegen ihn, aber volles Recht. Das scheint mir an diesem Punkte die allerwichtigste Culturaufgabe, der sicherste Schritt zur Schlichtung der socialen Wirren. Wenn den beliebten französischen und rheinischen Gewerbegerichten (Conseils des prud'hommes) mit ihren Beisitzern aus beiden Classen der rechtsgelehrte Obmann fehlt, so darf nicht übersehen werden, daß diese Einrichtung sich vor den Zeiten des leidigen „Classenkampfes" eingebürgert hat, daß der Gerichtsschreiber (Greffier) dabei die Jurisprudenz vertritt und daß seit 1848 in Frankreich der Kreis der darin vertretenen Arbeiter erweitert worden ist. Heutzutage bleibt uns vernünftigerweise nichts übrig, als die Gewerbegerichte, gleich den Handelsgerichten, in die Justizverfassung einzufügen, und nicht, wie die neueste Regierungsvorlage will, noch einmal den Versuch mit Gemeindeschiedsgerichten zu machen, von denen die Berufung gestattet werden muß, weil sie dem Rechtsuchenden keine hinreichende Garantie bieten.

Hier und da wurden noch Einigungsämter, nach den Mustern der von Mundella und Kettle in England versuchten Einrichtungen, mit lächerlichster Uebertreibung „zur Lösung der socialen Frage" anempfohlen. Innungen und Vereine erboten sich großmüthig der leidenden Menschheit, sie auf eigene Kosten und Gefahr in Scene zu setzen. Bei der allgemein herrschenden Confusion wurden denn auch Einigungsämter und Schiedsgerichte mit einander verwechselt, so daß die ganze gewerbliche Rechtspflege in dieser Form zum Austrag kommen sollte. Wie groß oder gering man von solchen Versuchen denken möge, welche darauf ausgehen, die Arbeits-Einstellungen und Arbeiter-Aussperrungen durch friedliche Verständigung zu verdrängen, — um an ihre durchgreifende Wirksamkeit zu glauben, muß man auch für möglich halten, daß die brutalen Kraftproben der großen Politik durch strategische Schachspiel-Uebungen oder durch ein Bluntschli'sches Völkerrechtstribunal zu ersetzen seien.

Ein Einigungsamt kann in einem einzelnen Fall für kurze Zeit die Lohnhöhe bestimmen, welche eben keine Rechtsfrage ist; ein von den streitenden Parteien freigewähltes Schiedsgericht mag in einzelnen Vorkommnissen die guten Leute abhalten, vor den Richter zu ziehen, sich zu ärgern und Sporteln zu bezahlen. Aber Justiz ist das Alles nicht und kann die Justiz nicht ersetzen. Was der Staat jedem Einzelnen schuldet, das ist eine wirkliche unabhängige Rechtspflege für jede Art von Rechtsstreitigkeiten.

Wenn die Gewerbegerichtsbarkeit noch nicht hergestellt ist, so steht es mit wichtigen Theilen des materiellen Gewerberechtes kaum besser. Viele sind noch gar nicht, manche recht ungenügend geordnet. Unter den letzteren ist die Frage der Haftpflicht für die beim Gewerbebetrieb herbeigeführten Beschädigungen besonders hervorzuheben.

Man sollte glauben, daß diese Materie nach allgemein civilrechtlichen Grundsätzen zu behandeln sei und keiner besonderen Regelung bedürfe. Die Praxis hat diese Auffassung widerlegt; die große Industrie hat Verhältnisse geschaffen, welche das römische und das gemeine Recht und selbst das preußische Landrecht nicht kannte und für welche nur bei einer hoch entwickelten juristischen Dialektik auf die alten Schadensersatz-Normen Bezug genommen werden könnte. Bekanntlich gehören aber auf dem größten deutschen Rechtsgebiete die Schadensersatz-Processe zu den schwächsten Seiten der praktischen Jurisprudenz. Zudem bedarf das deutsche Gewerberecht der gleichen Behandlung in allen deutschen Rechtsgebieten. Die Gewerbeordnung enthält nichts über diesen Stoff; nur ganz entfernt erinnert §. 107 daran, welcher jeden Gewerbe-Unternehmer verpflichtet, „auf seine Kosten alle diejenigen Einrichtungen herzustellen, und zu unterhalten, welche mit Rücksicht auf die besondere Beschaffenheit des Gewerbebetriebes und der Betriebsstätte zu thunlichster Sicherung der Arbeiter gegen Gefahr für Leben und Gesundheit nothwendig sind". Wie aber, wenn ein Gewerbe-Unternehmer seine Pflicht vernachlässigt? — §. 148 al. 10 ordnet eine Geldstrafe bis zu 150 Mark und im Falle des Unvermögens Haft bis zu vier Wochen an, wenn er „der Aufforderung der Behörde ungeachtet" den Bestimmungen des §. 107 entgegenhandelt. Bis jetzt bestehen aber noch keine Behörden, welche verbunden und damit beschäftigt wären, solche Aufforderungen zu erlassen oder gar die dazu erforderlichen Untersuchungen anzustellen. Außerdem ist eine so überaus geringfügige Buße, eine bloße polizeiliche Ordnungsstrafe nicht im Verhältniß zu der Größe des Unrechts und seiner Gefährlichkeit. Ferner ist nirgends gesagt, daß der Gewerbe-Unternehmer für den durch seine Nachlässigkeit an Leben und Gesundheit der Arbeiter verursachten Schaden hafte.

Zwei Jahre nach Erlaß der Gewerbeordnung veranlaßte ein grauenvolles Unglück in einem sächsischen Bergwerk eine etwas eilige und höchst

unvollkommene Behandlung dieser Fragen. Das Gesetz vom 7. Juni 1871, betreffend die Verbindlichkeit zum Schadenersatz für die bei dem Betrieb von Eisenbahnen, Bergwerken, Steinbrüchen, Gräbereien (Gruben) und Fabriken herbeigeführten Tödtungen und Körperverletzungen, umfaßt, wie schon der Titel besagt, nicht die Landwirthschaft und durchaus nicht die ganze Industrie, weder das Baugewerbe, noch das übrige Handwerk, noch die Schifffahrt u. s. w. Unmöglich ist das Princip zu finden, wonach die Auswahl der haftbaren Betriebe getroffen ist. Was eine „Fabrik" ist, wurde nicht gesetzlich definirt, sondern dem richterlichen Ermessen überlassen, welches in diesem Fall zu großen Ungleichheiten führen kann. Die strengere Haftbarkeit der Eisenbahnen, welche schon im preußischen Eisenbahn-Gesetz von 1838 ausgesprochen ist, besteht darin, daß der Unternehmer für den Schaden haften muß, sofern er nicht beweist, daß der Unfall durch eigenes Verschulden des Opfers oder durch höhere Gewalt verursacht worden sei. Bei den anderen verantwortlichen Betrieben muß von dem Beschädigten oder des Getödteten Rechtsnachfolgern der Beweis geliefert werden, daß die fragliche Verschuldung einem der Leiter oder Bevollmächtigten des Unternehmens zur Last falle. Hier also hat der Kläger zu beweisen, dort der Beklagte. Nicht in der Natur der Sache liegt diese Unterscheidung begründet, sondern in der Vorstellung, daß man den Eisenbahnbesitzern recht viel aufbürden dürfe und solle. Die so gestaltete Unterscheidung betreffs der Beweislast ist principlos; principlos ist auch die Beschränkung des Gesetzes auf diese bestimmten Betriebsarten. Art und Betrag der Schadloshaltung sind in dem Gesetze gut geordnet, und mit Recht erklärt §. 5 die dem Gesetz zuwiderlaufenden Privatverträge für nichtig. Dagegen enthält §. 4 die Bestimmung, daß der ersatzpflichtige Unternehmer die Leistung einer Versicherungsanstalt an seiner Entschädigung in Abrechnung bringen dürfe, wenn er für mindestens ein Drittel zu der Versicherungsprämie des Beschädigten oder Getödteten beigetragen hat. Diese Bestimmung ist natürlich ein todter Buchstabe geblieben, da die Arbeiter, welche ohnedies schon zu anderen Cassen beitragen müssen, wenig Lust verspüren, die Entschädigungspflicht des Unternehmers zu theilen. Sie sind diesem Gesetz ohnehin nicht hold und haben gute Gründe dafür. Auch nach einer anderen, als der vorhin besprochenen Richtung ist die Haftpflicht darin beschränkt; eine Reihe von Unfällen wird nicht davon berührt. Der legislatorische Gedanke, die Haftbarkeitsfrage nur für die gefährlicheren Gewerbe zu ordnen, ist an sich ein unrichtiger; denn wo ein Unglück geschah, da war Gefahr vorhanden, und es ist nicht abzusehen, warum die größere Häufigkeit der Unglücksfälle dem einzelnen Betroffenen mehr Rechte verleihen soll. Noch falscher ist die Behauptung, daß andere Betriebsarten, z. B. das Handwerk, nicht im Stande seien, die Last der Entschädigungspflicht zu tragen. Einer muß sie doch tragen! Und der Verunglückte ist gewöhnlich weniger leistungsfähig, als der Betriebsunter-

nehmer. Freilich bezahlt gegenwärtig bei den vielen ungeschützten Gewerben von größerer Gefährlichkeit der Unternehmer in dem höheren Lohn die Unfallsprämie, die er bei den geschützten Gewerben an die Unfallsversicherungsgesellschaft entrichtet. Die Natur der Sache will eben, daß der Unternehmer das Risico trage, das ganze Risico, auch für den Arbeiter, — natürlich vorbehaltlich des Gegenbeweises von Verschuldung des Verletzten oder höherer Gewalt. Auf diese volkswirthschaftliche Wahrheit müßte das Haftpflichtgesetz gebaut sein. Damit wäre den Unternehmern der stärkste Antrieb gegeben, mit Sorgfalt alle möglichen Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Das wäre ein besserer Schutz, als §. 107 und §. 148 al. 10 der Gewerbeordnung! Dann würde sich auch die Unfallsversicherung in großartigen Dimensionen ausbilden, und zwar zu wohlfeileren Sätzen. Es würde dann auch nicht mehr vorkommen, daß ein Unternehmer, der sich mit dem Opfer eines Unfalls ohne Rechtsstreit vergleichen will, von der Versicherungsgesellschaft daran verhindert wird, so daß der Geschädigte noch einen langen und manchem Zufall ausgesetzten Proceß durchzuführen hat.

Soll mit den nöthigen Schutzmaßregeln für das Wohl der arbeitenden Classen Ernst gemacht werden, so bedarf es dazu nicht allein wohldurchdachter Gesetze, sondern auch einer gesicherten Ausführung derselben. Wenn man sich vergegenwärtigt, welcher langwierige und zähe Widerstand bei Durchführung der englischen Fabrikgesetze zu überwinden war, wird man sich die Sache in Deutschland nicht allzu leicht denken, wo die Ausführung der Reichsgesetze dem guten Willen der Einzelstaats-Behörden anvertraut ist. Eine unbestrittene Erfahrung lehrt uns, die seit einigen Jahren functionirenden preußischen Fabrikinspectoren zeigen es in ihren „Jahresberichten", für das übrige Deutschland bestätigen es die auf Beschluß des Bundesraths angestellten „Erhebungen", daß die wichtigsten Fabrikgesetze, die über Kinderarbeit, über Concessionspflichtigkeit gewisser Betriebsarten, über Schutzvorrichtungen an den Maschinen u. a. m., fortwährend verletzt werden, und zwar vielfach nicht ohne Connivenz der Behörden, welche ein Auge zudrücken, wo sie beide Augen geöffnet halten sollten. Die niedrigen Strafandrohungen des Gewerbeordnungsgesetzes haben wenig Abschreckendes, desto schärfer müßte darum wenigstens die Controle über die Einhaltung der schützenden Bestimmungen sein. Diese controlirende Aufsicht darf also nicht ausschließlich der Landespolizei überlassen bleiben; eine höhere Instanz muß Sicherheit und Gleichmäßigkeit hineinbringen; das Reich muß sein Gesetz selbst schützen. Kurz, wir bedürfen der Reichs-Fabrikinspectoren. Die Polizei, selbst wenn sie überall den besten Willen und die erforderliche Zeit dazu hätte, ist schon aus Mangel an technischen Kenntnissen der schwierigen Aufgabe nicht gewachsen; diese erfordert jedesmal einen ganzen Mann von besonderem Eifer und Sachkenntniß. Es war ein Fehler, daß der Reichstag 1869 den Antrag

auf Fabrikinspectoren zurückwies, der freilich von mißliebiger Seite kam. In Preußen war bereits in Gesetzen von 1849 und 1853 auf Fabrikinspectoren hingewiesen. Fast in allen Industrieländern hat das Institut sich glänzend bewährt, und England verdankt ihm die Rettung der aufwachsenden Arbeitergeneration. Es ist ein schönes und erhebendes Bild, mit welcher Unermüdlichkeit hochbegabte Männer in den vierziger Jahren sich der schweren und undankbaren Aufgabe unterzogen, die neuen Gesetze über Kinderarbeit in den Fabriken durchzusetzen, wie sie mit kaum hinreichenden Befugnissen die minutiöse und chicaneuse Casuistik des Eigennutzes in der Mißdeutung der Gesetze durch alle Schlupfwinkel verfolgten und durchbrachen und aus den erbitterten gerichtlichen Kämpfen mit wechselndem Kriegsglück schließlich als Sieger hervorgingen. Allein nicht blos zur Bekräftigung und Verwirklichung des gegebenen Gesetzes, sondern auch zur Weiterbildung desselben auf Grund reifer Erfahrungen trugen sie Außerordentliches bei.

Fast überall haben die ersten Anfänge der sogenannten Fabrikgesetzgebung bei der Sorge für die mißbrauchten Kräfte der Kindheit angesetzt. In England beginnt diese lange Reihe rühmlicher Anstrengungen und schwerer parlamentarischer Kämpfe mit der Acte des älteren Sir Robert Peel von 1802, welche die „Moral- und Gesundheitsacte" genannt ward und die gerichtet war gegen die grauenvollste Mißhandlung und Ausbeutung der von den Kirchspielsbehörden an die Baumwollenfabrikanten vermietheten Armenkinder. Das Gesetz betraf Zustände, von denen der Ausbruch um sich greifender Epidemien unmittelbar zu befürchten war. Solche Befürchtungen schärften das Gefühl der Humanität und Philantropie in wirksamer Weise und brachten auch roheren Naturen den Gedanken der gesellschaftlichen Solidarität bei. Aber es handelt sich bei derartigen Nothständen überhaupt nicht blos um die Gefahr der Verbreitung besonderer Krankheitsstoffe; weit über die Grenzen der öffentlichen Gesundheitspflege hinaus ist die Abwehr der Entartung und Kraftminderung einzelner Gesellschaftsclassen ein directes Interesse aller anderen Classen. In Deutschland braucht das zum Glück nicht erst bewiesen zu werden; nur über die richtigen Mittel und Wege ist die Verständigung schwierig. In der Schweiz wurden schon 1815, in Frankreich erst 1841 Schutzmaßregeln für die Fabrikkinder beschlossen, in Preußen datiren die ersten diesfallsigen Verordnungen von 1827 und 1828. Wenn England allen voranging, so war dort auch die große Industrie am frühesten entwickelt und der Nothstand weitaus am schreiendsten. Seitdem hat in England die gesetzgeberische Thätigkeit in dieser Sache nicht still gestanden; nach britischer Eigenthümlichkeit ging sie Schritt für Schritt vorwärts, specialisirend je nach den in den verschiedenen Industriezweigen sich ergebenden Bedürfnissen, bis sie zum Schluß wieder zusammenfassen und verallgemeinern („consolidiren") mußte. Das ist der her-

kömmliche Lauf der englischen Gesetzgebung, bei dem sich wenig gewagte Abstractionen, aber gewisse Stadien der Verwirrung ergeben. Unser herkömmliches Verfahren ist das umgekehrte; wir pflegen mit einer allgemeinen Regel zu beginnen und uns erst nachderhand von den praktischen Bedürfnissen die Ausnahmen dictiren zu lassen. So geschah es auch bei den wenigen und noch ungenügenden Fabrikgesetzen unserer Gewerbeordnung, deren humanen Inhalt wir uns aber nicht verkümmern lassen wollen, wenn wir auch hier und da den wohl zu prüfenden Forderungen der industriellen Technik durch unschädliche Modificationen Rechnung tragen sollten.

Alles in Allem, ist unser Maß erlaubter Kinderarbeit weitaus das geringste, selbst dem schweizerischen Fabrikgesetz von 1877 gegenüber, welches doch für die ganze Industrie die socialistische Institution des Normalarbeitstags enthält.

Doch haben die Engländer seit 1867 den großen Vorsprung, daß ihre Schutzgesetze sich nicht mehr blos auf die Fabrikindustrie, sondern auf alle Werkstätten, auch des Handwerks und der Hausindustrie, beziehen. Daß dieses gerade in dem Lande, welches die persönliche Freiheit und das Hausrecht so hoch schätzt, für zulässig erachtet wurde, enthält für uns die Aufforderung, die englische Fabrikgesetzgebung im Zusammenhang mit den anderen englischen Rechts-Institutionen zu studiren. — Seit 1844 stellt die englische Gesetzgebung die Frauen den „jungen Personen" (unseren „jugendlichen Arbeitern") in Bezug auf den gesetzlichen Schutz und die Arbeits-Einschränkungen auf gleiche Linie. Diese Scheidelinie zwischen arbeitenden Kindern und jugendlichen Arbeitern kommt eben auch aus den Gesetzen Englands. Die englische Rechtsanschauung gestattet es, alle Frauenzimmer als Unmündige zu betrachten und derartig zu bevormunden, daß ihnen auch gegen ihren Willen die beschränktere Arbeitszeit zugemessen wird.

Für volljährige Männer würde keine politische Partei in England einen „Normalarbeitstag" verlangen oder zulassen; er würde als ein Eingriff in die persönliche Freiheit perhorrescirt werden. Ich würde eine solche allgemeine Zeitgrenze der freien Arbeit schon für unzulässig halten, weil sie die verschiedensten Industrien über einen Kamm scheert, und für inhuman, weil die einmal gezogene Grenze die Bewegung unter dieselbe herab auf die längste Zeit verhindern würde. Wie kann sich z. B. der schweizerische Arbeiter mit seinem 11stündigen Normaltag freuen, wenn er sieht, daß in vielen Industriezweigen Großbritanniens und der nordamerikanischen Vereinsstaaten eine 10stündige und selbst eine 8stündige Zeitbeschränkung angestrebt und zuweilen erreicht wird! — Wie oft sind die Arbeiter nicht, in Zeiten der Geschäftsstockung, sehr gegen ihren Willen, auf kürzere und selbst halbe Arbeitszeit angewiesen, und sie sollten nicht auch den höheren Ansprüchen günstiger Conjuncturen gelegentlich mit

besonderen Anstrengungen entsprechen wollen! Die langwierige englische Agitation (besonders des damaligen Lord Ashley, späteren Earl of Shaftesbury) für die zehnstündige Kinderarbeit, welche im Jahre 1848 das Ziel erreichte, hatte allerdings den ausgesprochenen Zweck, indirect auch die Arbeitszeit der Erwachsenen zu kürzen, da bei dem allmählich eingeführten Relais- oder Schichtsystem die Zeit der Kinderarbeit einen Divisor für die Arbeitszeit der Erwachsenen bildet. Und wie lange hat es gedauert, daß dieses Relaissystem den Vorwand bot, um die Fabrikgesetze durch die raffinirtesten Betrügereien unwirksam zu machen!

Bei jedem Schritte vorwärts ging das Jammern der Industriellen an, daß die neue Beschränkung sie der auswärtigen Concurrenz schutz- und rettungslos preisgebe. Und jedesmal haben die Fortschritte der Mechanik, die bessere Schonung der Arbeitskräfte und die intensivere Leistung in der kürzeren Frist den gefürchteten Ausfall mehr als ausgeglichen. In ungeahnter Weise hat sich die englische Arbeiterbevölkerung physisch, moralisch und geistig gehoben; das Fabrikproletariat, das eine öffentliche Gefahr in sich barg, überwuchert nicht mehr. Dennoch beschäftigt die englische Industrie noch immer 8jährige Kinder, freilich nicht mehr 12 Stunden lang, wie Anfangs, sondern etwa halb so lang. Die deutsche Industrie, in welcher die Kinderarbeit verhältnißmäßig sehr gering (mit nicht viel über 20,000 Kindern unter 14 Jahren, die aber auf die Industriezweige und darum auch auf die Gegenden sehr ungleich vertheilt sind) vertreten ist, darf kein Kind unter 12 Jahren annehmen und wird hoffentlich mit der Zeit dazu kommen können, die untere Grenze auf 14 Jahre erhöhen zu dürfen. Leider spricht die deutsche Gewerbeordnung nur von der „regelmäßigen Beschäftigung" der Kinder und läßt somit den Mißbrauch der „unregelmäßigen Beschäftigung" zu, doch wird das zweifelsohne bald verbessert werden. Das französische Gesetz läßt bei 12jährigen Kindern 12stündige Arbeit zu, das schweizerische Gesetz vom 23. März 1877 rechnet auf die 11stündige Normalfrist nur einen 3stündigen Schulbesuch ein, aber es läßt keine Kinder unter 14 Jahren zur Fabrikarbeit zu und rechnet die Kindheit bis zum vollendeten 16. Jahre.

Fast so wichtig, wie die Zeitgrenzen, sind die Bestimmungen über die Vertheilung der Pausen und Mahlzeiten, die Verbote der Nacht- und der Sonntags-Arbeit, die richtige Auseinandersetzung mit den Forderungen der Schule, die Untersagung gesundheitsschädlicher Arbeiten u. s. w. Bei den weiblichen Arbeitern das Verbot der Nachtarbeit, besonders in Bergwerken, gewisser gesundheitsschädlicher Beschäftigungen, die Schonung vor und nach den Wochenbetten. Leider verbietet die mir gezogene Grenze das Eingehen auf diese wichtigen Einzelnheiten. Die ganze hierauf bezügliche Gesetzgebung ist noch im Fluß befindlich und wird an der Hand der Erfahrung wiederholt revidirt werden. Hoffen wir von der Entfaltung unserer gesellschaftlichen Zustände, von den gleichzeitigen Fortschritten der Humanität

in den mit uns concurrirenden Ländern und vor Allem von den zunehmenden Hülfsmitteln der technischen Wissenschaften, daß jede Revision eine Erleichterung der arbeitenden Classen bedeuten wird! Der humane Fabrikant wird selbst dabei seine Sicherung gegen unloyale Concurrenz erstreben.

Freilich ist die größte Vorsicht angezeigt; die arbeitende Classe selbst verträgt es nicht, daß man in ihren Kindern ihre Erwerbsmittel zu stark beschneide. Hungern ist ungesünder, als Arbeiten. Oder wie will man beispielsweise die Wöchnerinnen auf sehr lange Fristen von den Arbeitsstätten entfernt halten, wenn die Arbeiterhülfskassen sich, mit Berufung auf ihre rechnungsmäßige Grundlage und in billiger Berücksichtigung der unverheiratheten Mitglieder, dagegen sträuben, die Zeit vor und nach der Niederkunft als unterstützungsberechtigte Krankheit anzuerkennen? — Wie weit Wohlthätigkeitsvereine und das humane Interesse der Arbeitgeber solche Härten mildern können, fällt nicht in den Bereich meiner Betrachtung, welche sich auf die Revision der Gesetze beschränken mußte.

Ich fürchte, die Geduld der Leser schon mißbraucht und den mir vergönnten Raum überschritten zu haben. Und doch wäre noch eine ganze Reihe neuerdings ventilirter Fragen zu besprechen. Ich erinnere nur an die mit mehr als berechtigter Bitterkeit besprochene Frage der Wanderlager, des Hausir- und Auctionswesens, an die dringend gewünschte Beschränkung der Schankconcessionen, an die Forderung eines Normativgesetzes für Invalidenkassen, an die Controle der einseitig erlassenen Fabrikordnungen, an die Errichtung von Gewerbekammern neben den Handelskammern, an die Befreiung des Apothekergewerbes von den ausschließenden Realberechtigungen. Da ist kaum ein Artikel der Gewerbeordnung, der nicht erneute Controversen hervorgerufen hätte, und selbst die unschuldige Theaterfreiheit, die uns hier in Berlin schon so manchen ästhetischen Genuß verschafft hat, wird von Theater-Intendanten und theoretisirenden Pedanten angefochten.

Gerade diese Fülle des Stoffes liefert mir die Entschuldigung, daß ich nur die wichtigsten Angelegenheiten Musterung passiren ließ, um an diesen die Principien der Freiheit und Gerechtigkeit zu vertheidigen und damit die Methode auch für die Entscheidung der anderen in Frage gestellten Materien zu gewinnen.

# Der Dänholm.

## Idylle

von

**Heinrich Kruſe.**

— Berlin. —

**Fiſcher.**

Junge, das Segel gefaßt! Hoch auf! Nun iſt es gewendet.
Setze das kleine noch bei! Wir müſſen uns ſputen. In Stralſund
Schließet der Wächter des Hafens den Baum, ſobald es nur dämmert.

**Knabe.**

Das war heut noch ein Fang!

**Fiſcher.**

Ja, das tröſtet doch noch, wenn man manchmal
Fiſchet und fiſcht und nichts am Ende nach Hauſe zurückbringt,
Als ein zerriſſenes Netz, das triefend vom Maſte herabhängt.
Wie wird Mutter ſich freuen! Die See trieb heute die Schäfchen
Ueber die Weide; da fängt es ſich gut, doch muß man ſich mühen.
Da iſt der Dänholm ſchon.

**Knabe.**

Ihn erblicket doch immer zuletzt noch,
Wer von der Stadt fortſchifft; den, welcher zur Heimat zurückkehrt,
Grüßet er wieder zuerſt mit den Wipfeln des Wäldchens.

**Fiſcher.**

Die Frauen
Pflegen bis dort zu begleiten den Mann mit ihren Verwandten.
Und ſo vergeß ich es nicht, wie Vater zuletzt von uns wegging.
Mutter, ſie ſaß, ihr Jüngſtes im Schooß, auf dem Ufer und ſtrickte,
Und ich ſpielte umher. Als dämm'rig es ward, und das weiße
Segel man nicht mehr ſah in der Ferne, erhob ſie ſich endlich,
Holte den Athem dabei ſo tief aus der Bruſt, und ich ſagte:
„Mutter, was grämeſt Du Dich um Vater? Er geht ja in Krieg nicht.“
„Ja, wohl geht er in Krieg,“ ſo ſprach ſie, „in jeglichem Jahre

Gegen das schreckliche Meer, und einmal kommt er nicht wieder.
Als vor nun zwei Monden zum Zingst wir hinübergefahren,
Unsere Freundschaft dort zu besuchen, so ging ich zur Kirche,
Fand sie geschlossen und lehnte mich still an die Mauer des Friedhofs.
Schon kam einer herauf nach dem andern die Stiege des Ufers;
Aber es waren nur Kinder und Frau'n, da die Männer des Sommers
Alle zur See fort sind; denn sie geben nicht viel auf den Pflug dort.
Lieber Himmel, was ist denn der Zingst, als wandernde Dünen,
Wo Strandhafer nur wächst? Drum pflügen sie lieber die Wellen.
Und ich sah auf die Frau'n, daß alle in Trauer sie gingen.
Da war keine dabei, der nicht im vergangenen Jahre
War ein Bruder geblieben zur See, der Vater, der Gatte,
Oder ein blühender Sohn. Da fuhr es mir heimlich das Herz durch:
Auch ich habe mir bald zu nähen die dunkelen Kleider!"
Und sie konnte nicht mehr sich der bitteren Thränen enthalten:
„Dann kehrt Vater nicht mehr, dann haben wir Hunger und Kummer."
Also sprach sie, und faßte mich an, und wandte sich heimwärts.
Wie sie gesprochen, geschah's. Bald lag mein Vater bei Schottland,
Alle die Seinen umher. Dran denk' ich, so oft ich die Insel
Seh' und das buschige Ufer. Doch macht es mit nichten mich traurig;
Denn das ist nun einmal nicht anders. „Zu schiffen ist nöthig,
Doch nicht nöthig zu leben!" So steht's in der Schiffergesellschaft.

Knabe.

Das ist, Vater, ein kerniger Spruch! Und Jeder ist froh ja,
Wer vom Sunde befähret die See, wenn er wieder den Holm sieht
Wißt Ihr, wie er mir dächt? Wie der Maibusch, den man herausteckt
Am Wirthshaus, der uns sagt: Hier kehret man ein! so ladet
Freundlich er Jeden zur Stadt, die hinter dem Laube hervorblickt.
Vater, verspracht Ihr nicht oft davon zu erzählen, vom Dänholm,
Warum so man genannt vor Zeiten die liebliche Insel?
Immer vertröstet Ihr mich. Heut, dächt' ich, am fröhlichen Tage —

Fischer.

Donner und Hagel! Die Leinen gepackt! Wir gerathen auf Steine!
Taugenichts, gib Acht! Nun, nun, ich war nur erschrocken.

Knabe.

Seht, hier bind' ich die Schoten mir fest. So setz' ich mich still hin;
Denn Ihr laßt Euch ja doch, das weiß ich, das Ruder nicht nehmen.

Fischer.

Ist mein ewiges Lied: Zu gar nichts bist Du zu brauchen!
Immer gelehrt und verkehrt! Wie das Kukuksei mir in's Nest kam!

Knabe.

Aber nun thut, wie Ihr es verspracht, und berichtet vom Dänholm.

Fischer.

Höre mir zu, so ward mir erzählt, so erzähl' ich es wieder.
Wo Du die Kirchen da siehst und die Spitzen, die sieben, vom Rathhaus,

Wohnten nur wenige Fiſcher vordem, und ruderten über,
Wer nach Rügen verlangte, der heiligen Inſel der Heiden,
Wo von den Küſten und Inſeln ſie rings hinwallten zu opfern.
Doch dann kamen die Deutſchen in's Land und bekehrten die Heiden.

Knabe.

Wenden, ſo hießen die Völker damals an den Küſten der Oſtſee;
Drum ſind die Wendiſchen Städte geheißen die Städte der Oſtſee,
Die, wie ein Kranz um die Schaale gelegt, rings blühten am Waſſer,
Dort, wo Lübeck thront und das ſiebenthorige Roſtock,
Bis wo der Preuße den Bernſtein ſucht nach dem Sturm aus dem Seegras.

Fiſcher.

Nicht zum letzten der Sund, der günſtig gelegen und ſicher;
Denn drei Teiche umgeben die Stadt, und das And're umbrandet
Offen die See. Doch wer hätte gedacht, daß das ärmliche Fährdorf
Alſo höbe dereinſt ſein Haupt vor den Städten der Hanſa,
Daß wol Fürſten ſich gleich dort hielten die Bürger? Ein Rathsherr
Ließ zum Traugang ſich von dem Haus, wo er wohnte, am Markte
Bis in die Kirche den Weg mit dem köſtlichſten Laken belegen,
Scharlach, in London gewebt. So zog er mit ſtolzem Gefolge
Bis vor den Prieſter auf Tuch. Und dem übermüthigen Eheweib
Mußten — ich will nicht ſagen, wofür — fortwährend die Mägde
Schier aus Rigiſchem Flachſe die ſauberſten Bündel bereiten.
Aber das Weib trieb alſo hernach es mit Buhlen und Hoffart,
Daß ihr zuletzt nichts mehr von alle der Herrlichkeit nachblieb,
Als ein ſilberner Teller. Den nahm ſie, und ſtand an der Kirchthür,
Hielt ihn hin und ſprach: „Um Gottes Willen," ſo bat ſie,
„Schenket der armen reichen Frau einen Pfennig zu leben!"
Und hat eine der Mägde ſie da barmherzig mit Linnen
Sich zu bekleiden beſchenkt: „Ich ſpann's von dem Flachs, den Ihr wegwarft."
Soll wohlfahren ein Gut, ſo iſt es nicht allzugeringe;
Soll es zu Grunde geh'n, ſo iſt es zu groß und zu viel nicht.

Knabe.

Seht, da blicket die Sonne noch einmal hinter dem Strand auf.
Wie ſie die Segel durchglüht! Doch erzählet nur weiter von Stralſund.

Fiſcher.

Ja, wie hab' ich gehört von dem Alten ſo manche Geſchichte,
Wenn er verkürzen ſich wollte die Weile des müſſigen Winters.
Wie mir grauſte als Kind bei dem furchtbaren grauen Geſpenſte,
Welches erſcheint auf dem Schiff, das auf einſamem Ocean umtreibt,
Während die Mannſchaft verſchmachtet vor Hunger und Krankheit. Da geht es
Auf und ab, von dem Bugſpriet an, und weiter um Einen
Schritt an jeglichem Abend. So weit es gelangt auf dem Decke,
Muß in der ſelbigen Nacht darunter, was Leben hat, ſterben,
Menſch und Thier. Da ſchleppen entſetzt ſich die kranken Matroſen
Weiter und weiter nach hinten die Hängematten; doch endlich

Setzt es zum Ruder ſich hin — und Alles iſt ſtill auf dem Schiffe.
Und was hatt' er für Fahrten erlebt! Doch ich wollte erzählen.
Als mit der Stadt es zuerſt ein Anſehn hatt' und Gedeihen,
Litten es Bugslav nicht und Caſimir, Fürſten von Pommern,
Ueberfielen den Ort und brannten und brachen ihn nieder.
Darauf theilten ſie ſich in den Raub und zogen von dannen.
Aber die Stadt lag öde, ſo daß, weil nirgends die Schwalben
Fanden ein Dach, ſie bauten ihr Neſt auf den Maſten der Schiffe.
Und nicht lange hernach, da der Ort ſich in etwas erholte,
Konnten's den Sundiſchen Leuten nicht gönnen die Herren von Lübeck,
Traten mit Macht auf's Land und zerſtörten die Stadt uns noch einmal.
So viel Arbeit gab's, um die Stadt zum Sunde zu gründen!
Aber Du ſchwebſt in der Luft wie ein Vogel da über dem Kiele.
Siehe Dich vor!

Knabe.

Achtzehn! Neunzehn!

Fiſcher.

Was machſt Du?

Knabe.

Ich zähle.
Wie viel Kähne der Fiſcher, mit rothen Segeln und weißen,
Blinken von nah und von fern! Man ermüdet, beginnt man zu zählen.
Wenn auch manchen die Stadt durch waldige Ufer verdeckt wird,
Steuern doch alle zum nämlichen Ziel, zum Hafen von Stralſund,
Wie ein Schwan hinrudert zum Neſt, das im Röhricht verſteckt liegt.
Sieh, wie der ſchillernde Schaum vor dem tanzenden Kiele heraufſpritzt!

Fiſcher.

Neu drauf bauten die Bürger ſich an und ließen vom Lande
Nur drei Dämme zur Stadt, und die Brücken mit hängenden Ketten
Zogen am Abend ſie auf. Dahinter erbauten ſie Zwinger
Und Wykhäuſer und Thore, die drohend in's Land mit den Warten
Wehrten den Feinden den Weg; doch ſperrten ſie nicht ihn dem Unglück.
Einſt am Oſtertag, als kaum noch graute der Morgen,
Stieg, wie er pflegte, der Pfeifer hinauf mit ſeinen Geſellen
Oben nach Sanct Marien.

Knabe.

Da droben, wie lieblich verſchlungen
Sieht man da Land und Meer und Küſten und Buchten und Inſeln!

Fiſcher.

Und indeſſen ſie ſpielen, bemerkt der Geſell, der nach Norden
Bläſt zu der Luke hinaus, was Weißliches ſtehen im Sunde,
Sagt es den Andern, und eh' mit dem Lied ſie zu Ende gekommen,
Sehen ſie Segel auf Segel bereits aufziehen. Sie ahnen
Gleich nichts Gutes davon und ziehen mit Macht an den Glocken,
Die in dem Trallwerk hängen, um aufzuſchrecken die Bürger.
Da hat Manche vergeſſen die Oſtereier zu ſieden!
Jeglicher kam vor die Thür und frugen einander: „Wo brennt es?“

Doch da es kundbar ward, daß nicht vom Feuer das Unglück,
Sondern vom Waſſer uns drohe, ſo rannten ſie Alle zum Hafen.
Siebenzig Schiffe und mehr mit der Löwen-Flagge des Dänen
Sahen ſie zieh'n auf die Stadt und näher ſchon kommen und näher.
Da war groß im Sunde die Noth. Sie hatten nicht Schiffe.
Früh wie das Eis aufging, war Alles nach Schonen zum Fiſchfang
Weggeſegelt bereits, mit den Andern die rüſtigſte Jugend.
Und kein einziges Schiff war anders im Hafen vorhanden,
Als auf den Helgen im Bau, halbfertig, mit nackenden Rippen.
Nichts als Jammern und Angſt war rings im Hafen; die Männer
Rannten umher und ſchrieen nach Waffen, und wußten nicht Abwehr,
Wenn an die offenen Brücken die Macht anlegte der Feinde.
Und gleich hätten die Dänen die Stadt in dem Schrecken genommen,
Wenn ſie nicht erſt an die Inſel gelegt um zu eſſen und trinken
Und ſich zu ſtärken zum Streit. Und die Oberſten traten an's Ufer
Rath zu halten, wie jetzt, da ſie ſpürten am Läuten und Lärmen,
Daß ſie bemerkt in der Stadt, am beſten geſchehe der Angriff.
Aber im Sunde verzagten da ſchier ſie Alle, im Schurzfell
Alſo der Handwerksmann wie in Marderſchaube der Rathsherr.
Nur abwärts rathſchlagten die Fiſchersleute zuſammen,
Was ſie könnten vielleicht, und der Aelteſte trat vor die Menge
Endlich und ſprach: „Wir wollen in Gottes Namen es wagen!"
Und ſo ſchritten ſie gleich an das Ufer und löſten die Taue,
Aeltliche Leute die meiſten — denn Fiſchen iſt nur ſo ein Halbdienſt,
Ehrlich, doch ſpärlich, zuletzt — die wohl ſich des Waſſers verſtanden.
Bald auch kamen die Knaben mit eiſenbeſchlagenen Stangen
Und was ſonſt ſie zuſammengerafft, Bootshaken und Piken.
Damit ſtiegen ſie ein. Drauf hißten ſie ſchweigend das Segel.
Friſch blies hinten der Wind, ſie fuhren zur waldigen Inſel.
Und ſchon ſtrahlte die Sonne; es lag vor ihnen die Flotte
Wie ein Berg von Silber, ſo klar, mit den ſchwellenden Segeln.
Jenſeits ſtanden die Dänen und ſahen verwundert ſie kommen,
Eilten ſogleich auf die Schiffe zurück, nach dem Kampfe begierig,
Welcher alsbald ſich erhob; doch ungleich war er für Beide.
Denn wol konnten die Fiſcher das Ruder gebrauchen und hierhin
Wenden und dorthin den Kahn, und ſoweit hatten ſie Vortheil
Ueber den Dänen, der träg dalag auf mächtigem Schiffe;
Aber ſie konnten hinauf nach den hohen Verdecken nicht reichen.
Dazu waren die Dänen mit beſſerer Wehre verſehen,
Männer in Eiſen und Seehundsfell, mit Halbarden und Hämmern,
Welche ſie ſchwangen zum Streit; auch ſchoſſen ſie ſcharf mit der Armbruſt.
Und ſie kämpften herab als wie von der Mauer und lehnten
Ueber den Bord ſich mit großem Geſchrei. Auch führten ſie Steine,
Die in den Strom vor der Stadt ſie zu werfen gedachten, zu ſtören
Stralſunds Seeſchifffahrt; die wälzten ſie nieder von oben.
Da war übel zu ſehen der Kampf für die Unſern; es wurden
Viele der Sundiſchen Böte verſenkt, und die andern entflohen.
Wie ſie langſam kamen daher mit zerriſſenen Segeln,

Ging ein großes Geſchrei aus dem Volk im Hafen zum Himmel;
Aber es thaten die Frau'n ſich hervor und ſtanden am Bollwerk,
Riefen ſie zorniglich an ſich zu wehren, und ſchalten die Männer.
Auch ein Weib, ein Mädchen noch faſt, und ſängend ihr Erſtes,
Kam, aus dem Schlafe geſchreckt, mit fliegenden Haaren gelaufen,
Drängte ſich vor, und ſchrie ſo laut, daß Alle es hörten:
„Soll mein herziges Kind ich im Morden und Brennen verlieren,
Beſſer, ich werf' es ſogleich in's Waſſer, und ſpringe ihm ſelbſt nach!"
Alſo ſprach ſie, das muthige Weib, und mit kräftigen Armen
Hob ſie das Knäblein empor, das zurück ſich wandte mit Wimmern.
Alle entſetzten ſich drob, und Jeder gedachte der Seinen,
Wandten die Kähne zurück, das Herz voll Muth und Verzweiflung.
Denn ſchon war es die äußerſte Noth; ſchon hatten die Dänen
Anzuſtimmen begonnen aus heiſeren Kehlen das Siegslied,
Und ſie bewegten ſich ſchon von der Inſel. Sie kamen geſchwommen
Gleich einer anderen Stadt, und das Königs-Schiff, das voranfuhr,
Wie ein Kirchthurm ſtand es empor, mit wehenden Bannern.
Auf das hielten die Fiſcher vereint, als wär' es beſprochen,
Drängten ſich unter den hohen geſchnitzten und goldenen Spiegel.
Und ſie erſahen es ſich, und klommen hinauf zu den Luken,
Stiegen hinein. Das ſahen mit Staunen die anderen Schiffe,
Wollten es wehren, und ſegelten mühſam herbei; es erhob ſich
Aber ein Sturm: ihn ſandte der Herr, um die Seinen zu retten.
Denn es verwirrten die Schiffe ſich arg und ſtießen zuſammen.
Mann für Mann aufſtiegen bereits aus dem Bauche die Fiſcher,
Griffen mit ſpitzigen Haken herum, und ſtürzten die Feinde
Nieder zu Boden, und ſpießten ſie dann, wie Aale von oben.
Blaſſes Entſetzen befiel die Beſatzung; ſie ſahen die Feinde
Steigen aus eigenem Schiff, und wußten nicht, wie es geſchehen;
Hielten die Waffen nur vor und ſtarrten noch, während ſie fielen.
Und nun klettern die Fiſcher herauf von jeglicher Seite,
Immer noch ſchweigend dabei und mordend. Wie Schnitter am Abend,
Wenn ſchon unter die Sonne: es gilt! ſo mähten ſie mächtig.
Aber die anderen Schiffe, die ihre gewappneten Ritter
Sahen zu Boden geſchlagen von Leuten mit baſtenen Schuhen,
Leuten, die ſtill ſonſt geh'n mit Korb und Haken zum Fiſchmarkt,
Waren erſchreckt, ſchon ſchlagend im Sturm an einander und ſinkend.
Und da das Banner des Reichs auf dem Königs-Schiffe gefallen,
Ließen ſie ab und nahmen die Flucht; doch es folgten die Unſern.
Haſt Du im Frühling geſeh'n, wenn die ſämmtlichen Fiſcher des Fluſſes
Sich zum Treiben vereint, und das Netz am Ziele geſtellt iſt?
Faſt iſt mit Nachen das Waſſer verdeckt; ſo fahren ſie abwärts,
Störend den friedlichen Fluß mit Stangen und rufend und lärmend:
Alſo hielten mit Jubelgeſchrei nun die Sundiſchen Treibjagd.
Uebel gerieth da die Flucht in der Enge den däniſchen Schiffen,
Und wir nahmen die meiſten. Die aber das Weite gewannen,
Deren doch wenig, entfloh'n, um übel empfangen zu werden,
Als ſie zu Hauſ' anlangten. Sie hatten verloren den Reichsſchatz:

Denn wo er Schiffe nicht hat, kann nichts ausrichten der Däne.
Unabläſſiges Siegesgeſchrei erfüllte die Enge,
Ging von der Inſel zur Stadt, von der Stadt vielſtimmig zur Inſel.
Hierher kamen gemach mit der Beute die Fiſcher und zählten
Ihre Gefangenen nach und warfen die mancherlei Waffen
So kaltblütig an's Land, als wären es Fiſche geweſen,
Welche man lieſt aus dem Netz, und des Meer's ſeltſame Geſtalten.
Als ſie die Haufen gethürmt, ſo traten ſie all' an das Ufer,
Fielen auf's Knie, und danketen Gott, der die Stärke des Schwachen —
Was war das für Geräuſch?

Knabe.

Nur Rabengekrächz' auf dem Drigge.

Fiſcher.

Sind Seeraben, die Fiſche die Meng' aus dem Waſſer ſich holen.
Gierige Brut! Man ſollte ſie all' wegſchießen, die Räuber!

Knabe.

Aber erzählt doch zu Ende.

Fiſcher.

Ja ſo, von den tapferen Fiſchern!
Dänholm nannten die Inſel ſie drauf, das iſt, Inſel der Dänen,
Die einſt Strela hieß und den Namen gegeben der Stadt hat.
Darauf kehrten ſie heim, voraus ihr prunkendes Hauptſchiff.
Wie wenn es ſtürmt aus Nord, und ein Wallfiſch nahet dem Strande,
Auf Untiefen geräth und ſpritzt, daß die Leute es merken,
Raſch hinfahren und ihn todtſchlagen und ziehn an das Ufer,
Ueber die Beute erfreut: ſo ſchleppten die Fiſcher das Hauptſchiff.
Erich, der däniſche Prinz, war gefangen und mußte ſich löſen
Alſo ſchwer, daß daraus wir uns bauten das mächtige Rathhaus.
Daran prangte, gehauen aus Stein, dreiſpitzig der Haken,
Mit dem unſere Fiſcher die Dänen am Holme geſchlagen.
Ja, der Fiſcherhaken — der Stral, wie man ſagte vor Zeiten —
Wurde das Zeichen der Stadt, im Oſten gefürchtet und Norden.
Niemand ſoll ſich verachten, mein Kind. Ich muß Dir das ſagen,
Denn Du trachteſt nach oben hinaus, und es ſollte mir leid thun,
Wenn Du Dich niedrig geboren zu ſein einſt ſchämteſt. Wir ſind nur
Arm und gering; doch haben die Stadt einmal wir gerettet.

Knabe.

Nicht blos wurde gekämpft denn um Salamis, dorten allein nicht
Setzten dem Feinde ſie nach, wie Fiſcher nachſtoßen dem Thunfiſch!
O du lieblicher Holm, du Heldenhügel im Meere,
Siehe, ſo biſt du mit nichten die kleinſte der baltiſchen Inſeln;
Denn auf dir iſt Großes geſchehn, und geprieſen vor allen,
Wenn mein Wort es vermag, ſoll einſt dein Name noch werden!

Fiſcher.

Wenn Du die Inſel umgehſt, umkreiſend das hohe Geſtade,
Zählſt Du der Schritte gerade ſoviel, wie die andere Inſel
Mißt, auf welcher die Stadt ihr Haupt zum Himmel erhebet.

Knabe.

Nachbarlich liegen ſie ſo und wie zwei Schweſtern zuſammen,
Und wenn immer der Kampf um Stralſunds Mauern getobt hat,
Wurde geröthet von Blut auch der grünende Bord, wo die Welle
Ruhig an's Ufer nun ſchlägt und beſpület die mooſigen Kieſel.
So als Wallenſtein vor der Stadt lag, welcher der Oſtſee
Herrn ſich nannte bereits, doch herein nicht konnte nach Stralſund,
Welches der Schlüſſel dazu: denn die Meerumgürtete trotzte.
Ueber zum Dänholm waren die Kaiſerlichen gefahren,
Um zu beſchießen die Stadt. Da bemannten die Fiſcher die Jachten
Ohne Befehl zu erwarten, und legten ſich rund um die Inſel,
Schoſſen ſo feindlich darein, daß die Kugeln dem Herrn Feldmarſchall
Schlugen in's Boot, und im Schrecken er gleich an den Wampen zurückfuhr.
Hat Hans Arnim geheißen. Sie haben ihn tüchtig gehänſelt!

Fiſcher.

Wo kommt Dir denn die Wiſſenſchaft her von dem Allen?

Knabe.

Es wird uns
In der Lateiniſchen Schule erzählt am Tag vor dem Feſte.

Fiſcher.

Schule und Schule und Schule! Das weiß doch — Ja, in den Bänken
Sitzen, verdamm' mich! die Jungen nun lieber, als ſonſt in den Maſten.
Als mein Vater noch lebte — Der brauchte nicht Netze zu flicken,
Sondern er fuhr ein Schiff, und den flinkeſten Segler vom Sunde.
Einmal ſaß er ſo da, ganz traurig, und ſeine Genoſſen
Fragten ihn, was ihn denn quäl'. Ihn niedergeſchlagen zu ſehen,
Waren ſie gar nicht gewohnt. „Ach," ſeufzt' er da, „hol' es der Henker!
Sagt, wie ſoll ich es machen? Da komm' ich zu meinem Patrone,
Ob er was hätte für mich. Gleich fragt er: „Ihr bringt doch die Rechnung
Ueber vergangenes Jahr? Ihr ſchriebt mir doch endlich die Rechnung?"
Sag' ich: „Der Wind iſt Oſt." „Nein," ſagt er, „wir ſprechen von Rechnung."
Sag' ich: „Das Wetter iſt gut. Sonſt habt Ihr mir nichts zu befehlen?
Und wie ſteht es mit Frachten?" Da merkt' er nun wohl, daß die Rechnung
Wieder nicht fertig geworden, und ſchalt und tobte wie unklug.
Das ging länger nicht ſo wie ſonſt, daß am Ende des Jahres
Brächte der Schiffer dem Rheder ſo viel und ſo wenig er möchte,
Machte ein X für ein U. Ich ſollt' ihm werden wie Andre
Bis zum Pfennig gerecht. Ich ſollt' ihm ſchaffen die Rechnung!
Damit ließ er mich ſtehn." „O," ſagten die Freunde zu Vater,
„Wenn Du mehr auf dem Herzen nicht haſt, da wäre noch Rath für!"
Und ſo ſchrieben ſie Alles ihm auf für die Rechnung und ließen
Ihn zu kurz nicht kommen. Damit geht Vater zum Kaufmann.
„So, da iſt ſie, die Rechnung; und hier bring' auch ich das Geld mit,
Wie auf Rechnung es ſteht." So ſetzt er den Sack mit dem Gelde
Ab auf den ſteinernen Tiſch. Da lächelte freundlich der Rheder:
„Seht, ſo iſt es ja gut, Ihr eigenſinniger Alter!
Geld und Rechnung, es ſtimmt auf ein Haar. So iſt Alles in Ordnung."

„Je, ich weiß doch nicht, Herr!" entgegnete Vater. „Da hab' ich
Noch ein Säckchen gebracht. Ich weiß nicht, wem es gehöret;
Doch mir gehöret es nicht." So stellt er das Geld zu dem andern.
Groß sah an ihn der Herr. Dann sagt' er: „Wir wollen es lieber
Doch beim Alten nur lassen!" und warf das Geschreibsel in's Feuer.
Da war Treu auch noch und Redlichkeit unter den Menschen!
Ist ein herrlicher Mann, mein seliger Vater gewesen,
Hoch und stark, wie die Menschen denn sind an unserer Küste;
Doch die Verwegenheit hat ihn gestürzt. Da die Blitze schon zuckten,
Fuhr er mit Mars und Top und völligen Segeln und Wimpeln.
Noch hat da ihn gewarnt ein anderer Schiffer von Stralsund,
Der hart neben ihm fuhr — sie riefen sich ab mit dem Sprachrohr.
Vater, er achtet es nicht. Doch der Andere reffet in Eile,
Bis kein Linnen zu sehn. Da fährt ein Sturm wie die Nacht auf,
Wirft auf Seite das Schiff, daß die Masten die Wellen berühren.
Als sich das Schiff aufrichtet, und heiter der Himmel geworden,
War kein Segel zu schau'n in der Runde. Sie fuhren zur Stelle,
Wo mein Vater gelegen: da trieben noch wenige Planken.
So hat arm und zu Waisen gemacht uns ein einziges Wölkchen.
Vor dem Gewitter, da muß man den Hut abnehmen, so sag' ich.
Sieh' auch ab und an nach dem Himmel, ob Wolken heraufziehn,
Daß wir die Segel noch reffen, bevor uns fasset der Windstoß.
Sind gar häufig im Sunde, die Bö'n, und man kentert im Umsehn.

Knabe.

Horch, wie patschen da mitten im Kahn, im durchlöcherten Raume,
Unser heutiger Fang, die goldig getüpfelten Schollen
Und, ein seltener Gast, sechs silberne schöne Makrelen!

Fischer.

Ist doch Sünd' und Schand', wenn oft, da man müde und naß ist,
Feilschet die Köchin im Putz um den Schilling, welcher der Herrschaft
Doch zu Gute nicht kommt und unter die Schürze gesteckt wird.
Aber was wollt' ich doch noch —?

Knabe.

Wenn Ihr anfanget zu reden,
Vater, so ist es beinah, als wenn Windhosen sich bilden;
Alles, was ihm nah kommt, wird fort in den Strudel gerissen.

Fischer.

Wie ist wenig geplagt doch unsere Jugend gewesen,
Und wie haben wir ruhig gelebt in der friedlichen Heimat,
Wo sich die Wiese verläuft in die See, ein smaragdenes Ländchen,
Wohl für Rinder geschickt und die wandernde Hütte des Schäfers.
Heerden und Felder besorgten sie still nach der Weise der Väter,
Und noch für Alle genug gab Nahrung das weite Gefilde.
Nun drängt Einer dem Andern vorbei nach neuem Erwerbe;
Unsere Sprache vergeht; neu werden und fremde die Sitten;
Alles verändert sich jetzt und wird mit Künsten getrieben.

Habe 'nen Neffen, 'was hart von Kopf, doch der prächtigſte Junge.
Wie er zur Prüfung kommt im Gott'ſtiſchrocke, vor Angſt nicht
Rechts mehr wiſſend, noch links, da fragt ihn einer der Herren:
„Willſt Du den Belt durchſegeln, mein Sohn, wie mußt Du da ſteuern?“
Nun, mein Neffe, er ſtottert denn dies und das, und ſo ſchrammt er
Mitten durch Fühnen hindurch, iſt wahr, da auf dem Papier er
Nicht zu ſegeln verſteht. Da machen die Herren ein Weſen,
Sagen, ſie könnten ihm nicht ein Schiff zu ſteuern erlauben.
Als nun der Junge, der arme, zu mir in ſtiller Verzweiflung
Kommt und Alles erzählt, ſo geh' ich mit ihm zu dem Herrn hin,
Welcher die Dreiecks macht. „Wenn's da iſt, ſieht er es auch ſchon!“
Sag' ich zu Dem, und denke, ich will loseiſen den Jungen.
Aber es wirft ſich der Herr in ſeine gelehrteſte Miene:
„Schiff und Leute ſind nicht zu vertrau'n unwiſſenden Menſchen,
Da ſteht Leben, mein Freund, auf dem Spiel!“ Und er blickte verächtlich
Auf mich Laien herab, der weder die kubiſchen Wurzeln,
Noch die quadratiſchen kennt, noch irgend Wurzeln von andrer
Art, als die gelben vom Darß. „Ach,“ ſag' ich zum Examinator,
„Der kennt Fühnen doch beſſer, als Sie, das können Sie glauben.“
Alles umſonſt. Da ſag' ich: „Empfehl' mich, und wollte, die Herren
Gingen mal ſelber zu Schiff.“
Warum? Und wie ich das meinte?
„Nun, ich ſtehe dafür, wir hörten nicht wieder von Ihnen.“
Früher, da wurden die Menſchen erprobt; nun prüft man die Leute.
Ja, als ich jung war, war des Seemanns Schule die See noch!
Einmal brachte uns Vater von Porto, in irdene Krüge
Und Sägſpähne verpackt, die fleiſchigſten röthlichen Trauben,
Und ſo lang und ſo groß, wir mußten ſie hängen auf Stangen,
Wie aus Kanaan einſt die Männer ſie trugen zu Moſes.
Wetter, die machten das Maul mir wäſſern! Ich wollte ſogleich auch
Fort mit Vater zu Schiff; denn wieder auf Portugal lud es.
Mutter erſchrak gar ſehr; denn es lieben die Mütter die See nicht,
Sagte, ich ſei nicht geſcheidt, und drohte zuletzt mit der Ruthe,
Das an die Ehre mir griff; denn ich war neun Jahre geworden.
Aber was hab' ich zu thun? Ich verkrieche mich hinter die Kiſten,
Lieg' und hungere da, bis das Schiff auf offenem Meer ſchwankt,
Und dann komm' ich an's Licht. Mein Vater, der eben herab will,
Weiß nicht, wie ihm geſchieht. Doch ohne ein Wörtchen zu ſagen,
Holt er, o weh, mit dem Stricke Dir aus, den er grad' in der Hand hat,
Und ſo deckt er mich zu — Nie ſtäubte man beſſer ein Kleid aus;
War nur Schade dabei, daß grade darinnen ich ſteckte.
Aber er freute im Herzen ſich doch und nannte mich Blitzjung.
Und dann nahm an die Hand er den weinenden Knaben und führte
Mich zur Cajüte hinab und fütterte mich mit dem Beſten,
Gab mir getrocknete Feigen und ſchenkte mir feurigen Wein ein,
Daß ich es gar nicht begriff, warum er zuvor mich geſchlagen.
Und ich frug ihn danach. „Das war nur von wegen der Mutter,
Um mein Theil doch zu thun; ſonſt ſagte ſie mir auf den Kopf zu,

Daß wir Beide zuſammengeſteckt. Wie ſchön, daß Du da biſt!"
Uebelkeit ſpürt' ich nicht mehr, ſie war von den Schlägen vertrieben.
Wer war froher als ich? Wie leuchteten Himmel und Meer mir!

Knabe.

Aber ich wollt' Euch ja vom Wallenſteine noch ſagen.
Rund um den Dänholm lagen die Fiſcher mit Jachten und Kähnen,
Kreuzten und hielten die Wacht. Nichts ließen wir ab von der Inſel
Oder heran. Da ſaßen ſie nun wie die Mäuſ' in der Falle,
All das Croatiſche Volk, das geplagt beim Bauern der Muthwill,
Wo nichts gut ihm genug. Nun lernten ſie Leder benagen.
Alſo mußte zuletzt man auf Sundiſche Böte ſich ſetzen,
Und fortgehen, ſo wie man gekommen, nur etwas gemagert.
Ruhmlos zogen ſie ab, wie Friedland ſelber am Ende,
Der ſich doch hoch und theuer vermaß, wenn mit Ketten am Himmel
Wäre geſchloſſen die Stadt, ſo wollt' er herunter ſie holen.
Heut noch feiert man fröhlich bei uns ja den Tag, wo er abzog.
Das iſt der Wall'nſteinstag und der röthſte im ganzen Kalender.
Während im Land und auf Rügen ſie mähen und binden und fahren,
Hören das Feiergeläute ſie fern von den Thürmen in Stralſund.
Dann ſind feſtlich die Straßen beflaggt und es haben die Fiſcher
Wieder die Böte bemannt. Nicht hängt ein triefendes Netz heut
Nieder am Maſt, heut ziert ihn ein Kranz mit flatternden Bändern.
Kriegeriſch ſchmettern die Hörner vorauf und die ſtolzen Trompeten.
Das iſt der Siegeszug, der jährlich erobert den Dänholm.
Singend ein Lied auf die Väter dabei und die wackeren Fiſcher
Segeln ſie rund um die Inſel herum, in fröhlicher Wettfahrt.
Und ein Schießen dabei, als wäre von Neuem der Feind da!

Fiſcher.

Munter! Wir ſind gleich da. Dort kommt ſchon hinter dem Kloſter
Unſere Wohnung hervor. Sie hängt auf der bröckligen Mauer
Nur wie ein Schwalbenneſt, und ich muß auf der Leiter hinaufgehn,
Will ich den Umweg nicht durch den doppelten Hof und den Kreuzgang.
Aber da ſeh' ich den Hafen und Alles, was aus- und was einläuft,
Seh' fern ſchäumen das Meer; von dem kann mal ich nicht laſſen.
Steht nicht geſchrieben, es hätt' auf dem Waſſer geſchwebet im Anfang
Gottes Geiſt? Und mir däucht, noch heut ſchwebt friſcher er drüber. —
Heut war wol es zuletzt, daß Du beim Fiſchen geholfen;
Denn Du ſollſt Dich der Wiſſenſchaft weihn, ſo ſagen die Herren,
Sollſt nach Greifswald gehn und ſtudiren, daß Dir der Kopf raucht.
Da ſie die Koſten bezahlen, ſo laß ich's verwundert geſchehen.
Nur, ſo ſagt' ich den Herren, nur erwartet nicht, daß ich noch danke,
Weil er mir ſchlägt aus der Art. Ich wollte, er bliebe ein Seemann.
Mein Großvater und ſein Großvater, ſo viel ich gehöret,
Fuhren ſie Alle zur See, und mein urälteſter Ahnherr
War ein Seehund wohl. Drum gehen nicht gut wir zu Lande.
Aber wir müſſen die Kinder ſo nehmen, wie Gott ſie gegeben;
Sonſt mag Einer aus Holz ſie ſich ſchnitzen nach ſeinem Gefallen.
Gehe denn hin, mein Sohn, wie Petrus und fiſche nach Menſchen.

Knabe.

Ja, mich freut es, daß Jesus sich Jünger erwählt aus den Fischern,
Schlicht und verständig und fromm; ich glaube, sie glichen Euch, Vater.

Fischer.

Wer auf dem Meer fährt, lernt Gott preisen! So heißt es im Psalter.

Knabe.

Seht, wie pranget die Stadt auf dem Schein der geschwundenen Sonne!

Fischer.

Ja, so ist es mit uns, wir glänzen nur auch so von sonst noch.

Knabe.

Nun, wir haben bis heut doch noch unsere Rechte behauptet,
Geben uns selber Gesetze und können, als wären wir Fürsten,
Münzen noch schlagen mit unserem Stral —

Fischer.

Ach, Possen! Das Münzhaus
Dient nun als Pferdestall.

Knabe.

Man muß uns doch immer noch ehren.
Wem muß Abends in's Haus man bringen die Schlüssel der Festung?
Nicht dem, der sie befehligt im Namen des Königs! Den Bürgern,
Welche sie tapfer beschirmt, sind ewig die Thore vertrauet.
Also befahl es der freudige Held, Carolus der Zwölfte,
Als tief aus der Türkei in vierzehn Tagen geritten
Durch drei Heere er kam in das treue und jubelnde Stralsund.
Und wir sägten das Eis und retteten so ihn nach Schweden.
Wie er befohlen, so bringt man noch heute die Schlüssel der Thore
Stets zum regierenden Consul der Stadt.

Fischer.

Ja freilich! Das thut's auch!
Lieber, so bin ich herum an der See in der Jugend gekommen,
Habe die Städte gesehen der herrlichen Hansa: die Mutter
Lübeck sitzet als Wittib und ihre Kinder als Waisen;
Wisby lieget im Schutt; noch stehen die Pfeiler, am Boden
Liegen die hohen Gewölbe; es bau'n auf dem nackenden Felsen
Wieder die Fischer die Hütten: so kreisen die menschlichen Dinge.
Siehe, wir gleiten soeben noch ein: schon bläst es vom Thurme.

Knabe.

„Ehre sei Gott in der Höh!" Nun verweht es, nun hört man es wieder,
Sanft und feierlich schön, als käm' es herunter vom Himmel.

# Wilhelm Hauff.

Von

**Julius Klaiber.**

— Stuttgart. —

Von einem Leben voll Sonnenſchein möchte ich erzählen, von einer herrlich freien und liebenswürdigen Jünglingsnatur, die, in beſcheidenen Verhältniſſen aufgewachſen, durch die kernfriſche Triebkraft eines anmuthigen Talents frühe ſich Bahn bricht und, nachdem ſie zur lichten Höhe eines heitern und tief innerlich befriedigten Daſeins emporgedrungen, plötzlich mit fünfundzwanzig Jahren dahingerafft wird — vom Glück, vom ſelbſterrungenen Glück getragen bis zum Ende: was könnte ſogar ein Solon noch weiter verlangen? Und dieſes Ende ſelbſt, in der Fülle der ſtrebenden Kraft und im ſchönen Bewußtſein dauernder Erfolge, müſſen wir es nicht, ſo ſchmerzlich es für unſer Gefühl iſt, in Wahrheit als den reinen Abſchluß eines harmoniſch in ſich vollendeten Lebens erkennen? Wir haben von Hölderlin das in ſeinem Munde doppelt rührende Wort: „Oft hab' ich gehört, es fallen die Lieblinge des Himmels früh, auf daß ſie ſterblich Glück und Leid und Alter nicht erfahren." Und Goethe in der Achilleis ſagt: „Wer jung die Erde verlaſſen, wandelt auch ewig jung im Reiche Perſephoneias, ewig erſcheint er jung den Künftigen, ewig erſehnet."

Von einem ſolchen Leben zu berichten iſt eine Freude, zumal wenn der, von dem man erzählt, vielen Menſchen ſo theuer iſt. Und wem, zum wenigſten von der älteren Generation, verknüpft ſich nicht der Name Wilhelm Hauff mit den glücklichſten Erinnerungen der Menſchenbruſt, mit den Bildern aus der goldenen Kindheit und Jugendzeit? War er nicht unſer Abgott in jenen Jahren, da wir in ſeiner Märchenwelt ſchwelgten? Wie klopfte uns das Herz vor Entzücken, wenn der Kalif Storch mit ſeinem alten Großvezier in gravitätiſchen Schritten über die

Wiese dahergestiegen kam und die ersten Versuche im Klappern machte! Wie selig fühlten wir uns mit dem Zwerg Nase unter den Eichhörnchen und Meerschweinchen mit den Nußschalen an den Füßchen, und — guter Gott! — wie haben wir uns um das unverdiente Schicksal der Gans Mimi gehärmt, die doch eine Prinzessin war und des großen Wetterbocks Tochter! Vollends aber, welche überirdische Empfindungen zogen in unsere junge Brust ein, als wir später zum ersten Male den Lichtenstein lasen und nun der Himmel der Liebe uns aufging und der Ausblick in die reizenden Fernen einer neuen Welt vor uns dämmerte! Wann in unserem späteren Leben haben wir je wieder so rein, so zart und edel gefühlt wie damals, und wenn wir von dem Buche dann in die Wirklichkeit zurückkehrten, wie viel schöner und liebenswerther schien uns die Welt, schien uns das Lockenköpfchen am Fenster des Nachbarhauses!

Ich weiß nicht, wie es anderwärts ist; aber bei uns, im Heimatlande des Dichters, ist noch immer Wilhelm Hauff der Führer, der die jungen Herzen beiderlei Geschlechts auf jener reizendsten Schwelle des Lebens empfängt, um sie vertraulich in das ideale Reich zu geleiten, in dessen weiten Bezirken voll süßer Unbestimmtheit diesem Alter am wohlsten ist. Und das ist gut und möge so bleiben. Er bietet der Jugend die richtige Nahrung, ehe sie für den erhabenen Idealismus Schillers reif geworden; denn er ist im tiefsten Innern rein und seine Idealität erwächst auf dem gesunden Boden der Wirklichkeit.

Erfreut man sich doch auch in reiferen Jahren gerne einmal wieder an dem unvergleichlichen Hauch von Anmuth und ewiger Jugend, der auf allem ruht, was er geschrieben hat, und mancher, der mit der gewohnten Vorstellung, daß diese Sachen zur leichten Unterhaltungsliteratur gehören, in einer müßigen Stunde zu ihnen zurückkehrt, wird fast mit Erstaunen gewahr, daß hier denn doch viel mehr ist als er gedacht hat. Es ist eigen: dieser Lichtenstein, die Novellen und selbst die geistreich feinen Phantasien im Bremer Rathskeller, sie haben ja alle ihre Schwächen und Fehler, Fehler zum Theil, die jedes Auge entdeckt, die sich kaum die Mühe nehmen sich zu verhüllen: hier eine unwahrscheinliche Motivirung, dort die Figuren nur leichthin entworfen, ein drittes Mal die Lösung nicht zu befriedigender Wirkung gebracht, so daß man das Gefühl hat, der Verfasser habe im Strom des Schaffens begonnen, ohne zuvor den Ausgang sich klar zu machen. Auch ist sein Kreis ein beschränkter: er hat weder die Tiefe und den Reichthum einer bedeutenden Gedankenwelt noch den Sinn für die psychologischen Probleme, die großen Kämpfe des Geistes und Gewissens. Für beides scheint er zu jung und zu glücklich. Aber trotz alledem ist man ihm von Herzen gut, und willig vergißt man die höheren Ansprüche, welche die Gegenwart an die Kunst des Romandichters und Novellisten zu stellen sich gewöhnt hat. Was Macaulay von

Goldsmith sagt, paßt ganz auf ihn: „Es hat viele größere Schriftsteller gegeben, aber vielleicht nicht einen, der immer so durchaus liebenswürdig gewesen wäre." Der Eindruck einer köstlichen Fülle, einer göttlichen Leichtigkeit des Hervorbringens umfängt das Herz mit süßem Behagen, man fühlt durch die Worte, durch die Perioden hindurch ein warmes, frisches Herz voll Anmuth und Frohsinn, einen jugendlichen Glauben an das Schöne und Gute, und vor allem, man empfindet in den Schilderungen selbst die Wirklichkeit in ihrer vollen Wahrheit und Gegenwart, aber verklärt von seiner Phantasie scheint das Leben aufzuleuchten in freudiger Schönheit und vor unseren Blicken dahinzuziehen wie ein Strom in sonniger Morgenfrühe, wenn er auf seiner klaren Fläche die Bäume und den blauen Himmel spiegelt.

Daher kommt es doch wol, daß wir Hauff immer als Dichter bezeichnen, obwol die eigentlichen Gedichte einen sehr kleinen Raum in seinen Werken einnehmen und von dauerndem Werthe im Grunde nur zwei sind, zwei Perlen allerdings, von denen man, wie der alte Scaliger von seinen beiden horazischen Lieblingsoden, sagen könnte, wer sie gedichtet, brauche den Perserkönig nicht zu beneiden, das „Morgenroth" und „Steh' ich in finstrer Mitternacht". Als Dichter erscheint er dem unbefangenen Gefühl ganz von selbst im Sinne des bekannten Merck'schen Wortes deshalb, weil er dem Wirklichen eine poetische Form zu geben und unsern innern Sinn mit dem Gefühl einer lebendigen Gegenwart zu vergnügen weiß. Denn in seltenem Maße ist ihm der helle Blick des Epikers eigen, der in dem gewöhnlichsten Vorgang des Lebens den geistigen Gehalt entdeckt und durch den Zauber seiner Auffassung das Alltägliche adelt.

Aber eben hier empfindet man auch sofort, wie vereinzelt Hauff unter den Dichtern seiner engeren Heimat steht. Man denke an Hölderlin, an Uhland, Kerner, Schwab, an Mörike, Waiblinger — so verschieden sie sind, sie haben doch alle mehr oder weniger von jenem schwäbischen Mysticismus, von jenem vertieften Innenleben, das die Welt im ahnungsreichen Helldunkel des Gemüths reflectirt, und der höchste Reiz ihrer Dichtungen liegt eben in diesem geheimnißvollen Mitklingen des Unendlichen. Hauff ist von Grund aus eine andere Natur: zwar das schwäbische Gemüth in seiner Wärme und Innigkeit tritt überall hervor, aber seine Phantasie hat nichts von einem mystischen Element: was sie schafft, ist klar, bestimmt, scharf umrissen, und selbst in dem eigentlichsten Reich des Geheimnißvollen, im Märchen verleugnet sie diesen Charakter nicht; ja man wird den besondern Zauber seiner Märchen gerade darin finden, daß der wunderbare Stoff durchaus in den Formen des wirklichen Lebens und mit einer plastischen Bestimmtheit behandelt ist, welche den Schein der Wirklichkeit erzeugt. In der That stellt sein Talent eine Mischung dar, welche in solchem Maße unter

uns selten ist: energisches Gefühl, unerschöpflicher Reichthum der Phantasie und dazu ein überaus heller Verstand mit dem schärfsten Blick für das Leben gepaart, eine Mischung, die man wol eher in Frankreich suchen würde, wenn sie nicht eben so ganz vom Gemüth durchdrungen wäre.

Ist es nun an sich schon wunderbar, wie ein Dichter, der mit fünfundzwanzig Jahren gestorben ist, zehn Bände hat schreiben können, die ohne Ausnahme nach fünfzig Jahren noch mit Freude gelesen werden, so wird man es vollends unbegreiflich finden, daß ein junger Mensch, der von seinem fünfzehnten Jahr an drei Jahre in der klosterartigen Einsamkeit eines Seminars und dann in den Mauern des Tübinger „Stifts" verweilt hat, unmittelbar nachdem er in's Leben hinausgetreten, Romane und Novellen schreibt, die sich mit der unbefangensten Leichtigkeit in der modernen Gesellschaft bewegen, und deren Lebensanschauung, wiewol auf idealem Grunde ruhend, doch ganz vom modernsten Geiste getränkt ist.

Gewiß darf darum eine Studie über die ganz eigenthümliche innere Entwickelung Hauffs auf freundliches Interesse hoffen. Denn seltsam: während uns die Lebensumstände von Dichtern, die heute kein Mensch mehr liest, in langen Bänden erzählt werden, ist über Hauff seit jener Skizze, welche bald nach seinem Tode Gustav Schwab der ersten Sammlung seiner Werke vorangestellt hat, keinerlei biographische Untersuchung mehr angestellt worden. Jüngst bei der Erinnerung an seinen fünfzigjährigen Todestag — 18. November v. J. — ist dieser Mangel vielfach empfunden worden und einzelne Versuche, die Lücken auszufüllen, waren von zweifelhafter Glaubwürdigkeit. Als Neffe des Dichters und im Besitz seines literarischen Nachlasses, sowie eines reichen Materials von Briefen und mündlichen Ueberlieferungen, glaube ich den Freunden Hauffs in den nachfolgenden Mittheilungen unbedingte Zuverlässigkeit verbürgen zu können.

Die väterliche Familie des Dichters zeigt, so weit wir sie zurückverfolgen können, gesunden Verstand mit männlicher Ueberzeugungstreue gepaart. Ursprünglich in Niederösterreich ansässig und dort im Besitz des Adels und ansehnlicher Güter, hat sie, als die Zeiten finstern Geistesdrucks über das schöne Land kamen, entschlossen allem den Rücken gewendet, und, ganz wie Hegels Ahnen, im protestantischen Württemberg arm und bürgerlich von vorn begonnen. Der klarste Vertreter dieses Familiencharakters ist der Großvater unseres Dichters, Herr Johann Wolfgang. Man sieht, er trägt die gleichen Vornamen wie Goethes mütterlicher Ahn, und wenn dieser Stadtschultheiß von Frankfurt war, so durfte jener sich als Consulent der württembergischen Landschaft fühlen. Bekanntlich war das kleine Land im vorigen Jahrhundert stolz darauf, der einzige Staat des Continents zu sein, der noch eine lebenskräftige ständische Verfassung hatte. Ihre bestellten Hüter waren die Landschaftsconsulenten, ein hohes aber gefahrvolles Amt, zumal unter Karl Eugen, als es galt, den Landesherrn beim Reichshofrath in Wien zu verklagen.

Herr Johann Wolfgang Hauff übernahm den bösen Auftrag; sein Muth und seine Intelligenz verschafften ihm die besondere Gunst des Kaisers Joseph, und der für das Land überaus wichtige Erbvergleich von 1770 war wesentlich seinen Bemühungen zu danken. Das Bild dieses Großvaters hat Wilhelm Hauff in seiner Novelle „Jud Süß" in dem Consulenten Lanbeck gezeichnet, während er dessen Sohn nach dem Bilde des eigenen Vaters gestaltete.

Dieser, mit dem Vornamen August, war eine feine Natur von gewinnender Erscheinung und natürlichem Geistesadel. Aber sein männliches Gefühl für Recht und Freiheit, seine lebhaften Sympathien für die philanthropischen Ideen des Jahrhunderts sollten ihm leider ein herbes Schicksal bereiten. Eben erst verheirathet, wurde er 1799 wegen angeblicher Theilnahme an einer hochverrätherischen Unternehmung bei nächtlicher Weile auf die Festung Hohenasperg abgeführt, um nach einem halben Jahr als völlig unschuldig entlassen zu werden. Die harte Haft hatte seine Gesundheit in einer Weise erschüttert, für die ihm die rasche Beförderung im Staatsdienst keinen Ersatz bieten konnte. Er kränkelte seitdem und ist, nachdem er kurz zuvor einen wichtigen Vertrauensposten im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Stuttgart erhalten hatte, 1809 im frühen Mannesalter gestorben, ein harter Schlag für die Familie, welche ohnedies durch die Aufhebung der ständischen Verfassung alle die Vortheile ihrer nahen Beziehung zu der Landschaft verloren hatte.

Wilhelm, am 29. November 1802 in Stuttgart geboren (— die Familie war dann 1806—1808 in Tübingen gewesen und kehrte jetzt nach des Vaters Tode dahin zurück —), zählte erst sieben Jahre, als der Vater starb, aber sein Bild blieb ihm tief in's Herz geschrieben. „Erinnerst du dich des Morgens," sagt er in den Phantasien im Bremer Rathskeller, „als sie dich hinein führten zu einem wohlbekannten Mann, dessen Gesicht so blaß geworden war, dessen Hand du weinend küßtest, ohne zu wissen warum? Denn konntest du glauben, daß die harten Männer, die ihn in einen Schrank legten und mit schwarzen Tüchern zudeckten, konntest du glauben, daß sie ihn nicht mehr zurückbringen würden? Sei ruhig, auch er schlummert nur ein Weilchen."

Von ihm hatte Wilhelm das verständige Geschick im Leben und die energische Selbständigkeit eines klaren und zweckbewußten Willens. Die Phantasie kam von der Mutter, Wilhelmine geb. Elsäßer. Sie war eine bedeutende Frau von seltenem Geist und nicht ohne geheimnißvolle Tiefen des Seelenlebens. In ihrer mütterlichen Familie fanden sich mehrere Fälle von Schwermuth und Wahnsinn und sie selbst war zu Zeiten Nachtwandlerin, weshalb sie denn auch von Justinus Kerner, dessen Mutter derselben Familie angehörte, in dem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" als willkommenes Beispiel benutzt wird, um die innere Verwandtschaft der poetischen Begabung mit jenen der Nachtseite der Menschen-

natur angehörigen Erscheinungen nachzuweisen. Ganz unvergleichlich war ihre Erzählungsgabe; denn alles lebte vor ihrem Auge und der einfachste Vorgang gewann in ihrem Munde einen eigenthümlichen Reiz. Noch heute sprechen ältere Männer mit Entzücken von dem Zauber ihrer Unterhaltung, und wie oft hat mir meine Mutter von den glückseligen Abenden erzählt, wenn die Kinder um ihren Lehnstuhl gedrängt ihren Geschichten lauschten! Es war zu Zeiten recht mager bestellt in dem bescheidenen Wittwenhaushalt, aber immer herrschte Frohsinn, und um die geistige Atmosphäre, in der die Mutter mit den begabten Kindern zusammen lebte, wurden diese oft von anderen beneidet. Sie hat ihnen das Köstlichste des Menschenlebens, das Paradies einer glücklichen Kindheit bereitet, sie hat insbesondere die Phantasie des fein angelegten Knaben geweckt, und in der milden Wärme ihrer immer gleichen Liebe haben sich die zarten Keime seines Seelenlebens erschlossen: man wird nicht irren, wenn man hier den Boden jener in der Folge so mächtig hervorbrechenden Triebkraft erkennt, von der freilich damals die Mutter selbst keine Ahnung hatte.

Denn der Stolz ihres Herzens war der ältere Knabe, jener Hermann Hauff, der vierzig Jahre lang das Morgenblatt in einer Weise geleitet hat, für die ihm die Geschichte unserer Literatur ein ehrenvolles Andenken bewahren wird. Es waren merkwürdige Gegensätze, die beiden Knaben: Hermann, um zwei Jahre älter und über seine Jahre entwickelt, ist sicher schon von Haus aus die tiefer angelegte Natur gewesen; der Zug seines Wesens ging von Anfang an auf gediegenes Wissen, auf geistige Durchdringung, und die Phantasie äußerte sich bei ihm auch später nicht als productiver Drang, sondern in der Form wissenschaftlicher Intuition. Dazu kam, daß der mütterliche Großvater, Obertribunalrath Elsäßer in Tübingen, ihn schon als kleinen Knaben zu sich in's Haus nahm und bis zu seinem Tode behielt. Der alte Herr, ein Ehrenmann von horazischer Lebensweisheit, war Wittwer, und die betagte Mamsell, die sein Hauswesen führte, konnte den Liebling ihres Gebieters wol durch treue Sorge ein wenig verwöhnen, aber die geistige Einwirkung einer solchen Mutter nicht ersetzen. So nahm bei ihm der keimende Geist mehr und mehr die Richtung des großväterlichen Ernstes an: er kannte keine größere Lust als Lernen, und jede Schwierigkeit, die der Unterricht seiner Denkkraft darbot, schien nur ein neuer Reiz zu siegreicher Ueberwindung zu sein. Aeußerlich spröde und für Lob und Ruhm sein Leben lang mehr als billig unempfindlich, wurde er doch die Liebe und der Stolz des Rectors, eines Originals von der alten Schule, der noch Consul mit Bürgermeister übersetzte, dabei aber ganz geeignet war, eine Natur von so hervorragender Anlage bedeutend zu fördern.

Ganz anders der kleine Wilhelm: immer lustig und guter Dinge und im hellen Uebermuth einer sprudelnden Laune an allen Dingen und Persönlichkeiten sich reibend, schien er doch nur auf der Oberfläche berührt.

Man war ihm gut, man konnte nicht anders, denn er war ein allerliebster kleiner Schlingel, aber man nahm ihn als leichtere Waare und enthielt sich im Stillen nicht eines mitleidigen Gefühls, daß aus ihm dereinst wol nicht viel werden dürfte. Und, als nun die Schule begann, als das Lateinische kam und dann das Griechische und zuletzt das Hebräische — denn nach württembergischen Brauch verstand es sich bei der Lage der Familie von selbst, daß er Theologe werde, und hiefür mußte er auch das Hebräische schon im zwölften Jahre lernen — da ging die Noth an, wenigstens für die Lehrer und die Mutter. „Ich hatte, was man einen harten Kopf nennt," läßt er in den Satansmemoiren den Baron Garnmacher sagen, dem er Züge aus der eigenen Knabenzeit geliehen hat. Schon der kleine Bröder erschien dem jungen Freigeist als unerlaubte Marter, die griechischen Unregelmäßigen aber und die fremdartige Welt des Hebräischen begegneten bei ihm einem resoluten Haß: der alte Rector schlug einmal über das andere die Hände über dem Kopf zusammen, daß zwei so ungleiche Aepfel an einem Aste wachsen sollten, und gerieth desto entschiedener in Verzweiflung, weil der ungerathene Junge sein Zanken und Mahnen mit heiterer Gelassenheit hinnahm: er schien nicht einzusehen, weshalb er sich darum den goldenen Morgen seines Lebens sollte verkümmern lassen, ja er konnte noch recht schelmisch aus seinen blauen Augen sehen, als hätte er Wunder welche Quellen der Kraft im Geheimen.

Und so war es in der That: wenn der Abend kam, der ihn an der Arbeit finden sollte, versammelte er die beiden Schwestern, die, um wenige Jahre jünger, leidenschaftlich an ihm hingen, und einige begünstigte Freundinnen der Schwestern in einer hintern Kammer, die nur durch ein niederes Fenster mit bleigefaßten Scheiben ein spärliches Licht empfing: hier, im mystischen Helldunkel, vom Hausrath einer verschollenen Zeit umgeben, erzählte er die Märchen und Geschichten, die ihm den Tag über auf der Schulbank durch den Kopf gegangen, und freute sich königlich über den Beifall seines Auditoriums, dessen Entzücken auf das Höchste stieg, wenn er mit leichter Hand Figuren aus der bekannten Umgebung einflocht und, mit den alten Kleidungsstücken der Kammer drapirt, die Opfer seines Humors in Stimme und Geberden nachahmte.

Den Grundstoff aber zu der unversieglichen Fülle seiner Geschichten holte er in Großvaters Büchersaal. Der alte Herr hatte eine stattliche Bibliothek, welche, seit ihn die Gicht an den Lehnstuhl fesselte, den beiden Knaben als Spielzimmer überlassen blieb. Da standen, würdig in Schweinsleder gebunden, neben den juristischen die schätzbarsten historischen Werke aus älterer Zeit, zum Theil mit Kupfern, deren Naivetät die Wonne der Knaben war, da standen ferner die alten Klassiker alle und die deutschen aus dem vorigen Jahrhundert, dazu die englischen Lieblingsromane des Großvaters, die Fielding, Smollet, Sterne, Goldsmith u. s. w. Der allzeit

luſtige Kleine hätte wol von ſich aus die Bücher nur nach ihrer Tauglichkeit als Bau- und Wurfmaterial geſchätzt, und in der That mußten ſie auch oft zu ſo profanen Zwecken dienen. Noch im Bremer Rathskeller, in jener einſamen Nacht tief unten im Schoß der Erde tritt ihm das heitere Bild von damals vor die Seele: „Gedenkſt du noch des geheimnißvollen Freudelebens in Großvaters Bücherſaal? Ach, damals kannteſt du noch keine Bücher als den ſchnöden kleinen Bröder, deinen ärgſten Feind, wußteſt nicht, daß jene Folianten noch zu etwas anderem in Leder gebunden ſeien, als um Hütten und Ställe zu erbauen für dich und dein Vieh! Gedenkſt du noch des Frevels, wie roh du mit der deutſchen Literatur in kleinerem Format umgingſt? Haſt du nicht deinem Bruder den Leſſing an den Kopf geworfen, wofür er dich freilich mit Sophiens Reiſen von Memel nach Sachſen erbärmlich zudeckte? Damals dachteſt du freilich nicht daran, daß du einſt ſelbſt Bücher machen werdeſt!"

Indeß, der ältere Bruder, längſt gewohnt, in dieſen ihm heiligen Räumen ſich ſtill und manierlich mit einem Buch in die Ecke zu ſetzen, wies ihm den höheren Endzweck, um deſſen willen die Bücher auf der Welt ſind, und bald erfaßte nun auch den jüngeren ein unerſättlicher Leſehunger; aber, bezeichnend genug, bei ihm wirft ſich dieſer ſchon im zehnten und elften Jahre ganz allein auf die Gebilde der Phantaſie; er verſchlingt wieder und wieder, was von dieſer Gattung vorhanden war, und noch lange nicht geſättigt trägt er jeden Groſchen, deſſen er habhaft werden kann, in die alte Leihbibliothek, um ſich die zerleſenen Bände der Spieß und Cramer und Conſorten zu verſchaffen oder ſich in den Fouqué'ſchen Zaubergärten zu berauſchen.

Es war, wie der Bruder ſagt, eine „wunderliche Selbſtbildung", die er in dieſer Weiſe bis zu ſeinem fünfzehnten Jahre übte: eine gewöhnliche Natur würde ſie gründlich verdorben haben, bei ihm wurde ſie in Wahrheit die Urſache ſeiner frühen Triumphe. Zwar hat auch er eine bedenkliche Periode, in der er die Welt ſeiner Romane für die wirkliche Welt nimmt. Man denke an die reizende Erzählung des jungen Garnmacher in den Memoiren: der alte Rector hat einen Aufſatz gegeben: wen ſie für den größten Mann Deutſchlands halten, geſchichtlich zu behandeln. Stolz darauf, daß in Geſchichten Niemand ſo, wie er, zu Hauſe iſt, vergleicht er die Helden ſeines Phantaſiereiches, den tapferen Haſper a Spada, den kühnen Raugrafen von Daſſel, den edeln Otto von Trautwangen, um ſchließlich friſchweg dem großen Thiodolf dem Isländer die Palme zu reichen: „Ich ſetzte mich hin und ſchrieb voll Begeiſterung dieſe Rangordnung nieder; wol zehnmal ſprang ich auf, meine Bruſt war zu voll, ich konnte nicht alles ſagen, die Feder, die Worte verſagten mir, wol zehnmal las ich mir mit lauter Stimme die gelungenſten Stellen vor; wie erhaben lautete es, wenn ich von der Stärke des Isländers ſprach, wie er einen Wolf zähmte, wie er in Konſtantinopel ein Pferd

nur ein wenig auf die Stirne klopfte, daß es auf der Stelle todt war" u. s. w.

Man muß an diese so ganz aus dem Leben gegriffenen Stellen erinnern, um einen Begriff von der verzehrenden Gluth zu geben, die damals in dieser jungen Seele loderte. Ob die grausame Enttäuschung, die dort so drastisch erzählt ist, ihm wirklich zu Theil ward, ob sein eigener Verstand ihn gerettet hat, ist gleichgültig; jedenfalls war er, einmal in's Klare gekommen, für immer geheilt. Er hatte die Nichtigkeit dieser falschen Idealwelt durchschaut und sie innerlich überwunden. Die Frage war nur, ob er im Gefühl seines Triumphes nicht das Wahre mit dem Falschen von sich werfen werde. Zunächst war aber auch das negative Ergebniß von Bedeutung. Er lernte die abenteuerlichen Stoffe jener Romanwelt als reine Formen betrachten, mit denen die Phantasie des Autors nach Willkür schaltet, und indem er mit angeborener Leichtigkeit in ihre Sprache sich einlebte, indem sein energischer Productionstrieb das am Tage Gelesene mannichfach umgeformt und durch eigene Beobachtung aus dem umgebenden Leben bereichert, in jenen abendlichen Erzählungen sofort wieder lustig auflodern ließ, gewann er mit der Herrschaft über die Sprache zugleich die Freiheit des Geistes, die über dem Stoffe steht und, frühzeitig gewitzigt, sah er dann auch seinen Schiller und Goethe, die er auswendig wußte, ehe er sie verstand, mit ganz andern Augen an, als sonst junge Leute seines Alters.

So wurde die Bibliothek seines Großvaters die eigentliche Schule seines Geistes, der von dem öffentlichen Unterricht bis dahin wenig genug gehabt hatte und man sieht, wie durchaus ungewöhnlich seine innere Entwickelung verlief.

Nur mit Mühe und ein Jahr später als sonst üblich gelang es ihm, durch die Pforte des berühmten Landexamens in das theologische Seminar Blaubeuren zu gelangen. Das Zeugniß, das ihm die Tübinger Schule mitgab, hätte jeden andern entmuthigt, und sicher dachte, als er im December 1817 als der Letzten einer unter 47 in die Promotion eintrat, von seinen Lehrern und Mitschülern keiner daran, daß unter dieser schmalen Brust bereits ein kräftiges Selbstbewußtsein und eine in gewissem Sinne fertige Lebensanschauung sich berge.

Es ist die Periode seines Lebens, von der uns am wenigsten bekannt ist, weil hier die Mittheilungen des Bruders ausgehen und die erhaltenen Briefe noch nicht beginnen. Und doch ist hier die wichtigste Wendung seines inneren Lebens zu suchen: denn unzweifelhaft ist das Eine, daß er in diesen Jahren sein ganzes Wesen vertieft und jene schöne Idealität gewonnen hat, die sofort in seinen ersten Briefen wie in seinen späteren Schöpfungen so wohlthuend anspricht, die aber, ob auch in seiner Naturanlage begründet, bisher durch das kecke, fast frivole Spielen mit Stoffen von untergeordnetem Werth vielmehr ausgeschlossen war. Zunächst hat

er in Blaubeuren das gelernt, was überhaupt erst einem Seelenleben Gehalt und Bedeutung gibt, die tüchtige, redliche Arbeit. Der sicherste Beweis dafür liegt darin, daß er früher als die Andern die Hochschule besuchen und so jenes Jahr, das er durch seinen verspäteten Eintritt verloren, hereinbringen durfte. Offenbar aber ist dies selbst nur die Folge einer tieferen Erregung seines Innern, und wir können kaum fehlgreifen, wenn wir diese dem großen Manne zuschreiben, den er das Glück gehabt hat, unter seinen Lehrern in Blaubeuren zu finden, jenem F. Chr. Baur, dem nachmaligen Begründer der Tübinger Theologenschule, der damals in herrlicher Kraftfülle wirkend, mit genialer Geistesklarheit und zugleich mit der erhabenen Begeisterung eines Mystagogen die ihm vertraute Jugend in die hehren Hallen des klassischen Alterthums und der griechischen Philosophie einführte. Es hat vielleicht nie einen Mann gegeben, der die höchste Aufgabe des Lehrers, seine Schüler im innersten Quellpunkt ihres persönlichen Lebens zu erfassen und ihre tiefsten Kräfte zu geistiger und sittlicher Arbeit zugleich aufzurufen, so sehr durch die Macht einer verehrungswürdigen Persönlichkeit gelöst hat.

Die Familie fand Wilhelm völlig verändert, als er im Herbst 1820 nach Tübingen zurückkam. Aus dem schmächtigen Knaben war ein schlanker, wohlgebildeter Jüngling geworden, dem der feine Schnitt des blassen Gesichts, die blauen Augen im Contrast mit den dunkelfarbigen Haaren einen eigenen Reiz gaben. Die gefällige Leichtigkeit seiner Bewegung stand im Einklang mit der Bestimmtheit seines Urtheils und der Lebhaftigkeit seiner Empfindung, und selbst ein spöttischer Zug, ein ausgesprochener Hang zur Satire störte wenig, weil man das heitere Wohlwollen seines Herzens fühlte und als den Grundton seines Wesens die lautere Offenheit eines freien und dem Idealen zugewendeten Gemüthes empfand.

Er wohnte jetzt freilich nicht bei der Mutter, sondern, in den ersten Jahren wenigstens, in den Mauern des Stiftes. Aber gegenüber der „düstern, nur für das Wissen geschaffenen Einsamkeit seines bisherigen Klosters glaubt er sich, wie er schreibt, jetzt schon in die freie Welt versetzt". Die Behandlung war ziemlich liberal und der Ephorus, ein geistreich wunderlicher Mann, hatte ihn bald so überaus lieb gewonnen, daß er ihm Vieles nachsah.

Auch seine theologische Bestimmung machte ihm wenig Beschwer: weder die damalige Wissenschaft, noch das Kirchenregiment hatte zelotische Elemente, die ihn zurückstoßen konnten; er hat in der Folge gute, zum Theil vorzügliche Zeugnisse in den Prüfungen bekommen und die sieben Predigten, welche ich noch von ihm besitze, zeigen bei poetischer Auffassung eine schlichte Textauslegung im herzlichsten Gemüthston.

Aber neben den Studien wirft er sich mit jubelnder Lust in die Strudel des studentischen Lebens, dessen feinster Reiz für ihn in der bunten Mischung originaler Naturen und Individualitäten liegt. Allein,

wie ihn sein gesundes Gleichmaß von ausschweifender Lustigkeit zurückhält, so steht er auch in köstlicher Freiheit des Gemüthes über jenen veralteten, barocken Formen des Studentenlebens: ein Heldengedicht in vier Gesängen vom Jahre 1822, die Seniade, in Alexandrinern gedichtet, behandelt diese Dinge, zumal die Paukfreuden, im hohen Stil des romantischen Epos mit wahrhaft ariostischer Feinheit urbanster Ironie, ein sehr bedeutsames Zeugniß für die frühe Reife seines Geistes wie seines Darstellungsvermögens, aber leider doch zu flüchtig hingeworfen, um sich zur Veröffentlichung zu eignen. So ist es auch auf dem politischen Gebiete. Niemand konnte mit freudigerer Begeisterung die Bestrebungen der Burschenschaft ergreifen, welche gerade in Tübingen die tüchtigsten Elemente vereinigte. „Es ist etwas Herrliches um den Gedanken, schreibt er, mit zweihundert Jünglingen in einem schönen Bunde zu leben.“ Er ist ihr Festredner bei den Waterloofesten, er macht für sie eine große Zahl von patriotischen Gedichten; aber den geheimen Agitationen ging er aus dem Wege und die phantastischen Auswüchse einer unklaren Begeisterung verfielen erbarmungslos seinem gefürchteten Spotte, wie denn die Schilderung jener „altteutschen“ Jünglinge in den Satansmemoiren, welche Mützen wie Pfannkuchen über den langwallenden Haaren und Beilstöcke wie die römischen Lictoren, auf der Nase aber gelehrte Brillen tragend zum Grütli wallfahrten, schon der Tübinger Zeit angehört und auf einer gemeinsamen Schweizerreise geschrieben wurde.

Wenn er übrigens im großen Bunde der Burschenschaft ein von Jedermann geschätztes und geliebtes Glied war, wenn insbesondere die norddeutschen Bundesbrüder, wie sein Stammbuch ausweist, große Hoffnungen von ihm hegten, so fühlte er sich doch erst wahrhaft zu Hause in einem engeren Kreise von wirklichen Freunden. Hier, wo er lieben konnte, wo er sich verstanden fühlte, erschloß sich der volle Zauber seines unendlich liebenswürdigen Wesens, hier ergoß er auch die schon damals unerschöpfliche Fülle seines Talents in scherzhaften Gedichten, travestirten Dramen, geistreichen Schilderungen aus dem wirklichen Leben ꝛc.

Aber so groß und unverhüllt sein Selbstgefühl unter den Genossen hervortrat, noch bewegte der Gedanke an künftigen Ruhm sein Herz nicht, und doch gelang ihm eben um diese Zeit sein bestes Lied. Er wohnte bereits im Hause seiner Mutter: da erwacht er eines Morgens in der Frühe an einem schwermüthigen Gesang mit eigenthümlich getragenen Accorden; er öffnet das Fenster und lauscht. Die Töne kommen aus dem unter seinem Fenster angebauten Raume, in welchem Landmädchen beim Waschen beschäftigt sind. Vom Texte selbst ist nur wenig zu verstehen, aber die Melodie hat ihn wundersam ergriffen, und — wie über die Schranken seiner Kraft hinausgehoben, wie von einem leisen Hauch der Ahnung betroffen, dichtet er im Angesicht der Morgenröthe, die den

Himmel färbt, in einem Zuge das Lied, das für ihn selbst so prophetisch werden sollte, vom Morgenroth, dem Boten frühen Todes.

Er war in der That mit 20 Jahren ein fertiger Mensch: schon in den ersten Briefen an meinen Vater, seinen ältern Freund und späteren Schwager, tritt in auffallendem Maße die Klarheit seiner Begriffswelt und die Bestimmtheit seiner Lebensanschauung hervor: da ist nichts von jenem vagen Gefühlswesen, das sonst diesem Alter eigen ist, nirgends ein halbes Wort, eine schillernde Wendung, in kurzen Sätzen und mit scharf bezeichnenden Ausdrücken bringt er auf dem geradesten Weg auf den Kern des Gegenstandes zu, den er aber stets in der Wärme der Empfindung schon vorausgenommen zu haben scheint.

Immerhin indeß fehlt noch ein Element in seiner Entwickelung, das sein Wesen zu vollenden bestimmt ist, die Liebe. Im Herbst 1823 führt ihn ein lustiger Ferienausflug mit einem seiner trautesten Genossen nach Ulm. Eben liegt dort eines der kleinen Fahrzeuge, welche damals den Verkehr mit Wien vermittelten, eine sogenannte „Ulmer Schachtel" zur Abfahrt bereit. Halb in muthwilligem Scherz improvisiren die Beiden eine Fahrt den Strom hinab nach Donauwörth, und Hauff, von der Nähe verlockt, lenkt nun seine Schritte weiter nach Nördlingen, eine nie gesehene Tante gleichen Namens zu besuchen, welche dort einem geachteten Kaufmannshause vorstand. Man gefällt sich gegenseitig, aus den Stunden werden Tage, aus den Tagen werden Wochen, und als der junge Ritter zuletzt mit dem Ende der Ferien nach Hause muß, nimmt er tief im Herzen das in holdester Jugendfülle erblühende Bild seiner jüngsten Cousine, der schönen Luise Hauff mit. Beim Guitarrespiel, dem er mit Leidenschaft zugethan war, hatten sich ihre Herzen gefunden und in tiefster Verschwiegenheit das süße Bekenntniß der Liebe getauscht. Ein Briefwechsel hebt nun an, ein offener im heiter unverfänglichen Ton der Galanterie, und daneben ein geheimer, für den sein romantischer Sinn die abenteuerlichsten Schleichwege sucht und findet, bis ihm ein zweiter Besuch im Frühjahr die Einwilligung der Tante erwirbt.

Höher und reiner erhebt sich nun sein Wesen und eine schöne Idealität umleuchtet seine Erscheinung. Es ist rührend, ihn so unaussprechlich glücklich und so dankbar in seinem Glück zu sehen, wie er nicht müde wird, aus der Fülle seines Geistes und seines unendlich reichen Gemüths die Geliebte mit den köstlichsten Schätzen zu schmücken und ihr Inneres ganz mit seinem Wesen zu durchdringen. Denn außer der schönen Gestalt und dem wunderholden Jugendreiz vermochte sie ihm nur einfache Herzensgüte und treue Liebe zu bieten und im Grunde war es eben der Widerhall seiner Empfindungen, was ihm in ihrem Bilde so bezaubernd süß entgegentrat. Aber unwandelbar, ob fern ob nah, als schlichter Pfarrcandidat wie als gefeierter Dichter, im Brautstand so gut als hernach im trauten Zusammenleben, immer ist seine Liebe gleich reich, gleich zart

gleich beglückt und beglückend. In der That, wenn es noch eines Zeugnisses für die innere Wahrheit und Gediegenheit seines Wesens bedürfte, um dem Manne, dem wir uns nicht enthalten können von Herzen gut zu sein, auch jene vollste Hochachtung zu verbürgen, welche wir den edelsten Eigenschaften des Gemüths und Charakters zollen, hier in dieser schlichten Treue, in dieser unbedingten Lauterkeit des Herzens wird man es im vollsten Maße finden.

Es fragte sich nun, was mit den frühe Verlobten werden sollte. Zunächst war, wie bei einer so glühenden Empfindung natürlich, das Verlangen nach baldiger Vereinigung übergewaltig. Alle Hebel werden in Bewegung gesetzt, um rasch in den Besitz eines Pfarrdienstes zu gelangen, die Aussicht auf eine sehr bescheidene Stelle in trostloser Gegend wird dankbar begrüßt, man wiegt sich bereits in süßen Hochzeitsträumen und idyllischen Bildern. Aber rechtzeitig, wie immer bei dieser wohlgefügten Natur, tritt der Verstand in seine Rechte und überwindet den vorschnellen Drang des Gefühls: „ein Pfarrer von zweiundzwanzig Jahren, meint er, ohne alle Erfahrung ist etwas Arges und ein Ehemann, der gerade vom Studenten her kommt, ist nicht viel besser." Er fühlt es als oberste Pflicht, seine allgemeine Bildung zuvor tiefer und fester zu begründen. Hiefür bietet sich die schönste Gelegenheit in dem Antrag des Kriegsrathspräsidenten und Ministers v. Hügel in Stuttgart, Erzieher seiner Söhne zu werden. Die Vortheile der Stellung sind unverkennbar, und nach einem, wie er schreibt, „fürchterlichen Kampfe zwischen Vernunft und Liebessehnsucht" bittet er die Braut um ihre Zustimmung.

Es ist in der That der entscheidende Punkt in seinem Leben. Es war in gewissem Sinne die Wahl zwischen Genießen und Schaffen, zwischen dem persönlichen Behagen und dem höheren Preis der Unsterblichkeit, und man wäre versucht an jene Wahl des Achill zu erinnern, wenn es sicher wäre, daß ihm damals sein Dichterberuf schon vor der Seele stand. Da ist es nun in hohem Grade bemerkenswerth und gewiß ein schönes Zeugniß für seine Bescheidenheit, daß er noch um diese Zeit — im Spätsommer 1824 — nicht mit einem Worte von der Hoffnung spricht, sein Leben auf das Talent bauen zu können, das ihm doch schon von allen Bekannten zugesprochen wurde, wie er denn um dieselbe Zeit bei der Uebersendung von Liedern an die Braut schreibt: „ich übersende Dir diese dürftigen Versuche, nicht um als Dichter vor Dir zu glänzen, so weit versteigt sich mein Stolz nicht, nein, sondern — verzeih' meiner kleinen Eitelkeit — um einst meine Worte aus Deinem süßen Munde zu hören." Aber, wenn er auch zu bescheiden oder zu verständig ist, um sich mit Hoffnungen zu tragen, die vielleicht eitel sind, so ist doch aus dem ganzen Ton der Motivirung deutlich herauszuhören, daß er eine Kraft in sich ahnt, die er nicht unterdrücken darf, die es ihm zur Pflicht

macht, sich nicht einzig durch den Wunsch der Geliebten und das eigene sehnsüchtige Verlangen bestimmen zu lassen.

Anderthalb Jahre, vom 27. October 1824 bis 30. April 1826, ist er im Hügel'schen Hause gewesen. Es war eine glückliche Zeit und von wesentlichem Einfluß auf sein Talent. Der General, ein früherer Adjutant Napoleons, den er im „Bild des Kaisers" gezeichnet hat, wie seine edle und fein gebildete Frau begegneten ihm mit Vertrauen und Achtung, das Haus war eines der ersten in der Stuttgarter Gesellschaft: so gewann er die glückliche Sicherheit des feinen Welttons, welche seiner schönen und im besten Sinne eleganten Erscheinung so wohl zu Gesicht stand. Die Ferien führten ihn gewöhnlich auf die Güter des Vaters der Frau v. Hügel am untern Neckar, in die schöne Gegend, deren eigenthümlichen Zauber sein „Bild des Kaisers" so glücklich wiedergibt, oder erweiterten sie durch Reisen seinen Gesichtskreis.

Auch sonst sind seine Beziehungen die angenehmsten: seine Mutter, deren ältere Tochter sich nach Stuttgart verheirathet hat, ist ihm mit der jüngeren Schwester nachgezogen; mit ein paar Tübinger Freunden trifft er täglich nach Tisch zu einer Promenade in den Anlagen zusammen, wie sie der Eingang seiner „Bettlerin vom Pont des Arts" schildert; die Predigten, denen er sich aushülfsweise an der Schloßkirche unterzieht, finden vielen Beifall und die Herren vom Consistorium sind ihm freundlich zugethan, zumal nach dem glücklichen Ergebniß seiner höheren Dienstprüfung im Frühling 1825. Gar hübsch in ihrer frischen Auffassung ist die Schilderung, die er von einer Scene bei derselben in einem Briefe entwirft: Er erwacht am entscheidenden Morgen mit Fieber und Halsweh, es ist schändliches Thauwetter, Regen und Schnee durcheinander, der Minister bestimmt ihn, seinen Wagen zu benützen. „Da hättest du nun die Gesichter sehen sollen, die aus dem Consistorio herausschauten. Ein prachtvoller Stadtwagen mit Glasfenstern, herrliche Pferde mit schönem Geschirr, der Kutscher in voller Livree, ein Bedienter hinten droben! Vor dem Consistorium schreit der Kutscher: Brrr! die Pferde stehen, der Bediente fliegt heran, öffnet feierlich die Glasthüre, schlägt die reichgestickten Tritte auseinander, ein Paar seidene Strümpfe werden sichtbar, ein Arm mit einem prächtigen Patenthut kommt heraus — wer mag es wol sein? — — Der Magister Hauff!! Heißt das geistliche Armuth, höre ich die Herren sagen, heißt das christliche Demuth?"

Das Examen wurde noch in der Voraussetzung bestanden, durch Vermittlung des Herrn von Hügel eine gute Pfarrstelle zu bekommen. Aber bereits hatte eine Beschäftigung begonnen, welche schon nach einem halben Jahre diese Gedanken alle über den Haufen werfen sollte. Die Stellung im Hügel'schen Hause ließ täglich einige Stunden zu eigenen Arbeiten frei. Da erwachte denn mit einem Male der Drang zu produciren. Das Erste war, daß er die Märchen, die er vor Jahren den Schwestern

erzählt hatte, und die jetzt das Entzücken seiner Zöglinge waren, auf den Wunsch der Baronin niederschrieb. Aehnliches hatte er schon in Tübingen gethan: auch abgesehen von den vielen Arbeiten, welche eine heitere Satire auf Persönlichkeiten und Verhältnisse enthalten, wie er sie im Kreis der Freunde vorzulesen liebte, besitze ich aus der Tübinger Zeit verschiedene novellenartige Erzählungen oder Anfänge von solchen, welche er später zum Theil in anderer Weise verwendet hat.

Damals hatte er, wie wir sahen, noch nicht an eine schriftstellerische Thätigkeit gedacht; jetzt aber fühlt er lebhafter die innere Kraft, der Beifall seiner Umgebung ermuthigt ihn und er geht nun weiter, indem er einzelne Bilder satirischer Art, die er früher bei verschiedenen Anlässen geschrieben oder entworfen hat, erweitert und in einem gemeinsamen Rahmen zusammenzustellen sucht. Es war noch die Zeit der Hoffmann-Callot'schen Nachtstücke. Das Diabolische spielte eine große Rolle in der Literatur — so entstand der geistreiche Einfall, den Satan seine Memoiren schreiben zu lassen, der in unglaublich kurzer Zeit in's Leben gesetzt war.

Am 2. Februar 1825 findet sich die erste Andeutung von literarischen Plänen in den Hauff'schen Briefen. Am 18. November 1827 ist er gestorben. So umfaßt seine schriftstellerische Thätigkeit nur eine Zeit von $2\frac{3}{4}$ Jahren, in welche noch eine Reise von 7 Monaten fällt. Bei der großen Zahl der Schriften, welche in so engen Raum zusammengedrängt sind, ist die chronologische Unsicherheit sehr begreiflich, welcher man in den bisherigen Darstellungen begegnet. Die nachfolgenden Angaben beruhen durchaus auf urkundlichen Belegen.

Es war noch im Frühling 1825, daß sich Hauff mit einer vorläufigen Anfrage wegen der Memoiren des Satans an den Buchhändler Franckh wandte, einen unternehmungslustigen, doch im Grunde wenig bedeutenden Verleger. „Es war nicht die Franckh'sche Firma, schreibt er ein Jahr später an seinen Bruder, oder seine miserabeln Verlagswerke, was mich zu ihm lockte, sondern der Stolz, bei dem kleinsten Krämer zu verlegen und einzig durch mich selbst bekannt zu werden." Der Mann war nicht abgeneigt, ein Werk wie das bezeichnete anzunehmen, aber ein eigentlicher Roman wäre ihm lieber gewesen, ein Roman, meinte er, von der Art jener, die zur Zeit „so flott gehen". Vielleicht daß er geradezu Clauren dabei nannte. Denn Clauren war das Ideal der Verleger von diesem Schlag. War er doch der Abgott der großen Lesewelt und sein „Vergißmeinnicht" (seit 1818) lag selbst in gebildeten Familien alljährlich auf dem Weihnachtstisch.

Das hingeworfene Wort des Verlegers hat, wie ich glaube, den „Mann im Mond" hervorgerufen, mag er nun Clauren genannt haben oder nicht. Was jener im ernsthaften Sinn einer Schöpfung im Stil des gangbarsten Modeautors meinte, das griff der junge Schriftsteller

im Uebermuth der kecken Laune im Sinne einer luſtigen Myſtification auf, zu der die frivole Hohlheit Claurens die innere und ſein Pſeudonym die äußere Berechtigung zu geben ſchien. Es war ein Einfall, völlig im Geiſt des keckſatiriſchen Verfaſſers der Satansmemoiren.

Ich vermag dieſe Auffaſſung allerdings nicht mit urkundlichen Zeugniſſen zu belegen, da in den Briefen vom Mai bis Auguſt 1825 eine Lücke iſt; aber ſie trägt, wie ich denke, ihre Wahrheit in ſich ſelbſt. Bekanntlich iſt die Sache zu einer cause célèbre geworden, und während die Juriſten noch heute, nach mehr als 50 Jahren, den Rechtsfall im Colleg zu beſprechen pflegen, intereſſirt die literariſchen Kreiſe die Entſtehung und urſprüngliche Tendenz des Romans, der einen liederlichen Schriftſteller durch übertreibende Nachahmung ſeiner Manier proſtituiren will, dabei aber über dieſe Nachahmung eine Grazie und Liebenswürdigkeit ausgießt, die das verhöhnte Urbild niemals beſeſſen hat. Weil man ſich nun an den gewöhnlichen Begriff der Satire als Frucht jener Juvenal'ſchen indignatio hielt, welche hernach in der Controverspredigt einen ſo wuchtigen Ausdruck gefunden hat, und weil man doch ſah, daß der „Mann im Mond" mit jener völligen Freiheit des Gemüths geſchrieben iſt, welche bei ſittlicher Empörung ſich nicht denken läßt, kam man auf verſchiedene Erklärungsverſuche, bei denen zugleich eine unbeſtimmte Kunde von dem wirklichen Thatbeſtand verwirrend mitgewirkt hat.

Zunächſt iſt die in der Lebensſkizze vor den Geſammelten Werken gegebene Notiz, daß der Roman unter der Arbeit ſelbſt, theils durch eigenes Gefühl des Verfaſſers, theils durch den Fingerzeig einiger Freunde eine bedeutende Modification erlitten habe, wie ſo Manches, was dort über die Entſtehung der Hauff'ſchen Schriften geſagt iſt, nicht zutreffend. Das Manuſcript zum „Mann im Mond" iſt nämlich, abgeſehen von zwei ſehr kleinen Lücken, vollſtändig in meinem Beſitz: es iſt, wie beinahe alle Hauff'ſchen Arbeiten, faſt ohne Correcturen, jedenfalls ohne jeden Zuſatz von Bedeutung, in dem eleganten Zug ſeiner Hand friſchweg hingeſchrieben, und die Clauren'ſchen Ingredienzien, welche bekanntlich ſchon auf den erſten Seiten in kräftiger Doſis erſcheinen, ſtehen hier von Anfang an im Context. Und wollte man etwa, einzig jener Notiz zu liebe, ein vorausgehendes Manuſcript annehmen, welches durch das eben bezeichnete verdrängt worden wäre und ſich verloren hätte, ſo verbietet ſich das durch den außerordentlich kleinen Zeitrahmen, um den es ſich handeln kann, um ſo mehr, weil Hauff alles, was er für den Druck beſtimmte, in Folio halbſeitig gebrochen ſchrieb, alſo auch für weitgehende Correcturen und Zuſätze ſich Spielraum ließ, wie denn einzelne Abſchnitte der gleichzeitigen Memoiren ſich in dieſer Weiſe umgearbeitet zeigen.

Wenn ich ſomit auf Grund des Manuſcripts mit Beſtimmtheit conſtatiren kann, daß während der Arbeit eine Aenderung des Plans nicht eingetreten iſt, wenn ich vielmehr überzeugt bin, daß, wer dieſes Manu-

script mit seiner frischen, kecken Schrift vor Augen hat, nothwendig den Eindruck von einer inneren Heiterkeit, von einem gewissen fröhlichen Muthwillen auf Seiten des Schreibenden gewinnen muß, so bin ich nun andererseits in der glücklichen Lage, das Mißverständniß nachweisen zu können, welches die Quelle jener unrichtigen Notiz bei G. Schwab geworden ist.

Ich besitze nämlich neben jenem großen Manuscript allerdings noch ein anderes, das denselben Gegenstand behandelt, nur bedeutend kürzer gehalten und ohne alles, was an Clauren erinnern könnte. Aber dieses Manuscript stammt, wie aus völlig unzweifelhaften Indicien — Papier, Format, Schrift, gewisse Verzierungen u. s. w. — mit Evidenz hervorgeht, schon aus der Tübinger Zeit, genauer aus dem Jahre 1823, und gehört in die Zahl der oben berührten Producte müßiger Stunden, ganz wie z. B. eine auch im Aeußern durchweg entsprechende ältere Gestalt der später in die Memoiren aufgenommenen Novelle „Fluch". Leider sind es nur acht Seiten, auf feinem Briefpapier in Octav, eng geschrieben, und auch der Titel ist nicht beigefügt; vielleicht hat er damals gar nicht weiter ausgeführt. Jedenfalls genügt das Vorhandene vollkommen, um zu erkennen, daß es sich um eine im leichten Ton der conventionellen Belletristik jener Zeit gehaltene Erzählung handelt, von der Art, wie sie in Menge damals das Morgenblatt, die Abendzeitung u. s. w. füllen, deren Gegenstand ist, daß ein junger Mann — er ist noch nicht zum Grafen avancirt — der in Folge eines unglücklichen Zweikampfes von finsterer Schwermuth befallen ist, durch die Liebe eines beherzten Mädchens geheilt wird. — Von dieser älteren Bearbeitung hatte offenbar G. Schwab eine unbestimmte Nachricht erhalten, die er dann unrichtig combinirt hat.

Ich denke, nun ist alles klar. Im Frühling 1825 kommt dem eben mit der Herausgabe seiner diabolischen Papiere beschäftigten und sehr satirisch gestimmten Dichter der Gedanke, den seichten und sittenlosen Schriftsteller, der damals die Lesewelt beherrscht, dadurch lächerlich zu machen, daß er seine Manier karikirt und diese Karikatur unter dem Autornamen desselben in die Welt schickt. Lustige Mystificationen dieser Art im Kreis der Freunde hatte er von jeher geübt, wie nicht minder sein Bruder. Diesmal war es, wie Hauff selbst Willibald Alexis gesagt hat (Berliner Conversationsblatt 1827, Nr. 238), dessen Walladmor, was ihm den Gedanken eingab, bekanntlich ein Werk, das sich auf dem Titel als freie Bearbeitung eines Walter Scott'schen Romans bezeichnete, während es in Wahrheit ganz von W. Alexis herrührte. Und wenn hiebei natürlich nicht eine Satire beabsichtigt war, so mochte sich andererseits Hauff von seinem geliebten Fielding erinnern, daß dieser sich seinen Ruhm durch eine gelungene Verhöhnung der Manier von Richardson, dem damaligen Götzen der Menge, erobert hatte.

Jedenfalls, der Gedanke brauchte nur aufzutauchen, um für Hauff etwas Unwiderstehliches zu haben. Hatte er doch einst die Spieß und

Cramer und die ganze Fouqué'sche Romantik nach Herzenslust für sein Mädchenpublikum zurecht geschnitten, wie sollte es ihm mit einem Clauren nicht gelingen? Es galt nur einen geeigneten Stoff zu erfinden, je unbedeutender desto besser: da erinnert er sich jener älteren Erzählung, und wie er es nun gemacht hat, um durch Einfügung der specifisch Clauren'schen Mittelchen aus einer völlig harmlosen Novelle den „Mann im Mond" zu machen, das ist so überaus anziehend zu verfolgen, daß ich mich nicht enthalten kann, den Anfang jener älteren Bearbeitung wörtlich beizufügen, indem ich den geneigten Leser bitte, seinen gedruckten „Mann im Mond" daneben zu nehmen:

„Ueber Freilingen lag eine kalte stürmische Decembernacht, nichtsdestoweniger war es sehr lebhaft auf den Straßen. Wagen von allen Enden und Ecken der Stadt rollten dem Marktplatz zu, auf dem der goldene Bären (sic), von oben bis unten erleuchtet, sich ausdehnte. Es war Ball dort als am Namensfest des Kronprinzen, das die Freilinger aus Gewissenhaftigkeit nie ungefeiert vorüberließen. Die Wagen haben nach und nach ihre köstlichen Waaren entladen; die Damen hatten sich aus den neidischen Hüllen der Pelzmäntel herausgeschält, und saßen in langen Reihen an den Bänken hinauf, aber immer wollte der Hofrath Berner das Zeichen zum Anfang nicht geben. Präsidents Ida war gestern aus der Pension zurückgekommen und sollte sich nach drei Jahren heute zum erstenmal wieder zeigen, und da ließ es sich der alte Junggeselle nicht nehmen, mit ihr den Ball zu eröffnen. Die Damen wurden verdrießlich, aber der alte maître de plaisir ließ sich nicht irre machen. Endlich gingen die Flügelthüren auf. Der Präsident! rief alles und der kleine freundliche Alte schritt am Arme seiner Ida herein. Ach, wie ist das Mädchen so hübsch geworden, welcher Anstand! bemerkten die Herren, und die wunderschönen Spitzen! bemerkten die Damen. Jetzt gab der Hofrath das Zeichen und trat mit stolzen Schritten an Ida's Seite die Polonaise an. Aber sagen Sie, Verehrteste, fragte der Hofrath, als er sie wieder an den Platz führte, ist das etwa ein Cousin oder dergleichen, der da mit Ihnen kam?" So weit geht die erste Seite des ältern Manuscripts, welche nun in der zweiten Bearbeitung zu elf Druckseiten ausgesponnen ist.

Ich habe den Wortlaut zugleich auch deshalb gegeben, weil er die erwünschte Gelegenheit bietet, das Andenken Hauffs gegen eine neuerliche Entstellung durch ein Wort von Wolfgang Menzel zu sichern, welches großes Aufsehen gemacht hat und sich leicht im allgemeinen Urtheil festsetzen könnte. In seinen „Rückblicken auf mein Leben" läßt nämlich K. Gutzkow (S. 67) Menzel im Jahre 1832 sagen: „Wilhelm Hauff brachte mir eines Tages seinen »Mann im Mond«. Es war ein Machwerk ganz à la Clauren und zwar in vollem Ernste so gemeint. Schämen Sie sich denn nicht? sagte ich ihm. Wollen Sie denn auch dem Berliner

Postrath nachahmen? Können Sie denn nicht höher fliegen? Nach einer Weile milderte ich meinen Ton und fuhr fort: Kehren Sie den Spieß um, tragen Sie das Clauren'sche Colorit noch stärker auf, lassen Sie dann das Buch unter Claurens Namen erscheinen und Jeder wird sagen: Sie haben eine köstliche Satire auf Clauren geschrieben. Richtig, Hauff befolgte den Rath und begründete seinen Ruf mit dem Mann im Monde."

Die Erzählung ist so durchaus in Menzels Art, daß sie das volle Gepräge der Wahrheit trägt. Aber lieber Himmel! was hat der lebhafte Mann nicht alles sich und seinem Rathe zugeschrieben! Wir in Stuttgart pflegten uns, wenn er an seinem abendlichen Tische Derartiges mit dem Brustton der Ueberzeugung preisgab, nur verständnißvoll anzulächeln, und er selbst nahm sich oft nicht einmal die Mühe, sich zu vertheidigen, wenn man ihm seine Behauptung einfach verneinte. Wer diese Seite des Mannes noch nicht kannte, hat nun in seinen Denkwürdigkeiten sattsam Gelegenheit, sie zu studiren. Von jener angeblichen Beziehung zu dem Mann im Mond übrigens hat er uns nie erzählt, obgleich ich oft mit ihm über Hauff sprach und er mein besonderes Interesse für diesen sehr wohl kannte. Und auch Hauff erwähnt in seinen Briefen von damals Menzel nie, und die kräftige Satire auf den Allerweltskritiker im zweiten Theil der Satansmemoiren macht es wenig wahrscheinlich, daß er ihn kurz zuvor zu seinem literarischen Beichtvater gemacht haben sollte, während er sonst höchstens seinen Bruder einmal um sein Urtheil bittet. Vollends nun aber, daß Hauff „ein Machwerk ganz à la Clauren und zwar im vollsten Ernste so gemeint" geschrieben, daß Wilhelm Hauff von Menzel eine Mahnung sich zu schämen nöthig gehabt haben sollte, ich denke, das wird, zumal nach der vorangehenden Darstellung seines innern Entwickelungsganges, wol Niemand zu glauben geneigt sein. Trotzdem aber ist es mir eine herzliche Freude, nun auch urkundlich die Falschheit jenes Urtheils nachweisen zu können. Denn daß die ältere Bearbeitung, von der also Menzel wol eine dunkle Kunde hatte, auch nicht das Mindeste von jenem prickelnden oder „brüsselnden" Reiz oder all den andern Eigenschaften an sich hat, die das Specifische jenes lüsternen Autors ausmachen, daß sie in Wahrheit eine harmlose Erzählung bietet, die indeß, wie bereits ausgeführt, nicht einmal für die Veröffentlichung bestimmt war, sondern als eine Art von Exercitium diente, davon kann sich nun Jedermann an der mitgetheilten Probe überzeugen, und ich bekenne gern, daß ich selten einen reineren Genuß gehabt habe, als hier, da es mir vergönnt war, das Bild eines so kernfrischen und gesund empfindenden Jünglings von einem Flecken zu befreien, den gewiß alle Freunde der Hauff'schen Schriften schmerzlich und peinlich empfunden haben.

Möge es also in Zukunft dabei bleiben, daß der „Mann im Mond", so wie wir ihn haben, allerdings von Hauff als Satire gegen Clauren

geschrieben ist, nur eben nicht als Ausfluß sittlicher Empörung, sondern im Sinn einer jugendlich kecken Mystification. In voller Herzenslust empfangen, wurde der Gedanke denn auch mit der glücklichsten Heiterkeit eines muthwilligen Humors in's Werk gesetzt: in sechs Wochen, wie der Epigrammatiker Haug, der Vetter des Dichters, im Hesperus (1827 Nr. 279) berichtet, war der „Mann im Mond" angefangen und vollendet.

Im August 1825 gab die Franckh'sche Buchhandlung fast gleichzeitig heraus „Mittheilungen aus den Memoiren des Satan. Herausgegeben von .... f." 324 S. 8. und: „Der Mann im Mond. Von H. Clauren. Zwei Bände". 235 und 211 S. 8. Zunächst gingen die Memoiren reißend ab. Am 2. September erschien im Morgenblatt die erste, sehr günstige Recension. „Franckh ist seit gestern wie ein Narr, schreibt Hauff am 3., und es fehlte wenig, so wäre er mir um den Hals gefallen. Ich werde übrigens seine Rührung für meinen Beutel zu benützen wissen. Ich bin doch sehr glücklich, setzt er treuherzig hinzu, ein wenig Talent zu besitzen; denn um den Namen und um das Geld, das man dadurch bekommt, ist es doch etwas Schönes". „Mit den Memoiren, heißt es am 11. December, ist immer noch ein großes Leben. Sogar das ganze Oberconsistorium hat sie gelesen; aber Alle sind mir deswegen nur noch günstiger."

Dazwischen hatte aber auch der „Mann im Mond" seine Wirkung geübt. Der Geheime Hofrath Heun in Berlin ließ sofort eine „Warnung vor Betrug" ergehen und beeilte sich, den Verfasser vor dem Gerichtshof in Eßlingen zu belangen. Die Sache erregte in einer Zeit, die nur von literarischen Interessen bewegt war, riesiges Aufsehen; es wurde bald bekannt, daß der Verfasser der Memoiren auch der Urheber der geistreichen Satire sei und Hauff war über Nacht ein berühmter Mann geworden. Man fand in den Memoiren viel jugendlich Unreifes, zumal in dem Angriff auf Goethe, den er auch später geradezu zurückgenommen hat, und den G. Schwab besser gethan hätte, in der Gesammtausgabe zu streichen; aber die frische Rücksichtslosigkeit, besonders gegen die zopfigen Tübinger Zustände, der kecke und gesunde Witz, die völlige Freiheit von den phantastischen Grillen der Zeit, selbst bei einem so phantastischen Stoffe, vor allem aber die köstliche Lebendigkeit der Auffassung, welche die Wirklichkeit aller stofflichen Schwere entkleidet in ein heiter lichtes Element emporzuheben wußte, — das Alles gefiel im Contrast zu den herbstlich dürren Blättern der Hofrathsliteratur jener Tage, und bei seinem Scherz gegen Clauren hatte er ohnedies den weitaus größten Theil des gebildeten Publikums auf seiner Seite.

Ihm selbst aber lag nun Alles daran, sich der Welt nicht blos in der Gestalt des neckenden Satyrs zu zeigen. Zunächst waren ihm hiezu seine Märchen eben bequem, und sie waren ja auch gewiß die freundlichste und am tiefsten von ächter Poesie durchdrungene Gabe, die er bieten konnte. Am 8. November 1825 erschien denn, mit Beiträgen von

J. Grimm u. A., bei Metzler der „Märchenalmanach auf das Jahr 1826 für Söhne und Töchter gebildeter Stände", das erste Buch allerdings, das seinen wirklichen Namen an der Spitze trug, aber, wie man sieht, erst nach den beiden Romanen herausgegeben.

Aber bereits arbeitet er stark an einem neuen Unternehmen; mit dem Kampfe gegen den verdorbenen Zeitgeschmack wollte er die Förderung seiner gesunden Elemente verbinden; indem er Clauren verdrängte, ging er bei Walter Scott in die Schule, aber mit einer Selbständigkeit, welche ihm um so mehr Ehre macht, weil er, gedrängt von der nahen Abreise, auch diese liebenswürdigste seiner Schöpfungen in unglaublich kurzer Zeit entworfen und vollendet hat. Am 26. November 1825 schreibt er: „Der Schluß des November naht sich; bis dahin habe ich Franckh meinen ersten Theil vom Lichtenstein versprochen und ich muß jeden Augenblick benutzen, um fertig zu werden." Die Arbeit wird durch einen längern Besuch der Braut im Anfang des neuen Jahres und durch die Hochzeit meiner Eltern unterbrochen; aber schon am 21. März wird an den letzten Bogen des zweiten Theiles gedruckt und er ist mit dem dritten erst zur Hälfte fertig; „ich muß ungeheuer arbeiten, daß mir die Druckerei nicht zuvorkommt." Bereits indeß kann er von der Aufnahme des ersten Theils das Beste berichten: „er findet überall ungeheuren Beifall, viele Leute sind ganz von ihm erfüllt." Am 18. April wird nun auch der dritte Theil ausgegeben; es ist wie ein Ereigniß, man nennt den Verfasser öffentlich den deutschen Walter Scott; er selbst ist „tief glücklich" und dankt seinem Geschicke, daß es ihm „die Kraft und das Talent verliehen hat, in der Welt etwas zu wirken und sich zu lichteren Höhen aufzuschwingen, während Andere ihren gewöhnlichen, faden Gang durch das Leben hinschleichen".

Trotz seines meteorartigen Emporsteigens schien er keine Neider zu haben und Männer von den verschiedensten Richtungen waren gleichermaßen von der Anmuth seiner Schriften und seiner persönlichen Erscheinung gewonnen. Der Bruder seiner beiden Schwäger, der einflußreiche Consistorialrath Klaiber, war, obgleich auf religiösem Gebiet von der entschiedensten Färbung, trotzdem sein aufrichtigster Gönner. Er hatte ihm schon nach den Memoiren gerathen, durch eine Reise und einen längeren Aufenthalt in Paris sich zu einer Professur in Tübingen vorzubereiten. Die letztere Aussicht hatte für Hauff keinen Reiz, aber das Bedürfniß, seine Bildung zu vervollständigen, empfand er so stark, daß selbst die unüberwindlich scheinende Sehnsucht nach Vereinigung mit der Geliebten davor zurücktrat.

Am 1. Mai 1826 ging er über Nördlingen, wo er durch einige glückliche Tage für die harte Trennung sich stärkte, zunächst nach Frankfurt; hier schrieb er in den Pfingsttagen jene reizendste Partie aus dem zweiten Theil der Memoiren, die Geschichte vom Grafen Rebs dem

Kaninchen, vom Herrn Zwerner aus Dessau und der schönen Rebekka von der neuen Judenstraße. Dann fuhr er über Mainz, wo er den Prinzen Wilhelm von Preußen mit dem Erzherzog Karl ein Manöver commandiren sah, das er irgendwo einmal zu verwenden dachte, nach Metz und von da in langsamer Eilwagenfahrt, die uns das hübsche Fragment „Ein paar Reisestunden" eingetragen hat, nach Paris. Hier bleibt er, im heitersten Verkehr mit Landsleuten, namentlich Julius Mohl und mit Franzosen, und offenen und heitern Sinnes die Bildungselemente der Weltstadt in sich aufnehmend, vom Ende Mai bis Mitte Juli. Doch auch hier verläßt ihn der gewohnte Fleiß nicht; jeden Vormittag wird bis 11 Uhr geschrieben und die Arbeit begleitet ihn in derselben Weise auch auf der weitern Reise, die ihn durch Belgien und dann über Köln, Kassel, Göttingen nach den Hansestädten führt.

Vom Betreten des deutschen Bodens an ist er überall eine bekannte und willkommene Erscheinung: „im kleinsten Städtchen finde ich Leute, die mich durch meine Schriften lieben und mir ihre Verehrung zu bezeugen wetteifern." Am herzlichsten kommt man ihm in Bremen entgegen, namentlich von Seiten der Frauen und Mädchen und er schreibt darüber das schöne Wort an die Lieben in der Heimat: „ich bin unaussprechlich glücklich: ich habe etwas geleistet und fühle, daß ich noch Höheres leisten kann; ich bin geachtet, geehrt, geliebt, und, was das Höchste ist, ich weiß, daß zu Haus ein Wesen meiner wartet, das mich zum glücklichsten der Sterblichen machen wird."

In Berlin ist er von Mitte September an fünf Wochen: „Ich wurde glänzend, fast wie im Triumph aufgenommen. Hier wohnt Clauren und wird von den Gebildeten verabscheut; darum war alles neugierig auf den Menschen, der es gewagt, mit ihm anzubinden. Es geht mir wie in einem Märchen: die berühmtesten Männer, Künstler, Schriftsteller, Buchhändler besuchen mich, Fouqué, Rauch, Schadow, Willibald Alexis, Devrient u. s. w." Die folgenden Briefe sind voll von diesen ehrenden Auszeichnungen und noch am 12. October schreibt er: „gerne bliebe ich bei den lieben Leuten hier noch den ganzen Winter; es ist sehr angenehm, fügt er scherzend hinzu, so geehrt und geliebt zu sein."

Inzwischen hatte er den Proceß mit Clauren verloren, und um seine Absichten gegen jede Mißdeutung sicher zu stellen, seine Controverspredigt herausgegeben: „Ich denke darüber ganz wie Du, schreibt er an den Bruder; auch ich fand immer allzu gut, daß besonders in den letzten Theilen von dem Ton abgewichen ist. Die Schuld davon schreibe nicht mir allein, sondern den Umständen zu: ich fing sie in Paris an, setzte sie in Brüssel fort, schrieb daran in Antwerpen und Gent und vollendete sie in Kassel. Muß man da nicht aus dem Tone kommen? In der literarischen Mittwochsgesellschaft mußte ich sie an Schadows Abschiedsfest vor einer ungeheueren Versammlung von Staats- und Kirchendienern, Künstlern, Dichtern

und Gelehrten vorlesen. Sie fand viel Beifall und als ich selbst bemerkte, daß der zweite Theil unkünstlerisch verschieden sei vom ersten, da schüttelte mir der alte Nicolovius, Präsident der kirchlichen Angelegenheiten, die Hand und machte mir das rührende Compliment, daß mich ein edler Zorn im zweiten Theil nicht recht zum Scherz kommen lasse. Diese Predigtrecension von einem Berliner Pabst oder Zionswächter war mir so auffallend als angenehm."

In Leipzig wird er von den Buchhändlern überlaufen: „sie machten es mir, si parva licet u. s. w., wie die Pariser dem Montesquieu: »Schreiben Sie, o schreiben Sie mir diabolische Memoiren, oder Mondmänner oder sonst etwas Witziges und Pikantes!« Dann schlagen sie an die Hosentasche, worin einige Thaler klappern, blinzeln klug die Augen zu und sagen »und ich denke, Sie sollen mich billig finden.« Die schäbigen Hunde! wenn einmal ein Knochen, an welchem noch ein wenig Fleisch, herein fällt in diesen literarischen Hundezwinger, so wollen sie ihn alle auf einmal abnagen, weil sie sonst nichts haben als Leipziger Lerchen und dito Magister. Ich möchte oft weinen über unsere sogenannte Literatur. Was für einem Anblick gehe ich in Dresden entgegen! Da sitzt Tieck, der herrliche Tieck, bei dem ganz Deutschland in die Schule gehen sollte, allein und verlassen! Niemand glaubt an ihn, niemand will etwas von ihm. Gegenüber tanzt das Gnomen- und Zwergvolk um den Abend-(zeitungs)gott Th. Hell, machen Sonettchen und Glossen, Dramachen, Lustspielchen, Triolettchen, quacken lustig im Sumpf und halten sich für ganz tüchtige Nachtigallen, weil es immer einer dem andern versichert, mit der Voraussetzung, der andere fahre retour." Daß er nun in Dresden Tieck sah, daß er „ungemein ehrenvoll" von ihm empfangen wurde, daß er ihn lesen hörte, betrachtet er als den würdigen Abschluß seiner Reise, von welcher er am 17. November nach Nördlingen zu der Braut zurückkam.

Die nächste Sorge war nun die Feststellung seiner Verhältnisse. Schon in Aachen waren die Würfel gefallen. Dort hatte ihn gleichzeitig mit einem Besuch Franckhs, der ihn angeblich für umfangreiche Pläne gewinnen, in Wahrheit aber sich ein Privilegium sichern wollte, ein Brief von dem alten Cotta auf's Aeußerste überrascht, der sich beklagte, daß er seinen bisherigen Annäherungsversuchen ausgewichen sei, und ihm die Redaction seines Damenalmanachs offen, die des Morgenblattes leise und in Andeutungen anbot; vor allem aber wünschte er, daß Hauff seine Reise nach England fortsetze, die Kosten wollte er auf sich nehmen. Das Letztere, so schwer es ihm fiel, lehnte Hauff theils aus Sehnsucht nach der Braut, theils aus Unabhängigkeitstrieb ab; den Damenalmanach nahm er an, hinsichtlich des Morgenblattes war er zurückhaltend: „mein Stolz läßt es mir nicht zu, ihm entgegenzugehen, aber das Morgenblatt zu haben, wäre herrlich." Cotta bedachte sich lange, aber es kam in der That, wie Hauff sich gedacht: er übernahm mit seinem Bruder die Redaction,

in der sichern Hoffnung, die Zeitschrift zum geachtetsten und geistig vornehmsten Journal in Deutschand zu erheben. So auf der gesicherten Grundlage einer schönen Wirksamkeit stehend, ist er nun von der äußersten Regsamkeit: den Märchenalmanach für 1827 und die „Bettlerin vom Pont des Arts" hatte er unterwegs geschrieben; um früheren Verpflichtungen nachzukommen, arbeitet er jetzt an zwei Novellen zugleich; sein einziger Schmerz ist, daß die ersehnte Zeit innerer Sammlung und ruhiger Vertiefung wieder um etwas hinausgeschoben ist.

Am 13. Februar 1827 hat er das Glück, die Braut heimzuführen und ihr nun in Stuttgart ein durch Liebe und Poesie erhöhtes, ein wirklich wunderschönes Dasein zu bereiten. Er erfüllt jetzt, was er ihr so oft geschrieben, daß er allen Ertrag seines Talents und seiner Arbeit an Ruhm und äußeren Mitteln dereinst ihr zu Füßen legen werde. Er ist von bezaubernder Liebenswürdigkeit in diesen letzten Monaten seines Lebens. In einer auch äußerlich reizenden Häuslichkeit, von Beweisen der Verehrung aus fern und nah umgeben, durch natürlichen Seelenadel über das gemeine Getriebe des Tages emporgehoben, scheint er auf der Sonnenhöhe des Lebens dahinzuschreiten und es ist, als hätte das Schicksal eben nur das Holde und Liebliche für ihn aufbehalten.

Der satirische Hang vom Anfang seiner Laufbahn ist verflogen: mit gesundem Behagen und köstlicher Leichtigkeit gibt er aus dem unversieglichen Schatz seines Innern die Bilder, die dort ruhen, mit jenem lebensheitern Colorit, mit jener tiefinnerlichen Herzlichkeit, die Jedermann an ihnen liebt. Aber tief in ihm lebt das Bewußtsein, daß diese vollendete Meisterschaft in der Darstellung des Gesellschaftslebens nur die Vorstufe zu der vollen Entfaltung seines Talents ist. Seine Briefe sind voll von Andeutungen, daß er die Kraft zu gänzlich Anderem, zu viel Höherem in sich fühle. In der Berührung mit dem ursprünglichen Volksgeist, im Studium gesunder und naturgemäßer Volksthümlichkeit glaubt er eine Quelle der Vertiefung für sich zu finden. Er wählt sich zum Gegenstand seines kommenden Romans einen Stoff, zu dem der Tirolerkrieg des Jahres 1809 den geschichtlichen Hintergrund bilden soll. Noch im August 1827 geht er in das schöne Land, er durchwandert die Thäler des Eisack, der Etsch und Passeyer und erfüllt sich mit den Bildern der großartigen Gebirgsnatur und den Eindrücken eines unverdorbenen und herzlichen Volksstamms. Vielleicht daß er, der stets seinen Stolz darin gefunden, auf selbstgewähltem Weg voranzugehen, dem schon im Lichtenstein jene liebliche Idylle im Hause des Pfeifers von Hardt gelungen, dem Tiroler Felsgestein jenen frischen Quell entlockt hätte, den Immermann auf der rothen Erde Westphalens entdeckt hat.

Erfüllt von den wogenden Bildern einer neuen Stoffwelt und die höhere Zukunft schon im Geiste vorausnehmend ist er, nachdem ihm noch acht Tage zuvor mit der Geburt eines Kindes die Krönung irdischen

Glückes zu Theil geworden, im raschen Sturm eines tückischen Fiebers plötzlich dahingeschieden (18. November 1827).

Es war ein kurzes, aber ein reiches Leben. „Freund, die Tage werden gewogen, nicht gezählt!" hatte er einst einem Studiengenossen in's Stammbuch geschrieben: er hat dafür gesorgt, daß seine Tage, ob auch klein an Zahl, vollwichtig an innerem Lebensgehalt gewesen sind. Den Liebling der Götter hatte ihn Haug genannt, als er die Erkorene seines Herzens errang: in der That, sie hatten ihm die Güter alle gewährt, die herrlichen, die wir im idealen Bilde der Jugend begreifen, Schönheit, Geist, Ruhm, Liebe und über alles den frohen Sinn, der dankbar das Gute genießt, und wenn er nun zu früh von der Erde scheiden mußte, die so leuchtend und schön vor seinem glückverklärten Auge lag, so sollte ihm dafür beschieden sein, als ewig strebender Jüngling im Gedächtniß der Nachwelt zu leben.

# Ueber Deutſchlands gewerbliche Beſtrebungen und Aufgaben.

Von

**F. Reuleaux.**

— Berlin.*) —

Die letzten fünf Jahre haben in allen Culturſtaaten, namentlich aber in unſerem Vaterlande, auf dem gewerblichen Gebiete eine rückgängige Bewegung, gleichſam eine Zuſammenziehung eintreten laſſen, welche in ſcharfem Gegenſatz zu der mächtigen Ausdehnungsbewegung der vorhergehenden Jahre ſteht. Dieſe Bewegungserſcheinung hat, verſchieden von früher beobachteten, nicht den einfachen Charakter einer bloßen Schwingung, die man einem Theil einer normalen Pulswelle vergleichen könnte, ſondern vielmehr denjenigen eines Krampfes, welcher das Lebensblut in dem Leibe unſeres Volksorganismus faſt bis zum Stillſtand nach dem Herzen zurückzuzwängen ſcheint. Dieſer Zuſtand dauert ſchon lange und noch wird keineswegs deutlich, welches ſeine vorausſichtliche Dauer ſein werde; mit ſorgenvollem Blicke ſucht der Gewerbtreibende, mit ſehnſüchtigem der Kaufmann die Ferne des Zeitpunktes zu ermeſſen, welcher die Schwingung nach oben wieder einzuleiten verheißt. Es iſt nicht mehr als natürlich, daß ſolche Zeiten diejenigen überall zuſammenführen, welche die Mittel zur Beſſerung aufzufinden beſtrebt ſind und Hand anlegen wollen, um an jedem einzelnen Punkte der Stockung entgegenzuwirken, indem ſie die Krankheitsurſachen daſelbſt zu bekämpfen ſuchen. Einmüthig wie in den Zeiten politiſcher Gefahr findet die gewerbliche Sorge das deutſche Volk. Bereits liegt die Zeit hinter uns, in welcher man es für ein Unrecht hielt, auf die Gefahr hin, unſere Eitelkeit zu verletzen, die eingeſchlagenen irrthümlichen Wege als ſolche zu be-

*) Vortrag, gehalten im Kaufmänniſchen Verein in Leipzig am 4. April 1878.

zeichnen und darum glaube ich mich auch in voller Uebereinstimmung mit Ihnen zu befinden, wenn ich, Ihrer ehrenvollen Einladung folgend, hier den Versuch mache, auf einige Punkte der uns bewegenden schweren Frage einzugehen.

Ist es eine Art von trotzigem oder fatalistischem Trost, wenn wir sehen, daß andere Völker mehr oder weniger mit denselben Uebeln zu kämpfen haben, die uns bedrängen, was uns also lehrt, daß äußere von uns unabhängige Ursachen der Krankheit zu Grunde liegen, so darf uns das nicht abhalten, die mitwirkenden von uns beeinflußbaren inneren Schädlichkeiten aufzusuchen. Und in der That, es kann dem aufmerksamen Beobachter nicht entgehen, daß der ganze Vorgang der Entwicklung unseres nationalen Lebens Nachwirkungen gehabt hat, welche in Zuständen wie der heutige verschlimmernd zur Geltung kommen. Zu nahe noch hinter uns liegt die politische Zerrissenheit Deutschlands, als daß nicht selbst die Jüngsten in dieser Versammlung unmittelbar deren schädliche Wirkung erkennen, jedenfalls verstehen müßten. Verfolgen wir aber historisch die vom Anfang des Jahrhunderts anhebenden Bestrebungen, dieselbe zu beseitigen, so wird uns ihr Einfluß auf die Ausbildung gewisser nationaler Züge, die uns heute unliebsam entgegentreten, deutlich. Blättern wir zurück in dem Geschichtsbuch unseres geistigen Lebens in dem genannten Zeitabschnitt; verstehen wir diese Aufrufe an das Volk, welche eine entschlummerte Thatkraft wecken sollten, und zu mächtiger That wirklich erweckten, lassen wir sie vor unserem geistigen Ohre erklingen, diese Freiheitslieder, diese Schlachtgesänge; hören wir das Lied vom deutschen Vaterland, angestimmt vor einem halben Jahrhundert zuerst von deutschen Studenten auf der Jugendhöhe unseres heutigen nationalen Lebens, folgen wir diesen Klängen, diesen Dithyramben, welche der neu auflebende Genius uns anstimmte und welche wie elektrische Ströme das ganze Volk durchzuckten, folgen wir ihnen durch die Zeiten des sich wiederum steigernden politischen Druckes bis zu denjenigen, wo das nationale Gefühl mit einer Explosion ausgelöst wurde — überall Aufstachelung, Anspornung, Verweisung auf große Beispiele, was Alles seine Wirkung nicht verfehlt und der Nation einen großen, zum Theil herrlichen Aufschwung gegeben hat. Aber dies geschah, um mich so auszudrücken, nicht ohne geistige Kosten. Mit diesen Anregungen der edlen Leidenschaften wurden zugleich die Samenkörner zu achtloser Selbstgenügsamkeit, zur Ueberschätzung, nicht selten zum blinden Hochmuth ausgestreut. Die Dichter *schmeichelten* dem Volke, um es zum Bewußtsein seiner Kräfte zu bringen. Da waren immer alle Eigenschaften groß, edel, bedeutend; da mußte nur immer das Vaterland größer sein; da war das zu schaffende deutsche Reich der Inbegriff des Vortrefflichsten, was die Erde trägt. Von unserer dichterisch geschaffenen Höhe blickten wir hinab ringsum auf Andere. Mit Scharfsinn erkannten wir und verspotteten die Größensucht anderer Nationen, namentlich unseres

westlichen Nachbars, und sahen nicht, fühlten nicht, daß wir selbst in diesem Fahrwasser in's Schwimmen geriethen, daß wir demselben Ziele falscher Auffassung unserer internationalen Stellung entgegentrieben. Wir empfanden deshalb auch nicht allgemein genug, als wir die uns lange vorenthaltenen politischen Rechte mit einem mächtigen Schlage erwarben, daß nunmehr die große Arbeit der inneren Gestaltung der Nation beginnen mußte. Wir nahmen selbstbewußt für vollendet, was begonnen war, wir glaubten — ich wiederhole es: nicht jeder Einzelne, sondern in der Allgemeinheit — am Ziele oder doch dem Ziele nahe zu sein, während wir erst eine Etappe erreicht hatten.

Nicht will ich den poetischen Genius der Nation darum schelten, indem er seinen Hauch in alle Gemüther blies und sie beseelte mit dem großen Streben nach dem einigen Vaterlande, daß er da die abkühlende Mahnung zur Besonnenheit anzufügen unterließ. Mit Recht überließ er es dem Kopfe der Nation, das erregte und begeisterte Herz dereinst zu zügeln. Nun aber sind wir an dem Punkte angelangt, wo diese Zügelung einzutreten hat, können indessen nicht sagen, daß dies in dem erwünschten Maße geschehen sei. Die Dichtung zwar ist verklungen, die Poesie durch die Prosa der Tagespresse abgelöst. Aber bis zum heutigen Tage ist ein Ueberschuß von Schmeichelton geblieben; nicht derjenige warme Ton allein, der das wahrhaft Verdienstliche anerkennt, sondern der, welcher übertreibt und färbt. Dieser Ton besitzt die Vorliebe des großen Publikums; dieser Ton, welcher in Versen Begeisterung haucht, in der Prosa dagegen nur zu leicht zum Bombast wird, ist es, der in einer großen Schicht der Bevölkerung die ruhige Selbstprüfung, deren wir bedürfen, nicht aufkommen läßt. Der Wunsch und die Erwartung, dem Nationalgefühl geschmeichelt zu sehen, befängt deshalb noch einen großen Theil der Nation, macht uns taub gegen fremde Stimmen und oft blind gegen wirkliche Gefahren, ja er entfernt nicht selten uns selbst von einander. „Deutschland," so sagte mir ein Deutschamerikaner, der aus Heimatsliebe zurückgekehrt war, dann aber nach sechs Monaten enttäuscht die neue Heimat über dem Ocean wieder aufgesucht, „Deutschland ist nervös geworden; man kann mit dem eignen Landsmann nicht reden, ohne jeden Augenblick seine nationale Empfindlichkeit zu reizen. Das hat mir," sagte er, „das Leben im neuen Deutschland trotz aller ihm bewahrten Anhänglichkeit wieder verleidet."

Auf den Gewerbetrieb unseres Vaterlandes hat die Reizung zur Selbstüberschätzung einen weit tiefer greifenden Einfluß ausgeübt, als Viele glauben. Sie hat in derselben Nation, von welcher wir wissen, daß sie vor anderthalb und zwei Jahrhunderten noch die gründlichste Verachtung des Unechten, des Scheinwesens, des Halben besaß, allmählich eine Nachsichtigkeit der Anschauungen sich entwickeln lassen, welche erschrecken kann. Das große Publikum hat es anfangs verzeihlich gefunden, dann ertragen,

dann für richtig erklärt, daß der Schein dem Wesen in den Gegenständen seiner Einkäufe vorzuziehen sei. Kleider, Schuhe, Schmuck, Möbel, Geschirre, Geräthe aller Art sollen hübsch aussehen in erster Linie, sie sollen wo immer möglich etwas Echtes vorstellen, brauchen es aber nicht zu sein — sie kosten ja auch nicht so viel! Die Industrie hat anfänglich mit kleiner Unruhe, dann mit Achselzucken und endlich mit dem Bewußtsein voller Berechtigung das Fabrikat dem entsprechend hergestellt. Imitation, Surrogat sind die verderblichen Schlagworte für eine ganze Reihe von Industrien geworden. Und so sind wir denn in Bezug auf einen beträchtlichen Bruchtheil — ich betone, um nicht mißverstanden zu werden: nicht in Bezug auf alle unsere Industrien — in eine falsche Richtung gerathen, welche oft genug geschildert worden ist.

Diejenigen, welchen die deutsche Industrieentwicklung proportional ihrer Größenausdehnung erschien, haben ihre Ansichten allmählich in Conflict mit den Ereignissen gerathen sehen. Während wir zur ersten Londoner Weltausstellung noch munter hinauszogen, um den Kampf mit den Stärksten auszufechten, wobei uns die Stahl- nnd Eisenmänner mit ihrem siegreichen Auftreten große Erfolge brachten, hörten wir nach der Wiener und während der Philadelphier Ausstellung ganz unverhohlen den Satz aussprechen, wir seien eigentlich darauf angewiesen, die „rohere gröbere Waare", Andere sagten geradeaus: die geringe ordinäre Waare, für den Weltmarkt zu liefern, wir besäßen nicht das Talent für die feineren und edleren Erzeugnisse. O ihr trefflichen Archonten! Das ist also die Rolle, die ihr dem vielbesungenen großen Deutschland, dem Lande der Denker, der Philosophen, aufgespart habt? Die rohere gröbere Waare! Nicht das Talent! Während bekannt ist, daß die Geschicklichkeit der deutschen Hand in London, in Paris, in Amerika die trefflichsten Erzeugnisse hervorbringt.*) Wo bleibt denn die Selbstschätzung, ja die Selbstachtung der Nation, wenn dies das erbauliche Ende der industriellen Erziehung sein soll, welche Deutschland sich gibt, das Land, dessen polytechnischer Unterricht auf's höchste entwickelt ist, das Land, dessen Volks-, Mittel- und Gelehrtenschulen sein Stolz sind? Dessen Volk soll die schlechteste Arbeit in der Werkstatt der Culturnationen übernehmen?!

Es ist keine Frage der Eitelkeit, sondern eine solche des einfachen

---

*) Wer sind denn die Lühr, Oberhäuser, Hoffmann, König, Ruhmkorff in Paris? Wer die Steinway, Knabe, Becher, Steck, die Tiemann, Gemrig, Kolbe in Nordamerika (vergl. meine Philadelphia-Briefe), wer die heimischen mechanischen Künstler Steinheil, Fraunhofer, Voigtländer, Hartnack, Repsold, Busch, Breithaupt, Nobert und viele viele andere, deren Arbeiten die wissenschaftlichen Institute aller Länder zieren? Wo sind die Glasbläser, die es an Geschick mit den Thüringern aufnehmen? Wer sind Buchbindekünstler Zähnsdorf in London, Andersen in Rom? Verstehen diese alle nur die gröbere rohere Waare zu Stande zu bringen?

Wohlergehens der Nation, daß eine richtige Gewerbepolitik das umgekehrte Ziel im Auge haben muß, dasjenige, die hochveredelnden Industrien nach Kräften zu heben. Denn die edlere Arbeit lohnt nicht nur besser, sondern sie veredelt auch den Werkmann. Um aber neben den grundlegenden Nutzindustrien, welche in Frieden und Krieg gleich nothwendige Erzeugnisse liefern und in denen wir stark sind, die hochverredelnden zu pflegen, sind sowol die Gaben des Deutschen, als seine Kraft und Ausdauer geeignet. Müßten wir daran verzweifeln, so wäre der Tag ein Tag des Unsegens, an welchem wir uns entschlossen, aus einer landbauenden eine industrielle Nation zu werden.

Der industrielle Fehler, in welchen Deutschland verfallen ist, und welcher manche seiner Industrien schwer herabgedrückt, nur wenige Ausnahmen ganz ungeschädigt gelassen hat, ist, wie ich an einem anderen Orte ausführte, kurz ausgedrückt die Concurrenz durch den Preis. Man suchte im In- wie im Auslande durch niedriges Preisangebot den Käufer zu gewinnen, anstatt zu suchen, dasselbe Ziel durch Steigerung der Qualität zu erreichen. Daß unsere allgemeine Waarenqualität unter dem Drucke der Preisconcurrenz zurückgehen mußte, ist so sicher, daß man es greifen kann, und wird, wie ich glaube, auch nur von sehr Wenigen mehr bestritten. Nunmehr handelt es sich vielmehr um die uns Allen gleichsehr am Herzen liegende Frage, wie von dem eingesessenen Grundsatz wieder loszukommen sei. Drei Hauptfactoren sind vor Allem als solche zu bezeichnen, deren richtiger Einwirkung die Besserung zu verdanken sein wird. Sie sind: das Publikum, die Industriellen und die Staatsregierung.

Das Publikum, diese ungreifbare und doch unwiderstehliche Masse, dieses Nichts und Alles, das einerseits voll von Ansprüchen steckt, andererseits zu solchen künstlich veranlaßt wird in dem Wechselspiel von Käufer und Verkäufer, das Publikum, einmal leicht erregt und rasch wechselnd in seiner Stimmung, dann wieder lethargisch und kalt, dieses Publikum, dem wir Alle angehören und zu dem wir ein andermal wieder nicht gerne gezählt sein möchten, muß nothwendig in seiner Allgemeinheit sein Kaufprincip ändern. In seiner erdrückenden Mehrheit hat es sich bei uns dem Princip der Preisconcurrenz in die Arme geworfen; es will und verlangt in erster Linie wohlfeil bedient zu werden. Es hat beinahe ganz verlernt, die Qualität seiner Erwerbungen zu prüfen, überhaupt dieselbe, ehe es sich zum Kauf entschließt, festzustellen; der Preis ist ihm das Erste und Wichtigste.

Ich kenne die Einrede und zweifle nicht, daß mancher der verehrten Zuhörer sie im Stillen erhebt: wir sind zu arm, Deutschland ist ein armes Land, auf dem schwere Schicksale durch Jahrhunderte gelastet. Sehen wir ab von den jetzigen gedrückten Verhältnissen, welche überall zu Einschränkungen geführt haben, so ist der Satz einestheils nicht durch-

weg zu halten, wie z. B. bei den Staatseinkäufen nicht, anderntheils ist er jedenfalls anders zu verwerthen. Wer arm ist, soll nicht das Unsolide, auf den leeren Schein Berechnete, sondern das Haltbare, Dauerhafte kaufen. Es ist aber durch Hunderte von Beispielen nachzuweisen, daß die unbegreiflich billigen Waaren wegen ihrer Untüchtigkeit den Käufer zu weit größeren Ausgaben nöthigen, als die nur wenig theureren guten Waaren. Immer wieder macht die Hausfrau die Erfahrung, daß die vom Handwerker gemachten Schuhe am Jahresschluß eine geringere Ausgabe verursacht haben, als die lockenden Magazinkäufe; immer wieder muß gelernt werden, ohne daß es behalten wird, daß die billigen Männerkleiderstoffe den dritten, vierten Theil der Haltbarkeit haben, welche der im Ankauf wenig mehr beanspruchende gute Stoff aufweist. Im Großen wie im Kleinen läßt sich nachweisen, daß der sogenannte billige Kauf thatsächlich der theure ist, daß das Publikum diesen alten ehrlichen Satz nicht mehr achtet und demzufolge denjenigen zur Beute fällt, welche geschickt genug sind, auf diesen groben Mißverstand zu speculiren; darum hat es die Schmarotzergewächse der Wanderauctionen, darum die zu großen Magazinen entwickelten Jahrmarktsbuden, in welchen „Stück für Stück eine halbe Mark" kostet, groß gezogen; darum hat es den Fälschern geradezu Thür und Thor geöffnet. — Sodann: ist Deutschland arm, so muß es suchen, sein geringes Kapital auch rechnerisch gut zu verwerthen. Aber es hat das Borgen und lange Creditiren eingeführt durch alle Schichten, welche kaufen und verkaufen und zieht sich dadurch kolossale Verluste zu. In den Berichten der Handelskammern finden wir die Berechnung, daß bis zu 18% alljährlich mit Bestimmtheit der Verlust anzuschlagen sei, den das lange Creditiren herbeiführe. Am Publikum ist es, und zwar am ganzen Publikum, diesem Verlust durch Einführung der Baarzahlung oder Zahlung mit kurzem Ziel vorzubeugen.

Ferner wird das Publikum, wenn es die Leiden unserer Industrie gehoben sehen will, ablassen müssen von dem grundfalschen Systeme des Jagens nach dem leeren Schein der Waare. Was hat es ihm genutzt? Die Beurtheiler seiner Kaufform sagen ihm in's Gesicht, du bist arm. Zu verbergen ist die Unechtheit des Stoffes also doch nicht, und die eigene Freude am erworbenen Scheinwerk ist Null. Wer Scheinwerk kauft, kauft für Andere, nicht für das eigene Behagen. Er vergißt dabei, daß er im Liede seine Wahrheitsliebe, Geradheit, Treue mit Begeisterung besingt. Er vergißt noch mehr: er vergißt, daß er darauf hinarbeitet, daß die Industrie sich im Erziehen des falschen Scheines überbietet und damit langsam um ihre besten Grundsätze bringt. Denn eines darf das deutsche Volk nicht vergessen: daß die industrielle Thätigkeit ein hervorragender Theil unseres Volkslebens ist und ihre Betriebsweise einen ebensolchen Theil der Volkseigenschaften bestimmt. Die Industrie hat kein

Recht, ihre eigenen, dem Volksgeiste nicht entsprechenden Wege zu gehen. Ein gutes tüchtiges Volk soll auf eine gute tüchtige Industrie halten! Dieser Gedanke muß in das Volksbewußtsein eindringen. Ein Jeder muß wissen, muß fühlen, daß er daran sein Theil hat, daß die Ehre der Industrie die Nation ehrt, daß er aber selbst an der Ehrerwerbung mitarbeiten muß durch seine Kaufweise. Jeder Einzelne, und demnach das Publikum, muß wissen, daß hier Pflichten zu erfüllen sind und muß seine Stimme zur rechten Zeit erheben.

Die Stimme des Publikums ist die Tagespresse. Auch an diese haben wir unsere Forderungen zu stellen, denen sie bisher nur sehr theilweise gerecht geworden ist. Will die Presse ihre richtige Stellung zur Frage einnehmen, so muß sie meines Erachtens in ganz anderem Grade als bisher sich mit Wohl und Wehe, Ehre und Unehre der Industrie beschäftigen. Zur Stunde hält es aber auch das kleinste Blatt für nothwendig, auf seiner ersten Seite Speculationen über die große Politik anzustellen und damit in die weiteste Ferne zu schweifen. Unsere Industrie dagegen findet selten einen anderen Platz als vor dem Curszettel, d. i. auf der Wagschale des Vor- und Nachtheils. Nur wenn einmal einem Industriellen die Geduld so weit reißt, daß er zur Feder für die Zeitung greift, empfangen wir die unmittelbar aus der richtigen Quelle kommende Mittheilung. Es sollte aber die Pflege der Industrie, dieses Jahr aus Jahr ein und Tag und Nacht fleißigen Kindes des Vaterlandes, einen der ersten Plätze einnehmen. Die Presse sollte nicht aufhören, die Grundsätze eines der Allgemeinheit wirklich dienenden Gewerbebetriebs dem Volke klar zu machen, die Verstöße gegen die Pflichten, welche die Industrie der Nation gegenüber hat, rügen, ihre Fortschritte in dieser selben Richtung fördern und zur Anerkennung bringen. Damit würde sie den nur zu gern auf fremde Gebiete abschweifenden Deutschen immer wieder erinnern an die richtige Verwendung seiner Fähigkeiten sowie an die Gefahren seiner Irrthümer und würde ihm unangenehme Ueberraschungen ersparen.

Wenden wir uns nun zu dem zweiten der obengenannten Factoren, zu den Gewerbtreibenden. Habe ich vorher darauf hingewiesen, welchen Einfluß das Publikum auf das Verfahren unserer Industrie ausgeübt hat, so erblicke ich darin eine Entschuldigung, indessen keineswegs die volle Entlastung der Gewerbtreibenden in Betreff der üblen Gewohnheiten, welche in einem großen Theil ihrer Werkstätten eingerissen sind. Solcher Entschuldigungen werde ich noch mehr aufzuführen haben, glaube aber dennoch, daß wir der eigenen Kraft, dem eigenen Entschlusse die Ablegung mancher festgewordenen Fehler anheimgeben müssen. Denn sie, die Gewerbtreibenden, sind die Wissenden, sie kennen die Mängel ihrer Erzeugnisse, kennen das trotz ihrem Widerstreben stattgehabte Herabgleiten von einer früher eingenommenen Höhe, während der Käufer im Allge-

meinen voll Unkenntniß ihnen gegenübersteht und durchschnittlich mit einer durch den Schein bedingten guten Meinung die mangelhafte Waare entgegennimmt. Inzwischen führen die Industriellen untereinander einen an Raffinement stetig zunehmenden Krieg, in welchem die Concurrenten sich gegenseitig Schaden über Schaden zugefügt haben bis zum Ruin. Das Publikum aber wird in diesem Kriege durch das Heruntertreiben der Waare auf's schlimmste mitgetroffen:

Tunc delirant reges,
Semper plectuntur Achivi

ist hier mit kleiner Version anwendbar. Ueber alledieſem schwebt überdies eine Doctrin, sei sie auch falsch verstanden, es ist diejenige der Manchesterschule, wie sie sich nach und nach über Europa verbreitet hat. Diese erklärt den erwähnten Krieg für gesund, indem sie annimmt, daß für das Publikum ein gutes Resultat von selbst herauskommt. Ich habe vergebens nach einem Beweise geforscht, welcher für dieses „von selbst" beigebracht worden wäre. Es fehlt meines Erachtens nicht eines, es fehlt eine ganze Reihe von Zwischengliedern, wenn dargethan werden sollte, daß der bloße Kampf rücksichtsloser Interessen einen menschlich und politisch guten Zustand zur Folge haben müsse. Ich lasse am besten einen von vielen Industriellen, mit welchen ich mündlich Raths über die Frage gepflogen, seine Ansicht aussprechen. „Dies Alles regelt sich," sagt mein Gewährsmann, unter welchem Sie nicht eine einzelne Persönkeit, sondern den Vertreter einer vielfach getheilten Anschauung verstehen wollen, „dies Alles regelt sich nach Angebot und Nachfrage. So lange eine Waare, obwol gering, noch Käufer findet, fabricirt man sie, das Publikum, der Käufer, begehrt sie ja. Wird die Qualität so schlecht, daß die Waare nicht mehr abgenommen wird, so hört man von selbst auf, sie zu fabriciren, und sucht sich einen neuen Gegenstand." Sie sehen hier eine unbeabsichtigte Ironie auf die Manchesterprincipien in allem ruhigen Ernste ausgesprochen. Daß der „Käufer" in diesem Satze blos ein Wiederverkäufer ist, der in der Regel die Waare abermals an Wiederverkäufer abgibt, also keineswegs das eigentliche Publikum ist, und daß der letzte mit diesem wirklich verkehrende Wiederverkäufer die schlechte Waare nur unter Vorspiegelung eines höheren als des wirklichen Werthes, also durch Aufputz und allerlei Kunstgriffe, an den Mann bringt, ist meinem Gewährsmann gleichgültig. „Das ist nicht meine Sache," erwiedert er. Meine Entgegnung, daß das Manchesterprincip stillschweigend vorausgesetzt habe, daß nur gute Waare gemeint sei, bleibt völlig wirkungslos, ebenso der Hinweis, daß bei solchem Verfahren nothwendig ein beschleunigtes Herabschießen auf der Schiefebene eintreten müsse.

Welche Begriffsverwirrung sich in den vorstehenden Ansichten, zu denen ich keine Silbe hinzugethan, kundgibt, brauche ich kaum hervorzuheben. Verschwunden ist jeder leise Anklang an Pflichten, welche die

Industrie gegenüber der Nation, auch gegenüber dem Arbeiter hätte, übriggeblieben ist das knochendürre Handelsprincip, aber nicht desjenigen Handels, welcher den Austausch der Existenz- und Wohlfahrtsbedürfnisse zu vermitteln übernimmt, sondern desjenigen, welchen die deutsche Sprache als Schacher bezeichnet. Es gibt glücklicherweise eine große Anzahl Industrieller, welche solche Grundsätze von sich weit abweisen, aber sie sehen alle das Gespenst derselben als schwarzen Schatten auftauchen, hier, da, dort, sie sehen, wie es versucht, die besten Grundsätze anzufressen, weil die mörderische, rücksichtslose, grundsatzlose Preisconcurrenz, in deren Gefolge es zieht, zwingender ist als aller Fleiß, alle Kunst und Tüchtigkeit. Es ist offenbar die höchste Zeit für die Nation, alle Kräfte aufzubieten, die begonnene gefährliche Bewegung aufzuhalten und rückgängig zu machen.

Wie schwer es ist, angenommene industrielle Fehler abzulegen, glaubt der Laie kaum. Lassen Sie mich Ihnen ein einziges Beispiel vorführen. In der deutschen Tuchfabrikation hat die Preisconcurrenz ein Verfahren eingebürgert, welches nach den verschiedensten Seiten hin schadet; es ist das Ausrecken von Tüchern auf dem Spannrahmen. Wir bearbeiten — wir Deutsche allein — gegen den Schluß des Herstellungsprocesses das Tuch auf dem Spannrahmen, indem wir es in Breite und Länge ausrecken, um 5, 6 ja bis 10 Procent, wobei wir dem Tuch unter allen Umständen schaden, indem wir die feinen Filzhaare absprengen, oft auch das Zeug zerreißen. Dies Alles geschieht blos, um dem Tuch vor dem Verkauf die entsprechende Ellenzahl zuzufügen, beziehungsweise es entsprechend billiger pro Elle anbieten zu können. Wenn aber der gutmüthige Käufer das Tuch erworben hat, trägt er es zum Decatirer, welcher durch Netzen und Dämpfen das Tuch wieder auf das ursprüngliche Maß einschrumpfen oder „krumpfen" macht. Nothwendig mußte der Käufer genau um so viel mehr Ellen einkaufen, als der Krumpfer zum Einlaufen bringt; er gewinnt also nicht nur nichts, sondern muß noch die Kosten des Krumpfens bezahlen und hat schließlich ein geschwächtes, geschädigtes Tuch. Ja in dessen Preise stecken auch noch die Kosten für das nutzlose oder vielmehr schädliche Ausrecken. Demnach muß unser Tuch relativ theurer sein, als das nadelfertig gelieferte der Fabrikanten, welche nicht recken. Aber es kommt noch ein Punkt hinzu, derjenige, daß wir Deutsche das Tuch schmäler herstellen als z. B. die Engländer und Franzosen. Unser Tuch liegt nämlich (nach dem Krumpfen) 124 bis 130 Centimeter, das fremde 144 Centimeter breit, wobei es völlig krumpffrei ist. Der Zuschneider kann nun aus dem breiteren Stoffe so viel vortheilhafter schneiden, daß er 10—12% weniger Flächeninhalt, weniger Quadratcentimeter, also weniger Stoff bedarf. Bedenken Sie nun, daß die fremden Stoffe bei uns nur 5—8% vom Werth an Zoll bezahlen, so muß Ihnen klar sein, daß die fremde Waare die unsrige mit Leichtigkeit auf unserem eigenen Markte

zu schlagen im Stande ist.*) Wer will sich dem gegenüber auch wundern, oder es als unpatriotisch auslegen, daß wir in so bedeutender Menge englische Zeuge tragen, oder erstaunen darüber, daß wir auf dem Weltmarkt mit unseren nicht nadelfertigen Tüchern verdrängt werden? Man ist endlich auch im Kreise der Tuchfabrikanten zur richtigen Einsicht gekommen; aber, meine Herren, es ist bisher nicht gelungen, dem Unwesen ein Ende zu machen, nur Einzelne und einzelne Bezirke haben dasselbe abgethan. Und warum will man nicht einig vorgehen? Unser Publikum ist an das sinnlose Verfahren gewöhnt, hält dasselbe für sachgemäß; unser Publikum prüft nicht die Breite des Stoffes, noch weniger seine Nadelfertigkeit, sondern kauft nur nach dem Längenmaß. Hier haben Sie wieder den schlechten Haushalter, welcher das angeblich zu geringe deutsche Kapital so ungünstig wie möglich anlegt. Aber noch mehr. Selbst unsere Armee hält die Nadelfertigkeit der Stoffe nicht für nothwendig; das deutsche Kriegsministerium gestattet eine Krumpfung von $^1/_{18}$, das ist $5^1/_2$ Procent, gibt also dem blos schädlichen, üblen Verfahren die öffentliche Sanction, nachdem ihm vor Jahren, muß ich hinzufügen, von den Fabrikanten selbst so lange zugeredet worden, bis es gläubig geworden ist. Ich kann es jedem Rechner überlassen, zu ermitteln, welche Verluste bei dem enormen Militärtuchverbrauch dem Reiche erwachsen, in welchem Maße hier wieder der billige Kauf der theure ist, welche Opfer also hier dem hohlen Götzen der Preisconcurrenz von unserem Lande gebracht werden.

Was wir im Allgemeinen thun müssen ist das, worauf ich vor längerer Zeit bereits hingewiesen habe: wir müssen die Concurrenz durch Qualität, oder vollständiger: die Werthconcurrenz an die Stelle der verderblichen Preisconcurrenz setzen. Die Industrie muß überall nicht durch Herabsetzung des Preises, sondern durch Steigerung der Qualität den Käufer zu gewinnen suchen; dieser aber hat die Pflicht gegen sich wie gegen das Ganze, dem Industriellen auf halbem Wege entgegenzukommen. Beide müssen das Streben und das Suchen nach der Güte der Waare an die Stelle des Preisdruckes setzen.

Die Preisconcurrenz hat uns noch eine Reihe anderer Schäden zugefügt, auf welche sämmtlich einzugehen durchaus die Zeit mangelt; auf einen sei indessen hingewiesen. Es ist der Mißbrauch der Fabrik- und Handelsmarke. Unter dem Schutz einer Vertrauen genießenden Marke wird geringwerthige Waare an den Mann gebracht. Es ist eine öffentliche Gleichgültigkeit hinsichtlich des Markenmißbrauchs bei uns an der Tagesordnung, welche nur erschlaffend auf die Industrie wirkt. Die Gesetzgebung ist deshalb angerufen worden und hat unsere älteren Markenschutzverordnungen durch das im Jahre 1874 erlassene Reichs-

*) Vergleiche über die vorstehenden Angaben die Fachzeitschrift „Das deutsche Wollengewerbe" 1869 Nr. 9; 1877 26. Januar, 18. Mai.

gesetz abgelöst. Aber auch dieses zeigt einstweilen noch nicht diejenige Wirkung, welche zu wünschen wäre; denn unter dem Fittich des so oft besungenen und beklungenen Rechts- und Redlichkeitsgefühl der Deutschen haben sich zum Theil empörende Mißbräuche in der in Rede stehenden Angelegenheit festgesetzt. Bekannt ist ein seit Jahrzehnten geführter Streit eines berühmten Dufteſſenzfabrikanten am Rhein mit den Nachahmern seiner Marke; weniger bekannt, daß auch unter dem neuen Schutzgesetz ein Concurrent desselben Fabrikanten eine Abbildung von dessen neuerbautem Verkaufshaus als Marke angemeldet und im Proceß die richterliche Bestätigung erstritten hat. Es ist dort üblich, das Verkaufshaus als Marke zu führen; nun aber kann der Besitzer selbst die Abbildung seines eigenen Hauses nicht auf seine Etikette setzen! Es mag sein, daß es unmöglich ist, Gesetze zu erfinden, welche solchen widerwärtigen Mißbräuchen vorbeugen: im Gesetzbuch der öffentlichen Meinung müßte aber der Fall obenan stehen und durch die Presse und alle anderen öffentlichen Mittel zur Unmöglichkeit gemacht werden. — Ein anderer Fall unter einer leider großen Zahl ist folgender. In einer kleinen deutschen Stadt sitzt ein Hutmacher. Dieser meldet eines schönen Tages die sämmtlichen sechs Marken einer berühmten englischen Hutmacherfirma als die seinigen an; notabene, es tragen diese Marken die Namensaufschrift jener fremden Firma. Vergeblich wurde das Verfahren in einer Fachzeitung getadelt; der Mann war nicht einmal zufrieden, sondern belegte die in einer deutschen Residenzstadt zum Verkauf ausgestellten echten Hüte des Engländers, wegen Mißbrauchs seiner Marke(!!) mit Beschlag. In dem amtlichen Verfahren hat schließlich die englische Firma obgesiegt, und zwar nicht aus inneren, sondern aus formellen Gründen. Aber, meine Herren, die öffentliche Moral allein müßte im Stande sein, Derartiges zu verhüten. Das Publikum muß dem Markenmarder jeden Zweifel benehmen, daß es und daß die deutsche Nation seine Handlungsweise für verwerflich hält. Es ist außerdem zur Sache selbst zu empfehlen, wie auch bereits angeregt worden, einen großen deutschen Markenschutzverein zu gründen, welcher die Mißbräuche gerichtlich zu verfolgen hätte. Auf alle Fälle aber ist es Sache des Publikums, der Marke mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden, damit wieder die gute Arbeit, welche durch die gute Marke gedeckt ist, zu Ehren kommt und die schlechte, in frecher Maskirung sich einschleichende, abgewiesen wird.

Lassen Sie mich, mancherlei Anderes überspringend, noch eine Bemerkung machen über die vielbesprochene Hebung der Kunstgewerbe. Seit etwa fünfzehn Jahren sind entschiedene Schritte in dieser Richtung bei uns gethan worden. Allein man bringt der Angelegenheit, wie ich glaube, nicht das richtige Verständniß entgegen. Man hält die Kunstgewerbe mehr oder weniger für etwas, was für sich dasteht; man hält sie für etwas Angenehmes, aber Ueberflüssiges, das man sich als Cultur-

nation sowol gewähren als versagen könne. Diese Ansicht ist aber nur sehr theilweise richtig. Denn die kunstgewerbliche Leistung hängt nicht so zu sagen in der Luft, sondern sie wächst, wenn sie gesund ist, aus der nutzgewerblichen hervor. So ist es ehedem gewesen und dahin sollen wir es auch wieder bringen. Die kunstgewerbliche Ausführung eines Geräthes, Möbels, Stoffes, Buches setzt die Güte und Tüchtigkeit der Arbeit voraus. Sie greift tief zurück in die innere Ausführung; beim Möbel in die Schreinerarbeit, Güte des Holzes, beim Teppich in die Webetechnik, Spinnung und Färbung des Fadens, beim Geräth in's Material u. s. w., alles Dinge, welche bei gänzlich schmuckloser Herstellung, die nur solide sein soll, auch vor Allem in Betracht kommen. *Nur ein gut und tüchtig hergestelltes Stück ist würdig, kunstgewerblich weitergebildet und geschmückt zu werden.* Ein Vergleich aus der Pflanzenphysiologie drängt sich mir auf. Nach dem Gesetze, dessen Entdeckung wir Goethe verdanken, sind die Blüthen der Pflanze nichts Anderes als ausgebildete, ja zum Theil ausgeartete Blätter. Die wesentlichsten Lebenserhalter außer den Wurzeln sind die Blätter; Schmuck, Frühling und Hoffnung auf Erneuerung aber wohnen in den Blüthen. So auch beim Gewerbebetrieb. Wollen wir gewerbliche Kunst in Deutschland entwickeln, so müssen wir sie als die Blüthen der unmittelbar dem normalen Gebrauch dienenden Gewerbe betrachten und als solche heraufziehen, mit ihnen beim Publikum aus der Lust am Brauchbaren und Tüchtigen den Geschmack und den für Kunstformen empfänglichen Sinn. Darum werden wir einestheils die Fortschritte nicht überhasten dürfen, denn die Zweige und Blätter müssen erst erstarken; anderntheils aber sehen wir auch, daß wir durch die Pflege unserer Gewerbe von selbst die kunstgewerbliche Leistung am allerbesten vorbereiten. Die ganze übrige Industrie darf deshalb auf die Kunstgewerbe mit Sympathie hinblicken.

Fragen wir uns nun, was der dritte der oben aufgeführten Factoren, die Staatsregierung, für die Hebung der Industrie thun könne, so tritt uns dieselbe zunächst in ihrer Eigenschaft als Käufer, d. i. als Publikum entgegen. An sie haben wir deshalb die schon oben geäußerten Wünsche ebenfalls zu richten. Die Staatsregierung ist im großen Maßstabe Käufer industrieller Erzeugnisse auf Grund öffentlicher Ausschreibungen. Daß die bisherige Methode der Ausschreibungen oder Submissionen mangelhaft, zum Theil sehr unrichtig gewesen, hat man mehrfach nachgewiesen. Es bahnt sich aber jetzt eine Aenderung an. Im preußischen Ministerium und wenn ich nicht sehr irre, auch in anderen, beschäftigt man sich ernstlich mit der Feststellung derjenigen Methode der Ausschreibungen, bei welcher die Concurrenz der Qualitäten, oder genauer gesagt die *Werthconcurrenz*, die Grundlage bilden soll. Wir dürfen hoffen, ein besseres Verfahren an die Stelle des bisher befolgten treten zu sehen. Möchte man an allen Punkten recht bald zu dem besseren System greifen. Wie

sehr es in scheinbaren Kleinigkeiten Noth thut, möchte ich Ihnen an einem Beispiel zeigen. Für die durch das ganze Reich eingerichteten Standesämter wird der Papierbedarf regelmäßig nach dem Princip der Preisconcurrenz ausgeschrieben. Die Preise werden dabei so gedrückt, daß überhaupt die Möglichkeit, Papier aus Lumpen dafür zu liefern, ausgeschlossen wird. Die Folge ist, daß Papiere geliefert werden, in welchen Holzstoff und andere Beimengungen eine solche Rolle spielen, daß die Papiere durchaus nicht dauerhaft sein können. Nach zehn, fünfzehn Jahren werden wir deshalb die sonderbarsten Sachen zu erleben haben, indem der langsame natürliche Zusetzungsproceß bis dahin eine Menge von Actenstücken so viel wie aufgezehrt haben wird, welche für das Wohl und Wehe von Familien von unschätzbarer Bedeutung sind. Eine Sammlung solcher Standesamtspapiere, welche ich besitze, läßt jetzt schon voraus-erkennen, in welche Verwirrungen uns das Princip der Preisconcurrenz, gehandhabt von den Behörden, stürzen wird, wenn nicht sofort Einhalt gethan wird.

Wo die Staatsregierung Industrie treibt, hat sie Gelegenheit, gesunde Grundsätze zur Geltung zu bringen. Wir sehen dies auch z. B. in der Bergwerksindustrie. An einer anderen Stelle werden indessen in der neueren Zeit so gewichtige Einwendungen laut, daß sie zur Aufmerksamkeit auffordern. Es ist die Gefangenhausindustrie, die ich meine. Diese fängt an, ganz nach dem rücksichtslosen Princip der Preisconcurrenz solche Einwirkung auf die freie Industrie auszuüben, daß man sich sehr ernster Besorgnisse nicht entschlagen kann. Es ist zu hoffen, daß auch hier eine sorgfältige, vorurtheilsfreie Untersuchung wegen der Zweckmäßigkeit der betreffenden Anordnungen stattfinden werde.

Soll ich nun endlich meiner persönlichen Ansicht Worte leihen über die Verfahrungsweise, welche der Staatsregierung als höchster Behörde, verwaltender wie gesetzgebender, hinsichtlich der Hebung der deutschen Industrie zu empfehlen sein werde, so glaube ich, daß sich die vielartigen Bestrebungen der Gesetzgebung, welche mancherlei fördernde Strömungen zeigen, theils aber auch gegeneinander gehen, mehr in eine einzige Richtung zusammenziehen könnten. Es ist dies eine Richtung, in welcher die Feldrufe „hie Freihandel", „hie Schutzzoll", die heute accentuirte Parteiparolen sind, an Schärfe des Gegensatzes verlieren würden, in denen überhaupt die Parteiungen, welche aus gelehrten und politischen Meinungsverschiedenheiten hervorgehen, sich mildern oder gar verwischen könnten. Diese Richtung ist diejenige, daß man die Industrie als nationale Sache auffaßt, die deutsche Industrie als Nationalindustrie ansieht. Für eine Nationalindustrie ist es niemals der Gesetzgebung gleichgültig, ob geringe oder ob vortreffliche Waare gefertigt werde, ob die Gewerbtreibenden einzelner Zweige einander bis zu gegenseitiger Vernichtung bekämpfen oder ob diese sich erhalten und entwickeln;

für die Nationalindustrie wird die Gesetzgebung stets bereit sein, je nach den verfügbaren Mitteln Verkehrswege zu verbessern oder zugänglich zu machen. Diese Auffassung der Industrie als nationaler Angelegenheit, die wir bei den Franzosen ja seit lange vor uns haben, ist nicht besonders weit verschieden von unserer bisherigen Auffassung, aber sie unterscheidet sich doch in soweit von derselben, als etwas als Grundgedanke genommen werden soll, was sonst nur einer der beeinflussenden Ideenkreise ist. Von diesem Gedanken aus werden dann die Verkehrs-, Zoll-, Steuerfragen, die gewerbliche Gesetzgebung und manche andere Fragen zu prüfen und zu beurtheilen sein und ich glaube, in den Linien dieser Auffassung werden sich Gegensätze verschmelzen und gemeinsame Anschauungen verstärken zum Wohle nicht nur der Industrie, sondern auch des Landes und Reiches.

Indem ich mich nach dieser Uebersicht über das, was meiner Ansicht nach Deutschland für seine gewerbliche Stellung in's Auge zu fassen habe, dem Schlusse zuwende, glaube ich noch, Ihr Augenmerk auf das richten zu sollen, was in der letzten Zeit in der empfohlenen Richtung bereits geschehen ist. Mir scheint, daß das Geleistete nicht zu unterschätzen sei. Ueberall zeigt sich vor Allem eine tiefgreifende entsprechende Bewegung in den unteren Schichten. Die Gewerke, deren Mitglieder durch die Consequenzen der neuen Gewerbegesetzgebung weit über alles Erwarten auseinandergesprengt worden waren, beginnen, sich ihrer den Genossen desselben Faches gemeinsamen Interessen zu erinnern, und treten an vielen Punkten nicht nur zu theoretischem Austausch ihrer Ansichten, sondern auch zu gemeinsamer Förderung ihrer Fachzwecke zusammen. Gewerkverbände, welche dieses Ziel im Auge haben, und für welche man neuerdings den wol bezeichnenderen Namen Fachverbände vorgeschlagen hat, sind in's Leben getreten. Sie haben, was vor Allem erforderlich war, das Lehrlings- und Gesellenwesen wieder zu regeln begonnen, welches vollständig aus den Fugen gerathen war. Sie suchen demselben in ihren freien Vereinigungen wieder die Würde und Tüchtigkeit zu verleihen, welche es einstens zierte, aber in steifen, leeren Formen verknöchert war. Ein moderner frischer Geist ist statt des überlebten greisenhaften in den Verbänden thätig. Diese haben den richtigen Weg betreten, sich durch Fachblätter einen weitgehenden Austausch über Gegenstände jeder besonderen Fachkunde zu verschaffen. Ueber 150 derartige Fachblätter sind in den letzten zwei Jahren entstanden und zum Theil bereits zu hoch erfreulicher Blüthe gelangt. Man muß sie nur lesen, diese Blätter, um sich zu überzeugen, welch guter Kern in dem Stande der deutschen Industriellen und der deutschen Arbeiter verschlossen ist, ein Kern, der nun angefangen hat, seine Keime emporzustrecken. Der Gewerbepolitiker, der diesen Vorgang beobachtet, kann den Staatspolitiker bereits darauf hinweisen, daß die deutschen Arbeiterstände schon begonnen haben,

sich wieder zu gliedern. Diese Gliederung verspricht den größten Segen. Man bedenke nur, was bei Aufhebung der alten Innungen geschah: man zerbrach und zerbröckelte eine streng gegliederte großartige Einheit in ihre kleinsten Theile. Was man vorher nicht übersah, aber heute als nothwendige Folge begreift, trat ein. Diese der Organisation beraubte Masse verwandelte sich allmählich in ein Chaos ohne andere als nur schwache Spuren der ehemaligen Ordnung; ihm gegenüber aber stand der gegliederte und geordnete übrige Theil unserer bürgerlichen Gesellschaft. Darf man sich wundern, daß es einer neuen Partei von bestimmtem und lebhaftem Zielgefühl nach kurzer Zeit gelang, jene Massentheile für ihren neuen großartigen Organismus zu gewinnen? Das Gefühl für Gemeinsamkeit der Bestrebungen, Ueber- und Unterordnung nach festen Satzungen ist so stark im Menschen, daß es kein Erstaunen erregen darf, wenn an die neue Krystallisation sich willig die Elemente anschlossen, deren alte Ordnung man zertrümmert hatte. Demgemäß kann aber auch die Fachverbandorganisation in hohem Grade erfolgreich wirken, wenn der Arbeiter verstehen lernt, daß in dieser seine Wohlfahrt besser wird gefördert werden können, als in der ihm dargebotenen, weil er hier wieder selbstständig wird und auf einer Stufenleiter steht, sich auch der verzehrenden Unruhe enthoben sieht, welche mit der socialdemokratischen Bewegung unzertrennlich verbunden ist. Und eines darf man bei dieser Gelegenheit nicht übersehen, immer ausgehend von dem Gedanken, unsere Industrie national gestalten zu wollen. Dies ist eine gewisse Eigenschaft des Deutschen, die im einfachen Arbeiter nicht minder als in den höchsten Schichten der Gebildeten von hoher Bedeutung ist; es ist das ihn erfüllende Interesse für die Sache. Der französische Arbeiter sucht das denkbar Beste zu leisten mit dem Nebengedanken des Ruhmes, der Auszeichnung, der öffentlichen Anerkennung seiner Person; der englische und mehr noch der amerikanische mit dem Gedanken an materiellen Gewinn; der deutsche Arbeiter dagegen concentrirt sein ganzes Denken und Dichten auf die Sache. Er besitzt diesen selbstlosen idealen Zug, der ihn sein eigenes Wohl sogar hintansetzen läßt, wenn er nur damit die Sache gefördert sieht. Es ist derselbe Zug, der den deutschen Soldaten so tüchtig macht, derselbe Zug, wegen dessen der deutsche „Professor" so oft die Zielscheibe des Scherzes wird, derselbe Zug, der als eine der ersten öffentlichen Handlungen der neuen deutschen Reichsregierung die aller nationalen Selbstsucht baren Beschlüsse wegen der Ausgrabungen in Olympia zu Wege brachte. Immer die Sache und nicht die Person! Dieser vortreffliche Charakterzug ist zu nähren und auszubilden, wenn wir eine bedeutende Nationalindustrie schaffen wollen; man stelle dem Deutschen nur schwere Aufgaben und er wird sie mit unübertrefflicher Energie zu lösen versuchen, wie er sie im Auslande, auf günstigem Boden für seine intellectuellen Triebe fast überall gelöst hat. Derselbe Sinn ist es, welcher

als ein erfreulicher Hauch durch die Verhandlungen der Fachverbände und durch deren Zeitschriften zieht.

Dieselben Verbände haben auch eingesehen, welche Bedeutung die von ihnen selbst ausgehende Belehrung für die jüngern Fachgenossen haben könne, und deshalb angefangen, auf eigene Hand besondere Fachschulen zu gründen. Es ist wol mehr als zufällig, daß zwei dieser Schulen in dem gewerbfleißigsten Lande des Reiches, in Sachsen, soeben errichtet worden sind, die eine für das Klempnergewerbe in Aue, die andere für die sinnreiche Uhrmacherkunst in Glashütte. Zu anderen Schulen legt man anderwärts Hand an's Werk. Ich rechne diese Schulen zu den segensreichsten Veranstaltungen für das deutsche Gewerbe aus zwei Gründen. Einmal weil sie aus dem eigenen Antrieb der Fachleute selbst hervorgegangen sind, die auf dieselben wie auf Kleinodien blicken, dann weil sie den Fachjüngern unmittelbar die für ihre Zwecke erforderlichen Bildungsmittel zuführen und demnach besonders tüchtige Einzelkräfte zu erziehen verheißen. Ob die Unterrichtspläne tadelfrei sind, lasse ich dahingestellt; mir scheint u. A. ein dreijähriger Cursus, wie ihn Aue geplant hat, zu lang zu sein. Indessen das wird sich im Verlauf der ersten Jahre regeln. Möchten die Staatsregierungen nirgends anstehen, durch Geldmittel diesen Schulanstalten, welche so gesunde Ziele und eine so gesunde Entstehung haben, das Bestehen zu erleichtern.

Neben dem geschilderten Zuge und seinen Aeußerungen ist noch eine andere bemerkenswerthe Thatsache zu erwähnen. Es ist die, daß sich thatsächlich nach den überraschenden Erfahrungen von Philadelphia die Leistungen der deutschen Gewerbe langsam zu heben begonnen haben. Es liegen Zeugnisse dafür aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands vor, welche zeigen, daß eine Ideenwendung angebahnt ist. Einen Industriezweig möchte ich kurz hervorheben. Wenn Mutter Germania die Häupter ihrer arbeitsamen Lieben zählt, so ruht ihr Blick mit Wohlgefallen auf einem Liebling; ich meine das in dieser Stadt so besonders gepflegte Buchgewerbe. Kein Gewerbe war in Philadelphia bestimmter, unwiderlegbarer überzeugt worden, daß es in vielen Beziehungen in die Irre gegangen war. Keines hat aber auch rascher angefangen, sich auf bessere Wege zu besinnen. Ohne ein Wort der Gereiztheit zu verlieren, hat man begonnen, in Druck, Papier, Schmückung, Bindung des Buches auf der betretenen falschen Bahn Einhalt zu thun und dem Beispiel derjenigen zu folgen, welche vorher vereinzelt und ohne Beifall die guten Traditionen festgehalten und zu verfolgen gesucht hatten. Treffliche Zeugnisse für diese Umkehr hat man mir von allen Seiten vorgelegt und ich glaube mit Bestimmtheit die Hoffnung aussprechen zu dürfen, daß wir in wenig Jahren eine durchgreifende Besserung auf diesem Gebiete zu verzeichnen haben werden. Wolle aber auch das Publikum nicht unterlassen, dem Buchgewerbe nunmehr entgegenzukommen. Wir leiden nämlich noch allgemein

an dem Mangel von Hausbibliotheken. Während in Frankreich z. B. unsere Soldaten fast in jedem Hause der mittleren Stände Bücherſammlungen vorfanden, oft ganz auserleſen treffliche Büchereien, iſt bei uns, bei dem Volke, welches die Bildung als allgemeines Ziel ſo oft proclamirt, davon herzlich wenig zu finden. Kaufe das Publikum Bücher, laſſe ihnen dauerhafte Einbände geben und ſtelle ſie in einigermaßen würdigen Gelaſſen auf: das Buchgewerbe wird es ihm unmittelbar durch Verbeſſerungen ſeiner Leiſtungen lohnen.

Noch könnte ich von manchen anderen Fächern gute Anfänge melden. Es ſei genug an den gegebenen Beiſpielen. Vieles, ſehr Vieles haben wir nachzuholen. Aus allen Beobachtungen aber geht das Ergebniß hervor, daß es anfängt, helle zu werden am Horizont der deutſchen Induſtrie. Laſſen wir noch einige Jahre raſtloſen, angeſtrengten, verborgenen Fleißes in's Land gehen, und wenn dann wieder eine Weltausſtellung beſchloſſen wird — möchte ſie doch für das Jahr 1883 für Berlin geplant werden —, ſo werden wir, ſtatt uns auszuſchließen, hoffentlich die Einladenden ſein, und dann wird, ſo hoffe ich, die deutſche Induſtrie zeigen, daß ſie ſich geſammelt hat und daß ſie wieder im Wettſtreit mit den Beſten um die Palme zu ringen verſuchen darf.

# Der Talmud und die Farben.

Von

**Franz Delitzsch.**

— Leipzig. —

Im Unterſchiede von der Thora, d. i. den fünf Büchern des moſaiſchen Geſetzes, iſt der Talmud der Codex des mündlich fortgepflanzten Geſetzes, welches ſich zu jenem auslegend, caſuiſtiſch erläuternd und nach vielen unbeſtimmt gelaſſenen Seiten ergänzend verhält.

Dieſer Codex erſtreckt ſich, wie der juſtinianeiſche, auf alle Gebiete des Staats- und Privat- und Familien- und Strafrechts, welche hier vom jüdiſchen Geiſte wie dort vom römiſchen geſetzlich geordnet werden, aber ſeinem Hauptbeſtandtheil nach auf alle Seiten und Punkte des religiöſen Ceremoniells, mittelſt deſſen das jüdiſche Einzel- und Gemeinſchaftsleben bis in's Kleinſte und Feinſte geregelt wird, und das Rechtsgültige wird in dieſem Codex nicht allein ergebnißweiſe unter den betreffenden Rubriken zuſammengeſtellt, ſondern zugleich discutirt — wir ſehen in dramatiſcher Unmittelbarkeit, wie die Entſcheidung ſich herausarbeitet aus dem Streit der Meinungen und dem Für und Wider ihrer Gründe; Gelehrte und Gelehrtenſchulen von fünf Jahrhunderten, den fünf erſten unſerer Zeitrechnung, ſind an der Discuſſion betheiligt, und die Sprache dieſer Jurisprudenz und ihrer Dialektik iſt ſo knapp und fein zugeſchnitten, daß ſie als das abſolute Gegentheil deutlicher Ausführlichkeit faſt nur in Gedankenchiffren und Gedankenabbreviaturen verläuft. Man darf behaupten, daß die geſammte menſchliche Literatur kein eigenthümlicheres und ſonderbareres Schriftwerk beſitzt, als dieſen Talmud oder vielmehr dieſe Talmude; denn es gibt deren zwei, einen in Paläſtina um das Jahr 400 redigirten und nur unvollſtändig erhaltenen, und den vollſtändigeren und als normativ geltenden, welcher um wenigſtens

ein Jahrhundert später in Babylonien unter der damals herrschenden Sasaniden-Dynastie seine Schlußgestalt erhalten hat. Jener umfaßt mit dem unerläßlichen Zubehör seiner Commentare 4 und dieser 12 Foliobände.

Dieses riesige Doppelwerk enthält jedoch hier und da auch leichtere und lichtere Partien allgemeinen religiösen und ethischen Inhalts, welche wie Oasen in der Wüste dem abgearbeiteten Scharfsinn einige Ruhe gewähren. Auf die minutiöse Rechtserörterung oder die Halacha folgt je zuweilen ein abschweifendes Sichergehen in Sprüchen, Gleichnißreden und Erzählungen, die sogenannte Hagada, von welcher Heinrich Heine in einer der hebräischen Melodien seines Romanzero sachkundig sagt:

Letztre aber, die Hagada,
Will ich einen Garten nennen,
Einen Garten, hochphantastisch
Und vergleichbar jenem andern,

Welcher ebenfalls dem Boden
Babylons entsprossen weiland —
Garten der Semiramis,
Achtes Wunderwerk der Welt.

Hoch auf colossalen Säulen
Prangten Palmen und Cypressen,
Goldorangen, Blumenbeete,
Marmorbilder, auch Springbrunnen,

Alles klug und fest verbunden
Durch unzähl'ge Hange-Brücken,
Die wie Schlingepflanzen aussahn
Und worauf sich Vögel wiegten,

Große bunte ernste Vögel,
Tiefe Denker, die nicht singen,
Während sie umflattert kleines
Zeisigvolk, das lustig trillert.

Nach zeitweilig vergönntem Lustwandeln in diesem Hagada-Garten beginnt wie neugestärkt wieder die „Fechterschule der dialektischen Athleten", und der Lehrstoff wird bald wieder so schwierig, daß auch der jüdische Talmudlerner, um den Faden nicht zu verlieren und von der Situation nicht abzukommen, zu cantilliren und gesticuliren und den Körper hin- und herzuwiegen beginnt; so spitzfindig, so nur aus jüdischer Sitte heraus verständlich und dabei so räthselhaft kurz, daß derjenige, der nicht in der Atmosphäre dieser Denkweise aufgewachsen und von Jugend auf in diese Sprachformen und Rechtsdeductionsweise eingeschult ist, sich wie in einem Gebirgs- oder Waldlabyrinthe befindet, in welchem er ohne Führer nicht fortkommt.

Der Talmud bietet der Betrachtung mancherlei Seiten. Die rechtsgeschichtliche fordert juristische Durchbildung, ohne welche sich das darin niedergelegte Recht weder in seinen systematischen Zusammenhängen, noch in seinem historischen Entwickelungsgange und seiner Angleichung griechischer und römischer Elemente reconstruiren läßt; diese Aufgabe so zu vollziehen, wie es moderne Wissenschaftlichkeit fordert, sind nur erst einige Anfänge gemacht worden. Eduard Gans, der gelehrte und geistreiche Jurist nach Hegel'scher Schablone, hat in seinem großen Werke „Das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung" auch das talmudische Erbrecht

behandelt, wozu er als Christ jüdischer Abkunft hervorragend befähigt war, und neuerdings hat ein jüdischer Jurist, Leopold Auerbach, das talmudische Obligationenrecht systematisch darzustellen begonnen; der erste Band erschien 1870, der zweite wird wol warten müssen, bis die Rechtswissenschaft sich Goethes Wort zum Divan aneignen und von sich sagen wird:

Wer sich selbst und Andre kennt,
Wird auch hier erkennen:
Orient und Occident
Sind nicht mehr zu trennen.

Eine andere Seite der Betrachtung ist die religionsgeschichtliche. Diese liegt mir als Theologen so nahe, als die juristische ferne, und wenn ich ein Charakterbild des Talmud von dieser Seite entwerfen sollte, so würde ich dies weder in der Richtung von Emanuel Deutsch thun, dessen vor 10 Jahren im Quarterly Review erschienener vielgelesener Aufsatz über den Talmud darauf hinausläuft, den Talmud zum Ocean zu erheben und die heilige Schrift Neuen Testaments zu einem daraus gespeisten Binnensee herabzusetzen, noch in der Richtung August Rohlings, der das Albernste und Schmutzigste, welches ihm talmudische Excerpte älterer Polemiker boten, zusammengekehrt hat und diesen Kehricht für ein Bild des Talmud ausgibt — ich würde, um eine Brücke zwischen Synagoge und Kirche zu schlagen, mit Vorliebe und ohne Fälschung der Zeitfolge das dem Christenthum Verwandte herausheben, welches der Talmud enthält, wie sich, um mit Reuchlin gegen Pfefferkorn zu reden, von einem „von Christi nächsten Verwandten geschriebenen Buche" erwarten läßt.

Diesmal aber soll es der allgemein culturgeschichtliche Gesichtspunkt sein, unter welchem ich den Talmud betrachte, indem ich sein Verhältniß zu den Farben und überhaupt zu dem Naturschönen darlege und durch Beispiele erläutere.

Es ist ein vor zwanzig Jahren durch Gladstones, des englischen Staatsmannes, Homerische Studien angeregtes und neuerdings in Deutschland und England mit Vorliebe behandeltes Thema, zu welchem ich einen Beitrag zu liefern suche. Lazarus Geiger ist es gewesen, der seit 1867 durch seine genialen Schriften über den Ursprung der Sprache und über Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunft schnell berühmt gewordene, aber schon 1870 dem Ausbau seiner Geschichtsphilosophie und dem Genusse seines Ruhms durch frühen Tod entrissene Forscher, welcher die Entwickelung des Farbensinnes auf die neueste Tagesordnung der Wissenschaft gesetzt hat. Im Jahre 1867 zeigte er auf der Naturforscherversammlung in Frankfurt a. M. in einer zündenden Rede über den Farbensinn der Menschheit und seine Entwickelung, daß die Sinneswerkzeuge der alterthümlichen Menschheit gegen die der späteren noch unentwickelt waren und sich noch nicht zu gleich mannichfaltigen und

scharf unterschiedenen Sinneswahrnehmungen herangebildet hatten. Seitdem ist von Dr. Stein in Frankfurt a. M., Dr. Hugo Magnus in Breslau und Anderen behauptet worden, daß die häufig als Bildungsfehler vorkommende Farbenblindheit uns noch jetzt das Unvermögen der Farbenunterscheidung vergegenwärtige, über welches die Menschheit sich nur allmählich erhoben habe, und es gilt als sicheres Ergebniß der Umschau in der alten Literatur — ich kann mich dafür auf zwei Aufsätze in den Jahrgängen 1876 und 1877 der Gartenlaube berufen — daß die alterthümliche Menschheit blaublind und insbesondere blind für das Blau des Himmels, zumal des Taghimmels, gewesen sei. Die Beobachtung, aus welcher diese Folgerung gezogen wird, ist allerdings auffällig. Vergeblich wird man im Rigveda und in den homerischen Gesängen und in der alten Edda ein rühmendes Wort von dem schönen Blau des durchsonnten Himmels suchen. Aber — auch die vielen Folianten der um ein Jahrtausend jüngeren beiden Talmude wird man gleich vergeblich hin- und herwälzen, um ein directes unzweideutiges Wort vom blauen Himmel zu finden. In einer Zeit, in welcher das Himmelsblau in der griechischen und noch mehr in der römischen Poesie wenigstens hier und da zu Worte kommt, scheint also der Semitismus auf dem alten Standpunkt der Empfindungslosigkeit dafür zu verharren. Oder haben wir vielleicht anzunehmen, daß der aufgewirbelte Staub der Schulgelehrsamkeit den talmudischen Lehrern die freie und schöne Natur verhülle und keine warme Theilnahme für sie aufkommen lasse? Diese Annahme liegt nahe, erweist sich aber als unrichtig.

Die Talmude enthalten inmitten ihrer juristischen Prosa Ausdrücke und Beschreibungen, in denen sich hingebende und genaue Naturbeobachtung, verbunden mit poetischer Auffassung, kundgibt. So lautet z. B. eine übliche Zeitbestimmung „von der Hindin der Morgenröthe bis der Osten sich lichtet". Die ersten Strahlen der Morgensonne, durch die sie, ohne noch selbst sichtbar zu sein, ihr Erscheinen ankündigt, werden mit dem gabelförmigen Geweih eines Edelhirsches verglichen, und diese Lichterscheinung heißt die Hindin der Morgenröthe, weil ihr Strahlengeweih dem Frühroth vorausgeht, welches den Uebergang zum Sonnenaufgang bildet. Der mit dem Sonnenaufgang verbundene Wechsel der Färbung des Himmels vollzieht sich im Orient schneller und das Aufsteigen der Sonne ist ein mehr gerades; die Talmudsprache sagt deshalb: die Säule der Sonne, aber auch: die Säule des Morgenroths und: die Säule des Mondes steigt empor, und von der Säule des Mondes wird gesagt: sie steigt gerade wie ein Stab empor, während die Säule der Sonne sich hierhin und dorthin spaltet, d. h. ihre Strahlen nach allen Seiten ergießt. Noch unter dem Horizont befindlich arbeitet sie sich empor, indem sie das Firmament gleichsam durchsägt; ihr Durchbruch heißt ihr Aufknospen, purpurn oder golden steht sie wie eine erschlossene

Rose am Himmel. Und die Zeit zwischen Untergehen und Untergang der Sonne, wenn schon die untere Hälfte des Horizonts sich zu Weiß entfärbt hat, aber die obere Hälfte noch nicht der unteren gleich geworden, diese Dämmerzeit heißt die Zeit zwischen den Sonnen. Wenn dann die Wände sich schwärzen, ist es Abend, und wenn auch die obere Hälfte des Himmels sich in Weiß entfärbt hat und durch Grau in Schwarz übergegangen und das Licht der Sterne sich von dem dunkeln Grunde abhebt, ist es Nacht.

Solche und ähnliche Naturschilderungen können uns nicht befremden, da die Ausübung der religiösen Satzungen den Israeliten veranlaßte, beobachtend an dem Himmel zu haften. Gleich das erste Blatt der Talmude, indem es die Frage aufwirft, wann das Abendgebet zu sprechen sei, vertieft sich in Begriffsbestimmungen des in die Nacht verlaufenden Abends mit den beiden Dämmerungen als seiner Begrenzung und dem Aufsteigen der Morgenrothsäule als der Scheidewand zwischen der Nacht- und Taghälfte des Gesammttags; der Höhepunkt der Nachthälfte ist die Mitternacht, welche, wie gesagt wird, David daran erkannte, daß der Nordwind, der sich um diese Zeit zu erheben pflegt, die Saiten des über seinem Lager hangenden Saitenspiels in tönende Schwingungen versetzte, so daß er, dadurch aus seinem leisen Schlafe aufgeweckt, in die Psalmworte ausbrach: Wache auf, Harfe und Cither, ich will aufwecken das Morgenroth! Und in dem Tractat über den Versöhnungstag wird erzählt, daß, nachdem die Asche vom Brandopferaltar weggeräumt war, der Vorsteher die Priester aufforderte, hinauszugehen und zuzusehen, ob die Zeit zum Schlachten herangerückt sei, welches so lange es Nacht war nicht geschehen durfte. War der Zeitpunkt da, so sagte der es zuerst bemerkte: Er blitzt, nämlich der Morgen, oder nach anderer Deutung: der Morgenstern. Oder er sagte: Der ganze Osthimmel hat sich geröthet. Und die unterhalb der Warte stehenden Priester fragten dann weiter: Reicht die Röthe bis nach Hebron? Antwortete er: Ja, so war dies die Losung zum Beginn des Morgengottesdienstes. Es wird hinzugefügt, daß man jene Frage stellte, weil man einmal an einem wolkichten Morgen Mondstrahlen, welche durch die hier und da zerreißenden Wolken hindurchbrachen, mit Sonnenstrahlen verwechselte und das Morgenlammopfer früher, als es sein sollte, schlachtete.

Als die Pharisäer und Sadducäer von Jesus ein himmlisches Wunderzeichen verlangten, lehnte er es ab, indem er sagte: Ihr Heuchler, des Himmels Gestalt könnt ihr beurtheilen, und die Zeichen dieser Zeit beurtheilen könnet ihr nicht? In der That, das Gesetz selbst forderte für Bestimmung der Gottesdienstzeiten und der von den Mondphasen abhängigen Festzeiten scharfes Aufmerken auf das Aussehn des Himmels, und es wäre sonderbar, wenn diese pflichtmäßig auf den Himmel gerichteten Augen von seinen Farben und Farbentönen das Blau zu sehen und zu unterscheiden unfähig gewesen wären, zumal wenn wir in Betracht

ziehen, wie mächtig die Entwickelung und Uebung des Farbensinns durch die Handhabung des religiösen Gesetzes gefördert ward, besonders im Bereiche der das Kranke vom Gesunden unterscheidenden Diagnose.

Schon in der Bibel gibt es keinen Abschnitt, in welchem so viel Farbennamen vorkommen, wie in dem Abschnitt vom Aussatz 3. Mos. Cap. 12—14, welcher von neueren wie alten Aerzten bewundert worden ist. Das traditionelle Gesetz hat die vom mosaischen aufgestellte Semiotik (Kennzeichenlehre) noch um vieles verfeinert. Es gibt eine gutartige lepra alba, das Weiß des Aussatzmales gilt aber in folgender aufsteigender Scala als bösartig: wenn es weiß ist wie die Membrane des Eies, weiß wie der Kalkbewurf des Tempels, weiß wie die Wolle eines eintägigen gebadeten Lammes, weiß wie Schnee. Ist das Weiß mit Roth gemischt, so nimmt diese Mischfarbe in folgenden vier Graden an Bösartigkeit zu: wenn sie dem Weißröthlich eines Bechers Milch gleicht, welcher mit 2 oder 4 oder 8 oder 16 Tropfen Blut gemengt ist. Dabei wird nicht außer Betracht gelassen, daß ein gleicher Aussatzfleck bei dem lichtfarbigen Germanen als mattweiß und bei dem schwarzen Aethiopen als hochweiß erscheinen wird, und es wird die Regel aufgestellt, daß bei Beurtheilung beider der mittelfarbige Teint des Israeliten, der als buchsbaumfarbig (wie noch jetzt der der Palästiner und Syrer als weizenfarbig) bezeichnet wird, zu Grunde gelegt und die entsprechende Mittelfarbe der Malerpalette bei der Gradmessung herzugenommen werde. Bei dem Häuseraussatz, d. i. der aussatzähnlichen Ueberwucherung der Wände von pflanzlichen Flechten, werden folgende Farben unterschieden: gelblich wie Wachs und wie Eidotter, schillernd grün wie der Pfauenflügel und wie Dattelreis, röthlich gleich dem schönen Carmin des Meeres, d. i. dem tiefen Roth, in welchem sich zuweilen die Schattenseite des Meeres zeigt, während die Sonnenseite in Smaragdgrün glänzt.

Ebenso fein ausgebildet zeigt sich der Farbensinn in Bestimmung der Farben unreinen Blutes; hier treffen wir folgende Angaben rother Farbennüancen: roth wie der Aufguß von Wasser auf rothe Erde des Thales Beth-Kerem, roth wie die Mischung aus $^2/_3$ Wasser und $^1/_3$ rothen Saron-Weines, roth wie das Roth der Lilie oder das Blut aus frischer Wunde, und dazu noch: schwarz wie der Niederschlag der Dinte am Boden des Dintenfasses, gelb wie ein schönes Krokusblüthenblatt — die Schule Schammais erklärt für unrein auch die Farbe des Fönkrautsaftes und des Fleischbratensaftes, streitig bleibt die gelbgrüne Farbe des Ethrog oder Paradiesapfels.

Es ist bekannt, welche peinlich genaue Vorschriften der jüdische Schächter zu beobachten hat, um jedes Thier, an welchem sich Kennzeichen der Krankheit zeigen, dem Genusse zu entziehen. Besonders unterliegt hier die Lunge ihrer Farbe nach sorgsamster Prüfung. Sie gilt als gesund, wenn sie schwarz ist wie das orientalische Augenschminkpulver,

d. i. in's Bläuliche spielend, oder grün wie Lauch oder roth oder leberfarbig, als ungenießbar aber, wenn schwarz wie Dinte, gelbgrün wie Hopfen, gelb wie Eidotter, gelb wie Safflor oder Distelsafran, gelbroth wie rohes Fleisch.

Ist das nicht eine buntscheckige Musterkarte von Farben? Blau ist nicht darunter, denn Schminkschwarz ist nicht Lazur, wie der große mittelalterliche Ausleger des babylonischen Talmud angibt. Daß Blau nicht vorkommt, liegt aber in der Natur der Sachen. Man kannte die blaue Farbe, denn man kannte von Alters her blaue Farbstoffe, nämlich Purpurblau und Indigoblau. Die sogenannten Schaufäden, welche der Israelit damals an den vier Enden des linnenen oder wollenen Oberkleides trug, waren aus purpurblauen Wollenfäden bestehende oder auch aus Purpurblau und Weiß gemischte Troddeln; Indigo als Surrogat des Purpurblau wird streng verboten: Gott wird Rache nehmen — heißt es — an dem, welcher kalaïlan d. i. Indigo statt Purpurblau an sein Kleid ansetzt.

Indem die Frage aufgeworfen wird, ob auch ein ohnehin purpurblaues Oberkleid solcher Schaufäden bedürfe, erfahren wir beiläufig, daß Blau eine gangbare Oberkleidfarbe war. Es gab auch noch manche andere Kleidfarben und auch um diese deutlich zu bezeichnen, mußte man entweder wie bei dem Purpurblau den Farbstoff oder ein Ding nennen, welches so aussah. Ein Judäer wollte sein Oberkleid verkaufen; befragt, wie es aussehe, antwortete er: Wie Mangold über der Erde. Das wird im Gegensatz zu galiläischer Incorrectheit und Unklarheit als Bestimmtheit des Ausdruckes gerühmt, der Fragende wußte nun, das Kleidungsstück habe die Farbe ausgezogener gelber Rüben. Hätte der Mann sich des entsprechenden Farbwortes bedient, so hätte der Fragende nicht gewußt, ob es gelb oder grün oder auch blau aussehe. Denn eben dasselbe Wort bedeutet grün wie das Gras und gelb wie die Gelbsucht oder auch fahl wie der Tod. Es kann allenfalls auch Blau bedeuten, wie z. B. der blaue Purpur einmal redend eingeführt wird: Mein Wesen ist Purpur, mein Aussehn aber wie die Gräser. Gegen Weiß gehalten bedeutet Grün auch allerlei dunkle Farbentöne. „Seine Haut ist grün" will auf arabisch sagen: er ist von dunkelfarbiger und also rein arabischer Race. Schwarzes Land ist im Arabischen so viel als grünes Land, und weißes Land so viel als wüstes von Pflanzenwuchs entblößtes Land. In diesem Sinne von grün = dunkel sagt der Midrasch einmal von Esther, deren persischer Name den Stern und deren nationaler Name Hadassa die Myrte bedeutet: „sie war grünlich, aber der Faden der Anmuth war um sie geschlungen." Ein grünes Gesicht würde uns selbst an einer Hamadryade oder Undine als abgeschmackt gelten, wir lassen es nur etwa als Hyperbel der Häßlichkeit passiren wie an der Rachel in Sacher-Masochs Judengeschichten: „ein kleines grünes Gesicht voll Sommersprossen und mit

rothen geschwollenen Augen"; aber die Sprache der Semiten nennt grün in rühmender Weise nicht allein dunkeln Teint, sondern vergleicht auch das glänzende Schwarz eines schönen Mannesbartes mit dem saftigen tiefen Grün der Myrte. Wir Abendländer wissen ja sogar von einem Ritter Blaubart. Freilich ist es der Unwille der Fee, welcher ihm einen Bart dieser Farbe angezaubert, aber arabische Dichter vergleichen alles Ernstes den keimenden Flaum des Jünglings mit Lilien, nämlich violetten, welche zwischen Rosen, nämlich seiner Wangen, und Myrten, nämlich seines Haupthaares, erblühen. Die menschliche Sprache hantiert in Bezeichnung der Farben als Lichterscheinungen im Grunde nur mit zwei Fächern: hell und dunkel. Indem der Semit Blau in das Fach des Dunkeln legt, nennt er die Augenkrankheit, die wir den grauen und schwarzen Staar nennen, den blauen Staar. Selbst Hellblau gravitirt im Bewußtsein des Alterthums als Blau zum Dunkeln. Ein indischer Dichter nennt den Himmel, wie er in regnerischer Zeit erscheint, dunkel wie die Flachsblüthe. So sehr überwiegt für ihn selbst im Hellblau der Eindruck der Lichtschwäche und der Kälte.

Außer dem Oberkleid mit den purpurblauen Troddeln gehörten zur jüdischen Tracht auch hellfarbige Schuhe oder doch schwarze mit weißem Riemzeug; ganz schwarze galten als heidnisch. Ein Rabbi Baroka befand sich einmal auf dem Markte von Be-Lefet, einer der vielen verschollenen palästinischen Ortschaften. Da gesellte sich zu ihm Elia, jener Elia, dem man noch jetzt beim Beschneidungsfest einen Stuhl hinsetzt, damit der Gast aus der Geisterwelt darauf Platz nehme. Gibt's wol, fragte er den Rabbi, hier auf dem Markte ein Kind der zukünftigen Welt? Der Rabbi in seiner sittenrichterlichen Strenge meinte Nein. Indem sie so sprachen, sahen sie einen Mann mit schwarzen Schuhen und ohne purpurblaue Schaufäden am Mantel. Dieser da, sagte Elia, ist ein Kind der zukünftigen Welt! Da lief ihm Rabbi Baroka nach und fragte ihn: Was hast du für ein Geschäft? Er aber wehrte ihn ab und sagte: Laß mich und komme morgen! Als er des anderen Tages seine Frage wiederholte, erzählte er ihm, er sei Gefängnißwärter und habe alle Mittel der Gewalt und List aufzubieten, um die Gefangenen in Zucht zu halten und von den weiblichen Gefangenen darunter, besonders einem jüdischen Mädchen, männliche Zudringlichkeit abzuwehren. Da fragte Baroka: Warum hast du denn keine Schaufäden und trägst schwarze Schuhe? Er antwortete: Ich gehe aus und ein zwischen Heiden und trage mich als Heide, damit sie nicht merken, daß ich Jude bin und damit ich, wenn irgend ein böser Anschlag gegen mein Volk im Werke ist, unseren Lehrern es heimlich melden kann, damit sie Gottes Erbarmen anflehen, ihn zu vereiteln; deshalb hatte ich gestern solche Eile. Mittlerweile zeigten sich Zwei, welche brüderlich Hand in Hand gingen, und Elia sagte: Diese da sind auch Kinder der zukünftigen Welt! Da fragte

Baroka: Welches ist denn euer Geschäft? Wir sind Lustigmacher, antworteten sie, wir erheitern Betrübte oder auch, wenn zwei in Streit mit einander gerathen sind, geben wir uns Mühe, Frieden zwischen ihnen zu stiften.

Das ist ein Stück Hagada von der Gattung des „kleinen Zeisigvolks, das lustig trillert". Nachdem wir es als Antidotum gegen die Langeweile eingelegt, wenden wir uns zu unserer Kaschja, d. h. unserem heikelen Controversgegenstand zurück und fragen: Ist es möglich, daß ein Volk, zu dessen Männertracht Purpurblau erforderlich, blind für das Blau des Himmels gewesen sein soll? Dr. Stein im Jahrg. 1877 der Gartenlaube besteht darauf, indem er die Behauptung wagt, jenes Purpurblau sei vielmehr eine Nüance des Schwarz. Nun ist zwar wahr, daß Purpurblau sich zu Purpurroth wie Schwarzblau zu Schwarzroth verhält, aber wie Purpurroth als Roth galt, so Purpurblau als Blau, keins von beiden galt dem Israeliten als Schwarz und auch nicht als Nüance des Schwarz. Denn Weiß und Purpurblau sind die dominirenden unter den vier mosaischen Cultusfarben, Schwarz aber ist absichtlich vom alttestamentlichen Cultus absolut ausgeschlossen, weil, wie unser Gustav Jahn in seiner Umdichtung des Hohenliedes sagt, „Schwarz ist vor Gott verdammet, denn Gottes Kleid ist Licht." Auch wird das Purpurblau der Schaufäden und des Tuches, mit welchem die Bundeslade bei der Wanderung bedeckt ward, ausdrücklich als symbolischer Fingerzeig auf das Sapphirblau des Himmels gedeutet, worauf Dr. Stein entgegnet: „Der Sapphir hat dann vielleicht einen ähnlichen Eindruck wie Himmelsschwarz auf das Auge der Alten hervorgebracht." Aber nein, er hatte für sie wie für uns keine andere als blaue und, wenn besonders schön, tiefblaue Farbe wie der Lasurstein, den man unter dem Namen Sapphir mitbefaßte, und es ist das Blau des Taghimmels, nicht des Nachthimmels, welches in der Gesetzgebungsgeschichte 2. Mos. 24, 10 mit Sapphirblau verglichen wird, wenn es da von den auf den Sinai hinaufbeschiedenen Vertretern Israels heißt: sie sahen über sich wie ein Gebilde durchsichtigen Sapphirs und gleich dem trübungslosen Himmel an Reinheit. Aber allerdings ist diese Gleichung: Sapphirblau = Himmelsreinheit ein vereinzelter Lichtblick, die Himmelsbläue wird sonst nirgends erwähnt, auch nicht in der um Jahrhunderte jüngeren arabischen Poesie, ohne daß sich behaupten läßt, der Beduine sei blind für das Ultramarin des über der grauen Wüste sich wölbenden Himmels. Das sich geschichtlich Entwickelnde ist nicht die Fähigkeit des Sehens an sich, deren Bedingungen ein für allemal naturgesetzlich gegeben sind, sondern die Richtung und Uebung des Sehens durch Hinzutritt reflectirender Beobachtung. Demgemäß ist es erst die arabische Schulsprache gewesen, welche ein Wort für Hellblau gemünzt hat, indem sie es himmelfarbig (samâwi) oder wasserfarbig (mâwi) nennt. Der Hebräer aber hat es bis heute zu keinem Adjectiv für Blau gebracht und würde

in großer Verlegenheit sein, wenn er z. B. die zwei Rückert'schen Zeilen übersetzen sollte:

Die Sonn' ist eine goldne Ros' im Blauen,
Die Ros' ist eine rothe Sonn' im Grünen —

er behilft sich mit griechischen Adjectiven wie kalaïnon indigofarbig, oder ianthinon violenfarbig, und hat nur ein Substantiv, welches das Violet der Conchylienfarbe bedeutet. Um die Zeit zu bestimmen, in welcher die Morgendämmerung in den Morgen übergeht, sagt der Talmud nicht nur: sobald man Hund und Wolf oder: Esel und Wildesel, sondern auch: sobald man Purpurblau und Weiß oder auch: Purpurblau und Lauchfarbe d. i. Grün unterscheiden kann. Man konnte also Blau und Grün unterscheiden, wenn man nur wollte. Man kannte auch das Blau des Himmels, aber es ist wahr: es hat den Semiten nicht begeistert, die Sprache ließ ihn hier im Stiche, sein Farbensinn ist in der oberen blauen Hälfte der Spectralfarben nie recht heimisch geworden. Weiß und Schwarz und Roth und Gelb oder Grün werden als Himmelsfarben aufgezählt, aber Blau ist nicht darunter, es kommt nur zu vereinzelter indirecter Bezeugung.

Die Vergleichung eines verwandten Gebietes, nämlich der Farbenerscheinungen, von denen heftige Gemüthsbewegungen begleitet zu sein pflegen, zeigt, wie man sich hüten muß, vorschnelle Folgerungen zu ziehen. Der Affect der Scham hat in der h. Schrift Alten und Neuen Testaments die tiefste religiöse Bedeutung. Daß die Menschen, die, ehe sie sündigten, sich nicht zu schämen brauchten, nach dem Sündenfall sich schämen, das ist einer der Gründe ihrer Erlösbarkeit. Dennoch wird weder in den Büchern des Alten noch in den Büchern des Neuen Testaments die Schamröthe erwähnt. Zwar hat Luther mehreremal „sich schämen" mit „schamroth werden" übersetzt, aber weder die so übersetzten hebräischen noch die griechischen Wörter sind Farbwörter. Wo eine Gesichtsfarbe genannt wird, welche den Affect der Scham begleitet, da ist es nicht Roth, sondern Weiß, wie Jes. 29, 22: „Nicht soll hinfort Jakob beschämt und nicht hinfort sein Antlitz weiß werden." Auch in beiden Talmuden ist „weiß machen" so viel als beschämen; seinen Nächsten öffentlich zu beschämen gilt für eine ebenso große Sünde als blutvergießender Mord, denn — so wird dies begründet — „das Roth schwindet und Weiß tritt an dessen Stelle", wie Todtenbläße bei dem sich Verblutenden. Aber man würde sich doch irren, wenn man daraus folgerte, daß das Schamroth bei den alten Israeliten eine unbekannte Sache gewesen sei. Darwin in seinem Buche über den Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei den Menschen und den Thieren hat Beobachtungen über das Erröthen aus allen Welttheilen gesammelt und es hat sich dabei ergeben, daß selbst das elfenbeinschwarze Gesicht des Negers, wenn er sich schämt, intensiver schwarz oder, wie wir sagen dürfen, purpur- oder zinnoberschwarz wird.

An einigen Stellen der Talmude kommt auch wirklich die Schamröthe vor. Ein Frommer — wird einmal erzählt — ärgerte sich, daß eines Zöllners Sohn unter zahlreicher Betheiligung seiner Mitbürger ehrenvoll bestattet ward. Da sagte ihm eine Geisterstimme im Traum: Mein Sohn, verachte Gott deinen Herrn nicht! Jener Maon (so hieß er) hat etwas Gutes gethan, das ihm dadurch vergolten worden ist: er ging einmal auf der Straße und ließ einen Laib Brot fallen. Ein Armer sah es und hob ihn auf, er aber sagte nichts, um sein Antlitz nicht roth zu machen. Also die Schamröthe wird selten erwähnt und war doch bekannt, wie der blaue Himmel fast gar nicht erwähnt wird und doch gesehen ward.

Daß fast nur das Weißwerden vor Scham erwähnt wird, hat darin seinen Grund, daß die Affecte des Morgenländers jäher, heftiger, tiefer sind als des Abendländers. Roth und Weiß wechseln nach dem Grade des Affects. Bei dem trefflichen schwedischen Erzähler August Blanche sagt der Finder eines Billets, welches ein junges Mädchen in grünem Schleier verloren und ihm, angstvoll zurückgekehrt, entreißt: „Obgleich der Schleier ihre Gesichtszüge verhüllte, so konnte er doch nicht ganz das tiefe Erröthen und tödtliche Erbleichen verbergen; mir war als hätte ich durch das Laubwerk einer Hecke die Sonne hastig ihr Gold gegen das Silber des Mondes austauschen sehen.“ Und Levin Schücking sagt von einer Prinzeß, um deren Hand ein unebenbürtiger, aber doch von ihr insgeheim geliebter Mann anhält: Fast erbleichend antwortete sie mit hochgeröthetem Gesicht: Ihre Werbung ist sehr kühn. Darwin hörte von einer jungen Dame, daß sie in einer großen und sehr noblen Gesellschaft mit ihrem Haar so fest an dem Knopfe eines vorübergehenden Dieners hängen geblieben war, daß es lange währte, bis sie wieder loskam. Ihrer Empfindung nach meinte sie tief purpurn erröthet zu sein, und doch versicherte sie eine Freundin, daß sie äußerst blaß geworden. Die Erscheinung ist klar: Scham der Verlegenheit treibt das Blut in das Gesicht und überhaupt die exponirten Körpertheile, der Schrecken aber verengt in krampfhafter Weise die Arterien und staut das Blut zurück. Scham höchsten Grades wird zum Schrecken, und so hochgradig ist zumeist die Scham des Morgenländers. Ich sage: des Morgenländers, denn nicht blos im Talmudischen, sondern auch im Tamulischen heißt die Scham „Weiße“ (vedkam).

Bei der bronzenen Gesichtsfarbe des Morgenländers aber erscheint dieses Weiß als Gelb. Wenn aus neuerer Zeit erzählt wird, daß von zwei jungen Leuten, welche aneinander geriethen und den Degen zogen, der Eine plötzlich gelb wurde, so daß der Andere, darüber erschrocken, die Waffe sinken ließ: so ist das ein absonderlicher Fall, aber im Talmud ist dieses Gelbwerden bei gewaltiger innerer Erregung etwas Gewöhnliches. Das dafür gebrauchte Wort könnte zwar auch blau bedeuten; unterdrückte Zornglut macht das Gesicht wirklich bleifarbig und so erklärt

es sich wol, daß das Schahname tiefes Erblassen des Gesichts und besonders der Wangen zuweilen als Lazurfarbigwerden bezeichnet. Aber daß dort im Talmudischen gelbe Färbung gemeint ist, zeigt der damit wechselnde Ausdruck: sein Gesicht wurde krokus- oder safranfarbig. Bei den Arabern ist Gelb neben seltnerem Roth die ausschließliche Schamfarbe. Das Gesicht weiß machen ist da so viel als es freudig lichten; da, wo wir Jemandem ein Lebehoch bringen, bringt ihm der Araber das weiße Banner, d. h. er ruft: Gott mache sein Antlitz weiß! Gelb aber ist die Farbe des Beschämten und auch des Liebenden, der, weil er nicht die erhoffte Erwiderung findet, sich in Sehnsucht verzehrt, weshalb der Liebende und Geliebte mit zwei Seiten eines Apfels verglichen werden, der Geliebte mit der rothen und der Liebende mit der gelben.

Der äußerste Termin, bis zu welchem die zwei Talmude zum Abschluß gediehen waren, ist das Jahr 550. Immerhin ist es ein reichliches Jahrtausend, welches seitdem verflossen. In einem so langen Zeitraum erleiden wie die Denkweise so auch die Empfindungsweise, der Geschmack, die Mode manche Veränderungen. Wer von uns schwärmt für Safranfarbe und Safranduft? Aber das ganze alte Abendland bis in die römische Kaiserzeit ward durch die gelbe Farbe, welche die Staubfäden der Safranblüthe ergeben, entzückt, und wie das Gesicht, so konnte auch der Geruch nichts Wonnigeres, so daß man Theater und Circus des Wohlduftes halber mit Safranwasser besprengte. Und welcher unserer Dichter rühmte nicht die Himmelsbläue, aber das Alterthum und die semitischen Dichter bis in neue Zeit schweigen darüber, als ob sie nicht existirte. Und doch kannten schon die ältesten Inder das schöne dauerhafte Indigoblau, und die alten Aegypter kennen nicht nur unter dem Namen chesteb ein mineralisches Blau, obenan das des lapis lazuli, sondern sie malen auch in ihrer Hieroglyphenschrift den Himmel blau, nicht nur den Himmel mit hinzugemalten Sternen, sondern auch den Himmel schlechtweg; dennoch denken sie dabei an das Schwarzblau des Nachthimmels, nicht an das Hellblau des Tageshimmels, welches sie als Himmelsweiße, Himmelshelle, Himmelsreinheit bezeichnen. Wenn wir von Himmelsazur reden, so thun wir dies nach dem Vorgang der Perser, welche zuerst das Blau des Lasursteins auf das Himmelsblau übertrugen. Aber auch sie fixiren in diesem Ultramarinblau das Ingrediens des Dunkeln; das Schahname setzt den azurnen Himmel dem hellen entgegen. So auch das semitische Alterthum bis in die talmudische Zeit. Der Tageshimmel gilt als weiß, denn das Licht ist weiß. Ein Rabbi richtete einmal an Rabbi Samuel ben Nachmani die Bitte: Da ich gehört habe, daß du ein Meister der Hagada bist, so sage mir: Woher kommt der Welt das Licht? Er antwortete: Der Heilige, gebenedeit sei Er, hüllt sich in eine weiße Wolke, und die ganze Welt leuchtet von dem Glanze seiner Majestät. Er sagte es ihm leise flüsternd, und der Fragende

entgegnete: Es ist ja doch ein ausdrückliches Psalmwort: Licht ist dein Kleid, das du anhast, und du sagst es mir so heimlich. Er antwortete: Wie ich es heimlich gehört, so sage ich es heimlich.

Anderwärts, wo von dunkelfarbigem Weizen, welcher mehr Mehl gibt, sonnenfarbiger, welcher schöneres Brot gibt, unterschieden wird, veranlaßt dies eine Discussion über die Farbe des Tagesgestirns. Auf der einen Seite wird behauptet, die Sonne sei roth und, wenn sie von uns des Tages nicht roth gesehen wird, so liege dies an der Schwächung unseres Gesichtssinnes durch die Tageshelle. Auf der anderen Seite aber wird behauptet, die Sonne sei weiß und das Roth der Morgen- und Abendsonne sei je nach ihrem Standort in Osten oder Westen der Widerschein des Feuers der Hölle oder der Rosen des Paradieses. Daß der Purpur des Sonnenballs an einem Nebelmorgen in dem atmosphärischen Lichtreflexe seinen Grund habe, wußte man freilich nicht. Aber man wußte, daß sie ein in Glühhitze, sei es Rothglühhitze oder Weißglühhitze, befindlicher Körper sei. Wie ein arabisches Ueberlieferungswort sagt, die Sonne werde täglich von sieben Engeln mit Schnee und Eis beworfen, damit ihre Hitze die Erde nicht zu Grunde richte: so sagt ein Ausspruch des R. Nathan, die Sonne befinde sich in einem Behälter, den der Psalmist ihr Zelt nennt, und davor sei ein Wasserteich; zur Stunde, da sie aufgehen soll, flamme sie auf und der Heilige, gebenedeit sei Er, schwäche ihre Kraft durch das Wasser, damit sie nicht die Welt verbrenne. Dereinst aber werde Er sie in der Unmittelbarkeit ihrer Gluth aufgehen lassen und während die Gerechten, denen sie Heilung mit ihren Fittigen bringt, sich an ihr ergötzen, werde sie für die Gottlosen zum Feuer der Hölle. Die alte Welt, auch die semitische, denkt in Bildern; zuweilen ist es leicht, zuweilen auch schwer, den Kern des Gedankens zu enthülsen. Ein arabisches Ueberlieferungswort sagt, daß die Sonne, um ihren Lauf anzutreten, täglich von 7000 Engeln gemaßregelt werden muß. Der Gedanke, der hier unterliegt, ist wol die Schwerfälligkeit des ungeheuren Sonnenballs. Eine jüdische Hagada gibt diesem Gedanken eine leichter begreifliche Wendung. Die Altväter im Jenseits, als sie von Mose hören, was die Feinde dem jüdischen Volke angethan, beginnen zu weinen und zu klagen, und Mose, dadurch gerührt, bricht in Verwünschung der Sonne aus, daß sie dazu geleuchtet habe, als die Feinde in den Tempel eindrangen. Die Sonne aber erwidert: Bei deinem Leben, Mose, getreuer Hirt, wie konnte ich finster bleiben, da man mir droben keine Ruhe ließ, sondern mich packte und mit sechzig Feuerpeitschen bearbeitete und mir zuherrschte: Geh hinaus und laß leuchten dein Licht! Der Gedanke, daß Gott gern segnet und ungern straft, ist hier auf die Naturwelt übergetragen; sie thut nur zwangsweise, was Gott selbst nur widerwillig thut.

Unwillkürlich sind wir wieder einmal in den „hochphantastischen"

Garten der Hagada hineingerathen; wir kehren nun zu dem Satze zurück, von dem wir ausgingen: der weiße Tag vertritt bei den Semiten den blauen Himmel. Der Sachverhalt ist bei den Aegyptern und Chinesen, bei den Persern und Arabern wesentlich der gleiche — das, was an dem wolkenlosen Taghimmel entzückt, ist da überall nicht die Lichtqualität, d. i. die Farbe, sondern die Lichtquantität und also das Weiß im Blau. Aber man sah das Blau, denn es kommt zu spärlicher, obwol verschwindend spärlicher Bezeugung, und der vorzugsweise dem Blau entnommene historische Beweis, daß die Netzhaut der alterthümlichen Menschen noch nicht so entwickelt gewesen sei, wie die unserige, steht also auf schwachen Füßen. Prof. Franz Boll in Rom hat neulich in drei Untersuchungsgängen, zu denen er nicht weniger als 3 mal 50 Frösche consumirt hat, das Ergebniß befestigt, daß die Netzhaut des Auges, in welcher der große Sehnerv sich ausbreitet, von rother Eigenfarbe ist; daß dieses aus einem Mosaik überwiegend rother und theilweise grüner Bestandtheile bestehende Nervenfasergewebe durch farbloses und farbiges Licht, auch durch blaues und violettes (ausgeschlossen das ultraviolette) verschiedenartige Wandelungen erleidet und daß diese Wandelungen wahrscheinlich ein mitwirkender Factor zur Herstellung der farbigen Bilder der Dinge sind, welche Gegenstand der Wahrnehmung werden. Immer aber bedarf es der Seele, ohne welche die Zusammenfassung der Lichteindrücke zur Einheit des Bildes und die Zurechtstellung des auf der Netzhaut mit dem Untersten zu oberst sich abprägenden Bildes und die Projection desselben an seine bestimmte Stelle in dem Raume außer uns schlechthin unbegreiflich ist. Wir sehen im Grunde nicht mit zwei Augen, sondern mit dreien, mit den zwei Augen des Leibes und dem dahinter befindlichen Auge der Seele. Und dieses Auge der Seele ist es, in welchem und an welchem sich die culturgeschichtlich fortschreitende Entwickelung des Gesichts- und insbesondere des Farbensinns vollzieht. Ja, nicht blos mit drei, sondern mit vier Augen sehen wir. Denn welch ein Unterschied ist zwischen dem Auge des Frosches, dessen Netzhaut durch Blau und Violett ebenso wie die des Menschen afficirt wird, und dem Auge des Forschers, welcher dies reflectirend beobachtet und Schlüsse daraus zieht, um, wo möglich, das Geheimniß des Sehacts zu lichten! Die Augen des Leibes nehmen die Bilder der Außenwelt auf, und das Auge der Seele nimmt sie wahr, und das Auge des Geistes macht die Functionen der drei andern Augen zu seinem Objecte und sucht sie zu durchschauen.

Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., 32. Louisenstraße.
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

W. C. Willenbücher

Band 5. — Heft 15.

# Nord und Süd.

Eine deutsche Monatsschrift.

Juni 1878.

Berlin.
Georg Stilke.

# Juni 1878.

## Inhalt.


Seite

**Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br.**
Ein Frühlingsnachmittag . . . . . 269

**Heinrich Laube in Wien.**
Eduard Devrient . . . . . 297

**E. du Bois-Reymond in Berlin.**
Ueber das Nationalgefühl. Rede zur Geburtstagsfeier des Kaisers in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 28. März 1878 gehalten . . . . . 306

**H. Nissen in Göttingen.**
Kleopatra . . . . . 322

**Eduard Osenbrüggen in Zürich.**
Schweizerische Bergseen . . . . . 338

**J. Baron in Berlin.**
Der Normalarbeitstag . . . . . 357

**Carl Thomas in Prag.**
Die Großmutter. Novelle . . . . . 376


Hierzu das Porträt Heinrich Laube's, gestochen von J. Sonnenleiter in Wien.


„Nord und Süd" erscheint am Anfang jedes Monats in Heften von 8—10 Bogen Lex.-8.
— Preis pro Quartal 5 Mark. —
Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Bestellungen an.

# Nord und Süd.

## Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgegeben

von

**Paul Lindau.**

V. Band. — Juni 1878. — 15. Heft.

(Mit einem Porträt in Radirung: Heinrich Laube.)

Berlin.
Verlag von Georg Stilke.
NW. 32. Louisenstraße.

# Ein Frühlingsnachmittag.

Von

**Wilhelm Jensen.**

— Freiburg i. Br. —

Ein Regentag in einer großen Stadt. In den engen, dumpfluftigen, altstädtischen Gassen drängte sich Handel und Wandel über das schlüpfrige Pflaster, gleichgültig ob Himmelsblau oder Blei darauf niedersah. Auf den breiten, von Palastbauten und Hôtels eingefaßten Straßen rollten Equipagen und Miethsfuhrwerke und spritzten von ihren Rädern den Vorübergehenden den nämlichen Schlamm auf die Kleider. Der Regen rauschte, und matte Glocken klangen hie und da von den Thürmen aus der grauen Luft, vielleicht als Hochzeitsgeläut, vielleicht als Todtengeleit. Es war schwer zu unterscheiden, was sie deuteten, doch noch weniger besaß Jemand Anlaß und Zeit, sich darum zu bekümmern, welche Sprache sie redeten. Diejenigen verstanden sie, welche das augenblickliche Geläut anging, das war genug. Die Freude oder die Trauer bildeten eine Stunde lang irgendwo ein kleines stilles Centrum inmitten des großen rastlosen Wirbelsturms, der ringsumher die Räder fortrollen, die Schritte hallen, die Stimmen durcheinander klingen und in einem Gesumme von Hunderttausenden jeden Einzellaut gleichgültig verschlingen ließ. Gleichgültig wiederum allein dem Einen nicht, dem er angehörte; sonst dem Tropfen gleich, der unter seinen zahllosen Genossen unbeachtet herabfiel, von der Erde eingesogen oder von der strömenden Gosse mit fortgeschwemmt.

Rundum, weit hinaus, ein breiter Gürtel von hohen Linden- und Ulmenalleen, Bosquetanlagen, weiten englischen Rasenplätzen, Straßen, Gärten und Villen dehnten sich die vornehmen, reichen, stillen Vorstädte. In allen Stilarten blickten die Häuser aus dem Grün; Gothik, Renaissance, Schweizerbau und Nachahmung alter Ritterburg, Geschmack und Geschmacklosigkeit, doch immer der Reichthum. Er sah immer aus den nämlichen großen Spiegelscheiben, vor denen die tadellos gehaltenen gelben Kieswege

des Gartens sich kunstvoll verschlangen, die plätschernde Fontäne einrahmten, umgürtet von schwer niederhängenden blühenden Syringen, Schneeballen, Goldregen. Rother Dornstrauch leuchtete und weißröthliche duftende Päonien wechselten mit seltsam geformten fremdländischen Coniferen auf dem glattgeschorenen Teppich des Rasens. Ueberall, vor jedem Hause, auch der nämliche, gleichsam uniformirte Frühling in Blüthenpracht und Fülle, von grauem Licht und grauem Regen überdeckt. Ein Frühling, den der Reichthum sich aus der Erde heraufgerufen, dem nur das Eine fehlte, was jener vom Himmel nicht zu erkaufen vermocht, die Sonne.

Hier zwischen den vergoldeten Eisengittern, welche auf beiden Seiten die Vorgärten von der Straße abtrennten, bewegte sich kein eiliger Schritt, glitt selten im Flug festgeschlossene Equipage vorüber. Zwecklos, ungesehen schien Alles zu blühen; kein Laut des Lebens regte sich vor, noch hinter den spiegelnden Gläsern der hohen Fenster. Nur der Regen fiel gleichmäßig von der bleiernen Wolkendecke, tropfte in gleichmäßigem Fall von Baumeswipfel, Blüthe und Blatt weiter zur Erde. Dann und wann nur noch rüttelte es wie mit unsichtbarer Hand leise hie und da am Gesträuch, als ob ein Windhauch aufzuwachen und die monotone Stille zu beleben trachte. Doch er schlief wieder ein und der flüchtige Athemzug des Lebens war verstummt.

Vor einem der größten Häuser in einer der stillsten, vornehmsten Straßen hob sich eine überdachte graue Sandsteinterrasse dem Halbbogen des breiten, kiesglimmernden Auffahrtsweges entgegen. Orangenbäume, Oleander und Granaten verdeckten den Zugang, daneben zur Rechten und Linken überspannen Clematis und Gaisblatt die ganze Vorderwand des Gebäudes hoch bis über die Mitte des zweiten Stockwerks hinauf. Nur an der einen Seite blickte ein farbigeres Stück aus der grünen Fläche, ein Fenster, das ringsum von dichtblühenden, violettbläulichen Glycinien umrankt war. Gleich hellen Trauben hingen sie noch weit über das Gesims herab und umrahmten die ungetheilte Scheibe des Fensters wie eine Bildfläche, und gegenwärtig, von der Straße aus betrachtet, wie ein Porträt, das sich aus dem dunklen Hintergrunde des Zimmers abhob.

Kopf und Büste einer jungen Frau, reglos auch wie ein Bild. Halb hingelehnt saß sie auf einer Chaiselongue am Fenster und las in einem Buche. Sie schlug ein Blatt um, sah secundenlang darauf nieder und blätterte weiter. Dann hob sie den Kopf und blickte mit großen, unbewegten Augen in den tropfenden Garten unter dem grauen Himmel hinaus.

Bild und Rahmen erschienen, aus einiger Entfernung gesehen, fast gleich, denn das erstere glich selbst einer Glycinie. Nicht allein das seidene Kleid, dessen violettbläuliche Farbe genau derjenigen der hängenden Blumen entsprach, auch der feine Stiel des Halses, der zarte Schmelz des

Gesichtes darüber erinnerten an jene, trotzdem ein Thurmaufbau moderner Frisur aus fremdem Haar den Kopf in einen Gegensatz zu einfacher Natürlichkeit brachte. Doch ihr eigenes darunter hervorquellendes, braunglänzendes Haar stand so anmuthsvoll zu der schönen, leicht gewölbten Stirn, daß die Vorstellung jene falsche Last darüber hinwegzuräumen und sich den Reiz dieser Befreiung lebendig zu gestalten vermochte.

War sie jünger oder älter, als sie erschien? Es ließ sich nicht sagen, worin es lag, daß sich manchmal das Letztere aufdrängte. Vielleicht weil es unmöglich war, sie für ein Mädchen zu halten; ihre Augen, ein Zug um die Lippen, die Hände, selbst ihre Stellung widersprachen Dem, ohne daß Jemand deutlich anzugeben gewußt hätte, warum. Aber wer dies unbestimmte Etwas, das einer leicht verschleiernden Atmosphäre ähnlich um sie lag, verscheuchte, der erkannte, daß sie noch jünger sein müsse, als sie erschien, beinahe so jung wie die Syringen draußen im gleichmäßigen grauen Tropfenfall des Regens.

Ein schmales, feines Gesicht, nur wenig gefärbt, doch jede Braue und jede Wimper hob sich zugleich mit wundersamer Schärfe und Weichheit von dem sanften Untergrunde des Antlitzes. Wie ein Widerspruch schien's, daß ihr Profil an römisch-griechische Camee gemahnte, an eine aus Onyx geschnittene Artemis oder Athene; aber die altklassische Form war so von jungem, heutigem Leben überkleidet, daß nur ihre Schönheit, nicht ihre Strenge darunter Ausdruck gewann. In noch erhöhterem, im höchsten Maße vielleicht, wenn der Mund unter ihr lächelte; doch die kühl und gleichgültig geschlossenen Lippen lächelten nicht.

Nun zog die junge Frau ihre gracil abfallenden Schultern mit leichter instinctiver Bewegung in die Höh'. Es hatte sie überfröstelt, der regnerische Mai war kalt, kälter noch in dem hohen, mit allem Comfort des Reichthums ausgestatteten Zimmer, als draußen zwischen den triefenden Bosquets und Blumenbeeten des Gartens. Sie streckte die Hand nach einem kleinen in der Wand neben ihrem Sitz befindlichen Elfenbeinknopf und der schwirrende Ton einer elektrischen Klingel ging durch das Haus. Lässig verharrte die Hand noch in ihrer Stellung, welche den modisch-weiten Aermel, den duftigen Spitzenbesatz fast bis zum Ellenbogen von dem entblößten Unterarm herabfallen ließ, und gedankenlos sah sie daraufhin. Der Arm war voller gerundet, als ihre zarte Erscheinung die Vermuthung geweckt hätte, von vollendeter Fülle und Schönheit, unverkennbar wiederum nicht der eines Mädchens, sondern einer Frau, einer Aphrodite. Sie hob ihn langsam zurück und legte ihn einen Moment über ihre Stirn, die er mit einem weichen, warmen Hauch durchströmte, daß sie noch deutlicher als zuvor empfand, wie frostig es sei, und leise zusammenschauerte.

Eine mit außerordentlicher Sorgsamkeit in schwarzes Sammetmieder, weiße Haftelschürze und winziges weißes Häubchen gekleidete Dienstmagd trat ein. „Madame ter Möhlen haben befohlen?"

„Zünden Sie Feuer im Kamin, Brigitte."

Das Mädchen vollzog den Auftrag, kniete vor dem schwarzen Marmorrand des Kamins und blies auf die Kohlen, daß in einer Minute das Holz knisternd Flamme fing. Frau ter Möhlen sah eine Weile in das bläuliche Aufzüngeln hinein und nahm das Buch wieder zur Hand; Brigitte stand auf und ging mit der Lautlosigkeit der Dienstboten großer Häuser zur Thür. Die junge Frau drehte halb den Kopf:

„Ist Jemand dagewesen?"

„Madame hatten befohlen, ungestört zu bleiben."

„Ich glaube, Sie hören nicht gut, Brigitte. Ich fragte, ob Jemand dagewesen, während ich allein sein wollte."

„Madame Ostertag und der junge Herr van der Horst haben Karten abgegeben."

Frau ter Möhlen nickte und schlug ein Blatt um. Als das Mädchen abermals die Thür erreichte, fragte sie:

„Wo sind die Karten?"

„Die Karten?" Brigitte sah fragend drein. „Auf der Schale im Empfangzimmer."

„Ich habe Ihnen gesagt, daß Sie mir die Karten künftig hierher, dort auf den Tisch legen sollten."

„Madame verzeihen, Madame haben es vermuthlich sagen wollen."

„Sie müssen wirklich wegen Ihres Gehörs zum Arzt. Damit Sie's nicht wieder vergessen, bringen Sie mir gleich die beiden Karten."

Brigitte ging, kam zurück und ging wieder. Auf der Schwelle blieb sie stehen und sagte:

„Madame verzeihen, ich hatte wirklich etwas vergessen. Herr van der Horst hat hinterlassen, er werde sich erlauben, später wieder vorzusprechen. Werden Madame zu Hause sein?"

„Sehen Sie, wie nachlässig Sie sind. Es ist gut; ich weiß es noch nicht. Sie können gehen."

Die junge Frau hatte die Karten, welche Brigitte ihr überreicht, noch gedankenlos in der Hand behalten und ließ den Blick darauf verweilen. Vielleicht weil die oberste derselben ungewöhnlich, nicht üblicher Art war; „Harald van der Horst" stand autographisch mit zierlichen, doch charaktervollen Buchstaben darauf geschrieben. Nun rollte sie die Karte um ihren schmalen Zeigefinger, glättete sie wieder aus und sah auf die schwertropfenden Syringen hinaus. Das Holz im Kamin knatterte und zog ihre Augen herum. Sie legte die Karte auf das Mosaiktischchen neben sich und lehnte den Kopf mit geschlossenen Lidern zurück; aber ihre Hand vermißte das Spielwerk, das sie betrieben, streckte sich mechanisch wieder nach dem Blättchen aus und setzte das Auf- und Abrollen desselben um den Finger fort bis allmählich beide Hände ihr reglos auf die Brust glitten. Sie schlief, und zum ersten Mal bewegten sich ihre Lippen wie zu einem Lächeln.

Dann fuhr sie plötzlich auf, sah fast erschreckt um sich und zog mit hastigem Ruck die schwere Seide des Kleides über ihre Füße, aus deren kleinen Hausschuhen zwischen dem kunstvoll durchbrochenen Maschengewirk der Strümpfe ein rosiger Schimmer hervorgeleuchtet. Ein Geräusch hatte sie geweckt, die Thür öffnete sich, Brigitte kam und meldete:

„Madame Frida Gödeking."

Frau ter Möhlen blickte das Mädchen ungewiß und noch wie halb traumabwesend an, während ihre Linke mechanisch über Haar und Schläfe tastete. „Ich bin nicht — was sagten Sie, Brigitte? — sie ist mir willkommen." Ihr Auge glitt an ihrer Toilette nieder, entdeckte, daß sie noch wie beim Einschlafen die kleine Karte um den Finger der rechten Hand gerollt hielt, und das Blättchen hastig abermals ausglättend warf sie es auf den Tisch. Wie sie im Begriff stand, sich von der Chaiselongue zu erheben, trat Madame Frida Gödeking ein, rasch auf sie zu und rief:

„Steh' nicht um meinetwillen auf, liebste Sidonie, ich setze mich zu Dir. Du hast ein Bischen geschlummert und ich störe Dich; hätte ich es geahnt oder Deine Jungfer nur ein Wort davon gesagt, wäre ich später wieder vorgekommen. Ein abscheulicher Frühling, der Einen auf Selbstmordsgedanken bringen könnte, wenn man allein zu Hause sitzt. Du hast doch keine Migräne? Ich wollte ein halbes Stündchen mit Dir plaudern; bleib', ich setze mich zu Dir auf's Tabouret, wenn Du Zeit und für den Abend nichts vorhast."

„Nichts, ich freue mich, Dich zu sehen," antwortete Sidonie ter Möhlen ein wenig gedehnt, „zumal da Du nicht nach Selbstmordsgedanken, sondern so lebenslustig wie immer aussiehst. Ich lese ein halbes Dutzend der neuesten Neuigkeiten in Deinem Gesicht, um dem abscheulichen Frühling, wie Du ihn heißt, damit Trotz zu bieten. Findest Du ihn anders, als man ihn verlangen kann? Mich däucht, er ist nach seiner Art; wie sollte ein Frühling sonst sein?"

Frida Gödeking lachte: „Du hast gut optimistisch zu philosophiren, Sidonie. Es ist köstlich warm hier bei Dir, draußen blüht Dir der Mai vor'm Fenster, ohne daß Du seine Kälte spürst, und wenn seine Frosttemperatur Dich ernsthaft ärgerte, bedürfte es nur eines Wortes bei Deinem vortrefflichen Manne, daß er in der nämlichen Stunde mit Dir nach Italien oder bis unter die Wendekreise reiste. Wer im Glück sitzt, sitzt immer in der Sonne."

Sie hatte sich auf den niedrigen, gestickten Sessel neben der Freundin niedergelassen, schüttelte lachend ihren jugendlichen, von hundert kleinen gekräuselten Löckchen überflockten Kopf und fuhr fort:

„Nun, ich kann auch gerade nicht klagen und mit dem Selbstmord ist's noch nicht ganz so weit. Nur ein klein wenig langweilig ist's ab und zu; Du findest's natürlich wieder nicht, jetzt noch weniger, als im Institut, wo Du auch immer an Dir selbst genug hattest. Die Naturen sind

verschieden, ich kann nicht den ganzen Tag sitzen und lesen oder den Himmel ansehen oder denken. Woher soll man denn immer wieder neue Gedanken nehmen? Wenn man verheirathet ist, läßt man seinen Mann für sich denken und genießt seine Freiheit und Liebhabereien. Es war freilich ein Bischen boshaft von Dir, Sidonie, zu thun, als sei meine Hauptliebhaberei, bei solchem Wetter herumzukutschiren, wie ein Zeitungsreporter die Stadt nach Neuigkeiten abzuhören und sie nachher wie eine Zeitungsausträgerin von Haus zu Haus anzubringen. Aber worüber soll man denn eigentlich sprechen und was ist denn interessant in der Welt? Mich däucht, das, was unsere Mitmenschen thun, ist's doch am Meisten, und Anderes liest man in den besten Büchern auch nicht. Da scheint's mir am Anziehendsten, wenn ich die Menschen noch obendrein kenne, mit denen sich etwas Besonderes zugetragen, so daß ich Alles viel besser als in einem Buch selbst beurtheilen kann, wie es hat geschehen können und eigentlich müssen und wer die Schuld daran trägt u. s. w. Die Männer haben gut reden, wir Frauen klatschten, wenn wir über solche Vorkommnisse eingehend sprechen. Sie unterhalten sich ebenso oft und ebenso gern über die Angelegenheiten ihrer Geschäftsfreunde und Bekannten, nur gemeiniglich über Bagatellen und Lappalien, die uns viel zu unbedeutend und langweilig wären, ein Wort darüber zu verlieren."

Frau Frida Gödeking sah allerliebst in ihrer zierlichen, tadellosen Besuchstoilette nach neuester Modefaçon aus und sie sprach ebenso allerliebst, hurtig wie eine Lacerte ihre Worte von den muntren Lippen fortringelnd. Sie war ungekünstelt, ohne Hinterhalt und vergnüglich und brachte die Freundin durch ihre Beredtsamkeit zu einem flüchtigen Lächeln der Mundwinkel.

„Du bist auch die Nämliche geblieben, wie im Institut der Madame Sarrasin, Frida, nimmst an Allem Interesse und hast bei Allem tausend Gründe für Dein Interesse. Aber Deine heutigen Neuigkeiten müssen besonderer Natur sein, da Du ihnen so lange Vorrede als Mitgift voraufschickst. Du bist zu gutherzig, irgend Jemanden zu quälen, darum thu's auch nicht an Dir selber, sondern erzähle mir. Ich höre."

Sidonie sprach es, den schönen Kopf mit ein wenig ironischer Ostentation zurücklehnend, als bereite sie sich auf ziemliche Dauer des Anhörens. Frida entgegnete lachend:

„Spotte nur, was ich weiß, interessirt Dich auch und ich sollte eigentlich Dich strafen und es jetzt verschweigen. Aber Du sagst es ganz richtig, ich bin zu gutherzig dazu, und es ist kein halbes Dutzend von Neuigkeiten, sondern nur eine, doch eine gewaltige, welche den Herren Moralisten, Pädagogen, Dichtern, gelehrten Psychologen, und wie sie heißen mögen, genug zu reden und zu schreiben geben würde. Weißt Du noch, Sidi, die blonde Natalie bei der Madame Sarrasin —"

„Die verheirathete Goldberg?"

„Ja, die. Wie's manchem Menschen in den Schooß fällt, was er sich wünscht. Sie wollte schon damals immer einen Goldberg haben und hat ihn bekommen, größer noch, als sie sich wahrscheinlich ihn vorzustellen vermocht hatte, mit einem Landgut, einer Opernloge, Equipage, was sich nur denken läßt. Ich glaube, es gab keinen Menschen in der Stadt, außer mir — und Dir natürlich — der sie nicht beneidet hätte. Sie hatte ihre kleine Schwester, das heißt sechzehn Jahr' ist sie auch beinah', bei sich im Hause und der junge Doctor Baumann kam täglich, um derselben italienischen Unterricht zu geben — er war über zwei Jahre in Rom — und Jeder glaubte, daß er der Kleinen eigentlich etwas im Voraus den Hof mache. Statt dessen, denk' Dir, Sidi, ist ihre Schwester, die Natalie seit gestern Abend verschwunden, hat ein Billet an ihren Mann zurückgelassen, sie käme nicht wieder, und der Doctor Baumann ist ebenfalls fort, Niemand weiß, wohin. Und nun schreien alle Leute, wohin man kommt, über ihren Undank, ihre Schlechtigkeit, ihren —"

Sidonie ter Möhlen drehte den Kopf. „Mit Recht, däucht mich doch." Sie hielt einen Moment inne, ihre Stimme hatte etwas schärferen Klang gehabt als bisher und sie setzte hinzu: „Sie hat, wie Du selbst sagst, nichts Anderes verlangt, als einen Goldberg, hat ihn erhalten und damit jedes Recht aufgegeben, um fortan nur eine Pflicht zu erfüllen."

„Siehst Du, das sagst Du auch und verurtheilst sie auch. O über euch Moralprediger, die ihr Alles habt, was euer Herz begehrt, und dann den Stab sofort über etwas brecht, was ihr innerlich nicht kennt und nur von Außen ansehen könnt. Deshalb, sagte ich, ist man ganz anders gerecht, wenn man die Menschen und ihre Verhältnisse persönlich kennen gelernt hat und sie nicht nur wie Romanfiguren in einem Buch betrachtet."

Frida Gödeking schüttelte ihr lockiges Köpfchen, sah halb ernst-nachdenklich, halb überlegen-fröhlich darein und fuhr fort:

„Ich finde es gewiß nicht recht, was die blonde Natalie gethan hat, aber wer es begreift, kann es auch nicht schwerstes, unverzeihliches Unrecht nennen. Ein alter Schriftsteller, meine ich, hat einmal gesagt, es gäbe einen Conflict der Pflichten, und das ist hier genau der Fall. Vielleicht ist's kein Glück, schärfere Augen zu haben als die meisten Leute, doch ich sagte von jeher, die Natalie täuscht sich. Weil sie kein Vermögen hat, so glaubt sie, daß sie im Leben nichts weiter wünsche, als reich zu sein, einerlei, wem sie's verdanke. Da kam der Millionär, sie nahm ihn, er erfüllte jede Caprice, die sie hatte, und alle Leute beneideten sie um ihr kolossales Glück. Nur ich wußte mit Sicherheit, daß es auf die Dauer kein gutes Ende nehmen würde."

„Und warum?" Sidonie hatte sich aufgerichtet und ihr Gesicht sprach mit einer gewissen Lebendigkeit, doch zugleich fast mit zürnender Erregung, daß die Neuigkeit der Freundin in der That ihr Interesse geweckt.

„Warum?“ Die junge Menschenkennerin sah der Fragenden einige Secunden mit einer Kunstpause in die Augen. „Der Grund ist sehr einfach für denjenigen, der so etwas überhaupt zu begreifen ein Organ hat, und ebenso unverständlich für alle, denen solche psychologische Fähigkeit abgeht. Tout simplement hatte die Natalie sich erstens selbst nicht gekannt und sich zweitens unter ihrem Manne etwas Anderes vorgestellt. Für's Erste ist er ungefähr zwanzig Jahre älter als sie, aber das hätte es nicht gethan. Im Anfang war natürlich Alles neu, überraschend und bezaubernd für sie, so daß sie nach keiner Richtung in Versuchung gerathen konnte, irgendwelchen andern Vergleich anzustellen, als daß sie das große Loos gezogen habe. Es ist leicht zu fühlen, aber schwer auszudrücken, was sich darin allmählich änderte. Wenn ich es nach Dichterart in einem Gleichniß wiedergeben sollte, würde ich sagen: Der Hunger hatte sie geplagt und sie schwelgte eine Weile in allem Köstlichen, was der Reichthum ihres Mannes ihr nur zu bieten vermochte. Er verweigerte ihr nichts; wollte sie Erdbeeren im December und Trauben im Mai — ich spreche noch immer bildlich wie ein Dichter — so hatte sie dieselben. Und so vergaß sie lange Zeit über der herrlichen Befriedigung ihres Hungers, daß sie auch Durst hatte. Wonach? sie wußte es vielleicht anfänglich selbst nicht, sie fühlte nur und immer deutlicher, daß ihr etwas fehlte, dessen sie bedurfte. Zuletzt erkannte sie's und suchte danach bei ihrem Manne. Aber es gibt Dinge, die der größte Reichthum nicht kaufen und der reichste Großhändler nicht verkaufen kann, zumal wenn Beide die verlangte Waare nicht einmal dem Namen nach kennen, und das war die Lage, in der sich Herr Goldberg befand. Kein Preis wäre ihm zu hoch gewesen, ihr das Gewünschte anzuschaffen, nur verstand er nicht, was sie wünschte. Du weißt, die Natalie war immer eine der Ersten im Institut, machte am Besten französische und englische Conversation, tanzte am Graziösesten und Madame Sarrasin sagte oft, daß sie sich — auch vor uns beiden, aber ich habe ihr nie darum gegrollt — durch ihre feinen Manieren auszeichne und etwas Aristokratisches an sich habe, so daß sie eine Gesellschaft im Faubourg Saint Germain besuchen könne. Siehst Du, Sidi, das war der Punkt, auf den es ankam, von dem ich vorher wußte, daß es darauf hinauskommen müsse. Um es Dir begreiflich zu machen, müßte ich Dir ein genaues Bild von Herrn Goldberg entwerfen, und das ist nicht leicht. Vor Allem gibt es wol keinen größeren Gegensatz als zwischen ihm und einem Aristokraten. Er ist ein außerordentlich guter, geachteter, rechtschaffener und auch recht stattlich geschaffener Mann, der seine Frau lediglich aus Zuneigung geheirathet hat und sie im Herzen und auf den Händen trägt, aber — ja, wie drücke ich es am Besten aus? — er —“

Frida Gödeking wurde der augenblicklichen Schwierigkeit in der beabsichtigten Wahl ihrer Worte durch eine doppelte Unterbrechung ent-

hoben. Draußen knirschte der Wegkies unter den Rädern eines aus seitwärts befindlichem Stallgebäude vor die Auffahrt heranrollenden Trakehnergespanns, drinnen öffnete sich die Thür und ein noch jugendlicher Mann im Anfang der Dreißiger trat herein. Seine Gestalt war schlank und elegant, sein Gang leicht, elastisch, Behendigkeit eines auf mancherlei Gebieten des Sportswesens Geübten verrathend; Züge und Bewegungen besaßen etwas Liebenswürdig-Einnehmendes, von einem leichten Anflug der Zerstreutheit Ueberhauchtes. Frida war aufgestanden und begrüßte den Ankommenden: „Ah, Herr ter Möhlen, ich vermuthe, wir sehen Sie nur, um uns von Ihnen zu verabschieden."

Sie deutete durch's Fenster auf das Cabriolet hinaus, Herr ter Möhlen versetzte artig:

„Leider errathen Sie es, Frau Gödeking. Hätte ich gewußt, daß ich das Vergnügen genießen würde, Sie hier zu treffen — aber ich habe versprochen, der Einweihung unseres neuen Clublocals beizuwohnen; die Tage sind trotz dem Mai so kurz, man weiß nicht, wo die Stunden bleiben. Es ist sehr hübsch von Ihnen, daß Sie Sidonie bei dem abscheulichen Wetter, in dem sie selbst nicht ausfahren kann, Gesellschaft leisten. Ein wahrhaft erbarmungswürdiger Frühling; sehen Sie die armen verklatschten Blumen draußen, wie sie sich nach Sonne sehnen! Hoffentlich werden wir Sie morgen bei der Ruder-Regatta haben; darf ich Ihnen einen guten Zuschauerplatz mit Sidonie zusammen besorgen? Für die Rennen am Ende der Woche werden Sie vermuthlich schon versehen sein. — Wie geht es Dir, liebste Sidonie? Mir scheint, Du siehst etwas angegriffen aus."

Ter Möhlen hatte die Hand seiner Frau gefaßt, führte dieselbe galant an seine Lippen und betrachtete sie mit leichter doch unverkennbarer Besorgniß in den freundlichen Zügen. Sie entgegnete:

„Durchaus wie immer, gut; Du weißt ja, daß mir nichts fehlt, Gustav, und sagst selbst, es scheint Dir nur, als sähe ich anders aus, wie sonst. Es wird eher in Deinen Augen liegen; vermuthlich habe ich gestern und vorgestern ebenso ausgesehen und Du hast es nur nicht bemerkt. Aengstige Dich also nicht darum."

„Wahrhaftig, Du hast Recht und bringst mich erst darauf, daß ich Dich wegen der verwünschten Angelwette überhaupt seit gestern Mittag nicht wachend gesehen. Anfänglich hatte ich Glück, dann schlug's um, ich hielt trotzdem fest und am Abend haben sie mich beim Souper zu meinem Verlust noch tüchtig ausgelacht. Es ist unbegreiflich, wo solch' ein Tag von vierundzwanzig Stunden bleibt, wenn die Geschäftsobliegenheiten ihm am Morgen die Hälfte abgenagt haben. Ist er vorüber, so hat man keinen Augenblick der Ruhe gehabt."

Sidoniens Finger spielten mit dem Buch, in dem sie zuvor gelesen. „Wie Schade, daß Du nicht wußtest, Frida sei bei mir, sonst hättest Du

hier heut' Nachmittag, wie Du andeutetest, einen solchen gewünschten Augenblick finden können."

„Welch' komische Possen Einem unbewußt die Worte spielen können!" Gustav ter Möhlen lachte mit seinen hübschen Lippen heiter auf. „Hast Du eine Ahnung davon, was Du eben gesagt, mein Herz? Als ob ich lieber um Frau Gödekings, als um Deinetwillen hier geblieben sein würde. Wenn Ihr Mann das gehört —"

Er verbeugte sich schalkhaft gegen Frida, die ihm in's Wort fiel: „Würde er es so wenig glauben, als alle Welt, die weiß, daß Herr ter Möhlen für kein anderes weibliches Wesen Augen hat, als für seine Frau, wie sie für ihn."

Die Hand Sidoniens spielte schneller mit dem Buch, ein eigenthümliches, den Lippen fremdartig auferlegtes Lächeln ließ einen Moment ihre bläulichen Zähne leicht aufschimmern und sie sagte rasch, die Linke nach dem Fenster streckend:

„So will ich widerrufen und dem Kutscher mittheilen, daß er halb um Fridas, halb um meinetwillen ausspannen soll."

„Ganz, allein um Deinetwillen, Liebste — bei aller Verehrung vor Deiner liebenswürdigen Freundin — wenn es sein könnte." Gustav ter Möhlen hatte die nach dem Fenster bewegte Hand seiner Frau gehascht, hielt sie tändelnd fest und setzte hinzu:

„Hätt' ich's nicht versprochen — Du würdest keinen Mann wollen, der sein Wort nicht hielte. Ich fahre aus dem Club direct in die Soiree zum Consul Meibom und werde gegen zehn Uhr dort sein. Du kommst doch auch, liebes Herz, damit wir uns wenigstens dort sehen und den Abend miteinander verbringen?"

„Wenn wir zufällig in dasselbe Zimmer gerathen; die Räume bei Meiboms sind sehr groß und die Gesellschaft wird es ebenfalls sein."

Es klang nachlässig-müde von den Lippen der jungen Frau, in ihres Mannes Gesicht prägte sich einige Verwunderung aus, er antwortete:

„Du wirst nicht im Ernst glauben, daß wir uns dort verfehlen und nicht einmal zu Gesicht bekommen sollten, sondern ich vermuthe, Du wolltest einen Mangel an Neigung damit ausdrücken, die Soiree zu besuchen."

„In der That, ich fühle mich etwas abgespannt, Gustav."

„Siehst Du, ich nahm es gleich bei meinem Eintritt wahr. Es thut mir leid, darauf verzichten zu müssen, Dich dort anzutreffen, doppelt, da die Regatta morgen mir den ganzen Tag ja das Zusammensein mit Dir unmöglich macht. Aber die Schonung Deiner Gesundheit geht meinen Wünschen vor; ich ertrüge es nicht, wenn Du krank würdest, mein Herz, obendrein weil mein Egoismus, mich an Deinem Anblick zu erfreuen, den Anlaß dazu gegeben. Leg' Dich frühzeitig zur Ruh', versprich's

mir! Ich werde in meinem Zimmer übernachten, um Dich nicht zu stören, wenn ich nach Hause komme. Du hast doch keinen Kopfschmerz? Deine Hand fühlt sich ein wenig heiß an, soll ich nach einem Arzt —?"

Sidonie ter Möhlen zog langsam ihre Hand, die er sorglich gehalten, aus der seinigen. „Du bist zu ängstlich mit mir und wirst Dich in den Club verspäten."

„Wahrhaftig!" Er blickte auf seine Uhr und küßte Sidonie auf die Stirn. „Leb' wohl, liebstes Herz, und denke, daß Du mir versprochen, Dich zu schonen. Ich hätte ohne diese Zuversicht keine ruhige Stunde den Nachmittag und Abend hindurch. Meinen freundlichsten Gruß an Herrn Gödeking, ich empfehle mich den Damen zu geneigtem Wohlwollen und nachsichtigem Gedächtniß. Auf Wiedersehen!"

Madame Frida Gödeking knixte mit artiger Vertraulichkeit und erwiderte lachend: „Es ist eine der liebenswürdigsten Eigenschaften eines Mannes, sich nicht unentbehrlich zu halten, sondern zu fühlen, daß wir Frauen uns manchmal auch selbst genug sind. Geben Sie Acht, ob Ihnen draußen die Ohren nicht klingen werden!"

„Das könnte mich in Versuchung setzen, zu lauschen — wenn ich die Zeit dazu hätte. Die Zeit! Die Zeit!" Er lachte ebenfalls, verbeugte sich noch einmal und ging. Als er die Thür gefaßt, sagte Sidonie plötzlich:

„Gustav —"

„Ja, mein Herz?"

Sie sah ihn verwirrt, fragend an, was sie zu sagen beabsichtigt habe. „Mußt Du auch bei dem Consul Meibom ein gegebenes Wort halten?"

Er verstand sie nicht und sprach es aus: „Ich verstehe Dich nicht, Liebste. Wir haben die Einladung angenommen —"

„Aber, da Du sagst, ich sei unwohl —"

„Bist Du selbstverständlich entschuldigt. Sei unbesorgt, ich werde vollständigste Indemnität für Dich erstreben und Niemand Dir unter diesen Umständen Dein Ausbleiben verargen. Besäße ich nur ebenfalls einen triftigen Grund dafür, machte ich es in gleicher Weise und ließe absagen, zumal da ich nicht auf die Freude mehr rechnen kann, mit Dir dort zu sein. Doch so sind wir sogenannten freien Männer Sclaven unserer Verpflichtungen. Ihr Frauen habt es besser, weil ihr es leichter nehmt; wir könnten von euch lernen. Nochmals leb wohl! Denk' an mich und bemitleide mich ein wenig!"

Er warf noch eine Kußhand zurück und ging; es hatte aufgehört zu regnen und tropfte nur noch von Baum und Busch. Draußen schwang Gustav ter Möhlen sich behend selbst auf den Kutscherſitz und ergriff die Zügel, während der Diener hinter ihm Platz nahm. Die Peitsche knallte, schnaubend sprangen die beiden Trakehnerrosse an und der Wagen

flog über die stiebenden Kiesel. Durch das glycinien-umrahmte Fenster blickten die zurückgebliebenen Frauen schweigend nach, bis das Gespann an der Ecke des Gartens verschwand, dann sagte Frida Gödeking:

„Siehst Du, das ist der Unterschied — weißt Du noch, was ich Dir darzustellen im Begriff stand, Sidi, als Dein Mann eintrat? Er hat mir die Worte überflüssig gemacht; einen solchen Mann hatte die blonde Natalie sich gedacht, als sie heirathete, und der hätte alle ihre Wünsche erfüllt. Wie männlich-ritterlich er sich auf den Sitz schwang, welche Aufmerksamkeit und Verständniß er für Dich besaß! Jedes Wort von ihm kennzeichnet seine Bildung, gesellschaftlichen Anstand, vornehme Lebensart und doch zugleich auch Herzensgüte und die vollste Hingebung an Dein Glück. Mit einem solchen Manne läßt sich — verzeih das etwas übelklingende Wort, doch ich spreche es im Sinne Nataliens — läßt sich vor der Welt ein wenig renommiren; auf ihn kann eine Frau stolz sein, wie Du es bist. Wäre Herr Goldberg im Stande gewesen, der armen Natalie einmal so die Hand zu küssen, sich ihr an Geist, Manieren und Zartgefühl ebenbürtig zu zeigen, statt daß ihr ästhetischer Sinn sich seines linkischen Wesens schämen mußte! Aber ihr verging kein Tag, der sie nicht zu der Empfindung nöthigte, was werden die Leute gedacht haben, wie es möglich gewesen, daß ich diesen unfeinen, mir an Bildung so weit nachstehenden Mann geheirathet! Ein derartig beschämendes Gefühl wächst und ist auf die Dauer nicht zu ertragen. Du wirst sagen, sie hätte das vorher wissen müssen, aber welche Braut kennt ihren Mann so genau vor der Hochzeit, daß sie weiß, ob derselbe Demjenigen, was ihr unentbehrlich ist, genügen wird? Sie ahnt es ja selbst oft nicht, was sie mit Nothwendigkeit verlangen muß, um sich glücklich zu fühlen und das Gelöbniß wirklich halten zu können, das sie ihm leistet. Dir ist das Alles über jede Steigerungsmöglichkeit geworden, Sidi, was die Natalie entbehrt und sie zu dem schlimmen Schritt getrieben hat, deshalb ist Deine Verdammung eine zu ungerechte und harte, denn Du beurtheilst sie nur nach Dir selbst und der Vorstellung, wenn Du jenen Schritt gethan haben würdest. Doch Du kannst Dir dies eben gar nicht vorstellen; das ist Dein Standpunkt, der kein Urtheil ermöglicht. Ich will ihr Verfahren gewiß keineswegs damit beschönigen, daß der junge Doctor Baumann ein ungewöhnlich liebenswürdiger, bedeutender Mensch sein soll. Was mir für das psychologische Verständniß die Hauptsache bietet, spricht sich darin aus, daß er eben der vollste Gegensatz zu Herrn Goldberg, ein Gelehrter, allseitig Gebildeter ist, der künstlerische und literarische Interessen besitzt und sie mit tactvollem Auftreten, mit gewinnendem Benehmen verbindet. Das hatte die Natalie entbehrt, sage meinetwegen, war zu schwach, um es für den ganzen Verlauf ihres Lebens entbehren zu können. Ich möchte nicht berufen sein, in solchem Falle zu richten, wo, wie mich däucht, Jeder nur in sich selbst fühlen kann, ob ihm vom

Leben ein derartiges Unrecht zugefügt worden, daß er sich berechtigt empfindet, sich dagegen aufzulehnen. Schließlich lebt Jeder doch nur einmal, und wer in der Sonne sitzt, kann es leicht als Gebot hinstellen, daß Jemand im Schatten nicht frösteln soll. Herr Gott, schlug es da schon fünf Uhr? Ich sage mit Deinem liebenswürdigen Manne, wo bleibt die Zeit? Wir sind heut' Abend zu Weißkopfs geladen, der Tenorist, den wir gestern bei Frederkings gehört, singt wieder. Ich kann mir lebhaft vorstellen, was die arme Natalie in solchen Situationen gelitten haben muß, wenn man ihren Mann nachher um sein Urtheil über irgend eine klassische Musikpiece befragte. Uebrigens sagt man, sie seien zusammen nach Italien; da er sich so lange in Rom aufgehalten, ist es nicht unwahrscheinlich. In der Idee — natürlich von dem Verwerflichen in diesem Fall abgesehen — finde ich das entzückend. Nirgendwo muß junges Glück köstlicher sein, als unter den Orangen und Granaten des hesperischen Himmels. Wenn ich Gesetzgeber wäre, so würde ich unverbrüchlich vorschreiben, daß alle Hochzeitsreisen nach Italien unternommen werden müßten. Glaubst Du nicht auch, daß ein Vortheil, eine Gemüthssteigerung für die ganze Menschheit daraus erwachsen würde? Wir Frauen sollten nur in die Legislatur berufen werden, gewissermaßen eine Kammer für die innersten, menschlichsten Angelegenheiten des Volkes bilden. — Was hast Du denn da liegen, Sidi?"

Frida Gödeking war von dem Tabouretsitz aufgestanden, hatte munter und ohne eine Antwort zu begehren, während sie ihren Blumenhut auf dem Hinterkopf befestigte, ihre philosophisch-psychologische Gedankenkette weiter entwickelt, streckte jetzt die Hand nach dem kleinen Blättchen auf dem Mosaiktisch und las: „Harald van der Horst." Dann lachte sie vergnügt:

„Ah, der junge Student, man sieht gleich, daß die Karte auch einem angehenden Gelehrten gehört. Unsere jungen Kaufmannsherren würden sich schämen, für ihre Visitenkarten etwas Anderes als das feinste goldgeränderte Glanzpapier mit den verschnörkeltsten Lettern darauf auszuwählen, und doch ist es viel charaktervoller und sinnreicher, seinen Namen mit eigner Hand auf solch einfaches Blatt zu schreiben. Ich möchte sagen, es ist eine andere Atmosphäre um Alles, was diese jungen Gelehrten thun und treiben. Wie hübsch der Name übrigens klingt; obgleich man weiß, daß das holländische „van" gar keine derartige Bedeutung hat, erregt es doch, zumal bei diesen beiden Namen, unwillkürlich einen adlig-aristokratischen Eindruck. Der Inhaber derselben soll indeß seinem Namen noch mehr Ehre machen, als dieser ihm, und wirklich in seiner ganzen Erscheinung und Art etwas Bezauberndes haben, obwol oder vielleicht gerade weil er sich, wie man sagt, noch wie ein halber Knabe von Gesicht und Wesen präsentirt. Kennst Du ihn, Sidi? Natürlich, wie käme sonst seine Karte hieher?"

„Er ist uns empfohlen worden und wir haben ihn einige Male bei uns gesehen," antwortete Sidonie ter Möhlen. „Es scheint, daß Du ihn genauer kennst, als wir. Willst Du schon gehen, Frida?"

„Der Regen hat eine Pause gemacht, und wenn ich mich beeile, komme ich grad' noch trocken nach Hause. Es wird auch höchste Zeit für die Toilette bei Weißkopfs; ich will die Frau Weißkopf ein Bischen durch eine neue Pariser Robe prickeln, die ich gestern erhalten; zu komisch ist's, was für Augen sie immer dazu macht, ohne aber je ein Sterbenswörtchen über die Lippen kommen zu lassen. Nein, ich habe den jungen Herrn van der Horst nie gesehen, nur von ihm gehört. Gehört freilich — wenn ich Zeit hätte —"

Jedenfalls hatte Frida Gödeking noch so lange Zeit, sich für eine Minute wieder auf den kleinen Sessel niederzulassen und schnell fortzufahren:

„Ich will's Dir ein andermal erzählen, was ich gehört habe; es ist eine ganz romantisch-mysteriöse Geschichte, wie sie auch unter unseren jungen Kaufherren nicht vorkommen würde. Er hat eine Cousine, gleichfalls ein blutjunges Ding und ebenso bildhübsch wie er, die soll ihn zum Sterben lieb haben. Sie haben sich alle beide von früh auf lieb gehabt, wie solch' ein paar Kinder, ohne es zu wissen, oft aneinanderhängen, bis sie Braut und Bräutigam geworden sind, auch beinah' ohne es zu merken. Doch seit einigen Wochen soll das Mädchen plötzlich furchtbar unglücklich sein, sie sagt's Keinem, warum, aber es heißt, ihr Vetter sei mit irgend einem verführerischen weiblichen Wesen zusammengekommen und von diesem ganz und gar — vielleicht ohne ihren Willen und ihr Zuthun — gefangen, so daß er nicht mehr an seine Cousine denke. Ich bin überzeugt, daß er sie im Grunde noch immer ebenso liebt, er hat nur gar keinen Namen dafür, weil es ihm völlig zur Natur geworden ist. Aber das Andere ist ihm durchaus neu in seiner Unschuld und er glaubt nun, das sei der Himmel, über dem es nichts mehr geben könne. Möglicherweise obendrein noch ein unerreichbarer; wer einige psychologische Kenntniß dieses jugendlichen Alters besitzt, weiß, daß solch' ein halbes Kind sich gar nicht selten in eine verheirathete Frau verliebt. Für die muß es ein rührender Spaß sein, nur kann es gefährlich für beide werden, weißt Du, Sidi, wenn sie unglücklich ist, oder sich dafür hält und dadurch, ohne es sich klar zu machen, dahin kommt, ihm seine Thorheit nicht energisch, sei es durch Worte oder nur durch ihr Benehmen, vorzustellen. Ich möchte fast, daß sich in mich einmal solch' ein junger Mann verliebte; er sollte an mir ein Beispiel finden, wie eine Frau derartige Verirrung auf die richtige Bahn zurückleitet, daß ein Pädagog es in sein Lehrbuch aufnehmen könnte. Du hältst mich gewiß für eitel und arrogant, Sidi, daß ich das sage; aber ich weiß, daß ich gerade dazu die richtigen Eigenschaften hätte. Wie ironisch Du mich ansiehst — die richtigen Eigen-

schaften, um Jemanden in mich verliebt zu machen, meinst Du? Das habe ich nicht gesagt; verlangst Du's indeß, so will ich ausdrücklich beifügen, daß an dieser mangelnden Eigenschaft vermuthlich mein aufzuzählendes Beispiel in's Wasser fallen wird. Mein Gott, wie verplaudere ich mich wieder! Aber es ist so hübsch, seiner Phantasie ein Bischen die Zügel schießen zu lassen. Seiner Zunge auch, willst Du sagen, denn ich glaube, ich habe bald seit einer Stunde ganz allein geredet. Du bist wirklich etwas angegriffen, ich sehe es Dir an; mein vieles Sprechen hat Dich heiß im Gesicht gemacht, doch es steht Dir reizend und wird nichts schaden. Leb wohl, beste Sidonie! Verzeih' mir, aber mir ist's noch immer wie bei der Madame Sarrasin; ich sitze am Allerliebsten ein Stündchen mit Dir zusammen, denn es geht nichts darüber, bei einer Freundin zu sein, die man wie sich selbst bis in jedes Eckchen und Winkelchen der Seele hinein durch und durch kennt. Empfiehl' mich Deinem ritterlich-liebenswürdigen Gustav, sobald Du ihn wiedersiehst. Vielleicht gehst Du doch noch zu Meiboms heut' Abend. Du bemerktest es nicht, allein ich sah es Deinem Mann an, wie leid es ihm that, Dich nicht dort zu treffen. Ich glaube fast, er empfand es als ein wenig lieblos. Noch einmal adieu, liebste Sidi!"

Frida Gödeking küßte ihre Freundin, hüpfte leichtfüßig davon, nickte noch unter der Thür lächelnd zurück und verließ das Haus. In dem kostbar ausgestatteten Boudoirgemach, aus dem ihre hurtig-lebendige Stimme fortgeschwunden, schien es stiller als vor ihrer Ankunft. Nur die goldene Rococopendule über dem Marmorkamin tickte vernehmlicher und Sidonie ter Möhlen hielt eine Zeit lang ihre Augen auf den schwingenden Amourettenpendel gerichtet, als zähle sie etwas an den gleichmäßigen Schlägen desselben, oder gegen diese gehalten, ab. Dann nahm sie das Buch und las. Ein leichter Windstoß kam durch den Rauchfang und stieß in den Kamin, daß die weiße Holzasche des erloschenen Feuers leise über den messingenen Gitterrand wegstiebte. Die Leserin fuhr zusammen und sah eine Minute erschreckt darauf hin und drehte mit einer plötzlichen Hast den Blick durch das Glycinienfenster in den Garten. Auch dort fiel es im Luftzug in schwereren Tropfen von Blüthen und Blättern; immer das gleiche Bild, nur allmählich von einer leisen, lebhafteren Färbung angehaucht. Fast unmerklich nahm sie zu und gestaltete sich langsam zu einem schwermüthigen Glanz, melancholischem röthlichem Wolkenreflex, der zu der grünen Frühlingswelt und ihren bunten Kelchen fast noch widerspruchsvoller stand, als das graue Regengewebe zuvor. Aber dann schlug es wie eine Flamme auf und ein wirklicher Sonnenstrahl übergoß mit scharf abgegrenzter Goldgarbe vereinzelte blaue Syringe und weiße Schneebälle. Fast blendend für das an Nebeldämmerung gewöhnte Auge; die traurig-farblosen Wassertropfen funkelten in ihm plötzlich wie tausend Diamanten. Man brauchte den Horizont

nicht zu betrachten, um deutlich zu empfinden, es könne nichts Anderes sein, als ein flüchtiger Aufblitz des sinkenden Tages, der in kürzester Frist dem Regen, den Wolken, dem Nebel die alte Herrschaft zurückgeben werde. Aber es war schön für den Augenblick, von leuchtender, märchenhafter, bestrickender Schönheit.

Die junge Frau redete einige Worte halblaut vor sich hin, eine Sentenz, welche ihre Freundin ausgesprochen; offenbar rief der Anblick der Sonne sie ihr in's Gedächtniß. „Wer in der Sonne sitzt, kann es leicht als Gebot hinstellen, daß Jemand im Schatten nicht fröfteln soll."

Die Pendeluhr hub an, die sechste Stunde zu schlagen. Auch das kam ihr in's Gedächtniß, daß es fünf geschlagen, als die junge Menschenkennerin die Fülle ihrer Philosophie in jenem Satz zusammengefaßt. War eine Stunde seitdem vergangen?

Hatte sich in den letzten Schlag der Uhr ein anderer Klang, wie derjenige leis gezogener Thürglocke eingemischt? Sie wußte nicht, ob sie es gehört oder nur zu hören geglaubt, aber sie war aufgeflogen, gegen die Thür hin und ihr Mund sagte hastig: „Ich bin nicht zu Hause", als ob sie einer Magd Auftrag damit ertheile. Doch Alles blieb still und sie stand zweifelnd; offenbar hatte sie sich getäuscht und trat wieder an's Fenster. Hinter ihr öffnete sich die Thür so geräuschlos, daß sie erst die Anwesenheit eines Menschen im Zimmer vernahm, als die Stimme Brigittes sagte:

„Der junge Herr, der heut' Nachmittag die Karte abgegeben, fragt, ob Madame zu sprechen sind?"

Das violett-bläuliche Kleid, das die hohe, gracile Gestalt der jungen Frau weich gegen den Goldgrund des Sonnenstriches draußen abhob, regte sich nicht, nur die abgewandten Lippen versetzten nach einer Pause, als habe das Ohr die Frage aufgenommen, doch dieselbe nur undeutlich dem Verständniß übermittelt:

„Welcher Herr?"

„Herr van der Horst, glaube ich."

„Ich sagte Ihnen, Brigitte —"

Sidonie drehte jetzt den Kopf und sah, innehaltend, dem Mädchen in's Gesicht. „Sie sind von einer merkwürdigen Ungeschicklichkeit in letzter Zeit; auch wenn ich es Ihnen nicht ausdrücklich gesagt, hätten Sie es wissen können — Herr van der Horst? Man kann sich nicht verläugnen lassen, wenn Jemand so lange in Zweifel gelassen wird. Durch Ihr unbeholfenes Wesen versetzen Sie mich in die Nothwendigkeit — ich lasse bitten einzutreten."

Brigitte ging, ohne sich gegen den gemachten Vorwurf zu vertheidigen; die junge Frau setzte sich in einen Sessel und stand wieder auf. Wie sie in die Höh' blickte, warf ein Pfeilerspiegel ihr Bild vom Scheitel bis an den Robensaum zurück; nur einen Moment, denn ihr Auge glitt in

der nächsten Secunde auf die Uhr ab, deren Pendel eine so laute Schwingung ausgeführt, daß es ihr im Ohre klang, als vibrire ein zitternder Ton im Innern des treibenden Räderwerks nach. Nun wandte Sidonie sich um und sagte höflich-vornehm: „Guten Abend, Herr van der Horst. Sie haben mich heut' Nachmittag verfehlt, wie mir Ihre Karte gezeigt."

Ihre Hand lud mit einer Bewegung den angemeldeten, mit einer Verbeugung an der Thürschwelle innehaltenden jungen Mann ein, sich ihr gegenüber auf einen Sessel niederzulassen, während sie selbst durch die Breite eines Tisches getrennt auf einem Divan Platz nahm. Der Eingetretene war schlank und hoch, doch offenbar noch im Wachsthum begriffen. Ueber seiner Lippe schattete es leise mit einem dunklen Anhauch und ebenso begann es die weichen Linien seiner Wangen zu umspielen, sonst hätte sein Gesicht für das eines schönen Mädchens zu gelten vermocht. Für ein sehr schönes Mädchenantlitz mit weichem, dunkelbraunem Haar über blüthenheller Stirn, unter der wundervoll geschnittene leuchtende Augen glänzten. Man sah in sie hinein, durch sie hin, wie durch ein krystallenes Wasser auf schimmerndes Gestein und Rosenmuscheln des Grundes; kein Schatten hatte die morgenfrische Klarheit ihres Lichtes getrübt. Er war schöner, als ein Weib in seinen Jahren es sein konnte, wie die griechische Kunst dem Jüngling in seiner vollendetsten Gestaltung den Preis vor der Jungfrau zuerkannte, und er war es besonders, weil er sich des Zaubers, den er ausübte, nicht bewußt erschien. So stand er, einer Blume ähnlich, die sich auf schlankem Stiel im Winde bewegt, unselbständig und unschlüssig, doch der Ausdruck der Schüchternheit in Miene und Wesen hob nur seine knabenhafte Anmuth, und es war, als müsse ein Duft ihn umfließen.

Ein anderer Duft entströmte in Wirklichkeit seinen Händen, die einen großen Strauß eben aufbrechender weißer Maiglöckchen hielten. Er hatte sich mit demselben gesetzt und blickte ungewiß darauf nieder, erhob sich nun indeß mit plötzlichem Entschluß und trat mit den Blumen gegen Sidonie hin. Dazu sagte er etwas, wie: „Ich kam heut' Nachmittag und wollte mir —"

Sie fiel ein: „Welch' köstlicher Duft, er kommt bis hieher. Sie sind wie Schillers Mädchen aus der Fremde, das den Frühling bringt."

„Ich wußte — Sie sagten es einmal — daß Sie Maiglöckchen besonders gern haben." Und er bot ihr mit ungewandter und doch natürlich hübscher Handbewegung den Strauß.

„Für mich?" Es schien sie so zu überraschen, daß sie, ohne den Arm zur Annahme zu regen, auf die weißen Blumen sah. „Oh, blühen sie also schon? Es sind die ersten, die ich sehe."

„Ueberall — oder vielmehr — ich erhielt heut' Morgen eines zugesandt, in einem Briefe — daraus entnahm ich —"

„Sie sind sehr aufmerksam — auf ein zufälliges Wort. Unsere

jungen Herren wären vielleicht ebenso galant und freigebig, aber der Werth ihrer Gaben wäre geringer, duftloser. Haben Sie freundlichsten Dank! Nur hätte es gewiß Jemanden gegeben, den Sie dadurch — ich will nicht sagen, mehr erfreut — allein, dem sie zu reichen, Sie mehr erfreut hätte."

„Ich wüßte Niemanden — Sie — Sie und Ihr Herr Gemahl haben sich meiner so freundlich — es ist nur ein armseliges Zeichen meiner Dankbarkeit. Verzeihen Sie, ich fühle es wohl, daß ich den jungen Herren nicht gleiche, von denen Sie sprachen, mich nicht mit ihnen messen kann, sondern ungeschickt bin, mit der Zunge wie mit der Hand —"

Es kam befangen, abgebrochen aus seinem Munde und ein rother Schimmer strahlte ihm über die Stirn auf. Ihre Hand hatte sich jetzt nach dem Strauß ausgestreckt und zugleich die seinige ihn losgelassen, als habe sie denselben schon gefaßt. So fiel er zwischen sie zu Boden, halb auf den Teppich und halb auf den seidenen Saum ihres Kleides und beide blickten darauf nieder. Der junge Mann machte eine instinctive Bewegung, ihn aufzuheben, doch wie von unsichtbarer Hand scheu angehalten, führte der Arm seine Absicht nicht aus und Sidonie lächelte:

„Nein, Sie gleichen jenen jungen Herren nicht —" ihre Augen begegneten mit einem kurzen Blick den seinigen, und sie fügte rasch hinzu: „Denn von ihnen hätte jeder es als oberste Vorschrift der Höflichkeit angesehen, meine Ungeschicklichkeit schon zehnmal wieder gut zu machen."

„Die meinige, wollen Sie sagen. Oh, Sie sehen, wie linkisch ich — aber ich wüßte nicht — ich fürchtete, meine Hand könnte das Kleid —"

Er bückte sich nun hastig, im selben Moment, wie Sidonie das Nämliche that, und ihre Finger streiften beim Erfassen des Straußes einen Augenblick an einander vorüber. Dann hatte sie die Maiglöckchen genommen, tauchte ihr Gesicht in den Duft derselben hinein und schwieg. Er stand, etwas zurückgetreten, verlegen-unentschlossen; erst als er nach seinem Hut griff, sah sie auf:

„Wollen Sie Ihren Platz nicht wieder einnehmen?"

„Nein, ich habe Sie schon zu lange — Ihre Zeit wird von Wichtigerem — und ich will mich verabschieden."

„Sie sind ja kaum erst gekommen. Das heißt diesmal, Ihre Zeit ist von Wichtigerem in Anspruch genommen, als einer Frau Gesellschaft zu leisten. Ich verdenke es Ihnen nicht; sagen Sie gerad' heraus, es sei langweilig, Ihre Freunde, Ihre Bücher, alles Andere Ihnen interessanter. Offenheit ist nie kränkend, ist jedenfalls immer gut, und wenn Ihr Mund auch schweigt, haben Ihre Augen doch noch nicht gelernt, anders zu reden, als sie denken."

„Wenn sie das sagen, so haben sie noch nicht gelernt, auszudrücken, was sie denken." Es war ihm von den Lippen geflogen, er brach etwas verwirrt ab. „Ich meine, ich wüßte keine Stelle auf der Welt, wo —

wo bei solchem Wetter etwas Besseres, irgend etwas —" und er sah in den Garten hinaus.

Ein Lächeln ging über die Lippen der jungen Frau. „Aus einem Complimentirbuch war die Antwort nicht, sondern offenherzig, wie ich Sie darum gebeten. Aber da Sie nichts Besseres zu thun haben — mir geht's wie Ihnen, ich will auch offen sein — so lassen Sie uns bescheiden uns mit dem minder Guten begnügen. Und doch blüht der Frühling und die Maiglocken bei solchem Wetter. Erzählen Sie mir etwas! Von Ihrer Heimat, Ihren Eltern, Geschwistern. Sind sie Ihnen ähnlich und haben Sie Heimweh nach ihnen? Gewiß wird Ihre Mutter Sie schmerzlich vermissen."

Er hatte sich mit stumm in den Augen aufleuchtendem Glück wieder gesetzt und entgegnete: „Wenn Sie es mir erlauben — Sie sind sehr gütig gegen mich, denn ich weiß, daß es Sie nicht interessiren kann, was ein junger Mensch wie ich — früher, auf dem Gymnasium war ich eitel und verblendet und hielt mich meinen Mitschülern gegenüber für etwas; ich habe hier erst einsehen, fühlen gelernt, was für ein unbedeutendes, werthloses Ding das Bischen Wissen ist, auf das ich stolz war, und welch' ein Nichts, das eigentlich gar nicht existirt, ich bin. Für gar Niemanden auf der Welt, als für meine Eltern — Geschwister, wirkliche Brüder und Schwestern, meine ich, besitze ich nicht — und deshalb hatte ich im Anfang, als ich hieher kam, Heimweh, besonders nach meiner Mutter. Bis vor Kurzem — die Leute sagen, daß ich ihr am meisten ähnlich sei. Sie fragten danach, sonst würde ich nicht — denn es kann ja für Sie kein Interesse — aber ich habe kürzlich ein Bild von ihr —"

Er zog eine, auf der Außenseite mit kleinen, blauen Vergißmeinnicht bestickte Brieftasche hervor, suchte darin und legte eine Photographie vor Sidonie ter Möhlen auf den Tisch. Sie streckte rasch die Hand danach:

„Ihre Mutter? Mich däucht, es ist nur menschlich, sagen Sie, schon aus Neugier begreiflich, daß man ihr Bild gern betrachtet, wenn man den Sohn kennt, vor sich hat und die Aehnlichkeit vergleichen kann."

Sie blickte abwechselnd auf die Photographie und in das lebendige, jugendliche Antlitz vor ihr; bei dem Zweck, den sie verfolgten, hefteten ihre Augen sich fester und länger als zuvor in sein Gesicht. In Manchem fand sie Aehnlichkeit, in Anderem nicht; der Sonnenstrich, der durch den Garten gefallen, war erloschen und nur ein röthliches Abendlicht lag auf dem Bosquet, den Syringentrauben, die jener vorhin mit Gold überflossen. Es dämmerte draußen noch nicht, doch drinnen begann es mit einer leisen Undeutlichkeit die Dinge zu umrinnen; auch die nickenden Glycinien über dem Fenstergesims schatteten etwas. „Sie sind's hauptsächlich, die das Licht nehmen," sagte die junge Frau, und sie stand auf und trat um einen Schritt näher an den Gegenstand ihrer Betrachtung, ihres Vergleiches heran. „Ihre Mutter muß noch jung und noch eine

sehr schöne Frau sein; wenn Sie das Haar gleich ihr an den Schläfen herabgescheitelt trügen, glaube ich in der That, müßten Sie ihr sprechend ähnlich sehen. Möchten Sie's zum Scherz einmal niederstreichen, so bin ich überzeugt —"

Seine Hand hob sich, während sein Blick stumm in dem ihrigen haftete, empor und tastete, gleichsam mechanisch-willenlos über das Haar, um es in die begehrte Lage zu bringen. Doch sie versetzte dasselbe nur in einen halbkomisch verwilderten Zustand und die harrende Zuschauerin lachte: „Nein, so wird es nichts; zum Friseur sind Sie nicht geschaffen. Es war thöricht von mir und doch wäre es mit zwei Strichen —"

Sie stand vor ihm und wiederholte: „Mit zwei Strichen, so und so," und sie machte mit ihren Händen deutend die Bewegungen durch die Luft. Er stotterte: „Wie?" und suchte den Gesten nachzuahmen, aber sie lachte wieder: „Es ist unglaublich, wie ungeschickt solch' ein junger Mann ist — Sie sind wirklich noch ein Knabe," und plötzlich setzte sie hinzu: „Nein, so!" und ihre Hand glitt über sein weiches Haar und glättete es ihm schräg an der Stirn herab. „Wenn ich Ihnen nicht helfe, wird es dunkel, eh' Sie damit zu Stande kommen, und nützt nichts mehr; bücken Sie den Kopf ein wenig, daß ich auch auf der andern Seite — so —"

Sie strich ihm das Haar auch an der linken Schläfe nieder; er saß athemlos-unbeweglich, ihr Antlitz überragte ihn um Haupteslänge, sie neigte dasselbe über ihn und stand mit zurückgebogener Brust, um ihr begonnenes Werk zu vollenden. Nun legten sich ihre beiden Handflächen ihm auf den Scheitel und schlossen mit leisem Druck die auseinander getheilten Hälften seines Haares nach den Seiten hinunter. Er hatte die Augen geschlossen; ihm war, als hauche es ihn näher und näher wie mit einem süß-betäubenden Duft an und es klang ihm im Ohr, daß sie gesagt, er solle den Kopf mehr herabneigen. Wie im Traum, unbewußt fast, um einige Linien that er's, dann hielt seine Stirn reglos inne, denn sie traf wider ein Etwas, das ihr Halt gebot. Er wußte, dachte nicht, was es sei; er empfand nur, daß es ihm weich und warm die Stirn, die Lider begrenzte, daß es leise um ihn knisterte und sich wie leise Welle hob und schwand und zurückkam. Nur wenige Herzschläge lang — „So," sprach die Stimme Sidoniens über ihm, „nun sind Sie eine Tochter Ihrer Mutter und werden ihr gleichen." Aber sie blieb noch in ihrer Stellung, obwol ihre Hand seinen Scheitel verließ, und als ob dieselbe ihn bisher gestützt, glitt seine Stirn, ihres Haltes beraubt, willenlos fester gegen die seidene Hülle, unter der die leise Welle auffluthete und ebbte. Jetzt nicht mehr, sondern sie stockte, wie plötzlich in ihrem Emporschwellen unbeweglich festgebannt, und nur der Pendel der Sockeluhr tickte dreimal laut und vibrirend durch die Stille. Dann stießen die Lippen der jungen Frau aus:

„Oh, die Maiglöckchen — sie verwelken, wenn wir nicht für sie Sorge

tragen. Wir müssen ihnen Wasser geben, das ist das Wichtigste. Wie kann man so undankbar für Das sein, was Einem Freude bereitet!"

Sie war hastigen Schritts zurückgetreten, nahm, sich abwendend, eine kostbare Sèvresvase vom Kaminsims und füllte dieselbe aus einer Karaffe. „Wollen Sie mir den Strauß geben, oder nein, halten Sie das Gefäß und ich setze ihn hinein."

Er trat auf sie zu und streckte mechanisch ihrer Aufforderung nachkommend den Arm aus, doch seine Hand zitterte so heftig, daß die Vase in ihr hin- und herschwankte. „Sie werden das Wasser überschütten, Herr Ungeschick," lächelte Sidonie; „o was für unbeholfene Kinder seid ihr jungen Gelehrten! Nun stillt euren Durst, ihr armen Verschmachtenden!"

Sie tauchte den Maiglöckchenstrauß in das Gefäß, allein zugleich flog ein stammelnder Ton des Schrecks von seinem Munde. Ein klirrendes Geräusch begleitete denselben, und er starrte vor sich nieder zu Boden. Seine Hand hatte, von der ihrigen berührt, die kostbare Vase losgelassen und sie lag in Scherben zerbrochen auf dem Teppich.

„O mein Gott — welch' ein Unglück — wie tölpelhaft bin ich," stotterte er. „Wie soll ich das gutmachen —?"

„Was? Meine Ungeschicklichkeit, daß ich den Strauß zu fest hineingesetzt und Ihnen die Vase damit aus der Hand gedrückt?" Sidonie schob gleichgültig mit der Fußspitze einige der Bruchstücke aus dem Wege. „Die Blumen sind unbeschädigt, leben und duften, was liegt an solchem todten Geschirr? Jetzt sehe ich erst, wie ähnlich Sie mit dem gescheitelten Haar Ihrer Mutter sind; vielleicht gerad' in diesem Dämmerlicht am Meisten. Aber sie würde trotzdem über ihren Sohn erschrecken, wenn sie ihn so unmännlich sähe, glaube ich. Sie haben doch kein Mädchen-, sondern ein Knabengesicht — wer Schaden thut, muß Schaden bessern. Da sind Sie keine Haraldine mehr, sondern wieder ein Harald."

Sie ordnete ihm das Haar aus Stirn und Schläfen wieder über den Scheitel zurück. Das Zwielicht brach schnell herein und ließ die dunkle Färbung, welche seine Züge überströmt hatte, mehr ungewiß ahnen, als mit dem Blick erkennen; nur aus seinen Augen bebte ein halb irrer, beherrschungsunfähiger Strahl. Die junge Frau setzte sich in die Divanecke zurück, der Schatten des vorspringenden Kamins fiel über sie, ihr Glycinienkleid verschwamm in einen allgemeinen hellen Schimmer, nur ihr Gesicht, die Hände und Unterarme zeichneten sich noch erkennbar von dem Untergrunde ab. Eine Minute lang hatte sie geschwiegen, ihre beiderseitigen Athemzüge gingen allein durch den Raum, dann fragte ihre Stimme aus dem Dämmerweben:

„Sie sagten vorhin, daß Sie im Anfang Heimweh nach Ihrer Mutter gehabt, bis vor Kurzem noch. Haben Sie es jetzt nicht mehr?"

Er blieb auf dem Fleck, den er in einiger Entfernung innegehabt, stehen und antwortete mit einem „Nein", das kaum verständlich klang.

Doch es war zweifellos, daß er die Frage mit ungestümem Nachdruck verneint hatte, und Sidonie fuhr rascher fort:

„Und warum? Wenn Heimweh erlischt, kann nur der Grund sein, däucht mich, daß man zu vergessen anfängt, was es früher erregt. Und was man lieb gehabt, vermag man nur zu vergessen, wenn man Anderes gefunden, das Einem noch lieber geworden. Oder irre ich mich? Darin gewiß nicht, daß es Ihre Mutter schmerzen würde, wenn sie es wüßte. Ich fühle es mit ihr, und mir ist, als hätte ich eine Pflicht, für sie zu handeln, da sie weit von Ihnen ist — an ihre Stelle zu treten, für sie zu sprechen. Ich bin ja auch eine Frau wie sie; hätten Sie Vertrauen zu mir? Es ist dunkel, daß Sie sich denken könnten, Ihre Mutter säße wirklich hier und fragte Sie: »Warum vergißt Du mich, Harald? Ist Jemand, der mich aus Deinem Herzen verdrängt?« Kommen Sie und beichten Sie der Stellvertreterin Ihrer Mutter!"

Halb scherzend, halb träumerisch waren ihre Worte aus der dunkelnden Ecke erklungen; ein stockender, unsicherer Laut antwortete ihr:

„Beichten? Was soll ich beichten? Ihnen —?"

Das Letzte klang wie in herzklopfendem Schreck hervorgestoßen. Sidonie entgegnete:

„Halten Sie mich für strenger — als Ihre Mutter es wäre, und fürchten sich vor mir? Sie brauchen mir nicht zu sagen, was der Grund ist. In Ihrem Alter gibt es nur Einen, der das Heimweh erlöschen, die Heimat vergessen läßt. Um Sie zu absolviren, verlange ich nur zu hören, ob dieser Grund einen würdigen, einen edlen Gegenstand besitzt? Nun?"

Er war schwankenden Fußes herangetreten, nur seine Gestalt zeichnete noch ihre Umrisse gegen das Fenster ab, zitternd und schweigend, so daß sie nach einer Weile wiederholte:

„Nun? So lassen Sie's, wenn Sie kein Vertrauen zu der Stellvertreterin Ihrer Mutter haben. Daß Sie etwas verändert hat in der letzten Zeit, gewahrte ich gleich bei Ihrem Kommen. Sie waren anders, als Sie zuerst unser Haus betraten, freier, offener und blieben gern. Heut' wollten Sie wieder gehen, nachdem Sie mich kaum begrüßt. Zu wem trieb es Sie? Zu keinem Freunde, las ich in Ihrem Gesicht. Das ist's, worauf Ihre Beichtmutter Antwort verlangt!"

Noch immer blieb er stumm, aber man hörte, daß ihm Worte aus der Brust aufrangen. „Ein Beichtkind steht nicht, sondern kniet," lächelte sie, „das erleichtert ihm das Geständniß," und wie eine durch das Dunkel rinnende weiße Blüthe machte ihre Hand eine deutende Bewegung auf den Schemel zu ihren Füßen. Er stand gesenkten Kopfes, athemlos, als blicke er starr in die Richtung, die ihre Hand ihm gewiesen, nieder; dann plötzlich verschwand seine schlanke Gestalt aus dem matten Schimmer des Fensterrahmens, denn er kniete willenlos herabgezogen auf den weichen Schemel, doch sein Mund stammelte:

„Ich kann nicht —"

„Was können Sie nicht, Harald? Nicht aussprechen, daß Sie lieben, Jemanden anders lieben, als Ihre Mutter, zum ersten Mal? Mich däucht, es müßte selig sein, das sagen zu dürfen."

„Zu dürfen?" Der Klang seiner Stimme verrieth, daß er die Stirn emporgehoben und zu der jungen Frau in die Höh' blickte, allein zugleich schwand das Unsichere, Schwankende in dieser Stimme fort, glühte es in ihr auf, wie ein heißer Strom, der mit ursprünglicher Kraft aus der Tiefe emporbrechend seine Fesseln sprengt. „Ich darf es nicht, denn ich bin ein Sinnloser, ein Abscheulicher, Verworfener. Ich darf ihren Namen nicht aussprechen, es ihr nicht sagen, die ich liebe, denn sie ahnt es nicht, würde es nicht glauben, daß ich den Blick zu ihr zu heben gewagt, würde mich mit Verachtung von sich stoßen —"

„So will ich das Gegentheil von ihr thun, Harald, Ihnen beweisen, daß Ihr Vertrauen zu mir Sie nicht getäuscht." Die weiße Blüthe durchschwebte wieder die Luft und ihre Hand legte sich warm und wie Duft ausströmend auf seinen Scheitel. „Warum klagen Sie sich so heftig an? Ist es kein Mädchen, das Sie lieben, sondern eine Frau? Und lieben Sie dieselbe wirklich und täuschen sich nicht? Und würden Sie —?"

Ihre Stimme ward klanglos von einem leisen Beben verschlungen, aber ihre Lippen mußten dicht an ihn hinangeneigt sein, denn ihr Athem wehte ihm an Stirn und Augen, und mit der Gluth erster trunkener Leidenschaft rang er aus der Brust:

„Sie sprechen es aus und verdammen mich nicht? Sie stoßen mich nicht mit Abscheu fort? Soll ich Ihnen ihren Namen nennen? O ich Wahnsinniger — ich bin ein Gott — — ich wäre ein Gott — wenn ich sie einmal so mit meinen Armen —"

Und wie er es sprach, schlang er besinnungslos seine Arme um die Knie Sidoniens und preßte seine Stirn in die knisternde Seide ihres Schoßes. Der Pendel der Uhr tickte wie ein irrer Herzschlag einmal hin und einmal zurück, ein Schauder durchrann vom Scheitel bis zur Sohle den Leib der jungen Frau und rang ihn ohne Gedanken, ohne Wissen und Wollen vom Sitz empor. Sie stand, sich mit der Hand gegen die Divanlehne zurückstützend, aufrecht und sprach abgebrochen in's Dunkel:

„Es ist Nacht geworden — stehen Sie auf, Harald — wir müssen Licht anzünden. Dann will ich Ihre Beichte weiter —"

Sie tastete auf einer Marmorconsole und die Kuppel einer Lampe klirrte, doch ihre Hand ließ diese wieder fahren und schloß sich kurz auf die heiße Wange, die den Fingerspitzen, als wären sie mit Augen begabt, dunkelrothe Gluth entgegenflammte. Und um eine Secunde später fuhr die Stimme Sidoniens fort:

„Oder — wollen Sie — wenn Sie wiederum nichts Besseres wissen — wollen Sie in einer Stunde den Thee mit mir trinken, Harald?

Ich bin allein, denn mein Mann besucht eine Gesellschaft. Machen Sie noch einen Spaziergang und wenn Sie zurückkommen, da will ich — da nennen Sie mir den Namen der Glücklichen, die Sie lieben. Niemand wird ihn hören als ich und Niemand uns stören. Auf baldiges Wiedersehn —"

Der letzte Schimmer des Maitages ließ ihn ahnen, daß die weiße Blüthe ihm wieder entgegenduftete. Er versuchte etwas zu erwidern, allein sinnloses Pochen in der Brust erstickte ihm die Sprache und der Mund brachte nur ein trunken stotterndes: „Ich komme — in einer Stunde" hervor. „In einer Stunde," wiederholte er und hielt die Hand, die sie nach ihm ausgestreckt, und preßte seine glühenden Lippen darauf. „Dann will ich Ihnen den Namen — ich glaube auch, daß mir die Luft draußen —"

Seine Stimme klang einer Ohnmacht nahe; willenlos ihrem Gebot Folge leistend, ging er. Die junge Frau blieb stehen, sie hörte die Thür knarren und sie wollte einen Laut ausstoßen, der wie „Blejb" verzitterte. Doch er blieb nur tonlos gehaucht, denn die Lippen versagten ihr. Ihr Ohr horchte noch einen Moment auf den draußen verhallenden Schritt, dann wankte ihr der Boden unter dem Fuß. Obwol sie nichts sah, war es ihr, als müsse das Zimmer im Sturm um sie her kreisen, und die Hände über ihr Antlitz schlagend, fiel sie vor einem Sessel zusammen.

Eine Weile tickten und klopften in dem völlig finsteren Boudoir die Uhr und das Herz der regungslos Knienden gegeneinander. Das letztere mit doppeltem Schlag die erstere überholend, doch allmählich glich die verschiedenartige Schnelligkeit ihrer Bewegung sich annähernd aus. Sidonie ter Möhlen richtete den Kopf auf und sagte mit halblauter Stimme langsam: „In einer Stunde." Zugleich schlug die Uhr eine Stunde, die achte, und sie erhob sich mit plötzlicher Hast, daß ihr seidenes Kleid rauschte und trat an die Marmorconsole. Es klirrte wieder leise, allein sichere Hand nahm die geschliffene Kuppel und das Glas der Lampe herab, die gleich danach aufblitzte und das Zimmer erhellte. Ein halbdutzend Mal schritt die Inhaberin desselben darin auf und nieder, sie warf im Vorübergehen einen Blick in den hohen Pfeilerspiegel, ihre Hand hob sich und entfernte mit raschem Griff die falsche Frisur vom Scheitel, daß ihr eigenes schönes Haar frei ihr Blumengesicht umrankte. Dann setzte sie sich und der Lampenschein fiel in ihr blasses, aber ganz ruhiges Antlitz. Die Hand streckte sich nach dem Maiglöckchenstrauß, und den berauschenden Duft desselben einathmend, neigte sich ihre Stirn tief darauf herab; als die Augen wieder aufblickten, glitten sie über die kleine, noch auf dem Tisch liegende Photographie. Daneben geöffnet lag die vergessene Brieftasche Haralds, und Sidoniens Blick blieb auf derselben haften. Wiederum eine Weile; doch nun hatten ihre Finger jene an sich genommen und tändelten mit ihr. Die kleine Tasche war äußerst zierlich

und konnte noch kaum benutzt sein, denn die gestickten Vergißmeinnicht auf ihrem Deckel sahen der Betrachterin so frisch wie eben gepflückte entgegen. Auch der geringfügige Inhalt besagte das Nämliche. Auf den Notizblättern in der Mitte stand noch nichts verzeichnet; in einem Seitentäschchen befand sich ein zusammengefaltetes Blatt, das war Alles. Wie die junge Frau das Papier hervorzog, fielen zwei Gegenstände aus demselben, ein kleines Bild und ein vereinzeltes Maiglöckchen, das halb welk schon die weißen Köpfchen hängen ließ; doch als Sidonie sich unwillkürlich darauf niederbeugte, war die Brieftasche noch von seinem Duft durchzogen. Ihre Hand schlug das Blättchen auseinander, von dem nur wenige, höchstens ein paar Dutzend Zeilen mit feiner Schrift aufsahen:

„Lieber Vetter!

Dies erste Maiglöckchen fand ich heut' in der Waldecke, wo wir sie immer im Mai zuerst miteinander gepflückt. Natürlich schicke ich es Dir und wünsche, es möge Dir das Gegentheil von Dem bereiten, was es mir gethan. Mich hat es traurig gemacht, ich weiß nicht warum; es war recht dumm, ich mußte immerfort weinen, so lang' ich es in der Hand hielt und ansah. Darum habe ich es in das Täschchen hier gepackt, das ich Dir zum Geburtstag geschickt; es soll mit seinen Glöckchen läuten, wenn Du unvorsichtig bist, Harald, Dich zu sehr anstrengst, kalt trinken willst, wenn Du heiß bist — Du siehst, ich spreche gerade wie Deine Mutter. Sei achtsam, daß Dir nichts zustößt, hörst Du, und denk' immer an — daran, daß Du Deiner Mutter und mir versprochen, gerad' so wieder zu kommen, wie Du fortgegangen. In den Sommerferien, sagtest Du; dann gehen wir in den Wald zu den Himbeeren und den hohen Farrenkräutern, in denen wir im vorigen Jahr unser Häuschen gemacht. Ist's bei euch eigentlich Frühling? Bitte, schreib' mir's. Hier scheint die Sonne wohl und wir haben warme Luft, aber ich weiß nicht weshalb, ein Mai ist es gar nicht. Schreib' mir doch auch, Harald — wenn Du mich Dir noch so genau vorstellen kannst — ob dies Bild ähnlich ist

Deiner Helene
oder Hel, oder Lenchen, oder welchen
Namen Du mir grad' geben willst."

Das Blättchen zitterte leise in Sidonie ter Möhlens Hand hin und her; sie wandte das Auge zur Seite, wo das herausgefallene Bild lag, und schnell wieder zurück. Nochmals ebenso, dann faßte sie mit plötzlichem Griff nach der kleinen Photographie. Diese zeigte das Brustbild eines Mädchens, eines Kindes fast, dessen schlichtes Kleid sich dort, wo das Bildchen endete, noch kaum über leisbeginnender Wölbung hob. Die Züge boten eigentlich keinerlei Aehnlichkeit mit denen Haralds van der Horst, und doch erinnerten sie nicht nur daran, sondern wenn das

Auge eine Zeitlang darauf verweilt hatte, ging es wie mit einer Fata Morgana drüber hin, als seien sie die nämlichen. Es war der unsagbare Zauber süßer Jugend und krystallener Unschuld, der aus den hellen Augen, der Stirn, den holdseligen Kinderlippen sprach, wie aus den seinigen. Sie wußten alle nicht, daß sie sich nach etwas sehnten, um etwas bangten, und doch redete es traumhaft-heimlich wie Glück und Gram zugleich aus dem reinen Spiegel dieses Antlitzes, dem die Sonne durch warme Luft herabschien und für das doch dieser Frühling gar kein Mai war wie sonst.

Sidonie fuhr jäh zusammen. Vom Kamin her tönte hell einzelner Schlag der Uhr; sie mußte fast eine halbe Stunde gesessen und unverwandt mit reglosen Augen das Bild betrachtet haben. Ihre Hand zuckte mechanisch einen Moment nach ihrem Herzen, als ob der Halbschlag der Uhr den Schlag dort zu schreckhaftem Schmerz verstärkt habe, dann bog sie das Gesicht herab, zog einige Secunden lang mit geschlossenen Lidern den Duft des kleinen, halbverwelkenden Maiglöckchens ein, nahm darauf dieses, das Bild und das Blättchen zugleich mit der Photographie der Mutter Haralds und schloß Alles in die Brieftasche zurück. Nun stand sie auf, schritt einigemal, wie zuvor, hin und wieder, setzte sich an ihren Schreibtisch und ließ die Feder rasch über ein Blatt fliegen. Dann ging sie hinaus.

Die kurze Abendsonne hatte ihre Herrschaft rasch wie flüchtige Scheinkönigin eines Bühnenspiels an die trüben Geister des Frühlings wieder abgetreten. Der Regen rauschte in schwerem Fall durch die Nacht, dumpf nur zitterte von einem Thurm der Schlag der neunten Stunde durch das gleichmäßige Brausen, als Harald van der Horst die Hand nach dem Glockenzug ausstreckte, unter dem vom schwanken Licht einer Gaslaterne überspielt der Name „Gustav ter Möhlen" aufsah. Zaudernd blieb die Hand, welche den kleinen Knauf gefaßt, eine Weile unbeweglich; ein Zittern durchrann sie, als wolle sie von ihrem Vorhaben abstehen; dann zog sie heftig, mit plötzlichem, besinnungslosem Ruck. Es läutete drinnen und die Thür ging wie von selbst auf; halb geblendet stand der Eingetretene auf dem vornehmen, von breiter Marmortreppe getheilten, gaslichtstrahlenden Flur. Fast eine Minute verging, eh' Brigitte mit einer gewissen Lässigkeit kam; gedankenlos hatte der Blick des Wartenden auf einem großen Strauß von Maiglöckchen verweilt, der, offenbar achtlos von einer Hand fortgeworfen, wie ein nicht in das glänzende Entree gehöriger Abhub in einem Winkel lag. Nun trat das Mädchen heran und Harald fragte:

„Befindet Frau ter Möhlen sich noch unten oder im Eßsaal?"

Er hatte den Fuß gegen die Treppe gehoben, Brigitte hielt ein kleines versiegeltes Packet in der Hand, das sie ihm entgegenreichte. Dazu antwortete sie:

„Madame lassen sich entschuldigen, sie hatten vergessen, daß sie heut'

Abend zu einer Soiree bei Consul Meiboms zugesagt hätten. Der Herr habe ebenfalls am Nachmittag etwas vergessen."

Die fliegende Röthe, welche das Gesicht des jungen Mannes bedeckt gehabt, wich einer plötzlichen, alles Blut zurückebbenden Bläße. Ein Schwindel ging ihm durch die Augen, daß er sich unwillkürlich auf das vergoldete Treppengeländer stützte, und stotterte:

„Unmöglich — Sie haben sich — Frau ter Möhlen sollte ausgefahren —?"

Brigitte zuckte leicht die Achsel; die Gelegenheit mochte ihr nicht ungünstig scheinen, ihrer Herrin die auferlegte Schweigsamkeit gegen Vorwürfe ein wenig zu vergelten. „Madame sind eine reiche Frau und haben ihre Laune am Mittag so und am Abend so. Sie macht's wie ein Kind, das seine Puppen streichelt und wegwirft; man kann bei ihr nie vor einer andern Grille sicher sein. Uebrigens hat sie gesagt, da sie den Herrn einmal zum Thee gebeten, solle ich Ihnen denselben, wenn Sie es verlangten und Ihre Abendmahlzeit deshalb vielleicht versäumt hätten, allein serviren."

Harald van der Horst blickte das Mädchen noch wie geistesabwesend an. Er murmelte mechanisch: „Nein — ich danke —", und ebenso mechanisch ging er nach der Thür. Brigitte trat ihm nach: „Dies Packet, es gehöre Ihnen." Er nahm es antwortlos und die Thür fiel hinter ihm in's Schloß.

Der Regen strömte, ohne daß er daran dachte, seinen Schirm zu benutzen. Unter seinen Füßen knirschte der Kies des Auffahrtsweges, erst als er an die flackernde Laterne der Straße gelangte, fiel sein Blick auf das Packet, das er in der Hand trug. Sein Name stand darauf, er riß den Umschlag ab und erkannte sein Taschenbuch mit einem darüber gefalteten Briefbogen. Instinctiv spannte er den Schirm jetzt auf, um das Blatt vor dem Wassersturz zu schützen und zu lesen. Hin und her flimmernd ging das Licht über die Zeilen:

„Das Mädchen wird mich bereits bei Ihnen entschuldigt haben. Da ich den Namen Ihrer Zuneigung aus der Einlage ersehen, vermag ich Ihnen auch ebenso gut schriftlich zu sagen, daß ich den Gegenstand Ihrer Liebe als den würdigsten und edelsten, den Sie wählen konnten, betrachte, und daß Sie in der That ein Gott sind, von Ihrer Helene so geliebt zu werden — ein Sinnloser und Abscheulicher wären, wenn Sie Ihr diesen Himmelsreichthum, den sie für Sie hegt, nicht mit ganzem, reinstem Herzen vergelten würden. Verzeihen Sie, wenn ich hinzufüge — und es wäre mir peinlich gewesen, dies mündlich zu thun — daß ich mich nach dem Werth der Sèvresvase erkundigt habe; der Preis, für den sie gekauft worden, betrug neunzig Thaler. Da ich morgen in der Frühe mit meinem Mann nach Italien reise, habe ich meinem Mädchen Auftrag

gegeben, Ihnen mitzutheilen, in welchem Geschäft ein gleiches Exemplar zu haben ist. Selbstverständlich hat das jedoch, falls Ihre Mittel es gegenwärtig nicht erlauben sollten, durchaus keine Eile, da wir voraussichtlich bis zum Spätherbst fortbleiben werden. Mit freundlichem Gruß

Sidonie ter Möhlen."

Der Lesende sah plötzlich mit einem bittren Lachen irr auf. Unfern von ihm klirrte stiebender Kies und ein schnaubendes Gespann kam von der Villa ter Möhlen herab. Als es vorüberflog, blitzte der flackernde Laternenschein in das festgeschlossene Fenster des eleganten Wagens und zeigte einen Moment das Antlitz und die von Juwelen funkelnde Büste Sidoniens. Sie war noch nicht in die Gesellschaft gefahren, sie fuhr erst jetzt. Secundenlang fiel ihr Blick auf den jungen Mann hinaus, dann warf sie sich nachlässig in den Fond zurück und die Räder ihres Gefährts spritzten den Straßenschlamm bis zu Haralds Gesicht empor. Der Regen rauschte, und nur von den in Nacht versunkenen Gärten her zog unsichtbar durch Dunkel und Wolkensturz ein Syringenduft, der verkündete, daß es doch Frühling sei.

# Eduard Devrient.

Von

**Heinrich Laube.**

— Wien. —

Eduard Devrient ſtirbt in Carlsruhe, und es weht kaum ein Lüftchen der Nachrede über ſein Grab.

Ueber den kleinſten Kram des Theaters werden lange Artikel geſchrieben — es ſtirbt aber ein Mann, der fünfzig Jahre lang redlich für das deutſche Theater gewirkt, der als Schauſpieler, als Regiſſeur, als Director, als Schriftſteller für unſer Theater thätig geweſen, ein Mann, der die erſte ganze Geſchichte des deutſchen Theaters geſchrieben — und faſt Alles ſchweigt.

Hier in Wien, wo man ſonſt dem Theater große Aufmerkſamkeit zuwendet, hier in Wien beſonders iſt nichts als ein herkömmlicher Partezettel über ihn angefertigt worden. Und auch in ſeiner Vaterſtadt Berlin, wo er die erſte Hälfte ſeines Lebens im Dienſte des Hoftheaters zugebracht, hat man ſich obenhin mit dieſer Todesnachricht abgefunden.

Heißt dies Erſchöpfung der Theilnahme an Theaterreform, für welche Eduard Devrient ein ſtrenger Apoſtel war? Ich glaube faſt.

Die hundertfach auftretenden Reformvorſchläge, die zehnfach verſuchten Ausführungen, die mehrfach nur ſtückweiſe geglückten und raſch wieder unterlaſſenen praktiſchen Anſtalten dafür haben Literaten und Publikum abgeſpannt.

Die ſogenannten Reformen ſind an abgelegenen Stätten, in kleinen Reſidenzen — wie in Carlsruhe durch Eduard Devrient ſelbſt — betrieben worden, die großen Mittelpunkte aber im Norden wie im Süden, in Berlin wie in Wien haben ſich mit ihren reich dotirten Hoftheatern an dieſer Reformfrage nicht betheiligt.

Nur zu einer auffallenden That haben ſich die beiden Hoftheater in Wien und Berlin aufgerafft: ſie haben die Shakeſpeare'ſchen „Hiſtorien",

jene dramatisch unfertigen Scenenspiele aus der englischen Königsgeschichte mit erschreckender Vollständigkeit aufgeführt.

Jeder Kundige weiß, daß dieser Haufe von meist grimmigen Scenen, wenn auch einzelne vortreffliche unter ihnen sind, niemals Repertoirestücke bieten kann, weil sie keinen organisch dramatischen Zusammenhang haben, und weil sie ein übermäßiges Personal für einen ganz speciellen Geschichtswinkel verbrauchen, welcher einen grundsatzlosen Bürgerkrieg zeigt voll grausamer Thaten und weit abseits liegt von dem Interesse des deutschen Publikums. Jeder Kundige weiß, daß diese erkünstelte Aufgabe erstaunlich viel Zeit und Arbeit kostet, und nichts hinterläßt als einen wüsten Eindruck.

Wenn diese historischen Skizzen — denn nur solche sind es — den Engländer veranlaßten, seine Specialgeschichte in chronologischer Folge auf's jetzige Theater zu bringen, so erkärte sich das aus der heimatlichen Theilnahme. Aber das geschieht nicht. Es gilt solch ein Unternehmen in England für unverständig. Man wählt dort nur mitunter ein einzelnes der in der Form für veraltet geltenden Shakespeare'schen Königsdramen, man wählt eins zur Aufführung, wenn man einen großen Schauspieler hat für eine Hauptfigur, und dann bringt man's mit einer ausgesucht luxuriösen Ausstattung, überhäuft es mit opernhaftem Pomp und künstlichem Detail, um die schaulustige Menge anzulocken. Literarisch wird kein Nachdruck darauf gelegt. Das bleibt unsern abstracten Literarhistorikern vorbehalten, welche den Schatten für das Leben ausgeben möchten, weil sie mit dem Leben nichts zu thun haben.

Das Theater braucht aber doch nichts so dringend als das Leben, wenn es lebendig wirken soll, und bei solchen Schattenspielen erstirbt das Publikum, und verdirbt selbst der Schauspieler. Das bessere Publikum, verlockt durch den großen Namen Shakespeares, interessirt sich einen Augenblick dafür, weil es ihm als eine literarische That angekündigt wird, und weil es meint, etwas Höheres anschauen und bewundern zu müssen. In Wahrheit kommt es enttäuscht nach Hause und quält sich mit dem peinlichen Kampfe: daß dies sogenannte höhere Theater doch nichts Rechtes gewähre. Es wird im Grunde dadurch dem Theater entfremdet. Die Schauspieler aber, deren Rollen großentheils ohne organischen Zusammenhang und voll schwülstiger Sprache sind, werden von gesunder Einfachheit abgezogen und gewöhnen sich an gewaltsame Aeußerungen ohne innere Verbindung. Sie gehen künstlerisch beschädigt aus diesem wüsten Schlachtenlärm hervor.

Und so wie ich hier spreche, so sprechen alle diejenigen Kritiker, welche dem lebenden Theater mit Aufmerksamkeit folgen und welche nicht blos nachbeten, so sprechen sie alle über dies täuschende und so kostspielige Experiment. Unter anderen sagt ein Theaterschriftsteller in Berlin Folgendes über den Historien-Feldzug im Berliner Hoftheater:

„Leichenhaufen füllen die Bühne, daß kein Lebendiger mehr Raum zum Stehen findet. Immer und immer sei es wiederholt: Nur der gelehrte oder hochgebildete Leser vermag die volle Wirkung dieser Erscheinungen zu empfinden. Die Ereignisse eines ganzen Jahrhunderts können dem Zuschauer unmöglich auf einmal so nahe gerückt werden, daß er eine Sühne sehe, deren Schuld in einem andern Drama verborgen liegt. Die hundert Jahre, welche dazwischen liegen, würden die Phantasie viel weniger stören als die 48 Stunden zwischen den beiden Theaterabenden. Jeder Schulknabe muß sich für die heutige Stunde präpariren, will er den Zusammenhang mit der gestrigen nicht verlieren — und hier soll ein tausendköpfiges Publikum einer schwierigen historischen Entwickelung durch 14 Tage mit voller Theilnahme der Phantasie folgen können? Selbst die schönste Claque wird mich nicht davon überzeugen, daß der Cyklus der Königsdramen die bildungsfrohen Abonnenten innerlich befriedigt habe.

„Das Facit: eine exclusive Gesellschaft von einigen hundert Personen hat die Mode mitgemacht, Shakespeares Königsdramen in leidlichem Zusammenhange kennen zu lernen, einige Schauspieler hatten Gelegenheit, ihre Kraft am Shakespeare zu prüfen — monatelange Mühen wurden an ein Werk verschwendet, das trotz alledem und alledem unfruchtbar bleiben wird für die Entwickelung des deutschen Nationaltheaters."

Aber warum sage ich das Alles bei Gelegenheit Eduard Devrients? Er hat ja selbst diesen Shakespeare-Cultus eifrig betrieben und hat ja auch diese „Historien" aufgeführt.

Ja wohl. Aber wenn Zwei Dasselbe thun, so ist es doch nicht immer Dasselbe. Er hat es ganz anders gethan. Bei ihm gehörten die Shakespeare-Aufführungen zu einem vollen System der Reform, und was er übrigens als Reform anstrebte, das brachte er in Anwendung und Uebung bei den Shakespeare-Stücken. Sie waren ihm ein Uebungsfeld für die Ausbildung der Schauspieler, für die Aufmerksamkeit seines Publikums, nachdem und während er die Schauspieler vorbereitet hatte in gutem Sprechen und aufsteigendem Vortrage, und nachdem er sein Publikum durch andere schwere Stücke gezwungen hatte, im Theater ernst nachzudenken und die Phantasie anzustrengen. Wohlweislich hat er es immer vermieden, diese Phantasiethätigkeit — wie anderwärts so reichlich geschieht — durch großartigen und kleinartigen Schauplunder zu ersticken.

Man kann ihm vorwerfen, daß er sein ausgesprochenes Reformwerk mit Pedanterie betrieb, aber man kann ihm nicht vorwerfen, daß er den Shakespeare-Cultus abgerissen und zusammenhangslos, kurz wie ein unorganisches Experiment betrieben habe, wie ihn diejenigen betreiben, welche die innere Reform der Theatervorstellungen unbeachtet liegen lassen und dann äußerlich auf Shakespeares Autorität sündigen, um doch ein vornehmes Aushängeschild über die Pforte nageln zu können.

Eduard Devrient war es heiliger Ernst um eine Reform des deutschen Theaters.

Er war in Berlin geboren und in guter Schulbildung auferzogen. Der berühmte Ludwig Devrient war der Bruder seines Vaters, Carl und Emil Devrient waren seine Brüder. Er wurde für die Oper ausgebildet und trat unter das Personal des Berliner königlichen Opernhauses als wohlgeschulter Baritonist, besonders auch für die Spieloper ausgerüstet durch Sicherheit des Wortes und entsprechende Haltung des Körpers. Dieser Körper war von kleiner Mittelgröße und trug den scharf geschnittenen Kopf der Devrients mit Ruhe und Selbstbewußtsein. Ich hab' ihn noch als Figaro in Rossinis Barbier von Sevilla gesehen. Der ausgelassene Humor für solche Rollen fehlte ihm, er war vorzugsweise für gesetzte, streng ernsthafte Rollen geeignet.

Trotz literarischer Bildung in der Musikwissenschaft, welche ihn zum Beispiele in intimen Verkehr mit Felix Mendelssohn brachte, nahm er frühzeitig und streng ernsthaft ein tiefes Interesse am Schauspiele, zu welchem er später als Schauspieler gänzlich übertrat.

Seine jungen Theaterjahre fielen in eine Berliner Zeit, welche die Schauspielkunst mit großer Würde behandelte und betrieb. Der Intendant des königlichen Hoftheaters Graf Brühl hatte das Theater mit einer gewissen Feierlichkeit geleitet, und die alten Schauspieler Beschort, Mattausch, Lemm hatten sich ihrem Stande und ihrem Berufe mit hohem Pflichtgefühle gewidmet und mit berechtigtem Anspruche auf Bildung. Diese Atmosphäre hatte der junge Eduard Devrient mit Ehrfurcht eingesogen. Er war ganz und gar erfüllt von dieser Stimmung, und die Haltung des Schauspielers war ihm nahezu eine priesterliche.

Das ist ihm lebenslang verblieben.

Frühzeitig beschäftigte er sich auch mit dramatischer Schriftstellerei. Die Oper und der Verkehr mit Mendelssohn scheint dafür den ersten Anstoß gegeben zu haben. Ein Königreich für einen guten deutschen Operntext! war ja Mendelssohns täglicher Ruf. „Hans Heiling" war später die Frucht, welche Eduard Devrient für Marschner pflückte. Leider ein Stoff mit Erdgeistern, deren Seelen wir nicht kennen, und deren dramatische Entwickelung willkürlich ausfallen und für uns schlichte Menschen unbehaglich gerathen muß. In den Schauspielen, welche er schrieb, „Verirrungen" und „Treue Liebe" entwickelte er dafür behagliches Treiben und warme Menschlichkeit. Ich fand 1850 die „Verirrungen" noch als gern gesehenes Stück im Repertoire des Burgtheaters und hab' es oft aufgeführt. Es schließt sich in verständiger Art an die Iffland'sche Weise, welche ein getreuer Typus deutschen Wesens ist. Eben weil sie dies ist, behauptet sie sich immer wieder auf dem deutschen Theater, wenn sie mit Verstand und Talent angefaßt wird, sie behauptet sich leicht trotz allen Spotts und Hohns, welche die Schlegel'sche Aesthetik in idealistischer

Uebertreibung darüber ausgeschüttet hat zu großem Schaden des deutschen Theaters. Eduard Devrient wußte bis in sein Alter diesen einfachen, natürlichen Stil des deutschen Schauspiels zu würdigen, und die Inscenesetzung Shakespeare'scher Historien machte ihn darin keinen Augenblick irre. Darin unterschied er sich eben von jener Shakespearemanie, welche daneben jegliche gesunde Form der Heimat verächtlich fallen läßt.

Vorzugsweise der Spieloper angehörend, fand er leicht den Uebergang zum Schauspiele, und er wurde darin mannichfach beschäftigt, namentlich im milderen Charakterfache.

Es muß ihm nachgerühmt werden, daß er sein späteres Directionsprincip des würdigen Ensembles auch als Schauspieler einhielt, mit Aufopferung einhielt. Er übernahm bereitwillig kleine undankbare Rollen, wenn man fand, daß dadurch dem Stücke gedient werde. So übernahm er noch in späterer Zeit in meinen „Karlsschülern" ohne Weiteres den „Hauptmann Silberkalb", nachdem er kurz vorher die wichtige Rolle des „Gellert" in „Gottsched und Gellert", ja früher sogar den „Monaldeschi" gespielt hatte. Monaldeschi paßte ihm gar nicht. Das wußte er. Aber es war an der königlichen Bühne kein Darsteller für diese Rolle vorhanden, und so übernahm er sie lächelnd und spielte sie mit sichtlicher Verläugnung seines Naturells, welches keine Ader besaß für den leichtfertigen Abenteurer. Der kurz vorher auf den Thron gekommene Friedrich Wilhelm IV. sah zu und sagte lachend: Wir haben kein Personal für solche Aufgaben!

Seine schauspielerische Thätigkeit verlief ruhig und anständig. Er gehörte damals zu den letzten Mohikanern des Hoftheaters, welche einen höheren Zusammenhang festzuhalten suchten mit Tradition und Disciplin des älteren deutschen Theaters. Neben ihm wandelte noch mit lahmem Fuße der alte Weiß, ein Veteran der soliden Hamburger Schule, welche von Schröder herab bis zum merkwürdigen alten Schmidt vorgehalten hatte. Weiß war ein redlicher Schüler des alten Schmidt, ein Bekenner der ehrlichen Wahrheit im Komödienspiel. In seiner Einfachheit, Klarheit und Tüchtigkeit war Weiß als Darsteller und Regisseur von großem Werthe. Besonders in Lustspielen wirkte er vortrefflich mit seinem sarkastischen Humor, und in bereitwilliger Hingebung für ein glaubwürdiges Ensemble machte er Eduard Devrient die Palme streitig. „Diese kleinste Rolle wollen Sie spielen, Papa?" fragte ich ihn bei meinem „Rokoko". „Ah," erwiderte er, „wenn ich das Stück für beachtenswerth halte, dann muß ich mitthun, falls ich auch nur einen Stuhl hinaustragen soll."

Neben diesem kleinen Männchen stand damals noch fest der dicke große Stawinsky, ein verständiger, sehr zugeknöpfter Mann, ergraut im Theaterdienste und zuverlässig als Regisseur, welcher mit genauer Kenntniß des neu aufzuführenden Stückes auf die erste Probe kam und dem

fein fragenden Devrient ſtets bündige kurze Antwort gab. Unbefragt ſchwieg er ſorgfältig, und wenn er durchaus ſprechen mußte, ſo geſchah das ſehr ruhig, und doch immer ſo, daß man im Hintergrunde eine genaue Kenntniß der Sache verſpürte. Er übernahm nur noch kleinere Epiſodenrollen, die er ebenſo ruhig erledigte, ruhig und ſparſam, aber gut. Man erkannte den alten gewiegten Schauſpieler, welcher ſich nicht mehr in Unkoſten ſetzen mochte. Er erſchien blaſirt, wenn man aber näher zufragte, bewies er mit ein paar einfachen Worten, daß er es nicht wäre, wenn er auch nicht lehrſam wie der jüngere Devrient den Zuſtand des deutſchen Theaters beſpräche. Jedenfalls war ſein gemeſſenes Daſein ein Haltpunkt für das Ganze.

Sehr verſchieden von ihm war ein Dritter, welcher wie Devrient die Schauſpielkunſt grundſätzlich behandelte, Louis Schneider. Immer geiſtig bewegt, immer genau unterrichtet, immer auf charakteriſtiſche Schärfe bedacht und zu idealen Anſchauungen lächelnd, war er namentlich in letzterem Punkte ganz ein Gegenſatz zu Devrient. Er war eine Autorität in allen Detailfragen, welche auf emſig geſammelten Kenntniſſen beruhten. Sein Fleiß war ſtaunenswerth. Er übernahm bereitwillig die fadenſcheinigſte, nur auf einen Moment ſichtbare Rolle eines Tanzmeiſters, ſtudirte dann den alten franzöſiſchen Tanz Gavotte, tanzte ſchon auf der Probe mit minutiöſer Genauigkeit, und nahm nach der Probe noch Stunden lang Uebungen vor mit einigen Partnern. Nicht etwa als Regiſſeur, das war er nicht, ſondern aus keuſchem Eifer für die Sache, für die Sache der Komödie überhaupt. Devrient ſah ihm ſtets aufmerkſam zu. Wenn nun gar kleine militäriſche Evolutionen vorkamen, dann übte Schneider Tage lang mit Statiſten, ſie eifrig belehrend, wie man vor hundert, vor zweihundert Jahren marſchirt ſei und die Waffe gehandhabt habe. Es war ſein Element, ſoldatiſche Genauigkeit auf der Bühne darzuſtellen, wie er ſie bei preußiſchem und ruſſiſchem Militär abgeſehen hatte. Er iſt ſpäter auch ganz in's politiſche Lager altpreußiſchen und ruſſiſchen Weſens verſchwunden, welchem er, die Bühne leider aufgebend, all ſeinen Fleiß und ſeine Kenntniß hingebend gewidmet hat. Nicht ohne Geiſt und behende Combination. Für das damalige Theater war auch er ein werthvolles Mitglied, welches Sorgfalt, Treue und Disciplin genau aufrecht erhalten half, für Eduard Devrient ſtets ein intereſſanter Gegenſtand der Beobachtung.

Vor Allen wichtig war Seydelmann, welcher ſeine letzten Lebensjahre am Berliner Hoftheater zubrachte. Seiner geiſtigen Kraft wegen wurde ihm in Berlin eine große Bedeutung zugeſchrieben und er beſchäftigte Devrients Kritik ſehr lebhaft.

Der Heldenſpieler Rott, welcher trotz großer Mittel bald in's Luſtſpiel verwieſen werden mußte, weil ihm die kernige Wahrheit fehlte, blieb ein Fremdling in dieſem Kreiſe. Vom weiblichen Perſonal aber gehörte Frau Crelinger mit ihren beiden Töchtern ganz dazu. Auch ſie ſtützte

sich auf Tradition höchst würdiger Theatersitte, welche mit dem Berufe einer Künstlerin in keiner Weise tändeln ließ.

Mit einem Worte: es war ein sehr respectabler Grundstock vorhanden im königlichen Schauspielhause, welcher von der Intendanz des Grafen Redern in die Leitung des Herrn von Küstner überging. Zu diesem Grundstocke gehörte ganz und gar Eduard Devrient, und er hat unter und aus diesen Elementen Hauptsätze seines Lebensprogramms gesogen. Er hat hier das Hoftheater wie ein Staatswesen betrachten gelernt, welches grundsätzlich, durch und durch grundsätzlich behandelt sein wollte, und zwar in Art und Sitte preußischen Zuschnitts. Sein Augenmerk war ersichtlich schon damals darauf gerichtet, selbst Leiter und Regent eines Hoftheaters zu werden. Es hätte ihn gar nicht überrascht, wenn er statt Herrn von Küstner zur Führung des Berliner Hoftheaters berufen worden wäre. Für das Theater selbst wäre das auch wol vortheilhaft gewesen, da Küstner bald nach oben mißliebig wurde und weder von dort noch von anderswo Unterstützung fand.

Der Prophet, besonders wenn er noch jung ist, findet wenig Glauben in seinem Vaterlande, und so folgte Eduard Devrient einem Rufe nach Dresden. Dort meinte er als herrschender Regisseur sein vorbereitetes System der Theaterführung in Vollzug setzen zu können.

Hier stieß er aber auf ein peinliches Hinderniß, auf seinen Bruder Emil, welcher nicht im Entferntesten Willens war, sich im Sinne eines grundsätzlichen Staatswesens regieren zu lassen, ja sich überhaupt regieren zu lassen. In Emil Devrient trat dem Eduard Devrient das Virtuosenthum schroff entgegen. In Gestalt des eigenen Bruders! Welch' eine Qual! Aber jeder war ein Devrient mit dem harten Familienkopfe, mit dem unerschütterlichen Glauben an sich selbst. Emil war im Besitze der Macht als beliebter ausübender Künstler, und Herr von Lüttichau, der Intendant des Dresdener Hoftheaters, wagte es nicht, diese Macht zu beschränken, er wagte es nicht, den blassen Systematiker Eduard, der wie ein Puritaner erschien, durch irgend eine Maßregel zu unterstützen. Der Puritaner erlag, der Virtuos triumphirte.

Hier hat Eduard Devrient den tiefen Widerwillen, ja den Haß eingesogen gegen das Virtuosenthum, welcher ihn nie mehr verlassen hat.

Er zog sich in sein Zelt zurück, in sein Familienleben, welches sehr innig und wohlgeordnet war. Er versammelte eine kleine Gemeinde puritanischer Theaterfreunde um sich, welche ideale Vorstellung von einer Bühnenregierung hatten, und ihr, der andächtig zuhörenden, las er dramatische Poesien vor, welche über die gemeinen Hindernisse schnöder Theatergrenzen nicht hinüber dringen können zur Darstellung auf öffentlicher Scene.

Er las etwas eintönig und nicht ohne den Devrient'schen Nasalton, aber mit deutlichem Hinweise auf den Geist der Dichtung.

Da kam von Süden her der lang ersehnte Ruf: der Großherzog von Baden berief ihn an die Spitze seines Hoftheaters in Carlsruhe, und nun konnte man gewärtig sein, eine gründliche Reform des Theaterwesens entstehen zu sehen.

Diese Erwartung hat denn Eduard Devrient thatsächlich erfüllt. Allerdings nicht ohne Erschrecken des kleinen Residenz-Publikums.

Ich kam in jener Zeit seines Reformbeginns — und jener Beginn dauerte Jahre — einmal nach Carlsruhe und hörte von allen Seiten die Seufzer und Schmerzensschreie der bedrängten Abonnenten. Sie klagten bitterlich über die Erziehung, welche sie auszustehen hätten. Das machte ihn nicht irre. Die Charakterzähigkeit der Devrients zeigte sich unerschütterlich. Ein Devrient glaubt fest an Das, was er sich als richtig zurechtgelegt, weil er an sich selbst fest glaubt, und er ist nicht abzubringen von dem Wege, welchen er erwählt hat. Und hier in Carlsruhe war Eduard Devrient an einen Herrn gekommen, welcher durch keinerlei Einflüsterung, ja durch keinerlei Geschrei bewogen werden konnte, seinen artistischen Director irgendwie zu stören. Der Großherzog hatte ihm einmal sein Vertrauen geschenkt, hatte ihm die unumschränkte Führung seines Hoftheaters zugesagt, und er hielt ihm vollständig Wort.

Das Ergebniß war denn auch nach einigen Jahren ein merkwürdig zufriedenstellendes. Das Theater war in seinem Inneren streng geordnet, war in seinem Repertoire gediegen, ja schwer wiegend, die Vorstellungen boten ein wohlgegliedertes Ensemble, in welchem wol Mangel an ersten Kräften war, aber keinerlei Mangel an zweckmäßiger Leistung, an genauer Abstufung, an promptem Zusammenspiel. Und das früher so klagsame Publikum, welches über Mangel an Unterhaltung geseufzt, hatte sich an strenge Kost gewöhnt, hatte Geschmack gefunden an schweren Aufgaben, ja war stolz geworden auf sein systematisch einherschreitendes Institut, und blickte überlegenen Sinnes auf das schlottrige Wesen anderer Theater.

Eduard Devrient hatte dies erreicht durch standhaften Sinn, durch standhaften Fleiß. Er redigirte seine in Scene zu setzenden Stück auf das Sorgfältigste, er setzte sie selbst in Scene und war auf den Proben der unermüdliche, Alles, aber Alles beobachtende und corrigirende Leiter. Er behandelte jede neue Vorstellung — sie mochte ein altes oder ein neues Stück betreffen — wie eine neu zu erledigende Kunstaufgabe. Er suchte die vielberufene Reform in Vervollkommnung aller einzelnen Bestandtheile eines theatralischen Kunstwerkes, nicht aber in inhaltloser Verkündigung großer Namen und Titel.

In Sachen Shakespeares bekannte er sich im Gegensatze zu den Shakespearomanen zu einer starken Betonung des heutigen Bildungsstandes und Geschmacks. Er wollte dem nahezu dreihundert Jahre alten Dichter den Zugang zur heutigen Generation erleichtern, und veranstaltete

ſogar — wol unter Beihülfe ſeines Sohnes Otto — ganz neue Ausgaben ſelbſt der bekannteſten Shakeſpeareſtücke. Es liegt ein ſolcher Hamlet gedruckt vor mir, verändert in Sprache und Scenenreihe, und zwar als Beginn einer zahlreichen Folge, welche wol ausgeblieben iſt, weil Alter, Krankheit und Tod dazwiſchen getreten. Und auch in dieſem Punkte blieb er dem virtuoſen Bruder Emil gegenüber bei ſeiner Anſicht: als dieſer, in Carlsruhe gaſtirend, ſeinen Hamlet und nicht den von Eduard eingerichteten Hamlet ſpielen wollte, erklärte der Director Eduard, Emil werde ihn nach dem Carlsruher Buche ſpielen, oder gar nicht. Und Emil ſpielte ihn gar nicht.

Neben all dieſen aufreibenden Directionsarbeiten ſchrieb er unter Zeit raubenden Studien ſeine Geſchichte des deutſchen Theaters, und entzündete mit dem letzten Bande derſelben, welcher bis in die neueſte Zeit reicht, einen großen Brand unter den Collegen. Auch ſolcher Brand iſt zum Guten.

Jeder menſchlichen Schwäche freilich hat auch dieſer Syſtematiker nicht völlig Stand gehalten, und mancher Gegner hat ſich darob gefreut, an dieſem ſteinernen Dogmatiker doch eine menſchliche Regung zu entdecken. In den letzten Jahren ſeiner Directionsführung hat die Sorge um ſeine Familienintereſſen ihn überwältigt, und er hat zu Gunſten dieſer Intereſſen einige Paragraphen ſeines Syſtems verhüllt. Ja zuletzt hat er, um ein Preſſionsmittel in die Hand zu bekommen, heimliche Unterhandlungen um das Stuttgarter Hoftheater verſucht. Dies hat mit Recht ſeinen Großherzog veranlaßt, ſeine Hand abzuziehen von dem Manne, welchen er ſo lange ſtandhaft aufrecht erhalten. Und ſo iſt Eduard Devrient nicht auf ſeinem Schlachtfelde, ſondern ſeitab als Privatmann geſtorben.

Aber hier kann man wol ſagen, daß ein kleiner Schatten das Licht hebe, und ich kann ſchließen: Eduard Devrient hat ſein Pfund redlich verwerthet, er hat wacker gearbeitet, er hat vielfach maßgebend gewirkt in Sachen des deutſchen Theaters, und verdient mehr denn irgend ein Anderer den Dank aller derer, welche ſich wirklich für das Gedeihn des deutſchen Theaters intereſſiren.

# Ueber das Nationalgefühl.

## Rede zur Geburtstagsfeier des Kaisers

in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 28. März 1878

gehalten von

**E. du Bois-Reymond.***)

*Répétons souvent des vérités utiles.*
*Voltaire.*

Der zweiundzwanzigste März, der früher die Deutschen nur an den Verlust ihres größten Dichters erinnerte, ward ihnen seitdem ein Tag nationaler Freude. Der Frühlingsanfang schenkte uns den erhabenen Wiederhersteller des Reiches, von welchem in der deutschen Volksgeschichte ein neuer Frühling beginnt. Wie dem Frühling geziemt, ward auch dieser unter Stürmen geboren. Noch hören wir ihr Brausen: dürfen wir hoffen, bald der sonnigen Tage der Ruhe uns zu freuen?

Die ungeheuren Ereignisse, die zu erleben uns beschieden war, rücken „in der rollenden Jahre Vollendung" in immer weitere Ferne. Die Deutschen fangen an, sich in ihre neue Lage zu schicken, sie berechnen nicht mehr fortwährend, nach Art eines jungen Ehepaares, wie lange schon sie häuslich verbunden sind. Ein Geschlecht wächst auf, welches in den neuen Zuständen zu politischem Bewußtsein erwachte, und nicht, wie wir, die Tage nationaler Zerrissenheit und Bekümmerniß sah. Kaiser Wilhelm schenkte den Deutschen ein beruhigtes, kräftiges Nationalgefühl, und so ist es vielleicht nicht unangemessen, heut einmal von diesem Gefühle zu reden, welches, früher dem Namen nach unbekannt, in der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts solche Bedeutung erlangte.

Was man Vaterlandsliebe, Patriotismus, nennt, ist nicht nothwendig Nationalgefühl. Patriotismus ist begeisterte Anhänglichkeit an eine bestimmte Staatsgemeinschaft als solche, welche Gemeinschaft aber möglicher-

*) Aus den Monatsberichten der Akademie mitgetheilt vom Verfasser.

weise verschiedene Nationalitäten umfaßt. So gibt es einen schweizerischen, einen österreichischen Patriotismus. Vom Rassengefühle, welches anthropologisch verwandte Individuen, z. B. Weiße, unter einander verbindet, und sie von anthropologisch fremden Individuen, z. B. Schwarzen, scheidet, wird das Nationalgefühl in dem Maße leichter oder schwerer sich trennen lassen, wie es im einzelnen Falle leichter oder schwer sein wird, zwischen Rassen und Nationen die Grenze zu ziehen.

Patriotismus und Rassengefühl also sind nicht Nationalgefühl; was ist letzteres? Es liegt nahe zu sagen, es sei das Gefühl begeisterter Anhänglichkeit an eine aus Individuen gleicher Abkunft und Sprache bestehende Gemeinschaft, welches diese Individuen empfinden. Doch stößt diese Begriffsbestimmung auf Bedenken.

Wo hört eine menschliche Gesellschaft auf, Familie und Stamm, und fängt sie an, Volk, Nation zu heißen? Dürfen die von den Meuterern der „Bounty" abstammenden Bewohner der Pitcairninsel schon von ihrem Nationalgefühle reden?

Dann ist Gemeinsamkeit der Sprache hier nicht immer so entscheidend, wie es anfangs scheint. Engländer, Schotten, Iren reden jetzt Eine Sprache, und bleiben doch durch ein recht lebhaftes Nationalgefühl getrennt; die verschiedenen Zweige der slawischen Linde verstehen gegenseitig ihr Rauschen nicht, und fühlen sich angeblich doch Einem Stamm entsprossen.

Anderemal unterdrückt gemeinsame Sprache, durch politische Einheit unterstützt, den Einfluß verschiedener Abkunft, wie bei den mannichfaltigen Stämmen Frankreichs und Spaniens. Diese Bemerkungen, denen viele ähnliche sich hinzufügen ließen, genügen, um zu zeigen, daß dem Nationalgefühl eine allgemein gültige thatsächliche Grundlage fehlt. Dasselbe gilt folgerecht vom Nationalitätsprincip in der Politik, welches gemeinsames Nationalgefühl zur Voraussetzung jeder Staatsgemeinschaft macht. Dies Princip ist um so gefährlicher, als auf niederer Bildungsstufe, wo sie nicht sittlich geläutert sind, alle jene Triebe, Familien-, Stamm-, Volks-, Rassengefühl, meist nur durch ihr Widerspiel sich bethätigen, durch den sie natürlich begleitenden Familien-, Stamm-, Volks-, Rassenhaß. Anrufung des Nationalgefühles ist Anrufung des Nationalhasses.

Eine Geschichte des Nationalgefühles aus berufener Feder wäre ein verdienstliches und lehrreiches Werk.

Solche Geschichte hätte zuerst den Ursprüngen des Nationalgefühles in der Thierwelt nachzugehen, wie dies Hr. Darwin für die allgemein menschlichen Empfindungsweisen überhaupt und auch schon für den dem Nationalgefühle voraufgehenden Geselligkeitstrieb gethan hat. Es gehört die nur ihm zu Gebote stehende Fülle naturgeschichtlicher Kenntnisse dazu, um dergleichen psychologische Erscheinungen ursächlich zu begründen, ohne in seichten Rationalismus sich zu verlieren. Sicher wäre auch hier vielfach Vererbung an Stelle von Bedürfniß, Gewöhnung, Nachahmung, Vorurtheil

zu setzen, und die Wirkung der natürlichen Zuchtwahl wäre zu verfolgen. Bei vielen geselligen Thieren, von den Vierhändern bis in die Reihen der Wirbellosen, findet sich etwas dem Stammgefühl Aehnliches; wenn es auch nur im Zusammenhalten der Individuen derselben Gesellschaft und in Feindseligkeit gegen nicht dazu gehörige sich äußert. Rothe Ameisen rauben die Puppen kleiner schwarzer Ameisen, um sie als Sklaven groß zu ziehen, welche ihnen die Hausarbeit verrichten. Ameisen eines Baues begrüßen liebkosend ihre lange abwesenden Genossen, und fallen wüthend über die eines anderen Baues her, die sich zu ihnen verirren. Nicht viel anders geht es bei rohen Völkerschaften zu.

Wer könnte dann die Grenze ziehen zwischen den Empfindungen eines Steinmenschen-Häuptlings beim Kampfe seiner Horde um einen Jagdgrund oder eine Austernbank, und denen Rostoptschins, als er Moskau brennen sah? Niederen Ursprunges wie Vieles des Höchsten in uns, wird in dem sich selber steigernden Entwickelungsproceß der Menschheit das Nationalgefühl zu einer der mächtigsten Triebfedern unserer Handlungen; doch legt es, überall demselben Keim entsprungen, bei verschiedenen Völkern ihren psychologischen Eigenthümlichkeiten gemäß besonderes Gewand an.

In den Homerischen Gesängen spielt Nationalgefühl insofern keine Rolle, als es sich nicht um einen Kampf zwischen verschiedenen Nationen handelt. Achaeer und Troer haben gleiche Sprache, Götter, Sitten, Waffen; nur einzelne Spuren eines nationalen Unterschiedes kommen vor: die Troer rücken mit Geschrei, die Achaeer schweigend zur Schlacht an. Der trojanische Krieg ist also bei Homer nur eine Fehde stammverwandter Clans. Herodot macht ihn zu einem der in den Mederkriegen gipfelnden Vorgänge, und es fragt sich, ob hier Homer zu trauen sei, denn auch des Aeschylos Perser entbehren der Localfarbe, und Burgunden und Heunen im Nibelungenliede, Perser und Türken bei Firdusi, Franken und Heiden bei Tasso unterscheiden sich wenig von einander, wie denn Shakespeares Griechen, Römer, Italiener nur verkleidete Engländer aus Elisabeths Zeit sind. Antike Bildwerke, wie die Aeginetensculpturen, ertheilen den Troern asiatische Merkmale. Doch hat die neuere Geschichtsforschung Homer Recht gegeben.

Den nicht griechisch redenden Völkern aller Rassen, besonders den knechtischen Unterthanen des Großherrn gegenüber, empfand sich der spätere Hellene als höher organisirter und ausgebildeter Mensch, und jene sind ihm insgesammt zungenlose, stumme Barbaren. Dies Nationalgefühl war der treibende Boden, dem die Kriegs- und Geistesthaten des Griechenthumes entsprangen. Der Gedanke, Hellene zu sein, spornte den Jüngling früh zu höchster Anspannung aller physischen und geistigen Kräfte. Der heutigen Weltanschauung kann das hellenische Nationalgefühl engherzig scheinen, um so mehr, als es noch weiter zum Stadtgefühl, so zu sagen, sich zersplitterte und einschrumpfte, ähnlich jenem Municipal-Patriotismus der italienischen Städte, die im Mittelalter auch oft ein-

ander bekriegten, und erst in unserer Zeit ihre Eifersucht in der Begeisterung für das Eine Italien rühmlich aufgehen ließen. Aber wenn wir von Hellas sprechen, denken wir vor Allem an die Blüthe Athens, und wie beschränkt auch diese in Raum und Zeit war, der Athener Stadtgefühl während dieser Blüthe war zugleich allgemein menschliches Gefühl, denn es verschmolz mit dem Gefühle für das ewig Schöne, Gute und Wahre, welches des Menschen höchste Sinnesart ist. Vermöge glücklicher Volksanlage und geschichtlicher Fügung deckten sich diesmal Patriotismus, Nationalgefühl und vollendetes Menschenthum. Die Feldherren und Staatsmänner, Redner und Philosophen, Dichter und Künstler Athens haben jeden Bürger der kleinen Athenischen Stadtgemeinde zu einem Weltbürger gemacht, weil, so lange es eine Cultur geben wird, überall in der Welt dieser Adel der Gesinnung, diese Schönheit der Form, diese Fülle der Gedanken den höchsten Maßstab für das abgeben werden, was außerhalb des inductiven Natur-Erkennens und -Beherrschens der Menschengeist zu erreichen vermag. Freilich dürfen wir nicht vergessen, daß die solch erhebendes Schauspiel bietende Aristokratie der Menschheit Sklaverei zum Untergrund hatte, so daß von Nation in unserem Sinne dort eigentlich die Rede nicht ist.

Feindselig hebt sich gegen das hellenische Nationalgefühl die Caricatur dieses Gefühles im Römerthum ab. Von seinem ersten Auftreten an sehen wir das Römervolk krankhaft erregt. In keiner gewonnenen Stellung kommt es zur Ruhe, um in friedlicher Gemeinschaft mit anderen Völkern an der Arbeit für die Menschheit sich zu betheiligen. Angriffskrieg ist sein natürlicher Zustand; unersättliche Herrschsucht treibt es, seine Waffen weiter und weiter zu tragen, um den Kreis zu vergrößern, aus welchem es seine Raubgier befriedigt. Es ist ein Zeichen guten Sinnes unserer Knaben, die wir sonderbarerweise in Bewunderung des Römerthumes erziehen, daß, wie Schulmänner bemerkten, stets ihr Herz mit Hannibal und den Töchtern Karthagos ist, die ihre Flechten zu Bogensehnen im letzten Kampf abschneiden. Wie viel Achtung in ihrer furchtbaren Folgerichtigkeit auch die Politik einflöße, welche Karthago schleift, wie sehr auch die auf so viel anderen ruchlos hingewürgten Nationalitäten errichtete Römergröße blende, endlich welche Dienste auch die Römer nebenher und, man kann sagen, unwillkürlich der Menschheit leisteten, das

„Tu regere imperio populos, Romane, memento“

ist aus jenem zum Wahne verkehrten Nationalgefühle gesprochen, wie es die Geschichte unserer Zeit wiedergesehen und als Chauvinismus gebrandmarkt hat.

Eine ganz andere Gestalt, als bei den indogermanischen Vätern unserer Bildung, nimmt das Nationalgefühl bei den Semiten an. Die Juden sind sich das auserwählte Volk Gottes. Ihrer Meinung nach im Besitze des allein wahren Glaubens, der Kenntniß des mächtigsten Gottes

und der allein ihm gefälligen Opfer und heiligen Gebräuche, verabscheuen sie alle übrigen Völker als Götzendiener, gegen welche jede Gewaltthat ihnen nicht nur erlaubt däucht, sondern sogar durch Priestermund ausdrücklich befohlen wird. Ohne Staatsleben, ohne Kunst und Wissenschaft, gehen sie auf in einer auf besondere Zustände kleinlich zugeschnittenen Ethik. Geistliche Hoffahrt und Unduldsamkeit waren das ursprüngliche semitische Nationalgefühl, welches die bittere Schule der Unterdrückung freilich vielfach gemildert, ja in Nathan'sche Weisheit umgewandelt hat.

Zum zweiten Male bricht die semitische Sinnesart, gleich einem verzehrenden Wüstenwind, hervor im Islam, so mächtig, daß sie auch des Rassengefühles Herr wird, und von den Malaien der Sundainseln bis zu den Hamiten an den Säulen des Hercules, von den Mongolen der asiatischen Steppe und den typischen Kaukasusstämmen bis in's Herz des schwarzen Continentes, Millionen aller Farbe durch Glauben und Blut zu Einem künstlichen Volksthume zusammenschweißt, welches noch heute, nach mehr denn tausend Jahren, den Giaour anspeit, wie Ein Mann.

Eine ähnliche Versöhnung der nationalen Unterschiede bewirkte im mittelalterlichen Abendland, auf dem durch die römische Weltherrschaft vorbereiteten, durch die Völkerwanderung durchpflügten Boden, das semitisch geborene, durch griechische Einflüsse allgemein menschlich gewordene Christenthum. Neben dem Gegensatze zwischen Christenthum einerseits, andererseits Heidenthum, Judenthum und Islam, verschwand der Gegensatz zwischen den europäischen Nationen, wie sie aus dem Gewühl jener Katastrophe hervorgingen: um so mehr, als sie lange ein buntes Gemisch der Eingeborenen mit den mehrfach übereinander gelagerten und durcheinander geschobenen Massen der Einwanderer darstellten. Noch heute nennt sich der Spanier emphatisch Christiano, im Gegensatze zum Akatholiken jeder Ueberzeugung, und zum Thier. Neben dem Gegensatze zwischen der rohen Menge der Barbaren und den wenigen Gebildeten, in denen die antike Cultur kümmerlich fortsickerte, verschwand der nationale Unterschied zwischen den Gebildeten: um so sicherer, als Latein die allen Gebildeten gemeinsame Umgangs-, Schrift- und Geschäftssprache blieb. Das Lehnswesen, das römische Königthum griffen über alle nationalen Unterschiede fort. Schwäbische Kaiser hielten Hof in Sicilien. Vollends die Kirche überwob die ganze Christenheit mit einem Netze national indifferenter Machtfäden. Die besten Köpfe eder Nationalität reihte sie sich ein, um sie als gleichartige Werkzeuge in die Welt zu senden; damals wie heute hob die Tonsur die Nationalität auf. In den Klöstern, insbesondere gleichen Ordens, lebten über die ganze Welt zusammenhängende Genossenschaften. Trotz den unausbleiblichen Reibungen zwischen den Kreuzfahrern verschiedener Nation sahen die von der Kirche betriebenen Kreuzzüge die europäischen Völker einiger denn jemals später. Im Templer- und Johanniterorden vereinigte sich die Blüthe des europäischen Adels zum

Schutze der Pilger und zum Trutze wider den Halbmond. Da sämmtliche Universitäten nur Eine Sprache redeten, herrschte zwischen ihnen eine Freizügigkeit wie die, welche jetzt nur noch die deutschen, deutsch-österreichischen und schweizerischen Hochschulen verbindet. Jünglinge aus allen Ländern strömten in den Universitäten Frankreichs und Italiens zusammen, die, obwol in Nationen getheilt, doch, wie der Name sagt, ein Gesammtheit bildeten. Berühmte Doctoren zogen mit leichtem Gepäck durch die ganze christliche Welt, und fanden sich zu Hause, wo es zu lernen, zu lehren, vor Allem wo es zu disputiren gab. Später, schon im Beginne der Neuzeit, galt Aehnliches von den Landsknechten, welche fochten wo es zu fechten gab, und deren letzte Nachfahren als Schweizer Hellebardiere im Vatican Wache stehen. Nicht minder führten Baumeister und Aerzte, Goldmacher und Sterndeuter damals ein internationales Dasein, wie heute nur Musikvirtuosen.

Genug, obschon die Kämpfe zwischen Kaiser und Papst, zwischen Frankreich und England, zwischen England und Schottland, und andere, mehr oder minder deutlich einen nationalen Hintergrund hatten, so scheint doch klar, daß im Mittelalter das Nationalgefühl im Vergleiche zu anderen, die Culturvölker geistig bewegenden Mächten mehr zurücktrat als im Alterthum und als jetzt, und es entsteht die Aufgabe, das Wiedererwachen dieses Gefühles zu erfassen und sein Wachsen bis zur bedenklichen Höhe zu verfolgen, welche es heut erreicht.

Das wesentlich dabei thätige Moment war unstreitig die Entwickelung der Nationalliteraturen, welche nicht blos jedem Volk einen ihm eigenen idealen Mittelpunkt gaben, sondern auch die völkerverbindende Herrschaft der lateinischen Sprache untergruben. Daher die Italiener in Dante, als vornehmstem Schöpfer der Vulgärsprache, trotz seiner Ghibellinischen Gesinnung, mit Recht einen der geistigen Urheber ihres heutigen nationalen Daseins feiern.

Dann kommt in Betracht die Schwächung der römischen Kirche durch die Reformation. Während der Humanismus seinem Wesen nach ausgleichend auf die Nationalitäten wirkte, war er durch Vorbereitung der Reformation doch auch im anderen Sinne thätig. In Deutschland hätte die Reformation doppelt auf Entwickelung des Nationalgefühles wirken können, weil es vorzüglich Sitz der Bewegung war, und weil die Luther'sche Bibelübersetzung der neuen deutschen Sprache Aehnliches bedeutet wie die Göttliche Komödie der italienischen; allein der dreißigjährige Krieg lähmte vorläufig jeden Aufschwung, und schüttelte die Völker in Centraleuropa so durcheinander, daß sie erst allmählich zum Bewußtsein ihrer natürlichen Beziehungen kamen. Auch der Abfall der Niederlande wäre hier zu nennen, der, anfangs nur auf Gewissensfreiheit gerichtet, bald nationale Färbung annahm.

Die Entdeckung der Neuen Welt steckte mehreren europäischen Nationen eigene Ziele, und eröffnete ihnen besondere Vorstellungskreise.

Endlich entstanden auf den Trümmern der Lehnsherrschaft kräftig centralisirte Monarchien, deren Unterthanen aus dem früheren Völkerchaos um bestimmte Anziehungspunkte sich ballten, und in deren stehenden Heeren sich ein Gefühl von Zusammengehörigkeit entwickeln konnte. Das britische Inselreich, wenn auch schroffe nationale Gegensätze bergend, Skandinavien, der schismatische Osten bildeten von jeher schärfer abgegrenzte Massen. So näherte sich Europa nach und nach Zuständen, in denen die heutigen schon mit deutlicheren Umrissen angelegt sind.

Wenn nun auch in einzelnen Männern, einem Hutten und Frischlin, das Nationalgefühl früh sich lebhaft regte, so dauerte es doch noch lange, bis es in den Vorgrund der Weltbühne drang. Im sechszehnten und siebzehnten Jahrhundert war es der Gegensatz zwischen römisch-katholischer Rechtgläubigkeit und Ketzerei, wie auch zwischen den verschiedenen protestantischen Bekenntnissen, gegen den wiederum der nationale Unterschied zurücktrat. Auch gegenüber der seit der Einnahme Constantinopels von den Türken drohenden Gefahr empfanden sich die Völker Europas wieder als Eins. Niederlande und Schweiz ausgenommen wurde der Continent despotisch regiert; und während die Masse des Volkes in Rohheit versunken, jedenfalls politisch machtlos war, herrschten nach wie vor, durch die Fürsten und neben ihnen, Adel und Geistlichkeit, diese grundsätzlich international, jener oft wenigstens nicht national gesinnt. An Stelle des Lateins trat Französisch als Sprache der Gebildeten und der Diplomatie. Wie früher durch den Gebrauch des Lateins, wurde dadurch internationale Freizügigkeit der Gelehrten, Schriftsteller, Künstler und Talente aller Art ermöglicht. Der Lebenslauf der Menschen war noch minder streng und einförmig geregelt, das administrative und militärische Fachwerk lockerer, bei den mangelhaften Bildungsmitteln die Ueberfüllung mit Capacitäten geringer als jetzt. Die willkürliche Finanzverwaltung erlaubte vollends einem Fürsten, wenn er sonst Sinn dafür hatte, Talente jeder Nationalität um sich zu versammeln und beliebig zu verwenden. Während des Jahrzehends vor Aufhebung des Edicts von Nantes lebten in Paris als Mitglieder der Akademie der Niederländer Christian Huyghens, der Däne Olof Römer, welcher Lehrer des Dauphin, und der Italiener Giovanni Domenico Cassini, welcher der erste Director der neuerbauten Sternwarte war. Der Franzose Descartes war nicht lange vorher bei Königin Christine in Stockholm gestorben. Durch die Aufhebung des Edicts wurden Tausende der besten Köpfe und geschicktesten Hände Frankreichs in die protestantischen Nachbarländer zerstreut. Ihr Erscheinen predigte Abscheu gegen der Maintenon bigottes Regiment; aber gerade sie trugen viel dazu bei, die natürlichen Gegensätze zwischen deutscher und französischer Volksart zu mildern und manche Vorurtheile zu berichtigen.

Im achtzehnten Jahrhundert treffen wir hier in Berlin Friedrichs Tafelrunde, an der Spitze dieser Akademie den Franzosen Maupertuis,

ſpäter den Piemonteſen Lagrange; in Paris eine literariſche Rolle ſpielend die Deutſchen Holbach und Grimm. Voltaire und den Encyklopädiſten kam es nicht in den Sinn, mit ihren Ideen, Wünſchen, Beſtrebungen auf Frankreich ſich zu beſchränken. Wenn ſie auch eingeengt blieben in gewiſſe ihnen als Franzoſen angeborene oder unvertilgbar eingeprägte Vorſtellungen, ſo dachten ſie ſich doch in's Weite. Ihre Theorien waren meiſt mehr als verfrüht, auf rationaliſtiſchen Sand hinfällig gebaut; aber ſie meinten damit die ganze Menſchheit zu beglücken, und darauf kommt es uns hier allein an. Philanthropie wurde die Loſung der Zeit. Die Freimaurerei, welche keine Nationalität, ſondern nur Menſchenthum kennt, ſtand in höchſter Blüthe. Der Kosmopolitismus, ausdrücklich zur Lehre erhoben, öffnete allen Völkern die Arme. Die jungen Vereinigten Staaten Nordamerikas durften am wenigſten im allgemeinen Bruderbunde fehlen, und ſelbſt auf die fernen Polyneſier, die man durch Cook anfangs etwas zu vortheilhaft kennen gelernt hatte, erſtreckte ſich die Zärtlichkeit. Es iſt culturgeſchichtlich bemerkenswerth, und ganz im Einklange mit der geringen Stärke des Nationalgefühles im vorigen Jahrhundert, daß zur Theilung Polens wol hier und da aus politiſchen Gründen ſcheel geſehen wurde, daß aber das Tragiſche des Ereigniſſes, wie es uns erſcheint, an dem damaligen ſonſt ſo empfindſamen Geſchlechte ziemlich ſpurlos vorüberging.

Dieſelbe kosmopolitiſche Stimmung wiederhallt in Schillers jugendlichen Ueberſchwenglichkeiten, dem Lied an die Freude, dem Don Carlos. Zwar machte ſich in Deutſchland, nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts, eine nationale Strömung von einiger Gewalt bemerkbar. Zur Abwehr der ſeit dem dreißigjährigen Kriege die deutſche Literatur beherrſchenden franzöſiſchen Einflüſſe holte Klopſtock aus der ſkandinaviſchen Götterlehre und dem germaniſchen Alterthum einen national ſein ſollenden poetiſchen Apparat hervor. Der Göttinger Hainbund folgte Klopſtock auf dieſem Wege, und Goethe ſelber ſchlug im Götz und in der Jugendſchrift über das Straßburger Münſter vorübergehend, und mit dem ihm eigenen künſtleriſchen Tact, den nationalen Ton an. Aber dies bedeutete ſo wenig, wie die vereinzelten patriotiſchen Anläufe Leſſings, Gleims, Juſtus Möſers und Anderer. Das deutſche Volk im Ganzen blieb national wie politiſch gleichgültig, und die deutſche Literatur der klaſſiſchen Periode iſt gerade einzig dadurch, daß ſie allen Völkerſtimmen gelauſcht, in allen Tönen ſich verſucht, in helleniſchem Schönheitsthau ſich geſund gebadet, und mit Shakeſpeares Genius Umgang gepflogen hat. „Ihr unermeßlich Reich iſt der Gedanke", und nichts verfehlter und widriger zugleich, als das Beſtreben ungebildeter Agitatoren, Schiller zu ſich in's Parteigewühl herabzuzerren, und ihn wegen einiger aus der dramatiſchen Situation hervorgegangenen Schlagwörter im Tell, denen eine Menge anders klingender entgegenſteht, zum nationalen Dichter im Sinne des Wortes auf-

zubauschen. Nationaler Dichter war er, ja, aber insofern, als Weltbürgerthum das ächte deutsche Nationalgefühl ist.

Während Deutschland noch in kosmopolitischen Träumen sich wiegte, bereitete sich jenseit des Rheines der Umschwung vor, der fortan das Nationalgefühl zum wichtigsten Hebel der Weltgeschichte machen sollte. Von der Levée en masse im Jahre 1792 schreibt sich die übermäßige Erregung dieses Gefühles bei den Franzosen her. Nur zu leicht gelang es dem tiefen Kenner des gallo-römischen Wesens, dem ersten Napoleon, diese Erregung weiter bis zur Volkspsychose des Chauvinismus zu steigern, der ihm als Werkzeug seines eigenen Kaiserwahnsinns dienen sollte. Man hat bisher vielleicht nicht gebührend beachtet, daß seltsamerweise Jean Jacques Rousseau, unstreitig sehr gegen seine Absicht, die Wege dazu dem Imperator ebnen half. Denn er war es, der, in seiner Jugend durch den Anblick des Pont du Gard für Römergröße entflammt, später in Paris die Römertugend zur Mode machte. Auf die dem Mucius Scaevola und Horatius Cocles, den Gracchen und Scipionen, dem Marius und Sulla nacheifernden Republikaner war es dann schon leichter, einen Caesar folgen zu lassen.

Das Weitere ist bekannt. Ueberall im zertretenen Europa erhoben sich die Völker im Namen des mißhandelten Nationalgefühles. Spanien, Rußland, Deutschland gaben dem wiedererstandenen Römerthum eine nachdrückliche Lehre; und diesmal wurde Karthago nicht geschleift. Aber bei den kriegerischen Vorgängen hatte es sein Bewenden nicht. Die empörten Wogen des Nationalgefühles ließen sich nicht wieder stillen. Vergebens goß veraltete Staatskunst diplomatisches Oel in die brausende Völkersee. Mit den nationalen Strebungen verbanden sich zu gemeinsamer Wirkung politische Forderungen. Die Geschichte des Jahrhunderts war seitdem die Geschichte nationaler Kämpfe, aus denen Hellas, Belgien, Ungarn, Italien und das neue deutsche Reich als nationale Staaten hervorgingen.

Die Herrlichkeit des so für Deutschland Errungenen zu preisen, werden wir so wenig müde, wie sein Liebesglück zu singen der Dichter. Den in frevlem Uebermuth uns zugedachten Ueberfall haben wir siegreich abgewehrt. Dem „Tu regere imperio populos“ haben wir mit dem „Debellare superbos“ geantwortet. Wo wir zerschlagen werden sollten, sind wir doppelt gewaltig stehen geblieben. Einst Spielball Europas, hat jetzt Deutschland fast die Stellung inne, welche einzunehmen Friedrich sich getraute, wäre er König von Frankreich. Und wem danken wir diese Erfolge, welche unsere Herzen mit vaterländischem Stolze schwellen? Nächst Kaiser Wilhelm mit seinen Staatsmännern und Heerführern, dem durch leichtsinnige Herausforderung entflammten, mächtig emporlodernden Nationalgefühle des deutschen Volkes.

Ein Gefühl, welches solche Thaten vollbringen hilft, ist sicher eine der höchsten menschlichen Regungen. Dies Gefühl hat das Große, daß

es zur opferfreudigen Hingabe bis in den Tod spornt. Es hat das Schöne, daß von Palast bis Hütte jeder nicht ganz verwirrte Sinn ihm sich beugt. Es hat das Edle, daß es Gehalt und Würde auch dem niedersten Dasein verleiht. Wie der Ahnenstolz, kann der Nationalstolz in lächerliche Aufgeblasenheit ausarten; denn mit fremden Federn sich schmücken ist albern. Aber gleich dem Ahnenstolze, richtet auch der Nationalstolz an die Einzelnen die Forderung, hinzugehen und derer sich würdig zu zeigen, mit deren Verdienst sie prangen.

Die Menschheit, bemerkt David Friedrich Strauß, ist für die meisten Menschen ein zu hoher, zu unbestimmter Begriff, um sich dafür zu erwärmen; sie bedürfen des Mittelgliedes der Nation, ihrer Nation, um vermöge dieses faßbaren Gedankens aus der Beschränktheit ihres Daseins und der Enge ihrer Selbstsucht sich zu erheben: „zum Menschheitsgefühl rankt man sich nur am Nationalgefühl empor."

Es wäre leicht, im Lobe des Nationalgefühles fortzufahren. Im Augenblicke, wo bei allen europäischen Völkern dies Gefühl heftig entzündet ist, wo insbesondere wir Deutsche uns etwas darauf einbilden, daß wir, Versäumtes nachholend, im Nationalgefühl es anderen Völkern gleich- und zuvorthun: in diesem Augenblicke liefe solche Apologie wol auf bloße Redeübung hinaus. Dagegen bedarf es, bei so bewandten Umständen, vielleicht einer gewissen Unabhängigkeit des Urtheiles, um sich selber einzugestehen, und eines gewissen Freimuthes, um öffentlich auszusprechen, daß von etwas anderem Standpunkte gesehen das Nationalgefühl an Werth sehr verliert. Bei unbefangener allseitiger Erwägung erkennt man, daß seine Uebertreibung gefährliche Verirrungen zur Folge habe, und daß seine übermäßige Entwickelung in unserer Zeit in mehrfacher Beziehung ein Rückschritt sei, auf welchen künftige Jahrhunderte hoffentlich mit Befremden blicken werden.

Es ist sehr die Frage, ob die erhebende Wirkung, die das Nationalgefühl auf einen Theil des Volkes übt, nicht überwogen wird durch den Schaden, den es stiftet, indem es zur Ueberschätzung der eigenen, zur Unterschätzung der fremden Vorzüge verleitet; und die neueste Geschichte lehrt hinreichend die bedenklichen Folgen solcher Verblendung. Wie die Vervollkommnung des Einzelnen nicht damit anfängt, daß er seine Vortrefflichkeit sich gegenwärtig hält, sondern damit, daß er seine Fehler begreift, so ist es auch für ein Volk gefährlich, Narcissusähnlich in Selbstbewunderung zu versinken. Als Voltaire im Discours aux Velches den Franzosen unverblümt die härtesten Wahrheiten sagte, ihnen die vielen fremden Quellen ihrer Cultur und die vorzüglichen Eigenschaften auch anderer Völker vorhielt, war der Zustand der Franzosen gewiß ersprießlicher, als da der Verführer sie mit der auf ihre Nationaleitelkeit nur zu sicher berechneten Phrase von der Grande Nation kirrte. So war praktisch wie ethisch dem heutigen Zustand der Deutschen der

Zustand vorzuziehen, da sie noch gern in vielen Stücken ihre Unterlegenheit zu bekennen pflegten. Unter Anführung eines Goethe'schen Wortes hat man den Deutschen ihre zu große Bescheidenheit so oft vorgehalten, daß man sie ihnen glücklich ausgeredet hat. Aber gerade in dieser Bescheidenheit, bei so viel wirklichen Vorzügen, wurzelte ihre Ueberlegenheit nach anderen Richtungen. Gerade weil sie die Vorzüge anderer Nationen bereitwillig anerkannten, gelang es ihnen in manchen Fällen, die von Natur ihnen versagten Vorzüge durch gewissenhafte Arbeit sich anzueignen. Gerade darum heimsten sie, wie ein eifriges Volk von Bienen, aus den Blüthenfeldern des Menschengeistes zu allen Zeiten und bei allen Völkern den Honig ein. Gerade darum gab es für sie allein im Goethe'schen Sinn eine Weltliteratur. Gerade darum waren sie Deutsche; und wer ihnen einreden möchte, daß sie von anderen Völkern nichts mehr zu lernen haben, leistet ihnen einen schlechten Dienst.

Wie die Individuen, haben auch die Nationen die Tugenden ihrer Fehler, und die Fehler ihrer Tugenden. Wir tadeln die Ruhmsucht der Franzosen, ohne zu bedenken, daß die Franzosen eben so entbrannt sind für literarischen, künstlerischen und wissenschaftlichen wie für kriegerischen Ruhm; und daß, wenn sie einen tüchtigen Feldherrn mit uns übertrieben scheinender Verehrung umgeben, sie einem guten Schriftsteller mit eben so reich bemessener Huldigung begegnen. Wir freilich brüsten uns mit unserem objectiven Urtheil, unserer besonnenen Kritik, unserer nüchternen Unbestechlichkeit durch schöne Form; wir vergessen aber, daß wir dafür auch schwer zu entzünden sind wie nasses Stroh, und daß doch unsere Begeisterung nur Feuer von trockenem Stroh ist. Wer in der französischen Literatur einmal einen geachteten Namen, wenn auch geringeren Ranges, erwarb, lebt unvergessen darin fort, und mit andächtiger Sorgfalt wird sein Andenken von späten Nachkommen gehegt. Wer liest bei uns noch Tieck, Jean Paul, Hoffmann, de la Motte Fouqué, Achim v. Arnim, Clemens Brentano, E. C. F. Schulze, Spindler und so viel Andere, ihrer Zeit gefeierte Namen, jetzt Hüter der Leihbibliotheken? Entweder verdienten sie den Beifall nicht, den man ihnen zollte: wo ist dann unser Geschmack? Oder sie verdienten ihn: wo ist dann unsere Pietät?

Im Jardin des Plantes ist von den Erinnerungen an die großen dort einst lebenden Forscher noch heut Alles so voll, daß man meint, einem der Jussieu, oder Hauy, oder Cuvier im Gespräche mit Brongniart auf den Pfaden begegnen zu müssen, die sie täglich wandelten. Wer spricht bei uns noch von Eilhard Mitscherlich und Johannes Müller, die vor nicht einem Menschenalter von uns schieden?

Der gegenwärtige Zustand Europas, in welchem die Nationalitäten einander gereizt gegenüberstehen, ist einfach barbarisch, und diesen Zustand heraufgeführt zu haben, eine der verderblichsten Thaten der Napoleoniden. Wir sahen, daß die Entwickelung des Nationalgefühles, etwa wie die des

Gefühles für Naturschönheiten, eine neue Erscheinung im Geistesleben der modernen Völker ist; daß im achtzehnten Jahrhundert, auf welches der Menschengeist doch sonst stolz sein kann, das Nationalgefühl noch schlummerte; und daß erst die politischen Ereignisse um den Anfang unseres Jahrhunderts es wachriefen und alsbald zu krankhafter Höhe steigerten. Schmählich sticht diese geistige Scheidung der Völker ab gegen die gleichzeitige Ausbildung der Verkehrsmittel. Als die Gelehrten Europas ihre Entdeckungen durch Briefe sich mittheilten, welche seltene Posten für schweres Geld langsam und unsicher hin- und hertrugen, war in mancher Hinsicht ihre Verbindung inniger, als in den Tagen des Weltpostvereins. Wir sahen auch, daß das Nationalgefühl einer bestimmt angebbaren, thatsächlichen Grundlage entbehrt. Einen aus der menschlichen Natur fließenden zwingenden Grund für Spaltung der Culturmenschheit in lauter feindseligen Blickes einander messende Nationalitäten gibt es also nicht. Im Gegentheil, wie das hell leuchtende Beispiel der Schweiz uns zeigt, können verschiedene Nationalitäten in Staatsgemeinschaft leben, und nicht nur gut sich vertragen, sondern sogar gemeinsames vaterländisches Gefühl empfinden. Ob dies wol, wie in convexem Zauberspiegel gesehen, das verkleinerte Bild eines zukünftigen Weltalters ist?

Leider ist so viel leichter, zu entzweien, als zu versöhnen, so viel schwerer, die guten, als die schlechten Seiten der menschlichen Natur aufzuregen. Ein Zustand, wo die Nationalitäten zu gemeinsamer Annäherung an die Ziele der Menschheit sich wieder friedlich die Hände reichen und in diesem Streben als Glieder eines Ganzen empfinden; wo als Feind nur gilt, wer dem Ganzen oder einem der Glieder irgend ein Joch aufzulegen, oder seinen Fortschritt zu hemmen unternimmt: solch glücklicher Zustand wird nur in Utopien zu finden sein. Die Nationalitätenfrage, mit den politischen Interessen zu Einem Wirrsal verflochten, wird sobald nicht aufhören, die Welt zu beunruhigen; und so lange die Völker den Kampf um's Dasein statt mit geistigen, mit leiblichen Waffen führen, wird das Nationalgefühl der Massen dem Staate, für den es eintritt, eine furchtbare Kriegsmaschine bleiben. Eine Nation ohne Nationalgefühl wäre, wie ein nach dem Evangelium den andern Backen darbietender Christ, zu gut für diese beste der möglichen Welten.

Lassen wir also, vom praktischen Standpunkt, das Nationalgefühl in seinen Ehren und Würden. Schlagen andere Völker an das Schild ihrer Nationalität, so wollen auch wir laut an das der unseren schlagen. Aber bleiben wir uns bewußt dessen, was wir thun. Suchen wir uns schwebend zu erhalten über dem Kampfe, zu welchem wir, unserer Natur nach, nur ungern uns herbeilassen. Diese Stellung allein erscheint würdig der deutschen Nation, ihres idealen Sinnes, ihrer Mäßigung und Unparteilichkeit, ihres angeborenen Weltbürgerthumes. Das Nationalgefühl der Griechen war unbewußter Kosmopolitismus, weil seine Ziele einerlei

waren mit der Menschheit höchsten Zielen. Das Nationalgefühl der Deutschen ist bewußter Kosmopolitismus, weil sie von der geistigen Höhe, in der sie zu leben gewohnt sind, ringsum weit in die Welt schauen. Lassen wir den Furor nationalis (wenn die Wortbildung erlaubt ist) den Völkern engeren Gesichtskreises, vor Allem jenen halbgebildeten, untergeordneten Nationen, welche vor der Hand kein anderes Mittel haben, ihr Volksthum geltend zu machen, als immer davon zu reden. Und obschon eine brüderlich geeinte Culturmenschheit, der die nationalen Unterschiede nur noch zur Unterhaltung belebenden Wetteifers dienen, als unendlich fernes Ideal erscheint, wollen wir für unseren Theil es doch machen, wie in ähnlichen Fällen die Wissenschaft, und jenem Ziel uns zu nähern streben, als wäre es erreichbar.

Es mag fremdartig klingen, wenn in akademischen Hallen eine Denkart gepriesen wird, die sonst nur Redner und Presse der schwarzen und der rothen Internationalen predigen, die Feinde des Lichtes und die Feinde der Ordnung. Allein die Wissenschaft ist ihrem Wesen nach weltbürgerlich. Wenn auch das nach dem Kriege plötzlich wieder hervortretende, immer etwas erkünstelte Bestreben der deutschen Kunst, ihre Motive den nebelhaften Anfängen deutscher Sage zu entlehnen, wenig Sicherheit des Geschmackes verräth, so ist die Berechtigung der Kunst überhaupt zu nationaler Haltung doch unverkennbar; die Wissenschaft ist dieselbe für alle Menschen. Nur in gewissem Sinn ist es nicht sinnlos, von einer französischen oder deutschen Physik oder Chemie zu reden. Am Ausbau der Wissenschaft betheiligen sich alle Culturvölker im Maße wie sie diesen Namen verdienen; jedes wirkt auf alle zurück, und auch die begabteste und geistig fruchtbarste Nation könnte nicht ungestraft sich wissenschaftlich absperren.

Daher darf die Wissenschaft beklagen, daß das Band, welches bis über die Mitte des vorigen Jahrhunderts die lateinische Sprache um die Gelehrten aller Nationen und aller Fächer schlang, für immer gelöst ist. Hätten Naturforscher und Aerzte fortgefahren, zu ihren internationalen Zwecken lateinisch zu schreiben, so wäre das Latein, dem Fortschritt der Wissenschaft allmählich folgend, im Stande geblieben, ihnen als allgemeine Gelehrtensprache zu dienen. Allmähliches Anschmiegen an neue Gedanken hat aus Ciceros und Caesars Latein die Sprache Newtons, Linnés und Hallers gemacht: sicher aber entfernte sich Hallers, Linnés und Newtons Begriffswelt mehr von der Caesars und Ciceros, als von der unseren. Mathematik und Astronomie wußten bis vor Kurzem sich lateinisch auszudrücken; Botanik und Zoologie verfassen noch jetzt lateinische Diagnosen; und die lateinischen Schriften Johannes Müllers, Ernst Heinrich Webers, ja noch jüngere, beweisen, daß auch Anatomen und Physiologen unserer Zeit die Toga nicht zu unbequem ist.

Uebrigens wäre es kein so großes Unglück, wenn der Zwang, den

immerhin das Latein auferlegen würde, das wissenschaftliche Schriftstellern etwas erschwerte. Ein kleines äußeres Hinderniß wehrt leichtsinniger Production. Die Alten verdankten Kürze und Prägnanz ihrer Schreibart zum Theil gewiß der Unvollkommenheit ihrer Schreibmaterialien. Wer seine Worte in Stein hauen muß, schreibt Lapidarstil.

Doch das sind eitle Träume. Eine internationale Gelehrtensprache kehrt nicht wieder, und die Naturwissenschaft wird fortfahren, eine französische, englische, italienische, holländische, skandinavische, deutsche Literatur zu haben. Wie lange wird es dauern, und es werden auch die in verschiedenen anderen Sprachen schon jetzt erscheinenden Schriften nicht länger unberücksichtigt bleiben dürfen, ja in fernen Zeiten müssen wir uns heute noch ungeborene Literaturen als erwachsen und vollberechtigt vorstellen.

Wir Deutsche können damit insofern zufrieden sein, als uns so Gelegenheit gegeben ist, unsere linguistische Ueberlegenheit zu verwerthen. Die westlichen Culturvölker sprechen und schreiben ihre Muttersprache im Allgemeinen ungleich besser als wir die unsere; dafür gelingt ihnen meist nur schwer, fremde Sprachen zu erlernen. Die deutschen Naturforscher können leider oft kein Deutsch; dafür theilen sie mit denen anderer germanischen Völker den Vorzug, in allen Literaturen fast gleichmäßig zu Hause zu sein, und die darin sich häufenden Thatsachen zu beherrschen.

Bei ihrer Unkenntniß des Deutschen entdeckten fremdländische Forscher oft zum zweiten Mal bei uns längst bekannte Dinge. Auch eines Besseren belehrt, entlehnten sie dann nicht selten der Selbständigkeit ihres Fundes das vermeintliche Recht, ihren deutschen Vorgänger nur nebenher oder gar nicht zu erwähnen. Die Deutschen dagegen bewiesen, was ihnen weit mehr zum Lobe gereicht als ihre Sprachkenntniß, in der Wissenschaft stets vollkommene nationale Unparteilichkeit. Ja sie dachten nicht einmal an die Möglichkeit nationaler Eifersucht zwischen Gelehrten, welche nichts suchen als die Eine Wahrheit, sondern lebten, in der Idee, mit den Forschern aller Länder wie mit ihresgleichen, ohne zu ahnen, wie wenig gegenseitig diese Empfindungsweise meist schon darum ist, weil die Ausländer so wenig von uns wissen

Bei anderen Nationen gab man sich stets große Mühe, den Keim neuer Entdeckungen bei sich nachzuweisen, was auf die eine oder andere Art ja stets gelingt. Den deutschen Gelehrten verlangte es nur, den wahren Keim zu finden, gleichviel ob bei einem Landsmann oder einem Ausländer, und nie zögerte er, einen Ausländer als muthmaßlichen ersten Urheber einer Entdeckung zu nennen, sobald im Geringsten Grund dazu war. Einen Act geschichtlicher Gerechtigkeit zu üben, freute ihn viel mehr, als es ihn kränkte, Deutschland eines zweifelhaften Ruhmes zu berauben.

Ebenso lag es dem deutschen Gelehrten fern, die Bedeutung einer ersten, zufälligen Beobachtung zu übertreiben, um daraus für Deutschlands wissenschaftliche Ehre Capital zu schlagen. Welches Gewicht hätte man

nicht anderswo der bei uns ganz unbeachteten Thatsache beigelegt, daß die erste galvanische Erscheinung, welche noch dazu Volta den Schlüssel zu Galvanis Versuchen gab, hier in Berlin von einem unserer Vorgänger beobachtet wurde! Das Nationalgefühl verblendet den deutschen Gelehrten nicht darüber, daß Hervorsuchen solcher Priorität eine zweischneidige Waffe ist. Denn wenn ein in England lebender irischer und ein schottischer Physiker (deren Ruhm übrigens keiner Nachhülfe bedarf) zehn Jahre vor Kirchhoff und Bunsen die Spectralanalyse in der Tasche hatten, warum machten sie nicht daraus dasselbe wie Bunsen und Kirchhoff?

Warum? Ein neuerlich vielgenannter schottischer Gelehrter sagt es uns in seinen „Vorlesungen über einige neuere Fortschritte der Physik."*) Die deutschen Forscher sind von Allem unterrichtet, was in der Wissenschaft geschah, oder sie haben wenigstens Jemand zur Seite, der es ist. Wenn nun ein Deutscher auf eine neue Idee kommt, so kann er sogleich erkennen, oder sich sagen lassen, ob schon ein Anderer sie hatte oder nicht, und im letzteren Falle die Idee drucken lassen und so sich die Priorität sichern; dagegen die armen Briten die schönsten Entdeckungen von der Welt machen, ohne auch nur zu ahnen, daß sie auf etwas Neues gestoßen seien: wie der Bourgeois gentilhomme reden sie Prosa, ohne es zu wissen, und lassen sich so die Priorität entgehen. Die arglistigen Deutschen, welche, anstatt wie andere harmlose Völker mit ihrer Muttersprache sich zu begnügen, noch in fremde Sprachen sich einschleichen, um zu belauern, was für Entdeckungen darin zu Tage treten!

Der unangenehme Eindruck, den diese von nationaler Mißgunst eingegebene Auseinandersetzung erweckt, wird durch andere Stellen derselben „Vorlesungen" erhöht. Der Verfasser macht sich zur besonderen Aufgabe, die Geschichte des Gesetzes der Erhaltung der Energie aufzuklären, und führt dabei dies Gesetz zurück auf das dritte Newton'sche Bewegungsgesetz der Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung. Newtons zweite Auslegung seines dritten Gesetzes, sagt er, ist ein nahezu vollständiger Ausdruck der Erhaltung der Energie.

Da die Mechanik auf Newtons Bewegungsgesetzen ruht, läßt sich die Erhaltung der Energie natürlich irgendwie aus ihnen heraus- oder vielmehr in sie hineinlesen. Auch soll nicht bezweifelt werden, daß ein Kopf wie Newton im Stillen so viel von der Erhaltung der Energie wußte, wie zu seiner Zeit möglich war. Eine andere Frage ist, was er davon hielt, und welche offenkundige Stellung er in seinen Werken dazu einnimmt. Wer mit der Geschichte dieser Lehre vertraut ist, kennt Descartes' ursprünglichen, aber verfehlten Gedanken; dessen Berichtigung

*) P. G. Tait, *Lectures on some Recent Advances in Physical Science with a special Lecture on Force.* Second Edition, revised. London, Macmillan and Co., 1876. — Deutsche autorisirte Ausgabe von G. Wertheim. Braunschweig, 1877.

durch Leibniz; Leibniz' mit der heutigen im Wesentlichen sich deckende Auffassung der Körperwelt. Er weiß, daß Newton in der „Optik" Descartes' Meinung gleichfalls widerlegt, jedoch ohne deren Berichtigung durch Leibniz zu erwähnen, und ohne selber diese Berichtigung vorzunehmen; daß der Weltbau-Denker zur Ausbesserung des durch gehäufte Störungen schadhaft gewordenen Planetensystemes Gott zu Hülfe ruft, was schlecht zur Erhaltung der Energie paßt. Dem Kenner der damaligen Zustände wird es nicht unmöglich scheinen, daß die Mißhelligkeiten zwischen Leibniz und Newton diesem den Gegenstand verleideten, und Ursache wurden, daß das Gesetz der Erhaltung der Energie in England weniger Beifall fand. Sicher ist, daß auf dem Continente während der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts dies Gesetz, in der ihm von Leibniz ertheilten Gestalt, Gemeingut der wissenschaftlich Gebildeten war wie nur heute. Dies sind nicht etwa tief verborgene Dinge, sondern es ist leicht, in der Literatur der letzten zehn Jahre sich darüber zu unterrichten. Wem dies Alles vorschwebt, der kann zum künstlichen Bestreben, Newton an die Spitze derer zu stellen, welchen wir das Gesetz der Erhaltung der Energie verdanken, nur die Achsel zucken. Dem Verfasser der „Vorlesungen" ist die Geschichte, auf welche er Licht zu werfen unternimmt, und über deren spätere Wendungen er so schroff urtheilt, vielleicht doch nicht hinreichend bekannt, und so stellt er sich dem Verdacht bloß, den leider seine übrigen Schriften nicht entkräften, daß zuweilen das feurige Keltenblut seiner Heimat mit ihm durchgeht und ihn dann zum wissenschaftlichen Chauvin macht.

Der wissenschaftliche Chauvinismus, von welchem die deutschen Gelehrten bisher sich frei hielten, ist gehässiger als der politische in dem Maße, wie man von wissenschaftlichen Männern mehr als von politisch erregten Massen sittliche Haltung verlangt. Bleibe er uns auch in Zukunft fern! Lassen wir uns durch die gegenwärtige Wallung des Nationalgefühles in Europa in unseren geistigen Gewohnheiten nicht irren. Trotz der bei anderen Völkern bald hier bald da hervortretenden gereizten Stimmung möge unter uns die Ueberlieferung einer ohne Ansehen der Nation geübten wissenschaftlichen Gerechtigkeit, und der ernsten literarischen Arbeit, welche sie voraussetzt, unverloren sein. Möge dem deutschen Weltbürgerthume, wenn die Stürme der Zeit es denn anderswo nicht mehr dulden, unser Musentempel eine sichere Zuflucht bleiben.

# Kleopatra.

Von

**H. Nissen.**

— Göttingen. —

In alten Zeiten bestand zu Rom die Sitte, daß die Rathsherren ihre Söhne in die Sitzungen mitbrachten. Die Knaben wurden derart von früher Jugend an in die Staatsgeschäfte eingeweiht und auf ihren künftigen Beruf vorbereitet, einstens die Stelle der Väter einzunehmen und das Gemeinwesen zu regieren in Zucht und Ehren, mit Weisheit und Verstand. Eines Tages dauerte die Sitzung lange, der Senat verhandelte über eine schwierige Sache und verschob zuletzt den Beschluß auf den folgenden Tag, indem er Jedem einschärfte, einstweilen nichts von der Verhandlung verlauten zu lassen. Die Jungen gingen mit ihren Vätern ehrbar nach Hause; unter ihnen war einer der hieß Papirius, der klügste von allen. Wie Papirius nach Hause kommt, fragt seine Mutter, was denn der Senat so lange betrieben habe. Der Sohn nimmt eine Amtsmiene an und erwidert, das dürfe er nicht sagen. Die Mutter besteht darauf, es zu wissen, er weigert die Auskunft; sie wird ärgerlich und droht. Der Junge geräth in arge Verlegenheit; plaudern darf er nicht, Ohrfeigen will er nicht, also muß er lügen. Der Schalk besinnt sich nicht weiter. „Mutter," sagt er, „im Senat ist ganz etwas Wichtiges vor und Du darfst es keinem Menschen nachsagen, wenn ich Dir's verrathe." Die Mutter beruhigt ihn ihrer Verschwiegenheit. Der Schalk fährt fort: „Mutter, der Senat meint, so gehe es nicht länger; mit den Frauen sei kein Auskommen mehr. Den ganzen Tag haben sie darüber Reden gehalten, ob es für das gemeine Beste zuträglicher sei, jedem Mann zwei Frauen oder jeder Frau zwei Männer zu geben. Einig sind sie nicht geworden und wollen's noch mal beschlafen. Aber morgen wird abgestimmt und dann tritt das neue Gesetz sofort in Kraft." Nach dieser Meldung hatte Papirius' Mutter Besorgungen in der Stadt und bevor die Sonne sich neigte, war die wichtige Mär zur Kunde sämmt-

licher Matronen Roms gelangt. Die Frauen trafen ihre Verabredung in tiefster Stille, die Männer merkten nichts. Die Rathsherren legten sich ruhig schlafen, um Stärkung zu gewinnen für ihren schweren Beruf und am nächsten Tag fortzuregieren in alter Weise. Der Morgen kam und bedächtig wanderten sie dem Rathhause zu. Da entlud sich das Gewitter, das am gestrigen Abend über ihren Häupten aufgezogen war. Die Vorhalle, die Treppe zum Rathhaus, der ganze Markt, die Zugänge zum Markt: alles gedrängt voll von Frauen. Alt und jung, arm und reich, gesund und krank, keine Matrone Roms hatte sich von dem allgemeinen Aufgebot ausgeschlossen. Die Herren vom Rath werden einzeln mit Bitten und Vorstellungen in Empfang genommen, mit Thränen und Beschwörungen geleitet. Sie wissen nicht, was das bedeuten soll. In den mannichfaltigsten Tonarten schlägt immer die gleiche Melodie an ihr Ohr: jede verlangt zwei Männer, jede erklärt, mit einer anderen Frau nun und nimmer auskommen zu können. Sie wissen nicht, ob in dem eigenen Kopf oder ob in den anderen Köpfen etwas sich verkehrt hat. Endlich sind sie alle im Rathhaussaal glücklich beisammen und harren des Räthsels Lösung. Der Senat sieht den Consul an, der Consul sieht den Senat an; sie hätten lange schweigend dasitzen und die Köpfe schütteln können, wenn nicht der kleine Papirius hervorgetreten wäre und gebeichtet hätte, wie er gestern gezwungen worden sei, seine Mutter zu belügen. Nun ward der Zusammenhang klar. Die alten Herren waren von der Verschwiegenheit und Klugheit des Knaben entzückt und gaben ihm alle der Reihe nach einen Kuß; dann setzten sie sich hin und faßten den Beschluß: um die Geheimnisse von Rath und Stadt nicht wieder zu gefährden, sollten alle Knaben bis auf Papirius nach Hause gehen und künftig fortbleiben. Damit war der Schwank zu Ende, Alles verblieb wie bisher beim Alten und nur die Klugheit des kleinen Papirius war bekannt geworden. Meine Damen! Die Wahrheit dieser Geschichte will ich nicht verbürgen; der alte Cato hat sie mal den Römern erzählt zum Beweis, daß auch der größte Unsinn Glauben findet. Sie dürfen ihm nicht verargen, daß die Spitze der Erzählung sich gegen die Frauen richtet. Die Römer pflegten außer dem Hause in derartigen Späßen sich schadlos zu halten für das strenge Regiment, das ihrer daheim wartete. Der Einfall, als ob ein Mann zwei Frauen oder eine Frau zwei Männer haben könnte, war für die Römer zu Catos Zeiten ebenso komisch, weil ebenso unmöglich, wie für uns. Andere Völker, ja die meisten derselben würden den Spaß nicht verstanden haben, noch jetzt verstehen; denn die Monogamie ist die specifisch europäische Form der Ehe. Die Heiligkeit der Ehe bildet den Eckstein, auf dem die Civilisation des Abendlandes ruht, den Eckstein, auf dem die Europäer eine Herrschaft haben gründen können, welche nunmehr den ganzen Erdball umspannt. Unsere Auffassung der Ehe ist weder von Natur gegeben, noch wurzelt sie in dem Boden des

Erdtheils durch einen müheloſen Zufall gepflanzt; ſie hat in hartem Kampfe errungen und behauptet werden müſſen. Sie iſt Naturvölkern unbekannt, wie ſie denn zu Anfang unſerer Zeitrechnung den Deutſchen noch fehlte. Arioviſt, der erſte deutſche Fürſt, von dem wir nähere Kunde beſitzen, hatte eine deutſche Frau. Aber nachdem er im Elſaß unter den Galliern eine Herrſchaft gegründet, ſo heirathete er eine galliſche Prinzeſſin dazu. Aehnliche Doppelverbindungen ſind unter dem hohen deutſchen Adel nicht ſelten. Wie bei den Naturvölkern iſt die Polygamie ferner in den Despotien des Morgenlandes zu Hauſe und hat ſich hier behauptet von den älteſten Zeiten bis auf den heutigen Tag. Mehr als einmal hat die orientaliſche Despotie die Freiheit und die Sitte des Weſtens bedroht. Dritthalb Jahrtauſende hindurch hat der Kampf zwiſchen Morgen- und Abendland hin und her getobt. Es iſt zugleich ein Kampf geweſen zwiſchen Monogamie und Polygamie und wo immer die fremde Despotie Boden gefaßt, hat ſie ſich bemüht, die Frau aus der Stelle einer gleich berechtigten Genoſſin des Mannes zu entfernen und zur Dienerin herab zu drücken. Eine eigenthümliche Epiſode aus dieſen Kämpfen möchte ich Ihnen in dieſer Stunde ſchildern, die an den Namen einer großen, vielgeſchmähten Königin anknüpft. Ich darf nicht erwarten, daß Sie ihr Sympathien entgegentragen. Kleopatra war dem Abendland eine gefährliche Feindin; der Haß, den ſie im Leben erregt, hat ihr Andenken verfolgt. Sie gehört einer Welt an, die wir uns ſchwer vergegenwärtigen können und der wir deshalb auch nur mit Mühe Gerechtigkeit zollen. Aber ich darf hoffen, daß die Bedeutung des Gegenſtandes Ihrer Beachtung werth erſcheinen wird.

Von der letzten Königin Aegyptens habe ich zu erzählen, dem Abſchluß einer vieltauſendjährigen Geſchichte. In unvordenklichen Zeiten hatte die Cultur an den Ufern des Nils ihre Stätte aufgeſchlagen. Der große wunderbare Fluß mit ſeiner regelmäßigen Ueberſchwemmung erweckte das frühe Geiſtesleben: in ſeinem engen Thal konnte die Gliederung der Geſellſchaft, die Theilung der Arbeit durchgeführt werden, von welcher aller Fortſchritt abhängt. Von dem klugen erfindungsreichen Volke des Nilthals ſind die Elemente der Bildung geholt worden, die den Menſchen erlöſen ſollten aus den Feſſeln der Natur und der Barbarei. Allmählich befiel Aegypten das Loos, dem despotiſch regierte Staaten ſchwer entgehen, die Schwäche des Alters. Das reiche Land ward die Beute fremder Eroberer, zuerſt der Perſer, dann der Griechen. Alexander der Große hat den erſtarrten Organismus verjüngt und ihn befähigt, noch eine großartige Miſſion zu erfüllen. Er gab dem alten Lande eine neue griechiſche Hauptſtadt am Meer, die beſtimmt war, Mittelpunkt des Welthandels und der Weltwiſſenſchaft zu werden. Unter allen Schöpfungen des großen Königs zeugt keine von gleicher Genialität wie die Anlage von Alexandria. Ptolemaeus Lagi und deſſen Nachfolger haben den Gedanken des Urhebers

in würdigster Weise zur Ausführung gebracht. Die jüngste der Großstädte des Alterthums, ließ sie bald ihre Schwestern weit hinter sich. Alexandria mit seinem vortrefflichen Hafen in der günstigsten Verkehrslage ward der dominirende Weltmarkt am Mittelmeer. Seine Verbindungen reichten in Afrika bis tief unter den Aequator, sie umfaßten Indien und den indischen Archipel, ja selbst das entlegene China. Mit dem Handel verschwisterte sich die Industrie: Linnen-, Glas- und Papierfabrikation wurden hier besonders betrieben. Alexandria war die schönste Stadt des Alterthums, nach großartigem Entwurf in einheitlichem Stil erbaut, von seinen Königen wetteifernd mit Prachtanlagen ausgeschmückt. Die Bevölkerung, gegen eine Million stark, bestand vorwiegend aus Griechen, Aegyptern und Juden. Gewandt und thätig wußten sie die Schätze nicht blos zu sammeln, sondern auch zu genießen, ihre geistige Begabung zeigte sich in ihrem ungewöhnlichen Witze: nirgends gab es schärfere Zungen und nirgends auch war man geneigter, vom Worte zur That zu schreiten, Aufläufe und Krawalle gehörten zur Tagesordnung. Der Zug, der im Charakter der Alexandriner am meisten hervortrat, war ihr Verständniß und ihre Begeisterung für Musik. Sie durchdrang alle Schichten, und der gewöhnliche Lastträger, der weder lesen noch schreiben konnte, erwies sich als untrüglichen Richter gegen jeden verkehrten Griff und jede falsche Note. Zu allen Vorzügen seiner Lage kam das günstige Klima hinzu; Alexandria ist bereits im Alterthum als klimatischer Curort berühmt gewesen. Nach dem Gesagten konnte es nicht anders sein: diese reiche üppige Stadt pflegte alle Künste, die zur Verfeinerung des Daseins dienten und wußte sie in einem anderer Orten unbekannten Grade zu steigern; sie wurde die hohe Schule des Lebensgenusses. Alexandria, schreibt ein Besucher aus den 50er Jahren v. Chr., läßt an Schönheit, Größe, Reichthum, Comfort und Luxus alle anderen Städte weit hinter sich. Doch nicht dies allein; um das Bild zu vervollständigen, müssen wir hinzufügen: auch an geistiger Bedeutung. Alexandria besaß nicht blos die großartigsten wissenschaftlichen Institute und Bildungsmittel, Bibliotheken, Observatorien, botanische und zoologische Gärten; es besaß auch ununterbrochen die größten Gelehrten. Es ward die Heim- und Pflegestätte unserer modernen Wissenschaften, von Mathematik und Astronomie, Naturkunde und Medicin, Geographie und Philologie. Wenn man von einem universalen Standpunkt aus die Leistungen der Weltstädte mißt, die sie zur Vervollkommnung des menschlichen Wissens, zur Vergeistigung des Daseins, zur Erhöhung der Herrschaft des Menschen über die Natur beigetragen haben, so nimmt Rom die tiefste, Alexandria die höchste Stelle ein. Die Stadt der Cäsaren und Päpste liegt auf geistig dürrem Boden, in der Stadt am Nil haben der Genius Griechenlands und die altersgraue Erfahrung des Morgenlandes sich gepaart und aus der Verbindung sind die schöpferischen Gedanken hervorgegangen, welche den Umschwung

zum modernen Culturleben einleiten sollten. Doch ich kann nicht erwarten, mit wenigen Worten Ihnen Alexandria und seine Bedeutung zu charakterisiren; nehmen wir einen Vergleich zu Hülfe. Denken Sie sich die schönste anmuthigste Weltstadt der Gegenwart, die üppig genießende und doch in ernstem Wissen und Können Menschenalter lang unvergleichliche, denken Sie sich Paris an das blaue Mittelmeer versetzt, mit den Reizen einer Seestadt geschmückt, und denken Sie sich weiter das heilige Moskau in seiner urwüchsigen Kraft, seiner mit fremden Culturfetzen geflickten Barbarei — so dürfte der Abstand der beiden Städte, die in den letzten 50 Jahren vor Christi Geburt um den Primat rangen, der Abstand von Alexandria und Rom richtig ausgedrückt sein.

Der Beherrscher Aegyptens ist seit Alters der reichste Mann auf Erden gewesen. Alljährlich in gesetzmäßiger Ordnung verläßt der Nil seine Ufer, überschwemmt die Felder und düngt sie mit seinem Schlamm zu unermeßlicher Fruchtbarkeit, ein fleißiges duldsames Volk bestellt sie und der Ertrag fließt dem König zu, dem einzigen Grundbesitzer des Landes. Ein ehernes Verhängniß lastet über dieser unverwüstlichen Race: vor 5- und 6000 Jahren mußten die Fellahs die Ziegel streichen für den Bau der Pyramiden, der größten Bauwerke, die Menschenhand je errichtet; ihr heutiges Loos ist äußerlich kaum verändert. Wol aber hat die elende Türkenwirthschaft den Nilsegen bedeutend verringert, viel Ackerland versanden lassen und in Folge dessen die Bevölkerung auf die Hälfte reducirt. Sie zählt gegenwärtig ca. 4 Millionen, im Alterthum ohne die griechische Hauptstadt $7\frac{1}{2}$ Millionen. Der Schweiß von 4 Millionen Fellahs reicht freilich hin, um dem Khedive einen Luxus zu gestatten, an den kein Fürst der Erde denkt. Allein mit seinen Vorgängern im Alterthum darf er sich nicht messen: die Revenue von Kleopatras Vater bezifferte sich nach einer Angabe auf 10 Millionen, nach einer andern Angabe mehr als 20 Millionen Thaler und da der damalige Geldwerth das 3- bis 4fache von dem heutigen betrug, so handelt es sich um Summen, die jeder genaueren Schätzung spotten. Kleopatras Vater war ein leidenschaftlicher Musikfreund und hat von seinem Virtuosenthum auf der Flöte den Beinamen Auletes, d. h. Flötenspieler, bekommen. Seiner Schätze wurde er nicht froh. Mit der Dynastie der Ptolemaeer war es im Laufe der Zeiten abwärts gegangen, wie das in Despotien stets und mit Nothwendigkeit der Fall ist. Der Fluch der Polygamie zerrüttet ihr Haus und die göttliche Verehrung, welche die Massen im Staube darbringen, umnebelt ihren Verstand. Ein wüstes Treiben, welches orientalischen Höfen eignet, ein Regiment von Höflingen, Eunuchen und Söldnerführern, voller Greuel und Verwandtenmord hatte seit Langem seinen Sitz in Alexandria aufgeschlagen. Die Römer machten sich das zu Nutze. Sie hätten ohne sonderliche Mühe Aegypten erobern können, aber sie wußten nicht was damit beginnen. So lange Rom Freistaat blieb, war Aegypten gesichert. Keine Partei duldete, daß die

andere über die Beute herfiel, kein Staatsmann gönnte einem anderen den kostbaren Fang. Aber alle um die Wette, Aristokraten und Demokraten, Respectspersonen und Gassenhelden, Crassus, Cäsar, Pompejus, Gabinius, Clodius, Cicero und wie sie immer heißen die leitenden Männer der römischen Republik, Blutegeln gleich haben sie an dem König gehaftet, um des süßen Nilsegens voll zu werden. 30 Jahre lang hat er regiert unter steten Demüthigungen durch die römischen Großen, seinen Unterthanen ein harter Gebieter. Nach dem Hausgesetz der Lagiden war Ptolemaeus Auletes mit seiner eigenen Schwester Kleopatra vermählt. Aus dieser Ehe stammten 5 Kinder; von ihnen hat die älteste Tochter gegen den Vater sich empört, den Thron mehrere Jahre behauptet und schließlich, als der Vater durch römische Waffen zurückgeführt ward, durch Henkershand geendet. Somit fiel das Reich nach dem Tode des Auletes im Jahre 52 der zweiten Tochter Kleopatra zu, welche mit ihrem ältesten Bruder Ptolemaeus verlobt ward. Bei ihrer Thronbesteigung zählten Kleopatra 17 Jahre, ihr Bruder und Gemahl 9 Jahre.

Die Alten haben meistens ihre Städte unter dem Bilde von Frauen dargestellt, als erzbewehrte Göttinnen, wie Pallas Athene, oder mit dem Füllhorn des Segens ausgerüstet als Copia und Abundantia: Vorstellungen, welche die Neuzeit vielfach in ihren Allegorien entlehnt hat. Die Stadtgöttin von Alexandria hieß Isis, die schaffende Herrin der Natur, die hier im Nilland den Menschen so sichtbar ihren Segen spendete. Aehnliche Anschauungen liegen der Aphrodite oder Venus, der Göttin der Liebe zu Grunde. Kleopatra hat später sich von ihren Unterthanen gern als Isis feiern lassen, sogar den Titel „neue Isis" angenommen. Sie hatte nicht Unrecht. Selten ist eine Stadt treffender durch einen Menschen verkörpert worden als die Weltstadt am Nil durch ihre letzte Königin. Wir sind nicht in der Lage, aus eigenem Urtheil von der Schönheit Kleopatras zu reden; die erhaltenen Porträts auf Münzen und an ägyptischen Sculpturen besitzen einen geringen Kunstwerth und aus den Phantasiedarstellungen, in denen die Künstler alter und neuer Zeit sich ergangen, können wir in dieser Hinsicht noch weniger schließen. Die Zeitgenossen schildern sie folgendermaßen: „ihre Schönheit an sich fand wol ihres Gleichen und konnte die Sinne des Beschauers nicht durch bloßen Anblick berücken; aber im Verkehr übte sie eine unwiderstehliche Anziehung aus. Der Zauberfluß ihrer Rede, die geistige Anmuth ihres ganzen Wesens verliehen ihren Reizen einen Stachel, der tief in die Seele sich eindrückte. Eine Wonne war es, den Klang ihrer Stimme zu hören. Ihre Zunge glich einer vielbesaiteten Leier; sie handhabte jede Sprache mit der nämlichen Vollendung." Von der feinen Bildung Kleopatras liegen uns mancherlei Beweise vor. Für den hohen Flug, den ihr Geist bereits in jungen Jahren nahm, zeugt ihr ausgedehntes Sprachstudium. In dem vielsprachigen Orient gab es für den Herrscher keine bessere Empfehlung als die Fertig-

keit, mit den Nationen, über die er gebot, ohne Dolmétsch verhandeln zu können. Außer ihrer griechischen Muttersprache kannte Kleopatra nicht nur die Sprachen ihrer Unterthanen: ägyptisch, äthiopisch, hebräisch; sie hatte sich auch Arabisch, Syrisch, Persisch und die wichtigsten Idiome Asiens angeeignet. Man begreift es, daß eine Stadt wie Alexandria stolze Gedanken nähren und ihnen die Richtung auf das höchste Ziel menschlichen Ehrgeizes verleihen mußte. Sie barg in ihren Mauern die Asche des großen Alexander; eine alte Verheißung hatte an diesen Besitz die Gewähr der Weltherrschaft geknüpft. Sie barg die lange Reihe von Königen aus dem Hause des Ptolemaeus Lagi, deren Ruhm und Glück die Blätter der Geschichte erfüllte. Freilich die Zeiten hatten sich verändert. Der Osten mit all seinem Reichthum und all seiner Bildung war einem fremden Barbarenvolk des Abendlandes unterthänig geworden. Vor den römischen Legionen waren die Heerschaaren der Könige zerstoben wie Spreu, den der Wind verweht. Alte Weiber pflegte Cato die Asiaten zu nennen. In jenem goldenen Elend, das ich vorhin andeutete, wuchs Kleopatra auf. Das Elend ward durch ihre Thronbesteigung um Nichts besser. Den Hofmännern war die junge energische Fürstin, welche selber die Zügel der Regierung ergreifen wollte, nicht genehm. Sie stacheln den königlichen Knaben gegen seine ältere Schwester und Gemahlin auf. Kleopatra muß fliehen und sammelt an der Grenze Truppen, um ihr Recht zu erzwingen. In ihrer Kindheit hatte sie die Schwester in offener Rebellion wider den Vater gesehen, jetzt lag sie selber in Krieg wider den Bruder. Die himmelstürmenden Pläne Alexanders durchwogten ihren Busen; sie mußte sie auf anderen Wegen und mit anderen Mitteln in's Werk setzen als der jugendliche Held, der an der Spitze seiner macedonischen Ritter das Perserreich zu Boden warf. Sie war eine Frau und trotz allen Muthes dem Kriegshandwerk nicht gewachsen. Indeß die Klugheit ihres Ahnherrn, des schlauen Ptolemaeus Lagi war auf sie herabgestiegen und blieb ihr bis zum letzten Lebenshauche treu. Mit bewundernswerther Consequenz hat sie an dem Plane festgehalten, die Kraft des Westens sich dienstbar zu machen, die verhaßte Republik am Tiber durch die eigenen Söhne zu vernichten, auf den Trümmern Roms das Großkönigthum zu errichten, das gebieten sollte über das ganze Rund der Erde.

Wol durfte die vertriebene Fürstin auf den Umschwung des Glückes vertrauen. Das Abendland erbebte von Krieg und Kriegsgeschrei, die römischen Großen hatten sich in zwei Heerlager gesellt, zu entscheiden, wer von ihnen Meister sein solle. Bei Pharsalos im Sommer 48 ward die Frage gelöst; der geschlagene Pompejus kam Hülfe suchend nach Aegypten. Wie der Jäger auf der Fährte des blutenden Wildes, folgte Cäsar ihm nach. Die Rathgeber des jungen Königs ließen Pompejus ermorden, um aller weiteren Verwicklung mit den Römern überhoben zu sein. Trotz-

dem landete Cäsar mit einigen tausend Mann in Alexandria; er brauchte Geld und warf sich zum Schiedsrichter in dem Streit der ägyptischen Könige auf. Ein kühnes Wagniß: die große Stadt murrte laut gegen den römischen Feldherrn, der Hof sann sein Verderben und besaß die Macht, ihn zu erdrücken. Da fand sich ein Freund, die Gefahr mit ihm zu theilen. Auf einem kleinen Schiff fuhr die flüchtige Kleopatra in den Hafen ihrer Residenz ein; sie ließ sich in einen Teppich einschnüren, ein Diener trug den Ballen unter dem Schutz der Nacht auf's Schloß in das römische Hauptquartier. Als Königin ohne Land kehrte sie in die Burg ihrer Väter zurück, um sich und ihre Zukunft in die Hand des großen Cäsar zu legen. Er nahm sie mild und freundlich auf und versprach ihr Thronrecht zu wahren. In dem täglichen Verkehr, der sich entspann, vermochte er dem Zauber der wunderbaren Frau nicht zu widerstehen. Die beiden gewaltigsten Geister ihrer Zeit, der 52jährige römische Held auf der Höhe des Lebens, die junge 21jährige griechische Fürstin sie gaben ein Paar ab, wie die Geschichte kein zweites aufweist. Ihre Vereinigung lieferte das Signal zum Ausbruch. Wüthend erhoben sich die Alexandriner gegen den fremden Eindringling, eine überlegene Armee kam der Bevölkerung zu Hülfe. Im Straßenkampf, unter unabläßigen Gefechten zu Land und Wasser vergingen die Tage, nur mit Mühe konnten die Römer die Königsburg behaupten, Monate lang haben Cäsar und Kleopatra in der äußersten Noth geschwebt. Bei diesen Kämpfen ist auch die größte Bücherſammlung des Alterthums, die berühmte alexandrinische Bibliothek mit ihren 400,000 Bänden in Flammen aufgegangen. Wir mögen uns des Verlustes mit dem Gedanken trösten, daß Cäsar in diesen Monaten den Anstoß zu seiner Kalenderreform erhalten hat; denn die Jahresrechnung, die er einführte und deren wir uns noch jetzt bedienen, verdankt den Weisen Aegyptens ihren Ursprung. Endlich im Januar 47 kam den Belagerten der lang ersehnte Entsatz; in einer großen Schlacht wurden die Aegypter geschlagen, ihr junger König ertrank auf der Flucht im Nil. So konnte Cäsar sein Versprechen einlösen, die Geliebte auf den Thron ihrer Väter einsetzen und ihre Zukunft durch eine römische Besatzung sichern, die er zu ihrer Verfügung zurückließ. Seine Abreise beeilte er nicht. Unter Waffengeklirr hatten sie ihren Bund geschlossen, in harter Bedrängniß ihn eingeweiht, jetzt feierten sie ihn im Strudel des Genusses. Die Feste drängten einander voll märchenhafter Pracht, Kleopatra verstand sie zu ordnen wie Niemand sonst. In prunkender Fahrt fuhr sie mit dem Herrn des Westens den Nil hinauf, ihm die Wunder des Pyramidenlandes zu zeigen. Cäsar schien seine Aufgaben als Römer, seine Pflichten als Römer völlig vergessen zu haben. 9 Monate hat er in Aegypten verweilt und das steuerlose Reich allen Winden des Zufalls preisgegeben. Der Hydra des Bürgerkrieges wuchsen neue Köpfe: in Afrika und Spanien sammelten die Aristokraten neue Kraft.

Sie haben nachher in zwei mörderischen Feldzügen niedergeworfen werden müssen, mehr als 100,000 Bürger haben Cäsars Abenteuer in Aegypten mit ihrem Leben gebüßt.

Ein römischer Dichter erinnert an das alte Lied, das Vater Homer gesungen, wie um der schönen Helena willen Griechen und Trojaner zehn Jahre lang kämpften, wie das hohe Ilion in Trümmer daniedersank und endloses Leid auch die Sieger befiel. Homer hat kein Wort des Tadels für die Urheberin so schweren Unheils; sein frommer Sinn erkennt in allem die Hand der Götter, das Walten des unentrinnbaren Schicksals. Wir können es den römischen Dichtern nicht verargen, daß sie den Jammer, welchen Kleopatra über Italien gebracht, nicht mit gleicher Resignation betrachten; wir begreifen die Fluth von Verwünschung und Verleumdung, die sich über die Feindin ergossen hat und achten in diesen leidenschaftlichen Wallungen die sittliche Energie des Patriotismus. Aber die Geschichte ist dem Streit des Tages entrückt; sie klagt nicht an, richtet auch nicht, sie sucht zu verstehen und verständlich zu machen. Bei solcher Auffassung muß sie allerdings darauf verzichten, als praktisches Nachschlagebuch hausbackener Moral zu dienen. Aber je mehr sie verstehen und verständlich machen lernt, desto eindringlicher wird sie zeugen von der Gerechtigkeit, welche mit den Völkern schaltet nach Verdienst und die Entwicklung des Menschengeschlechts leitet.

Es war nicht bloße Sinnenlust, die Cäsar in Aegypten festhielt. Er war ein anderer Mann geworden. Er hatte die Gruft Alexanders des Großen besucht und an dem Gedanken sich begeistert, zu vollbringen, was jenem sein früher Tod versagt, die bewohnte Erde sich zu Füßen zu legen, soweit die Sonne sie beschien von Aufgang bis Untergang. Kleopatra war dem Ziel ihrer Hoffnungen nahe. Als Cäsar schied, ließ er ihr ein Unterpfand ihres Glückes zurück. Sie genas eines Knaben und durfte ihn mit des Vaters Namen Cäsarion benennen. Es ist der einzige Sohn, der ihm beschеert worden ist und mag uns wol gemahnen an den Cäsarensohn dieses Jahrhunderts, der schon in der Wiege König von Rom hieß. Im Jahre 46 brachte Kleopatra ihren Sohn zum Vater nach Rom.

Der Besuch eines orientalischen Fürsten bildet im Abendland heutigen Tags ein Ereigniß. Diejenigen, welche ihm mit freudigen Gefühlen entgegen sehen, gehören nicht gerade der besten Gesellschaft an: es sind Industrieritter verschiedenster Gattung, die dem fremden Vogel die goldnen Federn rupfen wollen, verkannte Größen, die ein Ordensband für das leere Knopfloch zu erhaschen hoffen u. s. w. Aber diejenigen, denen der Besuch gilt, pflegen erst dann seiner froh zu werden, wenn der Abschied hinter ihnen liegt. Das alte Rom ward häufig mit Besuchen von Königen aus dem Morgenlande beehrt und doch bildete ihre Ankunft stets ein großes Ereigniß. Freilich in anderem Sinne als heut zu Tage. Sie kamen in Geschäften

an den Senat, über Städte und Fürstenthümer, Provinzen und Reiche zu verhandeln. Sie brachten ihre Schätze mit, um die Machthaber durch Spenden zu gewinnen. Jedoch reichten sie damit nie zu Ende. Ob sie auch bei ihrer Ankunft vollgesogenen Schwämmen glichen, unter der energischen Behandlung Roms ward ihnen gar bald der letzte Tropfen ausgepreßt. Auf diesen Moment lauerten die Jobber, eine Actiengesellschaft wird gegründet, die gegen wucherische Zinsen dem königlichen Petenten unter die Arme greift und seine Sache zu Ende führt. Dergestalt trugen die Fürsten des Orients ihren römischen Gönnern goldene Berge in's Haus. Die Gefühle, mit denen sie dafür gelohnt wurden, waren freilich von zweifelhaftem Werthe. Die Herrscher, welche daheim über viele Millionen unumschränkt schalteten und göttlicher Ehren genossen, galten in Rom als Bettelfürsten und Bedienten. In der Regel überragten sie die römischen Großen weit an wissenschaftlicher und künstlerischer Bildung. An Achtung gewannen sie damit nicht: im Gegentheil höchstens mochte manchem Granden ein wehmüthiger Seufzer entlockt werden bei der Erwägung, daß er diesen oder jenen Selbstherrscher nicht zu seinem Secretär machen, oder daß er einen Virtuosen wie Ptolemaeus Auletes nicht ohne Umstände in seine Hauscapelle einstellen könne.

Kleopatra kam nicht als Bittsteller; sie kam als Freundin Cäsars und trat mit allem Pomp und allen Ansprüchen einer Königin auf. Sie hat geraume Zeit, $1^1/_2$ bis 2 Jahre hindurch zu Rom residirt. Die launige Erzählung, welche der alte Cato den Urgroßvätern zum Besten gab, hatte sich somit in bittern Ernst verwandelt. Als Oberpontifex, d. h. als Haupt der römischen Kirche besaß Cäsar eine Amtswohnung am Markt; sie stieß an das Heiligthum der Vesta, wo keusche Jungfrauen die heilige Flamme nährten, das Sinnbild der Reinheit und Zucht der Gemeinde. In seiner Amtswohnung lebte Cäsar mit der ihm angetrauten Gattin Calpurnia in kinderloser Ehe. Eine Viertelstunde entfernt in der Vorstadt am rechten Tiberufer besaß er eine Villa mit köstlichem Park; hier hielt die Königin Hof, die Mutter seines Sohnes. Er behandelte sie offenkundig als legitime Gemahlin und wann ihr dieser Titel nach formellem römischen Rechte zukommen würde, war lediglich eine Frage der Zeit und eine Frage der Politik. Ein eigenes Gesetz war vorbereitet, das ihm das ausdrückliche Privilegium ertheilen sollte, mehrere Frauen zu haben. Ohnehin im Sinne des ganzen Alterthums gebührt solches Vorrecht dem Herrscher von Gottes Gnaden von selber und um die Begründung dieses absoluten Königthums von Gottes Gnaden dreht sich Cäsars Thätigkeit, seitdem er Alexandria besucht hatte.

Was die römischen Großen empfanden, wenn sie bei der stolzen Kleopatra antichambrirten, läßt sich schwer ausmalen. Leider sind nur dürftige Zeugnisse auf uns gelangt von den Stimmungen jener ereigniß-

vollen Jahre. Ich kann Ihnen nur einen Zeugen vorführen, den berühmten Redner Cicero. Derselbe liebte es, nach allen Seiten hin Deckung zu suchen und hatte demzufolge auch Verbindungen mit Kleopatra angeknüpft. Er erschien mit literarischen Anliegen, die Königin versprach sie zu erfüllen, gab auch einem Geschäftsträger die erforderliche Anweisung — aber o Schrecken, die Zusage, welche dem empfindlichsten Manne gegeben war, gerieth in Vergessenheit. Einige Monate nach Kleopatras Abreise, als es ohne Gefahr geschehen konnte, macht er seinem gepreßten Herzen in einem Briefe Luft: „Die Königin hasse ich; mit welchem Recht, weiß auch ihr Geschäftsträger Ammonius, der die Ausführung ihres Versprechens verbürgt hatte. Es handelte sich um Literatur und Zusagen, die gegen meine Würde nicht verstoßen, ich könnte öffentlich vor allem Volk von der Sache reden. Ihr Kammerherr Sara ist ein Schuft und ein frecher Patron: ein einziges Mal habe ich ihn in meinem Hause gesehen, ich frage höflich, was zu seinen Diensten steht, und bekomme zur Antwort, er suche nicht mich, sondern einen mir befreundeten Bankier. An die Hoffahrt der Königin selbst, als sie in der Villa zu Trastevere Hof hielt, vermag ich nicht ohne tiefsten Schmerz zu denken. Mit jener Gesellschaft bin ich fertig; sie trauen mir kein Herz, ja nicht einmal eine Galle zu."

Die Monarchie, wie Cäsar sie plante, war auf römischem Boden nicht durchführbar. Der unverhohlene Widerstand, dem er begegnete, unterstützte Kleopatra in ihren Bemühungen, den Schwerpunkt des Reiches von Rom fort in das Morgenland zu verlegen. Ein bedeutsamer Schritt ward in dieser Richtung hin gethan, der Feldzug gegen die Parther eingeleitet. Die Parther hatten die alten Ansprüche der Perserkönige erneuert, Oberherren der Erde zu heißen: ihre Bewältigung war die erste nothwendigste Vorbedingung, um das Reich Alexanders wieder aufzurichten und dem Großkönigthum die Lehnsherrlichkeit über alle Lande zu erringen; dann auch durfte Cäsar hoffen, das störrische Rom zum Schweigen zu bringen. Und so erdröhnten die Straßen wiederum von dem schweren Tritt der Legionen und die Adler, welche Frankreich eroberten, über den Rhein und die Themse drangen, die großen Siege in Griechenland, Afrika und Spanien erfochten, nach Osten richteten sie ihren Flug, dem Euphrat und dem Indus zu. Cäsar selber gedachte in der letzten Hälfte des März zur Armee abzugehen. Auf den 15. März des Jahres 44 war die entscheidende Senatssitzung angesetzt, in welcher ihm der Königstitel außerhalb Italiens für den ganzen Umfang des Reiches zuerkannt werden sollte. In dieser Sitzung fiel Cäsar unter den Dolchen der Verschworenen; die Hoffnungen der Königin, die 4 Jahre lang der günstigste Wind getragen, waren gescheitert. Doch entfloh sie nicht furchtsam aus der feindlichen Stadt vor der entfesselten Anarchie. Sie suchte aus dem Schiffbruch zu retten, was sich retten ließ, vor allem die Anerkennung

ihres Sohnes als Cäsars Erben zu erlangen. Daß ihre Bemühungen erfolglos blieben, mußte sie rasch einsehen, nach wenigen Wochen begab sie sich in ihre Staaten zurück, vor dem Unwetter sie zu schützen, das über all die schönen Länder, welche das Mittelmeer umrahmen, gleichmäßig hereinbrach.

Endlich hatte es ausgetobt, bei Philippi im November 42 fielen die letzten Schläge. Diesmal war nicht Einer Meister geblieben, zwei theilten mit einander die Herrschaft, der junge Octavian erhielt den Westen, Marcus Antonius nahm den Osten. Antonius zählte 42 Jahre und überragte den Genossen nicht blos an Alter und Erfahrung, sondern dem entsprechend auch an Ansehen und Geltung. In dem Kreise talentvoller Führer, der um Cäsar sich geschaart hatte, gebührte ihm weitaus der erste Platz. Mit unverbrüchlicher Treue, mit edler Aufopferung hatte er Cäsar gedient; ganz von selber fiel ihm die Aufgabe zu, Cäsars Erbe und Nachfolger zu werden. M. Antonius leitete sein Geschlecht von Hercules ab und erinnerte in mehr als einer Beziehung an den gewaltigen Sohn des Jupiter. Am wohlsten fühlte er sich in der Schlacht, wenn er an der Spitze der Reiterei gegen den Feind sprengte: er focht mit der Kraft und dem Muth eines Löwen. Die höheren Tugenden des Feldherrn gingen ihm dabei keineswegs ab; seit Cäsars Tod that es ihm Keiner gleich in der Lenkung einer Schlacht auch nur von Weitem. Der Abgott der Soldaten hat er auch die Gunst der Massen wie wenig Andere zu erwerben und zu behaupten verstanden: seine ritterliche Tapferkeit, seine Hochherzigkeit und Herablassung, der Nimbus, der den starken schönen Mann umgab, gewannen ihm die Herzen. Seine Bildung ließ viel zu wünschen übrig, auch fand er zu Staatsgeschäften sich nicht hingezogen; doch wurden diese Mängel nach beiden Richtungen hin durch seinen natürlichen Verstand oft in überraschender Weise ausgeglichen. Hingegen geschah seinen guten und glänzenden Eigenschaften durch zwei Fehler der wesentlichste Eintrag. Die selbstbewußte Thatkraft ging ihm ab, er ließ sich am liebsten durch Andere leiten und namentlich waren ihm wie dem starken Hercules, seinem mythischen Vorbild und Ahnherrn, die Frauen gefährlich. Auch gelangten seine Tugenden nur in Noth und Bedrängniß zur wahren Entfaltung. Gute Tage ließen ihn zum Becher greifen und verleiteten ihn zu Schwelgerei und Thorheit aller Art.

Kleopatra war 28 Jahre alt geworden; ihre Geschwister hatte der Tod sämmtlich dahin gerafft; sie und ihr Sohn Cäsarion, als Kronprinz Ptolemaeus geheißen, waren die letzten aus dem Hause des klugen Ptolemaeus Lagi. Unter schwerer Noth und Sorge war sie den Stürmen des letzten Bürgerkriegs entgangen. Jetzt ward sie wegen ihres Verhaltens, wegen angeblicher Unterstützung von Cäsars Mördern zur Rechenschaft gezogen. Antonius hatte früher zu ihren Bewunderern gehört, nun war er ihr Richter geworden, von dessen Spruch ihr eigenes und das Schicksal

Aegyptens abhing. Die Herzenskennerin kannte auch ihren Richter. Ihn zu gewinnen gebot die Berechnung, die Rücksicht auf ihre Sicherheit, der schlummernde Ehrgeiz; aber damit verwoben sich in unzertrennlichem Gewebe die menschlichen Regungen der Frau. Wenn Einer ihrer Liebe würdig war und den verwaisten Thron mit ihr theilen durfte, so war es dieser Mann und um als einsame Wittwe den Untergang ihrer Lebenshoffnungen zu betrauern, dazu fühlte sich Kleopatra noch zu jung und noch zu schön. Antonius hatte es an Werbungen nicht fehlen lassen: die Hoffnung auf ein ungeahntes höchstes Glück, ein unbestimmter Drang trieb ihn, dem Eisen gleich, welches der Anziehung des Magneten gehorcht. Bei einer vorläufigen Begegnung im Sommer 41 zu Tarsos in Asien verständigten sie sich. Im Herbst ging Antonius nach Alexandria, um den Liebesbund zu schließen, welchen Shakespeare in seiner Tragödie mit so leuchtenden Farben geschildert hat. Der große Dichter fand die Farben bereits gemischt vor; denn über dies Verhältniß fehlt es nicht an theilweise vortrefflichen Quellen. Wie ein alter Schriftsteller sich ausdrückt, ging Kleopatra zunächst an die Erziehung ihres Geliebten. Sie ließ ihn weder Tag noch Nacht aus den Augen. Sie fischte mit ihm, sie ging mit ihm auf die Jagd, sie sah seinen Turn- und Waffenübungen zu. Sie würfelte und zechte mit ihm; sie schrak sogar nicht davor zurück, als Knabe verkleidet ihm auf seinen nächtlichen Wegen zu folgen. Der Schlachtensieger liebte es nämlich, Nachts in den Straßen zu randaliren, ruhige Bürgersleute aus dem Bette zu klopfen und zu foppen. Die Liebhaberei war stadtbekannt und auch die Gefoppten fanden an dem Spaß ihren Gefallen: dieser leutselige römische Herr stach gar vortheilhaft in ihren Augen vor dem langweiligen Hochmuth seiner Race ab. Und wenn sie gleich gelegentlich bei nächtlicher Weile einander rechtschaffen durchprügelten, so that das der aufrichtigen Freundschaft zwischen Antonius und den Alexandrinern nicht den geringsten Abbruch. Eine schwierige Erziehung für die schöne Königin; doch sie war wenn irgend Jemand der Aufgabe gewachsen: vor allem den Respect wußte sie zu wahren und wenn er sich etwa beikommen ließ, in ihrer Gegenwart einen seiner derben Soldatenwitze zu reißen, so wies sie ihn zurecht wie einen Schulknaben.

Antonius hatte das erträumte Glück gefunden und darüber alles Andere vergessen, Vaterland, Herrschaft, Politik — auch seine Frau Fulvia. Doch diese war aus härterem Holze geschnitzt als Cäsars Gemahlin Calpurnia. Sie war schon zwei Mal verheirathet gewesen mit den wildesten Raufbolden des römischen Adels und trotz ihrer Jahre nicht gewillt, sich von einer fremden Nebenbuhlerin verdrängen zu lassen; denn ihre Ehen schloß sie nur zu dem Zwecke ab, um ihrer Herrschsucht und ihrer geradezu teuflischen Rachsucht zu fröhnen. Sie wählte ein drastisches Mittel, sie entzündete den Bürgerkrieg in Italien gegen Octavian, den Partner ihres Gatten. Nicht als ob das Mittel die gewünschte Wirkung

gehabt hätte: Antonius sah dem Kriege Monate lang mit größter Gemüthsruhe zu und ließ seine Gattin ihre Sache allein ausfechten. Fulvia ward in Perusia eingeschlossen und nach einer hartnäckigen Belagerung durch Hunger zur Uebergabe gezwungen. Sie hat ihre Niederlage durch den jungen Octavian so schwer empfunden, daß sie bald darauf am Aerger starb. Aber der ägyptischen Nebenbuhlerin hatte sie allerdings vorläufig das Spiel verdorben. Antonius mußte in den Krieg, mußte Alexandria vor beendigter Lehrzeit verlassen. Im Heerlager unter seinen Kameraden gewannen andere Einflüsse die Oberhand über ihn. Wenn er am Nil als Grieche gelebt und getollt hatte, so ward er nun wieder der waffenklirrende Imperator. Freilich ward es mit dem Kriege nicht Ernst. Die beiderseitigen Freunde brachten eine Aussöhnung zwischen ihm und seinem Gegner zu Stande. Und damit nicht genug: die römischen Großen pflegten ihre politischen Bündnisse durch Heirathen zu bekräftigen, M. Antonius führte Octavia, die Schwester seines Verbündeten, in sein Haus heim. Von dieser Frau wird nur Gutes berichtet: edle Weiblichkeit und Milde zierten sie. Es war ein schweres Opfer, das sie ihrem Bruder brachte, als sie sich entschloß, dem wilden Antonius die Hand zu reichen. Doch die Hand war zu schwach, den Löwen auf die Dauer zu bändigen. Drei Jahre hielt sie ihn; als er seiner Knechtschaft inne ward, als er inne ward, wie er in Gefahr stand, zum Werkzeug seines Schwagers herabzusinken, sprengte er die Bande, wandte der Heimat, Frau und Kind von Neuem und auf immer den Rücken und begab sich in Kleopatras Dienst.

Kleopatra stand im 33. Lebensjahre; herbe Täuschungen waren ihr zu Theil geworden; ihr Sinn blieb unverwandt auf die Träume ihrer Jugend gerichtet. Wenn es eines Beweises bedürfte für ihren außerordentlichen Geist, so liegt er in der geradezu romantischen Neigung, welche sie dem Antonius eingeflößt hat. Die Alten haben sich darüber weidlich die Köpfe zerbrochen und keine Lösung zu finden gewußt. Die Reize ihrer Jugend waren verblüht, sie gehörte einem anderen verachteten Volke an. Und doch enthielt sein Testament, das in Rom bei den Vestalen deponirt war, die Vorschrift, man solle seine Asche nach Alexandria bringen, wo er auch sterben möchte und in Kleopatras Nähe beisetzen. Und doch hat er um ihretwillen das schwerste Verbrechen gewagt, das das Alterthum kennt, im Dienst der Fremde die Waffen erhoben wider das Vaterland und die Götter der Heimat. Und als er endlich vom eigenen Schwert getroffen in ihren Armen seine Seele aushauchte, hat er sie getröstet und gesegnet und sein Glück gepriesen. Der römische Senat hat officiell erklärt, Antonius habe durch die Zauberkünste der Aegypterin den Verstand verloren: die Erklärung trägt den Vorurtheilen und dem Fassungsvermögen der edlen Herren die gebührende Rechnung. Aber wol verdiente diese tragische Leidenschaft von dem größten Herzenkündiger aller Zeiten, von Shakespeare gefeiert zu werden.

Antonius kehrte im Jahre 36 zur Geliebten zurück. Ihre Ehe ward mit drei Kindern gesegnet und der Vater mit seinen Legionen hat es sich sauer werden lassen, ihnen Königreiche im fernen Osten zu erobern. Die Jugendträume wurden zur Wirklichkeit, die alte Verheißung, welche Alexandria zur Welthauptstadt bestimmt, ging endlich in Erfüllung und Kleopatra herrschte so weit wie noch nie der Scepter eines Ptolemaeers gereicht. Als Morgengabe verlieh ihr Antonius bei ihrer Versöhnung Cypern, Phönizien, das hohle Syrien, Theile von Cilicien, Judäa und Arabien. Und zwei Jahre später bereitete er ihr ein Fest, desgleichen die Nilstadt weder vorher noch nachher geschaut hat. Siegreich kehrte er aus Armenien zurück und hielt den festlichen Triumph ab: in römischen Augen ein gottloser Frevel, denn nur in Rom dem Jupiter auf dem Capitol durfte ein Dankzug für den Sieg römischer Waffen gebracht werden. Vor dem Triumphwagen gingen Armeniens König und Prinzen in goldenen Ketten einher, wurden Trophäen und Beutestücke aufgeführt. Die Sieger brachten ihre Huldigung nicht einem todten Götterbild dar wie zu Rom, wo für solchen Festtag dem alten Jupiter das Gesicht roth geschminkt war; sie brachten sie einem lebenden Gott, der neuen Isis, der Herrin dieses Landes. Dann ward nach römischer Weise die ganze Stadt öffentlich bewirthet. Nach dem Mahl versammelten sich Volk und Truppen auf dem weiten Festplatz. Silberne Stufen führten zu den beiden Thronsesseln aus Gold hinauf, welche Kleopatra und ihr Gemahl einnahmen; auf den Stufen standen die Sessel der Prinzen und Prinzessinnen, ihrer Kinder. Antonius verlas ein Decret, welches Kleopatra zur Königin der Könige erhob, die früheren Schenkungen bestätigte und Cäsarion-Ptolemaeus zum Mitregenten ernannte. Auch seine Kinder wurden mit dem Titel von Königen der Könige bedacht: der älteste Ptolemaeus Philadelphos erhielt Asien vom Hellespont bis zum Euphrat, seine Zwillingsschwester Kleopatra Kyrene, der jüngste Alexander Armenien und die Länder zwischen Euphrat und Indus. Ptolemaeus erschien in macedonischer Königstracht mit dem Bockshelm, von einer macedonischen Leibwache umgeben, Alexander in persischer Königstracht mit dem Turban und armenischem Gefolge. Und das Herrscherpaar selber zeigte sich allem Volk als Isis und Osiris.

Bald darauf erklärte die Republik Rom den Krieg an Kleopatra. Daß der Krieg nicht begann mit der Vernichtung des Gegners, lag allein an dem Mann, der ihn zu führen hatte. Mit Leichtigkeit hätte Antonius Italien und Octavian bezwingen können. Aber wenn er auch den Arm wider das Vaterland erhoben, den Streich zu führen, es in die Fesseln der Fremde zu schlagen — dazu versagte ihm das Herz. An diesem sittlichen Conflict ist die Kraft des starken Mannes zerbrochen und mit ihr zerbrach die Stütze, welche Kleopatra hielt. Freilich sie blieb sich selbst getreu. Sie hat bis an's Ende ausgehalten und zu retten gesucht was

ſich retten ließ. Ihr Feind kannte nicht Mitleid noch Erbarmen; er hat ein grauſiges Spiel mit ihr geſpielt und ſie auf die ſchwerſte Folter geſpannt, die es für eine Mutter gibt. Das Leben ihrer Kinder ſeiner Rache zu entreißen gelang ihr nicht. Aber die ſüßeſte Rache hat ſie ihm und der Stadt am Tiber geraubt — den Hochgenuß, die große Königin in Ketten vor dem Triumphwagen einherſchreiten zu ſehen. In ſtrenger Haft mit zwei ergebenen Hofdamen hat die Enkelin des klugen Ptolemaeus Lagi die Mittel gewußt den Sorgenlöſer zu rufen. Als die Wachen hereintraten, fanden ſie Kleopatra todt ausgeſtreckt in vollem Schmuck, die eine Hofdame todt ihr zu Füßen, die andere im Sterben. „Schöne Dinge das, Charmion," bemerkt der Commandant. „Ja wol, ſchön und wie es ſich für die Enkelin ſo vieler Könige ziemt." Mehr hat man aus der treuen Dienerin nicht herausgebracht und über die Todesart nur Vermuthungen aufſtellen können. Kleopatra war 39 Jahre alt geworden und hatte 22 Jahre regiert. Der Sieger hat ihr ein königliches Begräbniß gegönnt und ſie neben ihrem Gemahl Antonius beſtattet.

Die Bedeutung des Krieges empfinden wir noch heutigen Tages. Wir nennen den Erntemonat mit dem Namen des Siegers Auguſt und zwar deshalb, weil in dieſem Monat Aegypten dem römiſchen Reiche einverleibt wurde. Der 1. Auguſt iſt eines der Hauptfeſte der katholiſchen Kirche, ſie feiert an ihm den h. Petrus, aber der Geſchichtskundige weiß und bis in die Neuzeit hinab wußte es auch das römiſche Volk, daß das Feſt von Hauſe aus nicht dem Apoſtelfürſten, ſondern eigentlich der Bezwingung Alexandriens galt; denn am 1. Auguſt 30 v. Chr. bat die ſtolze Meerſtadt um Gnade. Der Beſucher Roms wird durch die vielen Obelisken mit ihren fremdartigen Hieroglyphen an dieſe Kämpfe erinnert; ſie ſind durch Auguſt uud ſeine Nachfolger aus dem alten Pharaonenlande verſchleppt. Alexandria iſt heute ein blühender Hafen, aber die Stadt der Ptolemaeer liegt unter dem Sand der Dünen begraben. Unter den wenigen erhaltenen Denkmälern ragen zwei 64 und 66 Fuß hohe Obelisken aus rothem Granit hervor. Sie ſtanden vor Cäſars Tempel und haben das Andenken der Gründerin im Volksmund bewahrt. Sie heißen die Nadeln der Kleopatra. Eine derſelben iſt kürzlich unter mancherlei Fährlichkeiten nach London geſchafft worden.

# Schweizerische Bergseen.

Von

Eduard Osenbrüggen.

— Zürich. —

Die Schweiz, das Land der Mannichfaltigkeit und der Contraste, hat diesen Charakter auch in seinen Seen, welche in ihrer Größe, Form und Farbe, wie in ihrer Einfassung und Umgebung sehr verschieden von einander sind. Die Zahl der kleinen Seen ist außerordentlich groß, sie liegen oft sehr versteckt in der Höhe und wie von den Felswänden des Hochgebirges die Sagen und Naturmythen, einem schönen Echo gleich, wiederhallen, so sind manche dieser Bergseen sagenreich. Interesse gewährt es auch, die Menschen kennen zu lernen, welche in deren Nähe angesiedelt sind oder an ihre Ufer herankommen.

Wer einen oder den andern dieser lieblichen Bergseen geschaut hat, wird mit dem Dichter sagen: „Grüner Bergsee, Tannendunkel, seid viel tausendmal gegrüßet", aber nicht alle Bergseen sind so anheimelnd, man weilt nicht an ihnen, sondern eilt zu einem freundlicheren Bilde der Gebirgswelt. Wenn ich dennoch meine Rundschau mit ihnen beginne, so geschieht es, um ihren Gegensatz, die Anmuth der grünen oder blauen Wasserspiegel in der Alpenregion desto mehr hervortreten zu lassen.

Der Todtensee bei der Hauseck an der Grimsel verräth durch seinen Namen den Gegensatz zur Anmuth. Es ist ein düsterer kleiner See, in einer traurigen Trümmerwüste gelegen. Den größten Theil des Jahres ist er in seiner Felsenschale festgefroren und auch im Sommer fehlt ihm Bewegung und Leben. Fische hat er nicht und kein anderes Gethier auf der Oberfläche. Bei seinem Namen denkt man unwillkürlich an die Kämpfe der Oesterreicher und Franzosen an der Grimsel im Jahre 1799. Da tobte auch der heiße Kampf am Todtensee und von

den durch die Franzosen überlisteten Oesterreichern fanden nicht wenige ein elendes Grab im kalten Todtensee. Aber sein Name ist viel älter, verdankt auch nicht der Oede umher seine Entstehung, sondern „todt" nennt man die Gebirgsseen, welche keinen sichtbaren Zufluß und Abfluß haben. Aehnlich verhält es sich mit dem mehrere Male in der Schweiz vorkommenden Namen Faulensee, aber hier darf man doch wol auf die ursprüngliche Bedeutung von „faul" zurückgehen, wie dieses Wort noch oft für schmutzig und unrein gebraucht wird. Nahe liegt die Vergleichung mit den Bergnamen Faulhorn, Faulberg, Faulen, welche auf Verwitterung hinweisen.

In trostloser Oede befindet sich der nicht mehr als eine Viertelstunde lange Daubensee an der Gemmi, in einer Höhe von 2206 M. Wenn man von Kandersteg zur Gemmi ansteigt, so kommt man eine halbe Stunde unter der Paßhöhe in die Nähe desselben. Er bleibt neun Monate im Jahre zugefroren und wenn er aufgethaut ist, so hat er ein trübes graugrünliches Wasser. Einst mögen Weiden an ihm gegrünt haben, aber längst hat fast alle Vegetation aufgehört, wie auch das Thierleben; nur Alpendohlen flattern zu ihm heran und ein Raubvogel, der hier nichts zu suchen hat, zieht über ihn hinweg dem Wallis zu. An der einen Seite senken kahle schwarze Felswände sich herab, an der andern Seite erblickt man in der Höhe einzelne Schneeflächen. Noch unheimlicher ist die Gegend dadurch geworden, daß Zacharias Werner den Schauplatz seines Schauerstücks „Der 24. Februar" in das etwa eine halbe Stunde nach Kandersteg zu vom Daubensee entfernte Bergwirthshaus Schwarenbach verlegt hat. Werner hat Goethe gegenüber das grausige Stück für eine Fiction erklärt und das ist richtig, weil in Schwarenbach nichts der Art geschehen ist; aber ohne Zweifel hatte Werner die in der Schweiz umlaufende Sage von der nächtlichen Ermordung eines nach langer Abwesenheit zurückgekehrten Sohnes durch seine geldgierigen Eltern, die ihn nicht erkannten, vernommen und wählte als besonders dazu passende Oertlichkeit das in einsamster Einsamkeit liegende Bergwirthshaus. Wahrscheinlich ist aber die schwarze That einmal geschehen in einem Wirthshause in Boschia bei Guarda im Unterengadin.

In Bergwildniß und Gletschernähe liegt der kleine Hagelsee am Faulhorn und hat oft Mühe im Sommer ganz aufzuthauen. Aehnliche Seelein, die einsam und versteckt liegen und wenig dazu beitragen, die Wildniß freundlicher zu machen, gibt es noch manche.

Bekannt ist der Märjelensee oder Aletschsee, höher gelegen (2350 M.) als der Daubensee, aber nicht unheimlich wie dieser, sondern ein merkwürdiges Stück im Bereich der Gletscherpoesie, als Zugabe zu dem größten Eismeer der Schweiz, dem Aletschgletscher, dessen Krystallwand sein westliches Ufer bildet. Im langen Winter ist der See ohne

Zweifel bis auf den Grund gefroren; wenn der Sommer ſeine volle Kraft geltend macht, iſt dieſer zwar nicht im Stande, den Aletſchgletſcher merklich zu verändern, aber die Eismaſſe des Sees zerreißt und kommt in's Schmelzen. Er iſt dennoch nie ohne Eis, weil von Zeit zu Zeit Eisblöcke von der Gletſcherwand herabfallen, die dann auf ſeiner Oberfläche wie Inſeln ſchwimmen und im regelmäßigen Tempo ſich einander nähern und abſtoßen. Sehr bezeichnend nannte ein berühmter ſchweizeriſcher Wanderer über Eis und Schnee den Märjelenſee „ein Miniaturbild des Polarmeeres". Man denke ja nicht, daß es dieſen Männern nur darum zu thun ſei, ſich als Klettervirtuoſen hervorzuthun, ſie verfolgen, oder doch viele unter ihnen, wiſſenſchaftliche Aufgaben und haben eine ſehr poetiſche Auffaſſung der Gebirgswelt, wo dieſe am großartigſten iſt. Sie dringen in die Myſterien des Hochgebirges ein, zu denen ſchwächere Menſchenkinder nur mit der Phantaſie heranflattern. Ein ſehr bekannter ſchweizeriſcher Alpenklubiſt, Weilenmann in St. Gallen, der früher die beſondere Paſſion hatte, Soloſteiger zu ſein, war lange einſam auf dem Aletſchgletſcher gewandert, hatte Gletſcherſpalten und Schründe zu überwinden gehabt, kein anderer Laut war an ſein Ohr gedrungen, als dann und wann das Donnern einer Lawine, da kam er an den Märjelenſee, welcher ſeine Schwärmerei für das Eis wieder neu anregte. Er ſagt: „Ich ſchritt dem See zu, um an ſeiner grünblauen Fluth, an den ſtille darauftreibenden, wie Silber blinkenden Eisblöcken, an den ſchroff abſtürzenden, in allen Nuancen von Azur ſpielenden Eisklippen mich zu ergötzen. Es war ein Stück Nordpol oder Märchenwelt."

Nicht blos die Bergſteiger und Gletſchermannen beſuchen dieſen See, ſondern derſelbe hat auch für die Hirten der eine Stunde davon entfernten Märjelenalp Bedeutung, wenn auch nicht als Gegenſtand der Naturſchwärmerei. Der See hatte früher zuweilen in heißen Sommern die Neigung davonzulaufen, indem er unter dem Gletſcher durch in's Thal nach Naters im Walliſer Bezirke Brieg ſich verfügte, wo ſein Waſſer dann nicht geringen Schaden anrichten konnte. Die Hirten waren für einen ſolchen Fall zu Wächtern des Sees beſtellt und wenn ſie das Sinken des Sees bemerkten, ſo eilte einer von ihnen nach dem ziemlich entfernten Naters hinab, um die Gefahr zu verkünden. Man konnte in Naters noch die nöthigſten Vorkehrungen treffen, denn das Waſſer brauchte längere Zeit, um ſich unter dem Gletſcher durchzuarbeiten als der leichtfüßige Aelpler, um nach Naters zu kommen. Für die Botſchaft erhielt der Springer jeweilen ein Paar neue Schuhe. Vor einigen Jahrzehnten iſt durch einen Stollen dem Waſſer bei einer ſolchen Steigung des Sees der Lauf in das Vieſchertobel angewieſen, wo er keinen Schaden bringt.

Zu den eiſigen Bergſeen gehört beſonders auch der kleine See bei dem Hoſpiz auf dem Großen St. Bernhard (2472 M.). Er iſt nicht nur während des mindeſtens neun Monate dort herrſchenden Winters

ganz zugefroren, sondern auch im Sommer, wo die Wärme bei dem Hospiz um die Mittagszeit selten über 7° Reaumur steigt, am Morgen regelmäßig mit Eis belegt. Das Leben der Menschen, welche in dem Convent wohnen und derer, welche hier einen kurzen Aufenthalt machen, kann ich hier, wo ich mich der Kürze befleißigen muß, nicht schildern, aber als eine Merkwürdigkeit will ich erwähnen, daß vor einigen Jahren ein junges Liebespaar in diese Höhe kam, um in dem kalten See den Tod zu finden. Ein wunderbarer Contrast: Liebesgluth und das eiskalte Seelein mit der Firn- und Gletscherwelt umher, — ein noch nicht dagewesener Stoff für eine Novelle!

Berühmt sind die unter der Paßhöhe des Bernina liegenden Lago bianco und Lago nero (2220 M.). Wenn man diese beiden so nahe verbundenen, nur durch einen schmalen Damm getrennten Seen ein Ehepaar nennen wollte, so wären der an den weißen See sich anreihende Lago della Scala und das sehr kleine namenlose Seelein, welches man allenfalls blau nennen kann, bei dem schwarzen See ihre Kinder. Die Wasser des größeren und etwas höher gelegenen Lago bianco, der vom Cambrenagletscher gespeist wird, gelangen in Vermittelung und Verbindung mit der Adda und dann mit dem Po in's adriatische Meer, der Lago nero, auf Moorgrund ruhend, läuft dem Inn zu, durch diesen in die Donau und da müssen dann, freilich stark gemischt, Wassertheile des schwarzen Sees vom Bernina in's schwarze Meer gelangen.

Auch auf der Höhe des Flüelapasses (2405 M.), welcher von Davos in das Unterengadin führt, liegen zwei kleine Doppelseen bei einander, deren Wasser nach den entgegengesetzten Seiten des Berges abfließen. Liebliche Bergseen kann man sie nicht nennen, aber ihre grünen Spiegel sind doch mild in der starren Wildheit der Steinwüstenei umher. Immer und immer sind seit Jahrhunderten Felsstücke von beiden Seiten herabgestürzt und bedecken weithin die obere Partie des Passes. Auch Lawinen kommen in jedem Frühling herab und ich sah noch im August am Rande des einen Sees einen zähen Lawinenrest. Sicher fahren jetzt die großen Postkutschen auf der wahren Kunststraße in vielen Kehren hinüber und in der Höhe von mehr als 8000′ ist mit der Poststation nicht nur eine gute Wirthschaft verbunden, sondern auch ein Telegraphenbureau.

Graubünden, eine Schweiz für sich, ist es auch in seinen Seen. Es hat deren in großer Zahl und von allen Arten. In dem mystischen Bündnerlande mit seiner eigenartigen Bevölkerung ist mehr als anderswo an den Bergseen die Poesie der Sagen und Naturmythen thätig geworden. Die wiederkehrenden Naturerscheinungen machen auf die in der Einsamkeit des Gebirges lebenden Menschen einen starken Eindruck. Sie wissen dieselben nicht zu erklären wie die Naturforscher, aber sie erklären sich dieselben in ihrer Weise. Als Naturkinder bilden sie aus diesen Erscheinungen eine Naturreligion.

Sicherer als es durch den Barometer geschehen kann, erkennen die Hirten das Umschlagen der Witterung an der sich verändernden Farbe des Bergsees; wenn die noch eben spiegelglatte Oberfläche sich kräuselt, obgleich noch kein Wind sich erhoben hat und wenn dann murmelnde Töne sich hören lassen, die sich zu einem Brummen verstärken, so wissen sie, daß ein Ungewitter nahe ist.

Im Jahre 1700 meldete ein Pfarrer von Andeer an der Splügenstraße dem berühmten Naturforscher J. J. Scheuchzer in Zürich: „Im Schamser-Gebiet findet sich ein See, Calandari genannt, auf Arosen-Alp, welcher gar klein, daß man ihn an allen Seiten mit einem Stein überwerfen kann, ist aber unergründlich, hat seinen Einfluß, aber keinen Ausgang. Wenn ein ungestümes Wetter vorhanden, so schwellet sich in Mitten dieses Sees ein gewaltig großer Wirbel auf, welcher in zunehmendem Wachsen so stark brüllet, daß man ihn von einem Berg zum andern, wol sechs Stunden weit, hören kann. Es hat dieser See noch eine andere verborgene Eigenschaft, daß er die Menschen, so dabei schlafen, an sich ziehe, wie ich denn gehört und von alten Personen bin versichert worden, daß eine Frau ziemlich weit von diesem See geschlafen und von demselben angezogen und verschlungen worden. Nach diesem hat man ihren Gürtel mit Schlüsseln an dem Ufer des Rheins gefunden, welcher Fluß von dem See vier Stunden entlegen. Es sind noch mehr Leute im Leben, welche auch bei diesem See eingeschlafen, und da sie erwachen, schon mit ihren Füßen in dem Wasser gewesen." Der Pfarrer meldet noch weiter, vor etlichen Jahren hätten einige junge Knaben aus Uebermuth sieben Pferde in diesen See gesprengt, seien dann aber sehr erschrocken gewesen, als die Pferde nicht wieder herausgekommen; nach drei Stunden hätten jedoch die Thiere sich wieder ans Land begeben, wo sie anfangs wie todt gelegen, dann aber zurecht gekommen seien. Besonders merkwürdig sei dabei noch, daß die Pferde alle beschlagen gewesen, aber ohne Fußeisen aus dem See zurückgekommen seien.

Scheuchzer, der aufgeklärte Naturforscher meint, wenn diese Geschichten wahr seien, „sollten sie manchem spitzfündigen Welt- oder Naturweisen genug zu schaffen geben", er will seinerseits die magnetische Kraft gewisser Bergseen weder zugeben noch ableugnen.

Ueber die wunderbaren Erscheinungen dieses Sees, den man aber gewöhnlich anders nannte, berichten mehrere bündnerische Schriftsteller. Auch die Entstehung desselben ist der Sage einverleibt. J. K. von Tscharner erzählt:

In die wilde Bergwelt zwischen dem Weiß- und Rothhorn drängt sich oberhalb Tschiertschen das kleine Seitenthal Urden; in seinem Grunde ruht von schauerlichen Sagen umweht der Urdensee. Wo aber jetzt der Spiegel des Sees glänzt, deckten einst saftige Wiesen den engen Thalgrund und in geräumiger Hütte wirthschaftete ein roher und geiziger Senn.

Zu dem kam ein altes und schwaches Mütterlein von Erosa, das mit unsicherem Tritt zum letzten Mal nach dem fernen Gotteshaus Obervatz wallfahrten wollte, um dort ihre Rechnung mit der Welt abzuschließen, und bat um einen Trunk Milch. Der Unmensch fuhr die von Durst und Müdigkeit erschöpfte Pilgerin zuerst mit Scheltworten hart an, melkte dann seine rothe Kuh, warf Magen (Säure) in das Milchgefäß und reichte ihr mit verbissenem Hohnlachen diesen Trank. Die Alte hatte ihre Pilgerfahrt kaum wieder angetreten, als sie von grimmigen Schmerzen befallen wurde und, nachdem sie dem Herrn ihre Seele befohlen und die Rache des Himmels über den Gottlosen herabgerufen, unter schrecklichen Zuckungen verschied. Da erbebte die Erde ringsum im ganzen Gebirge, in fürchterlichem Krachen gähnte weitauf ein ungeheurer Abgrund, Weiden, Hütten und Heerden wurden mit dem gottlosen Senn verschlungen und trübes Wasser füllte die Tiefe. Das ist der Urdensee. Je im siebenten Jahre, wenn im Brachmonat die Tage am längsten sind, werden seine Wasser ungewöhnlich wild und brüllen aus der Tiefe in fürchterlichen Wallungen auf, dann sieht man den verwünschten Senn mitten auf dem tobenden See seine rothe Kuh melken; hat er dies Geschäft beendigt, so ringt er dreimal die Hände gen Himmel und fährt mit schauerlichem Gewimmer in den Abgrund hinab. Schrecklicher rast dann der See und ein dumpfes Getöse rollt durch Gebirg und Thal und verkündet schwere Unwetter.

Wir haben hier eine Localisirung der weit verbreiteten Sage auf ethischem Grunde, daß durch Hartherzigkeit und Uebermuth der Menschen blumenreiche Alpen zur Strafe untergegangen sind, aber die Sage weicht von der gewöhnlichen Form ab. Gewöhnlich sind auch die Alpen in Eis und Schnee verwandelt.

Im Glauben der Hirten sind viele Bergseen unergründlich und sie scheuen sich, etwas hineinzuwerfen, denn in der Tiefe ist ein großer Fisch oder ein Ungeheuer, das dann an die Oberfläche kommt und den See aufbrausen und Schaden anrichten läßt.

Sehr gewöhnlich nannte man die in und an den Bergseen hausenden Ungethüme Drachen. Der treffliche bündnerische Topograph und Historiker Campell, um die Mitte des 16. Jahrhunderts, theilte noch den Glauben an diese schlangenartigen, oft mit Flügeln versehenen Thiere. Sein Großvater mütterlicher Seite habe in der Steinwüste am Fuße des Berges Alpiglia bei Süs ein solch großes schreckliches schlangenartiges Thier erblickt, sei dadurch plötzlich krank geworden, habe sein Haupthaar gänzlich verloren und die Haut an den, dem Anblick des Unthiers ausgesetzt gewesenen, nicht von Kleidern bedeckten Stellen des Körpers habe sich abgelöst. Ein anderer Mann der Zeit erblickte einen Drachen oder Lindwurm in der Schlucht, welche der Inn bei seinem Ausfluß aus dem See von St. Moritz durchbraust, wurde davon krank und starb. Johann Branca von Guarda dagegen bedeckte den kleinen See auf Alpiglia mit

Hülfe eines Beschwörers mit Zweigen und Blättern und nöthigte dadurch den Lindwurm in einem greulichen Unwetter den Ort zu verlassen, in Folge dessen er den Inn abwärts bis Innsbruck geschwemmt und dort nicht ohne große Gefahr getödtet wurde. So berichtet Campell.

Bevor ich Abschied nehme von den zwar interessanten, aber in der Wilde und Oede liegenden, nicht eben anheimelnden Seen, um mich zu den zerstreuten anmuthigen kleinen Seen in romantischer Berglandschaft zu begeben, muß ich noch einen Bergsee aus jener Classe erwähnen, welcher lange Zeit den Menschen der unheimlichste von allen gewesen ist und eine große Geschichte hat, die aber damit endigt, daß der See gar nicht mehr existirt. Es ist der Pilatus-See.

Dieser See lag an der Luzerner Seite des Berges, welcher von dem See oder dessen Gespenst erst den bekannten Namen erhalten hat, sonst in alter Zeit Fraktmont (mons fractus) von seinen vielen Klüften und Spalten in den Felswänden hieß. Der See war eine Viertelstunde von der Alp Bründlen entfernt, hatte eine Länge von etwa 100 Schritt, eine Breite von 50. An der einen Seite deckte ihn ein Tannengehölz, an den anderen Seiten waren starre Felsen. So lag er geschützt vor den Winden, hatte keinen Zufluß und Abfluß, nahm weder zu noch ab, schweigsamer Ernst war sein Charakter, aber das brachte ihn in den Bereich der Sage. Seine Ruhe durfte nicht gestört werden, geschah es, so war das Frevel mit verderblicher Folge. Aber nicht ein großer Fisch oder ein ähnliches Ungethüm kam dann an die Oberfläche, sondern sein Insasse war der unselige, zur Strafe in ihn und die öde Bergeinsamkeit gebannte Landpfleger Pilatus. Der Unruhige kam hier nicht zur Ruhe, er stürmte auf dem Gebirge hin und her, jagte die Heerden, daß sie in den Abgrund stürzten, dann watete er auch in seinem See herum und schickte wilde Wasser in's Thal. Endlich wurde ein fahrender Schüler gegen ihn angerufen und brachte ihn bis zu einem gewissen Grade zur Ruhe. Auf die stärksten Bannformeln hin ging Pilatus ein Compromiß ein, er versprach, sich in den See zurückzuziehen und sich dort ruhig zu verhalten, wenn man ihn nicht beunruhige. Darauf folgten Verbote auf Verbote der Obrigkeiten von Luzern und von Obwalden, den See zu berühren und auch nur sich ihm zu nähern. Fremde, welche den Berg besteigen wollten, mußten dazu eine besondere Erlaubniß einholen; im Frühling wurden die Sennen der Alpen in Eid genommen, keinem Fremden den Weg an den See zu zeigen. Wer jenen Verboten zuwiderhandelte, wurde hart gestraft. Im Jahre 1545 konnte aber der Stadtpfarrer Müller von Luzern es wagen, ohne Zweifel nach Rücksprache mit den regierenden Herren der Stadt, dem merkwürdigen Aberglauben entgegenzutreten. Er kam mit einer Gesellschaft an den See, man rief den Landpfleger in verschiedenen Sprachen, warf Steine in den See, aber weder erhob sich Pilatus, noch erhob sich ein Unwetter; es wateten

einige Leute durch das Wasser und es zeigte sich, daß der See gar nicht bodenlos oder auch nur tief sei, wie man geglaubt hatte. Neun Jahre später wurde der See abgegraben und er blieb ein unschöner kleiner Sumpf, der sich zur Zeit der Schneeschmelze etwas mehr mit Wasser füllte. Im Jahre 1661 schrieb Cysat von Luzern in seiner genauen Schilderung des Vierwaldstätterssees: „Was aber von des Pilati See und desselben armseligen verdammlichen Geist in und außerhalb dem Schweizerland geschrieben und gesagt wird, das ist lauter Fabelwerk und Gedicht." Die Sennen ließen sich aber den alten Glauben nicht ganz nehmen. Bis zur Neuzeit war es Gebrauch, daß sie auf den Alpen des Berges beim Sonnenuntergang durch den Milchtrichter einen Segensspruch ausriefen, der den Pilatus verhindern sollte, ihnen und ihrem Vieh in der Nacht Schaden zu thun. Es ist das übrigens eine Sitte, die, wenn auch nicht in Beziehung auf den Pilatus, noch auf manchen Alpen der Schweiz sich findet. In dem nach ihm benannten Berge ist aber dem Landpfleger Pilatus doch noch der Ruhm oder Ruf des Wettermachens geblieben, wie der bekannte Spruch sagt: „Hat der Pilatus einen Hut, so wird das Wetter gut, hat er einen Degen, so gibt es Regen" und diese Wetterzeichen haben Wahrheit. Um den Pilatus-See kümmert sich aber jetzt Niemand.

Zu den Bergseen, an denen das Verweilen in „süße Melancholei" versetzt, gehören noch nicht die Gotthardseen, wie interessant sie sonst auch sind, diese „ewigen Seen, die von des Himmels Strömen selbst sich füllen", welche Bezeichnung des Dichters freilich gar nicht buchstäblich zu nehmen ist. Ihre kleinen Wasserspiegel verleihen zwar der starren, ernsten, baumlosen Landschaft etwas Glanz, aber lächelnde Seen sind es durchaus nicht. Man hat zwar den Lucendro-See gepriesen, dem die Hauptquelle der Reuß entströmt und es gibt auch Farbenbilder, auf denen er sehr freundlich sich ausnimmt, aber das ist Dichtung des Pinsels. Wenn ein Tannenwald an einer Seite seinen Schatten in einen kleinen klaren Bergsee wirft, den an der andern Seite hellgrüne Matten einfassen, so gibt das ein freundliches Bild, aber bei dem Lucendro-See ist es der Schatten von den hohen Felsen, welcher dem Bilde überwiegend die Färbung verleiht und das wol zu keiner Jahres- und Tageszeit heiter sein kann. Es mag sein, daß ich mit einer unrichtigen Vorstellung ihrer Schönheit zu den Gotthardseen herankam, daß ich eben nur ernste Alpenbilder in ihnen und an ihren Ufern hätte erwarten sollen, aber mir ist nun einmal der Eindruck geblieben, daß sie zu den lieblichen Bergseen nicht gehören. Die Schweiz ist aber auch an diesen reich und von manchen derselben gilt, was ein berühmter Kenner der Gebirgswelt, Desor, sagt: „Diese glänzenden Wasserspiegel mildern mit ihrem zarten Wellenschlage die Wildheit der Hochregionen, und der ermüdete Wanderer grüßt sie mit Entzücken, wie der Pilger der Wüste die ersten Palmen bebauten Landes, die am Horizonte auftauchen."

Die ſchönen Seen des Oberengadins, der See von Silvaplana, von Sils und von St. Moritz, ſind zwar nach ihrer Höhenlage, faſt 6000′, und in ihrem Zuſammenhange mit den Gletſchern Bergſeen, aber ich möchte doch an meinem ſpeciellen Thema, den kleineren in der Bergeinſamkeit liegenden Seen feſthalten. An jenen größeren Seen iſt jetzt bekanntlich nicht Bergeinſamkeit zu finden, ſondern, im Sommer wenigſtens, Weltverkehr im großen Maßſtabe. Dasſelbe gilt vom See bei Davos und dem ſchönen Lago di Poschiavo am Fuße des Bernina.

Meine Rundſchau wird mich in verſchiedene Berggegenden der Schweiz führen, in denen die Menſchen eine verſchiedene Sprache reden und verſchiedene Sitten haben.

Recht nahe bei meinem Wohnorte Zürich und deſſen großem blauen See, aber wenig bekannt, iſt der Türlerſee oder Dürlerſee am ſüdlichen Fuße des Albis, der kleine See iſt beachtenswerth durch Lage und Sage.

Vom fernen Meeresſtrande her war einſt eine fremde Familie in dieſe Gegend eingewandert. Der Mann war von friedlicher Gemüthsart, rüſtig zur Arbeit wie zum Gebet, die Frau finſter und ungeſellig, doch dem Manne eine treue Gehülfin und dem wunderlieblichen Kinde eine ſorgſame Mutter. Hinter Vollenweid, auf dem Berge am Türlerſee, bauten ſie eine Hütte und erwarben bedeutendes Grundeigenthum daneben. Wunderſam gedieh die Arbeit ihrer Hände und was ſie gepflanzt hatten, blühte und reifte in üppiger Fülle, vor allem aber erfüllte der bald in herrlicher Pracht ſtehende Garten die Nachbarn mit Bewunderung und auch mit Neid. Doch nicht nur für die Beſitzer blühten und dufteten die Blumen, mit freundlichem Sinn bot der Mann ſie dem Wanderer über die Hecke und das liebliche Mägdlein trug manchem Armen und Kranken ſaftige Früchte und heilſame Kräuter unter das niedrige Dach. Sah auch die Mutter, Chriemhilde war ihr Name, mit ſcheelen Blicken ſolcher Freigebigkeit zu, ſchnell ſchmeichelte das ſüße Kind den Unmuth von ihrer Stirne weg und mit freundlicher Mahnung beſchwor der Gatte den böſen Geiſt. So floſſen Jahre dahin, Regen und Sonnenſchein zogen über ihre Häupter und ſegneten ihren Fleiß. Da kam der Sturm, welcher dieſes ſtille Glück zerſtörte. In den Wogen des Türlerſees fand der wackere Mann ein naſſes Grab und mit ihm entwich der Schutzengel des Hauſes. In finſterer Trauer arbeitete das Weib fort, aber in ihrem Herzen ſchlugen verzehrende Habſucht und ſtarrer Menſchenhaß giftige Wurzeln. Nur für ihr Kind hatte ſie Liebe, aber das liebliche Weſen ſiechte dahin und die Frau ſtand allein in der freudloſen Welt. Um die Zuneigung der Nachbarn hatte ſie ſich nie bemüht, bald entwickelte ſich ein offenbares Feindſchaftsverhältniß. Man warf ihr unbefugte Erweiterung der Grenzen ihres Gutes vor und im Rechtsſtreit verlor ſie ihre Ländereien, nur der Garten blieb ihr. „So kann ich doch noch gartnen,“ ſprach ſie im wilden Unmuth; aber der Segen war gewichen. Da nahte ihr der Böſe mit

arger Versuchung und das an Gott und Menschen verzweifelnde Herz konnte ihm nicht widerstehen. Als man sie auch ihres Gartens beraubte, da lebte sie nur noch im Gefühl der Rache. Vernichten wollte sie die verhaßte Brut, und das Gewässer, das ihren Mann verschlungen hatte, sollte alle bedecken, vom wankenden Greise bis zum Kinde an der Mutterbrust. Ein Hügel trennte den Türlersee von dem Dorfe und dieser sollte durchstochen werden. In dunkler Nacht stand sie riesiggroß da, eine tennthorgroße Schaufel in wilder Hast hebend und senkend und mit jedem Spatenstich schuhweit vorrückend. Kalter Schweiß stand auf ihrer Stirn und der bebende Mund öffnete sich bald zu einem grinsenden Lächeln, bald bewegten sich die Lippen zum Fluchen, aber leise, denn sie hatte mit dem Bösen den Pakt geschlossen, während der Arbeit zu schweigen wie das Grab. Nun hebt sie zum letzten Mal die Schaufel, um das schöne Gefilde ist es geschehen; da kann sie ihr Entzücken nicht mehr bändigen und wild jauchzend ruft sie: „So ist's geschehen, Gott zu Lieb oder zu Leid!" Ein brausender Sturm führte die Hexe durch die Luft, auf die blumigen Halden des Glärnisch, aber zu Eis erstarrten die Kräuter unter ihr. Noch heutzutage steht sie dort, auf ihren Spaten gelehnt, ein zackiger Eisblock, der nimmer aufthaut.

In den Jahrhunderten, welche seitdem vergangen sind, lag der Türlersee wieder ruhig da und unter ihm ist eine fruchtbare Landschaft. Nahe am See finden wir den kleinen Weiler Türlen oder Törlen. Nicht wie Chriemhilde es wollte, strömt das Wasser verheerend in's Thal, sondern Fruchtbarkeit spendend enteilt ein nicht unbedeutender, klarer Bergstrom, die Reppisch, dem See, um sich mit der Limmat zu verbinden.

Für das Alter jener Sage spricht, daß in einer Rechtsurkunde von 1412, der Offnung von Borsikon, in einer Grenzbeschreibung dreimal „Kriemhilten Graben" vorkommt. Da dieser Frauenname, soviel ich weiß, sonst in der Schweiz gar nicht üblich ist, so verdient er in seiner Hinweisung auf die Nibelungen Beachtung, wie der im Canton Bern verbreitete Geschlechtsname Ritschart und der dem Drachentödter in Unterwalden beigelegte Name Schrutan (Winkelried).

Der Chriemhildengraben, gewöhnlich Hexengraben genannt, ist noch zu sehen und den Leuten sehr bekannt. Daß hier ein Abgraben des Sees versucht ist, leidet keinen Zweifel. Er ist etwa 12 Fuß tief; die neue Straße nach Aeugst führt darüber hin.

Wenden wir uns von hier zum Vierwaldstätterse, so gehört zwar dieser große vielbuchtige See, der Spiegel der Urschweiz, nicht in die Reihe meiner Bergseebilder, aber in seiner Nähe finden wir das grüne Seeli, von welchem der beliebte Luftcurort Seelisberg den Namen hat. Der kleine See, etwa eine Viertelstunde lang, liegt, zum Schwärmen einladend, am Fuße des Niederbauen oder Seelisberger Kulms und aus der Höhe dieser Bergpyramide (1925 M.) schließt man auf eine enorme

Tiefe des Sees. Mit dieser angenommenen Tiefe steht dann weiter in Verbindung der Glaube an einen großen Fisch oder vielmehr ein Fischungeheuer, den Elbst, der die kleinen Fische verzehre und selten an die Oberfläche komme.

Ein mythologischer Forscher hat den Gedanken ausgesprochen, es sei solch ein großer Fisch, wie die Anwohner eines Binnensees ihn als Insassen des Sees sich vorstellen, ursprünglich nichts anderes als der Geist des Sees, der Seegenius, woraus man dann später ein Seeungeheuer machte. Ich halte den Gedanken für sehr richtig. In der heidnischen Geisterwelt mußten die Seen ihre Dämonen haben wie die Berge und die Wälder und solche geisterhafte Wesen wurden in der christlichen Folgezeit immer mehr zu gefährlichen Gespenstern, wie ja auch der Teufel ursprünglich gar nicht so schlimm war, als man ihn später machte. Der Seegeist in der Tiefe des Wassers konnte kaum anders gestaltet sein als fischartig. Mit der Menschenwelt hatte er nichts zu schaffen; er wollte aber auch in seinem Reiche nicht beunruhigt werden von den Menschen. Wenn in Graubünden Drachen in die Bergseen verlegt sind, so waren doch die eigentlichen Wohnungen der Drachen Felshöhlen, wie namentlich des großen Drachen in Nidwalden, den Schrutan von Winkelried erlegt haben soll. Man zeigt hier noch das Drachenloch.

Der Canton Uri, zu dem Seelisberg gehört, hat, näher an der Gotthardsstraße, noch einen kleinen See, den man das Muster eines Alpsees nennen darf. Es ist der Golzernsee, an dem seit zehn Jahren so beliebt gewordenen Maderanerthal. Von Amsteg steigt man nach Bristen hinan, erfrischt sich beim Kaplan, um den etwas strengen Aufweg zur kleinen freundlich im Mattengrün liegenden Häusergruppe von Golzern zu machen. Noch eine kleine Stunde von dort entfernt ist der Golzernsee (1413 M.), von dem ein Engländer im Fremdenbuch des Gasthauses im Maderanerthal schrieb: The Golzernsee is a perfect bijou. Das Seeli mit seinem klaren Spiegel ist lieblich durch die ihn umgebenden Tannen und kleinen Felspartien und „der Matten warmduftiges Grün", aber zu dem Landschaftsbilde gehören auch die Berggipfel in der weiteren Umgebung. Größer ist die Rundschau, und das Idyll des Alpenlebens vervollständigt sich, wenn wir den Weg nicht scheuen zur Alp Bernetsmatt, über 600', wo die freundlichen Hirten uns willkommen heißen und auch ein Wesen, von dem man anfangs nicht weiß, zu welchem Geschlechte es gehöre. Es ist die schwarzäugige Tochter des Sennen Lorez, welche in männlicher Kleidung bei ihrem Vater als Knecht fungirt. So war es wenigstens vor zehn Jahren.

Obwalden hat drei größere Seen, da man schon mit dem Alpnacher-See, einem Arm des Vierwaldstättersees, die Zählung beginnen darf. Es folgt, weiter ins Land hinauf, der schöne Sarnersee, in welchem sich Sarnen und der Landenberg und am obern Ende das ansehnliche

Sachseln spiegelt. Auf einer höheren Terrasse, neben der Brünigstraße, ist der kleinere, seit seiner Tieferlegung im Jahre 1836 nicht mehr schöne Lungernsee. Das Anmuthige hat dem Nützlichen weichen müssen. Die Anwohner haben durch den mittelst eines Stollens bewirkten Abfluß und die Verkleinerung des Sees bedeutend an ertragfähigem Uferland gewonnen. Früher war der See drei Viertelstunden lang und zehn Minuten breit und, wie mir ein Mann sagte, der ihn aus Anschauung genau kannte, boten seine Ufer eine der interessantesten Scenen der schweizerischen Gebirgsnatur dar. Er war theils mit dunkler Waldung besetzt, theils mit dem schönsten Grün der Alpweiden bekleidet und in seinem krystallreinen Wasser spiegelten sich die ihn umgebenden Berge und selbst die entfernteren beeisten Gipfel der Wetterhörner. Jetzt reflectirt der Seespiegel nicht mehr in solcher Weise die Bergwelt.

Einen hübschen kleinen Bergsee hat Obwalden hoch oben im Melchthal, den Melchsee (6000'). Auch die dortige Alp, zu welcher Sennhütten und eine Kaplanei gehören, führt den Namen Melchsee. Dem westlichen Ende des Sees entströmt der Melchbach, der sich aber sofort in unterirdische Höhlen stürzt und erst nach mehr als einer Stunde in dem Stäubibach springend und sprudelnd wieder zum Vorschein kommt, weiterhin, durch Zuflüsse verstärkt, den Namen Melchaa führt und als klarer Bergstrom hinabeilt, um sich endlich in dem Alpnachersee zu verlieren.

Das Melchthal ist ein rechtes Hirtenthal, aber doch nicht gerade ein „Thal bei armen Hirten", denn es sind dort sehr schöne Alpen. Bekanntlich ist diesem Thal eine Hauptrolle zugetheilt in der Heldensage der Schweiz, insofern nach der ältesten uns bekannten Ueberlieferung, nach der Chronik des weißen Buchs in Sarnen, hier die erste der zum Befreiungskampfe führenden Gewaltthätigkeiten der Vögte vorkam, indem der Landvogt dem Arnold von der Halden, wie Schiller ihn einführt, die Ochsen vom Pfluge nehmen und darauf den Vater desselben blenden ließ. Wir haben es hier nun freilich mit der Sagengeschichte zu thun, aber wer das Melchthal kennt, dem muß es auffallen, daß hier gepflügt und Ackerbau getrieben sein soll. Es ist nun zwar nachgewiesen, daß in den Berggegenden der Schweiz und speciell in Obwalden der Ackerbau einst höher hinauf ging, dann aber gegen die Alpenwirthschaft zurücktrat, aber eine neue Untersuchung in der Urgeschichte der Schweiz hat es wahrscheinlich gemacht, daß der Ausdruck „im Melchi", den die Chronik des weißen Buchs gebraucht, nicht auf das Melchthal, sondern auf eine noch jetzt so genannte Oertlichkeit weiter unten nach Sarnen zu sich beziehe.

In Obwalden sind wir schon den Grenzen des Cantons Bern nahe und wir werden nicht getäuscht, wenn wir in diesem rechten Gebirgslande der Schweiz interessante Bergseen zu finden hoffen, außer dem großen Geschwisterpaar, dem Thunersee und Brienzersee.

Eine große fruchtbare Alp ist die Engstlenalp (1839 M.), zum Gentelthal und dem Amtsbezirk Oberhasle gehörig. Sie ist nicht blos den Touristen sehr bekannt, welche über den Jochpaß aus dem Haslithal nach Engelberg oder umgekehrt wandern, sondern dient auch denen zum Aufenthalt, welche durch Alpenluft erster Qualität neue Lebenskraft suchen. Man nennt diese Classe von Menschen bekanntlich jetzt Sommerfrischler, aber auch wol Luftschnapper. Der letztere Name ist übrigens erfunden von dem früheren Wirth auf dem Uetli bei Zürich und zwar für die Engländer, welche bei ihrem Eintritt in die Schweiz nach Vorschrift des rothen Buchs den Berg bestiegen und ohne in dem Wirthshause einzukehren, Vorgeschmack der Alpenluft suchten. Wie sehr die Zahl der Sommerfrischler zugenommen hat in den letzten Jahrzehnten, das zeigt uns auch die Engstlenalp. Als ich vor 22 Jahren zum ersten Mal hinaufkam, fand ich ein sehr bescheidenes Unterkommen und Nachtherberge in einer großen Sennhütte, welche im Begriff war, zu einem Hause sich zu gestalten. Jetzt sind dort zwei Kurhäuser moderner Art.

Die Engstlenalp ist auch wichtig als Ausgangsstation für die Ersteiger des Titlis, dessen Spitze von hier in kürzerer Zeit erreicht werden kann als von Engelberg.

Wenn man nach der Einkehr auf der Alp über den Jochpaß nach Engelberg strebt, so kommt man in einer halben Stunde an den gepriesenen Engstlensee (1852 M.). Derselbe ist kaum eine halbe Stunde lang und eine Viertelstunde breit und füllt hier den Thalgrund ganz aus, so daß nur ein schmaler Weg an den Halden des Querstocks übrig bleibt. Gegenüber senken sich schroffe Felsen der Gadmerfluh bis zu dem gräulichen Seespiegel hinab. Einzelne alte Arven am westlichen Ufer harmoniren mit dem Ernst der Gebirgswelt, mit den graubraunen Felswänden und den Gletschern und Firnen umher, aber die liebliche Vegetation von Alpenrosen und Enzianen fehlt nicht auf kleinen Hügeln am nördlichen Ufer.

Auf der wasserreichen Engstlenalp steht mit dem See in Verbindung der Wunderbrunnen, nahe bei den jetzigen Kurhäusern. Er gehört zu der Classe der sogenannten Zeitbrunnen, welche periodisch fließen. Ich erfuhr dort, daß die Quelle im Sommer, nicht im Winter, den Tag über, von 8 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags fließe, in der Nacht aber ruhe. Da liegt der Schluß nahe, daß in diesen Tagesstunden die Sonne thätig sei, Eis und Schnee in der Höhe zu schmelzen und daß dann das Wasser durch diesen Kanal abströme.

Die Schönheit des Engstlensees kam mir wieder zum Bewußtsein, als ich von dort den Jochpaß übersteigend, den schon auf dem Gebiete Unterwaldens liegenden kleinen Trübsee vor mir hatte. Er ist reizlos wie sein Name.

Im Kandergrund liegt ein wunderlieblicher kleiner Bergsee, der so

wenig Reclame macht, daß er nicht einmal auf Specialkarten seine Existenz kund thut. Er ist aber doch aufgefunden worden und wird nicht selten besucht, seit Tschudi ihn ein landschaftliches Kleinod genannt hat. Es ist der „blaue See", nahe bei dem zur Pfarrgemeinde Frutigen gehörigen Weiler Bunderbach. Ein anderer Name konnte diesem kleinen Seelein gar nicht gegeben werden, er ist ein wahres „Vergißmeinnicht", intensiv blau, so daß selbst die Tannenzweige, welche hinein gefallen sind und auf seinem Grunde liegen, blau erscheinen. Ein paar bei einem Schifferhäuschen angebrachte Bänke laden zum Ausruhen und Schwärmen ein und ein kleines Boot, um über den blauen Spiegel zu gleiten. An der einen Seite hat er als Einfassung einen schönen Tannenwald und dahinter erheben sich mächtige Schneeberge.

Die sehr verschiedene Färbung der schweizerischen Seen, von dem lieblichsten Blau bis zum Smaragdgrün und zur Bleifarbe ist noch nicht gehörig erklärt. Der Lago bianco und Lago nero auf dem Bernina lassen freilich keinen Zweifel übrig und daß der Umschlag der Witterung den Seen oft eine andere Farbe bringt, ist augenscheinlich genug. Die Landkarten haben alle Seen hellblau gemacht, aber das ist Schönfärberei.

In kurzer Zeit kann man, von dem träumerischen kleinen blauen See wieder einlenkend auf die Straße nach Kandersteg, sich den Genuß des Besuchs eines berühmteren Bergsees verschaffen, welcher einen ganz andern Charakter hat. Es ist der graublaue Oeschinensee (1588 M.) in dem Oeschinenthal bei Kandersteg. Dieses Thal, zwar nur klein, ist rings umgeben von riesigen Bergen, deren Gletscher und Formen in dem See sich spiegeln. Zu andern Zeiten, namentlich im Frühling, wenn die Lawinen herabkommen, mag es anders sein, aber jetzt ist auch dieser See ein Bild der Ruhe, in ihrer stillen Größe liegt die Alpenwelt da. Am See ist die Stille nur unterbrochen durch das Murmeln und sanfte Rauschen der zahlreichen Bergbäche und Wasserfälle, welche dem See seine Zuflüsse bringen. Besonders diese Wasserfälle haben den See berühmt gemacht. Es ist ein Kahn zur Hand, um zu ihnen heranzufahren.

In märchenhafter Schweigsamkeit stehen die Bergriesen ringsum, ihre blendend weißen Häupter in den blauen Aether streckend. Das Doldenhorn senkt seine Basis in den Oeschinensee, östlich davon ist der mächtige Kegel des Freundenhorns und weiter nach Osten die Prachtgestalt der Blümlisalp, welche wol von allen Schneebergen des Berner Oberlandes in Eleganz der Formen am meisten mit der Jungfrau wetteifert.

Alte und junge Tannen finden sich noch in ziemlicher Zahl in der Nähe dieses Sees, aber sonst ist die Vegetation arm. Mattengrün ist nur wenig zu entdecken. Auch vom Menschenleben ist keine Spur. Doch da kommt ein Geißbube mit seiner kleinen Ziegenheerde heran. Er braucht sie nicht zu führen; in der heißen Tageszeit wissen die Thiere

die Bergwasser von sich aus zu finden. Nachdem sie ihren Durst vorläufig gelöscht haben, legen sie sich zu ihrem Beherrscher und träumen in halbem Wachen wie er. Aber eine alte Ziege ist am Seerande stehen geblieben und tiefsinnig schaut sie in den Spiegel auf ihr eignes Bild und sucht das Problem zu lösen, aber wie so mancher Philosoph kommt sie an die Lösung nahe heran, findet sie jedoch nicht.

Gepriesen ist auch das Oberhornseeli, oberhalb des Ammerthals, nicht weit vom Tschingelgletscher. Ich kenne den kleinen See nicht aus eigner Anschauung, für seine Schönheit in der großartigsten Gebirgswelt bürgt aber E. von Fellenberg, der sich über ihn äußert: Malerische Steinblöcke umgeben den kleinen türkisblauen See, dessen Ufer von der glühendsten Alpenflora geziert sind. Man steht hier mitten in einem der imposantesten Berg- und Gletscheramphitheater, die nur zu finden sind. Rings herum strecken mächtige Gletscher sich zum Thal, hohe, halbbewachsene und ganz vegetationslose Moränen stehen gewaltigen Festungswällen gleich. Darüber hinaus braunrothe Klippen, blaue Gletscherwände, glänzende Firnhalden, und der freundliche azurne Sommerhimmel über diese feierliche Sonntagsstille ausgebreitet.

In der deutschen Schweiz sind noch sehr beachtenswerth zwei Bergseen des Glarnerlandes.

Der Oberblegisee auf der Oberblegialp, oberhalb Luchsingen im Großthal, liegt in einer muldenförmigen Vertiefung und hat einen Umfang von einer halben Stunde. Seine Farbe ist meistens dunkelblau und, je nach dem Stande der Sonne, in's Schwärzliche übergehend an der Seite, wo die Felsenriffe des Bächistocks sich erheben, während an der andern Seite grüne Alpentriften den See einfassen. Der See hat einen unterirdischen Abfluß, welcher weiter unten aus dem Berge hervortritt und als der klare Leuggelbach der Linth zuströmt. Daran knüpft sich folgende sonderbare Sage.

Wo das Wasser in diesen See kommt, sieht man, aber wo es ausläuft, das hat man erst gemerkt, als der Geißer von Leuggelbach gemeint hat, er müsse kreuzweis hinüber und herüber schwimmen. Der Bauer in der Alphütte hat's ihm gewehrt und gesagt: Sei kein Narr; man muß nicht Gott versuchen, steht in der Schrift. Aber der Geißer erwidert: Sei es jetzt dem Herrgott lieb oder leid, so will ich hinüber. Der Bauer denkt: Versuche es! und schaut zu, wie er schwimmt. Schier wäre er drüben gewesen, da nimmt es ihn auf einmal hinab (— der Haggema wird ihn, denk' ich, beim Bein genommen haben —). Um dieselbe Stunde holt seine Mutter im Leuggelbach Wasser. Was meint ihr, daß ihr in die Gelte (großes Wassergefäß, auf dem Kopfe zu tragen) gesprungen sei? Der Kopf von ihrem Buben, welcher über den See hat schwimmen wollen.

Wenn man im Canton Glarus die Kinder vor dem Wasser warnen

will, so sagt man: Nehmt euch in Acht, sonst holt euch der Haggema! und sehr gewöhnlich deutet man diesen Namen als Hauemann, als den Wassermann, der mit seiner Haue (oder seinem Haken) die Unvorsichtigen und Uebermüthigen in die Tiefe ziehe. Mythologen haben aber natürlich den Namen mit Wuotan in Verbindung gesetzt.

Die schönste Aussicht genießt man am See von dem Walle aus, welcher nach der Thalseite hin dessen Abfluß hindert; da hat man die grünen Terrassen des Leuggelerberges, auch einen Buchenhain, unter sich und das in seiner ganzen Länge ausgebreitete, mit schönen Dörfern übersäete Großthal und umher schweift das Auge zu den mannichfachen kühnen Bergformen des Glarnerlandes.

Bekannter als dieser See ist der Klönthalersee. Wenn das Klönthal unbestritten eins der schönsten kleinen Thäler der Schweiz ist, so ist sein See der Spiegel, in welchem die Pracht der Farben und Formen wiederstrahlt.

Wenn man von Glarus oder noch leichter von Nettstal herankommt, so hat man bald und recht lange auf der mäßig ansteigenden Straße, welche von der Bergwand und auch reichlich von Bäumen beschattet ist, den herabspringenden rauschenden Bergstrom, den Lönsch, zur Seite. Bald scheint er sich unten in Felsentobeln zu verlieren, dann hat man den hastenden Springer wieder unmittelbar neben sich. Zuletzt bewegt er sich in einem ruhigeren Tempo und plötzlich steht man vor dem Seespiegel, dessen stille Ruhe sehr contrastirt zu dem Wildbach, wie seine Weichheit und Milde zur schroffen Wand des ungeheuren Glärnisch an seiner nördlichen oder rechten Seite.

Der See, drei Viertelstunden lang und etwa 20 Minuten breit, füllt fast den ganzen Thalgrund aus, so daß nur zur linken Seite des Wassers genügender Raum für eine Fahrstraße ist. Gegenüber ist die fast senkrechte breite Wand des riesigen Glärnisch, unten noch mit Laub und Tannen besetzt, wie zur Vermittelung zwischen der Lieblichkeit und der Großartigkeit, dem weichen See und der starren Felswand, welche hoch oben mit Schnee und Eis gekrönt ist.

Unauslöschlich ist der Eindruck, den man empfängt, wenn man gegen Abend am See wandelt und schon deshalb allein lohnt es sich, das Klönthal aufzusuchen. In vollkommener Klarheit sieht man alle Farbentöne des Glärnisch im Seespiegel, alle Nuancen des Grün, im Herbst auch das Gelb der Laubhölzer und das Roth der Vogelbeeren, das Grau und Braun der Felsen, das glänzende Weiß der Bergkrone. Man erschrickt fast, wenn man hinabschaut, als ob man in eine Tiefe von etwa 10,000' hinabfallen könnte.

Hinter dem See erweitert sich das Thal zu einem herrlichen Schluß, Vorauen genannt. Liebliche Matten, mancher schöne Ahorn, klare Bergbäche, unter ihnen die dem See zufließende Klön, von welcher das Klön-

thal seinen Namen hat, der hübsche Sulzbachfall, machen das von hohen Bergwänden umfangene Voralpen zu einem wahren Idyll.

Ich würde mich einer Unterlassungssünde schuldig machen, wenn ich nicht auch die Seen des grünen jodelnden Appenzeller-Ländlis, Appenzell-Innerrhodens, das ganz und gar ein Hirtenland ist, erwähnen wollte. Von seinen Seen kann man aber nur einen lieblich nennen. Der Semtiser-See liegt einsam im südlichen hintersten Bergthal (1210 M.) und hat ein eigenthümliches Steigen und Fallen. Der Fählensee, eine Stunde höher (1355 M.), in wilder und öder Berggegend, ist ähnlich. Freundlicher und größer ist der Seealpsee (1142 M.). Hat er auch nicht die concentrirte Schönheit des Klönthalersees, so ladet er doch zum Ausruhen ein. Dem Auge ist das Grün seiner spiegelglatten, eine halbe Stunde langen, weniger als eine Viertelstunde breiten Fläche wohlthuend, Abwechselung bietet die Rundschau in seiner Umgebung: kühne Bergformen und Felszacken, große hellgrüne Alpen, von denen dann und wann ein heller Jodler herabtönt, ein Wasserfall, welcher neben einer dieser Alpen dem See zustürzt und aus der Schneeregion ragen dahinten der Säntis und der Altmann empor. An Reizen fehlt es also diesem Landschaftsbilde nicht.

Kleine liebliche mit Sagen geschmückte Bergseen hat auch das Waadtland. Da ist in dem idyllischen Unter-Ormont, Ormont dessous, der Lac Seray, auch der grüne See genannt. Sein Umfang mag etwas mehr als 2000 Schritte betragen. An seinen Ufern wechseln grüne Weiden, Tannengruppen und zerklüftete Felsen, in denen „das Echo schlummert und der Uhu nistet". Es ist ein landschaftliches Miniaturbild, in welchem man ungern ein paar Hütten vermißt. Ehemals sah man auf dem See einen Drachen mit schneeweißem Gefieder. Wenn er mit seinen langen und breiten Flügeln auf dem Wasserspiegel dahinruderte, so floh alles übrige Geflügel oder er verschlang es, so daß von solchem bald nichts mehr zu sehen war. Nahten sich aber junge schöne Mädchen dem Ufer, so schwamm er langsam und hellsingend an dasselbe, um sie nicht zu erschrecken und aß gar fein und zierlich den frischen Käse, den sie ihm darboten, und aus Dankbarkeit machte er dann auch vor ihnen alle seine schönen Schwimmkünste, bis er untertauchte und verschwand. Jetzt hat man ihn lange nicht mehr gesehen.

An der Alp Lioson in Ober-Ormont, Ormont dessus, findet sich in einer Höhe von mehr als 6000' der Lac Lioson, welcher in Prosa und in Versen als der schönste Alpensee gepriesen ist, wie die Alp als das wahre Arkadien der französischen Schweiz. Das schimmernde Seeli in der Bergeinsamkeit war nur den Hirten bekannt, bis Bridel es im Jahre 1799 entdeckte und einige Jahre darauf ihm eine begeisterte Schilderung widmete. Wie für die deutsche Schweiz Ebel, so hat für die französische Schweiz Bridel das Hauptverdienst, zu Gebirgswanderungen

angeregt zu haben, als die Lust dazu noch kaum im Keimen war. Bridel, Pfarrer und Dekan in Montreux, starb 1845 im achtundachtzigsten Jahre und hatte sich den wohlverdienten Namen des Patriarchen von Montreux erworben.

Bridel kam mit seiner kleinen Begleitung von Chateau d'Oex her in das hohe Alpenthal les Mosses, welches Ober-Ormont mit dem Oberlande (Pays d'Enhaut) verbindet. Es war noch früh am Tage in der ersten Sommerzeit, als sie den See vor sich sahen. Die Sonne hatte einen Theil des Sees verklärt, die andere Hälfte lag noch im Schatten. Die Farbe des Sees war ein herrliches Meergrün und durch seinen treuen Spiegel, den kein Windhauch berührte, sah man die noch mit Schnee bedeckten nahen Berge, den kleinen Wald, welcher ein Ufer ziert, die malerische Sennhütte und sogar die Kühe und Ziegen, welche daneben auf den blumigen Matten weideten.

Der See, 1600 Schritte im Umkreis, 112 Fuß tief, enthält die Quelle des Hongrin, welcher in vielen Krümmungen und Fällen in fünf bis sechs Stunden der Saane zuströmt.

Auf der großen Alp Lioson wird im Monat Juni, wenn das Vieh auf die höheren Weiden geführt werden soll, ein Viehmarkt gehalten, unter dem Namen Poya de Liauson. Poya bedeutet aber nicht Markt, sondern nach Bridel Auffahrt, was zu der angeführten Bedeutung des Tages paßt. Früher fand dort nach uralter Sitte eine eigenthümliche Wahlversammlung statt. Vielleicht hat sie sich noch erhalten, denn die Hirten sind sehr conservativ.

Der Obersenn, welcher die Alp für den Sommer von der Alpgemeinde in Pacht genommen hat, steigt auf einen Baumstamm bei der Sennhütte, den Schlüssel zu derselben als Symbol des Besitzes in der Hand haltend und schlägt der vor ihm versammelten Gemeinde die Knechte und Hirten vor, welche auf der Alp verwendet werden könnten. Jeder Wähler gibt mit lauter Stimme in dem überaus kräftigen Patois der Gegend und mit aller Freimüthigkeit vor dem zahlreichen Publikum die Gründe an für die Verwerfung des oder der Canditaten: der eine stehe nicht zur rechten Zeit am Morgen auf, der andere mache nächtliche Gänge oder denke mehr an's Essen als an das Melken oder er behandle das Vieh zu roh. Die Gewählten empfangen ihre Löhnung, wenn die Heerden im Herbst die Alpen verlassen, nicht in Geld, sondern in Käse, welchen die Versammlung ihnen nach Pfunden, je nach ihren Leistungen, bewilligt hat. Diese Methode der Zahlung hängt zusammen mit dem Ueberwiegen des Tauschgeschäfts über den Kauf, wie es in dem Verkehr der Aelpler unter sich in den Hochthälern bis zur Gegenwart allgemein gewesen ist.

Bridel nimmt mit den Worten von dem See Lioson Abschied: „Keiner der kleinen Seen unseres Schweizerlandes, das an reizenden Bergseen so reich ist, gleicht diesem See, weder durch seine Lage in einem Becken, von dem man keine Ahnung hat, bevor man an dasselbe herantritt, noch durch die Leichtigkeit, mit welcher man seine Ufer begehen kann, noch durch die

Klarheit ſeiner Waſſer, welche fortwährend durch das Schmelzen des Schnees in der Höhe genährt werden, noch durch den ergreifenden Eindruck, den die Ruhe dieſer tiefen Einſamkeit hervorbringt, wo nichts den Gedanken zur übrigen Welt zurückführt, als der Anblick einer Hütte, einer Heerde und einiger Hirten. Die bewältigende Majeſtät dieſer enormen Bergmaſſen, von denen der See zum Theil wie mit einem unzugänglichen Wall umgeben iſt, erhöht noch ſeine Reize durch den Gegenſatz ihrer wilden erſchreckenden Formen zu den lachenden, ſanften Formen, welche der See und die Matten umher darbieten."

Man begreift die Bewunderung Bridels aus ſeiner Schilderung dieſes Sees, wenn man auch des Glaubens ſein darf, daß andere Bergſeen der Schweiz nicht minder ſchön ſind.

# Der Normalarbeitstag.

Von

**J. Baron.**

— Berlin. —

Schon oft iſt die Bemerkung gemacht worden, daß die beiden größten Geſetzbücher der Welt, diejenigen, welche den nachhaltigſten Einfluß auf die culturtragenden Nationen geübt haben (ich meine die Bibel und das Corpus juris des römiſchen Kaiſers Juſtinian), eine wächſerne Naſe haben. Man kann ganz entgegengeſetzte Anſchauungen auf Ausſprüche derſelben ſtützen.

Ich erinnere mich hieran, wenn ich an die Auffaſſung der Arbeit in der Bibel denke. Im alten Teſtament iſt ſie die Folge des über die Menſchheit ausgeſprochenen Fluches; zugleich mit dem Menſchen wird der Acker verflucht: er kann nichts mehr ohne Arbeit des Menſchen hervorbringen; die Arbeit ſelbſt iſt mühevoll und drückend, den Schweiß treibt ſie dem Menſchen in's Angeſicht. Im neuen Teſtament (im zweiten Pauliniſchen Brief an die Theſſalonicher) iſt die Arbeit das Zeichen eines ordentlichen Lebenswandels; wer arbeitet, gilt als das rechte Vorbild; „ſo Jemand nicht will arbeiten, der ſoll auch nicht eſſen", denn er treibt Vorwitz, und der Apoſtel rühmt ſich, daß er, als er in Theſſalonich war, von Niemandem das Brod umſonſt genommen, ſondern arbeitend dahin geſtrebt habe, Niemandem beſchwerlich zu fallen. „Bete und arbeite" iſt die Deviſe des Apoſtels.

Aber der Gegenſatz der in der Bibel vorfindlichen Beurtheilungen der Arbeit nimmt mich nicht Wunder; denn mir ſcheint, daß auch durch die Bevölkerungen ſich zwei entgegengeſetzte Anſchauungen hindurchziehen, welche in den angeführten Stellen der Bibel ihren Ausdruck gefunden haben. Der eine Theil des Volkes ſieht die Arbeit als die harte Nothwendigkeit an, die auf ihm bis zum Erdrücken unaufhörlich laſtet; dem

anderen ist sie die erwünschte Gelegenheit für Kraftprobung und Kraftübung. Auch ist es nicht schwer zu sagen, wo die eine oder andere Anschauung vorwaltet; das Unterscheidende bildet die Geistesrichtung; es ist der alte Gegensatz zwischen denjenigen, welche ein Ideal (und sei es auch ein noch so winziges) besitzen, dem sie als Lebensziel nachstreben, und denjenigen, welchen ihr ganzes Leben in der unmittelbaren Thätigkeit aufgeht. Das bewahrheitet sich sofort an den beiden biblischen Schriftstellern, von denen oben die Rede war; den altteſtamentarischen entsetzt der Gedanke, daß das großartigste Ideal, ein sündenloses Dasein, die Einigung des Menschen mit Gott, der Welt verloren gegangen ist; dem neutestamentlichen winkt dessen Wiederherstellung, darum wirkt er fleißig an seinen Teppichen*) und an der Vorbereitung der Menschheit für die Erlösung.

Denkbar ist es hiernach, daß der Kreis derjenigen, welche sich der sogenannten geistigen Arbeit hingeben, für beide Anschauungen ein Contingent stellt. Sie haben bekanntlich weder Feierabend noch Ruhetag; die Probleme, welche sich von selbst einstellen, lassen sie oft genug nicht einen Augenblick los; sie stehen unter ihrer Zwingherrschaft; es gibt drückende wissenschaftliche und künstlerische Sorgen; aber so lange nur in der Ferne jener leuchtende Punkt sie lockt, welchen ich oben als das Ideal bezeichnet habe, wissen sie sich aufrecht zu erhalten; ist er entschwunden, dann werden auch sie flügellahm, und nur Auserlesene haben die Kraft, dem Bekenntniß des Ignorabimus den Vorsatz sed laboremus folgen zu lassen.

Gewiß ist, daß die Classe der Lohnarbeiter am meisten und schwersten nicht blos den Druck, sondern das Erdrückende der Arbeit empfindet. Es mag Vieles vereint dazu beitragen. Ich nenne an erster Stelle die — wenigstens vor Einführung des Normalarbeitstages — ungebührlich lange Arbeitsdauer, so lang, daß der Arbeiter kaum seiner selbst bewußt, geschweige denn seines Lebens froh werden konnte. Ich nenne sodann das mangelnde Wissen; es entspringt daraus die Unfähigkeit, dasjenige Höhere zu erkennen, welches in der Lebenssphäre der Arbeiter der rechte Zielpunkt ihres Strebens sein möchte. Sodann die Einförmigkeit der Thätigkeit, welche in moderner Zeit in Folge der sog. Theilung der Arbeit unglaublich zugenommen hat und die Arbeit in gewissem Grade unerträglich macht. Endlich das sog. eherne Lohngesetz — wenn es wahr wäre; aber gerade die letzten hundert Jahre mit ihrer fast fortwährend vermehrten Frauen- und Kinderarbeit waren geeignet, den Glauben an den Satz zu erschüttern, daß der Arbeiter durchschnittlich nie mehr und stets so viel erhalte, als er zu seinem und zu seiner Familie Unterhalt braucht; die letzten Jahre mit ihren unerhörten Lohnsteigerungen und ebenso raschen Lohnreductionen mußten diesen Satz geradezu umstoßen. Aber das, was an seine Stelle zu setzen ist, ist vielleicht nicht

*) Paulus war Teppichweber.

minder traurig; es ist einerseits die Erfahrung, daß es der Lohnarbeiterclasse ungleich schwerer und durchaus nicht im Verhältniß zu ihrer großen Kopfzahl gelingt, eine wirthschaftliche Selbständigkeit zu erlangen, (— ein Satz, der nicht blos wahr bleibt, wenn man die sog. besitzenden Classen zur Vergleichung zieht, sondern auch wenn man den Handwerkerstand gegenüberstellt, der doch nur ein höchst geringfügiges Capital zum Etablissement bedarf —); andererseits die Unsicherheit der Lage der Lohnarbeiter, welche ebenso sehr aus der natürlichen Hinfälligkeit der Menschen (Alter, Krankheit), wie aus den von Lassalle so treffend gezeichneten „gesellschaftlichen Zusammenhängen" (Conjuncturen, Handelskrisen, Krieg) entspringt. Das einzige Ideal, welches bei solchen Zuständen denkbar ist, wäre (wenn man von dem religiösen Gebiet absieht) das Familienleben, die Freude am Wiederauf- und Fortleben in den Kindern, die Hoffnung auf eine den Kindern beschiedene leibliche Zukunft. Aber gerade das Familienleben wird durch die Frauen- und Kinderarbeit zerstört.

Ich sprach von dem mangelnden Wissen und der daraus hervorgehenden Unfähigkeit, ein Höheres zu erkennen. Nichts ist dafür bezeichnender als das Sprichwort und der Schlachtruf der Arbeiterclasse in England, in demjenigen Lande, welches im Streite der Arbeiter mit den besitzenden Classen bisher stets im Vorkampfe war. Das Sprichwort ist alt: all work and no play makes Jack a dull boy (stete Arbeit und kein Spiel macht Jedermann schwachköpfig); der Schlachtruf stammt aus den letzten dreißig Jahren:

eight hours of labour,
eight hours of play,
eight hours of sleep,
eight shilling a day.

(Acht Stunden Arbeit, Acht Stunden Spiel, Acht Stunden Schlaf, Acht Shilling als Tagesverdienst.) Das Play, das Spiel ist es, woran das Herz des Arbeiters hängt. So sehr ich geneigt bin, auf die Ueberlieferung vom „lustigen England" Rücksicht zu nehmen: immerhin bleibt das gewählte Wort höchst bezeichnend; das Spiel soll an die Stelle der Arbeit treten. Man kann daraus einen sittlichen Vorwurf ableiten; mit demselben Rechte aber kann man behaupten, daß in Folge der drückenden Thätigkeit dem Arbeiter die Erkenntniß dessen, was ihm Noth thut, abhanden gekommen sei.

Im selbigen England ist der Streit um die Länge des Arbeitstages zu allererst entbrannt und zwar aus dem doppelten Grunde, weil in England der Arbeiterstand in früheren Jahrhunderten kürzere Zeit als im übrigen Europa arbeitete, und weil England vermöge seiner Industrie einer größeren Arbeitszeit als das übrige Europa bedarf. Beides bedarf noch weiterer Ausführung.

Um mich nicht in's Mittelalter zu verlieren, sondern, da es sich um eine Tagesfrage handelt, um bei den Zeiten zu beginnen, in welchen diese Frage zum ersten Male debattirt wurde, so haben wir genaue Berichte darüber, daß noch im letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts zwar der ländliche Arbeiter die ganze Woche hindurch auf Arbeit ging, der industrielle Arbeiter hingegen war (abgesehen von dem Fall einer Theuerung) durchschnittlich blos vier Tage thätig, weil der Lohn der viertägigen Arbeit für die ganze Woche genügte. Bei den Holländern, bei den Franzosen wurde die ganze Woche hindurch gearbeitet, nur daß bei den letzteren eine Reihe sog. katholischer Feiertage die Arbeit unterbrach. Kein Wunder, daß man auf die Gewohnheit der anderen Völker aufmerksam machte, und nun entstand sofort eine Parteiung; die Einen sahen in der blos viertägigen Arbeit Gottlosigkeit (denn der Herr ruhte erst am siebenten Tage), Faullenzerei, Gelegenheit zu Ausschweifungen, vor Allem den Anlaß zu romantischer Freiheitsduselei, zu dem Bewußtsein der Freiheit und Unabhängigkeit, das für einen eigenthumslosen Menschen nichts tauge; die Anderen erklärten die sechstägige Arbeit für eine beständige Sclaverei, sie führten die Genialität und Gewandtheit der englischen Handwerker und Manufacturarbeiter auf die Verbindung von Arbeit und Zerstreuung zurück, auf das Bewußtsein ihrer unabhängigen Stellung. Man sprach hinüber und herüber, — vorläufig ohne praktischen Erfolg, aber doch genug, um für eine thatsächliche Aenderung der Verhältnisse vorzubereiten.

Die Aenderung trat bald mit den mechanischen Erfindungen auf dem Gebiet der Spinnerei und Weberei ein; es ist die Ersetzung des Handstuhls durch den mechanischen Stuhl und dessen Combination mit der Wasser- und Dampfkraft. Seitdem ist die Massenproduction möglich geworden. Verspricht nun aber die größere Production (abgesehen von dem Falle der sog. Ueberproduction) einen um so größeren Gewinn, so ist der Maschinenbetrieb ohne Großbetrieb nicht rentabel; denn er hat eine gewaltige Vermehrung des sog. stehenden Capitals zur Folge, d. h. derjenigen Productionsmittel, die auf die einzelnen producirten Stücke nur zu einem sehr kleinen Theile übergehen; je massenhafter producirt wird, um so rascher wird das stehende Capital abgezahlt, und dies thut namentlich in einer Zeit Noth, wo eine Erfindung der anderen folgt, und wo deshalb eine Maschine jeden Augenblick in Gefahr schwebt, werthlos zu werden. Je länger die Maschine läuft, um so massenhafter kann producirt werden, und auf je größere Massen sich die Betriebsauslagen für Aufsicht, Versicherung, Gebäudereparaturen sowie die Steuern vertheilen, um so billiger wird producirt, um so länger freilich muß auch die tägliche Arbeitszeit sein.

Nur durch diese Erwägungen versteht man den eben so plötzlichen wie bedeutenden Umschwung in dem letzten Viertel des vorigen Jahrhunderts. Bei Beginn dieses Viertels viertägige Arbeit, und am Schluß

desselben ist tägliche Arbeit ausnahmslos und die Arbeitszeit ist an den einzelnen Tagen bereits so lang geworden, daß schon in den ersten Jahren des 19. Jahrhunderts die Gesetzgebung auf eine Abkürzung bedacht ist. So entsteht der Normalarbeitstag, d. h. die gesetzliche Fixirung einer höchsten Arbeitszeit in den Fabriken; er ist fast so alt wie die moderne Großindustrie; er ist vielleicht die erste Reaction des Staates gegen die Reichthumsquelle der neuen Zeit: die Maschine; man fürchtet, daß der Reichthum gegen gewisse unersetzliche Güter eingetauscht, mit der Gesundheit und dem Leben der Arbeiter bezahlt werden möchte; man ahnt, daß er ganze Generationen vor der Zeit ihrer Reife consumiren könnte, und deshalb wendet man sich an diejenige Institution, welche die Macht hat, dem Egoismus in seinem rücksichtslosen Aufbrauchen der fremden Kräfte einen Damm entgegen zu setzen; diese Institution ist der Staat. Deshalb ist die Einführung des Normalarbeitstages eine echt socialistische Staatshandlung, denn socialistisch ist Alles, was der Staat im öffentlichen Interesse, zugleich aber unter Verletzung der individuellen Freiheit und ohne Entschädigung anordnet. Wohlverstanden: der individuellen Freiheit; ich spreche nicht von den politischen Rechten, von dem activen und passiven Wahlrecht, von dem Petitionsrecht u. s. w.; sie sind mit dem Socialismus wohl vereinbar. Aber in die individuelle Freiheit greift der Socialismus fortdauernd ein, ein Recht nach dem andern bröckelt er aus ihr ab; die freie Selbstbestimmung, die Freiheit der Bewegung und des Verkehrs wird von ihm Schritt für Schritt immer mehr eingeengt. Die Nothwendigkeit hiervon bestreite ich durchaus nicht: im Gegentheil, unsere ganze Wohlfahrt scheint mir von einer Revision der Gesetzgebung im socialistischen Sinne abzuhängen; aber man darf die davon unzertrennliche Einschränkung der individuellen Freiheit nicht übersehen noch unterschätzen. Auf den Arbeitstag angewendet lautet diese Einschränkung folgendermaßen: Arbeitgeber und Arbeitnehmer sind einig, daß ein Stück Arbeit zu einem bestimmten Preise gemacht werden solle; da ruft das Gesetz dem ersteren zu: „du darfst dir Abends nach 9 Uhr keine Arbeit leisten lassen," und dem letzteren: „du darfst Abends nach 9 Uhr nicht arbeiten, sonst werdet ihr beide bestraft." Ich zweifle nicht, daß mancher Leser einem solchen Gesetz gegenüber seinen Gleichmuth verliert, am meisten wahrscheinlich der juristisch gebildete Leser; denn es hat einen ungeheuren Kampf gekostet, und es ist eine lange Reihe von Jahrhunderten darüber hinweggegangen, ehe sich die Gesetzgebung zu dem großen Grundsatz von der Freiheit der Verträge bekannt hat; es bildet ein Stück unserer Freiheit, daß wir, wofern wir uns nur innerhalb des Natur- und Sittengesetzes bewegen, Verträge aller Art abschließen dürfen; gerade unserem Jahrhundert schien es vorbehalten zu sein, diesem Princip von der Freiheit der Verträge durch Abschaffung der Zünfte, durch Beseitigung der Bann-, Zwangs- und Näherrechte den Sieg zu verschaffen; da erfährt es in dem

Moment, wo es die Herrschaft anzutreten gedenkt, von einer bisher verdeckten Seite aus einen neuen Angriff; die sociale Frage ist da, und die Freiheit der Verträge wird wieder auf Jahrhunderte zurückgestellt.

Das Beispiel, das ich oben gewählt habe, um den Normalarbeitstag zu veranschaulichen, war etwas craß; es entspricht wol einigen Gesetzgebungen des Continents sowie den Forderungen der socialdemokratischen Partei in unseren Tagen, die meisten Gesetzgebungen aber haben bei Aufstellung des Normalarbeitstages den Eingriff in die individuelle Freiheit nicht so weit getrieben; sie verordnen ihn nur für Kinder, jugendliche Personen und Frauen, lassen hingegen die Arbeitszeit der Männer unbeschränkt; der Gedanke des Gesetzgebers ist offenbar der, daß jene Personen zu schwach und zu wenig einsichtig sind, um sich der Anforderungen des großcapitalistischen Arbeitgebers zu erwehren; daß der natürliche Schutz, auf welchen sie angewiesen sind, der Schutz durch den Vater, Vormund, Ehemann, kurz der Schutz durch die Familie ihnen unzählige Mal nicht zu Theil wird, sei es aus mangelndem Pflichtgefühl, sei es wiederum wegen der Uebermacht des Capitals; endlich daß es Sache eines wohlorganisirten Staatswesens ist, sich nicht blos der Armen, sondern auch der „Mühseligen und Beladenen" anzunehmen. Auf Kinder, jugendliche Personen, Frauen beschränkt, gewinnt der Normalarbeitstag anscheinend ein ganz anderes Gepräge; er verliert den socialistischen Charakter, und selbst die Anhänger der entgegengesetzten Parteien können, ohne ihrem Princip zu vergeben, ihn aus Humanitätsrücksichten in ihr Programm aufnehmen. Allein auch in dieser Einschränkung ist die Wirksamkeit des Normalarbeitstages eine ungeheure; er hat im Großen und Ganzen auch für die Männer dieselbe Begrenzung der Arbeitszeit zur Folge, und zwar aus einem doppelten Grunde; einmal weil bei vielen Arbeiten der geschmeidige Körper, die kleinen Finger der Kinder und jugendlichen Personen nicht entbehrt werden können und sodann (dies ist der Hauptgrund) weil die Massenproduction billige Löhne voraussetzt, wie sie wol Kinder, jugendliche Personen und Frauen, nicht aber Männer sich gefallen lassen. Deshalb ist die bereits von einigen Gesetzen anerkannte Forderung der socialdemokratischen Partei, welche die Ausdehnung der Gesetze über den Normalarbeitstag auf die Männer verlangt, praktisch von keiner einschneidenden Bedeutung; sie macht in Fällen einer steigenden Conjunctur die längere Männerarbeit dem Fabrikbesitzer unmöglich; theoretisch freilich werden Viele es unerhört nennen, daß der Staat einen solchen Eingriff in die Freiheit von selbständigen, unabhängigen, für sich selbst sorgenden Menschen wagt.

Nun, das erste englische Gesetz über den Normalarbeitstag bezog sich blos auf „Lehrlinge" in Baumwoll- und Wollenfabriken; die Bezeichnung erklärt sich aus der Entstehungszeit des Gesetzes, dem Jahre 1802; damals hatte der Fabrikbetrieb den Gegensatz des Gesellen und Lehrlings

noch nicht aufgehoben; ein heutiges Gesetz würde sich des Ausdrucks „jugendliche Personen" bedienen. Für sie wird der Normalarbeitstag eingeführt und zwar auf täglich höchstens zwölf Stunden zwischen 6 Uhr Morgens und 9 Uhr Abends. Seinen unmittelbaren Anlaß fand das Gesetz in den Epidemien des Fabrikdistricts von Manchester; es ging damals durch die ackerbauenden Grafschaften Englands ein allgemeines Elend, und die gewissenlosen Armenverwaltungen, welche sich die Armenkinder möglichst rasch vom Halse schaffen wollten, trafen mit den Fabrikbesitzern der nördlichen Districte rasch ein Uebereinkommen, wonach sie die arme Jugend zu wohlfeilen Preisen beschäftigen sollten. Da geschahen nun Transporte von Kirchspielkindern aus den Agriculturbezirken in die industriellen, wo sie in engen, an die Fabrik anstoßenden Gebäuden untergebracht und zu langer Arbeit angehalten wurden; Tag und Nacht wurde gearbeitet, die Betten wurden nicht kalt, da eine Reihe Kinder sich zur Ruhe legte, wenn die andere eben zur Arbeit ging, und man für die Zahl der Kinder eben nur die Hälfte Betten aufstellte. Die Folgen eines solchen Zustandes konnten nicht ausbleiben, und grassirende Fieber erschreckten bald die ganze Bevölkerung, namentlich in dem durch ungesunde Lage und Schmutz damals berüchtigten Manchester. Hiergegen brachte R. Peel 1802 das gedachte Gesetz durch; es wurde (wiederum durch Peels Bemühungen) 1819 durch ein neues Gesetz ergänzt, indem danach Kinder unter 9 Jahren überhaupt nicht in die Fabrik aufgenommen werden dürften, der zwölfstündige Arbeitstag aber für Personen von 9—16 Jahren vorgeschrieben wurde; freilich bezog sich das neue Gesetz blos auf Baumwollspinnereien, während die Schafwollspinnereien, die gerade in dem dritten Jahrzehnt in England in ungeheurem Maße zunahmen, gar keiner gesetzlichen Beschränkung unterworfen waren. Aber gerade das erhielt die Bewegung im Gange, und es dauerte nicht lange, so wurde ein Gesetz mit blos zehnstündiger Arbeit gefordert. Die Agitation für dasselbe wurde durch die gleichzeitige Bewegung für die Reformbill verstärkt; es stellten sich, abgesehen von den Philantropen und den Arbeitern, die Tories und Staatskirchenmänner, welche in der Reformfrage nicht auf den volksthümlichen Seiten standen, an die Spitze der Zehnstundenbewegung; die Tories benutzten dieselbe gern, um den liberalen Forderungen nach Ausdehnung des Wahlrechts auf die Mittelclasse ein populäres Paroli zu bieten; da gab es Meetings, die nach Tausenden zählten und an denen nicht blos Arbeiter, sondern auch ihre Weiber und Kinder Theil nahmen; das Unterhaus setzte ein Specialcomité nieder und es ging ein Aufschrei nicht blos durch England, sondern durch ganz Europa, als man zum ersten Male die Leiden der kleinen Fabrikkinder, welche unter grausamer Behandlung 13—14 Stunden täglich arbeiten mußten, die Verwilderung der jungen Mädchen und die Erschöpfung der früh gealterten Männer in lebhaften Farben schildern hörte; die Unwissenheit der Kinder war eine unglaubliche,

sie wußten nichts von Gott, Christus, dem König oder gaben die unsinnigsten Antworten. Damals wurde von Seiten der Arbeiter und ihrer Protectoren die Forderung aufgestellt, den zehnstündigen Normalarbeitstag auch für die Männer einzuführen; damals gründete Lord Ashley, der heut als Earl of Shaftesbury es allen Staatskirchenmännern zuvorzuthun sucht, seinen Ruf als Volksfreund; die Tories waren inzwischen in der Reformfrage unterlegen; in ihrer Erbitterung zogen sie alles an's Tageslicht, was der zur Herrschaft gelangten industriellen Mittelclasse schaden konnte, und bildeten Vereine for the improvement of the condition of factory children. Das Parlament war vorsichtig und erfinderisch. Vorsichtig, denn die allgemeine Einführung des Normalarbeitstages (d. h. auch für Männer) lehnte es ab, weil der Ausfall, welcher in der Production durch die Beschränkung der Arbeitszeit eintreten würde, dem concurrirenden Ausland zu Gute kommen mußte, und weil ein solcher Eingriff in die Rechte des freien erwachsenen Arbeiters nicht zu rechtfertigen sei. Erfinderisch, denn es beschränkte zwar die Arbeitszeit der Nichterwachsenen in erheblicher Weise, aber es gab den Fabrikanten gleichzeitig einen Rath, um darunter nicht zu leiden; das Parlament erfand das sog. Relaissystem. Genauer gesprochen: es ward durch ein Gesetz von 1833 in Baumwoll-, Schafwoll-, Kammwoll-, Hanf-, Flachs-, Leinenspinnereien und Webereien die Beschäftigung von Kindern unter 9 Jahren — mit einigen Ausnahmen*) — verboten, Kinder von 9—13 Jahren sollten fortan nur 8 Stunden, jugendliche Personen von 13—18 Jahren 12 Stunden täglich beschäftigt werden; die Arbeitszeit konnte zwischen $5\frac{1}{2}$ Uhr Morgens und $8\frac{1}{2}$ Uhr Abends liegen; Nachtarbeit (d. h. zwischen $8\frac{1}{2}$ Uhr Abends und $5\frac{1}{2}$ Uhr Morgens) war für alle Personen zwischen 9 und 18 Jahren verboten. Das Relaissystem bestand darin, daß der Fabrikant, um die nothwendigen jungen Hülfsarbeiter während des ganzen Tages zu erhalten, doppelte Arbeitsreihen anwenden, also in den zwei Tageshälften mit den Kindern wechseln sollte, wie die Post auf den einzelnen Stationen ihre Pferde wechselt (relay).

Das Relaissystem empfahl sich nicht blos vom gesundheitlichen Standpunkt aus, sondern ebenso sehr aus Rücksichten auf den Unterricht, denn die bisherige Zulässigkeit der Zwölfstundenarbeit gestattete nur den Besuch von Abend- und Sonntagschulen; in den Abendschulen waren aber die Kinder viel zu ermüdet, um etwas zu lernen, die Sonntagschulen waren selbstverständlich unzureichend; das Gesetz schrieb denn auch einen täglich mindestens zweistündigen Schulbesuch vor. Das Interesse der Fabrikanten schien durch das Relaissystem gleichfalls gewahrt. Trotzdem eröffneten sie dagegen eine mehrjährige wirksame Opposition; sie fürchteten, daß sie

*) In Seidenfabriken durften auch Kinder unter 9 Jahren Aufnahme finden (weil die Seidenhaspelei zarte Finger voraussetzt) und Kinder unter 13 Jahren 10 Stunden lang beschäftigt werden.

nicht die genügende Anzahl Kinder für die doppelten Arbeitsreihen finden und daß sie den Lohn der Kinder trotz der kürzeren Arbeitszeit nicht leicht um den entsprechenden Betrag würden herabsetzen können; endlich aber scheuten sie die Controle der behufs Durchführung des Gesetzes eingesetzten Beamten (der sog. Fabrikinspectoren); es ist kein Zweifel, daß man sie gleichsam unter eine fortwährende polizeiliche Aufsicht stellte, und man weiß, wie sich hiergegen das Selbstgefühl (zumal beim reichen Manne) auflehnt.

Es folgt nun während einer Reihe von Jahren ein Kampf der Fabrikbesitzer gegen die Fabrikinspectoren, angefüllt mit soviel Chicanen, Hinterlist und unverhohlener Gesetzesübertretung seitens der ersteren, daß alle unsere Anschauungen von dem traditionell gesetzlichen Sinne der besitzenden Classen in dem Lande des constitutionellen Musterregiments zu Schanden werden. Ich werde später im Anschluß an die Fabrikacte von 1844 Einzelnes herausheben; vorläufig genüge die Bemerkung, daß wegen der praktischen Mißstände die Agitation nicht zur Ruhe kam. Auch verbanden sich damit, wie früher die Reformbill, wiederum politische Fragen: einerseits die chartistischen Umtriebe, andererseits die Anticornbillbewegung; die Tories, wenn sie auch Furcht vor der demokratischen Tendenz der Chartisten hatten, unterstützten die Bestrebungen der Arbeiter gegen die freihändlerischen Fabrikbesitzer nach Kräften. Lord Ashley brachte im Parlament die Lage der Kinder, jugendlichen Personen und Frauen in den Bergwerken und in den gesetzlich nicht geregelten Industrien zur Sprache und der Bericht der in Folge hiervon eingesetzten Commission enthüllte die schreiendsten Uebelstände. In den Bergwerken wurden Kinder bereits vom vierten Lebensjahre an beschäftigt, ein sehr großer Theil der Arbeiter war unter 13 Jahren, da sie wegen ihrer geringen Körpergröße in den niedrigen Stollen zum Ziehen der Lasten am tauglichsten waren; häufig arbeiteten Kinder verschiedenen Geschlechts zusammen in halbnacktem Zustande; die Arbeitszeit war in der Regel 10—12, oft aber 16 Stunden, und wenn große Nachfrage nach Kohlen war, so gab es auch Nachtarbeit; Unglücksfälle waren bei der Unvorsichtigkeit der Kinder natürlich sehr häufig; bei abnormer Entwickelung einzelner Muskeln waren sie oft verkrüppelt und zahlreichen Krankheiten, namentlich der Athmungswerkzeuge, unterworfen; Immoralität und Unwissenheit waren in erschreckendem Maße verbreitet; Kirchspielwaisen wurden mittels Vertrags bis zum 21. Lebensjahr gebunden und erhielten außer Kost und Kleidung keinen baaren Lohn. Infolge dessen erging 1842 ein Gesetz, welches die unterirdische Arbeit von Frauen jeden Alters und von Knaben unter zehn Jahren verbot, im Uebrigen aber die Arbeitszeit nicht beschränkte, die Nachtarbeit nicht verbot, die Schulpflicht nicht einführte. In den gesetzlich nicht geregelten Industrien (Nagel-, Nadel-, Spitzen-, Wirkwaaren-, Tabakmanufacturen, Töpfereien und Druckereien) wurden

von der Commission nicht minder erschreckende Zustände an's Licht gebracht: Beschäftigung von Kindern von 4, 5, 6, 7 Jahren, lange Verträge mit Kost, Kleidung und Wohnung aber ohne Geldlohn, Arbeitsdauer von 10—12 Stunden, große sittliche Verwilderung und Unwissenheit; Sonntagschulen ganz ungenügend, Abendschulen wegen Ermüdung der Kinder unwirksam. Trotz alledem wurde für diese sogenannten freien Gewerbe erst 1864 ein Gesetz gegeben.

Dahingegen kamen 1844 und 1847 für die bereits bisher geregelten Industrien zwei neue Fabrikgesetze zu Stande, in deren Berathung wiederum Lord Ashley in glänzender Rede die Rechte des Arbeiterstandes — zum Theile vergeblich — geltend machte. Am bedeutendsten ist ihre Bestimmung, daß Frauen über 18 Jahren denselben Schutz wie jugendliche Personen genießen sollten; zum ersten Male wurde also die Fabrikarbeit erwachsener Personen, freilich mit Rücksicht auf das Geschlecht, gesetzlich controlirt; die Arbeit von Kindern unter 13 Jahren wurde auf $6\frac{1}{2}$, unter gewissen Bedingungen auf 7 Stunden reducirt, freilich aber das Minimalalter der Kinder (statt bisher auf 9 Jahre nunmehr) auf 8 Jahre*) heruntergesetzt; die Arbeitszeit der jugendlichen Personen und Frauen wurde (abgesehen von einem Uebergangsstadium) auf 10 Stunden beschränkt, auch Kinder unter 13 Jahren dürfen täglich 10 Stunden arbeiten, müssen aber dann drei Wochentage ganz arbeitsfrei bleiben und an diesen einen fünfstündigen Unterricht erhalten. Die Zehnstundenbewegung hatte endlich unter der Cooperation der wegen der aufgehobenen Korngesetze „racheschnaubenden" Tories den Sieg errungen.

Die beiden Gesetze hatten keineswegs die Wirkung, die Fabrikbesitzer gehorsam zu stimmen und mit der nunmehr bereits ein halbes Jahrhundert gesetzlich anerkannten Forderung der Arbeiter auszusöhnen. Im Gegentheil, sie versuchten zunächst die Suspension der Gesetze zu bewirken, und als dies nicht gelang, so begannen sie mit einer Umgehung der Gesetze, wandten sich dann zu ihrer offenen Uebertretung und fanden hierbei leider die Unterstützung durch die Gerichte des Selfgovernments, weiter sogar durch den obersten Gerichtshof des Staats.

Bezüglich der Kinder suchten die Fabrikbesitzer die Controle seitens der Fabrikinspectoren völlig unmöglich zu machen. Die Anfänge hierzu stammten aus älterer Zeit; schon vor 1844 stellten sie die einzelnen Kinder zu verschiedenen Zeiten ein; es bildete sich ein „falsches Relaissystem"; es wurde nicht die eine Reihe Kinder am Mittag entlassen, um am Nachmittag einer zweiten Reihe Platz zu machen; die Arbeitsreihen A und B arbeiteten z. B. von $5\frac{1}{2}$ bis $8\frac{1}{2}$ Uhr (3 Stunden), die Reihen A und C von 9—12 Uhr (3 St.), die Reihen B und C von 1—4 Uhr (3 St.), die Reihen A und B von $4\frac{1}{2}$ bis $6\frac{1}{2}$ Uhr (2 St.), C dann bis $8\frac{1}{2}$ Uhr

*) Später in der Textilindustrie auf 10 Jahre erhöht.

(2 St.); die Arbeitsdauer blieb also überall innerhalb des gesetzlichen Maximums von 8 Stunden, allein die Kinder wurden 13 Stunden in der Fabrik festgehalten. Wie auf der Bühne hatten dieselben Personen abwechselnd in den verschiedenen Scenen aufzutreten, aber wie ein Schauspieler während der ganzen Dauer des Dramas der Bühne gehört, so gehörten die Kinder jetzt fast während des ganzen Normalarbeitstages der Fabrik, nicht eingerechnet die Zeit, um von und zu ihr zu gehen. Ueberdies mußte der Fabrikinspector, um eine Contravention festzustellen, alle Fabrikkinder verhören. Deshalb bestimmte das Gesetz von 1844, daß der Arbeitstag für Kinder (jugendliche Personen und Frauen) von der Zeit an zu rechnen sei, wo irgend ein Kind zu arbeiten anfange, und daß die Kinder, die ihre Arbeit vor 12 Uhr Vormittags beginnen, nicht wieder nach 1 Uhr Nachmittags verwendet werden dürfen; die Nachmittagsreihe mußte also aus anderen Kindern bestehen als die Vormittagsreihe. Das Gesetz schwieg aber von der Nachmittagsarbeit, also warf sich die Chicane auf diese; man stellte die Kinder um 12 Uhr ein und hielt sie bis $8\frac{1}{2}$ Uhr (mit Pausen) fest, oder man stellte sie um 2 Uhr ein und ließ sie ohne irgend welche Pause (man bedenke, daß es sich um Kinder von 8 Jahren an handelt!) bis $8\frac{1}{2}$ Uhr arbeiten.

Die unmittelbare Folge war die Unmöglichkeit einer Controle, die weitere die Ueberschreitung der gesetzlich zulässigen Arbeitsdauer; man brauchte blos noch die Kinder aus einem Theile der Fabrik in einen anderen, aus dem Spinnsaal in den Websaal und wieder zurück zu schieben, um das Auge des Fabrikinspectors völlig zu täuschen; und dies wurde Thatsache: das shifting system wurde bald zur weitverbreiteten Gewohnheit. „Wie soll man ein System controliren (berichtet ein Fabrikinspector), welches das Wort Ablösung mißbraucht, um die Hände*) in endloser Mannichfaltigkeit wie Karten durch einander zu mischen, und die Stunden der Arbeit und der Rast für die verschiedenen Individuen so zu verschieben, daß ein und dasselbe Assortiment von Händen niemals an demselben Platz zur selben Zeit zusammenwirkt!" Es ist selbstverständlich, daß bei solchen Zuständen die Männer aus dem für die Kinder ꝛc. vorgeschriebenen Normalarbeitstage keinen Nutzen zogen; im Allgemeinen arbeitete man in den Fabriken von 6 Uhr Morgens bis $7\frac{1}{2}$ Uhr Abends ($13\frac{1}{2}$ St.), in einzelnen von $5\frac{1}{2}$ bis 9 Uhr (15 St.).

Wurde nun von den Fabrikinspectoren vor den Gerichten Anklage erhoben, so fanden sie dieselben (die county magistrates) mit Fabrikanten besetzt, welche natürlich nach dem Grundsatze clericus clericum non decimat verfuhren. Der Eine erzählt, daß ein Baumwollenspinner den anderen von der Anklage falschen Relaissystems freisprach, und dann, auf seine eigene Entscheidung gestützt, dieses selbe System in seiner Fabrik einführte;

*) Hand ist der technische Ausdruck der Engländer für Arbeiter.

er schließt seinen Bericht mit den Worten: „wie sehnt man sich in allen solchen Fällen nach einem bezahlten Richter!" Aber selbst diese ließen die Fabrikinspectoren im Stich; 1850 erklärte die Court of Exchequer das shifting system für gesetzlich zulässig, und viele Fabrikanten, welche bisher gezögert hatten, mit Hülfe dieses Relais lange Zeit zu arbeiten, folgten jetzt dem Beispiel ihrer Concurrenten.

Bezüglich der jugendlichen Personen und Frauen wurde das Schiebsystem gleichfalls, natürlich aber wegen der gesetzlich zulässigen längeren Arbeitsdauer, in geringerem Umfange eingeführt. Man griff aber außerdem zu reiner Chicane; die Fabrikanten erklärten, daß es ihr Recht sei, die Arbeiter während zehn Stunden ohne Pause zu beschäftigen, nur aus Mitleid gewährten sie eine halbe Stunde zum Mittagessen; vom Rechtsstandpunkte aus behaupteten sie, von den Arbeitern verlangen zu können, daß sie vor dem Eintritt in die Fabrik und nach Austritt aus derselben ihre Mahlzeiten verzehrten. Es ist dies charakteristisch für die Stimmung, in welcher die Fabrikantenkreise sich befanden; die Arbeiter antworteten mit drohenden Meetings, und der Classenantagonismus spannte sich bis zu unglaublicher Höhe.

Da trat das Parlament ein und entschied die Sache im Allgemeinen im Sinne der Arbeiter, zugleich aber mit einer kleinen Concession an die Fabrikbesitzer. Durch zwei Gesetze von 1850 und 1853 wurde der Normalarbeitstag für Kinder, jugendliche Personen und Frauen auf die Zeit von 6 Uhr früh bis 6 Uhr Abends festgesetzt, und die $1\frac{1}{2}$ Stunden für die Mahlzeiten innerhalb verlegt, so daß die wirkliche Arbeitsdauer für jugendliche Personen und Frauen auf $10\frac{1}{2}$ Stunden (bisher 10 St.) erhöht wurde; dafür wurde die Arbeitszeit am Sonnabend gekürzt: nach 2 Uhr darf keine der geschützten Personen mehr beschäftigt werden; in den Wintermonaten darf der Normalarbeitstag von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends angesetzt werden.

Mit diesen Gesetzen trat eine Versöhnung der Gemüther ein, der Widerstand der Fabrikbesitzer gegen den Normalarbeitstag erlosch allmählich. Die Fabrikanten gewannen bei den jugendlichen Personen und Frauen (und vermöge der Rückwirkung auf Männer auch bei diesen) durch Erhöhung der Arbeitsdauer auf $10\frac{1}{2}$ Stunden einige Stunden während der Woche; die Arbeiter ließen sich die halbe Stunde Mehrarbeit an den ersten fünf Wochentagen gefallen, da sie dafür am Sonnabend den freien Nachmittag eintauschten*). Es verstummte das Geschrei, daß bei der kurzen Arbeitsdauer die industrielle Suprematie Großbritanniens nicht

*) Sie erreichten übrigens 1874 die Aufhebung dieser halben Stunde, so daß seitdem wieder der zehnstündige Normalarbeitstag in Geltung ist; gleichzeitig pflegen die Arbeiter auf die halbstündige Vesperpause (watering time) zu verzichten, und die Arbeit wird bereits um $5\frac{1}{2}$ Uhr Abends beendigt.

aufrecht erhalten werden könne; man überzeugte sich, daß aufmerksame und willige Arbeit bei Stücklohn in kürzerer Frist ebenso viel leistet als lässige und widerwillige in einer längeren; man erkannte die Unrichtigkeit der von dem englischen Nationalökonomen Senior aufgestellten Behauptung, daß 10 Stunden Arbeit blos den Lohn des Arbeiters bezahlen, und daß der Gewinn des Fabrikanten gerade in dem Ueberschuß der Arbeit über 10 Stunden bestehe; es gelang, einen großen Theil der Kinderarbeit durch Maschinenverbesserungen zu ersetzen, denn das erfinderische Genie kam den Aufträgen der geschäftlichen Nothwendigkeit in überraschend schneller Weise nach; man datirte von den Gesetzen der Jahre 1850 und 1853 einerseits die physische und moralische Wiedergeburt der Arbeiterbevölkerung, andererseits eine wundervolle Entwickelung der Textilindustrie bis in den amerikanischen Bürgerkrieg hinein, und allseitig machte sich die Ueberzeugung geltend, daß der Normalarbeitstag nicht auf die Textilindustrie beschränkt, sondern auf die anderen, die „freien" Gewerbe ausgedehnt werden müßte.

Daß diese Ausdehnung nicht mehr halbhundertjährige Debatten erfordern würde, war vorauszusehen; die Herrschaft des Princips war gesichert und es handelte sich blos darum, in seiner Anwendung auf die einzelnen Manufacturzweige deren specielle Bedürfnisse zu berücksichtigen. Einzelheiten anzuführen, verlohnt nicht der Mühe; sie würden lediglich in den Ueberschriften der Gesetze, in ihren Jahreszahlen und einer Menge von Detailbestimmungen bestehen können.

Dahingegen darf ich nicht diejenigen gesetzlichen Bestimmungen übergehen, welche den Normalarbeitstag von den Fabriken auf die Handwerke übertragen. Ein schwieriges Unternehmen! Denn die Handwerksstätte pflegt mit dem Hause verbunden zu sein; derselbe Raum dient dem Handwerker als Arbeitsstätte und Wohnung; mit seiner Gewerbthätigkeit trifft man sein Familienleben, eine Controle über jene ist eine Ueberwachung dieser, namentlich wenn Frau und Kind sich an der Arbeit des Handwerkers betheiligen. Und doch war die Uebertragung des Normalarbeitstages auf die Handwerke eine Nothwendigkeit; so lange sie unterblieb, war eine Prämie auf Kinderarbeit im Handwerksbetrieb gesetzt; die Armuth auf der einen, die Gewinnsucht auf der anderen Seite mußten, wo es nur anging, die Kinder dorthin treiben, wo sie bei längerer Arbeit mehr verdienen konnten. Die englische Gesetzgebung ging schrittweis zu Werke. Im Jahre 1863 ward in Bäckereien den jugendlichen Personen die Nachtarbeit zwischen 9 Uhr Abends und 5 Uhr Morgens untersagt, im Uebrigen aber volle Freiheit gelassen. Im Jahre 1864 nahm sich das Gesetz, da frühere Vorschriften aus den Jahren 1834 und 1840 vergeblich gewesen waren, der Kaminfegerjungen von Neuem an; man hatte bisher Kinder von 5 bis 10 Jahren in barbarischer Weise als Borstwische für rußige Schornsteine benutzt, und die Krankheiten der

climbing boys waren von einer Parlamentscommission so drastisch geschildert worden, daß sich freiwillige Vereine zur Verfolgung der Meister bildeten. Das Gesetz von 1864 bestimmte das Aufnahmealter der Lehrlinge auf 10 Jahre, untersagte den Personen unter 16 Jahren das Aufsteigen in Schornsteinen sowie die Hülfsarbeit für Schornsteinkletterer, beließ aber sonst volle Freiheit. Von principieller Bedeutung ist erst das Gesetz von 1867; es führte bei allen Handwerken für Kinder, jugendliche Personen und Frauen dieselbe Arbeitsdauer wie in Fabriken ein ($6\frac{1}{2}$ resp. $10\frac{1}{2}$ Stunden, seit 1874 10 Stunden); die Arbeitszeit ward für Kinder auf 6 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends, für jugendliche Personen und Frauenzimmer von 5 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends festgesetzt, der Sonnabendnachmittag muß von 2 Uhr an (wie in den Fabriken) arbeitfrei sein; wo es erforderlich, kann der Staatssecretär des Innern gestatten, daß männliche Personen von 16 Jahren an täglich 15 Stunden oder während der Nacht arbeiten, aber dies darf monatlich blos an 12, jährlich blos an 72 Tagen stattfinden.

Es ist oben auf den zweischneidigen Charakter einer Controlirung der Handwerke hingewiesen worden: was die Hülflosigkeit gewinnt, das büßt die Abgeschlossenheit des Hauses und die Selbständigkeit der Familie ein. Das Gesetz von 1867 blieb denn auch in den ersten Jahren ein todter Buchstabe; freilich trug dazu der Umstand bei, daß die Sorge für die Ausführung des Gesetzes den Localbehörden überlassen wurde; viele Stadträthe faßten dies so auf, als wenn es ihrem Belieben anheimgegeben sei, ob sie in ihrem Bezirke das Gesetz zur Anwendung bringen wollten oder nicht, und erklärten schlechtweg, „daß sie sich in die Handwerksverhältnisse ihrer Gemeinden nicht einmengen würden"; andere sprachen nicht so kühn, handelten aber in demselben Sinne. Es mußte deshalb 1871 eine eigene Verordnung erlassen werden, welche die Durchführung des Gesetzes den Fabrikinspectoren auftrug; bei der bekannten Energie derselben wurde es rasch zur allgemeinen Geltung gebracht. Die Ueberzeugung ist jetzt in England allgemein, daß durch den Normalarbeitstag eine größere Stetigkeit der Arbeit herbeigeführt und zugleich eine freiere Bewegung der Arbeiter ermöglicht ist; man betrachtet ihn als ein werthvolles Stück der socialen Reform und das Geburtsland der Manchesterpartei bezeugt den glücklichen Erfolg der Staatsthätigkeit auf einem Gebiete, welches man völlig der Willkür und den Verträgen der Privatpersonen anheimgegeben glaubte.

Ich habe mich verhältnißmäßig lange bei der Schilderung der englischen Verhältnisse aufgehalten; ich kann mich dafür bezüglich des europäischen Continents um so kürzer fassen.

Von einem der größten deutschen Rechtslehrer ist vor wenigen Jahren darauf hingewiesen worden, daß das Recht zum größten Theile nicht (wie die in dieser Zeitschrift neulich besprochene historische Schule es annimmt)

allmählich und still in der Seele des Volkes heranreife und gleichsam kraft allgemeiner Volksüberzeugung geboren werde, sondern daß das, was Recht sein soll, im Kampfe der Interessen gefunden, von den entgegengesetzten Berufsständen geltend gemacht und angegriffen, endlich von dem Vertreter der größeren geistigen oder materiellen Kräfte zum Siege geführt werde. Wenn irgendwas, so bestätigt die Geschichte des Normalarbeitstages in England die Anschauung, daß das Recht ein Product des Kampfes, oft nur ein Waffenstillstand behufs Sammlung von neuen Kräften, oft ein wirklicher, eine Reihe ruhiger Jahre einleitender Friedensschluß ist. Aber in dem Kampfe handelt es sich nicht um ein concretes Mein und Dein, sondern um den abstracten Rechtsgedanken, und nichts steht im Wege, daß die auf gleicher Culturstufe stehenden Völker sich den letzteren zu eigen machen. Nicht blos bezüglich der materiellen Güter gibt es einen Austausch unter den Völkern; was aber das geistige Gebiet anbetrifft, so verlangen dieselben wirthschaftlichen Verhältnisse dieselben Rechtsinstitutionen und, wenn diese Voraussetzung zutrifft, so möchte es nicht leicht etwas geben, was das eine Volk von dem anderen besser entlehnen könnte als rechtliche Ordnungen; deshalb ist der Kampf eines Volks für die Verwirklichung einer Rechtsidee mehr oder weniger ein Kampf für die ganze Welt; die fremden Nationen begleiten ihn mit ihren Sympathien und fördern ihn mit Zuruf.

So verbreitete sich denn der Normalarbeitstag von England aus über das ganze industrielle Europa, — überall selbstverständlich mit Modificationen, welche entweder durch die besonderen Verhältnisse der einzelnen Länder begründet waren oder als Verbesserungen der englischen Vorschriften beliebt wurden. Daß auf dem Continent der Normalarbeitstag nirgends urwüchsig auftritt, ist kein Wunder. War doch in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts England allein das Land des industriellen Großbetriebs, und entwickelte sich doch das Bedürfniß des Normalarbeitstages erst aus dem Maschinenwesen! Die continentalen Regierungen aber warteten nicht, bis die Arbeiter mit dringender Forderung an die Oeffentlichkeit traten; sie kamen ihnen zuvor und bewilligten ihnen oft mehr als in England geschehen war. Ein Land muß ich freilich ausnehmen; es ist das Musterland der constitutionellen Charte, der freien Kirche und der in gewissen Stücken höchst entwickelten Industrie; Belgien hat den Normalarbeitstag von sich fern gehalten, denn die drei soeben genannten Mächte gestatten nicht eine eingreifende Staatsthätigkeit. Der liberale Minister Rogier erklärte 1862 dem englischen Gesandten, daß die Regierung sich bereits drei Jahre mit dem Gedanken eines Gesetzentwurfes trage, daß sie aber stets ein unüberwindliches Hinderniß an der eifersüchtigen Angst gegen irgendwelche mit dem Princip vollkommener Freiheit (!) der Arbeit in Widerspruch stehende Gesetzgebung finde. In Belgien kann man denn noch heute Zustände der Verwilderung

sehen, wie sie früher in England bestanden: fünfjährige Kinder massenhaft in den Fabriken beschäftigt, eine Unwissenheit sonder Gleichen, von Schulunterricht keine Rede, Hungerlöhne, eine verliederte und stumpfsinnige Arbeiterbevölkerung. In einem Briefe, den ich vor einigen Wochen von dort empfangen habe, spricht der Schreiber seinen Wunsch nach einem Fabrikinspector und nach einem socialdemokratischen Agitator aus; nur beiden in Gemeinschaft könne eine Verbesserung der Zustände gelingen. Nach einem Zeitungsbericht aus jüngster Zeit wird jetzt in der belgischen Volksvertretung über einen Gesetzentwurf verhandelt, nach welchem Knaben unter 12 und Mädchen unter 13 Jahren nicht in Bergwerken unter der Erde arbeiten dürfen; das ist die belgische Auffassung des Normalarbeitstages!

Unter den continentalen Staaten ist Preußen allen anderen mit zwei Gesetzen von 1839 und 1853 vorangeschritten; ihm folgte Baiern mit zwei Gesetzen von 1840 und 1854; dahingegen stand Sachsen bis 1861 auf belgischem Standpunkt, und war auch dann noch nicht bereit, den jugendlichen Arbeitern die ihnen in Preußen verstattete Muße zu gönnen; ist es ein Wunder, daß dort das beste Material für die Socialdemokratie sich befindet? Frankreich führte 1841 den Normalarbeitstag ein und verschärfte die betreffenden Bestimmungen 1874; in Oesterreich gilt der Normalarbeitstag seit 1859. In Frankreich war das Gesetz von 1841 in den ersten Jahren viel hintertrieben worden, denn in dem Lande, „in welchem jede Maus polizeilich administrirt wird", fehlte es an staatlichen Organen zur Ueberwachung der Fabriken. Da kam die Februarrevolution und mit Einem Schlage proclamirte sie den Normalarbeitstag in dem crassen Umfange, den ich oben S. 362 geschildert habe; das, was in den anderen Staaten nur im Namen von Kindern, Unerwachsenen und Frauenzimmern erkämpft worden war, wurde als allgemeines Recht für alle Arbeiter aufgestellt; der zwölfstündige Arbeitstag wurde den Fabriken und Hüttenwerken zur Regel gemacht und nur für Nothfälle und gewisse Industrien eine Ausnahme gestattet. Auf diesem Weg hat Frankreich in neuester Zeit in der Schweiz eine Nachfolgerin gefunden; das schweizerische Gesetz vom 23. März 1877 proclamirt den 11stündigen Normalarbeitstag zwischen 6 Uhr Morgens und 8 Uhr Abends für alle Arbeiter, die Nachtarbeit darf (abgesehen von dem Fall der Reparaturen) nur dann stattfinden, wenn der Fabrikationszweig seiner Natur nach ununterbrochenen Betrieb erfordert, und auch hier nur mit Erlaubniß des Bundesraths und nur unter der Voraussetzung, daß der Einzelne innerhalb 24 Stunden blos 11 Stunden arbeitet; Frauen und jugendlichen Personen unter 18 Jahren ist die Nachtarbeit untersagt; Kinder unter 14 Jahren dürfen in Fabriken nicht beschäftigt werden; bei den jugendlichen Personen von 14—16 Jahren darf der Schul- und Religionsunterricht zusammen mit der Fabrikarbeit nicht mehr als 11 Stunden betragen.

Uns interessiren vor Allem die Bestimmungen im Deutschen Reich. Die Reichsgewerbeordnung von 1869 übertrug die bisher in Preußen geltenden Grundsätze auf ganz Deutschland. Danach dürfen Kinder unter 12 Jahren in Fabriken und Bergwerken zu einer regelmäßigen Beschäftigung nicht angenommen werden; Kinder von 12—14 Jahren dürfen täglich nur 6 Stunden arbeiten und müssen täglich einen wenigstens dreistündigen Schulunterricht erhalten; junge Leute von 14—16 Jahren dürfen nur zehn Stunden beschäftigt werden; Nachtarbeit (zwischen $8\frac{1}{2}$ Uhr Abends und $5\frac{1}{2}$ Uhr Morgens) ist für Kinder und junge Leute verboten. Die Reichsgewerbeordnung enthält also keine schützende Bestimmungen für erwachsene Frauen*) und bezieht sich nicht auf Handwerke; abgesehen hiervon ist sie, wenn man sie mit der Gesetzgebung anderer Länder vergleicht und das neueste schweizerische Gesetz bei Seite läßt, entschieden dem Arbeiterstande am günstigsten; nirgends sonst ist das aufnahmefähige Alter der Kinder durchgängig auf 12 Jahre hinausgerückt, nirgends sonst die Arbeitsdauer der Kinder von 12—14 Jahren auf 6 Stunden beschränkt; selbst die zehnstündige Arbeitsdauer der jungen Leute ist nicht in allen fremden Ländern anerkannt.

Nun hat gegenwärtig die Reichsregierung dem Reichstag einen Gesetzentwurf vorgelegt, welcher einige der bisher geltenden gesetzlichen Bestimmungen abzuändern bezweckt. Kinder unter 12 Jahren sollen fortan in Fabriken und Bergwerken überhaupt nicht mehr beschäftigt werden (bisher „nicht regelmäßig"); Kinder von 12—14 Jahren sollen entweder täglich 6 Stunden oder einen Tag um den andern 10 Stunden arbeiten dürfen; in Verbindung damit steht die Vorschrift, daß nicht ein täglicher Unterricht von 3 Stunden erforderlich, sondern ein wöchentlicher von 18 Stunden genügend ist. Wo es erforderlich ist, kann der Bundesrath die Nachtarbeit der Kinder und jungen Leute, sowie eine längere Tagesarbeit als die sechs- resp. zehnstündige gestatten, vorausgesetzt nur, daß die wöchentliche Arbeitsleistung blos 36 resp. 60 Stunden beträgt. Andererseits kann der Bundesrath in besonders gefährlichen Fabrikationszweigen die Verwendung jugendlicher Arbeiter von besonderen Bedingungen abhängig machen. Sämmtliche wirthschaftliche Parteien, die Socialdemokraten, die Gewerkvereinler, die Schutzzöllner haben in ihren öffentlichen Versammlungen ihre Unzufriedenheit mit diesen Bestimmungen ausgesprochen; die ersteren beiden, weil der Schutz der Kinder und jungen Leute vermindert wird, letztere, weil die zehnstündige Arbeit der Kinder von 12—14 Jahren nur einen Tag um den anderen erlaubt wird, alle drei, weil die Befugnisse des Bundesraths den Anlaß zu allerhand Willkür geben.

Ohne Zweifel liegt in den Vorschlägen des Regierungsentwurfs

*) Doch ist nach deutscher Sitte Frauenarbeit in Bergwerken (unter Tage) unzulässig.

großentheils eine Concession an die Fabrikbesitzer; die Nachtarbeit von Kindern und jungen Leuten unter 16 Jahren ist höchst bedenklich; auch scheint die Gefahr nahe zu liegen, daß in fabrikreichen Gegenden die Kinder sich an den einen drei Tagen in der einen Fabrik, an den andern drei Tagen in der anderen zur Arbeit verdingen, mit anderen Worten, daß die Kinderarbeit, deren allmähliche Beseitigung wir anstreben, vermehrt werde*).

Eine andere Frage ist es, ob die Lage der Dinge nicht die Concessionen rechtfertigt. Wir leben in einem Lande, dessen Gesetzgebung außer der englischen allein dem Freihandel entschieden huldigt; innerlich zu begründen ist der Freihandel zwischen zwei industriellen Ländern nur dann, wenn die Fabrikationsbedingungen dieselben sind; denn der Freihandel soll aus zwei Ländern Ein Absatzgebiet machen, und wie ist dies denkbar, wenn in dem einen unter anderen Bedingungen fabricirt wird als im zweiten? Es bedarf keines Beweises, daß zu den Fabrikationsbedingungen auch die größere oder geringere Zulässigkeit von Kinderarbeit gehört; es hängt hiervon die Billigkeit der Löhne ab. Ich behaupte demnach: ein Land, welches dem Freihandel ergeben ist, darf in der Frage der Kinderarbeit wie überhaupt des Normalarbeitstages nicht selbständig verfahren; es muß seine Gesetzgebung nach der der anderen Staaten einrichten; es kann nicht dem Arbeiterstande Concessionen machen, welche diesem im Nachbarstaate verweigert werden; will er eine arbeiterfreundliche Fabrikgesetzgebung annehmen, so kann dies nur auf dem Wege der internationalen Verträge geschehen; die Fabrikgesetzgebung, namentlich die Bestimmungen über den Normalarbeitstag müssen international werden; sie müssen einen Platz in den Handelsverträgen erhalten, sie müssen zum Gemeingut aller Nationen werden. Der Freihandel ist mit einem Normalarbeitstage unverträglich, welcher in dem einen Staate für den Arbeiterstand günstiger geregelt ist als in dem anderen; der Staat, in welchem dies stattfindet, muß unterliegen; es sei denn, daß er andere günstigere Fabrikationsbedingungen zur Compensation stellen kann. Man mißverstehe mich nicht: ich will hier nicht das Freihandelsprincip discutiren, ich will seine Anhänger auf einen Angriff aufmerksam machen, welchen unsere Schutzzöllner gerecht und geschickt führen; sie sagen, daß der Schutzzoll nicht blos ein Factor zur Hebung der einheimischen Industrie, daß er vielmehr zuweilen von hoher socialer Bedeutung sei und ich muß ihnen so lange beitreten, als derselbe Normalarbeitstag nicht durch Handelsverträge zu einem Rechtsinstitut der ganzen industriellen Welt geworden ist. Jetzt, wo die Beseitigung oder die Erneuerung unserer Handelsverträge auf der Tages-

*) Nach englischen Verhältnissen zu schließen, ist die Furcht unbegründet; die Schriftsteller berichten übereinstimmend, daß das alternirende System wenig Anwendung findet.

ordnung steht, ist es wohl angebracht, mit aller Kraft eine internationale Gesetzgebung über den Normalarbeitstag zu fordern.

Niemand wird den wohlthätigen Einfluß dieser Rechtsinstitution verkennen. Ein so hohes Gut eine entwickelte Industrie ist, so gefährlich ist der Industrialismus; er ist im Stande, sittlich und ökonomisch ein Volk zu verwüsten, und die Freiheit hat nicht die Kraft, dem zu steuern; nur die Staatsgesetzgebung vermag es. Denn nicht allein, daß das Capital die Tendenz hat, möglichst ununterbrochen ausgenutzt zu werden: die Versuchung zur Verlängerung des Arbeitstages wird durch unsere Gewohnheiten und Einrichtungen ungemein befördert; ich meine hier die Mode und die Eisenbahnen. Die Mode ist die Urheberin jener „Saisonartikel", welche ebenso rasch auffliegen als sie verschwinden und die Eisenbahnen begünstigen die „kurzen Bestellungen", welche kaum gegeben auch schon ausgeführt werden sollen. Gegen solche Ausschreitungen unserer Laune, gegen den Uebermuth und die Lässigkeit wirkt nichts sicherer als ein gesetzlich fixirter Normalarbeitstag; er schützt, wie die erwähnten Fälle beweisen, nicht blos die Arbeiter, sondern auch die Producenten, namentlich die humanen, welche ohne ihn gegenüber ihren inhumanen Concurrenten sich nicht halten können; er verhütet unfruchtbare Unternehmungen, welche nur dadurch sich durchführen lassen, daß man für immense Arbeit einen Hungerlohn zahlt.

Man darf freilich den Nutzen des Normalarbeitstages nicht überschätzen; nur den wirklich beschäftigten Arbeitern schafft er eine bessere Lage; aber einem von Uebervölkerung strotzenden Proletariat gibt er kein Brod; er trägt etwas zur Lösung der socialen Frage bei; die Lösung selbst setzt das Gleichgewicht der Bevölkerung und der Subsistenzmittel sowie die Vertheilung der letzteren unter eine möglichst große Menge voraus; er verhindert die extreme Ausbeutung der Arbeiter, die inhumane Concurrenz der Fabrikbesitzer und die Etablirung unfruchtbarer Unternehmungen, aber die große Frage unserer Zeit, wie das Verhältniß zwischen Capital und Arbeit zu reguliren sei, läßt er unbeantwortet. Daß er auf die landwirthschaftliche Arbeit nicht übertragen werden darf, leuchtet Jedem ein; hier gibt es „natürliche Saisons", und gegen diese kann die Macht des Staatsgesetzes nicht aufkommen.

In zweiter Lesung hat der Reichstag im Großen und Ganzen die Regierungsvorlage angenommen; das alternirende System hat er verworfen; für Frauen, welche bisher jedes Schutzes in Deutschland entbehrten, hat er einige schützende Bestimmungen getroffen; dahingegen hat er dem Bundesrath das Recht eingeräumt, in Spinnereien die Arbeitszeit der jungen Leute um eine Stunde (also auf 66 Stunden wöchentlich) zu erhöhen.

# Die Großmutter.

Novelle

von

**Carl Thomas.**

— Prag. —

Wenn ſo die Juliſonne unerträgliche Hitze, Staub und dicke Luft als lange Gäſte nach Paris gebracht, flüchtete ich gern weit fort nach einem ſtillen Fleckchen des ſchönen Frankreichs. So kam ich einſt, dem gewohnten Zug des Herzens folgend, nach Nantes. Hier wollte ich nicht bleiben, in den finſtern Straßen, den verrußten Häuſern, der rauchgeſchwängerten Luft. Auslugen wollte ich nur von hier und ſehen, wo ich mich für den Reſt des Sommers niederlaſſen ſolle. Bald hatte ich die Küſte bereiſt und war bis Breſt hinaufgefahren, an der todten Landzunge von Quiberon vorbei, vorbei an dem felſigen Vorgebirge von Ray. Oberhalb Breſts, an dem Vorgebirge St. Matthieu, zerſchellen mit furchtbarer Gewalt die Wellen des Oceans und hoch an den Riffen empor ſtäubt der weiße Giſcht. Mancher Schiffer findet hier ſein Grab, manches Boot zerſchellt an den tückiſchen Felſen und ſinkt hinab in die ſchweigende Tiefe. Schon Cäſar hat ſie kennen gelernt, dieſe traurigen, unheilſchwangern Ufer: „Wilde Fahrt!“ ruft er aus. „Dieſe Küſten bieten keinen Zutritt, weder dem Menſchen, wenn das Meer emporſteigt, noch den Schiffen, wenn des Meeres ſtrömende Fluth ſie trocken auf dem Sand zurückläßt!“ Und finſtere Menſchen wohnen hier, leidenſchaftlich und wild wie das Meer, finſter wie der Himmel, ſchweigend und ernſt wie die Felſen. Und dieſe Menſchen ſollen immer ſo geweſen ſein, vor einem Jahrtauſend und mehr ſchon als ſie einzogen in das öde Land, das einſt der Druide geweiht und das an vielen Stellen heut noch bedeckt iſt mit den keulenförmigen Felſen, den Denkſteinen gefallener keltiſcher Helden. Lange Jahrhunderte ſind darüber hingegangen. Viel wilde Kämpfe ſind hier gefochten worden, viele finſtere

Thaten wurden in den Boden des Landes der Bretonen eingeschrieben. Fast ist es schon ein Jahrhundert vor uns, seit die Geschichte mit ehernem Finger Thaten und Ereignisse in die verwüstete Erde gezeichnet, deren Spuren wir noch heut überall finden. Von den Priestern aufgeregt, erhob sich das Volk und vertheidigte seinen Gott und seinen König gegen die Wuth der Revolution. Schon brauste der Sturm der Freiheit durch ganz Frankreich, als hier der Bauer noch im dumpfen Frieden der Feudalwirthschaft sein Feld bestellte. Er theilte sein spärlich Einkommen nach tausendfältigen Abgaben und Lasten mit dem Lehnsherrn, dem Adel und der Kirche. Die erste Nationalversammlung hat die Frohnden, die Zehnten abgeschafft, aber der Bauer hier dankte es ihr nicht. Man goß Kanonen schon aus den Kirchenglocken des ganzen Landes, als hier die Gemeinde noch dem Geläute folgte, das sie zum Gebete rief und den Priester verehrte, der sie mit Blindheit schlug und ihr dabei das Mark aussaugte. Und auf das Jubelgeschrei der Revolution: „Freiheit und Gleichheit" antwortet der finstere Bauer der Vendée: „Gott und unser König!" —

Schon hatte ich den südlichen und westlichen Theil des Landes durchwandert und zog jetzt den Bäumen nach, die der Sturm von Westen mit Blüthen und Blättern nach dem Osten gekehrt, bis ich nach St. Malo kam, fast an der Grenze der Bretagne. Dies ist auch heute noch eine ziemlich bedeutende Stadt. Sie liegt knapp am Meer, das im guten stillen Hafen fast bis in's Herz der Stadt hineinspült. Ernste, düstere Straßen, mit prächtigen, grauer Vorzeit angehörigen Häusern führen von allen Seiten zu den Ufern und zu den felsigen Zungen, die das Land hinausstreckt weit in's Meer. Hier ließ ich mich nieder.

Große Männer waren hier im Lande geboren, deren Namen weit über die Grenzen Frankreichs und über die Jahrhunderte gedrungen, in denen sie lebten.

Wer kennt nicht den Mann, dessen Philosophie man schon vergessen, dessen theologische Studien man kaum mehr nennt, aber dessen Liebe sprüchwörtlich geworden, dessen Liebestreue das Ideal aller jugendlichen glückseligen Herzen geworden ist. Fern seiner Heimat, in Paris ist sein Grabmal, zu dem wol Jeder wandelt, der die Weltstadt mit neugierigen Blicken durcheilt. Aber bei Clisson, hier im Land, nennt sich Wald und Hain, Thal und Hügel nach seinem Namen und dem seiner treuen Geliebten! „Abaillard! der Sokrates von Frankreich," sagt der Geschichtschreiber der Bretagne, „der Plato des Westens, unser Aristoteles, der Meister des Jahrhunderts, das fruchtbare und reiche Genie, begabt mit einem solchen Verstande, daß nur seine eigene Weisheit ihm verglichen werden kann." Und Heloise! Wer nennt Abaillard ohne Heloise!

Und Jahrhunderte nach ihm ward hier ein anderer Dichter und Denker geboren und begraben. Er liegt weit drinnen im Meer, auf

einem wüſten Felsblock in einem Grab, das man in das Herz des harten Steines geſprengt, unter einem kahlen Kreuz, das man aus demſelben Stein gemeißelt. Kein Name, kein Wort ſagt dem Wanderer, wer hier ruht, aber die Frauen und Mädchen, die Morgens, zur Zeit der Ebbe, mit dem Gebetbuch dahin wallfahrten, die Männer und Jünglinge, die nicht vorübergehen, ohne einen Blick auf dies Grab zu werfen, ſie nennen alle auf ihrem Wege den Namen Chateaubriands und erzählen ſich von ſeinem Leben und ſeinem Glauben und ſchweigen von ſeinen Eitelkeiten. Und neben den Dichtern, die Anfang und Ende von faſt einem Jahrtauſend bezeichnen, nennt das Volk noch große Namen ſein eigen, ſeinen Ruhm und ſeinen Stolz. Fréron und Geoffroy waren Bretonen, der kühne Schiffer Jacques Carlier, der wilde Seeheld Duguay-Trouin entſprangen der bretoniſchen Erde. Dugueſclin der Kriegsheld, der geſchworen, ſein Schwert nicht einzuſtecken, ſo lange noch ein Engländer auf franzöſiſchem Boden, Lamenais, der kühne Philoſoph, der die Finſterniß der Geiſter bekämpfte, Descartes, der Held der Analyſe, ſie alle wurden hier geboren und noch andere große und berühmte Männer! Balzac, Chapelain und Andere haben hier in tollen Freuden gehauſt. Frau von Sevigné entfloh den berauſchenden Feſten von Verſailles und ſuchte in den Thälern der Bretagne, in der Umgebung des freundlichen Rennes den Frieden der Einſamkeit. Boſſuet, Racine und Molière eilten hierher. Conti, Condé, Turenne ſuchten hier Frieden und Ruhe nach großen Thaten und reichen Genüſſen.

Sollen die Menſchen, die hier wohnen, nicht zu Allem fähig ſein, zu allem Großen, zu allem Kühnen und Mächtigen, ſelbſt zu allem Furchtbaren? Welche Erinnerungen umgeben ſie, welche Männer und welche Thaten haben die Macht ihres Daſeins hier in's Land gedrückt! So dachte ich oft, wenn ich auf dem Felſen des Dichtergrabes ſaß nnd hinaus ſah in's Meer und bald den, bald jenen Namen ausſprechen hörte von denen, die vorübergingen.

Ich ſah ihnen nach, den mächtigen, breitſchultrigen Geſtalten, mit den geſtrählten, in den Nacken fallenden Haaren, den dunklen, heißen Augen und dem feſtgeſchloſſenen Mund. Ich ſtaunte und zitterte, wenn die verwegene That eines Schiffers erzählt wurde, der da in mitternächtiger Stunde hinausfuhr in's ſtürmiſche Meer, der Geliebten die Blume zu holen, die vom Felſen herabhing. Sie aber, die es mit ſahen, die Männer und Frauen der Bretagne, ſie zitterten nicht. Schweres Unglück hörte ich oft aus dem Kreis dieſer oder jener Familie berichten. Dann ſah ich den Vater, die Mutter oder den Bruder und die Schweſter, und nichts verrieth in den feſten Zügen den Schmerz, der ihre Bruſt durchwühlte. Ich ſprach darüber mit einem würdigen und klugen Mann, den ich hier auf dem Felſen Chateaubriands, den er, wie ich, wegen ſeiner Einſamkeit liebte, kennen gelernt. Er hatte hier ſein Amt als

Richter verwaltet und lebte, schon weit über die achtzig ausschauend, einsam und allein in seinem ererbten Elternhaus. Er war mir gut und liebte und vertraute dem jungen lebensfrohen Mann. — Es war am 4. September und gar herrlich schien die Sonne vom blauen Himmel herab. Wir sprachen von vergangenen Zeiten, da ich bemerkte, daß mein Freund heute nicht gern von Menschen sprach, die leben, und nicht von den Dingen, die wir sehen und greifen konnten. Lange saß Herr Duplay, so vor sich hinschauend, als ob er in weiter, unendlicher Ferne etwas suchen, als ob er von einem unsichtbaren Ort etwas sehen möchte.

Da warf ich so halblaut hin: „Zwei Dinge geben doch allein Ruhm, ewigen Ruhm: die Feder des Dichters und das Schwert des Helden!" „Und zwei Dinge," sagte der Greis mit seiner wohlklingenden, weichen Stimme, „zwei Dinge geben allein Schmerz, ewigen Schmerz: das Amt des Richters und das Amt des Priesters!"

Dann stand er auf und zog mich mit fort, mit so aufgeregten, hastigen Schritten, daß ich, wie ich auch fragend ihn anblickte, doch nicht zu sprechen wagte.

„Kommen Sie," sagte er dann, „kommen Sie zu mir, ich werde Ihnen die Acten eines Processes zeigen, die ich für mich einst abgeschrieben und aufbewahrt habe. Ich werde sie bald nicht mehr lesen können! Mögen Sie es thun und die Lectüre mitnehmen als Andenken an Ihren Aufenthalt hier und an mich."

Dankend drückte ich den Arm des greisen Mannes, der in dem meinen lag. Bald kamen wir zu seinem Häuschen. Wir traten in sein Arbeitszimmer. Hastig eilte er zu seinem Schreibtisch und nahm ein Bündel Acten heraus. Er gab es mir mit den Worten: „Es ist heute der Jahrestag!"

Dann ging er. Ich folgte dem Blick, mit dem er die letzten Worte gesprochen. Er hatte ein Bild gesucht, das da dem Schreibtisch gegenüber an der Wand hing. Ich schob jetzt den Schleier zurück, der es halb verhüllte. Ein großes, ernstes, schönes Weib stand vor mir. Ich habe solche Frauen nur in der Bretagne gesehen. Der breite, volle Nacken, den ein blauer Spenser mit aufgeschürzten Aermeln einschloß, wölbte sich herrlich zur üppigen Brust. Ein weißer, reich mit silbernen Knöpfen besetzter Busenlatz, ein rothes, goldgesticktes Mieder schnürte leicht den prächtigen Leib ein, von dem herab über einen hellen, gestreiften Rock ein nachlässig geschlungener Gürtel fiel. Auf diesem Leib, der kaum mehr als einige zwanzig Jahre zählen konnte, saß ein jugendlich ernster Kopf, von schwarzen, glatt gescheitelten, nach rückwärts in einen dicken Knoten zusammengewundenen Haaren umrahmt. Die Stirn war leicht gefaltet, wie wenn in stiller Wehmuth die Augenbrauen sich zusammenziehen. Sie waren auch so leicht zusammengedrängt und beschatteten ein großes, schwarzes, wie frühzeitig im Schmerz getrübtes Auge. Die

feine Naſe, der volle Mund mit ſeinen rothen Lippen würden kaum zu dieſen Augen gepaßt haben, wenn nicht auch hier ein leiſer Schmerz, wie angeboren, darüber hinzuckte. Die eine Hand war auf's Herz gepreßt, die andere hielt einen erbrochenen, aber wieder zuſammengefalteten Brief.

„An Margaretha Breſſant" las ich auf der Adreſſe. Margaretha Breſſant? das war der Name, der auch auf dem Actenbündel ſtand. Jetzt ſchlug ich es auseinander und las das erſte große Heft, das, wie es ſchien, die ganze Geſchichte des Proceſſes enthielt.

Was ich gedacht, als ich es geleſen, ich will es verſchweigen, was ich gefühlt, mit tiefem innigen Schmerz gefühlt, ich brauche es nicht zu ſagen! Ihr werdet es mir nachdenken, und wenn Ihr weinen könnt, werdet Ihr es mir nachfühlen. Hört Margarethe Breſſant, wie ſie vor dem Gerichtshof ſprach.

## I.

Ihr Herren Geſchworenen und Ihr Herren vom Gericht. Ihr habt die Anklage gehört und das Verbrechen, deſſen ſie mich zeiht. Ich ſah Euch erbleichen, als Ihr hörtet, wie furchtbar die That. Sie ward auch mit den bitterſten und doch ſo wahren Worten geſchildert.

Entſetzlich iſt das Verbrechen, entſetzlich vor Allem, wenn Ihr Euer Auge von dem Mund des Anklägers herüberſchweifen laßt auf mich, die Angeklagte. Ein Weib ſteht vor Euch mit grauen Haaren und abgehärmtem Antlitz. Noch zuckt der Schmerz um ſeinen Mund, die Hände zittern, wie ſie zum Gebet ſich falten, und die Kniee ſchwanken, wenn es ſich aufrichtet, um vor Euch zu ſprechen. Doch was iſt all Euer Entſetzen, was iſt die That ſelbſt gegen den Wahnſinn des Schmerzes, gegen den Fluch der Gedanken, die mich zu ihr getrieben! Ich will ſie Euch erzählen die Geſchichte dieſer Schmerzen, die Geſchichte dieſer Gedanken Euch erzählen, und wenn es ſcheint, als ob ich Euch anklagen wollte, Euch und Euresgleichen, o! glaubt es nicht! Was die Sünde Aller und der Fluch der Geſammtheit, das darf nicht der Einzelne wagen anzuklagen oder wagen zu richten! Es iſt! und daß es iſt, das iſt die Quelle alles Böſen! — Doch damit Ihr mich verſteht, hört mich, und wenn Ihr am Ende mich richten könnt, ohne über Euch zu weinen, über Euch und Euresgleichen, dann verflucht mich und lehrt den Kindern meinen Namen als Fluch — dann bin ich grenzenlos ſchuldig!

Ich bin ein uneheliches Kind! Wißt Ihr, was das bedeutet? Nein! Ihr habt wol davon in Euren Geſetzbüchern geleſen, Ihr wißt, was es bedeutet, weil Ihr einmal ein ſolches Kind in der Schule, auf den Straßen oder wol auch in der Kirche geſchmäht habt. Aber was ein ſolches Kind für ſich ſelbſt bedeutet, wenn es ſich erkennt in der Schmach, die Eure herrliche, wohlgeordnete, heilige bürgerliche Geſellſchaft ihm

anhaftet — — nein — das wißt Ihr nicht. Und wenn Ihr es denken könnt, sagt, sollte man der Mutter nicht fluchen, die einem solchen Kind das Leben gab, sollte das eigene Kind der Mutter nicht fluchen? Und seht, ich habe es nicht gethan, nicht als ich schon viel um sie gelitten. Ich habe sie geliebt, treu und zärtlich geliebt, weil sie um mich geweint in mancher stillen Nacht und weil sie den Mann so treu geliebt, der sie so unglücklich gemacht, den Mann, der mein Vater war und den ich nie gekannt, dem ich nie die zärtlichen Augen küssen, in dessen Hand ich nie die kleinen Kinderhändchen legen konnte.

Meine Mutter war die Tochter eines Pächters auf den Gütern der Herren Duplessis, die sich weit im Kreise um St. Malo hinzogen. Meister Bressant nannte man ihn in der ganzen Provinz. Denn neben seiner Wirthschaft trieb der Mann noch manche Künste. Er malte und schnitzte Bilder und Kreuze. Eure Väter, Ihr Herren, haben ihn wol noch gekannt und in mancher Ehrenstube von Euch hängt wol auch ein Kreuz, das er geschnitzt, in mancher Dorfkirche ein Heiligenbild, das er gemalt! Von seiner Wirthschaft nun lebte Meister Bressant und von dem Erwerb durch seine Kunst sorgte er für seine Tochter. Es war nicht viel, was er in beiden verdiente, doch es reichte aus. Es war auch nicht sicher, für wie lange er verdiente. Aber es braucht lange Zeit, eh' einer daran denkt, daß er verlieren könnte, was er so in seiner Arbeit und in seiner Ehre sein nennt.

Meister Bressant war nämlich ein flüchtiger Zeitpächter, den man, wie es einst Sitte war, fortschicken konnte, wann man wollte. Es mag eine schlimme Zeit gewesen sein, wie da der Bauer die Hände blutig sich arbeitete und doch in Frohnden, Zehnten und Zwanzigsten wieder hingab an den Adel und die Priester, was er schwer und sauer erworben.

Nun, Meister Bressant wußte von dem Elend nichts, er nicht und seine schöne Frau nicht und auch seine noch schönere Tochter. Wenn sie so Sonntags zur Kirche gingen, da blieben die Nachbarn und Andere stehen und zeigten mit den Fingern nach ihnen und der eine frug: „Ist das der glückliche Meister Bressant?" Der andere sagte: „Das ist die schöne Frau Bressant!" und ein dritter rief ganz laut, daß sie über und über roth wurde: „Grüß Gott, schöne Louison!" So hieß Meister Bressants Tochter, meine Mutter. Am Sonntag Nachmittag, da sprach gar der Herr Intendant der Herrschaft bei Meister Bressant vor! Er scherzte und lachte mit ihm und mit der Frau und der Louison. Jedermann hielt ihn für einen gnädigen Freund und Beschützer des Hauses. Nachsichtig war er bei den Frohnden, selbst beim Zins und bei den Zehnten zählte er gar lässig und leicht.

„Ich will Euch ein Kreuz einmal schnitzen, Herr Intendant," rief da an einem Sonntag Meister Bressant, „ein Kreuz, das Euren Ehrensaal schmücken soll wie kein anderes aus der Provinz."

„Ei," antwortete da der Herr Intendant, „dann schnitzt mir Eure Tochter in das Kreuz, daß ich vor ihr niederknien und sie anbeten darf."

„Herr!" schrie Meister Bressant und schlug auf den Tisch und sah ihn an und sprach kein Wort mehr. Der mächtige und reiche Mann ging damals fort und kam nie wieder. Er war verheirathet und hatte schon Kinder. Aber er drängte sich gern an andere Frauen heran und sündigte viel in seiner ungemessenen Macht. Die Bauern haben ihn erschlagen, als er im Jahre 1791, er der feilste Knecht der Herrschaft, zum Sturm sie in das Schloß führte, um es niederzubrennen und den Herrn daraus zu vertreiben. Sie thaten dies auch, aber zuvor schlugen sie dem Intendanten das Hirn ein und schleuderten ihn dann in die Flammen.

Seit dem Tag, als der Intendant so schnöde den Vater zum Kuppler bei der eigenen Tochter machen wollte, erging es dem Meister Bressant schlecht.

Er ward gar viel gequält und in seinem Pacht gestört. Zwei Jahre darnach, die Frühjahrsarbeit stand gar herrlich auf den Feldern und die Hoffnung auf reiche Ernten erfreute schon das Herz, ward er aus seinem Pacht getrieben und mit einem blutigen Lohn als Entschädigung der Arbeit abgefertigt. Was wollte er thun? Er kam hierher nach St. Malo und lebte vom Malen und Bilderschnitzen. Frau Bressant trieb's nicht lange. Sie konnte ihr Stübchen in der Mitte der Felder nicht missen, ihre Kuh nicht und nicht ihr Dutzend Schafe. Sie starb und kaum zwei Jahre nach ihr starb auch Meister Bressant. Er starb, als ihm sein eigen Kind das Herz brach.

Wie soll ich Euch, Ihr Herren, Louisons Geschichte erzählen? Ihr habt sie schon oft gehört mit anderen Namen und von anderen Orten, doch mit denselben Schmerzen und demselben Jammer! Es ist die Geschichte des Elends, das dem Einen die Herzenshärte des Andern aufzwingt, der Noth, die die Armuth schafft, weil der Reichthum nur im Reichthum seines Gleichen sieht!

Nach den Gütern der Herren Duplessis sandte von hier aus der Stadt der reichste Kaufmann die edlen Waaren der Colonien Frankreichs. Ducroque war sein Name und kaum wird Einer von Euch seiner sich erinnern und keiner des Sohnes gedenken, der ihm im Geschäft zur Seite stand. Der Sohn leitete den ausgedehnten Handel im Lande und kam so auch auf die Güter der Herren und Edelleute. Da lernte er denn auch Louison kennen und, wie er sie kannte, gar innig lieben. Die Liebe junger Herzen hat Windesflügel und, eh' wir's denken, sind wir fortgerissen und schnell erzeugt ein schöner Traum den andern! In jene Zeit fällt die Uebersiedelung Meister Bressants nach St. Malo, und oft sah jetzt Louison den Geliebten. Doch wie sie ihn auch oft sah, so wurde ihre Seligkeit doch schon durch Schmerz getrübt. Und oft, gar oft weinte sie um ihre Liebe! Sie hatte jetzt den Glanz des Hauses der Ducroque gesehen und hatte

oft gehört, wie dieſer Glanz ein hartes, grauſam hartes Herz verdecke. Der alte Ducroque war reich und ſuchte ſeinen Reichthum zu vermehren. An anderes dachte er nicht!

Die beiden jungen Leute aber hielten feſt zu einander und wollten ſich nicht laſſen. Da kam einmal der Geliebte und ſagte Louiſon, daß er ſie nicht mehr ſehen werde. Der Vater habe ihm die Braut geſucht, das reichſte Mädchen in der Stadt! Und morgen ſoll Verlobung ſein, und wenn ſie nicht iſt, ſo werde er, der mächtige reiche Mann, den Bauern und ſein nichtsnutziges Kind aus der Stadt peitſchen laſſen! Das ſagte er Louiſon, ſagte ihr aber auch, daß er den Tag nach dieſer Verlobung nach Amerika gehen und daß nur ſeine Louiſon ſein Weib werden würde! Dann nahm er Abſchied von ihr, wie man von ſeinem treuen Weibe Abſchied nimmt und herzte und küßte ſie! Und ſie glaubte ihm Alles, Alles! Und ach! Es geſchah auch Alles, wie er geſagt. Am anderen Tag ging es gar luſtig her im Hauſe der Ducroque und Abends ging der Sohn zu Schiff. Louiſon hatte rothe Augen, als ſie nach Hauſe kam. Der Vater ſah es nicht und Louiſon ſchwieg. Wer ſpricht denn, wenn er liebt, und wer weint nicht, wenn er unglücklich liebt? Die Liebe hat tauſend Zungen, doch nur für die Liebenden. Doch es kam die Zeit, in der Louiſon bekennen mußte.

Es war am Neujahrstag des Jahres 1775, an dem ſie ihrem Vater Alles geſtand und nichts von ihrem Glück, nichts von ihrem Unglück verſchwieg. Er hörte zuerſt unruhig zu, dann aber ward er bald aufmerkſamer und wie er immer weiter hörte, ſtemmte er die Fäuſte auf den Tiſch und ſah ſein Kind an, daß die Augen ihm aus dem Kopfe traten. Und ſie ſprach und er hörte, und ſie ſagte Alles und er hörte Alles, und als ſie ausgeſprochen, da ſchrie er nur einen Fluch über ſein Kind und ſtürzte todt zu den Füßen des ſtummen bleichen Weibes nieder! — Wenige Tage nach dem Tode Meiſter Breſſants genas Louiſon eines Mädchens. Es ward Margaretha getauft, ich bin es!

Der ſchwache, wenn auch treue Mann, der mein Vater war, iſt nie zurückgekehrt. Er hat für meine Mutter und mich geſorgt, hat nie eine Andere geheirathet, aber er fürchtete den Fluch ſeines harten Vaters. Und als der Krieg zwiſchen Amerika und England ausbrach, da ſtürzte er ſich mit hinein in den Kampf um die Freiheit, als wollte er ſeine Liebe begraben, und drüben in den Feldern von Richmond liegt ſie eingeſargt und er mit ihr!

## II.

Die ſchöne Louiſon lebte mit ihrem Kinde von dem, was ihr Vater ihr hinterlaſſen, was der Geliebte und Vater ihres Kindes ihr weit aus Amerika hergeſandt und von dem, was ſie mit ihrer Hände Arbeit ſich verdiente. Es war genug und reichte für ſie und ihr Kind vollkommen

aus. Wie sie in einfachen, ernsten Trauerkleidern bis an's Ende ihres stillen Lebens sich trug, so kleidete sie ihr Kind, und so war, was das Kostspieligste in jenen Tagen, die Kleidung für sie das Billigste. Freilich, was es an Geld nicht gekostet, das haben Lebensfreude und Thränen bezahlt! Ich sehe meine Mutter noch vor mir in ihrem schwarzen Kleid, die schönen braunen Haare bald gebleicht, die großen dunklen Augen stets voll Thränen, und blaß und durchsichtig die Haut der schmalen Wangen und der kleinen Hände. Und wie ich sie immer so sah, füllten sich auch meine Augen oft mit Thränen und ich legte gern das Köpfchen, das an die Gespielen dachte und an die Felder und den Wald, oder an die Muscheln am Meeresufer, ihr in den Schooß und weinte mit ihr still vor mich hin. Sie frug mich oft, warum ich weine und ich konnte ihr immer nur sagen, daß ich's thue, weil ich sie weinen sähe! Als Kind von sieben Jahren, als Kind von zwölf Jahren sah ich mit ernstem Auge in die Vergangenheit und sah nur Thränen! Ach — ich sollte bald in die Zukunft sehen lernen und nichts als Thränen, bittere Thränen sehen!

Ich blieb der Sorge meiner Mutter überlassen so lange sie lebte. Sie lehrte mich nähen und stricken, zeichnen und malen. Und wenn ich aus der Schule kam, da prüfte sie meine Schrift und wie ich die Sätze bilde und die Worte lese. Für Alles sorgte sie, nur in meinem Spiel ließ sie mich gewähren. Sie sagte mir oft, ich sei ein gutes Kind und daß ich in den Wald gehen könne und auf die Felder und zur Zeit der Ebbe an's Meer, ohne daß sie mich begleite. Und wie munter sprang ich hinaus, mit einem kleinen Körbchen am Arme, Muscheln am Meeresstrand zu suchen, Beeren im Wald, oder Blumen auf dem Feld. Es gingen andere Kinder auch dahin, größere und kleinere als ich war. Sie kamen mit den Eltern oft und oft mit Dienern und Mägden. Ich sah durch Wochen dieselben Kinder und wie auch sie Muscheln am Meere, Beeren im Walde und Blumen auf dem Felde suchten. Ich fühlte mit ihnen gleich und sorgte nicht, ob dies das Kind eines reichen Kaufherrn, jenes das Kind eines angesehenen großen Mannes sei. Ich rief sie an, wie sie mich anriefen und gab ihnen von meinen Blumen, Muscheln und Beeren, wie sie mir von den ihren gaben. Ich sah es lange nicht, wie sie die Muscheln wegwarfen, wenn sie zu ihren Eltern kamen oder den Dienstleuten, die sie begleiteten. Ich sah nicht, daß sie die Beeren nicht aßen, die ich ihnen gab, die Blumen aus dem Strauß rissen, die ich ihnen gepflückt! Und als ich es sah und sie frug, da antworteten sie mir nicht. Ich ging zur Mutter und sagte es ihr und als ich sie darüber weinen sah, da meinte ich, sie möge mir nur ein Kleid geben, wie die Anderen es trügen, oder ein Netz zum Fischen, wie die Anderen es haben, dann würden sie meine Muscheln und Blumen behalten, meine Beeren essen. Und sie that es, aber schüttelte das Haupt dabei und weinte.

Ich kam mit meinem neuen Kleid in den Wald und die großen

Leute lachten über mich. Ein großer Burſche frug ſogar, welcher Vater mir das Kleid geſchenkt. Ich kam mit meinem Netz an's Meer und als ich es in's Waſſer tauchte, da rief eine Frau ſo voll Hohn und Bosheit, daß es mir in's Herz ſchnitt, was ich doch nicht verſtand! Fiſch' Dir einen Vater heraus, rief ſie und lachte, und die andern großen Leute und die Kinder lachten mit! Ich kam nach Haus und ſagte es der Mutter. Sie drückte mich an ihr Herz und küßte mich und ſtreichelte mich und weinte über mich. Sie ſagte mir damals oft, daß mein Vater ein edler, guter, treuer Mann geweſen, der fort, weit fort von hier gemußt und fern von uns geſtorben ſei. Und wie ich frug, wie er ausgeſehen, da beſchrieb ſie ihn mir nach ſeiner ſchlanken Geſtalt, mit ſeinen warmen dunklen Augen und ſeinen ſchwarzen Haaren und blaſſem Geſicht. Wie ward ich nun ſtolz, als ich das Alles mir gemerkt! Jetzt ging ich in den Wald und an's Meer und ging in die Schule und ſah die Leute gar muthig und kühn an. Wenn man mich nun nach meinem Vater frägt, ich weiß jetzt, was ich ſage, ſo dachte ich. Und ſie frugen mich wieder die Leute, und ich erzählte getreu, was mir meine liebe Mutter geſagt, und beſchrieb meinen Vater, wie er ſo gut geweſen, ſo edel, ſo ſchön! Sie hörten mich an die Leute und lachten wieder und ſagten: der war nicht Deiner Mutter Mann, der war ihr Geliebter! Es fielen wol noch andere Worte, die gar böſe geweſen ſein mußten, denn ſie ſahen mich dabei ſo kalt und hart an, daß ich weinte. Und weil ich darüber weinen mußte, ſagte ich es meiner Mutter nicht mehr. Doch ich ging dorthin im Wald, wo die Andern nicht hingingen und dorthin am Meeresufer, wo die Andern nicht hin ſich wagten. Ich wollte Niemand mehr ſehen, die großen Leute nicht und nicht die kleinen Kinder. Nur einen kleinen Knaben ſah ich gern. Sein Vater hatte nicht fern von uns ſein Haus. Darin lebte er, ein reicher, wohlangeſehener Mann. Wenn er aus dem Thor ſeines Hauſes trat, mit dem ernſten feſten Geſicht, die Hände ſo auf den Rücken zurückgeſchlagen und das ſtarke Rohr haltend mit dem goldenen Knopf daran, und wenn ich ihn da ſah, da ſchlich ich mich ſchnell in die Thüre des Häuschens, in dem wir wohnten und ſah ihm ſo lange nach, bis ich ihn nicht mehr ſehen konnte. Und der Mann war des Königs Procurator und war gar angeſehen und auch gefürchtet. Sein Söhnchen war ein guter freundlicher Knabe. Er war ſo alt wie ich und kam gern zu mir und nahm meine Muſcheln und behielt ſie und nahm meine Beeren und aß ſie und ſchmückte mit meinen Blumen ſeinen Hut. Nie hat er mich nach meinem Vater gefragt und ich liebte ihn darum und wußte doch nicht wie das kam. Einſtens kam der Knabe heraus an's Meeresufer, ich ſaß auf einem Felsblock und ſah dem Tanzen der Wellen zu und dem Schillern und Glänzen des Sandes. Er winkte mir, damit ich ihn nicht rufe und wie er näher, wie er ganz nahe bei mir war, da ſah ich ſeine Wangen dunkelroth und die großen blauen Augen ſahen

zornig drein. Seine Lippen waren weiß und zitterten und er schüttelte die langen blonden Locken.

„Sie wollen nicht," sagte er zu mir, „daß ich zu Dir gehe und mit Dir spiele, aber ich thue es doch. Mein Vater sagte mir, daß Deine Mutter eine unglückliche Frau und Du ein armes unglückliches Mädchen."

„Warum?" fiel ich ihm trotzig und herausfordernd in's Wort.

„Weil der Geliebte Deiner Mutter in Amerika gestorben ist," antwortete er und die Thränen traten ihm in die Augen.

„Meine Mutter hatte keinen Geliebten," erwiderte ich ihm und glühende Röthe stieg mir in die Wangen. „Der Mann, der in Amerika gestorben, war mein Vater!"

Da erröthete der Knabe und sah sinnend einen Augenblick in den feuchten Sand. Dann frug er mich schüchtern und mit zitternder Stimme: „So weißt Du nichts weiter?"

„Was soll ich wissen," rief ich und mit eines Kindes Ungeduld stampfte ich mit den kleinen Füßen in den Sand und fing nun selber an zu weinen.

„Daß ich Dich liebe, Margaretha, und daß ich Dir gut bin," rief der Knabe und legte die Hand auf's Herz und schlang den Arm um meinen Nacken.

Ich duldete es, denn ich war dem Knaben gut, weil er mich nie gekränkt mit den bösen Fragen. „Ich geh nach Hause," sagte ich ihm dann, „denn ich mag nicht mehr spielen und mag nicht hier allein mit Dir sein."

„Aber Du kommst wieder, Margaretha," rief er mir nach, als ich schon weit von ihm.

Ich antwortete nicht und ich bin nicht wieder gekommen. Ich ging nach Hause durch die stillen Gassen, und wie ich ging, dachte ich nach über das, was mir der Knabe gesagt, und konnte doch in Allem nichts Schlimmes finden. Und wie ich so dachte und nichts fand und nur die bösen Leute im Geiste mir folgen sah, die alle nach meinem Vater riefen, da fing ich an zu weinen und lief wie ich nur konnte: um schnell in's Haus zu kommen. Ich zählte damals 13 Jahre. Der Knabe auch. Ich dachte oft an ihn und seine treuen, blauen Augen. Jetzt sah ich ihn immer vor mir und hörte seine Worte. Ich sah ihn erröthen und frug ihn so vor mich hinredend, warum er erröthe. Ich weiß nicht, wie mir wurde, als ich die Schwelle des Hauses überschritt. Mir war so weh um's Herz, daß ich weinen wollte und doch so trotzig in der Brust, daß ich die Hände zu Fäusten ballte und den Leuten drohte, die ich nicht sah und die nicht da waren. Ich trat in's Zimmer und sah die Mutter am Fenster sitzen bei ihrer Arbeit. Sie mochte wol geweint haben, denn ihre Augen waren so roth. Ich ging zu ihr und im Gehen wiederholte ich so vor mich hin die Worte des Knaben und die Mutter hörte sie.

„Was ist Dir, Kind?" frug sie mich und strich mir die schwarzen

Locken aus der Stirn und sah mich mit ihren traurigen Augen an. Da zögerte ich keinen Augenblick mehr, sondern frug sie knieend nach meinem Vater.

Sie seufzte auf. „Heute ist sein Sterbetag. Ich will Dir Alles sagen."

Dann erzählte sie mir die Geschichte ihrer Jugend, ihrer Liebe, ihres Unglücks — ihres Glücks. Und als ich Alles gehört, da frug ich sie:

„Und ist es denn Sünde, daß Du den Mann geliebt?"

„Nein," antwortete die Mutter.

„Oder ist es Sünde, daß Du mich liebst?"

„O nein, mein geliebtes Kind," rief sie aus und herzte und küßte mich.

„So soll ich wol Dich nicht lieben, da mich die Leute schelten?"

Sie schüttelte schweigend das Haupt.

„O warum sind die Menschen so bös gegen mich! Soll ich denn nicht leben?"

„Das ist es, das nennen sie Dein Verbrechen und meine Schande!" und weinend bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen.

„O meine Mutter!" rief ich aus und stürzte ihr um den Hals und drückte sie an meine Brust und weinte an ihrem Hals. Ich fing an zu begreifen, nein, ich habe in dem Augenblick Alles begriffen und wie ich in Schmerz und Scham und Verzweiflung zur Welt gebracht wurde, so ward ich auch in Schmerz, Scham und Verzweiflung zur Jungfrau gereift. Ich habe Tag und Nacht darum geweint und Nacht und Tag, ich ging nicht mehr aus, ich lebte mit meiner Mutter und meinem Sinnen und hab' doch nie erkennen können, was mein Verbrechen war!

Zwei Jahre waren so vergangen. Den Knaben, der mein ganzes Denken aufgeregt, seit jenem Tag am Meeresstrande habe ich ihn nicht wiedergesehen. Und nur selten wie im Traum hörte ich seine Frage: „Daß ich Dich liebe, Margaretha, daß ich Dir gut bin, weißt Du das?" und wenn ich an die Frage dachte, da fühlte ich meine Wangen erröthen und mein Herz lauter schlagen.

So stand ich einmal in unserem kleinen Gärtchen. Da eilt ein hochaufgeschossener, blonder, schmucker Jüngling auf mich zu.

„Ich komme Abschied nehmen, Margaretha," sprach er mit seiner klaren, weichen Stimme. „Sie kennen mich ja noch, wenn wir uns auch lange nicht gesehen."

„André!" rief ich aus und reichte ihm die Hand und drückte sie und frug ihn, warum er Abschied nehme. Ich hatte, als ich den Engel meiner Kindheit wiedersah, ganz vergessen, daß ich keinem Menschen offen in's Auge sehen, keinem treu wie ein Anderer die Hand drücken darf. Und so hielt er meine Hand und sah mir in die Augen und führte mich im Gärtchen hin und her und sagte mir, daß er die Rechtsschule in Orleans besuchen werde, morgen schon abreise und wol durch Jahre nicht zurückkehren werde.

„Doch wenn ich wiederkomme, Margaretha, werden Sie sich meiner erinnern?"

„Ich werde es, André," antwortete ich und schlug die Augen nieder vor seinem forschenden Blick und erröthete und zitterte. Er neigte sich auf meine Hand, küßte sie und ging.

Er ging und bald folgte Brief auf Brief von seiner lieben, treuen Hand. Und so, als ob er den stillen, an meinem Herzen nagenden Gram aus den Antworten, die ich seinen Briefen gab, errathe, so schrieb er immer stolzere Worte von des Menschen Würde, die allein den Menschen adle, von Tugend und Keuschheit, von der reinen Seele und vom ungetrübten Geiste, sie, welche allein den Menschen über alles Uebel erheben, das die Welt nun so mit sich bringt und der Götze, den die Menschen Gesellschaft nennen und den sie anbeten. Er schrieb mir in seinen Briefen die Geschichte der Befreiungskriege Amerikas, wie er sie nun erst mit aller Hingebung lese und verstehe, und sagte mir oft, daß ich stolz sein könne, den meinen Vater zu nennen, der einer der Ersten mit den eingebornen Bürgern der Republik das Schwert für die Freiheit gezogen. O wie mich das erhob, wie mich das stolz allmählich und ruhig machte — ich kann es Euch nicht sagen!

Jahre zogen darüber hin. Die schöne Margaretha nannten mich die Leute, die mich nun einmal nicht vergessen wollten! Ich trat in die Welt. Die Briefe André's waren bisher meine Welt. Da hörte ich, was er that und lernte, da hörte ich, was die Welt bewegt und daß der Sturm durch Frankreich endlich brause und zu den Waffen das Volk rufe für Recht, Freiheit und Gleichheit! O wie jubelte ich den Helden entgegen, die er mir alle in seinen Briefen nannte und von denen er mir schrieb, was sie im Ballhaus zu Versailles, was sie in Paris gesprochen und gethan.

Ich segnete den König, die Königin, die Frieden mit dem ganzen Volke schließen wollten und nicht mehr die Herren über Sclaven, nein, die Segner und Leiter eines freien Volkes sein wollten. Und noch jubelte mein Herz, als Andrés Briefe schon ernster und kühler der großen Bewegung in Frankreich folgten, als er zu fürchten begann um die Früchte der ersten Kämpfe. Da, nicht seine Briefe haben es mir erzählt, da sagte man mir, daß König Ludwig aus Paris entflohen, um den Gewaltthaten des rohen Pöbels zu entgehen, daß man auf der Flucht ihn eingeholt, daß man zu Paris ihn gefangen halte. Finstere Gesichter sah ich vom Lande her zur Stadt strömen, Waffen sah ich an die Bauern vertheilen und hörte den Ruf erschallen, gegen die Revolution sich zu bewaffnen für Gott und den König. Ich hörte es und schrieb mit hastiger Feder einige Zeilen an André. Er antwortete traurig, fast verzweifelt. „Wer jetzt kann," so schloß der Brief, „der flüchte sich in den Frieden und das Geheimniß eines liebenden Herzens und weine dort seinen Schmerz

aus, daß ein Werk, das so groß, so heilig begonnen, so entarten mußte. Mirabeau ist todt! Die Andern werden auf dem Richtplatze sterben!"

Ich verstand nicht recht, was er sagte, aber ich war beglückt, daß er meiner dachte! Ach! ich mußte ja an sein Herz, an seine Liebe mich anklammern, denn ich hatte verloren, was allein mich noch neben ihm geliebt. —

## III.

Meine Mutter war schon durch Jahre leidend. In den Tagen, von denen ich Euch eben erzählt, mußte sie schon das Bett hüten und aß und trank nicht. Ich trat am Morgen, als ich Andrés letzten Brief wieder und wieder gelesen, in ihr Stübchen, sie zu grüßen, zu küssen. Da lag sie in ihrem Bett und war todt! — Ich kniete vor ihr nieder und betete. Dann küßte ich die bleichen Lippen und legte den schönen kalten Leib zurecht, verhüllte das theure Antlitz und ging zur Kirche.

Ich sprach mit dem Priester, ich kaufte den Sarg, ich bettete die Leiche hinein mit meinen eigenen Händen. Ich folgte dem Sarg als Leidtragende allein, nur weit hinter mir ging noch eine Schaar Gleichgültiger. Ich weinte allein und fühlte schmerzlich, daß ich nun auch allein weiter leben müsse und wie schwer das werden wird. Da, als ich zurückkehrte und nur an die geliebte Todte dachte, da höre ich hinter mir lautes Reden, so laut, daß ich es hören mußte.

„Es war ein schönes Weib, die Louison Bressant," meinte der Eine.

„Schade," sagte der Andere, „daß sie sich so weggeworfen und ihren Ruf nicht geschont."

„Was wird jetzt wol aus der schönen Margaretha werden?" frug so keck der Erste, daß es mir in die Seele schnitt.

„Bah," meinte der Gefragte, „sie wird jetzt schon zu leben verstehen."

Und so sprachen sie noch mehr vom Apfel, der nicht weit vom Stamm fällt, und wie die Tochter wol der leichtsinnigen Mutter nachgerathen wird und so noch Manches und sprachen es so recht laut hinter mir her, daß ich es hören mußte. Ich wollte schon stehen bleiben, wollte mich umdrehen, mich auf sie stürzen und die frechen Buben an der Kehle packen und würgen, daß sie an ihrer Lüge ersticken, aber ich war wie festgebannt. Beschimpft ehe die Seele eine Sünde gedacht, verflucht zur Sünde schon, ehe das Herz wußte, was Sünde ist, verlästert und gerichtet, ehe ich gesündigt, so schrie mein Herz mir in die Ohren und pochte, daß der Athem mir stockte und daß ich an den Mauern der Häuser mich festhalten mußte, um nicht zu stürzen. So kam ich endlich an mein Haus. Da drinnen ist Friede und Versöhnung! So dachte ich und trat ein. Doch wie ich mich da umsah, und nichts Liebes mich grüßte, keine Hand sich mir entgegen streckte, die verwandt meinem Herzen und vertraut mich trösten und lieben könnte, da schrie ich auf und stürzte auf meine Kniee

nieder und rutschte zum Kreuz, das der Großvater geschnitzt und in der Ecke der Stube aufgehängt hatte. Ich flehte zu ihm dem Erlöser um Schutz und Barmherzigkeit, ich frug ihn, was ich denn verbrochen, daß ich so viel von den Menschen gequält werde, und ich weinte, daß er mich behüten möge vor Verzweiflung. Es war ein Fluch, daß ich geboren wurde, aber mich kann er nicht treffen. Verflucht kann die Mutter sein in ihrer Sünde, nicht ich.

Doch dies Wort war kaum gesprochen, so starrte das Auge in die Luft, es zitterten die Lippen, und wie ich aufblickte zu ihm am Kreuze und er mich ansah, so ernst und finster, als blicke der Fluch aus seinen Augen, den der Vater einst gesprochen für seine Tochter und den sein Enkelkind erbte, da brach ich zusammen, und erst in heißen Thränen löste aller Schmerz, alle Verzweiflung sich auf. Wie lange ich so auf den Knieen lag, ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich erwachte aus meiner Betäubung, als ich laute, hastige Schritte hörte. Es öffnet sich die Thür. Ein Mann erscheint und breitet die Arme aus und ruft: „Margaretha!" „André!" schrie ich auf und sank ohnmächtig in seine Arme. Er war zurückgekehrt aus Orleans, ein fertiger, tüchtiger Mann. Hier in seiner Vaterstadt wollte er seine Laufbahn beginnen, hier an der Seite seines Weibes. Ich, ja, ich sollte sein Weib werden, so sprach er und bat und beschwor mein zögerndes Herz. Ach, es hat ihn geliebt von den Tagen der Kindheit an, es liebte ihn wie nichts anderes auf der Welt! Da, war es denn ein Wunder, da, in einem Augenblick des Glücks, da vergaß ich, daß ein ganzes Leben voll Schmach mich umkreist und gab ihm Herz und Hand. So eilt er zu seinem Vater.

Es müssen schmerzliche Stunden gewesen sein, die André jetzt durchlebt, denn als ich ihn nach Tagen wiedersah, da war er bleich und seine Augen eingesunken und matt. Ich sah ihn, wie er in einen Wagen stieg. Er erkannte auch mich, und wie er mich von fern grüßte, preßte er die Hand auf's Herz, als wollte er ihm Schweigen gebieten. Dann jagte der Wagen mit ihm fort. Ich wußte nicht, was das bedeutet. Sinnend schritt ich am Hause seines Vaters vorbei, sinnend trat ich bei mir ein. Da schreckte mich ein leises Husten auf. Ich erkenne den alten Diener Andrés. Er gab mir ein Schreiben, und wie er mich ansah, traten ihm die Thränen in die Augen. „Ach, Fräulein," sagte er mit zitternder Stimme, „glauben Sie mir, er hat viel darum geweint!"

Ich sah ihn groß an, als er das sagte und sah lange auf das Schreiben und hatte es noch nicht geöffnet, als der Diener schon lange die Thüre wieder geschlossen und sich entfernt hatte. Ich dachte, ich weiß nicht was, und sah, ich wußte nicht wohin. Da öffnete ich das Schreiben und las es. Nun, Ihr Herren, was konnte ich lesen!

André hatte dem Vater seine Liebe bekannt. Der Vater hatte ihm das Herz zerrissen, denn er befahl ihm, diese Liebe zu vergessen. Seinen

Fluch würde er ihm geben, nie aber seinen Segen zu der Ehe mit einem unehelichen Kinde. Tagelang rangen sie mit einander, bis der Sohn dem Vater unterlag. André reiste auf des Vaters Befehl nach Paris, dort sollte er die Ereignisse der Revolution mit offenen Augen verfolgen, Zerstreuung suchen und die Braut, die sein Vater ihm bestimmt. Das schrieb mir André, und ich sah die Thränen, die den Brief benetzt hatten. Und was ich las, ließ mir durch den Sohn der Vater sagen. Es war ein ernster, fester Mann, ein Mann von unantastbarer Ehre, der nie geduldet, daß man Unrecht thue, nicht ihm, nicht Andern, der mich und die Mutter oft vertreten, wenn man uns schmähte, der dem Sohn die Mutter als eine arme unglückliche Frau geschildert, aber die Tochter der Frau, das vaterlose Kind, dem Sohne zu geben, das vermochte er nicht, seine Ehre sträubte sich dagegen.

Als Bonaparte Consul, als Napoleon Kaiser ward, wußte er die tüchtigen Rechtsgelehrten vor Allem zu ehren. Er fand auch ihn, an dem mein schmerzlich Sinnen wie festgekettet war. Er zeichnete ihn aus, er machte ihn zum Ritter der Ehrenlegion und in den letzten Jahren seiner Regierung, die Bretagne fester an sich zu ketten, sandte er ihn hierher in seine Vaterstadt zurück und machte ihn zum Präsidenten Eures Gerichts. Er ist es noch heute. O André, senken Sie nicht Ihr Haupt! Was ich sage, muß ich sagen, denn sie Alle würden ja nicht begreifen, wie ich zur Verbrecherin, zur Mörderin werden konnte. Sie aber André, Sie werden wol Alles verstehen, denn Sie wissen, wie man mein Herz zerrissen und wie man Margaretha gequält.

O daß ich schweigen könnte über Alles, was geschehen und was im ewigen Geschehen mich zum Verbrechen trieb! O daß ich sagen könnte, wie der Dieb, den man auf der That ertappt, ich habe gestohlen, weil mich hungerte; daß ich wie der Mörder sagen könnte, von dessen Händen noch das Blut zum Himmel dampft, ich habe gemordet, weil es mich nach Blut gelüstet! Aber nein! ich that es nicht darum, denn als ich's that, da weinte ich heiße Thränen und hielt mein Herz fest, daß es nicht zerspringe.

Seit jenem Tag, an dem das bittere Abschiedswort einer getreuen Liebe mir das Herz zerriß, versank ich immer mehr in tiefes Brüten. Ich ging meiner Arbeit nach, und nur wenn diese mich zwang oder wenn die Glocken mich zur Kirche riefen, ging ich aus. So lebte ich die Tage hin, die Wochen, die Monde und die Jahre! Da lauschte ich denn oft hinaus in die schwarze Nacht und hörte dem Brausen und Rauschen der Wellen zu, wie sie die Fluth an das Ufer warf. Wie war mir bange oft, wie sehnte ich mich hinaus an den stillen Ort, wo die Mutter ruhte und die Großeltern. Gar wehmüthig war mir da um's Herz, und immer wieder lösten mitleidsvolle Thränen die bangen Sorgen langsam wieder auf. So war ich 22 und 23 Jahre alt geworden, ja 26 und 27 Jahre

alt und hatte nichts gelebt als Schmerz und Kummer. Ich hatte wol auch geliebt, doch das lag ja so fern, so unendlich fern, daß ich es nicht glauben wollte.

Da, es war in den Maitagen, der Himmel hing so blau und klar über dem Fenster und so frühlingsmunter war es rings um St. Malo, da lockte es mich wieder einmal hinaus an's Meer. Die Wogen wollte ich wieder einmal rauschen hören und auf und niederströmen sehen, die Schiffe, wie sie sich mit ihren weißen Segeln schaukeln auf der anströmenden Fluth. So schlang ich ein Tuch um den Nacken und trat hinaus und stieg die lange schmale Straße hinab zum Meer. O wie erquickte mich der Geruch der salzigen Luft, wie trugen die spielenden Winde von Quiberon herüber der Frühlingsblumen ersten Duft. Ich sog die Luft ein und lebte im Wohlgefühl. Schon neigte die Dämmerung sich hernieder und ganz verloren schritt ich meiner Wohnung zu. Da höre ich plötzlich ganz dicht hinter mir die Frage:

„Wer ist das schöne Weib?"

„Ich will sie Euch zeigen, Vetter," antwortete eine kecke Stimme.

Und zwei Männer traten schnell hervor und vor mich hin. Der eine griff mir an's Kinn und hob mir den Kopf in die Höhe, ehe ich's versah und lachte mir in's Gesicht.

„Ein Kind der Liebe und ein Kind für die Liebe, die schöne Margaretha!"

Der helle Zorn stieg mir in die Wangen. Ich hob wie von Sinnen die Hand und schlug ihm den Arm nieder, daß er laut aufschrie, und sah ihn mit so wilden Blicken an, daß er an die Wand taumelte. Dann eilt' ich fort und hörte hinter mir nur noch das Schelten einer ernsten, erregten Stimme, die den Buben, der mir das gethan, zu Recht wies. Sie verhallte in meinen Ohren, es verhallte das Rauschen der Wellen, das Brausen des Sturmes, der von Süden her sich erhob und durch die Lüfte pfiff. Ich hörte nur das kecke Wort des Unverschämten und sank in den Stuhl, als ich nach Hause kam und hörte es immer noch, den Abend lang, die Nacht hindurch und hörte es noch am Morgen, als ich zum Gebete niederkniete. Der Regen schlug an die Fenster, der Wind tobte um sie herum und an der Thüre vorbei, daß sie knarrte und ich ging unruhig und unstät im Zimmer lange hin und her. Ich glaube, die Mittagglocken läuteten schon und ich ging noch immer so auf und ab und seufzte und rang die Hände. Da öffnet sich die Thüre und ein hochgewachsener Mann tritt herein. Das blasse, nicht mehr jugendliche Gesicht bartlos, das Haar, wie es die Revolution zur Mode gemacht, gescheitelt und zurückgestrichen. Eine hohe leicht gefaltete Stirn, unter der dunkle, sanft blickende Augen hervorsahen, eine feingeschnittene Nase, ein festgeschlossener Mund — so war das Gesicht des Mannes, den ich vor mir sah. Und wie er da stand so ernst und fast bittend mich ansah,

da erkannte ich ihn. Es war einer von den Beiden, die mich gestern so beschimpft, es war aber derjenige, der mich vertheidigt, dessen Stimme so ernst, so erregt gesprochen, als ich schon fortgeeilt. Ich taumelte zurück und mußte mich an einen Stuhl halten, um nicht zu stürzen. Ich starrte ihn an und meine Lippen zitterten. Er sah das Alles und blieb einen Augenblick ruhig vor mir stehen, mich voll Mitleid betrachtend. Dann trat er näher und sprach. Er sprach mit so voller, warmer Stimme, er sprach so vertrauenerweckend, daß ich zuerst hörte und staunte, dann hörte und ihn verstand und endlich ihn hörte und ruhig seinen Worten lauschte.

„Mein Fräulein," sagte er, und ich höre die Worte noch, denn es waren die ersten Worte des Trostes aus fremdem Mund. „Mein Fräulein, der Bube, der Sie gestern beschimpft, ist bestraft wie er es verdient. Er wird wol nie mehr vor Ihren Augen erscheinen. Vergessen Sie die böse That, ohne sie zu verzeihen; doch vergessen Sie sie um meinetwillen, der leider durch seine Frage sie heraufbeschwor. Doch sie drängte sich mir auf die Lippen, denn nie sah ich so edle, so gebietende Schönheit in so einfachem Gewande. Als ich mit dem Burschen vortrat, leider ist es mein nächster Verwandter, und ich schlenderte mit ihm durch die Straßen St. Malos, wo ich lange nicht gewesen, als ich vortrat und Ihre Augen und den zornburchglühten Blick sah, da wußt' ich, wie frech der Bube gelogen und wie rein Ihr Herz! Gönnen Sie mir eine Stunde, Ihnen zu sagen, wer ich bin, wie alt ich geworden und wie viel Schmerz und Freude, Glück und Unglück ich erlebt."

Ich deutete auf einen Stuhl und setzte mich fern von ihm an's Fenster; kein Wort kam über meine Lippen. Ich hörte nur, was er sprach, so überrascht und doch so hingezogen zu ihm und seinem edlen Wesen, war ich in der Stunde, in der ich ihn so bestimmt und sicher betrachten konnte.

„Ich bin Kaufmann zu Rennes, mein Fräulein," hub er an, „und die Leute sagen daß ich ein reicher Mann! Daß ich ein glücklicher Mann, sagen sie nicht. Frühzeitig heirathete ich ein Mädchen, das nichts als Schönheit und Tugend besaß. Das gab schwere Stunden, als ich das Vorurtheil und die Interessen des reichen Vaters besiegen mußte. Und dennoch siegte ich. Doch ach! mein Glück war nur von kurzer Dauer! Der Tod entriß den zärtlichsten Armen die holde zarte Gestalt meines Weibes und trübe und traurig gingen meine einsamen Tage hin! Ich habe kämpfen und tragen gelernt. Ich weiß, daß Muth gehört zum Leben! Und darum bewunderte ich Sie, als ich Ihr Unglück erzählen hörte und wie die Menschen Sie mit ihren Vorurtheilen quälen!"

So sprach er und noch mehr, küßte mir die Hand und ging. Er war schon fort, ehe ich ihm danken konnte für das, was er gesagt und was er mit seinen Worten mir gegeben: Vertrauen, Ehre und Achtung. Das erste Mal im Leben war mir, deren Seele ohne jeden Flecken,

deren Ehre tadellos, zum ersten Mal war mir im Leben ein Mensch entgegengetreten, der mir Alles gab, was ich durch das ganze Leben mir ersehnt. Doch, Ihr Herren, ich darf Euch nicht mein Glück schildern, denn das Glück erzeugt kein Verbrechen! Mein Unglück muß ich Euch erzählen und den Gram, der mich zur Verzweiflung trieb. Doch vorher muß ich Euch sagen, daß der edle Mann nun öfter nach St. Malo kam, daß er jedesmal bei mir vorsprach, daß er endlich meine Hand erbeten. Ich gab sie ihm. Nicht Liebe, wie ich sie einst gefühlt, führte mich ihm zu. Dankbarkeit und treue Hingebung für den Mann war es, der mich mir selbst und allem Guten und Schönen, das in mir lag, wiedergegeben. Verehrung war es für den Mann, der es wagte, seinen Namen einem armen verachteten Mädchen zu geben, das seinen Namen nicht nennen durfte ohne zu erröthen, denn es war der Name seiner Mutter, nicht seines Vaters. Als ich mich entschlossen so reiche Gabe anzunehmen, da athmete ich zum ersten Mal in meinem Leben frei auf, so sorgenlos und frei, denn nun durfte ich glauben, daß Alles, Alles vergessen sein würde, was mir so viel Gram gebracht. Doch — es sollte nicht vergessen sein! nicht vergessen, was ich so gern ausgelöscht sehen wollte in der Menschen Gedächtniß, damit ich gut sein konnte, wie ich war und die Menschen lieben könne! Hört nur, Ihr Herren! Ich ging zur Kirche. Es war Sonntag nach dem Osterfest und mein Herz jubelte, denn heute nach der Predigt sollten wir unter den Brautpaaren der Stadt aufgeboten werden. Und als ich in die Kirche kam, da hörte ich gerade noch ein wenig von der Predigt, die über die Nächstenliebe gehandelt. Dann wurden die Brautpaare verkündet. Ich war die letzte und man hatte den Namen meines Bräutigams genannt und den Namen seines Vaters und seiner Mutter und dann nannte der Priester mich und meiner Mutter Namen und da verließ er die Kanzel! Und ich hörte, wie die Leute sagten: Da ist sie die schöne Margaretha, der schönen Louison Tochter! Macht die ein Glück! Ein uneheliches Kind und so ein achtbarer anständiger Mann!

O sie sind bös die Menschen, Ihr Herren, und schwer ist's sie zu lieben! So dachte ich als ich zum Altar schritt und drückte die Hand auf's Herz und kniete nieder und betete und dachte der bösen Menschen nicht mehr! Es wird ja bald Alles vorüber sein. Ein anderer Name wird den meinen vergessen machen und die Frau eines geachteten Mannes wird die Tochter einer geschmähten Mutter begraben. Und so war es wirklich in den nächsten Tagen schon. Margaretha Bressant wurde nur selten genannt, Margaretha Riccard, die schöne Frau des reichen Kaufherrn aus Rennes, wurde besprochen, beglückwünscht, vielleicht auch beneidet. Und das Alles geschah noch, eh' ich verheirathet war! Beglückt schritt ich mit dem verehrten Mann zur Kirche, den Bund einsegnen zu lassen. Wir sind ja in der Bretagne strenge Christen geblieben und nicht die Herren vom Convent und nicht die Göttin der Vernunft konnt' uns die

Kirche sperren und uns den alten Gott entreißen. Wir hielten in der Bretagne auch lange an der kirchlichen Trauung fest mit allen ihren Formalitäten. So thaten auch wir und ließen uns in die Pfarrbücher eintragen und uns von der Kirche den Trauschein geben. Es machte einige Schwierigkeiten, da ein fremder theilnahmsloser Priester uns traute, der gerufen worden, weil unser Pfarrer schwer erkrankt. So steh' ich denn im Kreis der wenigen Freunde und Zeugen, die mein Mann von Rennes herüber eingeladen hatte. Es waren Kaufleute, weitblickende, nur auf das Große bedachte Geschäftsmänner. Sie hatten mich erst als die Braut des Freundes kennen gelernt und wußten sonst nichts von mir. Meine Hand auf den Arm meines Mannes gelegt, stehe ich mit ihm und den Anderen nach der Trauung am Tisch des Priesters und sehe ihm auf die Feder und das Papier, wie er den Trauschein niederschreibt. Da frägt er meinen Mann nach Namen, Eltern, Stand. Er sagte es ihm und wie der Priester dann es niederschreibt und sich so halblaut selbst in die Feder dictirt „ehelicher Abkunft" da sagt der Kirchendiener, um dem Priester die Fragen zu ersparen: „Die Braut heißt Margaretha Bressant, Tochter der Louise Bressant, unehelicher Abkunft." Unehelich? hör' ich einen Zeugen hinter mir fragen. Die Kniee zitterten und meine Hand im Arm des Freundes. Der ergriff die Hand und drückte sie an sein Herz und zog mich so ganz leise nahe an sich. O das that mir wohl! Es stärkte mich, gab mir Trost und Vertrauen, doch des Tages heilige Freude war mir getrübt.

Ich zog nach Rennes hinüber. Die Trauungszeugen brachten mit, was sie in St. Malo gehört und wo ich fremd ein neues Leben zu genießen hoffte, da sah ich bald die alten bösen Schatten wieder auftauchen, die alle Liebe meines Gatten nicht zu bannen vermochte und die mir in reichem schönem Glück oft bittere Thränen erpreßten. Nur ein Gedanke konnte mich ganz beseligen und oft sprach ich ihn leise in meinem Zimmer vor dem Bild des Erlösers aus:

„Segne meinen Leib, du Gütiger und gib mir ein Kind, daß es den Namen eines ehrlichen braven Mannes trage! Es wird durch meine Liebe glücklich werden, wie ich durch der Mutter Liebe glücklich war, und nicht durch der Mutter Namen elend werden, wie ich elend war!"

So betete ich und betete oft und lang, bis ich an meiner Hoffnung, meinem Glauben fast verzweifelte! Doch endlich nach drei langen Jahren erhörte der Himmel mein Gebet und ich hielt bald ein Töchterchen in meinen Armen und dankte Gott für seine Gnade!

## IV.

— — — — — Meinen Mann habt Ihr nicht gekannt, Ihr Herren, nur einer war ihm Freund geworden von Euch, der Präsident des Gerichts, das mich richten soll. Mein Mann war gütig und sanft, er hat mein ge-

trübtes Herz dem stillen Frieden erschlossen, mit sorgender Hand alles Böse, alles Fremde fern von mir gehalten, damit ich an seiner Brust genese! Er hat mich nicht zu Dem gebracht, nicht hingedrängt zu Dem, was ich gethan! — In der Freude meines Herzens über die Geburt des Kindes bat ich ihn, die Taufe hinauszuschieben, bis ich genesen und ihr selbst im Kreis der Freunde beiwohnen könne. Es geschah so und herrlich hatte ich das für die heilige Handlung bestimmte Zimmer mit Blumen geschmückt, den Boden mit Teppichen bedeckt, und ganz in den Blumen verborgen zierten den Tisch, der als Altar dienen sollte, die Lichter. Es war so feierlich in dem Zimmer und doch so traulich, daß ich bis zur Stunde, da der Priester erscheinen sollte, mich nicht daraus entfernte. Ich dachte an mein Glück und wie im Sinnen vergangene Zeit an meinem Geist vorüberzog, da war es, als ob fremde Gestalten mir erschienen und unbekannte Gesichter. So glücklich fühlte ich mich, daß mir alles Unglück, das ich erlebt, fremd geworden. Ich sollte bald wieder damit vertraut werden. Es kamen die Freunde, auch der Freund meiner Jugend kam für den Tag aus St. Malo. Dann kam der Priester. Der Meßner folgte ihm und trug die dicken Bücher, in die er den Täufling eintragen wollte. Auch daran hatte ich gedacht und in der Fensternische ein Tischchen hingestellt mit Tinte und Feder. Die heilige Handlung ging zu Ende, der Priester setzte sich an das Tischchen und schrieb. Unser Trauschein lag daneben. Er sah ihn und schrieb. Er schrieb den Namen meiner kleinen Louise und den Tag ihrer Geburt, dann sah er in den Schein und schrieb den Namen meines Mannes ein und seiner Eltern. Die bürgerliche Ordnung, der Friede der Gesellschaft erheischt ja all die Formalitäten und fordert die Genauigkeit. Und wieder sah er in den Schein, legte die Feder nieder und winkte meinem Mann. Ich sah und merkte, daß den Priester etwas sehr erstaune. Mein Mann aber beugte sich plötzlich tief über ihn, schob ihm das Buch hin und den Schein. Doch ich hatte gesehen, was sie gethan, gehört, was sie gesprochen. Margaretha Bressant, hörte ich den Priester fragen, und unehelich? setzte er gezogen und in neugierigem Staunen hinzu. Ich hatte es gehört und legte das Kind in die Arme seiner Wärterin und ging hinaus. Weinen mußte ich, weinen in der Stunde, die mir so herrlich, so erhaben schien! Doch ich mußte meine Thränen trocknen, den Gästen gehören und durfte nicht zeigen, was mich im Innersten schmerzte und quälte.

Ich segnete die Stunde, in der die Gäste Abschied nahmen. Ich eilte in das Zimmer, in dem mein Kind schlief, setzte mich an sein Bettchen und sang ihm leise fromme Lieder vor. Ich hatte lange so vor mich hingeträumt, als mich die lauter werdenden Stimmen über mir aus meinem Sinnen weckten. Es war mein Mann mit André, die in der geräumigen Gaststube, die Letzterer bei uns bewohnte, auf- und abgegangen waren. Die Fenster waren offen und ich hörte und verstand jedes Wort, das sie sprachen.

„Nie hätte ich geglaubt, werther Freund," sagte mein Mann zu dem Gast, „nie hätte ich geglaubt, daß die Sünde der Mutter sich so fest an die Ferse der Tochter heften würde."

„Sie hat viel darum gelitten," erwiderte der Freund. „Ich habe Margaretha geliebt und ich habe, das fühle ich oft, die stille Dulderin, das schmerzerfüllte Herz mehr in ihr geliebt, als das schöne Weib!"

„O ich glaube es Ihnen!" sagte darauf mein Mann. „Habe ich selbst Margaretha in einem Augenblick lieben gelernt, in dem die gröbste Frechheit sie beleidigt. Mitleid und ihre Schönheit brachen mein Herz. Und ich liebe sie heute noch so wahr und treu und innig, aber ich fange an zu fürchten, seit sie mir das Kind geschenkt. Sehen Sie, mein Freund, in den heiligsten Augenblicken des Lebens drängt sich die Sünde der Mutter an sie heran. Und der Himmel weiß, ob es eine Sünde war!"

„Ich habe das oft gedacht! Als Jüngling sagte ich mir das schon und als Mann habe ich es mir wiederholt! Aber wir stehen da vor einem eisernen Gesetz der gesellschaftlichen Ordnung des Staates, und wenn wir nicht Alles zertrümmern wollen, müssen wir auch das Harte, Gewaltthätige, ja fast Ungerechte dieses Gesetzes achten und festhalten!"

„Ja, ja und dreimal ja, Freund," rief da mein Mann mit bewegter Stimme. „Aber wo ist das Ende des Fluches, den eine That bringt und vererbt?"

„Dort mein Freund," sagte ernst und sanft André, „dort mein Freund, wo unsere Liebe anfängt, die stärker ist als aller Gram!"

Ich hörte nichts mehr. Ich war, während ich lauschte, vom Stuhl herabgesunken in die Kniee und hatte die Hände ausgestreckt über das Bettchen des Kindes. Ich drückte meinen Kopf in die Kissen, als ob ihn Centnerlast bedrücke und weinte heiße, bittre Thränen. Auch er, stöhnte ich, auch er, den ich verehre und liebe und der mich so warm und treu liebt, auch er verfolgt von dem Fluch meines Lebens und wankend in seinen Sinnen und prüfend, ob es Weisheit war, als er um mich geworben und mich zum Weibe nahm! O Du elendes Leben, kannst Du denn nicht den Leib verlassen und Friede denen geben, die Du liebst! Was klammerst Du Dich denn an das Herz, das sich nach keinem Glück mehr sehnt und keines mehr erwartet! Da berührte das leise Wimmern meines Kindes mein Ohr! Es streckte seine Händchen flehend aus als sollte ich ihm helfen. O Du mein Kind, Du mein liebes Kind, Du rufst mir, damit ich Dir helfe, Du brauchst die Mutter. Alle Andern haben Dich verlassen, die doch auch sagen, daß sie Dich lieben. Nur die Mutter ist da, sie schläft nicht, sie träumt nicht, sie ist bei Dir, sie will Dir helfen, Du herziges Kind. Ja, bei Dir will ich bleiben, bis Du groß und schön und klug und weise bist. Dann wenn Du mich nicht mehr brauchst, dann will ich sterben und selbst wenn ich mit Thränen von Dir scheide, gerne sterben. So redete ich mit dem Kind und gab ihm

die Bruſt zur Nahrung, ſah es an und ſchwur mir zu, nicht mehr zu wanken, nicht mehr zu weinen und nicht mehr zu klagen. Und mit dem Kind im Arme ſchlief ich ein. Ich habe den Schwur gehalten lange, lange gehalten, bis ein Bube, ein wahnſinniger Schurke ihn mich brechen ließ. Nur noch kurz, Ihr Herren, hört, daß ich noch 6 Jahre des Glückes genoß an der Seite meines Mannes. Da ſtarb er. Er hinterließ mir und dem Kinde ſein ganzes, großes Vermögen. Ich zog nach einem Jahr von Rennes herüber nach St. Malo. Ich brauche nicht zu ſagen, wer mich darum bat und wem zu Liebe es allein geſchah. Den ſicherſten Freund, den nur der Tod von mir reißen konnte, hatte ich begraben, den älteſten, den treueſten Freund, den Freund der Jugend und des Alters hatt' ich hier in St. Malo.

Und ſo lebte ich denn, von ſeinem Rath in der Verwaltung des Vermögens unterſtützt, von ſeiner Hingebung in Freud und Leid geſtärkt und getröſtet, hier wieder, wo ich das Licht der Welt erblickt, wo ich geliebt und gehaßt, geehrt und verleumdet worden und ſah von Allem nichts mehr und hörte von Allem nichts, denn wer ich einſt geweſen, war vergeſſen. Man kannte mich kaum mehr!

## V.

Mein Mädchen wuchs heran, Ihr Alle habt ſie ja gekannt, ihr habt das Kind geſehen und habt die Jungfrau mit frohem Gruße oft gegrüßt. Ihr wißt auch Alle recht gut, wie vor drei Jahren, von einem heftigen Herbſtſturm verfolgt, ein Kriegsſchiff in unſern Hafen eingelaufen. Es war ein ſchönes ſchlankes Schiff, das König Ludwig hatte bauen laſſen und das man Suleika nannte, weil ſeine erſte Fahrt nach Conſtantinopel ging, für die grauſam im langen Kampfe hingemordeten und noch bedrohten Griechen Fürſprache zu erheben. Wir ſtanden damals alle dicht gedrängt am Ufer und ſahen dem Kampf des Schiffes mit dem Sturme zu. Da kam es endlich in den Hafen und warf die Anker aus. Wir ſchwenkten die Tücher und klatſchten Beifall den wackern Matroſen und ihrem Capitain. Und wie die Boote ſie ans Ufer brachten, drängte die Menge nach rechts und links und ließ unter Grüßen und Glückwünſchen die Leute mitten durch in breiter Reihe. Da kam auch ihr Capitain und grüßte und dankte. Ihr wißt, es war ein ſchöner junger Mann, ſo hoch und ſtattlich gewachſen, ſo ſtolz in ſeinem Gang und doch ſo einſchmeichelnd in ſeinem ganzen Weſen. Und wie er um ſich ſchaute im Grüßen, hält er plötzlich ſeine Schritte an und blickt mit frohen glänzenden Augen auf mein Kind. Sie ſtand ſo ganz herausgedrängt von den freundlichen Leuten, die ſie nicht drücken wollten und nicht ſtoßen. Ich war mit ihr ausgegangen an's Meer und ſtand hinter ihr.

Da tritt der Mann auf das Mädchen zu, zieht etwas aus der Bruſttaſche und ſagt zu dem Mädchen, das purpurroth daſtand und nicht aufzuſehen wagte:

„Schönes Fräulein, nehmen Sie dies zur Erinnerung an den Sturm, aus dem auch Sie uns Rettung erflehten. Wo solche Engel beten, hat der Böse keine Macht."

Dann ging er, nicht ohne sich oftmals umzusehen und zurückzugrüßen.

Nun, man nahm in jenem Augenblick wol Keinem etwas übel, so sehr war Jedermann erfreut, die Leute und das schöne Schiff gerettet zu sehen. So sahen wir denn das Geschenk an, das der Capitain dem Mädchen gegeben. Es war ein Holzsplitter des Mastbaumes, den der Sturm wie einen Strohhalm geknickt. Auf dem Splitter stand, wahrscheinlich während der Einfahrt in den Hafen geschrieben: Erster Sturm der Suleika, 10. October 1824.

Da Niemand etwas Schlimmes dabei sah, nahm das Mädchen das seltsame Geschenk mit nach Hause. Ein Erinnerungszeichen sollte es sein, und o du mein Gott, es war schon ein Zeichen der Liebe, die ein einziger Augenblick den beiden Herzen eingehaucht.

Am andern Tage schon kam der junge Mann mit einem Gruß meines verehrten Freundes. Er war ein Duplessis! Ein Duplessis aus jener Familie, die einst hier in der Provinz große Güter hatte und deren Haupt meinem Großvater so weh gethan. Ich erschrak, als ich den Namen hörte, nicht weil ich des Vergangenen dachte, nein, weil ich nicht wußte, was adelig Blut in meinem Hause suchen kann. Ich beruhigte mich wol in Etwas, als er sagte, sein Adel gelte ihm nur noch das, was er sich verdiene, er sei ein Drittgeborener, für den ohnedies sehr wenig übrig bleiben würde. Die Revolution habe die Seinen gar arg mitgenommen und kaum einen kleinsten Theil des einst so großen Vermögens haben sie gerettet. Doch wie er auch sprach, ich konnte die Unruhe nicht bemeistern. Ich fürchtete ihn und wußte nicht, waren es die flammenden Augen, die ich nicht sehen konnte, oder waren es die einschmeichelnden Worte, die ich ja nie gehört! Und doch — was sollte ich thun? Hatte doch selbst der treue Mann, der ihn uns gesandt, kein Arg! O sagen Sie es, Herr Präsident, daß selbst Sie getäuscht waren und dem Herzen glaubten, das der Mann so auf den Lippen trug. Und so kam er denn und kam immer wieder und kam, so lange als das Schiff im Hafen lag und ausgebessert wurde, und kam, als es schon unter Segel ging und kam noch oft und oft von Brest herüber. So um die Weihnachtszeit des vorigen Jahres, Ihr Herren, da fiel es mir auf, so sehr hatte ich schon an den Besuch mich gewöhnt, daß Duplessis schon einige Wochen nicht gekommen war. Und auch nach Weihnachten kam er nicht und kam im neuen Jahre nicht. Eines Tages, es kamen schon Frühlingswinde, da traten Sie, Herr Präsident, in mein Zimmer. Sie wissen es ja, wie Sie zu mir kamen und so arglos mir ein Zeitungsblatt gaben und sagten: Sehen Sie, Verehrte, da steht, was wir doch auch hätten früher wissen sollen. Duplessis hat in Paris geheirathet.

Noch war das Wort nicht ganz von seinen Lippen, so dringt ein Schrei an unsere Ohren, ein Schrei, so voll Verzweiflung und Schmerz, daß wir erbleichten, als wir uns ansahen. Ich springe auf, eile in's andere Zimmer, meiner Tochter Zimmer, und sehe sie ausgestreckt auf dem Boden, das bleiche Haupt an die Kante des Bettes gelehnt, leblos, ohne Athem — ich glaubte sie todt. Sie war es nicht, und wie sie die Augen aufschlug und mich knieen sah neben sich, da rang sie die Hände und schlang sie um meinen Hals und bekannte mir Alles, Alles, was ich nicht gewußt, nicht geahnt und was sie jetzt zu erdrücken drohte, da sie allein es tragen sollte und nicht der falsche, elende, sündhafte Mann mit ihr!

Was in meinem Hause seit jenem Tag geschah, das wußte Niemand. Niemand wußte, wie wir klagten, Niemand wußte, wie wir weinten. Niemand ahnte, was wir hofften ich und mein Kind, Niemand ahnte, wie wir fürchteten. Selbst er nicht, der Alles wußte, was ich lebte, dachte, fühlte, selbst er nicht, der stets getreue Freund. Die Zeit verrann als wär's ein einziger Tag! So gleich war unser Leben an Trauer und Schmerz, so gleich jeder Tag an schmerzlichem Hoffen und Fürchten.

Da einmal, es war im Monat Juni, wir saßen im Gärtchen hinter'm Haus, da sagte mir mein Freund, daß man wieder Nachricht habe von dem Vetter meines seligen Mannes, der so lang verschollen war.

„Ein Vetter?" frug ich, „ein Vetter meines Mannes?"

„Der," antwortete der Freund, „der Sie einst in der Straße zum Meer so beschimpft und den Sie geschlagen."

„Der, ja der," sagte ich so vor mich hin und schwieg und sann zurück in die Vergangenheit. Bald war mir Alles klar. In späteren Jahren hatte mein Mann mir die Geschichte erzählt, die ich angefangen mit zu erleben und die ich, ohne es zu ahnen, bis an's Ende mit erlebt! Wie ich die Straßen damals fortgeeilt, hatte ich harte Worte, die zwischen den Männern fielen, mir nachtönen hören. So heftig wurde der Streit, daß der freche Bursche den Stock aufhob gegen den, der mich vertheidigt und der dann mein Mann geworden. Sie waren mit einander verwandt, doch nur des Burschen Vater stand meinem Manne näher und als er starb, übertrug er meinem Mann die väterliche Gewalt. Nach jenem bösen Tage in St. Malo hatte er den Burschen, von dem er überhaupt nur Schlechtes gehört und gesehen, nach Amerika geschickt in Geschäften. Er kam nicht mehr zurück und war für uns verschollen. Und nun, nach so vielen Jahren, erzählte mir André, daß ein Matrose aus Brest nach seiner Heimat hergekommen und erzählt habe, daß seit zwei Jahren ein verhungerter Geselle dort im Hafen sich herumtreibe und Handlangerdienste verrichte, da er zu nichts Besserem zu brauchen. Er sei von Amerika zurückgekehrt und führe Papiere mit sich, die ihn zu Dem machen, dem ich nie im Leben mehr zu begegnen hoffte! Doch das Gehörte ging spurlos an mir vorüber. Wie sollt' ich auch jetzt an das Leid meiner

Jugend denken, an Den denken, der nur meinem Schmerz verbunden war, jetzt da ein Kind mir die Seele erfüllte, ein Kind, das noch nicht wußte, was das Leben alles an Gram und Sorge bringen kann, ein Kind, dem ich Alles war, da ich allein seinen ganzen Jammer kannte. Ich dachte nur an das Kind, für das ich lebte, und durch das ich allein, wie ich glaubte, so lange gelebt. Und so kam der Tag heran, der bange Tag, vor dem ich so lange gezittert. Er kam und brachte mir ein Enkelchen, so zart, so lieblich anzuschauen. Ich glaub', es sind zwei Monate seit jenem Tage her. Ich zähl' die Tage nicht, seit ich in Eurer Gewalt und zähl' die Nächte nicht, ich denke, es ist ein Tag und eine Nacht, die mich dem Ziele meiner Wünsche entgegenbringt — dem Tode! Und heut glaub' ich, ist September schon.

Während drin meine Tochter lag, verborgen vor aller Welt und eingeschlossen, daß kein Mensch sie höre in ihrem Weinen und Lachen, sorgte ich im Zimmer daneben um das Kind. Es war acht Tage alt geworden und ich hatte noch an Nichts gedacht, an Nichts, als daß es lebe und daß es leben möge. Da trat ich einmal Nachmittags vor das Thor. Es war so heiß und ich wollte kein Fenster öffnen, selbst den Vorhang fürchtete ich zu verschieben. Sie schliefen Beide darin, die junge Mutter und das Kind. Kaum war ich herausgetreten, kaum sah ich die liebe Sonne, so springt ein Mann vom Brunnen her, der meinem Hause gegenüberstand und wo er wol auf mich gewartet haben mag, auf mich zu. Ihm folgen lärmende Knaben, Mägde und Knechte, die so mit ihm am Brunnen gestanden. Der Mann sah verkommen aus, das Haar war ergraut und hing ihm wild um die Schläfen und vermischte sich mit seinem struppigen schwarzen Bart. Wie ich ihn sah, wollte ich zurück in's Haus. Er aber faßt mich am Arm und zerrt mich auf die Straße. „Bleib da," rief er laut und grinste mich an und lachte laut auf. „Bleib da, Margaretha Bressant, Du Kind der Liebe und Du Kind für die Liebe! Glaubst Du, weil Du Dir einen Mann erkuppelt und einen ehrlichen Namen, daß Du mehr bist als ich, daß Du mir ausweichen, daß Du mich nicht kennen darfst? Ich habe Dir ja gesagt, was Du bist und was Deine Mutter war, die schöne Louison! Seht Ihr Leute, das ist ein uneheliches Kind und hat so viel Glück gehabt im Leben und ich, der eheliche Sohn meines Vaters, hatte so viel Unglück. Mich hat sie nach Amerika jagen lassen in ihrem Hochmuth, damit sie den reichen Vetter fischen konnte! Und sie ist doch, was ich immer gesagt! an ihrer Tochter könnt Ihr es sehen! Die liegt drin und kreißt vielleicht und jammert in Wehen! Sie hat sich weggeworfen an einen vornehmen Herrn. In Brest hat er's erzählt seinen Kameraden im Wirthshaus und ich hab's gehört und da hab' ich gewartet, bis die Zeit kommt. Und nun ist die Zeit da, und ich! Ich wollte Dich noch einmal treffen, Margaretha Bressant! Du hast mich geschlagen, und Dich hat Gott geschlagen, Dirne! Mach' doch die Fenster auf und zieh' die Vorhänge

zurück, daß wir es sehen, das Kind, das Dich beerbt. Hat es schon Deinen Enkel im Arm? Siehe Margaretha, Du bist alt geworden und warst einst so schön, jetzt kannst Du sterben, Du hast ja dafür gesorgt, daß was Besseres nach Dir lebt, ein anderes Kind der Liebe, ein Kind für die Liebe!"

Da schrie ich auf und griff mir an die Schläfe und fuhr mir durch die Haare, denn ich dachte, ich hätte die Besinnung verloren, und wollte mich auf den niederträchtigen Burschen stürzen. Doch er war fort und die Leute waren fort, die mit ihm gehöhnt und gelacht und gespottet und gebrüllt. Dort sah ich ihn fern schon in der Straße und sah, wie er die Hände in die Luft warf und klatschte, und hörte ihn lachen und lachen hört' ich die ganze Horde, die mit ihm war. Da griff ich mir an's Herz und eilte in's Zimmer, wo das Kind schlief und die Mutter schlief! Und ich nahm das Kind und sah es an und küßte es und drückte es an meine Brust, und herzte und küßte es und drückte es mit dem Bettchen so lang an meine Brust, so zärtlich, lang und fest, bis es nicht mehr athmete, bis es todt war! — Einen Tag gelebt, Ihr Herren, und schon geschmäht, einen Tag gelebt und schon verhöhnt und verflucht!

Allmächtiger Gott! Du magst vergeben! Richten mögen die Menschen meine That, Du aber wirst meine Schuld prüfen. Ich war ja die Großmutter des kleinen Engels, ich war alt geworden und grau, ich mußte weise sein und klug und mußte es vor Gram und Schmerz bewahren! Das war meine Pflicht und ich erfüllte diese Pflicht. Ich that's und dann sagte ich es der Tochter, die das Kind geboren und hab' sie mit dem Wort zum Wahnsinn getrieben. Sie lachte auf und sprang aus dem Bett und stürzte vor mir nieder. Ist sie schon todt, Ihr Herren? Gewiß, sie muß ja todt sein, da ich ihr ihr Liebstes geraubt. Ich wäre gestorben, hätte man mir mein Kind getödtet!

Und nun genug, Ihr Herren! Ihr kennt die That, Ihr mögt sie richten, doch macht schnell, denn ich fühle nicht die Kraft, noch lange zu leben! Mein Urtheil — Ihr Herren — sonst kommt der Henker um die Freude, dem Volk meinen Kopf zu zeigen und zu sagen: Das war Margaretha Bressant, ein unehelich Kind, ein verfluchtes Kind! — —

* * *

Am Ende der Schrift, am Ende, so ganz am Rande stand geschrieben: „Noch vor dem Urtheil gestorben am 4. September." — Und neben diesen Worten waren runde Flecken wie von Thränen! Es waren wol Thränen, die ein Mann geweint, dem die Verstorbene werth gewesen!

Verlag von Georg Stilke in Berlin, NW., 32. Louisenstraße.
Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Zweite Auflage. Vollständig in zwei Bänden seit Ende Dezember 1877.




Preis des Werkes geheftet 14 Mark; zwei Bände in Prachteinband 20 Mark,

Einladung zur Subskription.

# PROGRAMM

Neue, zweite Subskription.

In zweiter gänzlich umgestalteter und vermehrter Auflage liegt vollendet vor das nationale Prachtwerk:

# Kaiser Wilhelm, der Siegreiche,

der

# Wiederhersteller des deutschen Reiches.

Gedenkbuch für das deutsche Volk.

Von

**Ferdinand Schmidt** und **Franz Otto.**

Illustrirt von L. Burger, H. Lüders ꝛc.

Zwei Bände von 1130 Seiten mit 350 Text-Abbildungen, 21 Tonbildern und dem Porträt des Kaisers in Stahlstich.

Und erfüllet ist die Sage,
Von des Kaiserreichs Verjüngung,
Denn die Raben, Deutschlands Feinde,
Sind verjagt vom greisen Helden.

Vom Fels zum Meere", diese alte Verheißung ist den Sprossen jenes ruhmreichen Fürstenhauses der Hohenzollern eine Berufung, aber auch die Verpflichtung zu einer langen Reihe glänzender Großthaten geworden.

Vor Allen hat die Vorsehung auserkoren den noch unter uns weilenden ehrwürdigen Monarchen — an Gestalt und Denkart, nach Wollen und Vollbringen ein echter Vertreter der alten deutschen Reichsherrlichkeit. Aber wenn auch unsern allverehrten Kaiser Wilhelm, „den Siegreichen", wie ihn das Volk so gern nennen hört, Umstände und Glück in der thatenreichsten Zeit seines Lebens begünstigt haben, — welcher Fülle und Wechselwirkung von gereiften Erfahrungen, von Zuversicht und Ausdauer bedurfte es noch immer, all' die großartigen Wandlungen während eines Jahrzehnts, im Kampfe mit Widerwärtigkeiten jeglicher Art, gegenüber der Zweifelsucht und dem Kleinmuth, so weise vorzubereiten! Und um die größte Schöpfung der Neuzeit so herrlich hinaus zu führen, welche Umsicht und Hingebung, wie viel rastlose Arbeit gehörte nicht dazu!

## Würdigungen des Werkes.

Im Kaiserlichen Kabinetsschreiben vom 31. Januar 1878 an Ferd. Schmidt heißt es: **Seine Majestät erkennen es mit Vergnügen an, daß Ihre schöne Gabe volksthümlicher Darstellung sich in diesem Buche von Neuem bewährt hat, und daß durch Ihre und Ihres Herrn Mitarbeiters (Franz Otto) Hingebung an die patriotische Aufgabe der deutschen Nation ein Werk geschaffen worden ist, das ihr die Entwicklung der mit der Wiedergeburt des Deutschen Reichs zusammenhängenden Ereignisse in anregender, lebensvoller Weise zur Anschauung bringt. Seine Majestät hatten Sich überzeugt, daß sich in diesem Sinne dem Werk die Beurtheilung der weitesten Kreise zuwenden wird.**

Das Preußische Kultusministerium — mittels Erlaß vom 23. Februar 1878 — **hat dagegen seine Befriedigung über Ausführung des Werkes durch Anschaffung einer größeren Anzahl von Exemplaren ausgesprochen.**

**Empfehlungen durch die Presse:** Der „Schwäb. Merkur" (1877, S. 289) rühmt „die lebendige, farbenreiche Darstellung, die patriotische Wärme und nationale Gesinnung des Werkes, die umsichtige Benutzung des großen geschichtlichen Materiales, die geschmackvolle

Seiner Thatkraft gelang es, das hohe Ziel zu erreichen, den Inbegriff des Ideals aller Patrioten, für das so mancher edle Jüngling vergeblich gerungen und für das gar mancher Mann Schweres erlitten: die Herstellung der Einigung Deutschlands. Von solch einem Gebieter gestützt, von seiner Einsicht erleuchtet, vermochten des Kaisers Getreue, im Wetteifer mit den Besten unseres Volkes, ein verjüngtes Gemeinwesen zu schaffen, trotz unablässigen Widerstrebens alter und neuer Reichsfeinde, trotz des wieder auf allen Linien des geistigen Schlachtplanes erschallenden Streitrufes: „Hie Kaiser und Reich — hie Papst und Rom!“



Vater und Sohn in Babelsberg. Zeichnung von H. Lüders.

(Forts. umstehend.)

---

Ausstattung mit vielen gut ausgeführten Holzschnitten“. Das Blatt empfiehlt das Werk „als Schmuck für den Weinachtstisch“. — Auch die „Schlesische Presse“ (1877, S. 897) erwähnt: „das herrliche Gedenkbuch darf als eine der werthvollsten Zierden für den Weihnachtstisch auf das Angelegentlichste empfohlen werden“. — Diesem Ausspruch schließt sich das „Leipziger Tageblatt“ (1877, S. 356) an, indem es versichert, „daß dies Buch, welches dem Spamer'schen Verlage zur besonderen Ehre gereicht, jedem gutgesinnten deutschen Hause Freude bereiten wird“. — In gleicher Weise äußern sich auch das „Berliner Militärische Wochenblatt“, die „Berliner Börsenzeitung“, welche das Buch ganz besonders als „eine echt patriotische Gabe“ empfiehlt, ebenso der „Hannöver'sche Courier“, welcher „die vorzügliche Darstellung des Buches und die rühmenswerthe Bewältigung des massenhaften Materials noch ganz besonders hervorhebt“. — In dies Urtheil stimmt auch der „Hamburger Korrespondent“ ein, ebenso die „St. Galler Blätter“, die „Deutsche Zeitung“ Nr. 281, „welche den Illustrationen nachrühmt, daß sie immer dieselbe Anmuth und Frische hätten und Einen nicht ermüden lassen, mag man sie auch noch so oft ansehen“. — In gleichem Sinne sprechen sich verschiedene Schul- und Lehrerzeitungen, alle gleich anerkennend über den Inhalt und die Ausstattung des Buches aus.

Die Charakterzeichnung aus dem Jahre 1809, welche die hochsinnige Königin Luise von ihrem damals zwölfjährigen Sohne entwarf, daß nämlich der Prinz einfach, bieder, verständig und brav sei, hat sich auch später in vollem Maße bewährt; mögen sich nun unsere Blicke dem Schalten und Walten des weisen und gerechten Regenten, den Leistungen des umsichtigen Reformators des preußischen Heerwesens, dem fast beispiellosen Siegeslaufe des Feldherrn, oder jener erhabenen Mission zuwenden, welche unserm Kaiser das Vertrauen auf seine gereiften Erfahrungen bald in der ehrenvollen Rolle eines Vermittlers des Friedens bald in der Wahl eines Schiedsrichters zur Versöhnung wirrer Gegensätze zuweist.

Wie mächtig uns auch ein an Ehren und Erfolgen so reiches Leben fesselt, so erfüllen uns mit immer noch steigender Verehrung die menschlich-liebenswürdigen Eigenschaften des Reichsoberhauptes, Einfachheit und Wahrheitsliebe, die schönen Tugenden der Mäßigung und Pflichttreue unseres Kaisers, der nicht nur ein Kriegsheld, sondern seinem innersten Wesen nach ein Friedensfürst ist. —

Welch eine Fülle epochemachender Begebenheiten und anregender Betrachtungen drängt sich bei der Darstellung eines solchen Lebenslaufes zusammen! — Gewiß ist es ja nicht Zufall, wenn unser Kaiser dort, wo er als junger Soldat die ersten Lorbern pflücken durfte — wenn er sich in der Residenz der alten Könige von Frankreich nach siebenundfünfzig Jahren, von den deutschen Fürsten und ihrem Volke in Waffen auf den Schild der Nation erhoben, zum Oberhaupt des geeinigten Deutschlands erkoren sah!

Und von diesem Standpunkte aus erscheint der Erwählte unserer Nation so recht überzeugend auch als der durch die Vorsehung Auserkorene.

So steht er da, unser Nationalheld, als ein ganzer deutscher Mann; allverehrt als weiser Regent, gepriesen als sieggekrönter Heerführer, geliebt als Oberhaupt eines allen Herrschergeschlechtern nahestehenden fürstlichen Hauses. Wahrlich — ein ereignißvolles Dasein! — Aber auch eine hohe und schwierige Aufgabe für den Biographen, der es unternimmt, ein solches Leben von der frühesten Kindheit bis zum achtzigsten Lebensalter und damit die Riesenarbeit eines einzelnen Menschen — beinahe die Geschichte eines vollen Jahrhunderts — innerhalb eines verhältnißmäßig engen Rahmens zu schildern! — Wir glauben, daß die Verfasser, deren bisherigen volksthümlichen Schriften durch ministerielle und anderweitige Empfehlungen gerechte Würdigung zu Theil geworden, keinen der Gesichtspunkte übersehen haben, von welchen aus es gelingen konnte, die Menge des vorhandenen Materials zu einem befriedigenden Gesammtbilde zu gestalten.

Obwol der Ausstattung nach, im Anschluß an das im Verlage der Unterzeichneten erschienene Buch von Fedor von Köppen: „Fürst Bismarck", ein Prachtwerk, wird dieses Gedenkbuch in Bezug auf Darstellung und Behandlung des Stoffes doch ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes genannt werden dürfen, ein Lob das ihm auch nach Versicherung des Vorstandes der Berliner Schuldeputation gebührt. Derselbe erklärt: **„Das Buch mit seinen reizenden Illustrationen ist ein wahres Familienbuch, das in keinem patriotischen Hause fehlen sollte."**

# Einladung zur zweiten Subskription.

1. Ferdinand Schmidt's und Franz Otto's „Lebensbild des Kaisers Wilhelm" erscheint in 28 Heften zu 40 Seiten, mit Beigabe von 21 Tonbildern und dem Porträt des Kaisers in feinstem Stahlstich von A. Weger. Unter den 350 Text-Abbildungen befinden sich: 240 historische Scenen, Initialen, Anfangs- und Schlußvignetten, sodann 270 Porträts, zum Theil Gruppenbildern.
2. Allmonatlich erscheinen drei Hefte zum Preise von je 50 Pfennig. Das vollständig ausgedruckt vorliegende Werk wird also bis zu Ausgang des Jahres 1878 sich in den Händen des Publikums befinden.
3. Sämmtliche Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen entgegen und legen den Interessenten das erste Heft zur Einsicht vor.
4. Nach Orten, wo Buchhandlungen mit dem Verleger nicht in Verbindung stehen, oder an denen sich Buchhandlungen überhaupt nicht befinden, übernimmt Unterzeichnete auf frankirte Bestellung die Zusendung des Werkes nach Maßgabe des einliegenden Bestellscheines.
5. Solchen Freunden, welche sich des Sammelns von Bestellungen unterziehen wollen, werden sowol von den Sortimentsbuchhandlungen als auch von der Unterzeichneten die üblichen Vortheile gewährt.

**Leipzig**, am 1. März 1878. **Die Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer.**

Druck von Otto Spamer in Leipzig.

1844. Die 1878.

# Weser-Zeitung

(34. Jahrgang)

**täglich zweimal erscheinend** (Morgen- u. Abend-Ausgabe)

(Sonntag und Montag je einmal)

ladet zum Abonnement höflichst ein.

Durch möglichst rasche und zuverlässige Telegramme, ausführliche Nachrichten, interessante, von bedeutenden publicistischen Kräften gelieferte Leitartikel und andere Beiträge, nimmt die **Weser-Zeitung** einen hervorragenden Platz in der deutschen Tagesliteratur ein.

☛ Abonnementspreis 7 ℳ pro Quartal. Bestellungen nehmen alle Postanstalten entgegen.

**Inserate** finden in weitesten Kreisen, vorzugsweise des handeltreibenden und besitzenden Publicums, nachhaltige Verbreitung und werden mit nur 25 ₰ pr. Zeile berechnet. Bei größeren Aufträgen entsprechenden Rabatt.

**Bremen.** **Expedition der Weser-Zeitung.**

Bei uns erschien:

## Spruch-Buch

von

**Luise Kugler.**

Dritte vermehrte Auflage.

In Pracht-Einband mit Goldschnitt:

**6 Mark.**

„In dritter Auflage erscheint das Spruch-Buch von Luise Kugler. Es giebt in kurzen Sentenzen, Gnomen, Aphorismen u. s. w. die Blüthe des Denkens unserer vorzüglichst. Geister, die Früchte ihres Erlebens in übersichtl. Anordnung und schöner äußerer Gewandung. Wenn Labrubere Recht hat, daß nur Bücher, die ihr Verdienst in tiefe und zarte Bemerkungen über Menschen und Dinge setzen, gewiß sein können, immer zu gefallen, dann hat diese sinnig geordnete Sammlung sicherste Aussicht auf allgemeinste freundliche Aufnahme."

Der Bazar.

Bremen.

**C. Schünemann's Verlag.**

(Durch alle Buchhdlgn. zu beziehen.)

# Weser-Zeitung — Wochen-Ausgabe

enthält sämmtliche bedeutenden Artikel der täglichen Ausgabe, sowie regelmäßig eine interessante Wochenübersicht. Bestellungen und Aufträge zur Versendung nach transatlantischen Ländern, wozu sich die Wochen-Ausgabe besonders eignet, erbittet die Expedition.

**Anzeigen** werden mit nur 30 ₰ pr. Zeile berechnet und finden hauptsächlich an überseeischen Plätzen weiteste Verbreitung.

Aus dem Inhalte der neuesten Nummern heben wir hervor:

Wochenschau. — Wirthschaftliche Verirrungen. — Die Phrase von der nationalen Arbeit. — Der Schutzzoll in Frankreich und in den Vereinigten Staaten. — Das Seerecht im Kriege. — Das Monopol und die Nationalliberalen. — Die Versumpfung der wirthschaftlichen Entwickelung. — Lassalle und Rodbertus. — Die „dritte Abtheilung" in Rußland. — Ein russisches Verdikt. — Von der Pariser Weltausstellung. I. — Berliner Briefe. — Wiener Briefe. — Niccolo Machiavelli. — Friedrich Preller u. s. w.

**Bremen.** **Expedition der Weser-Zeitung W.-A.**

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online. See the back of the book for detailed information.

## Inhalt des 5. Vandes.
## April — Mai — Juni.

1878.

Verthold Auerbach in Verlin. 5»>»

Der Lohn des Käthchen von Heilbronn. Erzählung ,Z5

Mit lem Portrit »on Verthold Auerbach. «upserstich von Han» Meuer in Verlin.

^. Varon in Verlin.

Der Nllrmalarbeitstag zz7

A. de Vary in Ltraßburg.

Ueber die Bedeutung der Blumen il6

<L. du Vois-Reymond in Verlin.

Ueber das Nationalgesühl. Rede zur Geburtstagsseier des Kaisers in der Akademie der Wissenschasten zu Berlin am 28. März 1878 gehalten zo6

Franz Delitzsch in leipzig.

Der Talmud und die Farben 254

I. Henle in Göttingen.

Der medieiuische und der religiöse Dualismus 74

Wilhelm Jensen in Freiburg i. Vr.

Ein Frühlingsnachmittag 263

Julius ^laiber in Stuttgart.

Wilhelm Hauss 212

Heinrich ^ruse in Verlin.

Der Danholm. Idylle 20»

Heinrich taube in wien.

Eduard Devrient 297

Mit dem Porträt »011 Heinrich Laube. Kupserstich von I. Lonnenleiter in Wien.

H. Nissen in Göttingen. S»U»

Kleopatra 322

H. V. Oppenheim in Verlin.

Zur Revision der Gewerbeordnung 17z

Eduard Osenbrüggen in Zürich.

Schweizerische Nergseen '. . . . 358

Leopold von Ranke in Verlin.

Zur Geschichte der italienischen Kunst.

I. Grundlage und Ansänge 51

II. Giotto und seine Nachsolger 53

III. Quattroeentisten 5?

IV. Uebergang vom 15. in das 1«. Iahrhundert ... 66

V. Erinnerung an Lionardo und Michelangelo 151

VI. Raphael - - '55

VII. Tizian und einige seiner Zeitgenossen 165

W,l dem Porlrät »on Leopold von Nonke. Kupserstich von H. Lach« in Verlin.

F. Reuleaux in Verlin.

Heber Deutschlands gewerbliche Bestrebungen nnd Ausgaben . . 237

Earl Thomas in Prag.

Die Großmutter. Novelle 37Ü

H. Wiener in Leipzig.

Die moderne Gesetzgebung gegenüber der Waarensälschung ... 94

Adols wilbrandt.

Untrennbar. Novelle. . i

## Inhalt.

Adols wilbrandt. -«..

Untrennbar. Novelle ^

teopold von Ranke in Verlin.

Zur Geschichte der italienischen Kunst 50

). Henle in Göttingen.

Der medicinische und der religiöse Dualismus ..... ?H

^. wiener in teipzig.

Die moderne Gesetzgebung gegenüber der waarensälschung . . 9^

A. de Bars in ötraßburg. , - , ^ ,

hierzu das Porträt leopold von Ranke's, nach dem Velgemälde von Julius schrader gestochen von H. 5achs in Verlin.

# Untrennbar.

Novelle

roii

Aduls willirandr.

^enn man so beisammen sitzt und redet von Diesem oder Ienem, ! den man kennt, ^ „wie alt mag er wol sein?" sragen ost ! die Leute. „Wie alt mag er wol sein?" Bin ich dabei, > so möcht' ich statt dessen sragen: „Wie viel Todte hat er?" Denn nicht die Iahre, däucht mir, sollte man zählen, sondern die thenren und nothwendigen Menschen, die man verlor; ihre Zahl macht uns jnug oder alt. Wenn im Winter der Dämmerung die Nacht gesolgt ist nnd ich allein in meinem Zimmer sitze, in traulich-trauriger Frende an der Finsterniß, die der rothe Flcnnmenschein aus meiuem Osen dnrchslackert, dann sühl' ich, wie alt ich bin. Ich bin nicht mehr jung; denn in den schattigen Winkeln sitzen so viele Unvergeßliche, Unersetzliche nmher. Ieder sitzt allein; um Ieden schlingt es sich wie ein magischer Kreis, bleich und nebelhaft: der Zanberkreis seines Ich. War er unn groß oder klein, — in jedem dieser Kreise hab' auch ich gelebt. Nie sich um deu Kern des Baumstamms die wachseudeu Iahresringe legen, so legen sich mir alle diese Kreise nm's Herz. Ich bin nicht mehr jung . . . Doch still und seierlich ist es um mich her; und schöu ist es, bei seiuen Schatten zn sein. Und in die rothe Flamme blickend, die so leise singt, so ties glühend warm in die Winkel leuchtet: holde Lebensslamme, sag' ich, die dn mich noch wärmst, die dn mir gibst nnd nimmst, die dn nach und nach, unter tausend Freuden, auch diesen Stamm mit all seiuen Ringen verzehrst, — ernene mir nur, so lange du willst, den Tag! Daß ich mit Tenen lebe, denen dn noch leuchtest; daß ich mich verjünge mit Denen, die noch werden und wachsen; daß ich eine Statte des Lebens bleibe sür die Stillen und Kalten, die du schon verließest. Bis auch sür mich die lange Dämmerung beginnt, wo ich nur noch in Denen lebe, die an mich gedenken; wo mich Niemand mehr sragt: wie alt bist du? wo mir keine Abendstunde mehr znranut: zähle deine Todten! ^ —

Doch nicht Ieder von ihnen sitzt sür sich allein: Zwei seh' ich bei' sanunen, Hand in Hand, wie untrennbar. Eins dem Andern so ähnlich; nud so rührend schöu diese verschieden-gleichen, diese zusammenklingenden Gestalten. Oder rühren sie nur mich so sehr? Und wenn ich von ihnen erzähle, wie sie zusammenwuchsen und zusammenblieben, wird es den Andern nicht so sehr das Herz ergreisend Werden sie sich da besremdet sühlen, wo mir das Innerste ausgeht, wo mich wie ein süßer Schauer die Nähe deo Lieblichsten, Göttlichsten berührt? Ist es nur diese geisterhaste Dämmerstunde, die mich so ganz erweicht, so in Mitsühlen auslost? ^ ^ Ich zünde die Lampe an. Die Dämmerung slieht; der Schauer - bleibt. Ich.'sitze: mn Tische nieder, über dem weißen Papier; mich ver» "Klugt -so°"schi-".imu diesen Neiden zu sagen, wie sie lebten, litten, trinm: :M^t»n,"Ia,-tv.as'll'.ich rührt, wird auch Andere rühren; was mich in ""d^"TMnmmn»g"ümschwebt, wird auch Andere umschweben, die dann der Neiden gedenken. Und wenn ich hinter dem Schleier der Erdichtung verhülle, was heilig und unenthüllbar ist, — das Äehnliche wirkt gleich dem Aehnlichen. Die Wirklichkeit, nicht die Wahrheit werde ich verlassen. So wie ein Maler, den der Geist einer Gegend ganz ersüllt hat, sie in sreier Nachbildung aus die Leinwand hinträumt; nicht jede Linie läust, wie sie dort verlies, nicht den einzelnen Baum würdest dn erkennen; aber wie die Natur dort sprach, so spricht sie aus der Leiuwaud zu dir, und ihre lebendige Stimme wird dich noch ergreisen.

Laßt mich sagen, daß sie Franz nnd Susanne hießen und Geschwister waren; nud daß Susanne einige Iahre älter war als er, doch von gleicher Iugend. Denn ihre zierliche, ebenmäßige, elastische Gestalt schien dazn geschassen, der Zeit zn widerstehen; ans den reiuen Formen des Gesichts leuchtete eine so wohlgestimmte Seele, eine so srische Krast, mit dem Leben zu kämpsen, daß ich schon damals, als ich sie zum ersten Male sah, bei mir sagte: Die wird mit dreißig Iahren sein, wie jetzt mit sünsundzwanzig; nud mit vierzig nicht anders, als mit dreißig! — Sie lebte damals in B.; die Mutter hatte sie schon lange, den Vater vor Kurzem verloren; Franz, der einzige Brnder, war seit Iahr und Tag in der Fremde, als jnnger Gesährte eines ältern Natursorschers, der durch Südamerika zog. Schon damals, wie mir schien, hatte ihr liebevolles Herz sich mit einer gewissen schwärmerischen Innigkeit an diesen Brnder gehäugt. Seine Reisebriese lagen in einem zierlichen Täschchen, das sie sast nie verließ; sein Bild trug sie im Medaillon aus der Brust. Uud so gern sie allen Menichen gesiel, jede Bewerbung wußte sie leise von sich zu entserneu. Da sie bei einer Tante wohnte, die die Geselligkeit liebte, sah sie unzählige Menschen; Jedem that es wohl, in diese großen, mattblauen, etwa» tränmerischen Augen voll Heiterkeit und Güte zu sehen und der stillen Aumuth ihrer Bewegungen zn solgen; — mehr ward Keinem zu Theil. Wenn ich sie zuweilen beobachtete, mitten in großer Gesellschast, von Männern und Frauen umgeben, die alle ihrer Schönheit und Liebenswürdigkeit den Vorzug gabeu, und sie uun so recht gegenwärtig schien, glitt plotzlich ihr Blick hinaus, in die leere Lust, mit einem so abwesenden und klagenden Aufdruck, als sagte sie heimlich zu Einem, der in der Ferne war: sieh her, lieber Franz, wie allein ich bin! ^ -- Eines Tages kam ich in das Haus (als alter Freund des Bruders und der Tante war ich gern gelitten) und sand Niemand, als Susanne; in dem dnnklen Kleide, das sie liebte, eine ties-violette Schleise um den Hals, über dem Medaillon. Sie hatte den Kops schräg nach vorn geneigt, so daß ihr zwei ihrer schonen, dunklen Locken über die Wauge sielen, nnd aus ein offenes Buch hiuunterblickend, so wie Iemand, der sich müde gelesen hat und deni Sinn nicht mehr solgt, nlachte sie eiu wehmüthig klagendes Gesicht.

Was haben Sie, Fräulein Susanne? sragte ich.

Ich bin sehr unglücklich, sagte sie, etwas mühsam lächelnd. Nehmen Sie mir das Buch da weg; ich versteh' es doch nicht. Franz zu Liebe wollte ich es lesen; über die Thierwelt, die Fauna, in Amerika; — mein Gott, wozu hat man denn so viele Thiere geschaffen! — Ich habe gar kein Talent, den amerikanischen vom asrikanischen Löwen zn unterscheiden; ich interessire mich nicht sür den Kuguar, nud sür deu Iaguar auch nicht. Nehmen Sie es weg — —

Ich gehorchte und nahm das Buch. Wenn Sie wirklich keinen andern Kummer haben, sing ich an —

Ach, die Tante hat Recht, siel sie mir in's Wort. „Wir armen Kinder haben keine Wissenschasten." Ihr altes Citat, das sie so ost wiederholt! — Was ist mir der Iagiiar. Ich hasse ihn. Und Franz, dieses Kind, das nun schon ein Gelehrter ist; nnd ans mich herabsieht. O wir Frauenzimmer, was sür elende, überslüssige Geschöpse sind wir!

Ich konnte nicht umhin, laut nud herzlich zu lachen. Lassen Sie doch Ihrem Bruder Franz die Wissenschasten, antwortete ich dann, und bleiben Sie, was Sie sind!

Was ich bin? Was bin ich, sagte sie mit uuschuldig tragischem Gesicht. Hab' ich denn Kenntnisse? Gar keine. Hab' ich Talente? Nicht ein einziges. Ich sollte einmal Klavier spielen lernen; es hat nichts geholsen. Ich habe wenig Gehör; und eine schwache Stimme. Andere können wenigstens zeichnen oder malen; ich kann nicht einmal das. Wenn ich noch wenigstens ioie Emilie wäre, die jnnge Prosessorin: daß ich eine ganze Gesellschast unterhalten, daß ich sie durch meinen Geist entzücken könnte! Ich habe keinen Geist; — bitte, schweigen Sie. Noch nie in meinem Leben hab' ich einen Witz gemacht! Wenn ich noch ein großes, weites Herz hätte, das viele Menschen ans einmal lieben könnte; — auch das hab' ich nicht. Ich habe hier l'sie deutete aus ihr Herz) nur sür ein paar Menschen Platz; und kaum sür ein paar! — Wenn nun Franz zurückkommt, wird er sich verlieben, selbstverständlich; wird eine Fran nehmen, natürlich; und dann hab' ich meinen einzigen Zweck, meinen einzigen Menschen verloren ein wirklicher Schauder überlies sie

und wozu dann leben!

Wie dieses Gespräch verlies, könnt' ich nicht mehr sagen; vermuthlich endete es in Humor und Scherz, sür den sie >wenu sie auch iu der That keine Witze machte) immer Sinn und Gesühl hatte; doch ihre tragische Stimmung war sehr ernst gemeint. Gutes Fräulein Susanne, dachte ich, wie Manche wünschte sich wol, so „talentlos" und dabei so liebenswerth und geliebt zu sein! Und wie unaussprechlich gut muß es dem Einen ergehen, dem einmal der ganze Platz in deinem Herzen gehört! — — Nicht lange nach diesem Gespräch kam Franz zurück. Die stille, strahlende Vorsreude Snsaunens aus diesen Tag war rührend und unbeschreiblich. Wo sie ging und stand, lachten ihr die Augen; die verkehrten Antworten, die sie gab, waren nicht zu zählen. Znweilen sah sie mit einem so seligen, gesüllten Blick in die Ferize, gleichsam ihm entgegen, daß mich dieser Ausdruck bis in den Traum versolgte. . . Wir waren drei, die wir aus den Bahnhos gingen, um ihu zu empsangen: Susanne, eine ihrer Freundinnen — jene „geistreiche" Emilie — und ich. Noch seh' ich sie in der Halle, an einem Pseiler, neben dieser hochgewachsenen Frau Emilie stehen. Susanne, die Zierliche, hell gekleidet, ein leuchtendes rotlies Band im dunklen Haar, die Arme in der Freude der Erwartung in einander gelegt nnd an die Brust gedrückt. Die Andere — eine Ingendgespielin der Geschwister, seit einem Iahr vermählt — mit niederhängeuden Armen und unruhigen Fingern, sonderbar erregt; die Augen halb eingedrückt, die vollen, stark gerötheten Lippen sest zusammengeschlosseu. Ich bemerkte dies alles, weil man mir vor Zeiten gesagt hatte, diese schöne Fran — deren Iunogestalt mich begeistert hatte — sei dem jungen Franz sehr geneigt gewesen und habe ihren Gemahl vermuthlich ohne Liebe genommen. Franz war jünger als sie, und noch in den Lehrjahren; ihr Mann schon ein angesehener Gelehrter, Prosessor — der vergleichenden Anatomie, wenn ich nicht irre — und von großem Vermögen. Nun stand sie hier ans dem Bahnhos, den Iugendsreund zu erwarten, der in ihrem Hause wohnen sollte, nm mit ihrem Mann gemeinsam zu arbeiten, ihm bei einer großen Untersuchung wie ein jüngerer Bruder au die Haud zu gehen. Sie war erregt, und verbarg es nicht. Die sonderbaren Widersprüche in ihrem Gesicht, die mir schon srüher ausgesallen waren — wilde, leidenschastliche Bewegungen, dann wieder etwas sanst traurig Schmachtendes — wechselteu rasch und ganz nnverhüllt. Wie das enden wird, mußt' ich bei mir deuken — —

Ich sreue mich, ich sreue mich, sagte Susanne leise.

Wissen Sie, welches die glücklichsten Momente sind? sagte Fran Emilie und wandte sich zu mir.

Ich sah das eigenthümlich Verzehrende, melancholisch Verlangende, das in ihrem halbverschleierten Blick lag, und dadurch verwirrt schüttelte ich nur deu Kops.

Sie lächelte, ich kann nicht jagen wie. Weun man den Zug — suhr sie sort — mit dem man einen geliebten Menscheu erwartet, eben hereinsahren sieht. Das ist der schönste Moment.

Warum? sragte Susanne.

Weil man nun die Gewißheit hat: da kommt er; — und weil diese Empsindung glücklicher, idealer ist, als Alles, was dem noch solgen kann — —

Sie brach ab.

Das weiß ich nicht! murmelte Susanne, den Kops schüttelnd. Sie schüttelte ihn noch einmal und lächelte, als sähe sie alle die andern glücklichen Augenblicke, die da kommen würden: ihren gebräunten Reisenden an's Herz zu drücken, ihn anznschauen, ihn erzählen zn hören, an seinem Arm durch die Straßen zu gehen. Sie wars mir einen strahlenden Blick zu. Ein langer Psiss meldete den Zug. Das dumpse Rollen der Wagen ward vernehmbar. Franz! Franz! ries Susanne aus, sobald sie nur den Ranchsang der Loeomotive entdeckte. In diesem Augenblick drückte Frau Emilie die Augen zu, und mit der ganzen Gestalt gegen den Pseiler gelehnt, den Kops zurückgebogen, öffnete sie die vollen Lippen, die sie leise zuckend bewegte, als athme und sange sie das Glück dieses Moments. Mich überlies ein unheimliches Gesühl. Ich mußte sie beständig betrachten, bis der Zug herein war; — dann erstblickte sie aus und starrte die lange Reihe der Wagen an. Susanne stand schon vor der Thür eines Coup^s, in dessen Fenster die hohe, helle Stirn, das verbrannte Gesicht ihres Franz erschien. Seine graublauen Augen, ganz den ihren gleich, leuchteten sie an. Er sprang aus dem Wagen und in ihre Arme.

Bist Du es? Im Ernst? Du? Du? stammelte sie, ihn so recht umschlingend. Sie reichte ihm nur bis an's Kinn, dem stattlichen jungen Mann; ihre zarte, elsenbeinern gelbliche Farbe mischte sich sonderbar mit seinem bräunlich blühenden Gesicht. Doch aber klangen die Formen, von den hohen Stirnen bis zum sansten Kinn, so verwandt zusammen, daß wol Ieder gesagt hätte: das ist ein Bruder, der seine Schwester umarmt! Endlich begrüßte er auch mich — mit einem übermüthigeu

Scherz, wie gewöhulich — und trat dann vor Frau Emilie hin, die sich kaum bewegte. Er sing au zu lächeln. Irgend eiu heiteres, unbesangenes Wort schien er sogen zu wollen, das er vermnthlich während der Fahrt überlegt hatte, und in dem gewiß viel Vernunst war. Doch als er nun in diese vom „Glück des Moments" gesättigten, leidenschastlich ernsten Züge sah, brachte er nichts hervor. So braun er war, sah ich ihn doch erblassen. Es schien ihn ein plötzlicher Schreck zu übersallen, daß iu ihm selber etwas vorging, was er nicht erwartet; daß in diesem Augenblick Niemand lächeln konnte, weder er noch sie. . . Ich stand beklommen da. Wie wird das enden, dachte ich unwillkürlich von Neuem. Nur Susanne, wie in die Nebelwolke ihres Glückes eingehüllt, schien nichts zn bemerken. Sie nahm ihr Tuch und wischte ihm ein Kohlenstäubcheu vou der edleu Stirn; wir müssen ihn waschen! sagte sie, in Thränen lachend. Komm, Iaguar, komm! — Gott mag wissen, wie in diesem Augenblick dieses Wort ihr einsiel; — doch große Freude hat selten großt Worte. Sie hängte sich iu seinen Arm, zog ihn zum Ausgang sort. Nnd so endete dieses Wiedersehen, das mir in ein paar slüchtigen Sekunden einen ossenen Abgrund gezeigt hatte, dessen Tiese ich nicht zu ermessen wagte.

Bald daraus verließ ich die Stadt; was sich weiter am Raude dieses Abgrunds begab, erlebte ich nicht mehr. Später hab' ich's ersahren . . . Franz zog sogleich iu des Prosessors Haus. Er begann seine Sammlungen zu ordnen, daneben die gemeinsame Arbeit mit jugendlichem Feuereiser anzugreisen. Aber es schien, als reiche seine Gesundheit sür diese neue Auspannnng nicht aus; denn die srische Vlnthe seiuer Hautsarbe sing an zu welken, und der Glanz seiner Augen ward nach einiger Zeit so unstet und übermäßig, daß es die Freunde besorgt machte. Sogar sein phantasievoller Hnmor nahm ab; er brütete ost still vor sich hin. Susanne sagte nicht viel, ging aber mit heimlich traurigen Blicken um ihu herum. Frau Emilie redete ihm zuweilen lebhast zn, von der Arbeit zn lassen, wars einmal den Gedanken hin, daß er dieses nordische Hlima wieder meiden sollte, widerries es aber noch in derselben Stunde. Eine sonderbare Unruhe war über sie gekommen; auch sie schien zu leiden. Doch wenn ihr Mann — der in seinem arglosen Gelehrteustolz nur der Arbeit lebte, und das Innere eines Kaninchens oder eines Frosches besser kannte, als das einer Frauenseele — wenn er zerstreutzärtlich sragte, ob nicht ärztlicher Rath sür sie nöthig sei, so schüttelte sie ablehnend den Kops. . .

Der Herbst verging, man gerieth allmählich in den Winter hinein. Die Gesellschasten, die Hansbälle begannen. Eines Abends sollte Snsanue in den Wagen steigen, zu einem dieser sogenannten „Zanberseste" zn sahren. Sie hatte sich gesträubt, weil ihr die Freude an vielen Lichtern nud Menschen jetzt so ganz versagte; doch die lebenslustige Taute ließ sie uicht gewähren. Thörichtes, sentimentales junges Volk! war ihr gewöhnlicher Vorwurs, der auch diesmal nicht sehlte. Auch Emilie will lieber das Haus hüten, ebenso wie Du — ich möchte wol wissen, warum; aber ihr Mann, der sonst ein alter Dacho ist, hat sie hent ausgerüttelt, und so sahren sie hin, — und Du auch, mit mir! — Susaune widersprach nicht mehr; sie schüttelte nur deu Kops. Ich sahre noch erst zu Frauz, sagte sie, und ging. Tie Tante schwieg. Eine stille Sehnsucht zog Susanne, vorher den Brnder zu sehen, der, körperlich und geistig ermattet und menschenmüde, in seineni Zimmer blieb; der nun einsain dasaß, vielleicht wieder über die Bücher gebeugt, die er meiden sollte, vielleicht mit Gedanken beschästigt, die er noch mehr hätte meiden sollen . . . Sie stieg ein und suhr in die Vorstadt am Park, in der er wohnte. Ihr Seidenkleid rauschte die Treppe hinaus, und durch die leeren Zimmer — Emilie schien nicht mehr zu Hause zu sein ^ bis an die letzte Thür. Hier war es dunkel; doch Frauzen« Thür konnte sie nicht versehlen. Nach leisem Klopsen trat sie leise ein. Es besremdete sie, daß Franz im Finstern saß. Als er dao Rauschen ihreo Kleideo hörte, stand er aus, ihr entgegen. „Emilie!" hörte sie ihn slüstern. Dann sühlte sie sich von seinen Armen nmschlimgen, an sein Herz gedrückt, und von leidenschastlichen Küssen bedeckt, die ihr die Augen schlossen und die Worte erstickten.

Franz! ries sie endlich voll Entsetzen aus.

Der Unglückliche hörte ihre Stimme und ließ sie aus deu Armen. Franz! Franz! wiederholte sie. Doch im nächsten Augenblick suhr ihr schon der Gedanke, was denn nun zu thun sei, durch deu Kops. Sie trat wieder an die Thür und drehte den Schlüssel im Schloß.

Ich bin nur Susanne, sagte sie dann leise. Franz! O mein Gott!

Er schwieg.

Die lange Schleppe eines andern Kleides rauschte heran, bis zur Thür. Leises Klopsen solgte. Susanne stand neben Franz und legte, im Dunkeln, eine ihrer zitternden Hände aus seinen Arm. Taraus schwieg er deun wie sie, und sie rührten sich nicht. Frau Emilie klopste noch einmal, und wieder. Tas Herz der armen Susanne schlug so stark, ihr Athem ging so laut, daß sie dachte: muß sie es nicht hören! — Doch Emilie hörte nichts. Nach einer Weile rauschte sie endlich stumm hinweg, wie sie gekommen war. Die nächste Thür siel in's Schloß. Bald daraus konnte man auch Schritte aus der Treppe hören, und des Prosessors Stimme, die sich entsernte und zuletzt verhallte. Der Wagen mit ihm und ihr suhr die Straße hinab. Nun endlich sühlte Susanne, daß die Kniee ihr zitterten, nnd sie suchte mit deu Häudeu einen Stuhl, sank hinein nnd begann zn schluchzen.

Emilie! murmelte Frauz verstört. Dann, sich verbessernd: Snsanue! — Ach, verdamme mich nicht. Glücklich bin ich uicht. Warum weinst Du, Susanne. O, verdamme mich uicht!

Sie richtete sich aus, wieder Krast gewinnend. Du hast Recht, sagte sie: warum weine ich. Muß ich Dir nicht helsen, statt zu weiueu.

Franz! Unglücklicher Franz! Sie trat an den Tisch. Wo ist Dein

Licht, sragte sie. Doch da er schwieg, dachte sie: ihm ist besser, wenn er mich nicht sieht, und sie sragte nicht mehr. Nachdem sie das Schluchzen und Zittern ihrer Stimme ganz überwunden hatte, suchte sie seine Hand und zog ihn saust mit sich sort, aus den Divan nieder.

Ich gehe mit Dir, wohin Du willst, sagte sie. Fort mußt Du; nicht wahr.

Er antwortete nicht. Erst nach einer Weile sagte er: Für was sür einen Verbrecher magst Du mich wol halten. Wie Du mich wol verachtest. Susanne — wie soll ich es Dir sageu. Ich bin ein großer Sünder; aber Du weißt das Schlimmste. Dn weißt Alles. Verstehst Du!

Desto besser, antwortete sie. Aber Du mußt, mußt sort. O wie blind wir sind: nie hält' ich gedacht, daß mein Bruder, daß Du —!

— — Doch ich sage nichts; wozu Vorwürse; die retten Dich nicht. Ach, wie weit ist es schon gekommen: wie blind muß Deine Leidenschast sein, daß Du mich, die kleine Susanne, sür Diese da nehmen konntest —

— Ein Schauder schüttelte sie, eine jungsräuliche Empörung, gegen die sie mit aller Krast der Schwesterliebe kämpste. Wir gehen also sort, wiederholte sie. Eh Alles verloren ist; eh Du ihren Manu, der Dir so vertraut, der gegen euch ohne Schuld ist, -— eh Du ihn und sie zu Grunde richtest! Morgen, morgen sort —

Ia, ich will; ich muß, sagte er verzweiselnd. Doch wie kann ich! wie kann ich denn! setzte er, in seiner Noth ausspringend, hinzu. Du keunst sie nicht! Sie läßt mich nicht sort. Sie will mit mir sterben, lieber als mich lassen! Was liegt ihr am Leben; nichts. Sie will glücklich sein. Sie will mich haben, behalten, oder sterben. Wie ist ihr das gekommen, mich, gerade mich -^ — ich weiß nicht. Nun ist es so, und sie läßt mich nicht. Und Du ^- Du ^ wie willst Du mich retten!

Von diesem Ausbruch, diesem Bekenntniß erschüttert saß Susanne wie verzagend da. Und Du liebst sie? sragte sie nach einer Weile.

Hils mir, Susanne! gab er nur zur Antwort. In jugendlicher Fassungslosigkeit wars er sich aus den Divan hin.

Ia, ich helse Dir, sagte sie wieder muthig. Du bist jung; sollst

noch lange, lange leben. Du mir sterben! O Gott! Wir werden

nicht bis morgen warten; nicht bis sie zurückkommt; uoch heute Nacht gehen wir sort. Wenn sie Dich dann nicht mehr sindet, muß sie Dich ja lassen — — Wir aber, lieber, lieber Franz — — Sie sprach nicht aus, sondern sie stand aus, suchte Licht und zündete es an. Nur mit einem halben, schonenden Blick ans ihn, der sich die Hand vor die Augen legte, suhr sie lächelnd sort: Hab' ich Dir nicht Deine Sachen durchgesehen, geordnet; weiß ich nicht von jedem Stück, wo es liegt. Was Dn brauchst,

»pack' ich Tir zusammen. In zwei Stunden znr Bahn, und hinaus in die Welt!

Sie sah in einer Ecke einen Kosser stehen, öffnete ihn nnd begann 511 packen. Er sah ihr verwundert, bestürzt eine Weile zn. Endlich schüttelte er hossnungslos den Kops.

Ach, es hilst ja nichts, murmelte er. Laß, laß.

Warum hilst es nichts?

Er zögerte mit der Autwort. Ob ich sie liebe? stieß er dann hervor. Ich bin ja von Zinnen, Susanne. Ich will sie nicht lieben, denn es ist nur Qual; Glück ist es nicht; -^ aber wer sragt mich, ob ich will. Ihr sagt, ich sei krank. Sie ist meine Krankheit! Wenn ich an sie dnike — wenn es über mich kommt — dann verlier' ich Verstand, Willen, Fassung, Alles. Wie wenn eine Krast von ihr ausginge — wie wenn

die Atome, sag' ich Dir Laß mich. hier, Susanne', laß mich sterben!

Ich werde aus dem Wagen springen, wenn Du schlässt, um wieder her zn kommen; sobald ich allein bin, werd' ich Dich verlassen. Denn wenn dies kommt, hab' ich keine Vernunst . . . Verachte mich nicht! Laß mich daran sterben!

Susanne kniete vor dem Koffer, ohue die Hände zu rühren, und weinte still vor sich hin. Wenn es so stand, — was konnte sie thnn! — — Doch sie weinte nicht lauge; dann erhob sie sich, setzte sich neben ihn und sah ihm mit den nassen Augen still und sest in's Gesicht. Und ich helse Dir doch, sagte sie. Als Tn damals sür todt in Deinem Bett' chen lagst, nnd ich, auch noch ein Kind, heimlich zu Dir hiueinschlich, weil mir so schrecklich um's Herz war, und ich meine beiden Arme nm Dich legte und ries: Frauz, Du darsst nicht todt sein! Franz, Franz, slieg' mir nicht sort! — und Tu nun aus dem Starrkramps erwachtest und mich so sonderbar ansahst: da dacht' ich, durch mein Rusen nnd Flehen hält' ich Dich ausgeweckt, und lies durch die Zimmer nnd ries: ich Hab' ihn wieder lebendig gemacht! Franz ist wieder da! ^ — Nun sind wir große Leute, Frauz, aber ich komme wieder, Dich zu wecken; und Tu sollst mir auch auswachen — großes Kind, das Dn bist! Kümmere Tich nicht darum, daß ich wieder weine. Ich habe doch Mnth, und sterben lass' ich Dick) nicht! — Morgen sind wir sort, Niemand weiß wohin; und wo

wir auch sind, nie verlass' ich Dich, meinen Gesangenen sie streichelte

ihn, sie umschlang ihu, sie drückte ihren Kops an den seinen — — bis Tn mir sagst: nun bin ich gesnnd! Denn Dn hast unr mich, und ich nur Dich, nnd ich muß Dich retten. Sag' mir nichts mehr, Franz! Schwöre mir nur: Du gehst mit mir. Sieh mich an und schwör' mir's!

Noch heute Nacht? sragte er, durch ihre Liebe, ihre Stimme, ihre Worte erschüttert.

Ia, noch heute Nacht.

Und was sagt dann die Welt? Neun ich so verschwinde —? — Was wird man denken, -usaune?

Sie sann eine Weile nach. Einer muß uno helsen, sagte sie dann vor sich hin.

Wer muß uns helsen?

Ter Doetor F., sagte sie getrost. Der ist ein alter, kluger Arzt, und ein klnger Mann: der weiß, wie es hier steht. Nun versteh' ich erst, was er mir neulich sagte: „unser blasser Patient, Ihr Bruder, hat so eine Art von Leiden, dem ich nicht beikommen kann. Ein anderes Klima — recht, recht weit von hier — könnte da nur helsen" — ^ Ia, er wußte es Wohl. Er kennt Dich und sie! — — Wenn ich hier sertig bin, schließe ich Dich ein — sie lächelte liebevoll und umarmte ihn — und sahre zn ihm. Wie schnell wird er begreisen . . . Morgen soll er dann den Andern sagen: nm Deiner Gesundheit willen hätt' er Dich sortgeschickt, in den Tüdeu, ^ nach Italien, oder wohin Du willst; nnd so in aller Ttille hätt' er es gethan, damit nicht irgend eine Einrede Dieh wieder wankend mache und zur — znr Arbeit zurück locke; zur geliebten Arbeit, die Dich zu Grnude richtet — — oder

wie der weise alte Herr eo dann anodrncken will. 2o wird es gehen; denn es mnß. Tag' nun nichts mehr, Franz; Dn gehörst nun mir. 2üßer, lieber Bruder, ich sag' Tir heute noch einmal: „Franz, Franz, slieg' mir nicht sort!" — —

Er lag in ihren Armen, willenlos, in Thräueu. Was erzähl' ich weiter; — es geschah, wie sie wollte. Noch an diesem Abend sand sie den Arzt, sand ihn mit ihr einig; noch iu der Nacht reisteu sie ab. Wie man es der Tante beibrachte, weiß ich nicht zn sagen; — ans ihren nicht viel denkenden Kops war leicht zu wirken . Nie Emilie, die an Mann nnd Haus Gekettete, es ertrug, sagt Ieder sich selbst. Aus Venedig tam Tusannens erster Bries; dann aus Mailand, Genua nnd so sort; von jedem Ort schrieb sie, doch immer erst wenn sie ihn verließen, und ohne zu melden, wohin.

Er war ihr Gesangener, wie sie ihm gesagt hatte; nnd kein Kerkermeister hätte ihn besser als diese kleine Tusaune bewacht. Doch auch deiner so lieblich, so schmeichelnd . . . Wenn sie sich trennen mußten, wenn sie ihn in seinem Zimmer allein ließ, schmiegte sie sich an ihn, liebkoste ihm ein wenig, mit irgend einem heitern Wort, dem er nicht widerstand; und dann ging sie hinaus und verschloß die Thiir. Wenn sie durch die Ttädte, durch die Ttraßen zogen, hiug sie an seinem Arm; ihr sonst so gern nach inueu träumendeo Ange schien jetzt nur dazu geschassen, in die Welt zuschauen, Alles zu geuießen, über Alles zu staunen und zn denken, und ihre sröhliche Emvsänglichkeit steckte ihn an. Sah sie dann, mit diesem heimlich tastenden Franenblick, daß es wieder „über ihu kommen" wollte, so ward sie auch träumerisch und still; und mit ihrer lieben, weichen Stimme kam sie endlich: „Tag' mir von ihr! Tn hast Kummer, Franz. Ich versteh' Dich, Franz. Wie ein Gewitter ist es über euch gekommen. . . . Lassen wir die Gallerien nnd die Fische nnd die Blumenmärkte; sag' mir nur von ihr!"

Ost erreichte sie dann, was sie wollte: sein jugendlich weiches, srisch blutendes Herz entlud sich, und der „Magnetismus der Atome" verlor, unvermerkt, allmählich, seine dunkle Krast. Ost mißlang es auch. Sie sah dann in stiller Angst, daß es hestiger, wilder an ihm nagte; daß er stumm dahinging, daß aus seinen srenndlichen blauen Angen ein Blick des Hasses ans sie, siel, der sie schandern machte. Dann lenkte sie etwa heim, ohne das; er es wahrnahm, und in seinem Zimmer mit ihm angelangt, sagte sie wol zuweilen: „Da ist Feder, Dinte nnd Papier! Willst Dn ihr schreiben, nun mein Gott, so thn's. Ich lasse Dich allein. Willst Dn ihr sagen, das; Tn nicht verzichtest, daß Tn wiederkommst, daß Tu nicht leben kannst ohne sie, — ich kann Dich nicht hindern. Wenn Tein Gewissen Tich nicht hindert, so thn's!" — — Zweimal schrieb er nicht, raste sich nur aus, bis er stille ward. Das dritte Mal nahm er sie beim Wort nnd wars einen Bries aus's Papier, in dem er Znkunst, Glüek nnd Leben an Emilie hingab. Susanne trat wieder ein und sali den Bries, dessen Inhalt sie errathen konnte. Ihr geheimes Zittern überwindend, sagte sie: „Wir mit einander tragen ihn zur Post. Das Netter ist schon. So komm!" — Sie gingen hinaus. Es war in Genua. Sie sührte ihn über einen Platz, den er besonders liebte; von dem er aus's Meer hinaus und zum Monte sino hinnbersah. Die seierliche Schönheit des Anblieks nnd die srische, abendliche Lust kühlten sein blutübersülltes Hirn. Er begann zn seuszen, ihre Hand zu drücken . . . Als sie das wahrnahm, sührte sie ihn weiter; dann unter einem Vorwand nach Haus. Sie zündete seine Kerzen an, legte stumm den Bries aus seinen Tisch, und ging leise hinaus. Ihr Schwesterherz tausehte sie nicht. Schwarze, zarte Asche lag nmher, als sie wiederkam; er hatte den Bries verbrannt. Etwas Feuchtes im Ang', siel er ihr um den Hals: „Verachte mich nicht, Susanne!" ries er ans. „Verzweisle nicht an mir; hils mir!"

So zogen sie dnrch Italien weiter; ein so seltsames Paar, wie man wol je eines gesehen. Sie zogen an der Küste sort, über Florenz nach Rom; — der Genesung zn. Seine edle, reine Iugend, ihre gläubige Krast, sich wie Geschwister an einander stärkend, gewannen endlich den Sieg. Das Bild der leidenschastlichen Frau mit den melancholischen Angen, dem verzehrenden Blick ward in Franzens Seele blasser, undeutlicher; die rührende Gestalt, die jeden Morgen an seinem Arm hing, den andächtigen Gang dnrch das alte Rom mit ihm anzutreten, dieses heiter zu ihm auslächelnde Gesicht schien ihm endlich sast wie ein Theil von seinem eigenen Ich. Eines Tages saßen sie oben ans den Ruinen des Eolosseums. Tas Fornm unter ihnen lag in bläulichem, kühlem schatten, die Sonne leuchtete über den Palatin. Milde, erwärmte Februarlust wehte sanst dahin. Es war sehr still um sie her, und sie sprachen nicht. Franz hatte mit den klaren, ablesenden Forscheraugeu, die ihn älter scheinen ließen, als er war, die ganze Runde durchwandert-, er war dessen müde geworden und sah vor sich hin, aus die Quadersteine; doch etwas Finsteres beschästigte ihn nicht, denn er lächelte still. Susanne bemerkte es wohl. Ein heiteres, übermnthiges Gesühl gab ihr ein, wieder einmal, wie vordem, zusprechen: „Fron;! sag'mir von ihr!"

Von wem? sragte er zerstreut.

3ie lächelte.

Tu dachtest eben nicht an Emilie? sragte sie zurück.

Laß mich! sagte er. Tann nach einer Weile: Ich weiß sehr gut, was Tu willst. Triumphiren willst Du. Das ist eure Art!

Sie schüttelte den Kops. Beide schwiegen wieder. Es war ihm, als träume er, und als steige eben Frau Emilie die steinerue Treppe neben ihm heraus und stelle sich vor ihn hin. Toch sie machte ein sremdes, nordisch kaltes Gesicht. Ihre zu vollen Lippen verzogen sich aus eine unliebliche Art, und es war noch etwas, das ihm nicht gesiel. Nie unglücklich wär' ich mit ihr geworden, dachte er; oder gleichsam nicht er, sondern Jemand in ihm. Auch wenn ihr Mann nicht wäre! dachte dieser stille Iemand weiter; — Franz saß da, als horte er nur zu. — Auch wenn ihr Mann gestorben und begraben wäre. Auch wenn Alle sagten: nimm sie; sie ist dein! — — Er drückte die Augen zu, ohne zu wissen, warum; und Emiliens Bild verschwamm in dem rotheu Tchimmer, der durch die Lider drang, und er versuchte auch uicht, es sestzuhalten. Was sür eine Frau könnte ich denn lieben? dachte er beklommen. Es schwebte ihm etwas vor der Seele, doch ohne Form und Gestalt; etwas rührend Zartes, Feines, suß Beruhigendes. Ihm war, als sühle er es, ohne es zu sehen; als streichle ihn eine körperlose, liebevolle Hand, als wehe ihn die beschwichtigende Musik eines seelenvoll sansten Lachens an. Aus einmal trieb es ihn, wieder auszublicken. Er sah Susannens große, strahlende Augen aus sich gerichtet; doch sowie sie seinen Blick bemerkte, schaitte sie vor sich hin.

Wie sonderbar rührend saß sie da aus den Steinen. Der Hut beschattete ihre hohe Stirn; die zarte Gestalt war uach vorn geneigt, ein verhaltenes, süßes Lächeln hob die runden Wangen und verband sie mit den sansten, etwas schmalen Lippen. Um die Augen, die sonst so mitleidig und mitsühlend blickten, hatte sich ein heiterer Ausdruck selbstloser Freude verbreitet; es lag wie ein stiller Feiertag aus dem ganzen Gesicht, — und die Glocken, die eben aus der Tiese und aus der Ferne herausklangen, schienen die rechte himmlische Musik zu diesem himmlischen Ausdruck ihrer Züge zu sein. Er betrachtete sie sroh und ties bewegt. Dieses zarte Wesen, dachte er, hat nicht nachgelassen, bis sie mich gerettet. . . Nie war da» möglich . . . Nur so Line wie Susanne könnt' ich lieben! setzte er dann, unwillkürlich leise murmelnd, hinzu.

Sie blickte aus. Sagst Du etwas zu mir? sragte sie.

Nein, antwortete er. — — Doch nun sag' ich etwas zu Dir. — Ich bin genesen, Susanne.

Bist Du es wirklich? — — Ein seuchter Schimmer trat ihr vor die Augen. Sie legte sich beide Hände ans die Brust.

Um seiue eigene Rührung zu verbergen, machte er ein satirisch-lustiges Gesicht, wie in alten Zeiten. Ich war ein recht jammervoller Narr, Susaune, letzte er hinzu.

Du warst wol etwas dergleichen, sagte sie und uickte.

Uud wie alle Narreu war ich unausstehlich, suhr er sort. Mich überkommt eine gewisse Uebelkeit, wenn ich an mich deuke. Homo in.

»ipieu8, I^inu^! Wie hast Du es ausgehalten, meine arme, zappelnde

Seele aus diesem tiesen Sumps herauszuziehen! nicht an mir zu verzweiseln Susanne!

Zuweilen verzweiselte ich, gab sie ihm zur Autwort.

Und worin äußerte sich das? Ich hab's uie bemerkt.

Dann dachte ich: „ich kann nicht mehr", ging in mein Zimmer und weinte. Doch in's Taschentuch, daß Tu mich nicht hörtest. Hatte ich mich dann ausgeweint, so sagte ich Dir iu Gedanken, was sür ein Narr, was sür ein Kind Du seiest — und daß Du mich doch nicht besiegen solltest — und daß ich ja sterben müßte, wenn es nicht gelänge — — und mir kam wieder Muth.

Uud woher kam Dir immer wieder dieser Muth, Susaune?

Aus der Liebe, deuk' ich!

Er sah sie wieder still vou der Seite an, und sie vor sich hin. Es siel ihm aus einmal ein, daß ein Bruder und eine Schwester oben ans der Höhe des Colossrums säßen mid von einer Liebe sprächen, die so wenig begehrt und so viel dahingibt; die keiu „Magnetismus der Atome" in verlaugeude Arme zieht, nnd die doch Uebermeuschliches vollbringt; — und all seiner jungen Mannheit zum Trotz kam ihm die Versuchung, vor tieser Freude zu weinen. Doch er zuckte unr mit deu Wimpern, und es ging vorüber. Arme Susaune! sagte er, als er sühlte, es werde ihu nuu nicht mehr übermanuen.

Warum arme Susaune? sragte sie und sah ihn glückselig an.

Warum? — Weil Du mit so viel Liebe im Herzen — so viel unbegreislicher, unaussprechlicher — — weil Du Niemand hast als einen Bruder; als mich.

Findest Du das so bedauernswerth? — Glaubst Du, unr die andere Liebe kann uns glücklich machen? Hältst Du nicht viel von Geschwisterliebe, Franz?

Doch! antwortete er. Ich kann Dir nicht sagen, wie viel ich von ihr halte. Ich kann Dir nicht sagen, Susanne — —

Er unterbrach sich, und es dauerte wieder eine Weile, bis er weiter sprach. — Mir kommt's heute vor, Susanne, als wäre Geschwisterliehe — Bruder und Schwester, mein' ich — als wäre das die beste, sonderbarste, seinste, menschenwürdigste aus der Welt. Als wäre die ganz genug! Als müßte mau irgend einem Schöpser daukeu, daß — — als gab' es nichts, das so edel ist — —

Er setzte sich neben sie aus ihren Stein und drückte sie stumm an seine Brust.

Denkst Du wirklich so, Franz? sagte sie, au seinem Halse hängend, und unn slossen ihr die langen Thräuen. Ich witt Niemand, als Dich! — Ich hab' Dich mir erkaust, Franz. — Ich will ja Niemand, als Dich!

Wer von nus kennt sich ganz? Wer weiß im Voraus, was er über's Jahr, iu einem Monat, in der nächsten Woche, morgen sühlen und wollen wird? Wir sagen: ich bin so oder so, ich will nur dies oder das, — und irgend ein Schicksalswind weht niu eine Ecke und bläst eine dunkle Gluth iu uns, die wir nicht kannten, zu leuchtender Flamme au. Wir glauben unser Thun zu bestimmen, und wir nehmen eigentlich nur in uuserui Bewußtsein wahr, was iu uns geschieht. Wir lesen nus, während eine unsichtbare Hand uns schreibt; wir erleben uns; und wie auch unsere erworbene Vernunst, unser geläuterter Wille aus unser Thun und Leideu eiuzuwirkeu vermag, — woher nahm nnser Bewußtsein diese Vernunst, diesen Willen? Woher denn andero, als aus dem Wechselspiel der lebendigen, unsichtbaren Gräste - iu uns und außer uns — die unser Dasein sind, die uns Alle erschassen, entwickeln und verzehren?

„Ich will ja Niemand, als dich!" sagte Susanne an jenem Abend,

ans dem Colossrum. Gute Susanne, auch du kanntest dich nicht ganz!

Die Zeit iu Rom ging zu Ende; die beiden Geschwister, einig, zusrieden und glücklich, zogen nach Neapel weiter, nnd suchten hier dem regnerischen März jede schöne Stunde, jeden heiteren oder bedeuteudeu Augenblick abzugewinnen. Wenn ein kalter Wind sauote, srischer Schure aus deu Vesuv herab und Hagel iu die Straßen von Neapel siel, dann blieben sie in ihren Gemächern, lasen italienische Bücher mit einander — nothdürstig genug, denn seine wie ihre sprachlichen Talente waren gar gering -^ seierten mit einigen Gleichgesinnten, die sie sanden, poetische, halbantike Simposien, und genossen noch wie Studenten diese letzten Wochen ihrer Freiheit: denn sobald Franzens „Genesung" sich hinlänglich bewährt hatte, riesen ihn nnd sie die alten Pslichten zurück. Franz hatte beschlossen, sich an einer süddeutschen Universität — sern von Emilien — niederzulassen und seiue amerikanischen Forschungen zu verarbeiten; nach Susannen senszte 5ie Tante; und auch Susanne seuszte, aber nicht nach ihr . . . Zu jenen Gleichgesinnten, die mit ihnen künstlerisch lustig lebten, gehörte außer einigen Malern und Bildhauern auch ein vornehmer junger Mann, ein Deutscher wie sie; nicht ohne Vermögen, aber noch ohne Berus. Er war nicht eigentlich schön; aber er hatte diese aristokratische Gestalt und Haltung, diese Poesie der Formen, die zumal ästhetisch gesinnte Frauen so sehr bezaubert. Auch war in ihm eine unwiderstehlich anziehende Mischung von heroischer Leidenschastlichkeit und kindlicher Hingebung; von vornehmer Denkart und demokratischer Verachtung aller Vorrechte der Geburt. Er war aus dem Wege nach Aeghpten, wie er sagte; doch die Schönheit Neapels hielt ihn sest. Er kam von B., wo Franz und Susanne gelebt hatten; er erzählte von Frau Emilie, die er sehr gut zu kennen schien, und die nach seiner scheinbar unbesangenen Schilderung nicht sowol schwermüthig, als ausgeregt und von Extrem zu Extrem lebte: bald voll aussallender Frckgeisterei, bald in ebenso aussallender abergläubischer Mystik; heute lebenssatt und mit sich allein, morgen im Fieber und Wirbel der Zerstreunng.

Bei diesen Berichten suhlte Franz noch einige Beklemmung; aber es bedurste nicht mehr der Künste seines lieblichen „Kerkermeisters", ihn davon zu besreien. Seine eigene Krast reichte hin. Ihn beunruhigte mehr, daß der junge Freiherr — ich nenne ihn Ferdinand — der ihm ansangs sonderbar kühl und sorschend, sast konnte man sagen: seindselig, entgegengetreten war, sein Benehmen aus einmal geändert hatte, als er eines Abends Susanne in all ihrer poetischen Heiterkeit, ihrem innigen Nitgenießen kenneu lernte. Von da an schloß er sich den Geschwistern, mit seinster Rücksicht und ohne jede Zudringlichkeit, aber voll Feuer an. Er überraschte Susanne täglich mit zarteu Ausmerksamkeiten, aus die kein Andrer versiel. Er war rührend beglückt durch jede Aeußernug ihrer Dankbarkeit. Sein ganzes Wesen erhöhte, veredelte sich in ihrer Gegenwart; man konnte nichts Liebenswürdigeres sehen. Auch seine Kenntnisse, seine Talente setzten in Erstaunen. Er zeigte eine Fähigkeit, die ästhetischen Genüsse dieser kleinen Gesellschast mitzngenießen, die in eine wirkliche Künstlerseele blicken ließ. Er zeichnete Susanne, er besang sie in deutschen und italienischen Versen; und in die stille Poesie ihrer Seele drang er so seinsühlig ein, daß er dazu geboren schien, sie zu begreisen.

Franz erschrak; vor der Wirkung dieser Bewerbungen aus Susaune, und vor sich selbst. Denn je mehr er Susanne dadurch beglückt sah, desto mehr sühlte er sich unglücklich; eine schwermüthige Eisersucht besiel ihn, die er kaum zu verbergen wußte. Was geht denn in mir vor? sragte er sich verwundert und beklemmt. Ein liebevoller Bruder ist ansangs eisersüchtig aus den Geliebten, sagt man; daß auch ich es sein würde, hab' ich immer gewußt. Aber dieser Kummer, den ich sühle, — ist denn darin Vernunst? Sie liebt diesen Ferdinand; oder wenn



sie ihn noch nicht liebt, wird sie ihn bald lieben; — warum sollte sie nicht? Verdient er's nicht? Soll sie einsam bleiben, nur weil mir's besser gesiele? Wenn ich einmal ein Mädchen sinde, das ich noch lieber haben kann, als sie, werd' ich dann sragen, ob ihr das gesällt? Werd' ich dann nicht um dieses Mädchen werben und kämpsen, bis es mein wird, — ob nun Susanne sich darüber sreut, oder nicht? — — Mit solchen Gedanken sprach er sich zur Ruhe; sie gingen ihm nach bis in Schlas und Traum. Bruderliebe ist selbstlos! sagte er sich, gleichsam aus Schritt und Tritt. Bruderliebe ist edel, ist opsermüthig, ist ein seines Ding. Gönne Susannen ihr Glück!

Es kam, wie er sürchtete: Baron Ferdinand erklärte sich, und Susanne — nachdem sie an Franzens Brust sich ausgeschüttet, sich seiner Zustimmung versichert hatte — willigte ein. Ach, es ist seltsam, Franz! sagte sie, als es geschehen und sie mit dem Bruder allein war; mehr als Dich kann ich ihn nicht lieben; ^ nie, Bruder, nie; — — doch ich muß ja auch nicht, setzte sie hinzu. Du warst mein Alles, Franz! — Ich habe geweint, daß ich Dich verlasse! — Doch wie kindisch ist das von einem so alten Mädchen: Dich verlass' ich ja nicht. Er hat mir gelobt, geschworen, Dich wie ein Bruder zu lieben. Er ist gut, edel, zart! — Doch wie komm' ich dazu, ihn vor Dir zu rühmen . . . Sie schloß den Bruder in ihre zitternden Arme: Franz! Immer mein Franz!

Ferdinand hatte aus eigenem Antrieb erklärt, daß er sein bis dahin zweckloses Reisen und Studiren, seinen „edlen Müßiggang" ausgeben, daß er „zu seinen Kenntnissen ein Amt suchen" wolle. Die Vermählung sollte so lange ausgeschoben werden; und um den Ernst und die Festigkeit seines Vorhabens zu zeigen, riß er sich schon nach wenigen Tagen los und ging nach Deutschland zurück. Hier wollte er in M., wo er günstige Anknüpsungen hatte, sich um eine Stelle bewerben, die seinen Wünschen entsprach. Eh er Abschied nahm, klagte er sich in seiner liebenswürdig beredten Weise vor Susannen an, daß er, durch die Leichtigkeit seiner Eroberungen versührt, sein Herz ost vergeudet und dem weiblichen Geschlecht mehr gehuldigt habe, als gut war. Doch nachdem er sie durch dieses Bekenntniß betrübt habe ssie war blaß geworden und litt sehr), werde er sie nie mehr betrüben; sie habe jeden seiner Blutstropsen treu und rechtschassen gemacht! — Er schien ihr noch etwas bekennen zu wollen; doch das peinliche Gesühl, das ihre jungsräulichen Züge verstörte, schreckte ihn ossenbar ab. Er verließ sie, ohne daraus zurückzukommen. Wenige Tage nach seinem Abschied brachen auch die Geschwister aus. Sie wollten nur noch Eapri, Amalsi und die Rosen von Pästum sehen, und dann die Heimreise antreten; beide als Verwandelte: er von der Liebe geheilt, sie von ihr gesangen.

Franz hatte seinen Kosser gepackt und stand in seinem Zimmer am Fenster, um noch einmal den Molo und den Gols von Neapel sich recht in's Gedächtniß zu prägen, wie es seine Art war. Ein trauriges Vorgesühl lag ihm aus der Seele; er vermied es, sich zu sragen, warum. Man brachte ihm einen Bries, der soeben noch gekommen war, sür Baron Ferdinand. Ich werd' ihn ihm nachschicken, sagte Franz, und behielt den Bries. Einen verlorenen Blick aus die Ausschrist wersend, erstaunte er: er erkannte Emiliens Hand. Es durchsuhr ihn ein sehr sonderbares Gesühl. Das erste Mal, daß er wieder diese Handschrist sah; denn nach einigen Fehlversuchen, seinen immer wechseluden Ausenthalt zu ersahren, hatte die tiesgekränkte Frau sich, wie er, iu tieses Schweigen gehüllt. Nun hielt er einen Bries von ihr zwischen seinen Fingern; doch der Bries war nicht sür ihn, sondern sür Ferdinand. Wie kam sie dazu, an Ferdinand zu schreiben? Nie hatte dieser gesagt, daß er in so vertraulichem Verkehr mit ihr sei; im Gegentheil hatte er einmal angedeutet, daß er aus den Umgang mit ihr verzichtet habe. Warum jetzt dieser Bries? — — Es rührte sich einen Augenblick der mißtrauische Gedanke in Franz: wenn ich ihn öffnete! — Doch er ward roth, daß er das denken konnte. Er wars ihn aus der Hand, aus deu Tisch. Dann siegelte er ihn in ein neues Couvert, schrieb Ferdinands Adresse daraus und schickte ihn ab.

Die letzten Reisetage gingen schnell dahin; die Rückkehr nach Deutschland kam, und danach die Trennung. Franz war stiller geworden mit jedem Tag; Susanne erschien ost mit verweinten Augen, doch eine gewisse äußerliche, ausgeregte Heiterkeit blieb ihr meist getreu. Als sie Abschied nahmen, wollte Franz — sonst der männlich Härtere — sie nicht aus den Armen lassen; er nannte sie mit einem Kosenamen, den er ihr als Kind gegeben hatte, und drückte ihr die Hand so sehr, daß sie „Wehe" seuszte. Sie schien ruhiger; erst im letzten Augenblick slüsterte sie ihm zu: „liebster, liebster, liebster aller Menschen!" — — Susanne allein suhr nach B., dort zu bleiben, bis ihr zukünstiger Gatte zur Vermählung komme. Franz zog seinem „gelehrten Nest", wie er es nannte, seinem „Bienenkorb" zu. Er kam an, packte aus, wars sich aus die Arbeit. Ihm war wie einem Knaben, der ein wunderbares Märchen gelesen, mit Prinzessinnen, Zauberern, singenden Schwänen gelebt hat, und nun abgerusen wird, um zur Schule zu gehen. Die Wirklichkeit, die „Schule des Lebens" gähnte ihn an. Unbedeutend war ihm die nordische Natur, und keiner der Menschen wollte ihm gesallen. O Italien! o Susanne! seuszte er; überall einsam — ob nun unter Menschen, oder allein — und überall betrübt.

Doch wie viel tieser noch sollte er sich betrüben, als ihm nach und nach aus M., über Ferdinand, seltsame Nachrichten zugingen. Sie waren so unglaublich sür seinen hohen Begriff von diesem Manne, und sür seinen Bruderstolz, daß er sich sträubte, ihnen Gehör zu schenken. Eine Frau von abenteuerlicher Existenz — man nannte sie Verena — die dem Baron bei einem srüheren Ausenthalt in M. zu gut gesallen, habe ihn jetzt wieder

anzulocken gewußt; er gerathe mehr und mehr in ihre Netze, und versäume darüber, die Sache zu betreiben, die ihn nach M. gesührt. Traurige Nachrichten über Susanne solgten nicht lange daraus: sie hatte von diesen Dingen ersahren, wollte nicht glauben, zweiselte, härmte sich heimlich ab. Endlich kam durch einen zuverlässigen Freund, einen Augenzeugeu, zu Franz die Kunde: mau habe diese Verena, ein Wesen von versührerischer Schonheit, aber von durchaus unwürdiger Vergangenheit, össentlich an Ferdinands Arm gesehen. Aus eiuen Bries, den Franz hieraus an den Verlobten seiner Schwester schrieb, ward ihm keine Antwort. Dagegen meldete Susannen» Taute aus B.: Baron Ferdinand sei so ties gesunken, daß er, wegen seines treulosen und unedlen Benehmens zur Rede gestellt, in der sinnlosen Ausregung des Rausches mit beleidigenden Aenßerungeu über seine Braut geautwortet habe. Gleich daraus sreilich habe er es bereut und zurückgenommen; Susanne aber, der man dies Alles sosort zu Ohren gebracht habe, sei dabei in Ohnmacht gesunken.

Was Franz empsand, brauche ich nicht zu sagen. Seine sriedsertige, ästhetische Natur ward nur noch von dem einen wilden Gesühl beseelt, Susanueus Rächer zu sein. In der nächsten Nacht suhr er uach M. Er drang bei Ferdinand ein nnd erklärte ihm, er sei gekommen, nm ihn zur Rechenschast zu ziehen, um ihn zu tödteu. Baron Ferdinand ^ ohne Furcht, doch nicht ohne Scham — ward beim Anblick von Susannen« Bruder wieder von Neue ergrissen. Er klagte sich seiner unglückseligen, unbegreislichen Schwäche mit plötzlicher Leidenschast au. Er verdammte sich; es sei unwürdig, unsaßbar; — wie ein Fieber sei es über ihn gekommen. Er betheuerte, daß Susanue der gute Engel seines Lebens sei, und erklärte sich bereit, Alles gut zu machen. Doch in jedem Wort sühlte Franz eine Beleidigung. Zu einer bürgerlichen Versöhnung, sagte er, bin ich nicht gekommen. Wer hier von „gut machen" spricht, der hat nie gewußt, was sür eine Gnade von Gott ihm in der Liebe meiner Schwester zugesallen war! Diese Schwester haben Sie mir aus den Tod verwundet.. . Wenn Sie Ihrem ehrlos gewordenen Leben nicht selber ein Ende machen, nun so muß ich es thun! — —

Ein Zweikamps, aus Pistolen, war das Ende. Ferdinand hatte sich als Schütze einen Namen gemacht; Franz, dem leicht das Blut zu Gesichte schoß, dem jede Ausregung die Ruhe und Sicherheit der Hände nahm, war das Gegentheil eiues guten Schützen. Dennoch tras er tödtlich; unmittelbar nachdem ihn selber Ferdinands Kugel iu der Brust verwundet hatte. Beide sanken hin, und Beide verließ das Bewußtsein.

Als Franz wieder zu sich kam, sagte man ihm — den man inzwischen verbnnden hatte — daß Ferdinand ihn vor seinem bevorstehenden Ende noch zu sprechen wünsche. Er ließ sich hinsühren, wo Ferdinand, mühsam athmend, unter einem Baum im Gehölze lag; es war srüher Morgen. Ich muß Ihnen noch etwas sagen — sing der Unglückliche an — das mich sehr bedrückt. Sagen Sie's Ihrer Schwester, wenn Sie mich überleben; — und wenn ich bei diesem pseisenden Athem so undeutlich spreche, daß Sie mich nicht verstehen, so sragen Sie! — Dieses Duell war Ihnen eigentlich schon in Neapel zugedacht; und nun kam es so! — — Als Sie Frau Emilie verlassen hatten, lernte ich sie kennen. Ich hielt sie sür die Krone der Frauen. Ich bewarb mich um sie; doch ich erreichte wenig . . . Endlich sagte sie mir: „schaffen Sie diesen Menschen aus der Welt, der mich so unerhört beleidigt, so schmachvoll verlassen hat; dann gehör' ich Ihnen!" — Ich war sinnlos vor Leidenschast. Ich reiste Ihueu nach; sand Sie in Neapel. Meine Absicht war, Sie in einem gelegenen Augenblick in einen Streit zu verwickeln, der so enden sollte, daß Ohnehin waren Sie mir von vorneherein verhaßt . . . Da lernt' ich Susanne kennen. Ach! — Franz, ich schwör' es Ihnen, meine Liebe zu Susanne war rechtschaffen, edel, gut. Ich vergaß, was ich wollte; ich trachtete nur noch, ihrer würdig zu werden! Damals beim Abschied wollt' ich ihr Alles gestehen; doch ich sand nicht den Muth. Nun erst sind' ich ihn, hier, in der letzten Stunde! — Treulos war ich Emilieu geworden um Susannens willen; sie ersuhr es und marterte mich mit vorwurssvollen Briesen; — so einen Bries, den letzten, schickten Sie mir noch aus Neapel nach. Uud nun hab' ich Susanne — ich Unbegreislicher, ich zur Charakterlosigkeit verdammter Mensch — nun hab' ich den Engel um dieses Weib da verlassen. Vielleicht nur weil diese Phrvnen, diese Laisse — — ein gewisses Etwas — ^- Ach, ist das das Leben. Franz! geben Sie mir die Hand! Suchen Sie mir zu verzeihen!

Franz reichte ihm erschüttert die Hand. Dann verlor er diese und jede andere Empsindung, und mit ihnen die Sinne. — —

Es war ihm seltsam und sremd zu Muth, als er in's Leben zurückkam. Ein unsicheres, gleichsam slackerndes Gesühl sagte ihm, er sei Der und Der, weiter wußte er nichts; er erkannte nur, daß er sich in einem nie gesehenen Zimmer, unter einem Betthimmel besand, und daß eine weiße Decke heiß und schwer aus ihm lag. Da er sich noch so sremd schien, und da rine von ihm abgewandte Gestalt sich in der Nähe bewegte, siel ihm endlich ein, zu sprechen und einen Lpiegel. zu sordern: damit der Klang der Stimme und der Anblick des Gesichts ihm sagten, ob dieses Ich so beschaffen sei, wie es ihm ungesahr vorschwebte. Die Gestalt verschwand und kam mit einem Spiegel zurück. Als er hineinsah, erschrak er; denn das Gesicht war wie die Stimme: dünn, hohl und sarblos. Er betrachtete diese traurigen Züge sort und sort. Es war ihm ein grausames Vergnügen, mit dem wieder auslebenden Natursorscher-Blick die ganze Verwüstung zu studiren, die irgend Iemand hier angerichtet hatte; sich in den sleischlosen „Säulenheiligen", den „Büßer" nnd „Märtyrer", der da lag, hineinzusehen. Doch ein Tropsen störte ihn, der ihm aus die Stirn siel. Er versuchte ihn wegzuwischen; aber der Arm blieb müde aus der Decke liegen. Ein zweiter Tropsen siel ihm aus die Wange. Nun sah er aus, und ein Gesicht, dessen traurig-srohe Lieblichkeit ihm plötzlich das Herz bewegte, lächelte schwach, doch süß, aus ihn herab. Er erkannte Susanne, deren Thränen slossen.

Wie blaß sie ist, dachte er. Dann hörte er sich mit seiner klanglosen, hohlen Stimme sprechen: Daß Du so schön warst, hätt' ich nie gedacht . . . Wie kommst Du hierher, unter diesen Baum? — — Nun siel ihm erst wieder ein, daß er ja nicht im Gehölz, sondern unter einem Betthimmel lag. Doch das grünliche Gesicht des sterbenden Ferdinand, unter jenem Baum, tauchte in ihm aus. Wo ist Er? sragte er mit Zögern.

O Franz! Franz! ries Susanne aus und sank schluchzend über sein Bett.

Ein Mann trat vor — der Arzt — und zog Susanne slüsternd und sanst zurück. Bald daraus verwirrten sich wieder die Bilder in Franzens Gehirn; er bemühte sich nicht mehr, zu sprechen und zu denken. So verging die Nacht, die unterdessen hereingebrochen war. Erst als das erste rosige Licht durch die Vorhänge hindurchfloß und die Lider des Schlasenden mit unhörbarem Wellenschlag umkreiste, rührte sich in ihm ein deutliches Gesühl, daß um ihn her etwas sei. Er ließ die Augen geschlossen, doch er hörte Töne, und es ward ihm bewußt, daß sie von außen kamen. Ein Gewand rauschte leise; eine Stimme, die ihm wohlthat, flüsterte über ihm. Sie hatte einen traurigen, doch seineu Sinnen schmeichelnden Klang, so daß ihn ein süßer Frost überschauerte. Endlich verstand er auch die gehauchten Worte. „Franz! Franz!" hörte er's leise klagen; und aus einmal wußte er, daß Susanne sprach. Er horchte ans. — Ach! slüsterte sie. Ach! warum hast Du mir das gethan! Ach, warum hast Du ihn umgebracht! Wie kann man so grausam sein. Franz! Du mein Franz!

Er riß die Augen aus, bis in's Herz erschrocken; richtete sich halb empor und starrte ihr in das wehklagende Gesicht. Plötzlich stand ihm Alles, was geschehen war, was er gethan, vor der Seele. Er wollte ihr etwas zurusen; ihm versagte die Stimme. Gleich daraus saßten ihn ihre beiden Hände und drückten ihn wieder aus sein Kissen zurück.

Franz! was ist Dir? sragte sie bestürzt, mit nicht mehr weinender, sondern besorgter Stimme. Warum sährst Du so aus?

Du hassest mich, sagte er mit Mühe.

Ich Dich hassen? Träumst Du?

Er ist also todt; und Du sagst, ich war grausam — —

Weiter sprach er nicht.

Franz! slüsterte sie nach einer Weile, jammervoll; was hast Du gehört?

Alles, antwortete er.

Ich Dich hassen, Franz? sagte sie und bedeckte ihn mit Küssen. Würd' ich Dich wol so kussen, setzte sie dann hinzu, wenn ich etwas gegen Dich im Herzen hätte? — Was hab' ich gesagt, Franz. Kümm're Dich darum nicht! — Und mit schwerster Anstrengung, mit zitternder, doch gehorchender Stimme suhr sie sort: Ich muß Dir ja danken sür das, was Du gethan hast —

O Susanne! Schwester!

Bei diesem Ausbruch des Schmerzes aus seiner matten Brust besaun sie sich wieder, was sür ein Kranker da lag. Sie saßte sich, und legte ihm ein kühlendes Tuch aus die heiße Stirn. Guter, lieber Franz! sagte sie leise, ruhig, und kauerte an seinem Bette nieder; wovon reden wir. Was sür eine pslichtvergessene barmherzige Schwester bin ich. Still; ach, sei still. Träume wieder; schlase. Denk' an etwas Liebliches, schlase dabei ein. Nur gesund werden, Franz!

Ach, Susanne —

Still!

Gesund werden, sing er nach kurzem Schweigen wieder an. Ich hab' eine Wunde, nicht wahr.

Ia. Sei nun still.

Hier aus der Brust, nicht wahr.

Ia.

Wie lange lieg' ich denn hier? — Wo bin ich? — Wie kamst Du her?

Aus diese drei Fragen will ich Dir noch antworten, sagte sie mit ihrem lieblichsten Lächeln, als hätte sie nie und über nichts geklagt; — dann geh' ich in's andere Zimmer, und Du sragst nicht mehr! — In diesem Hütel hab' ich Dich gesunden, als ich kam; und ich kam aus B., weil sie mir telegraphirten, daß — — daß Du mich nöthig hättest; und Du liegst hier schon eine Woche lang. Doch Du bist „durch", sagt der Arzt; und die Brust wird gesund und Alles gnt werden, wenn Du nichts Unnützes denkst, sondern ruhst und sromm und still und gut bist — — und mich lieb hast, Franz! Und uuu geh' ich; — doch noch ein Wort. Hier habe ich Deine Hand. So wahr ich sie küsse, Franz, — ich will nie mehr klagen; weder daß er starb, noch daß er lebte, noch daß ich ihn liebte. Immer nur, Morgens und Mittags und Abends, will ich mich srenen und denken, daß ich Dich behalten habe, mein Bestes. Du nun wieder mein Alles! Aus ewig! — Nun aber lieg' still wie ein Philosoph; gute Nacht!

Franz genas; es blieb zwar eine gewisse Schwäche in der Brust zurück, die immer der Schonung bedurste, aber er setzte sich, wie er es nannte, „wieder an den Tisch, an dem die Lebendigen sitzen". Man uerurtheilte ihn wegen des Duells zu Gesängnißhast; doch durch königliche Gnade ward er srei, noch eh' er die Strase angetreten hatte. Damals erhielt ich, als erstes Lebenszeichen von ihm seit langer Zeit, eine Photographie, die den Genesenen darstellte. Er war nicht schöner als srüher, aber aussallender, bedeutender; die Formen des Kopses, schien mir, hatten sich vergrößert, die hohe Stirn sich noch mehr gewölbt. Der Blick war eher träumerischer als lebhaster geworden, und um die Lippen — nicht voll, sondern sein und schmal wie die Susannens — glaubte ich einen Zug von leiser Melancholie zu bemerken; der schöne, energische Bart aber und das Haar, das sich plastischer und kühner lockte, gaben diesem srühreisen Gesicht den Charakter voller Männlichkeit. Bald daraus kam noch ein Bild, das mir mehr erzählte, als lange Briese vermocht hätten. Susanne und Franz saßen Hand in Hand; sie mit den großen innigen Augen dem Beschauer zugewandt, und mit einem kaum wahrnehmbaren Anslug von glückseligem Lächeln; er sie in stiller Versunkenheit, in rührender Hingebung, gleichsam dankbar, betrachtend. In ihrem dunklen, einsach anliegenden Kleid, das die seinen Formen sprechen ließ, und mit der dunklen, ossenbar violetten Schleise über dem Spitzenkragen, erinnerte sie mich an jenen Tag in B. — nicht lange vor Franzens Rückkehr ans Südamerika — als ich sie am Fenster sitzend sand und sie mir klagte, daß sie ohne Kenntnisse und ohne Talente sei. Glücklich und zusrieden — so schien es — saß sie nun aus dieser Photographie, neben dem Bruder, da. Aber viel zn ties lagen die großen Augen; und irgend etwas heimlich Zehrendes hatte ihr die Rundung der Wangen weggepslückt . . .

War es zu verwundern? War sie nicht zart, und sein? — Diese zweite Photographie stand vielleicht zwei Tage aus meinem Schreibtisch, als ich hörte, daß eine hitzige, lebensgesährliche Krankheit in Susannen ausgebrochen sei. Der nagende Kummer um Ferdinands Verschuldung und Untergang, der rastlose Kamps nm Franzens Leben, an seinem Siechbett, hatten zu lange gewühlt; als sie sich endlich wieder glückssähig sühlte, brach sie zusammen. Da beganu denn nun Franzens Dank; da begann denn seine in's Gränzeulose gewachsene, von allen edlen Gesühlen genährte Bruderliebe sich in reinster Opsersreude zu bewähren. Wenn je ein Mensch einem Menschen vergalt — — Doch das nicht zn Schildernde zu schildern, soll man nicht versuchen. Wie sie ihn gepslegt hatte, pflegte er nun sie; wie sie ihm und sich sein Leben gerettet hatte, rettete er das ihre, ihr und sich. Nur aus Viertelstunden bracht' er es über sich, sie zu verlassen. . . . Seine erneute Iugendkrast hielt dieser Ausgabe Stand. Ihn belohnte das Glück. Susannens so recht zum Ausharren geschassener Lebensgeist, der sich in der zarten Gestalt geheimnißvoll bewegte, steuerte durch alle Stürme hindurch. Man konnte sie endlich aus's Land bringen; unter Bäumen, aus einer Wiese, konnte sie die letzte Zauberkrast der Herbstsonne genießen. Das serne Gebirg sah, wie das Land der Hoffnung und Verheißung, herüber. Dort gedieh sie, langsam, doch mehr und mehr. Eines Tages kam er dorthin zu ihr zurück, nachdem er den Arzt bis zur Landstraße an den Wagen begleitet hatte; in der Gewißheit des Sieges lächelnd, heiter lächelnd, ihre Hände streichelnd, immer streichelnd und küssend; endlich kniete er wie ein Verliebter vor ihr hin.

Was hast Du nur? sagte sie, wie verwundert lächelnd. Doch sie heuchelte: denn von Franz verwunderte sie nichts mehr.

Du bist nun „entlassen", antwortete er. Vom Doetor, mein' ich. Als geheilt entlassen. Dein Krankheitssall interessirt ihn nun nicht mehr.

Wirklich? sragte sie.

Wirklich.

Ich wäre gestorben, Franz — das weiß ich gewiß — wenn mich dieser barmherzige Bruder hier nicht bebütet hätte! Und wenn ich nicht gewußt hätte — suhr sie sort — daß Du mich durchaus behalten wolltest, wär' ich gern gestorben. — Doch nun leb' ich gern! gern! setzte sie hinzu.

In einigen Wochen, erwiderte er, mit einem sonderbar übermüthigen Gesicht, — iu einigen Wochen kannst Du wieder thun, was Dn willst. Gehen, wohin Du willst.

Gehen? Wohin?

Nun, jedensalls wohin es Dir beliebt!

Wohin es mir beliebt?

Nun, Du wirst Dich doch wieder von mir trennen wollen, sobald die Krast dazu da ist. Entweder zur Taute zurück; oder an irgend einen Ort, wo ich nicht lebe — —

Es überlies die Arme plötzlich, während er das sagte. Doch sie antwortete nichts.

Warum so still? sing er, noch immer in scheinbarem Gleichmuth, wieder an. Du wirst Dir ja schon überlegt haben, wie Dn nun Dein Leben ohne mich gestalten willst — —

Sie wandte den gesenkten Kops zu ihm und blickte ihn wie hülslos an. Ach! sagte sie nur; dann war sie wieder still.

Du hast Dir's noch nicht überlegt —?

Warnm bist Du nur so grausam, antwortete sie endlich. Was willst

Du. Laß mir doch, diese schöne Zeit. Darüber hinaus Großer

Gott! was sür ein Gedanke!

Nun, was sür ein Gedanke?

Mich wieder trennen! von Dir! Mich noch einmal trennen! — — Franz!

Sie legte ihre beiden Hände aus seine Schultern und brach in solches Weinen aus, daß es sie schüttelte.

Doch auch das rührte ihn, wie es schien, nicht gar so sehr. Er stand aus, rieb seine Hände an einander und sah nur strahlend aus die kleine Hülslose herab.

Was hast Du, Franz? sagte sie endlich. Mein Kops ist wol noch sehr schwach: ich verstehe Dich nicht —

Ich will Dir etwas sagen, antwortete er. Und sich aus den Tisch setzend, der vor ihrem Lehnsessel stand: Suse! Suse! sagte er. Du bist nun sechsundzwanzig Iahre alt, und dasür noch sehr unbedacht; und ich bin dreiundzwanzig, und dasür wunderbar gescheidt! — Wir uns wieder trennen? Dachtest Du wirklich, daß es so kommen könnte? — Das müssen wir uns nun abgewöhnen, Suse; denn ich glaube, ohne einander halten wir's nicht mehr aus. Wer kann mir das sein, was Du mir bist. Wenn ich an die Frauen oder Mädchen denke, die ich kannte: wie von einem andern Stamm kommen sie mir vor; aus irgend einem unbekannten Erdtheil an unserer Insel gelandet, aus der Du und ich mit einander wohnen. Die Patagonierinnen waren mir nicht sremder, als mir jetzt meine sogenannten Landsmänninnen sind! — Wo Du bist, kleine Susanne, da ist mein Glück; meine Lebenslust, mein Humor, mein Drang, etwas zu werden, meine guten Gesühle und Gedanken. Du bist die Lust sür mein Ich; wo ich Athem hole. Und Du! Du! setzte er mit übermüthigem Glücksgesühl hinzu, was bist Du ohne mich?

Sie antwortete nicht aus diese Frage. Ach! Guter, thörichter Franz! sagte sie nur, mit eiuem Blick voll Liebe.

Muß denn Ieder heirathen? sprach er weiter, seine Füße schaukelnd. Wie viele große Männer blieben ledig; — ich will Keinen nennen, damit ich Die nicht beleidige, die ich nicht nenne. Einsamer Iunggeselle bleiben, ist vielleicht eine Dummheit; aber viel Verstand ist schon darin, wenn zwei Iunggesellen mit einander leben; und das Ideal scheint mir zu sein, wenn diese Beiden Bruder und Schwester sind! ,

Was Du alles redest! sagte sie, im Herzen doch ganz glückselig. Und Du denkst also wirklich, Franz —

Daß wir uns nie mehr trennen! das denk' ich. Will die Tante die Dritte sein, nun so sei sie die Dritte; will sie nicht, so bleiben wir Du und Ich. Susanne! Ich glaube, Du bist auch erst dreiundzwanzig wie ich, und nur eine halbe Stunde vor mir aus die Welt gekommen.

Zwillingsschwester! Wirkliche bessere Hälste! Ich bin höchst

überaus glücklich! — — Ich nehme mein Kreuz aus mich! ries er plötzlich aus, hob den Lehnsessel sammt der darin sitzenden leichten Last empor, drückte ihn an sich und trug ihn über den Rasen in's Haus.

Dieser Tag war gewissermaßen der Geburtstag des geschwisterlichsten Zusammenlebens, das ich je gesehen; das über tiese Noth hinweg so jugendlich sroh begann, und so traurig-schön mit ihnen enden sollte. Nach Susannens Genesung reisten die Beiden noch einmal dem Süden zu, die Wiederherstellung ihrer Kräste zu vollenden; kamen dann über die Alpen zurück, blieben aber in W., wo sie sich sür die nächsten Iahre niederließen: denn Franz hatte seinen Gedanken, die akademische Lausbahn einzuschlagen, wieder ausgegeben, und theilte nun sein Leben, wie seine Seele getheilt war: zwischen Natur und Kunst. Das Bedürsniß nach Schonheit und nach der inneren Harmonie, die die Kunst gewährt, war in ihm — vielleicht dnrch das Zusammenleben mit der zarteren „Zwillingsseele" — ebenso mächtig herangewachsen, wie vordem sein Drang, die Natur zu beobachten, zu erkennen. Doch daß er sich nun zersplittert hätte, könnte man nicht sagen; ein sehr seiner, vermittelnder, zusammensassender Sinn leitete ihn vom Einen zum Andern, und seine Naturkenntnisse wuchsen ebenso sehr wie sein Schönheitsenltus, mit dem sie sür ihn denselben Mittelpunkt hatten: jene unbekannte Sonne, die man die Weltseele nennt. Von den bedeutenden Ergebnissen seiner Studien zu reden, ist hier nicht der Ort; ich kehre nach W. und zu den Geschwistern zurück . . . Das Vermögen, das sie besaßen, reichte hin, sorgensrei zu leben. Der Reiz ihres Umgangs machte ihnen Freunde, wohin sie kamen; sie waren beide sehr empsänglich sür ausgewählte, schöne Geselligkeit, bei der sie sich selbst nicht verloren. Da die Tante (die schon nach einigen Iahren starb) sich nicht entschließen konnte, ihre gewohnten „Kreise" zu verlassen, blieben sie zu Zweien, als „Du und Ich". Um so reiner vielleicht war ihre Eintracht, ihr Znsammenklang. Doch die eigentlichste Poesie dieses Zwillingslebens begann, wenn der Sommer kam und sie in die Berge oder in's Vorland des Gebirges zogen; wenn ihre Fähigkeit, mit einander wie Zwillingsblumen auszugehen, gleichsam in der Gluth des Sommers sich sonnte, unter dem erwärmten Himmelsblau, an lieblich kühlenden Gewässern ausblühte; — am schönsten und am liebsten in jener Gegend, wo Susanne genesen war, wo er „sein Kreuz aus sich genommen", nnd das sonderbare Märchen ihrer „Iweieinigkeit" sich vollendet hatte. Dort sah ich sie wieder, einige Sommer danach. Wo die flache Hochebene von M. sich den Bergen nähert und gleichsam in Wellenbewegung geräth, liegt der Ort, der ihnen so gesiel; eigentlich nur ein Wirthshaus und ein paar Landhäuser, aus die Höhe gebaut und mit weitem Blick. Die lange Kette des Gebirgs lag am Horizont, nah und sern zugleich, so daß sie den reinen Genuß ihrer Schönheit gab und zugleich leise Sehnsucht weckte; diese Kette durchbrechend zog ein Fluß heran, sührte sein klar grünes Alpenwasser durch heitere Thalbreiten zwischen den Verbergen hin, schäumte an Felsen ans, die aus dunklen Fichtenwäldern vorsprangen, und verschwand endlich im Norden, wie er von Süden kam: hinter grünen Höhen, die alte verwitternde Kronen von Burggemäner oder WallsahrtskapeUen trugen. Durch lichten und dunklen Wald stieg man von dem Berge, aus dem die Geschwister in ihrem „Schlößchen" thronten, an den rauschenden Fluß und zu einem schweigsamen Nonnenkloster hinab. Rückwärts aber sammelten sich andere Hügel zu ungleichen Wellenreihen, hinter denen ein großer, villenreicher See

sein schönes Geheimniß verbarg. Die Gegend gesiel mir sogleich, durch den Doppelreiz, der aus Nähe und Ferne wirkte; wie abwechselnde Winde wehten uns Frieden und Verlangen, Genügen und Wanderlust an. Das „Schlößchen", das wir gemiethet hatten — ich mit ihnen — war im Geiste einer gewissen kindlichen Romantik gebaut, die wenigstens Franzens Humor vielsach beschästigte. Er hatte es „Lautereck" getaust, weil es mit seinen Thürmen, Vorsprüngen und Winkeln wirklich wie eine dieser geometrischen Figureu aus Vorlegeblättern aussah, an denen die zeichnen lernende Iugeud sich übt. Inwendig aber schoben sich die Räume lustig und sast malerisch durcheinander; — nnd es waltete darin ein holder Geist, vielleicht der holdeste, beruhigendste, den ich je gekannt: die „Zwillingsseele" Susaune.

Sie war älter geworden, wenn man an die Ersahrungen des Herzens denkt; man sah es ihr wol an, daß sie „Todte hatte"; aber ein stiller Glanz unzerstörbarer Iugend lag aus ihr, wo sie ging und stand. Man mußte sie lieben, da war keine Frage; auch verlieben mußte man sich in sie, wenn man ein sreies Herz hatte; — meins aber war nicht srei, und so konnte ich sie mit der Unbesangenheit des Freundes betrachten und ihre Nähe so rein beglückt genießen, wie man die sanst schwärmerische Verklärung einer warmen Mondnacht genießt. Sie ward mir schwesterlich zngethan, wie ich bald der Bruder ihres Bruders war; — so weit man bei ihm und ihr noch von geschwisterlichen Gesühlen sür einen Dritten reden dars. Naturstudien mit Franz, Kunsttreibeu mit Beiden, weite Wauderungen, bei denen sie unternehmend voranzog, Träumen im Gras, thräueulachende Heiterkeit, Poesie und Gesang süllten unsere Tage. Dann kam anch die Zeit, wo sie mir Alles erzählten, was ich hier erzählte. Ich sah aus den Grund ihrer Herzen; man konnte nichts Reineres sehen. Sie verdienten ihr Glück; — denn sie waren glücklich.

Als der Herbst kam, siel ein Schatten hinein: die Nachricht von Emiliens Tod . . . Ein Bries an Susanne brachte diese Nachricht. Sie zeigte ihn mir stumm und ging danu damit, leise und still, zu Franz; — an diesem Tage sah ich ihn nicht mehr. Doch am andern Morgen erschien er wieder in der „Frühstückslaube", gesaßt und ruhig; giug daun, meinen Arm nehmend, in das nahe Wäldchen und setzte sich aus eine Bank, von der man in's Weite sah. Ist es nicht sonderbar, sing er ruhig an: so znsrieden ich war, — ich glaube: ich — oder der Theil von mir, der in die unglückliche Emilie verliebt war — der hat sie eigentlich noch bis zu dieser Stunde geliebt. So zusammengesetzt sind wir! — — Ich habe diese Nacht darüber nachgedacht; ich glaube — suhr er mit einem trüben, seinen Lächeln sort — diesem Theil von mir hat es geschmeichelt, daß sie mich damals durch Ferdinand wollte tödten lassen; denn verachtet oder gehaßt hab' ich sie darum nicht! — — Er wurde ernsthast: Sie war auch nicht schlecht; ich weiß es. Irgend ein irgendwie vererbter diabolischer Wahnsinn war in ihr, der ihr von Zeit zu Zeit über den Kops wuchs; der einen verrückten Zauber hatte über sie und Andere; doch das Meiste in ihr war von edler Herkunst! — Auch ihr Verlangen nach Liebe . . . Schwärmerisch und übersinnlich war es; leidenschastlich vom Vater her, übersiunlich-zart vou der Mutter; — ewiger Widerspruch! Sie lechzte immer nach Liebe; und den eigentlichen Urtrieb der Liebe hatte sie doch offenbar nicht. So ging es ihr mit mir, so mit Ferdinand. Sie zog an, stieß ab. Sie erweekte das glühendste Verlangen; dann wollte sie lieber mit dem Geliebten sterben, als mit ihm leben ... So verlor sie Alles. Das ertrug sie nicht. Ihr starker Geist zerrüttete sich; — Wahnsinn, Krankheit — nnd Tod!

Er gab mir einen zweiten Bries, der au ihn selber gekommen, in dem dieser Verlaus ihres Schicksals umständlicher erzählt war. Während ich ihn las, mußte ich bei mir deuken: Was sür ein srühreiser Geist wohnt in diesem sünsundzwanzigjährigen Franz, der seine Geliebte nachträglich so ergründen, so begreisen konnte! — — Er stand aus und schnitzte Buchstaben in einen Banm; dann kam er zurück. Mich mit seinen blauen Forscheraugen anblickend, sagte er langsam: Wir Menschen denken Wunder was wir sind. Ieder ein Gedanke eines Schöpsers; eine Einheit, ein Kunstwerk. Zusammengewürselt sind wir; alle! alle! Nnd die sogenannten harmonischeil Naturen sind nur eben die, bei denen es am wenigsten aussällt, daß Vater Hinz, Mutter Kunz, Großväter und Großmütter und Ahnen nnd Urahnen im Würselbecher getanzt haben! — Diese unglückliche Emilie war zusammengesetzt aus Widersprüchen; doch Ieder von uns hat in der großen Familienstube, seinem Gehirn, so und so viele Ichs, die sich besser oder schlechter vertragen, se nachdem. Tu verstehst mich nicht salsch; darum sag' ich Dir: ich zum Beispiel, ich habe von Zeit zu Zeit Stunden — nein, nicht Stunden; aber Augenblicke — wo ich Susannen verdenke, ihr sast seind darum bin, daß sie mich nicht damals mit Emilien im Rausch der Leidenschast zn Grunde gehen ließ. . . Und Susanne — ^ ich glaube, zuweilen klagt sie mich noch im stillen Kämmerlein an, daß ich ihren Ferdinand getödtet habe; zuweilen denkt sie wol noch — —

Er brach ab nnd ging. Ich glaube, ich erwiderte nichts; wir kehrten nach Hause zurück.

Es schien seit diesem Tage in Franz etwas vorzugehen, das sreilich an und sür sich nicht überraschen konnte: eine allmählich wachsende Neigung, sich dem andern Geschlecht wieder zn nähern. Wie wenn ihn bis jetzt eine letzte geheime Einwirkung Emiliens an dem „todten Punkt" sestgehalten hätte, wo er, gleichgültig gegen die andern Evaskinder, nur in dieser brüderlichen Kameradschast lebte: so trat er nuu wieder aus den unsicheren Boden, wo der Kamps zwischen dem Mann nnd dem Weib beginnt, wo die „Elemente" einander locken. Noch bis ties in den Spätherbst blieben wir in „Lautereck", aber nicht zu Dreien: Besuche kamen und gingen. Auch Freundinnen Susannens erschienen, darunter sehr jugendsrische, liebenswürdige. Franz huldigte ihnen ritterlich; zuerst mit stetem Humor, dann ernsthaster, eisriger. Eine besonders schien ihm zu gesallen. Ich weiß noch, wie wir eines Tages in's Thal hinabwanderten; Franz ging mit dieser Dame — einem jungen Mädchen — voran und unterhielt sie mit seinen phantastischen Possen, daß ihr Lachen durch den Wald erschallte; ich mit Susannen solgte. Sehen Sie wol, was da vorgeht? sagte Susanne zu mir. Ach! — — Verzeihen Sie, wenn ich seusze. Wir werdeu wol bald Verlobungsanzeigen drucken lassen; und dann wird Franz sich sein Nest bauen; und dann werd' ich allein sein .. . Doch er soll bauen! Nur zu! Dazu hab' ich ja diese Mathilde kommen lassen. Ihr gönne ich ihn! Nur zu!

Doch Susanne irrte: wir ließen nichts drucken, und er baute nicht. Eine Woche später reiste Fräulein Mathilde wieder ab; wir Drei waren wieder allein. Wir saßen um den Kamin, in dem ein Feuerchen braunte — denn es wehten schon winterliche Lüste — und sahen einander mit komischer Zurückhaltung, alle schweigend, an. Franz streckte seine langen Beine recht mit Behagen ans, ließ seine Schuhsohlen von der rothen Gluth beleuchten, nnd beobachtete das Spiel der slackernden Lichter aus unsern stummen Gesichtern. Endlich sagte er heiter: Kinder! was sür ein angenehmes Reisewetter sie hat! — Ein vortreffliches Mädchen! — — Gott sei Dauk, damit bin ich durch!

Womit bist Du durch? sragte ich.

Ich habe meine Schuldigkeit gethan, antwortete er. Ich habe mich verliebt. Ich hab' es so weit getrieben, daß ich eine schlaslose Nacht hatte; — wenigstens bis zwei Uhr habe ich gewacht: dann dachte ich aus Versehen einmal an etwas Anderes und schlies darüber eiu. . . Aber so wahr ich hier sitze, ich war wirklich verliebt! — Mehr, denk' ich, könnt ihr nicht von mir verlangen. Heirathen kann ich sie nicht!

Warum kannst Du nicht? sragte Susanne.

Sie ist doch auch eine Patagonierin, antwortete er.

Das soll heißen —?

Daß sie nicht von der Susaunen-Raee ist; und daß ich nur mit Einer von dieser Raee leben kann; — aber die sind' ich nicht. — Ia, mein Theurer! suhr er sort, zu mir gewandt und mit tragikomischem Gesicht: das ist das Unheimliche, das ties Erschütternde in meinem Leben, daß dieses Mädchen da ser deutete aus Susaune) mir die andern Weibsen immer wieder verleidet; daß sie mir eine richtige, lebenslängliche Verliebnng unmöglich macht; daß ich nie so dumm, blind und taub werde, wie man

sein muß, um ein niedliches Entchen sür einen Phönix zn halten! — — Aber gutes Reisewetter hat sie! setzte er hinzu.

So verging diese „flüchtige, angenehme Verdummung", wie er es nannte. So vergingen noch manche ähnliche nach ihr, in den solgenden Sommern oder Wintern; denn von Zeit zu Zeit kam immer wieder dieses Gelüst über ihn, „sich unter den Patagonierinnen eine Landsmännin zu suchen". So ost ich ihn wiedersah, war so ein Versuch vorbei, oder ein neuer im Werden. Zuletzt gewöhnten wir alle uns daran, wie man sich an Mondsinsternisse und an Sternschnuppen gewöhnt. Immer blieb er sür Susanne von der gleichen Liebe; wie bei allen wechselnden Erscheinungen des Weltraums die Krast der Anziehung sortdauert, die die Sonnensysteme in ihren Geleisen hält und ihre Bahnen rundet.

Ich war dann, nach mancher neuen Begegnung, ihnen wieder Iahre lang sern; lebte dann sommerlang mit ihnen, wuchs mit ihnen in die „reisen Iahre" hinein: denn auch Franz, der Iüngste, hörte endlich aus, „junger Mann" zu sein. Die Winkel seiner Stirn zogen sich höher hinaus, der Blick der Augen ward schärser, die Wangen schmaler. Nur Susanne veränderte sich nicht. Hatten sich etwa einmal ihre Formen etwas behaglicher gesüllt, so sand ich sie beim Wiedersehen in das alte Ebenmaß zurückgekehrt; sie „blieb stehen", wie Franz tragikomisch von ihr behauptete: „die einzige große Lüge in der Natur, in der sich sonst Alles sort und sort verändert!" — Eine Sorge nur bedrückte ihr edles Herz: daß Franz sich um ihretwillen nicht beweibte. Sir, die jede Bewerbung, die ihr nahte, gleich im Keim erstickte, als gehöre sie nicht zu Denen, die man sreien kann, sie wollte ihm seinen Einwand nicht gelten lassen. Trag' ich denn wirklich die Schuld! sagte sie einmal klagend, als ich bei ihr sin „Lautereck") in ihrem Thurmzimmer saß. Wer ist denn dieser Iemand, der mir so unbemerkt eine Schuld ausgebürdet hat, von der ich nichts wissen will? Was hab' ich denn gethan, oder was thu' ich, ihu zu hindern, daß er glücklich wird?

Ich wüßte nicht, daß er nicht glücklich wäre, gab ich ihr zur Antwort.

Aber er soll Weib und Kind haben, wie die andern Menschen! Er soll nicht als Hagestolz enden! Er soll noch glücklicher sein!

Glücklicher? — Wenn er nun ein Exemplar von der Susannen-Raee nirgends sinden kann —

Wollen Sie auch noch so reden? siel sie mir in's Wort. Schämen Sie sich!

Sie stand aus. Sie trat zurück an's Fenster. Wer sie nicht gekannt hätte wie ich — diese zierliche Frau, mit dem drollig strasenden Ausdruck im Gesicht — sicherlich hätte der nicht geahnt, was sür ein tragischer Heldenmuth sich hinter diesen Reden verbarg. Doch ich ahnte es; denn ich kannte sie. Susanne! sagte ich, und erhob mich auch. Warum reden Sie so! Wen wollen Sie täuschen: sich, oder mich?

Sie sah mich betroffen an. — Täuschen? — Was meinen Sie?

„Er soll noch glücklicher sein!" sagen Sie — zu mir. Zu mir! der ich besser weiß als irgend ein anderer Mensch, wie glücklich Franz all die Iahre her ist; der ich auch weiß, Susaune, daß er glücklicher gar nicht werden kann! — Widersprechen Sie nicht. Wenn Sie es thun, so ist Jemand in Ihnen, der wiederum Ihnen widerspricht. Und Sie selbst, Susanne? Was würde auo Ihnen, wenn Ihr Bruder ein Weib nähme und Sie allein blieben, ohne Franz, ohne Zweck?

Sie wollte etwas erwidern, doch mein Blick entmuthigte sie, brachte sie außer Fassung. Plotzlich überlies es sie, daß sie zitterte. Sie ward todtenbleich.'

Ich kenue Sie ja doch, Susanne, sagte ich bewegt. Warum heirathen Sie nicht? Oder, wenn Ihr Blick mir sagen soll, die Iahre seien vorbei — warum thaten Sie es nicht? Warum durste kein Mann auch nur durch die stummste Bewerbung sragen, ob er hoffen dürse? — Weil Franz Ihr Leben, Ihr Glück ist. Weil Sie nur sür ihn aus der Welt sind. Weil Ihr Schöpser Sie dazu geschassen hat, seine Zwillingsseele zu seiu. Keine Verehrung, keine Anbetung, keine Leidenschast konnte Sie so beglücken, wie diese brüderliche Freundschast Ihres Franz, der Sie so still vergottert. Hab' ich Recht, so gestehen Sie es; so nicken Sie mit dem Kops!

Sie sah mich an, mit tiesem, ossenem, schwärmerisch ernstem Blick, und nickte.

Ich srage Sie noch etwas, Susanne; Sie können ja antworten, was Ihnen beliebt. Wenn Sie mm Franz verlieren, hergeben müßten — so oder so — was würde aus Ihnen werden?

Sie blickte hinaus, gen Himmel. Dann schloß sie die Augen, als thäte das Licht ihr weh. — Ich stürbe, antwortete sie.

Sie könnten nicht leben >^

Nein! Nein! sagte sie zitternd.

Und doch wollen Sie ihn von sich treiben — in ein sogenanntes Glück, das es sür ihn nicht gibt? Geben Sie Acht. Das ist zu erhaben. Das ist Unvernunst. Geben Sie Acht!

Aber ach, mein Gott! sind wir allwissend? gab sie mir zur Autwort. Wenn mir nun doch eines Tages Iemand sagen könnte — oder ich mir selbst —: du, du hast ihn um das Beste betrogen! du bist daran Schuld!? — Lieber sterben! Eh' ich an dem Liebsten, das ich habe, solches Unrecht thue Lassen Sie mich! Ich habe meine Pslicht — ich sühle

sie hier im Herzen. Quälen Sie mich nicht. Lassen Sie mich! — —

So endete dieses Gespräch. Tie vermied ein zweites. Aber sie ruhte nicht. Diese stille Sorge, daß sie den Bruder vielleicht zu selbstisch an sich gesesselt habe — sie, die selbstloseste der Frauen! — trieb sie immer wieder, aus ihn einzuwirken, daß er sich entschließe. In Scherz und Ernst hielt sie ihm vor, daß er sehr in die Iahre komme; daß er seine Bürgerpslichten versäume; daß sie eines Tages sterben werde und ihn dann einsam zurücklassen. Hätte sie geahnt, wie dies enden werde! — In reiner, opsernder Liebe trieb sie ihn und sich dem Verhängniß zu — —

Eines Tages erhielt ich, der ich die Beiden lange nicht gesehen, einen Bries von ihm: ich solle nun endlich wieder kommen, und wo möglich sogleich. Es sei Alles gut und schon: er habe sich verlobt. Mit wem? Mit einem Mädchen, das mir hinlänglich bekannt sei, ja dessen Dasein er meinen Ahnen verdanke: denn es seien noch ein paar verwandte Blutstropsen in ihren und meinen Adern; kurz, Ottilie St. . . Und er erwarte mich; und er bitte um meinen Segen; und so weiter. Ich

weiß nicht, warum mich diese Botschast nicht ersreute; ich glaube, weil es mir ein Schmerz war, an die Auslösung dieses schönsten Zwillingslebens zu denken; vielleicht auch weil die Fassung des Brieses mir nicht gesiel. Gegen die Wahl an sich konnte ich nichts sagen. Diese Ottilie, eine entsernte Verwandte von mir, und schon seit Iahr und Tag mit den Geschwistern bekannt, hatte etwas Ungewöhnliches, Frühreises, Gewinnendes; ein interessantes Gesicht und eine volle, junonische Gestalt, die sehr an Emilie erinnerte. Auch sonst waren einige aussallende Aehnlichkeiten da. Etwas Emilienhastes, dacht' ich, sollt' es also doch sein. . .

Es dauerte einige Wochen, eh' ich reisen konnte. Endlich kam ich nach „Lautereck", wo die Geschwister wieder einmal wohnten; es war Sommer, und große Gluth. Das „verrückte Haus" lag wie in einem heißen Dust

aus seiner Höhe. Als ich von der Fahrstraße hinausstieg, sah ich in dem Eckthurm zur Rechten, den allemal Susanne bewohnt hatte, ihre liebliche Gestalt oben im offenen Fenster; links, wo dieser Thurm seinen Zwilling hatte, tauchte Ottilie, auch oben am Fenster, aus und sah in die Ferne. Mir war's sonderbar, so im ersten Blick vor Augen zu haben, was sich hier zugetragen hatte . . . Ottilie, die mit einer älteren Schwester gekommen war, wohnte in dem Thürmchen links; diese Schwester in der Mitte, Franz zu ebener Erde. Franz war der Erste, der mir entgegenkam. Er schwenkte sein Taschentuch, statt etwas zu sagen, und umarmte mich.

Du bist ja blaß, Franz, waren unwillkürlich meine ersten Worte.

Das hat seine Richtigkeit, antwortete er mit einem Lächeln, das nicht recht gelang. Ich kann Dir auch den Grund sagen: weil ich nicht ganz wohl bin. Wahrscheinlich geschieht mir das nach dem Gesetz der Ausgleichung: wem es sonst sehr gut geht, dem stellt das Schicksal ein Bein, damit die Welt hübsch gleichmäßig miserabel bleibt. Komm hinein! Wir geben Dir zu essen. Da ist Ottilie!

Er nannte sie nicht seine Braut . . . Ottilie erschien mit ihrer Schwester, einer heiteren, nicht mehr jugendlichen Blondine. Sie selber stand hoch und majestätisch in der Thür, siel mir aber gleichsalls durch ihre Blässe aus und hatte etwas Gespanntes, Unruhiges zwischen den



schön gewölbten Brauen. Zuletzt kam Susanne; stiller als gewöhnlich. Obwol es so heiß war, reichte sie mir eine kühle Hand. Als sie sah, daß ich sie und die Andern nachdenklich betrachtete, sagte sie rasch, als errathe sie meine Gedanken: Die große Gluth, lieber Freund! Wir kriechen alle wie matte Fliegen herum. Muntern Sie uns etwas aus! — Auch sind wir traurig, weil Franz ^ — Seine alte Wunde — oder was ist es. Seine Lunge wird so empsindlich, sag' ich Ihnen; er schläst auch

schlecht Aber er will keinen Arzt. Wie die Männer sind; — doch

wem sag' ich das: wer ist eigensinniger als Sie. Kommen Sie, helsen Sie uns essen. Und Alles, was Sie trinken, trinken Sie aus Franzens Gesundheit!

Sie nahm meinen Arm und wir traten in den gemeinschaftlichen Salon, der der kühlste Raum war. Wie immer, wenn Susanne eine „Festtasel" deckte, war der Tisch mit poetischer Phantasie geschmückt; Blumen in eigenthümlichen Arabesken geordnet, Rosen in unsern Bechern, Farrnkräuter und wilde Gewinde, die den Nachtisch malerisch verdeckten. Dennoch ging es nicht sestlich her. Wir waren bald still, bald gezwungen lustig. Ich sollte „ausmuntern" und sühlte selber die Schwüle, die in jedem Sinn aus diesem Hause lag. Was geht hier vor? dachte ich. Nur

daß Franz nicht wohl ist? Weiter wär' es nichts? Wir saßen da

wie gebildete Menschen, die sich zusammennehmen; nicht wie sroh gestimmte, die sich gehen lassen. Endlich kam der Schluß, und die Zeit der Nachmittagsruhe. Man ging auseinander.

Ich sah Ottilien nach, die sich still entsernte; nachdem Franz ihr mit einem geflüsterten Wort, und mit einem aussallenden Erröthen der bleichen Wangen, die Hand gedrückt hatte. Sie trug sich nicht ansrecht, sondern etwas gebeugt, als sie hinausging; den Kops zur Seite geneigt, wie wenn eine Last ihn drückte. Franz kam zu mir und zog mich sacht durch die andere Thür hinaus. 'S wird nun doch srischer draußen, sagte er; aus der Wiese, im Schatten. Füns Uhr; — wir saßen lange . . . Oder willst Du schlasen?

Nein, sagte ich.

So komm!

Wir traten zunächst aus den Hos; dort blieb er stehn. Es schien ihm etwas an der Mauer auszusallen, die den Hos umsaßte; dann schweiste er davon offenbar zn andern Gedanken ab, denn er starrte in einen Winkel, rieb sich mit einem unbewußten Seuszer die Stirn und hatte ohne Zweisel vergessen, was er wollte. Mir kam er so verändert vor, daß es mich beklemmte. Ich beobachtete ihn still. Endlich sah er mich an.

Ich war ein Narr, sagte er.

Warum?'

Er antwortete nicht. Der Klang seiner eigenen Worte schien ihn erschreckt zu haben. Er erröthete wieder so aussallend, wie vorhin. Ach! seuszte er nach längerem Schweigen, saßte meinen Arm und zog mich mit hinweg.

Wir kamen in's „Wäldchen" hinaus, und von da zur Wiese. Es war der Platz, wo Susanne in ihrer Genesungszeit so gerne gesessen hatte. Unter einer Eiche — einem schon entwickelten Baum -— stand ein Tisch, mit Stühlen. Nicht weit davon war eine Lande, dicht von mächtigen Kürbisblättern überwachsen, so daß man von dieser Seite nicht hineinsehen konnte. Das noch in Dust gehüllte Gebirg blaute über die Wellen des Vorlandes herüber.

Franz setzte sich aus den Tisch. Es siel mir noch mehr als bei Tasel aus, wie ties seine Augen lagen. Das Gesicht schien sich gestreckt, zugespitzt zu haben; so viel magerer war es geworden. Franz! Franz! sagte ich endlich, durch diesen Anblick betrossen und geängstigt.

Hm! murmelte er sast besriedigt, als hätte er das erwartet. Nicht wahr, sagte er dann, ich gesalle Dir nicht.

Was geht mit Dir vor, Franz?

Wir müssen einmal darüber sprechen, sagte er mit scheinbarer Ruhe. Tamit Du mich nicht salsch beurtheilst; nur darum: denn helsen kannst T)u mir nicht. — Er wiederholte diese Worte vor sich hin; es war der Ton stiller Verzweislung. — Helsen kannst Du mir nicht!

Wer weiß, sagte ich und suchte mich zu sassen. Bist Du körperlich so leidend, Franz, weil Du unglücklich bist, oder hältst Du Dich nur sür unglücklich, weil es Dich körperlich drückt?

Er lächelte trübsinnig: Du willst mir, wie es scheint, einen Trost anbieten. — Ich werde Dir also kurz sagen, wie es ist! — Sonst sagt' ich Susannen Alles; dies kann ich ihr nicht sagen. Und es sort und

sort ganz allein zu trageu, das halte ich offenbar nicht aus! Ich

verliebte mich in Ottilie. Ich sah, daß ich ihr gesiel. Susanne sagte mir: heirathe! Heirathe, eh' es zu spät ist! — Ferner weißt Du: sie hat Aehnlichkeit mit Emilie. Mir kamen wieder Gesühle — uralte Gesühle

und eine Art von Aberglauben Kurz, sie ward meine Braut.

— Und nun bin ich ein unglücklicher Mensch! Ich bin verloren!

Die dumpse Ruhe dieses Bekenntnisses hatte etwas Verwirrendes; ich starrte ihn nur an. Zugleich aber verstörte mich, daß ich in der Kürbislaube eiu Geräusch zu hören glaubte. Ietzt siel mir erst ein, daß man ja dort jedes unsrer Worte hören könnte. Wenn etwa Iemand dort war — —

Vor Allem sprich leise, flüsterte ich ihm zn; oder laß uns gehen. Solche Bekenntnisse — —

Doch er hörte mich nicht. Das Herz war ihm zu voll. Indem er an meinem Rockärmel zerrte, ossenbar ohne es zu wissen, suhr er sort: Glaube nicht, daß ich ihr mein Wort nicht halten werde. Ich werd' es halten! Ich hab' sie mit hineingerissen, hab' ihr Herz gewonnen und gestohlen; ich würde mich verachten, wenn ich nun sagen wollte: mir ist wieder anders zu Muth, heirathen kann ich dich nicht. Nein, ich werd' es halten! Ich werde sie heirathen — — und dann gibt es ja nur einen Unglücklichen mehr, weiter nichts. Ich hatte ja Glück genug! Nun tret' ich ab, und ein Andrer kommt dran!

Franz! sagte ich. Was sind das sür Worte. Warum ein Unglücklicher —

Mensch! Mensch! gab er mir zur Antwort. Und wenn ich auch vom Morgen bis zum Abend wie ein Verzweiselter mich bemühen werde, ihr nur Liebe zu zeigen — — es ist aus. Ich hab's nicht. Kann sie so lächeln, so trösten, so verstehen, so unsäglich gut sein, so voll himmlischer Liebe und Treue sein, wie Susanne ist? Es gibt nur Eine Frau: das ist meine Schwester. Ich bin zur Ehe verdorben; rettungslos verdorben. Und doch hab' ich's gewagt; und es ist ein Frevel . . . Darum schwind' ich so hin; darum wird meine Lunge wieder schlecht; darum schlas' ich nicht — —

Nun? kannst Du mir helsen? setzte er nach einer Pause hinzu. — Was blickst Du da hinüber? Was siehst Du?

Ich hatte wieder meine Augen aus die Laube gerichtet; doch es rührte sich nichts. — Also hatte ich mich getäuscht!

Ich blickte nur so in die Lust, ohne etwas zu sehen, antwortete ich. Doch vor Allem laß mich hoffen, Franz, daß Du übertreibst — —

In diesem Augenblick sah ich Susanne in dem Wäldchen erscheinen, und sprach meinen Satz nicht aus. Sie spähte mit Unruhe, wie mir schien, zu uns herüber. Franz bemerkte sie nun auch und stand plötzlich aus. Ach! sagte er leise: und vor ihr zu heucheln! Ihr zu verbergen, was hier vorgeht! Sie zu belügen! — Er seuszte ties; es war überaus traurig zu hören. Dann nahm er sich zusammen und ging aus die Schwester zu. Langsam solgte ich nach.

Was sollte geschehen? Was konnte hier geschehen?

Susanne setzte sich am Rande des Wäldchens aus die Erde nieder; dichtes Gebüsch gab ihr Schatten. Sie legte die blau geäderten, sammetweichen Hände in einander, wars die dunklen Locken zurück und blickte mit ihrem unbeschreiblichen Blick zu Franz hinaus. Er stand neben ihr. Sie sprach zu ihm. Ich hörte die Worte, ohne sie nachzudenken; mich beschästigte, bewegte nur der Ton ihrer Stimme. Es war die sreundlichste, seelenvollste Stimme, die man hören konnte. Hat der Unglückliche nicht Recht? sagte ich zu mir. Wenn eine Schwesterseele, wie diese, all ihre Liebe und Holdseligkeit, all ihr Fühlen und Denken Dir gegeben hätte, könntest Du dann eine Andere recht von Herzen lieben?

Es schien mir in diesem Augenblick unwahrscheinlich, undenkbar. Ich schüttelte den Kops.

Plötzlich sah ich einen langen Schatten am Boden, und Ottilie stand neben mir. Sie hatte ihr Taschentuch in der Hand, so zusammengedruckt, daß man es kaum mehr sah. Völlig wachssarbeu war sie im Gesicht, und ihre Augen gingen ohne Blick an mir vorbei. Woher kam sie so plötzlich? Vom Hanse her konnte sie nicht kommen; dann hätte ich sie gesehen. Hinter mir, von der Wiese? Dann hätte ich sie vorhin bemerken müssen. Denn aus der sreien Wiese konnte sie nichts verdecken

— — Nur die Kürbislaube, siel mir aus einmal ein. Indem ich das dachte, stockte mir das Herz.

Woher? und wohin? sragte Susanne arglos, da Ottilie nicht stehen blieb, sondern weiter wollte.

Ich komme wieder! gab sie rasch zur Antwort. Daun beschleunigte sie ihre Schritte, und die hohe Gestalt verschwand bald in dem Thor der Hosmauer, das zum „Schlößchen" sührte. Franz hatte, wie es schien, von ihrer Verstörtheit nichts bemerkt. Er sah ihr nur mit müden, halb geschlossenen Augen nach. Seine mehr als je gelockten, dunklen Haare strebten von ^den Schläsen hinweg und ringelten sich sast bis in den Nacken hinab. Nie waren die Geschwister sich so ähnlich! mußte ich deuken.

Du bist heute noch nicht gewandert, sagte Susanne endlich.

Ia, ja, ja, Du hast Recht! erwiderte Franz sogleich. Doch heute verlasse ich meine drei Grazien — er lächelte ein wenig — und halte mich an Den da! — Nämlich von meinen neuen Forschungen muß ich Dir erzählen, sagte er zu mir. Ich bin unter die Philosophen gegangen; ich speenlire hestig. Ich sage Dir, ich habe zu den Atomen seit einiger Zeit ein zarteres Verhältniß; diesen geheimnißvollen Geschöpsen such' ich ein wenig hinter die Schliche zu kommen — so spröde sie auch sind. Wir gehen an den Fluß hinunter; zum Abendessen kommen wir zurück.

— Adieu, Zwilling! ries er noch im Gehen. Er nahm meinen Arm; wir entsernten uns.

Als wir zur Straße kamen, blickte ich noch einmal rückwärts über die Schulter. Susanne war ausgestanden, und sie schien zu weinen . .. Oder täuschte ich mich? War ich heute in so sonderbarer Stimmung,

daß ich überall mehr sah, als wirklich war? Wir stiegen durch

den Wald in das Thal hinab. Der Fluß rauschte heran; Kiesgeröll und Weidicht bedeckten das flache, trockene Gebiet, das ihm noch unterthan war, dann kam steiles User rechts und links, das ihm nicht mehr gehörte. Verlassen wir endlich die Straße! murmelte Franz und zog mich dem Weidicht zu. Dünne Stämmchen, wie Bettler, denen kaum eine Streu gehört, krochen aus dem unsruchtbaren Boden hervor. Gerölle knirschte ost unter unsern Füßen. Franz schien das Oede, Unliebliche dieser Wanderung wohlzuthun. Er hatte von Ottilien noch kein Wort gesprochen; als sei das abgethan und nichts mehr darüber zu sagen und zu klagen, vertieste er sich in seine Grübeleien, in die Ur-Atome, „die Freunde seiner schlaslosen Nächte", wie er sagte, und baute sein Weltgebäude vor mir aus. Ueberraschend helle, neue Gedanken leuchteten hinein; dann wieder kamen

labyrinthische Gebiete, denen „das Licht noch sehlte", wie er selbst bemerkte. Er sprang darüber hinweg und sprach hastig weiter; hastiger, als sonst. Zuweilen überstürzten sich die Worte; als dürse keines dem andern Zeit lassen, eine andere Gedankenreihe zu wecken. Dazu rauschte der Fluß unruhiger, lauter; denn sein Bett ward eng, die steilen User traten hart an ihn heran. Endlich schwand uns gleichsam der Boden unter den Füßen; Alles war Fluß und Fels, weiter konnten wir nicht mehr.

Wir müssen umkehren, sagte ich.

Er schüttelte den Kops.

Dort hinaus! murmelte er und deutete aus den Fels.

Hinausklettern?

Ia.

Guter Franz! Du kannst nicht. Höre, wie kurz Du athmest. Schon dieses rasche Gehen hat Dich außer Athen! gebracht —

Ia, wir gingen rasch, antwortete er. Diese verwünschte Schwäche. Diese Lungen! Ach! — — Er seuszte gequält und lehnte sich plotzlich an mich, mit ganz sarblosem Gesicht.

Du wirst schwach!

Er schwieg.

Franz! sagte ich, nach einer traurigen Stille. Was helsen Dir die Atome, was hilst alles Denken. Du bist elend; krank. Du zerstörst Dich.

Ach was! sagte er matt.

Du mußt ein Ende machen, Franz: entweder mit dieser unglückseligen Furcht vor dem neuen Leben, oder mit diesem neuen Leben selbst, das Dich, Ottilie, Susanne, euch alle zu Grunde richtet, wenn Dein Herz nicht dabei ist. Deine Gesundheit ist ja schon dahin! Du warst immer zart; — so lauge Du glücklich warst, schadete es nicht. Unglück hältst Du nicht aus. Rasse Dich heraus, Franz; so oder so!

Er antwortete nicht, hatte nur ein Lächeln.

Fühlst Du nicht, daß Du Susannen Deine Gesundheit, Dein Leben schuldig bist? — Glaubst Du, daß sie Dich überleben könnte?

Er sah mich mit seinen tiesen Augen wunderbar an sich sehe noch diesen Blick); doch er erwiderte nichts. Er wandte sich, um zu gehen.

Laß mich! sagte er endlich. Es wird dunkel; und die Nebel steigen. Woher kommt dieser rothe Schein da oben? So ein Abendroth hab' ich nie gesehen.

Und doch wird es wol — —

Ich sprach nicht aus. Und es ist wol auch keins, verbesserte ich mich. Es sieht wie Feuerschein aus.

Ia, ja, ja, sagte er und nickte. Nun, wo brennt's denn? Wo sind wir? — Er sah nachdenkend umher, um sich zurechtzusinden; ich "desgleichen. Das Flußbett hatte hier eine Biegung gemacht und lies nicht von Süden nach Norden, sondern sast von West gegen Ost. Hinter uns mußte das Feuer sein; oben aus der Höhe. Was lag deun dort? „Lautereck" und noch zwei, drei Häuser; weiter nichts. Wir sahen uns <m; wir hatten denselben Gedanken. Plötzlich ries er aus: Bei uus—! — Susanne!

Warum denn grade bei uns, antwortete ich. Uebrigens, wenn man hier aus die Höhe steigt, kann mau ja wol Lautereck sehen. Bleib' hier; laß mich hinaus — —

Doch in diesem Augenblick sing er schon an zu klettern. Franz! ries ich. Franz! Du uicht! — Deine Lungen, Franz! — — Ich sprach umsonst. Er kletterte hastig eine Weile sort, wie um unmöglich zu machen, daß ich ihn zurückzöge; dann ries er, schon keuchend, zurück: ich muß selber sehn! — Die Wand war steil, und sast nirgends ein Vorsprung oder Gebüsch, sich daran zu halten. Der Athem schien ihm auszugehen, denn er klammerte sich an eine alte Baumwurzel an. Doch sowie er sah, daß ich ihm solgte, kletterte er weiter. Ueber uns wuchs der Feuerschein, und röthete nun auch die Wand, die wir erstiegen. Endlich war ich oben; und er auch. Sich gegen einen Baum lehnend, der am Rande ausstieg, und von der Anstrengung zitternd, deutete er aus den dunklen Rauch, der mit Flammeu gemischt zwischen den Eckthürmen unseres Schlößchens in die Höhe wallte. Siehst Du? stammelte er.

Ich rang selber nach Athem. Franz war leichenblaß. Ich beschwöre

Dich, keuchte ich hervor, bleib' hier. Geduld. Ich voraus ich

thue, was ich kann! — Damit setzte ich mich wieder in Bewegung. Er aber rastete nur noch einen Augenblick; dann ries er mit so viel Stimme, als er hatte: Susanne! ich muß sie retten! und lies mit überraschender, unbegreislicher Geschwindigkeit aus das Schlößchen zu.

Die Entsernung war nicht mehr groß, denn der Fluß krümmte sich hier sast bis an unsere Höhe zurück; aber aus dem unebenen, von Gestein durchwachsenen Boden stürzte man mehr, als man lies. Einmal sah ich ihn sallen; darüber erschrocken, glitt ich selber aus, und rollte eine Strecke zurück. Als ich wieder ausstand, slog er schon wieder über das Erdreich hin; eine dunkle Gestalt, die in roth glühende Lust hineinzufliegen schien. Seine Haare slatterten; sein Hut war ihm entsallen. In wachsender Angst stürzte ich ihm nach . . . Endlich kamen wir zugleich aus die letzte kleine Anhöhe, aus der das brennende Haus stand. Einige Leute aus der Nachbarschast hatten sich dort gesammelt und liesen rathlos umher. Wie weit die mächtige Flamme schon um sich gegriffen hatte, konnte man von unten nicht sehen; man sah nur, daß sie den linken Thurm und das Dach des Mittelstücks umhüllte. Ottiliens Schwester -stürzte uns entgegen: Helst! helst! ries sie aus. Sie wies zu den Thürmen hinaus. Ottilie und Susanne — Beide sind verloren!

Ein erschütternder Schrei kam ans Franzens Brust. Susanne! ries es aus ihm. Gleich daraus verschwand er in der Thür des Hauses. Schwärzlicher Qualm brach schon daraus hervor. Eine Stimme schien ihn zu durchdringen, von oben her; doch bei dem wüsten Geschrei der Menschen — denn sie stiegen nun auch von der Straße und vom Thal heraus — wußte das Ohr nicht mehr, was es hörte. Ich dachte nur, Franz zu helsen; wollte ihm nach. Ottiliens Schwester hielt mich am Arme sest. Ottilie rust! sagte sie und horchte. Aber nicht im Thurm! Dort! Dort!

Sie wies hinter sich.

Sie hatte Recht; nicht aus dem Hause, sondern vom Freien her kam ein matter Rus, und es schien Ottiliens tiese Stimme zu sein. Was bedeutete das? War es Hülserus? — Ich eilte der Richtung zu. Der Rus wiederholte sich, und sührte mich. Um die Ecke des brennenden Thurms, an der Hosmauer und am Wäldchen hin, kam ich aus die Wiese, die nun düster röthlich leuchtete. Unter dem Baum, an dem mir Franz am Nachmittag sein trauriges Bekenntniß gemacht hatte, lag Ottilie, halb ausgerichtet und gegen den Tisch gelehnt. Wie aus einem Traum erwacht, wie eben zu sich gekommen, starrte sie den Feuerschein und mich mit ihreu sonderbaren Iuno-Augen an. Feuer! ries sie. O Gott!

Wie kommst Du hierher? sragte ich verwirrt.

Feuer in meinem Thurm! — Alles brennt! — Ich, ich hab' die Schuld!

Ich richtete sie aus. Was ist geschehen? Was hättest Du denn gethan?

Sie sah mir eine Weile mit starrem Blick, sremd und abwehrend, in's Gesicht; dann aber sank sie mir an die Brust. Ich muß sort! sagte sie. Du warst immer gut zu mir. Hils mir sort! Ich muß sort! — Ich hab' heut Alles gehört; in der Laube war ich . . . Dann bin ich in meinen Thurm, aus mein Zimmer gegangen; hab' zu packen begonnen; — hab' die Briese verbrannt, die er mir im Frühjahr schrieb — — eh' ich kam . . .

Sie stockte; sie ließ mich los; ihre Thränen wollten wieder fließen. Ottilie! sagte ich, von tausend Gesühlen zugleich bestürmt, und aus das Feuer deutend. Unglückliche, und wie kam's dann —

Dann hielt ich es nicht aus — lies hierher. Und an diesem Platz, so scheint es, verließen mich die Sinne. Und wie ich erwache, brennt's ... Ich hab' die Blätter sallen lassen, als sie loderten — hab' das Feuer nicht ausgetreten. O, wie sinnlos war ich. Wo ist Susanne! Wo ist meine Schwester! Ihr habt sie gerettet, nicht wahr. Sag' mir, sag' mir: ihr habt sie gerettet!

Ottiliens Schwester eilte zum Glück herbei, und schwenkte schon von Weitem ihr Tuch. Wir haben sie! ries sie aus, als sie näher kam. Er hat sie heruntergetragen, aus seinen Armen. Sie wußte nichts mehr von sich; der Qualm — — doch sie lebt!

Und Franz? sragte ich in geheimer Angst; doch ich konnte Ottilie dabei nicht ansehen.

Er liegt jetzt da, wie betäubt; und Du mußt kommen . . . Ach, wie sieht er aus. Doch es wird ja vorübergehn — —

Es durchzuckte mich. Ich wars einen slüchtigen Blick aus Ottilie, die zu zittern ansing und über diesen neuen Schreck sich selbst zn vergessen schien; ich slüsterte ihr zu, daß jetzt ihre Pslicht sei, sich zu sassen. Dann eilte ich zu der Unglücksstätte zurück.

Das Haus war nicht zu retten; die Flamme, der diese hülslosen Menschen nicht zu wehren vermochten, loderte ruhig sort. Ich sand Susanne und Franz, sast taghell beleuchtet, aus den Stusen, die von der Straße bis zum Schlößchen sührten. Die blasse, doch wieder belebte Susanne saß aus einer der Stusen, und Franzens Haupt lag in ihrem Schooß. Er hatte die Augen geschlossen, doch er athmete hestig, stürmisch. Ueber sein Gesicht sloß der Schweiß herab. Sie sah mit einem Blick zu mir aus, der mir durch's Herz ging. Dann deutete sie durch eine stumme Neigung des Kopses aus ihren Franz.

Du wirsst mir doch nicht schon sterben, Franz? sagte sie, als ich näher trat.

Ich stammelte irgend ein beruhigendes Wort; ich weiß nicht, was.

Ach, noch nicht! noch nicht! suhr sie sort, zu Franz. Oder ich mit Dir

Er schlug nun die Augen aus. Als er das holde Gesicht über sich sah, und auch mich erblickte, kam ihm sogleich das Bewußtsein zurück. Ein schwaches Lächeln gelang ihm. Siehst Du, murmelte er mit heiserer Stimme. Ich habe sie gerettet ... Wo ist Ottilie . . . Uebrigens, mich sriert. Tragt mich in's Haus — —

In's Haus! In welches Haus? — Die Gluth brach schon aus der Thür hervor.

Ein paar Männer traten herzn; wir nahmen ihn aus Susannens Schooß und hoben ihn aus. Das nächste Haus stand hundert Schritte entsernt. Dorthin trugen wir ihn. Susanne solgte.

Ich hörte hinter mir ihren leisen Schritt. Wenn er stirbt, flüsterte sie — — Sie sprach nicht aus. Doch sie weinte auch nicht; ruhig ging sie hinter mir her. Ich wußte, was sie dachte.

Welt der Widersprüche! der grausamen Schönheit, der erbarmungslosen Herrlichkeit! — Ich sehe noch das Bild dieser nächsten Tage. Goldenes Licht zittert über der erwärmten Erde; es spielt an dem umrankten Fenster des Gemachs, in dem ich sitze, und wallt, empsindungslos verklärend, über das ausgebrannte, geschwärzte, todte Gemäuer da draußen, das einst „Lautereck" hieß. Holde Kühle schleicht aus dem angrenzenden Zimmer zu mir herein; durch die offene Thür kommt beruhigende Dämmerung, die die Augen streichelt: dort sitzt eine zarte Gestalt an einem Krankenbett, darin der sieberheiße Athem eines nach Leben Ringenden sliegt. Sie liebt ihn zu sehr, um zu klagen; so ost er die Augen öffnet, lächelt sie ihn an. Doch was ist ihr das goldene Licht, wenn er nicht genest. Was soll ihr die holde Kühle, wenn er in's Kühlere hinuntersteigt. . . Und sie sühlten Beide so ties, wie schön das Leben doch ist. Mit herrlicher Sinnen- und Seelenkrast haben sie's genossen. Und ich, der ich nebenan regungslos sitze und horche, wie verächtlich thöricht sinde ich die Erde, die sich so kummerlos von so edlen Geschöpsen trennt. Wie eine alberne Mücke kreist sie weiter um das „goldene Licht", dem sie gehorcht. Sie rollt durch den Aether dahin, ein sternbeschienenes Siechenhaus, ein besonnter Friedhos. Was ist ihr ein Todesseuszer aus edler Brust; lachende Thoren wachsen dasür nach und sonnen sich über den Gräbern. Und wo die Flamme der Erde ein „Lautereck" verzehrte, senkt sich die Flamme der Sonne, die immer neues Spielzeug schaffende, neue Lust entsachende, herab! — —

Susannens Rettung ward hoch bezahlt; eine surchtbare Entzündung hatte Franzens Brust ergriffen, es ging aus Leben und Tod. Durch Zusall sügte es sich, daß die Bewohner des Nachbarhauses eben im Begriff waren, aus Monate zu verreisen; sie traten uns sür den Rest des Sommers ihre Wohnung ab, und so gut es ging, richteten wir uns ein. Susanne, mit dem Kranken und mir, wohnte im Erdgeschoß; über uns die Schwestern ... In diesem Elend war Ottilie weich, ausgelöst und gut. Sie klagte sich an, daß sie an Allem schuld sei; sie litt mit Franz, den sie sür seiue heroische Liebe zur Schwester so leiden sah; sie verzieh ihm Alles, und konnte ihn jetzt nicht verlassen. Ich will ihn nicht sehen, sagte sie zu mir; ach, mein Anblick könnte ihn nur schmerzen. Aber bleiben muß ich, von ihm hören muß ich, bis ich weiß, es wird wieder gut! — — Scheinbar ward es auch gut. Die Entzündung wich. Die Kräste, die sich bis zur Neige erschöpst hatten, kamen langsam wieder. Es überraschte den Arzt, und uns, wie schnell dies geschah. Susanne, die sich wahrend der tiessten Noth wunderbar

still in sich verschlossen hatte, sing wieder an, mit den Menschen zn leben. Man ließ aus Franzens Verlangen die Sonne zu ihm hinein. Ottilie saß draußen im Garten; sie weinte vor Freude und Weh, da der Arzt ihr versichert hatte, „Alles werde gut". Morgen kann ich sort! sagte sie zu mir. Morgen muß ich sort!

Am nächsten Mittag kam sie, Franz zu sehen und von ihm Abschied zu nehmen. Susanne — die längst Eingeweihte — und ich standen an seinem Bett. Er blickte voll Unruhe, und erröthend, aus die hohe Gestalt, die im vollen Sonnenlicht über die Schwelle trat. Er wußte schon durch mich, daß sie Alles wußte. Als sie, nach einer unwillkürlich zuekenden Bewegung, seine durchsichtig magere Haud ergriffen hatte und schweigend drückte, zog er die ihre an seine Lippen nnd küßte sie sort und sort. O genug! genug! sagte sie endlich gerührt.

Nie kannst Du mir verzeihen, slüsterte er. Niemals. Niemals.

Doch! sagte sie leise und löste ihre Hand aus der seinen. Und wie um ihm zu sagen, daß sie ihm verzeihe, weil sie ihn begreise, nahm sie Susannens Hand; schien sie küssen zu wollen, legte sich dann aber an Susannens Brust und küßte sie aus den Mund.

Ich danke Dir! flüsterte seine matte Stimme.

Ottilie kam noch einmal zu ihm zurück. Ich bleibe Dir gut; schwesterlich gut, sagte sie laut und mit sester Stimme. Es klang, als hätte sie wirklich Alles überwunden; — wie ich sie kenne, glaub' ich auch, daß es so war. Sie hatte die Ruhe und Krast, nun auch ihn zu küssen. Seine ties eingesunkenen Augen süllten sich mit Thränen, als sie sich wieder ausgerichtet hatte. Ihr Frauen seid viel zu gut, murmelte er. Ach! doch wenn Dn wüßtest —!

Ich weiß, flüsterte sie. Dann sah sie ihm noch einmal in die Augen, und ging still hinaus.

Dieser Abschied hatte ihn getröstet, doch auch ties erregt; mit ost geschlossenen Augen und zitternden Wimpern lag er den Nachmittag da. Was mochte er sühlen; er, dem es schon weh that, dem letzten aller Wesen weh zu thun . .. Doch er vermied es, von Ottilien zu sprechen. Sie war sort; über ihm tiese Stille; sein geschärstes Ohr hatte sonst zuweilen ihre Tritte gehört. Das Leben begann wieder seinen alten Kreislaus; Tage, Wochen vergingen. Langsam, allmählich schien er zu gedeihen. Er verließ das Bett, vertauschte es mit dem Divan; ging zuweilen ein wenig hin und her. Zwar seine Stimme blieb schwach; sein Lächeln kam wieder, aber nicht sein Lachen. Zuweilen legte er sich eine Hand aus die Brust und verzog schmerzvoll das Gesicht . .. Werd' ich ihn behalten? sragte mich Susanne.

Ich nickte; doch ich glaubte es nicht mehr, und ich wußte, warum. Der Arzt hatte, aus mein Verlangen, offen zu mir gesprochen. Der gesährliche Rest jener Entzündung, ihre Hinterlassenschast, wollte nicht mehr weichen; unaushaltsame Zerstörung hatte die Lunge ergriffen. Täglich kam das Fieber zurück, das ihm am Leben nagte. Andere, schmerzliche Leiden gesellten sich dazu. Langsames Hinsiechen konnte ihm noch bevorstehen; doch Genesung nicht. Und nun waren wir uns die liebsten Freunde aus dieser Erde; und er sollte sterben .. .

Eines Nachmittags, schon gegen Abend, war ich mit ihm allein; Susanne hatte sich entsernt, er horchte noch aus ihre leisen Schritte. Als ich schon nichts mehr vernahm, sah ich ihm noch an, daß er — den Kops ein wenig vom Divan ausgerichtet — weiter horchte: denn dieser eine seiner Sinne war krankhast seinsühlig geworden und „um eine halbe deutsche Meile verlängert", wie er einmal im Scherz betheuert hatte. Bitte, rück' ein wenig näher! sagte er aus einmal. Es wird endlich Zeit, daß wir uns über die Hauptsache aussprechen.

Ueber welche Hauptsache?

Ueber meinen Abschied vom Leben, antwortete er.

Warum denkst Du daran?

Weil ich weiß, was hier steckt, sagte er und legte seinen mageren, sast weiblich zart gewordenen Zeigesinger an die Brust. Und weil ich die bekannten langen Ohren habe. Ich hörte neulich ein paar Worte, die der Doetor Dir sagte; ihr ahntet nicht, daß ich's hören könnte. Uebrigens, auch ohne das hätt' ich's bald errathen! setzte er mit einem herzergreisenden Lächeln hinzu. Sieh' mich an und höre meine Stimme!

Es steht schlecht, Franz, gab ich ihm zur Antwort. Wir Menschen sind aber unwissende Geschöpse, und unsere Pflicht ist, zu hoffen —

Er unterbrach mich, indem er, aus italienische Art verneinend, seinen Zeigesinger hin und her bewegte. Nichts da von Hoffnung, sagte er; ich weiß Alles; das ist abgemacht. Gräßlicher Gedanke: immer noch zu hoffen und zu hoffen, bis man sich in den tiessten Abgrund der Entkrästung hineingehofft, bis man die Krast verloren hat, sich über die lange Qual hinwegzuhelsen! bis man zur Carieatur eines Menschen geworden ist, und den Liebsten, Theuerssten, die man aus Erden hatte, monatelanges Grauen und Elend geschassen hat! — Kann man von uns verlangen, daß wir so unwürdig endigen? daß wir nach rastlosem Ringen, unserm Dasein eine edle, würdige, schöne Gestalt zu geben, uns so wurmartig in unserer Qual winden und wälzen? ein so verzerrtes Bild von uns zurücklassen? — Wenn ich sterben soll, gut, ich bin bereit. Aber Monate, Iahre lang sterben — — nein, das nicht! das nicht! ries er aus und richtete sich aus. Das ist unmenschlich, entwürdigend! Das hab' ich nicht unterschrieben, als ich in's Leben eintrat! Dazu zwingt man mich nicht!

Ich war still; was sollte ich erwidern. Fühlte ich doch wie er. Immerhin aber überschauerte es mich ...

Bruder! sagte er nach einer Weile, mit der dumpsen Stimme.

Was? murmelte ich.

Seine Augen leuchteten so ties, daß es mich bewegte. Wie schön wär' es, suhr er sort, wenn man als Mann, als Philosoph sich saßte und unter sein Leben ruhig „Ende" schriebe, — mit einer Anmerkung dazu: „das Buch war nur kurz; doch der unbekannte Versasser meinte offenbar, es sei lang genug; mög' es euch so gesallen!" Und wenn man dann zu seinen Freunden sagte: Adien; geh' es euch gut; — und man stieße noch einmal mit ihnen an, und tränke sich dann mit einem sestlichen Trunk in den Schlas hinüber! — Am andern Morgen läge man sriedlich, und unzerstört, wie ein Abgerusener, da; und wie viel ekelhaste Pein hätte man sich und euch erspart. . . Ia, euch, euch! ries er aus, und mit einem Blick voll Liebe sah er mich an.

Wozu sagst Du das alles? sragte ich erschüttert; da ich errieth, was er wollte.

Er dämpste seine Stimme. Wenn Susanne nicht wäre, slüsterte er sast, so hätte ich's schon gethan! Denn was Dich betrifft, — mit Dir würd' ich wol einig. Aber sie ist eine Frau ... Er dachte offenbar mit ganzer Seele an sie; denn die blauen Augen umschleierten sich seucht, und slüchtige rothe Sterne erschienen aus seinen Wangen. Sie wird mich behalten wollen, murmelte er, bis zur letzten Stunde. Und ich ertrag' es nicht! Ich kann so nicht leben! — — Sag' Du's ihr! Sag' Susannen, sie soll mich sreigeben, sie soll mich sterben lassen! Sag' ihr, sie soll sühlen, was ich sühle, soll mich nicht halten, mir nicht diese Hölle des langen Hinschwindens zur Pslicht machen! Sie soll mich wie einen Menschen sterben lassen!

Er drückte die Augen ein und die Lippen zusammen, — ein Bild des Leidens; dann legte er sich erschöpst in die Kissen zurück.

Ich war stumm, und wir schwiegen beide. Mir war elend zu Muth, wie ihm. Endlich, da er sich nicht rührte, stand ich leise aus und ging durch das Zimmer. Er hörte mich gewiß, doch er regte sich nicht. Die Zimmerlust, der enge Raum lagen schwer aus mir. Nur ein paar AthemZüge unter dem hohen Himmel! dachte ich und ging still hinaus.

Als ich vor die Thür trat, sah ich nicht weit davon, aus einer Bank unter längst verblühtem Flieder, die in sich versunkene Susanne sitzen. Sie blickte in ihren Schooß, oder aus die Erde. Ein abgepflücktes Blatt hielt sie zwischen den Lippen; doch diese öffneten sich, und von einem leichten Wind gesaßt slatterte das Blatt langsam in's Gras hinab. Susanne sah ihm nach, lächelte und seuszte. Mich bewegte ihr Anblick so, daß es mir unmöglich schien, jetzt mit ihr zu reden. Ich wollte leise zurücktreten. Doch bei dem ersten Geräusch, das ich machte, suhr sie aus und sah mich.

Mit einem langen Blick überlas sie alle meine Züge. Sie sind auch nicht sroh! sagte sie dann langsam.

Ich schüttelte nur den Kops.

Franz hat mit Ihnen gesprochen. — Ich will Ihnen auch sagen, wovon. Daß er sterben möchte. Daß ich ihn nicht halten soll.

Ich blickte sie aus diese überraschenden Worte wol sehr verstört und betroffen an. Sie lächelte; so, wie nur Susanne lächeln konnte. Denken Sie, Ihr Gesicht wäre so ganz verschlossen? sagte sie. Und denken Sie, wenn man so lange mit seinem Bruder gelebt hat, wenn man jeden seiner Athemzüge bewacht hat, könnte man ihm seine Gedanken nicht nachdenken? Sie erhob sich und die zarte Erscheinung stand

wie vergrößert da. Die Augen hatten etwas Unsagbares, das mit so schmerzlicher Gewalt aus mich wirkte, daß ich sortsuhr, zu schweigen; und daß ich Alles, was in mir vorging, von mir ablesen ließ. Sie trat endlich aus mich zu und nahm meine Hand.

Wollen Sie mir etwas versprechen? sragte sie.

Was?

Wollen Sie mir aus das, was ich Sie nun srage, ehrlich die Wahrheit sagen? Nicht wie sonst die Männer mit den Frauen reden, die sie wie Kinder behandeln?

Susanne! Hab' ich Sie jemals so behandelt?

Wie kann ich das wissen? — Heut' aber werden Sie mir die Wahrheit sagen; oder Sie waren nie mein Freund.

Ich nickte. — In diesem Augenblick mußt' ich denken: wie unzerstörbar doch ihre Anmuth ist! Und nach so viel Gram, und bei solchen Gedanken . . .

Sie athmete ties; dann erst sragte sie: Er kann nie, nie mehr gesund werden, nicht wahr?

Ich schüttelte den Kops.

Doch noch lange leiden!

Ia, Susanne.

Und nur ich hindere ihn, dem Elend ein Ende zu macheu — — Antworten Sie. Sie haben keine Achtung vor mir, wenn Sie so lange zögern.

Sie allein hindern ihn, Susanne, antwortete ich.

Eine Weile schwieg sie. Doch ein unbeschreiblich süßer, gramvoll, doch tröstlich süßer Ausdruck lag aus ihrem Gesicht. Ich danke Ihnen, Lieber, Guter, sagte sie dann. Wollen Sie noch ein wenig draußen bleiben? Ich möchte mit Franz noch reden, eh' es dunkel wird; eh er schlasen soll. Ich weiß einen andern Ausweg, als er denkt; einen bessern. . . Lassen Sie ihn heute. Gute Nacht!

Sie gab mir ihre weiche Hand, und ging in's Haus.

An diesem Abend sah ich die Geschwister nicht mehr. Ich durchirrte die Gegend, die sich umnachtete; kam dann still zurück und verbrachte in meinem Zimmer eine schlaslose Nacht. Erst am Morgen entschlies ich. Als ich dann erwachte, war es hoher Tag. Mein Kops war heiß, und voll wüster Träume. Ich kleidete mich an, trat aus den Vorplatz, und hörte vom Garten her Susannens Stimme. Sie ries mich. Es klang so hell und sast so heiter, wie in alten Tagen. Ich ging verwundert hinaus und sah sie, wie sie über den Rasen wandelte. Sie war srisch wie der Tag. Nur unter den Augen lag es wie ein dunkler

Halbmond, leise hingeschattet; im Blick aber war ein lebensvoller, sonntäglicher Glanz, der mich überraschte.

Wie kann man diesen goldenen Morgen so verschlasen! ries sie mir entgegen.

O Susanne! sagt' ich — —

Sie siel mir in's Wort; als sei mein Ton nicht der rechte, der von dieser Stunde an zu gelten habe. Kommen Sie zu Franz, sagte sie; srühstücken Sie dort. Er verlangt nach Ihnen! — Sie nahm meinen Arm, um mich hinzusühren. Im Gehen sagte sie leiser: Und nun noch ein Wort. Sprechen Sie mit ihm und mir nicht mehr von der Zukunst. . . Wir leben nun nur noch in der Gegenwart; sreuen uns an ihr. Sie geloben mir das!

Ich drückte ihr die Hand. Doch noch verstand ich sie nicht. Was war ihr geschehen? Was sür einen „bessern" Ausweg hatte sie gesunden? — — Wir kamen zu Franz; er lag wieder aus dem Divan, doch — wie soll ich sagen -^ mit sichtbarerer Sorgsalt als gewöhnlich gekleidet, und ein Gesäß mit Blumen stand neben ihm aus dem Tisch. Auch lag er nicht, wie sonst, abgewandt vom Licht, sondern ihm zugekehrt, und athmete mit einer Art von „Wollust", wie er sagte, die besonnte Lust, die durch die Fenster hereinsloß. Ich sah ihn betrossen an, denn er hatte denselben sreudigen Glanz im Blick, wie seine Schwester, so daß die Aehnlichkeit seiner und ihrer Augen sast gespenstisch ward. Nur hatte dieser Glanz bei ihm etwas Fieberhastes; es schien dahinter die Lebensflamme schonungslos zu brennen und zu leuchten, gleichgültig, was sie verzehre, wenn nur das volle

Gesühl des Lebens sich entzünde.

Mir ist heute besser, sagte er mit einem seltsamen, rührend sreundlichen Lächeln. Darum diese sestlichen Blumen; und dieser Lichtgenuß, dieser Sonnenenltus! — Susanne hatte draußen noch einige Rosen gepslückt; sie steckte Iedem von uns, auch sich, eine blaßgelbe Rose an die Brust. Es sielen ihr die zierlichen gelben Röslein ein, die zuweilen in öden Straßen Roms plötzlich zu Tausenden über einer halbversallenen Gartenmauer sichtbar werden, in dichten Gebüschen gedrängt, und den stillen Wanderer berauschend. Erinnerst Du Dich, sagte sie zu Franz, als wir an jenem Abend vom Colosseum kamen und an den Thermen des Titus vorbei durch jene wüste Straße gingen, deren Namen ich nie behielt; da hobst Du mir aus einmal das Kinn, und nun sah ich über mir so ein Rosenmärchen, von einer Terrasse herab; nnd ich sreute mich wie ein Kind — — denn ich war so glücklich — —

Sie sah still vor sich hin.

Es war jener Abend, slüsterte Franz mir zu, als ich ihr aus dem Colosseum sür ihre Liebe dankte — als ich genesen war — —

Was hält' ich ihr nicht zu danken, suhr ?er lauter sort. Alles — Alles — Alles —

Er sagte ihr durch einen Blick, was er dachte. Ein allzu weiches Gesühl schien ihn und sie übermannen zu wollen; Susannens Lippen bewegten sich, und ihr Busen hob sich. Erweichen wir uns nicht! sagte sie, sich sassend. Essen und trinken Sie! Es wird hohe Zeit. Und während Sie so Ihre Pslicht thun, geh' ich in Ihr Zimmer, wenn Sie mir's gestatten, um unter Ihren Büchern eins auszusuchen, daraus Sie heute vorlesen sollen: denn Franz bittet darum, und Sie dürsen ihm nun nichts mehr abschlagen — ^ wissen Sie das wohl! setzte sie mit scheinbarer Heiterkeit hinzu. Wir wollen recht edel leben; ganz im Schönen

— ganz „menschenwürdig" — —

Sie brach ab, und in ihrer stillen Anmuth schwebte sie hinaus.

Wie gern las ich sonst Susannen vor! sagte Franz; das ist nun vorbei . . . Doch ich verstehe auch zuzuhören; das weißt Du. Ich Hab' eine Sehnsucht nach Shakespeare, Goethe und Sophokles, daß ich's nicht sagen kann. Kennst Du das Gesühl, wenn Einem nur das Beste eben gut genug ist; wenn alles Andere so klein wird, das Erhabene so natürlich, das Höchste so selbstverständlich — —

Viele wunderbare Gaben sind uns doch gegeben! murmelte er, wie dankbar, vor sich hin.

Seine Gedanken kehrten zum Colosseum zurück, und Rom, Italien, unser altes Lieblingsgespräch, das unerschöpsliche, war sogleich im Gang. Wir plauderten eine Weile; endlich siel mir aus, daß Susanne nicht wiederkam. Ich sah, daß Franz ermüdet die Augen schloß, und ging ihr nach, in mein Zimmer. Da saß sie, ein Buch im Schooß, in dem sie, mit sanst geneigtem Kopse, las. Leise bewegten sich ihre blassen Lippen.

Ich trat hinzn; es war Goethes Faust. Einige Thranen waren aus die Blätter gesallen. Ein großer Tropsen zersloß eben aus der Stelle, wo der alte Faust, von der „Sorge" angehaucht und erblindet,

spricht:

Die Nacht scheint tieser ties hereinzudringen,

Allein im Innern leuchtet helles Licht;

Was ich gedacht', ich eil' es zu vollbringen — —

Susanne! sagte ich. Was haben Sie vor? Wollen auch Sie, Sie mit Franz hinweg — —

Fragen Sie mich nicht, erwiderte sie. Sie trocknete ihre Thranen.

— Versprechen Sie mir, mich nach nichts zu sragen; seien Sie hold und gut!

Ich schwieg. Sie stand aus und legte das Buch in meine Hand. Nicht wahr, den Faust lesen Sie uns vor; — es war sein Lieblingsbuch, seit der Knabenzeit ... Ich blickte eben so zusällig in den zweiten Theil, den ich nie verstand. Heute aber war mir, als verstünd' ich ihn. Und da kam es wol über mich, zu weinen... O, was sür ein Buch!

Was sür eiue Frau! dachte ich.

Sie wollte gehen; doch ehe sie zur Thür kam, stand sie noch einmal still. Mir ernst in die Augen blickend, sragte sie: Lieber Freund! haben Sie je etwas Krankhastes, Ueberspanntes an mir bemerkt?

An Ihnen! Welche Frage. Sie waren immer gesund an Geist und Herz —

Und wenn ich nun etwas thäte, das nicht gewöhnlich, nicht alltäglich ist, würden Sie mich dann auch, wie die Andern, überspannt oder krankhast nennen?

Ich? Susanne! Niemals! — — Doch was wollen Sie — —

Sie haben mir schweigend versprochen, mich nach nichts zu sragen, siel sie mir in's Wort. Sie wollten hold sein und gut!

Es kamen noch drei, vier Tage, die ich nie vergesse. Das „goldne Licht" leuchtete herein; Blumen schmückten unsere Tasel, wie in alten Zeiten. Die Spätsommerlust schmeichelte so mild; Franz genoß sie von seinem „Freudenlager", wie sein Heroismus es nannte, mit verjüngten Sinnen, mit erschütternder Dankbarkeit. Einige verspätete Sänger zwitscherten noch draußen in den Bäumen ihr dreitöniges Lied. Wir saßen zuweilen still beisammen und lauschten, als spräche in ihnen jener stumme Geist, der sonst nicht spricht; — oder ernste, heitere, tiessinnige Gespräche, die nicht enden wollten, schweisten über Vergangenes, Unvergängliches, und übertönten lieblich den Flügelschlag der entfliehenden Zeit. Wenn der Nachmittag kam, riesen wir die „Alten": ich las ihnen vor, was sie begehrten, — Faust, König Lear, Romeo und Iulie, Antigone, Elektra. Mit strahlenden oder seuchten Augen und erglühten Wangen saßen sie, diese wunderbar bewegten, aus tieser Brust genießenden Menschen, da. Höher und höher wuchsen unsere Gesühle; Alles blieb unter uns, was in diesem Aether nicht mehr leben konnte; eine reine, edle, innige Heiterkeit verklärte uns Alles, ohne daß wir's dachten. Nur wenn ich dann plötzlich hinsah und mir sagte: da sitzen sie, diese Theuren, und eine Stunde wird kommen, wo dies nicht mehr ist — — dann umschnürte es mi/ das zu volle Herz. Ich stand aus, ging umher; ging hinaus, wars mich in meinem Zimmer aus's Bett, still sür mich zu leiden . . .

In der letzten Nacht lag ich schlummerlos da; vor den geschlossenen Augen stand mir immer wieder Franzens bleiches Gesicht, das mir zum „Gute Nacht" so brüderlich abschiednehmend gelächelt hatte, und Susaunens überirdisch groß verklärte Augen, die mir noch gesolgt waren, als ich sie verließ. Das stumme Grauen der Ahnung lag aus mir. Eine rätselhaste Macht überwältigte mich, als müsse ich ruhig dulden und erwarten, was da kommen werde; als verbiete mir etwas Heiliges, mich zu widersetzen. Und doch sträubte sich ein qualvolles Gesühl in mir .. . Endlich kam der Tag. Ich stand aus, ich wandelte durch die Morgenstille. Ich



hoffte wieder; — aus was? Aus Alles, was Hoffnung weckt; aus den Geist des Lebens, den ich in mir selber suchte; aus das Unbekannte. Sosaß ich lange aus der Wiese, unter jenem Baum. Sprühender Nebelregen durchsröstelte mich endlich bis an's Herz; ich kehrte zurück.

Als ich die Thür zu dem Zimmer öffnen wollte, in dem wir diese Tage verlebt hatten, sand ich sie verschlossen. Ein zusammengerolltes Papier steckte im Schlüsselloch. Ich zog es heraus, riß es aus. Es enthielt solgende Worte, von Susannen geschrieben:

„Lieber, lieber Freund! Wenn Sie dies lesen, athmen wir nicht mehr, und Alles ist gut. Ich kann meinen lieben, armen Franz nicht verlassen. Leben Sie denn wohl!

„Sie verkennen mich nicht; werden mich nicht verdammen! — Er muß sterben, und er stirbt um mich, und ich nicht mit ihm? — Wenn ich ihn nicht mehr habe, wosür leb' ich dann noch? — Wirklich wie Iwillingsseelen haben wir miteinander gelebt; uns glückte es nicht da draußen in der Welt, mit der andern „Liebe", die die Menschen so nennen: da sanden wir in unsrer Bruder- und Schwesterliebe den Fels, der uns Beide trug. Und wir wurden einander Stab und Schirm und Leben; und haben einander nie betrübt, als wenn wir litten; und nun ließe ich ihn sort und

bliebe hier allein? — Ach, ich kann nicht, ich kann nicht! Er^

hat nicht gewollt, daß ich mit ihm ginge, aber ich hab' ihn besiegt, und ich werde gehn. Edel und schön soll er sterben; nicht mehr leiden . . . Gute Nacht! — Noch in dieser Stunde an dem Tisch, an dem Sie uns

„Antigone" und „Elektra" vorlasen — — o, ihr Schwesterseelen!

da werden wir den Abschiedstrunk mit einander trinken, und noch Ihrer gedenken.

„Ach, verkennen Sie die arme Susanne nicht! — Friedlich wird er sterben, wenn er weiß: seine Susanne bleibt nicht allein, ohne Zweck, in Verzweiflung zurück! — — Gern, gern haben wir gelebt; — doch ein schaurig süßes Gesühl ist es mir nun auch, so den Gram zu betrügen, der bei mir bliebe, wenn ich meinen Franz überlebte — und so heimlich, heimlich ihm davonzugehn. Ich glaube, ich that meine Schuldigkeit, so lang' ich lebte! Nun aber laßt mich nicht im Elend der Einsamkeit verschmachten, ohne Lieb' und Pslicht; laßt mich sort, laßt mich mit meinem Franz den Becher des Friedens trinken! —

„Wie er noch leidet um Ottilie... Sie ist krästig und lebenssroh; sie wird noch glücklich werden; das ist meine Hoffnung. Seien Sie es auch! wie wir es waren! — — Was sür ein wunderbarer Gedanke ist das nun, so in stiller Nacht sich hinwegzustehlen; und während die Andern schlasen, um zu erwachen, einschlasen aus immer!

„Franz soll nicht mehr schreiben . . . Armer, blasser, todesmatter,. süßer, geliebter Franz. Lieber Freund, gute Nacht!"

Darunter noch, wie ein Echo, von Franzens Hand:

„Gute Nacht!"

Als der Gärtner und ich die Thür erbrochen hatten, sahen wir die Neiden; Ieder in einer Ecke von Franzens Divan; in den Kleidern von gestern, Susanne mit einer Rose an der Brust. Sie schienen beide zu schlasen. Freundlicher, ernster, kummerloser Schlas! Ein holderes Bild des Friedens konnte man nicht sehn.

Aus dem Tisch vor ihnen stand der Becher, aus dem sie diesen Frieden sich getrunken hatten.

Ich besitz' ihn noch. Niemand trinkt aus ihm; doch so lang' ich lebe, will' ich ihn behalten.

Ich verkenne Dich nicht, holde Schwester Susanne! — — Aber ach, ich habe euch nicht mehr!

# Zur Geschichte der italienischen Kunst.

Vau

Leupllld vc»i lkaulle.

— Verlin. —

.'i meinem Ausenthalt in Italien Uom Herbst 182« bis zum Januar 1831 war es mir ost unangenehm, daß Bibliotheken und Archive nicht srüher geöffnet und vielleicht etwas später geschlossen wurden. Daraus erwuchs mir aber der Vortheil, daß ich in den Stunden, die mir srei blieben, die Kunstschätze, an welchen Italien so reich ist, ebensalls aus meiue Neise studiren konnte. Indem ich Gallerien, Paläste und Kirchen, in denen dieselben sich sinden, sleißig besuchte und dann das Gesehene bemerkte und eombinirte, entstanden mir Ideen über die Geschichte der italienischen Kunst, die ich dann unmittelbar nach meiner Rückkunst niedergeschrieben habe; ich kam damit am /i. April 1831 zu Stande. Es war ein Entwurs, den ich später einmal «Ui. Zusühren gedachte, wozn ich aber nicht gekommen bin, noch auch hoffen h^e zu kommen. Ich habe seitdem das kleine Manuseript unberührt lieaen lassen. Ob ich nun nicht besser daran thäte, es aus ewig in Veraessenbeit ön begraben? Nachdem in der Geschichte der Kunst so viel aearbeitet l ^^n lst, kann meine Skizze unmöglich den Resultaten der lieutiaen ^on ^ung homogen sein. Aber bei erneuerter Durchsicht sand ich dock cmck tz.^nck^' was noch nicht gesagt worden ist, Individuelles und Allgemeines nn^ ,ich entschloß mich, wenigstens die srüheren Abschnitte des kleinen . Werkchens mitzutheilen. Sie erscheinen hier bis aus wenige Sätze ebenso' "^ ^ ursprünglich geschrieben worden sind; nur Hie Anmerkungen sind vc 'n nei'"«u Datum.

## I.
## Grundlage und Ansänge.

Es kann nicht Unsähigkeit gewesen sein, was Bildhauer und Maler die so langen Iahrhunderte des Mittelalters in dem Formlosen zurückhielt; die Bauwerke zeigen, was man Großes zu ersinnen, die Zierrathen den Grad der Feinheit, den man zu erreichen vermochte; ihre Intention ging vielmehr aus etwas Anderes.

So wie wir in die Basiliken treten, empsängt uns das musivische Nild des Heilandes mit seinen Aposteln, welche in großen Gestalten die Apsis einnehmen. Man weiß, daß die christliche Basilika unmittelbar aus der heidnischen herübergenommen worden. Es ist allemal sehr merkwürdig, daß auch die heidnische Basilika in ihrer Apsis ein Augusteum, einen Tempel der Cäsaren, enthielt, mit welchem sie schloß; dort waren die Bilder der Kaiser. Als das Christenthum die Menschenvergötterung stürzte und der Anbetung der Cäsaren die Anbetung des Sohnes Gottes entgegensetzte, erhob sie auch an geweihter Stätte den Gottes- und Menschen« sohn an ihre Stelle. So ward die Basilika unmittelbar zur Kirche. In der Regel sieht man dann den Menschensohn, mit seinen Aposteln antik gekleidet, die Menschensorm mehr typisch als nachgeahmt, großartig, schrecklich. Oder man erblickt die Mutter Gottes, groß, schlank, aber ganz und gar verhüllt, nur die Gesichtszüge sieht man; und die Arme mit steiser Bewegung von der Brust herausstreckend, wendet sie gleichsam segnend das Innere ihrer Hände der Gemeinde zu. Zuweilen sind die Namenszüge hinzugesetzt. Es ist nun diese heiligende Abbildung des Göttlichen, was man ohne weitern Anspruch beabsichtigt. Oder es ist das Symbol. Man hat kein Arg dabei, wie in S. Stesano zu Bologna und in so vielen andern Orten, die Evangelisten geradezu durch ihre Abzeichen darzustellen, und diesen die Namen derselben hinzuzusügen. Man versinnbildet Christus als das große Lamm unter 12 Lämmern.

Oder man schreitet endlich bis zur Darstellung des Geheimnisses, oder der heil. Geschichte sort. Nicht allein durch Worte unterrichtet man. Auch der Anblick belehrt. Die Umgänge in San Mareo enthalten die wichtigsten Momente der heil. Geschichte ost mit einer sast anstößigen Naivetät. Vorzüglich merkwürdig sand ich eine uralte Mosaik in Toreello, welche aus den Zeiten des Glanzes und der Größe dieser Insel stammen wird, welche so srüh verloren ging. Hier ist Kreuzigung und Weltgericht nach griechischen Begriffen dargestellt. In der höchsten Abtheilung sieht man den Gekreuzigten, in der daraus solgenden den Auserstandenen, wie er, das Kreuz in der Hand, die Erzväter erlöst. Dann solgt das Weltgericht. Aus dem Regenbogen sitzt er, um ihn die Apostel: tieser hinab geben Erde und Meer ihre Todten her; dann solgt weiter zu seiner Rechten das Paradies und priesterliche Chöre; zu seiner Linken Fegseuer, Satanas und Höllenstrase. Hier hat man Mythe und Geheimniß darzustellen gewagt. Das Paradies ist verschlossen, von dem Cherub bewacht; man sieht davor einen Mann mit dem Kreuz; serner eine Frau, einen alten Mann mit Kindern. Es ist die altchristliche Mythe. Der Mann mit dem Kreuz ist der gute Schächer; der alte Mann ist Abraham, der die auserwählten Seelen aus seinem Schooße und zu seinen Füßen hat, die Frau ist Eva. Wenn man aber von dem Stuhl Christi einen rothen Strom nach dem Fegseuer fließen sieht, aus welchem Engel die Sündigen erretten, so ist dies schwerlich, wie man es erklärt hat, ein Feuerstrom, um jenes Fegseuer anzuzünden; es ist vielmehr der Strom des rettenden Blutes, durch dessen Verdienst Iener Erlösung vollbracht wird. Die ganze Aussassung ist groß gedacht, erschreckend und belehrend. Dieser Anblick erzählte der Gemeinde Mythe und Geheimniß der Kirche. Dazu allein sollte er dienen. Hier ist kein Hervordrängen der Form, es ist Alles gigantisch, von Bedeutung und ausgegangen im Dienste der Kirche.

Wol mag es sein, daß Kunstgriffe der Technik vorhanden waren, welche später verloren gegangen sind. Allein übrigens sind diese Gestalten der ältesten Maler isisartig ja mumienhast; Bewegung und Haltung dem Herkömmlichen völlig untergeordnet; nur in den Extremitäten sind sie ausgebildet.

Es war ein großer Schritt selbst in Bezug aus die Religion, als man sich zuerst von dem Herkömmlichen und Ueberlieserten zu dem Gesühl der Form und der Freiheit sie zu suchen erhob.

Schon im 13. Iahrhundert hatte die ausblühende Bildnerei es gewagt, von dem Gewohnten, Altherkömmlichen abzuweichen. Für dies Bestreben ist nichts merkwürdiger als ein Relies an der Kanzel des Baptisteriums zu Pisa. — Bei der Geburt des Heilandes liegt Maria allerdings aus einem symbolisch von Lämmern getragenen Bette; allein sie liegt daraus in der Haltung einer römischen Kaiserin; in ihrem Antlitz nichts von jungsräulicher Verschämtheit und Demuth, sie ist ganz Stolz und Adel. Mit einer sast heidnisch göttlichen Hoheit hält sie in der Anbetung ihr Kind dem Könige entgegen. Eben hier sind alle Köpse bis zur Vollendung ausgearbeitet.

Bei Nieeolu Pisano, dem Schöpser der modernen Plastik, dem auch dieses Denkmal angehört, sinden sich allenthalben Spuren der Nachahmung antiker Kunstwerke, die er eben in die Kirchenmonumente einflicht, welche er zu entwersen hat.*)

Ie sorgsältiger übrigens die Ueberlieserung beibehalten ist, um so

*) Das Moment, das mir bei dem ersten Anblick imponirte, sinde ich bei Schnaase, Geschichte der bildenden Künste, VII, S. 27« mit vortrefflicher Kenntnih hervorgehoben.

mehr machen diese Abweichungen Eindruck. Aber dabei wird man doch auch den Widerspruch inne, der in der einen und der andern Aussassung liegt. Und es ließ sich nicht erwarten, daß aus diese Weise die christliche Kunst umgestaltet werden würde. Denn nicht aus Ausübung künstlerischer Fertigkeiten kam es dabei an, sondern zugleich aus Darstellung des vollen religiösen Inhaltes der Ueberlieserung. Nur langsam und zaghast ließ sich die Malerei in der zweiten Hälste des 13. Iahrhunderts zu einer Veränderung herbei.

Die Madonnen des Cimabue*) gehören noch ganz zu der Familie jener griechischen Gottesmütter, deren eine den Ansang der Florentiner Gallerie macht. Was bewirkte aber, daß man, wie die Sage geht, ein Bild dieses Meisters Carl von Anjou seierlich zeigte; daß es einer Straße 5en Namen gab? In S. Maria Novella wird eben dieses Werk ausbewahrt. Noch sind Mutter und Kind kolossal, das Kind halb entblößt; wie aus griechischen Bildern und in der Art und Weise derselben sitzt ihr das Kind in dem Schooß; nur durch eine kleine Aenderung in der Lage und die damit zusammenhängende Ausstreckung der Hand ist es der Natur angenähert; der Ausdruck der Mutter bleibt sehr einsach. Wenn aber in den griechischen Bildern die Gesichtszüge mehr die Menschengestalt andeutend, als abbildend erschienen, so sind sie hier entschieden menschlich. Von Individuellem jedoch, wie von dem Ideal sinde ich sie gleichweit entsernt; auch die Nebensachen einsörmig.**)

Ueber die Werke, welche diesem Meister in der obern Kirche von Assist zugeschrieben werden, zu urtheilen, ist schwer, einmal weil man nicht weiß, wie viel an ihnen acht, sodann weil sie von den Einwirkungen der Zeit ziemlich stark gelitten haben.

An seinen Werken sah man, sagt Philipp Villani, daß die alten Maler geirrt hatten. Es ist der erste Versuch, die religiösen Darstellungen der Natur anzunähern, was man an ihm rühmte.

## II.
## Giotto und seine Nachsolger.

So sand Giotto die Bahn eröffnet. Der Versuch war gemacht, Gesichtszüge und Bewegungen der Natur anzunähern. Mit einem außerordentlichen Talent der Aussassung, ja mit wahrem Genius begabt, legte er Hand an, den Gestalten Bedeutung und wesentlichen Inhalt zu geben.

*) Daß Cimabue in Pisa arbeitete, ist durch die von Ciampi herausgegebenen Loeumente bewiesen. Er lebte von ungesähr 1240 bis nach 1300.

**) Des Bildes, von dem anderwärts Covien existiren, wird bei Förster, Gefchichte der italienischen Kunst. Bd. 2 p. 189 ss. aussührlich gedacht. Aus ihn hat «s noch größeren Eindruck gemacht als aus den Autor.

Es ist wahr, daß man ihm aller Orten viele zweiselhaste Sachen zuschreibt; anderwärts sind die ächten Werke entweder durch die Zeit oder durch spätere Hand zu Grunde gerichtet.

An dem Werk in Sta. Croee zu Florenz, das, obwol nur aus dem Rahmen mit den Worten Opus ma^stri 3octi bezeichnet ist, zweiselt selbst der entschlossenste Leugner nicht. Es ist eine Krönung der Iungsrau. Die Menge der Engel und Heiligen aus den beiden Nebentaseln bildete gewiß eine große Ausgabe sür diese junge Kunst. Man wird die Mannichsaltigkeit der Physiognomien, bei einem der Wahrnehmung so wenig Raum lassenden Gegenstande, die Abstusungen der Bewunderung, der Hingebung und Anbetung, wie sie hier lebendig erscheinen, anzuerkennen haben.

Unbezweiselt und durch die nämliche Inschrist, aber nicht blos aus dem Rahmen, beglaubigt, ist ein anderes Bild, von dem man eine Hälste in Mailand, die andere in Bologna ausbewahrt. Hier tritt uns in S. Paul schon ein glücklich ausgesaßter Charakter entgegen. Es ist ein Mann, obwol mit der Glatze, aber noch krästig, in den besten Iahren; seine Haltung königlich: seine Stirn gebieterisch und voll Nachdenken.

Man versichert, daß eine unzweiselhaste Urkunde vorhanden sei, welche das Abendmahl in dem Reseetorium zu Sta. Croee dem Giotto vindieire. Es ist wahr, daß in demselben die Lage des Iohannes, wahrscheinlich die nämliche, wie sie in srüheren Werken vorkam, unbeholsen; und einiges Andere mag minder wdhl gerathen sein; allein in den meisten Gestalten ist eine mit Feinheit vollzogene Nachahmung der Natur sichtbar. Ich will dies nicht aus jeues genaue Eingehen in die Verhältnisse der sesten Gesichtstheile beziehen, wie man dies an gelungenen Porträts lobt; allein es ist in ihm eine Wahrheit, Wärme und Majestät, welche Bewunderung erweckt. Leider geht dies Werk von Tag zu Tag seinem Untergang mehr entgegen. Von den dreizehn Gestalten sind nur noch sieben in gutem Zustand und wer weiß wie lange. Schon dringt das vernichtende Naß bis in die Nähe des Heilandes heran.

Andere seiner Werke mögen gegründetem Zweisel Raum geben: oder, wie jenes von Assisi, schlechter erhalten sein. Vielleicht bedeutender als alles Andere ist die Cavelle der Arena zu Padua.

Das Zeugniß des Benvenuto von Imola läßt keinen Zweisel übrig, daß die Malereien nicht von seiner Hand seien; sie sind so gut wie unberührt. *)

*) Als ich dies schrieb, war die Capelle, wenn auch nicht unbekannt, doch unbeachtet. Der geistvolle Kenner von Rumohr würde ein anderes Unheil über Giotto gesällt haben, wenn er ihr seine Ausmerksamkeit geschenkt hätte. Sie sind seitdem durch italienischen, englischen und deutschen Fleih allgemein bekannt geworden. Besonders hat ihnen E. Förster, Gesch. d. K. in Ital, II., p. 237 (1870) eine aussührliche Schilderung gewidmet.

Es ist eine Capelle, in der Giotto die Wand des Eingangs und die zwei Leitenwände bis zu dem Chor hin in der Weise jener Alten ausgeschmückt hat, welche die heilige Geschichte und die letzten Dinge aus diese Weise vorzustellen liebten.

Mit aller Wärme, welche Liebe und Schrecken einflößen kann, stellte Giotto über dem Eingang das jüngste Gericht dar. Die Seligen sind bekleidet. Sie sind in der Regel der wohlbekannte Idealkops des Giotto, der mit verschiedenen Abwandlungen wiederkehrt; in einigen sinde ich ein inniges vor Liebe und Freude verlangendes Hinschauen aus die Gottheit. Aus der anderen Seite erscheinen die Verdammten: in grubenartigen Abtheilungen mannichsaltig gepeinigt; in gräulicher Gestalt steht der Fürst der Unterwelt zwischen ihnen. Diese Vorstellung ist minder gigantisch, geheimnißvoll und mythisch, als jene zu Toreello, aber vielleicht ist sie nicht minder wirksam, weil sie sinnlich leichter zu ergreisen und anreizender.

Das eigentliche Verdienst des Giotto in unserer Capelle dürste man indessen nicht in diese Fresken setzen.

Damit Iedermann ersahre, wodurch Seligkeit erweckt und verscherzt werde, hat Giotto längs den Wänden zur Seite der Hölle die Laster, zur Seite des Himmels die Tugenden dargestellt.

Was an sich nur begrifflich zu denken wäre, hat er unmittelbar versinnbildet. Aus dem Munde des Neides geht die Schlange hervor, die ihm sein eigenes Gehirn srißt; das Seepter der Ungerechtigkeit, welche in dem Throne sitzt, ist mit Haken bewaffnet; und geballt sieht man ihre klauenartigen Fäuste. Der Unglaube siuliäLlitas) hält ein Idol aus seinen Händen, welches ihm hinwiederum den Nacken gesesselt hat. Die Unklugheit schlägt mit einer Keule nach den Fliegen, während die Klugheit sinnend mit einem Zirkel sitzt. Nicht so ganz sinnlich natürlich konnte er die Tugenden abbilden; doch sind sie unverkennbar; selbst die Hoffnung ist glücklich hingeworsen.

Aber nur den untern Theil der Wände nehmen diese Abbildungen ein; über ihnen sind in vielen Abtheilungen die wichtigsten Momente aus dem Leben der Iungsrau und des Heilandes dargestellt.

Hier ist es nicht mehr die dogmatische Mythe; es ist nicht mehr Allegorie; es ist das Leben selbst, das er in gelungenen Phantasiestücken vergegenwärtigt. Wol erkennt man an ihm das Studium der alten Ueberlieserung,

die er sesthält. Einige Zustände aus dem Leben der Iungsrau kann man nur aus den Pseudoevangelien erklären.

Andere Meister haben den Ausdruck der Gesichtszüge weiter ausgebildet, die Wirkungen von Licht und Schatten kunstvoller gezeigt; in einsacher und klarer Aussassung des Lebens, in der Poesie der Composition möchte ich Giotto hinter keinem anderen zurücksetzen. Ich wüßte nicht, welche Grablegung, so viel es ihrer auch gibt, mit einer vollkommneren Wahrheit ausgesaßt wäre. Hier ist keine Möncherei und keinerlei ungehörige Fietion. So ties und innig und mannichsaltig ist die Klage; und Nieodemus, der wie betroffen über diesen Anblick, mitleidsvoll erstaunt, wie er mit gesalteten Händen dasteht, ist ein vollkommener Mensch. Der zum Himmel erhobene Erlöser ist srei von jenem nach Erden schauenden Selbstgesühl, was ihm Spätere geben: nach vollendetem Erdenleben, vollen Fluges, mit ausgebreiteten Armen eilt er dem Vater zu. In allen diesen Darstellungen, von der ersten bis zur letzten, ist der Versuch sichtbar, den religiösen Moment mit der Vergegenwärtigung des menschlichen eigenthümlich ausgesaßt zu verbinden.

Sollte es uns wol sehr kümmern, wenn hier ein mechanisches Talent in Farben und Technik das Ungewöhnliche leistete? In dieser menschlichen Darstellung erscheinen die Bestrebungen eines, sei es von dem Gesühl der Schönheit, sei es von höheren Gedanken ersüllten Geistes. In andern Werken des Giotto sindet sich die nämliche Tiese, ja Unergründlichkeit der Physiognomie —; jede seiner Figuren ist geistig empsunden; — seine Vorstellungen der heiligen Geschichten sind sinnlich warm, ohne daß^sie den religiösen Forderungen Abbruch thäten. Sie sind ein schönes Denkmal dieses bestrebungsreichen Iahrhunderts. Ueberhaupt traten nun die Zeiten eines allgemeinen Umschwunges der Studien und der Cultur in Italien ein. Von dem Latein der Schulen riesen die Alten zu der ächten Sprache der Römer zurück; das mütterliche Idiom, welches die Iahrhunderte zu einer von seinem Ursprung ganz abweichenden Gestalt gebildet hatten, saßte man das Herz, auch in Schristen zu brauchen. Ein Ereignis? umsassendster Bedeutung ist es doch, daß Dante, der in Sprache und Poesie das Beste leistete, mit dem Erneuerer der Malerei in jenen Räumen der Arena zusammengekommen ist.

Giotto, der sich in Toskana, Umbrien, Rom, Neapel und der Lombardei ausgehalten, hatte eine ungemeine Wirkung.

Ein solcher Geist beherrscht natürlicher Weise seine Nachahmer aus lange Iahre hinaus, doch ist es viel gesagt, daß er die Entwicklung der Kunst ausgehalten habe. Sowol in denen, welche seinen Weg hielten, als in denen, welche etwa nicht, läßt sich doch, und wir glauben ohne Täuschung, ein Fortschritt wahrnehmen.

Selbst einige Werke des Giottino, wie die Erscheinung der Iungsrau, sind mit großer Wahrheit ausgesührt. Agnolo Gaddi, der Sohn Taddeos, welcher 24 Iahre in der Schule Giottos gearbeitet hatte, malte den Chor von Sta. Croee. Nicht allein die Gruppirung der Kreuzaussiudung ist reich und lebensvoll ohne überladen zu sein. Einige seiner Gestalten nähern sich — ich erinnere nur an die beiden Begleiterinnen der h. Helena — der Größe und Schönheit antiker Formen. In S. Miniato arbeitete Spiuello in verwandtem Sinne. Was er in Farben zu leisten sähig war, hat er wenig gezeigt. In den wohlerhaltensten Bildern sind es lauter Mönche in weißen Kleidern, was er darstellt. Allein leugnen dürfte Niemand, daß z. B. jener Alte, der mit seinem Stabe am Bette des Sterbenden steht, in Motiv und Ausdruck nicht streng gedacht und in seiner Art vortresslich wäre. Leicht der geistig bedeutendste von denen, welche im Camvosanto zu Pisa arbeiteten, ist Andrea Oreagna. In dem Triumph des Todes stellt er der Verwesung, die er ohne Schonung abbildet, diejenigen zur Seite, welche ihre Tage spielend leben, und unbekümmert um die Zukunst in heiterem Genusse schwelgen; — allein schon steht der Tod neben ihnen; noch kein Geripp, aber mit der Sense: surchtbar fliegt ihm sein Haupthaar rückwärts. Glücklicher selbst, als Giotto, wußte er in dem jüngsten Gericht die Gesichtszüge der Heiligen, wie sie in hingebendem Entzücken der himmlischen Erscheinung Christi, seiner Mutter und den Aposteln zugewendet sind, aus das Mannichsaltigste abzustusen. In den Verdammten ist es nicht sosort die Strase; es ist eine Klage, ein tieses Sehnen, ein schmerzliches Verlangen des Zurückgewiesenen. Er sucht es uns so deutlich und andringend wie möglich zu machen. Zur Seite der Erwählten sieht man einen Mönch aus seinem Grabe hervorgezogen: er wird zu den Verdammten sortgewiesen. Ein Anderer ersteht zur Seite des Verdammten, sein Schutzengel sührt ihn sürbittend vor S. Michael. Diese Gruppe, des auserstandenen Erwählten, des bittenden Schutzengels, des gewährenden Michael ist großartig und voll Gesühl. Ich will das jüngste Gericht, das man in Sta. Novella zu Florenz von dieser Hand sieht, nicht mit dem pisanischen vergleichen: vielleicht ist es Niemand vergönnt, denselben Gegenstand zweimal mit gleicher Vortresslichkeit vorzustellen. Allein große Züge hat auch das andere. Glücklich sind die zu der Herrlichkeit Eingehenden, wie sie zögern, sei es aus Demuth, sei es aus einem übermächtigen Gesühl des Entzückens.

Man wird nun wol inne, worin der Charakter dieser Bemühungen liegt, die sich um Giotto her gruppiren und mit seinem Namen bezeichnet werden können.

Sie machen es sich zur Ausgabe, die mystischen Vorstellungen, welche die Kirche srüher geradezu überlieserte, symbolisch-typisch auszudrücken, um die heiligen Erzählungen, in denen man ehedem nur das Wunder abbildete, den Menschen näher zu bringen. Daher wählt diese Zeit nur würdige und große Gegenstände. Dahin sührte der republikanische Geist der Communen, der noch eine religiöse Ader in sich trug. Was diese stadtbeherrschenden Zünste, die ihres Reichthums und ihrer Größe im Dienste Gottes inne werden wollten, zu solchem Zwecke aus den Mauern der heiligen Gebäude abbilden ließen, oder was selbst ein Privatmann, wie es aus diesem und jenem Bilde heißt, sür seiner Seele Heil darstellen ließ, konnte nicht so leicht prosan sein. Es sind dies, wie wir sehn, die heiligen Geschichten in einsachster Aussassung, die jüngsten am Ende der Welt zu erwartenden Dinge; oder die große kirchliche Mythe, etwa wie S. Thomas mit seinem Buche und S. Petrus mit seinem Schlüssel von Gott berührt und dadurch geheiligt werden, was man vorzugsweise vergegenwärtigt; es ist das Diesseit und Ienseit. Man saßte dies aus die naivste Weise beinahe handgreislich ab. Bei Spinello sieht man die Seele des eben Gestorbenen aus einer schrägen Stiege gen Himmel sahren: ein Engel empsängt sie, ein anderer kommt ihr nach; die an dem Bette Anwesenden sehen sie. So wird bei Simone de' Croeisissi zu Bologna die Seele der Madonna nach ihrem Tode von dem Erlöser empsangen, und ruht in seinen Armen, wie er in irdischer Gestalt in den ihren.

Bei Oreagna sieht man die Seelen aus dem Munde der Gestorbenen unmittelbar zur Verdammniß oder zur Begnadigung hervorgehen; ja an dem Schatten des Mönchs bemerkt man die Tonsur. Teusel und Tod werden selten abgebildet. Wir sehen, wie der Geist des Bildners sich eines noch völlig unbearbeiteten Stoffes bemächtigt. Was ihm Dogma, Lehrmeinung, oder auch der noch nicht durch Poesie geläuterte Volksglaube darbietet, stellt er ohne Bedenken und ohne immer das Häßliche zu vermeiden, doch auch mit einer Frische und Iugendlichkeit, wie sie nie wieder erschienen ist, dar.

Für ihre Darstellungen sanden diese Meister große geheiligte Räume, ja ganze Kirchen und Capellen, wie in Assisi, Maeerata, Padua; oder die weitläusigen Umgänge eines Campo Santo. Sie bilden diese Räume gleichsam zu einem ausgeschlagenen Buche um. So ist mir das Capitel der Dominieaner zu Treviso bemerkenswerth gewesen. Durch eine Darstellung der Kreuzigung, in großen Gestalten, zu des Herrn Seite S. Petrus und S. Paul, bei der von nachahmender Darstellung des menschlichen Leibes wenig die Rede sein kann, indem man sich begnügt hat, nur die Linien genau zu markiren, welche die Gesichtszüge bilden, hat man den Raum geheiligt. Zu der Seite desselben hat man in dem 14. Iahrhundert in den oberen Räumen die Notabeln des Ordens abgebildet: zu ihrer Rechten zuerst zwei Heilige, alsdann die Seligen, zu ihrer Linken zwei Päpste und daraus die Cardinäle dieses Ordens. Beide Reihen treffen über der Thür des Eingangs zusammen. Darunter sind die Provinzen des Ordens und ihre verschiedenen kleineren Abtheilungen bildlich verzeichnet; und dieses Capitel ward zu einer Geschichte des Ordens in den ersten zwei Iahrhunderten seiner Existenz. In streitigen Fällen hat man selbst von Rom aus bei diesem gemalten und aus die Mauer geschriebenen Buche ansragen lassen. Unglücklicher Weise wird das nicht so leicht wieder geschehen können. Eine Schule, die in dem Saal eingerichtet worden war, und die erst vor Kurzem weggebracht ist, war nicht sehr geeignet, dieses alte Werk zn eonserviren.

Wir kehren zu den künstlerischen Bestrebungen jener Zeit zurück. Wie man nur den ersten Schritt machte, das Ideal der Erscheinung zu nähern, so begnügt man sich, die Gesichtszüge und Bewegung im Umriß darzustellen. Mit wenigen Zügen ist es gethan. Hier sind keine der durch das Leben zerrissenen, schwer an den Spuren der Iahre tragenden Physiognomien zu sinden. Das Menschenantlitz erscheint sast durchaus heiter, sonuenhast, naiv; selbst das Alter ist nur durch Würde ausgezeichnet; und der weißwallende Bart gesellt sich zu einem reinen Ausdruck des Gesühls.

In dieser Hinsicht werden wir an die Art und Weise erinnert, welche dieses Iahrhundert auch in schristlichen Werken beobachtet. Ihre Sprache hat noch jene unschuldige Unmittelbarkeit, welcher die eigenste Bezeichnung dessen was sie denkt, Natur ist. Die Charaktere, wie sie Dante, wie sie Ioh. Villani schildert, sind eben mit wenigen Zügen vollendet; uns doch unverkennbar. Wol ist eine Wirkung des Alterthums iu beiden Arten des Ausdrucks wahrzunehmen, aber die Gesinnung ist noch durchaus von den christlichen Ideen beherrscht.

Von allen dem, was Italien jemals der Rede Werthes geleistet, ist der Keim in den sinnreichen, jugendkrästigen, glücklichen Bemühungen dieses Iahrhunderts vorhanden.

## 111.

## Huattrocentisten.

Es konnte nicht anders sein, als daß mau, nachdem man einmal den Weg der Natur ergrissen, aus demselben zu genauerer Nachbildung der einzelnen Gestalt sortschritt.

Schon Dueeio in Siena übertrifft wol in der strengen Ausbildung der Gesichtszüge den Giotto. Giovanni da Milano arbeitet nicht allein Barte und Hände mit außerordentlichem Fleiß; er schließt sich auch iu den seinen Zügen des Gesichts der Natur mit augenscheinlichem Ersolge an. Ich sah einen Hiob von 13Ü5, großartig, entschlossen, heroisch, ein geistig herrliches Gesicht.

Einen neuen Schritt aus dieser Bahn that Fra Angelieo da Fiesole^). Zwar gehört er im Ganzen noch sehr der Schule der Nachsolger Giottos an. Die heitern Antlitze derselben wurden von ihm bis zu dem Engelgleichen verklärt. Aber eine besondere Beschränkung lag über ihm. Gar nicht zu verkennen ist es, daß das Emporkommen der beiden großen Bettelorden aus die Entwicklung der Kunst einen sördernden Einfluß ausgeübt hat. Die reichen Mittel, welche den Orden zu Gebote standen, und die Bauwerke, in deren Errichtung sie ihren Ruhm sahen, beschästigten tausend fleißige und kunstgeübte Hände. Aber sie legten den

*) Ioannes Petri del Mngello, geb. 1387, 1- 1455, trat 1407 in das Kloster der Vominieaner.

Meistern auch beengende Bedingungen aus. In diesem Zusammentreffen der Kunst und des Klosterlebens hat sich Fiesole, der selbst in den Orden getreten war, entwickelt. Die Anschaunngen eines so srommen und eingezogenen Klosterbruders konnten nicht von großem Umsang sein. Ihn beherrschte überdies ein Idealgesicht, das sast allen seinen Darstellungen zu Grunde liegt. Um diese Züge zur Verschiedenheit durchzubilden, sah er sich veranlaßt, sie, nur in sich selber arbeitend, in immer neuen Modisieationen gründlich zu variiren.

Vorzüglich das Dominieanerkloster S. Mareo, in welchem er lebte, hat er im Reseetorium, Gängen und Zellen mit seinen srommen Werken ausgeschmückt.

In seiner Verkündigung zeigt namentlich die Bekleidung noch einen Rest von griechischer Manier; doch ist die Iungsrau nicht ganz im Licht ausgegangen: es ist in ihr ein irdisches Selbst.

In der Kreuzigung war er nicht versucht, etwa der historischen Wahrheit nachzustreben. Er umstellt das Kreuz mit lauter Heiligen, S. Girolamo, S. Franeeseo, S. Lorenzo und wie sie alle heißen. Ueber einem breiten Wandraum stehen sie hier; sie nehmen sich etwas vereinzelt aus; ähnlich unter einander sind alle; der Maler sucht die Mannichsaltigkeit, doch sucht er sie mit großer Zurückhaltung.

Indessen sehlte es ihm nicht an dem Talent, treffende Motive auszusinden. Bei der Kreuzabnahme sinde ich's so natürlich, daß man den Umstehenden, wie er dies thut, die Nägel und die Instrumente der Marter zeigt. Das Bedauern, das er heilig erscheinen läßt, hält den Betrachter durch die Wahrheit sest, und er kann von diesem Bilde nicht lassen.

In den kleinen, miniaturähnlichen Werken, aus Goldgrund, die besonders charakteristisch sür ihn sind, wie in der Krönung der Maria, haben seine Heiligen ihre Insignien in den Händen: die Weihrauchsässer werden geschwenkt, hoch empor sind die Trompeten gerichtet: es ist alles eine einzige erlesene Schaar; trotz alledem ist in ihnen Leben und Ausdruck.

Ich will ihn nicht als einen der ersten Genien preisen; er ist ost genug der Manier nahe und von mönchischen Ansichten nicht srei; es ist eben ein Klosterbruder, der seine Phantasien in einer glücklichen und im Ganzen liebenswürdigen Weise überliesert.

Von ganz anderem Stoff war Masaeeio.*) Wol mögen jene streng markirten Köpse älterer Männer, die man ihm ost zuschreibt, nicht immer sein Werk sein; aber in den Fresken im Carmine zu Florenz hat er ein sicheres Gesühl sür Individualität des männlichen Ausdrucks, sür die Wirkung von Licht und Schatten und das Geziemende der Gruppirung an den Tag gelegt.

Betrachten wir indeß im Allgemeinen die Stuse, aus der die Kunstübung in dieser Rücksicht in den ersten Iahrzehnten des 15. Iahrhunderts in Italien und in Niederdeutschland stand, so möchte man wol den Niederdeutschen den Preis geben.

Die Ersindung der Oelmalerei besörderte durch die Erleichterung der Technik die Entwickelung der höheren Leistungen der Kunst.

In den Werken des Iohann van Eyck tritt uns das Abbild der Natur unmittelbar ungesucht entgegen. Diese Könige, welche ihr Opser dem Kinde darbringen, leben; sie scheinen nicht von vergangenen Iahrhunderten: man sah sie heut und gestern. Es ist hier kein Ideal. Der Meister wußte in der erscheinenden Welt das Edle und Würdige auszuwählen. So ist in der Darbringung im Tempel in der Mutter eine gleichmüthige Größe, in ihrer Begleiterin eine edle junge Gestalt, nichts als eine solche dargestellt. Schon begann man die Kleidung, etwa den geblumten Damast mit besonderem Fleiß nachzubilden.

Ich habe hier der Vermittelung nicht nachzusorschen, durch welche die niederländischen Kunstbestrebungen aus Italien Einfluß erlangten. Ein solcher tras aber mit dem einheimischen, dem schon entwickelten und gesühlten Bedürsniß zusammen, und gewiß wurde, daß sür die Mitte des 15. Iahrhunderts ein anderer Geist herrschend ist, als srüher.

In den deutschen Schulen versiel das Charakteristische ost in das Burleske; die italienischen bildeten es im einsachen Fortschritt zum Idealen aus.

Mit großer Strenge ging Verroechio*) zu Werke. Sein Iohannes z. B. ist hager, mit völlig individuellem Gesicht; sern von dem Ideal.

Filippino Lippi erhob sich auch in schwierigen Situationen bis zum Ausdruck höherer Natur. In der Auserweckung der Drusiana durch den heil. Iohannes in der Capelle der Strozzi nimmt man das erstaunte Gesühl des wiedererwachenden Lebens wahr; sie wacht aus, zwar wie aus einem Traum, aber nicht wie nach dem Schlas; das Bewußtsein tappt gleichsam nach sich selber.

Noch mangelt hier, wie das Colorit, das der Natur entsprach, so jene Freiheit, welche sich von dem Gegebenen und Ueberlieserten ganz loszumachen den Muth hätte. So suchte unter anderen Sandro Bottieelli Symbole und Natur zu vereinigen. Seine Iungsrau taucht die Feder in das Tintensaß, das ein Engel hält, um das Magnisieat zu schreiben; goldene Strahlen umgeben das Haupt des Heilands: in seinen Händen hält er die geöffnete

Granate; dieses starke Symbol strebte Bottieelli durch den Ausdruck der Gestalten, innere Hingebung, Freudigkeit und Ruhe zu überwältigen, ja vergessen zu machen.

Die Mönche, mit welchen Cosimo Roselli die Einkleidung S. Filippo Benizzis umgab, beweisen, einmal, wie gut er die Natur saßte, da sie heute noch die nämlichen sind, überdies aber, wie sich .dies unsruchtbare Geschlecht demohnerachtet so eigen und vollkommen sortpslanzt.

Es gab in dieser Zeit eine ungemeine Anzahl von Malerwerkstätten in Florenz; und ein Verzeichniß, das uns zusällig zu Handen gekommen, setzt uns in Erstaunen,

Unter allen diesen Meistern thut sich durch strenges und solgerechtes Bemühen vorzüglich Domenieo Ghirlandajo*) hervor.

Schon in seinem ersten Werke, dem Abendmahl in Ognisanti, hat er die Apostel zu ihrem besonderen Charakter herauszuarbeiten gewußt. Es ist als, hörte man sie reden. Gleichsam bedauernd, daß es mit der Schlechtigkeit der Welt so weit gekommen, lehnt der eine aus seinein Arm. In dem Stirnrunzeln eines anderen liest man das bittere Gesühl, daß auch unter ihnen, unter den Erwählten ein Verräther gesunden werde. Nur dieser sieht kühn und srech seinen Herrn und Meister an.

Diese Art von Charakterisirung übertrug er aus die Behandlung seines Stoffes. Wenngleich der Gegenstand seiner Haupthandlungen weder neu noch auch sehr glücklich gewählt ist, so weiß er ihn doch durch geistreiche Züge zu ersrischen. Das Präsepe in Sta. Lueia ist durch die kühne Wendung Iosephs nach dem die Begebenheit seiernden Himmel glücklich gehoben. Bei der Anbetung der Magier in Sta. Maria degli Innoeenti sieht man die Seelen der unschuldigen Kinder, deren Ermordung uns oben entsetzt, tieser unten, nachdem sie schon zu Heiligen geworden sind, knieen und anbeten; sie werden das Leben nie vermissen. Leicht als sein vornehmstes Werk sind die Seenen aus dem Lebenslaus der Maria anzusehen, womit der Chor von Sta. Maria Novella ausgeschmückt ist. Die Entsernung Ioachims aus dem Tempel ist durch die naive Verwunderung des Weggewiesenen, der sein Opser aus den Armen mit sich nehmen muß, vermenschlicht. In der Geburt der Iungsrau erscheint das Lächeln derjenigen, welche das Kind hält und von ihm angelacht wird, wohl motivirt und belebend. In der Begegnung Marias und Elisabeths ist lautere liebreiche Würde. Diese Handlungen nun pslegt er mit würdigen Gestalten, Männern und Frauen zu umgeben. Es ist gewiß schon eine Neuerung, obwol etwas Aehnliches auch bei Giotto vorkommt, dem man aber hierin bisher nicht gesolgt war, die Porträts der Stister knieend in dem Raume des Hauptwerkes anzubringen, aber noch ganz etwas anderes ist es, seine Freunde und Gönner, wie er es that, unmittelbar als Zuschauer der heiligen Handlungen auszunehmen. Wir lernen die Gesichtszüge des Lorenzo de' Mediei und einiger seiner Zeit

*) Domenieo Currado del Ghirlandajo geb. 1449, f 1498; übrigens berühmt als Verbesseret der Technik.

genossen, des Fieino, Polizian, Landin, auch die Züge der damals schönsten Frauen in Florenz aus diesen Bildern kennen. Dadurch bekommen aber diese Werke nun ihre ganz eigene Lebendigkeit. Sie haben eine solche auch, wo die Köpse nicht Porträt sind. Es sind in der Regel Gestalten von gesetzten Iahren, die eine männliche Festigkeit, eine Haltung, welche die Spuren ernster Beschästigung trägt, mit jener Freiheit und Offenheit verbinden, welche sie sähig macht, einen großen Eindruck auszunehmen. Vielleicht war seine Anschaunng hierdurch wieder gebunden. Bei dem Tod und der Auserweckung des heil. Franz in Sta. Trinita kehren srüher dagewesene Gestalten zurück. Das Zarte und Feine wurde ihm, wo es nicht Porträt war, besonders schwer. In jenem ersten Abendmahl ist Iohannes, der zu schlasen scheint, unstreitig nicht gerade gelungen; seine Madonnen sind selten glücklich. Es macht ihm große Ehre, daß «r, wenn wir nicht irren, diesen Mangel sühlte und aus jeden Fall ihn zu heben bemüht war. In S. Girolamo hat er höhere geistige Regung durch eine Milderung der männlichen Gesichtszüge zu stillem, wol ernstem Nachdenken auszudrücken das Mittel gesunden. In der Geburt des Heilands, in der Akademie zu Florenz, hat er nicht allein die Männer, Ioseph wie die Hirten, wohl motivirt, sondern in der Mutter hat er sich selbst übertroffen. Die Fülle jugendlicher Gestalt, die er ihr verleiht, hat ihn nicht gehindert, ihr den geistigen Ausdruck schöner Zartheit zu geben.

In dieselbe Zeit mit Ghirlandajo sällt Andrea Mantegna, der in Padua sast noch einen größeren Ruhm erwarb, als jener in Florenz.

Mit vielem Gesühl sür die Form entwars Andrea die Fresken bei den Eremitanern in Padua, die sein Andenken, obwol in verkommenem Zustand, bis aus unsere Zeit lebendig erhalten. Glücklicherweise sind in dem Leiden S. Christophs, das einen Theil derselben ausmacht, die Köpse noch wohl erhalten. Vornehmlich erscheinen die Zuschauer in aller Lebenssülle und eigener Gestalt. Auch er nahm die Porträts berühmter Zeitgenossen in seine Composition aus. Ich glaubte in seinen Werken eine glückliche Aussassung der Unterschiede des Alters wahrzunehmen. Mit unverdrossenem Fleiß suchte er das Vorbild der Natur zu erreichen.

Mantegna sührt uns in die venezianischen Gegenden.

Wohl ist's wahr, daß es einen Unterschied der Schulen gibt, jedoch sehr aussallend wird man einen solchen allein dort sinden, wo die Schulen einander sueeediren. Der wesentlichste Unterschied liegt in den Zeiten.

Wie könnte es auch anders sein, als daß der allgemeine Sinn, den die großen Elemente der Entwickelung in einem Iahrhundert mit Notwendigkeit hervorbrachten, nicht in den Werken der Zeitgenossen an verschiedenen Orten zugleich hervorgetreten wäre. Nie waren in dem engen und stets bewegten Italien die Stätten der Cultur so ganz von einander getrennt.

Immer aber behauptete ein Ieder von denen, welche der Rede werth find, seine Freiheit.



Es dauerte lange, ehe man sich in Venedig zu eigentlichem Malen erhob.

Iener Podesta Memmo und seine Frau, beide neben der Figur eines Heiligen knieend, die mau srüher als die erste Probe venezianischer Malerei aus der zweiten Hälste des 14. Iahrhunderts betrachtete, sind zwar von geschickter Hand, aber mit äußerst geringsügigen Mitteln ausgesührt.

Von Nieolo Semiteeolo ist eine Madonna aus Goldgrund mit ganz bekleidetem Kinde von 1394 erhalten.*) Doch ist von Aussassung der Natur nicht viel die Rede. Drei musieirende Engel sind wie Verzierungen aus Säulen ausgestellt.

Einer großen Celebrität ersreute sich Antonio von Murano, der eine Zeit lang das Monopol der Malerei in Venedig gehabt zu haben scheint. Betrachtet man aber sein Werk, jene Maria mit den vier Doetoren, das man in der Akademie sieht, in ihren abgetheilten Räumen, mit ihren Heiligenscheinen, über ihnen die sich hinziehenden geweihten Räume und abgrenzenden kleinen Zimmer, so ist es, als ob er mehr eine Aussührung in Holz, als die Natur nachgeahmt hätte. Man schreibt den Deutschen die Blumenverzierungen hier und in einem anderen Werke in S. Zaeearia zu: ich will dies nicht bekrästigen noch widerlegen; ohne Zweisel sind sie aber der bessere Theil dieser Arbeiten.

Es mag wol unter anderen kunstreichen Handwerken ansangs auch die Malerei ausgeübt worden sein. Von eben da ging die Rivalität aus, mit der allererst ein Versuch ächter Darstellung eintritt.

Dann und wann wagt sie sich schon an das Nackte. In einer Arbeit dieser Zeit, S. Onosrio und S. Giov. Crisostomo, lassen sich einige Fehler bemerken; allein das Nackte ist zart und weich behandelt. Und die Köpse haben beides, Würde und Größe; S. Onosrio, der Einsiedler, ist durch eine zwar etwas gedrückte, jedoch lange noch nicht psässische Haltung glücklich bezeichnet.

Carlo Crivelli**) umgibt seine Madonnen mit reicher Blumenverzierung oder vielem Gold, und er vermag hierdurch nicht viel Bedeutung zu geben. Allein er strebt nach dem Ausdruck. Seine Klage zu der Grablegung ist schneidend unschön, aber eigenthümlich. Auch die Andacht seiner Heiligen ist stark markirt, ihr Lächeln wird zuweilen ein Grinsen. Manche Gestalten, die dem Porträt näher sind, haben Leben und Wahrheit. Bei einigen dieser Venezianer ist das Bestreben sast ausschließend der Wiedergabe des Gegenstandes gewidmet. Ventile Bellini liebte große Züge, aus weiten Plätzen, am Kanal, über die Brücken abzubilden. Es sind so zu sagen Porträts nicht einzelner Personen, sondern im Ganzen.

') Crowe und Cavaleaselle setzen dies Bild in das Iahr 1367.

*) Carolus Crivellus Venetus; er reicht in die 2. Hälfte des 15. Iahrhunderts. Gentile Bellini stellte die Mareuskirche so genau dar, daß, nachdem die Mosaiken verändert worden, seine Bilder dazu dienen, die alte Gestalt derselben sich zu vergegenwärtigen. Genau läßt sich erkennen, wie weit man zu seiner Zeit an dem Bau der den Marensplatz umsassenden Gebäude gekommen war. Auch die Proeession, die er aus dem Platze vorgehen läßt, ist, so zu sagen, vortresslich pörträtirt. Noch heutigen Tages sieht man ost diese Proeessionen. Man bemerkt in ihnen einen Ernst, der vielleicht nicht unbedingt in der Natur des Menschen liegt, derselben aber auch nicht widerspricht und sich gut ausnimmt, da er die Eigenthümlichkeiten der Personen bestehen läßt; — diese Nachahmung macht keinen anderen Anspruch als den der Genauigkeit. Man unterscheidet auch hier die Porträts historischer Personen, die eigene des Malers und seines Bruders, welcher seine Züge hat.

In demselben Sinne ist die Predigt des h. Marens zu Alexandrien ausgesührt. Die verhüllten Gestalten, der Gegensatz des orientalischen und oeeidentalischen Kostüms, wie man es vormals zu Venedig häusig sah, geben diesem Bilde eine besondere Mannichsaltigkeit.

Hierin ahmte ihm Lazzaro Sebastiani am treuesten nach; aber beinahe in allen Venezianern werden diese Darstellungen großer Massen, vornehmlich venezianischer Senatoren in ganzen Reihen, gewöhnlich.

Auch Vietor Carpaeeio übernahm, ein Wunder, das am Rialto vorgegangen, und dabei unzählige Zuschauer, ja die Orsola mit ihren elstausend Iungsrauen und zehntausend Gekreuzigten aus dem Berge Ararat darzustellen. Er ist jedoch an dieser Ausgabe trotz ihrer Ungeheuerlichkeit nicht gescheitert. Nicht allein wird man, wenn man das Einzelne genau betrachtet, in Bewegung und Haltung Wahrheit nnd Natur entdecken, sondern er weiß selbst die der Natur widerwärtige Darstellung der zehntallsend Gekreuzigten durch die drei schönen Gestalten der jugendlichen Bekenner, die er in den Vordergrund gebracht, zu vermenschlichen.

Carpaeeio weiß die Architekturen, mit denen er seine Szenen umsaßt, perspeetivisch anzulegen; den Nebendingen widmet er eine in's Einzelnste gehende Ausmerksamkeit. In seiner Geburt der Iungsrau sieht man den ganzen venezianischen Hausrath dieser Zeit: die Wanne, das Kind zu baden, die Mittel der Stärkung, die man der Mutter bringt, Kerze und Flasche, in ihrem Bett die Wöchnerin. Das Ganze verräth den Geist eines niederländischen Werkes. Die Einheit wird nur locker durch den eben eintretenden Ioachim zusammengehalten.

Noch gestattete die damalige Sitte dem Nackten wenig Raum. Carpaeeio sucht die Fleischtinten besonders zart auszusühren, doch hat er etwas Trockenes.

In seiner Tasel mit der Beschneidung ist die Zeichnung glücklicher, als das Colorit. Die Begegnung der Iungsrau und ihrer zwei Begleiterinnen mit den drei geistlichen Männern, ihr gegenüber, ist mit unnachahmlichem Fleiß ausgesührt.

In gleichem Sinne arbeitete Ambrogio Borgognone *) zu Mailand. In seiner Madonna mit Heiligen ist viel Studium in den Gesichtszügen, der Männer, sowie der jungen Frauen, doch in der Abbildung der Hände und des Gewandes 'fehlt gar viel an der Vollendung. In der Halle bei S. Ambrogio ist Christus einmal lehrend, sodann zu seiner Mutter wiederkehrend von ihm dargestellt worden. Die ausmerksamen Alten sind ihm am besten gelungen: das Zarte und Feine ist noch nicht sein Fach.

Eine stark angesaßte Naturwahrheit haben auch die Arbeiten von Lorenzo Costa zu Bologna. Seine Madonna in der Capelle der Bentivogli hat sast eine Familienähnlichkeit mit diesem Geschlecht.

## IV.

Uebergang vom 1,5. in das 1,6. Jahrhundert.

Will man demnach die vornehmste Veränderung bezeichnen, welche seit ungesähr 1450 in der Kunstübung eintrat, so ist es die Einsührung des Porträts.

Als es Phidias gewagt hatte, in der Amazonenschlacht aus dem Minervenschilde sein nnd des Perikles Bild anzubringen, ward er der Gottlosigkeit angeklagt.

Wir können nicht sagen, daß die Neuerung, die wir betrachtet, dem religiösen Sinne geschadet hätte, welchen die Kunst auszusprechen und darzustellen berusen ist.

Die Früheren hatten sich begnügt, die Mysterien und Erzählungen der Religion deutlich und sinnlich vorzutragen. Es ist ihnen hinreichend, wenn sie ihren Phantasien eine menschlich anmuthende Form geben, ohne daß es ihnen beikommt, mit der Erscheinung der Natur zu wetteisern. Ietzo aber hat man sich diese Ausgabe gesetzt. Mühevoll sucht man das Individuellste nachzubilden; man sucht den Gegenstand wiederzugeben: nur in diesen bedingenden Formen erscheinen serner die religiösen Phantasien.

Da ist es sehr merkwürdig, welchen Weg ihre Darstellung nahm und welche Manier um das Iahr 1500 in ganz Italien geltend ward.

Es ist hinreichend, daß wir die Namen, deren Ruhm die damalige Zeit bezeichnet, Franeeseo Franeia, Pietro Perugino, Gian Bellini, zusammenstellen, um zu erkennen, daß es vornehmlich das Liebliche, Anmuth und Unschuld war, was diese Epoche zur Darstellung zu bringen

*) Man kennt kein Werk von ihm vor 1490. Er lebte noch 1535.

strebte, ebenso in der umbrischen und toskanischen Schule, wie in der venezianischen.

Früher hatte man sich wol begnügt, die Iungsrau, wie überall, mit den Heiligen, die an jedem Ort verehrt wurden, zusammenzustellen; alles in abgesonderten Räumen; dann verband man sie, indem man einem der Heiligen etwa das Bild der Stadt darreichen ließ, das er dann gleichsam zu weihen hatte; jetzt vereinigte man sie zur Gruppe. In den Bildern der ersten Iahre des 16. Iahrhunderts sinden wir die Madonna in der Regel aus einem Thron: um sie die Heiligen, welche der Bestimmung der Kirche entsprachen. Nicht immer sind sie mit einander in einer unmittelbaren Beziehung des Momentes. Ost stehen die Heiligen ruhig dem Beschauer gegenüber: stille halten sie Wacht; zu den Füßen des Thrones spielen Engel.

Es ist unglaublich, wie ost man sich an diesem Gegenstand, welcher in Abbildung der Heiligen der dichtenden Phantasie einen großen Spielraum ließ, versucht hat.

In den Werken des Franeeseo Franeia*) sind die Heiligen von minderer Bedeutung. Fast aus jedem dieser Bilder erhebt Iohannes den deutenden Finger; wol ist S. Georg über dem Lindwurm dargestellt, doch hat er nicht die Gestalt eines Kämpsenden. Iedoch drückt gleich das erste Bild dieses denkwürdigen Goldschmidts von 1490 die ganze Fülle seiner Gutmüthigkeit aus, die ihm eine unergründliche Tiese zu geben scheint. Vornehmlich war ihm ein Ideal weiblicher Reinheit zu Theil geworden, das er oft mit Vollkommenheit wiedergibt. In seiner Annunziata welch ein ganz srisches und jugendliches Gesühl von Unschuld und erhebendem Entzücken. Wir haben in München eines seiner schönsten Werke. Im Rosengarten liegt das göttliche Kind; mit einer leisen Beugung der Kniee naht sich ihm die Mutter. Sie ist wie die Frische der Rosen; wie die Anmuth des Frühlings kommt sie daher; jede ihrer Gebehrden ist Demuth und Reinheit.

Die Gestalten des Pietro Perugino**) drücken nicht sowol diese Lauterkeit, als ein hingerissenes Entzücken aus. Sie sind brauner, — voll Natur: vielleicht nicht immer so ganz in ursprünglicher Aussassung hervorgebracht und etwas eintöniger; allein Milde und Huld ist ihnen in der Regel eigen.

In ähnlicher Weise arbeiteten lange sort die Maler um AM. Die Pieta des M. Angelo Andine, und ihr gegenüber die Mutter mit dem Kind in Spello, sind voll stiller Wahrheit und Schönheit. Es sind Hervorbringungen nicht allein der Kunst, sondern innerer Anschaunng und Religion.

*) Franeeseo Raibolini aus Bologna, geb. 145«, -j- 1533, der von seinem Meister den Namen Franeia annahm.

**) Pietro Vanueei geb. 1446 in Cittü. della Pieve, f 1524 in Perugia.

Vornehmlich in Venedig solgte man dieser Richtung.

Der mühevolle Carpaeeio näherte sich doch wenigstens in einem seiner Werke dem Idealen. Es ist die Begegnung von Ioachim und Anna in der Akademie zu Venedig. Die außerordentliche Sorgsamkeit, mit welcher die Gewänder ausgearbeitet sind, so daß die Falten beinahe gar zu regelmäßig sallen, tritt vielleicht in den beiden Hauptsiguren, von denen übrigens vorzüglich Anna glücklich ist, allzu stark hervor. Aber die beiden anderen, die h. Barbara und der h. Ludwig, sind auch von diesem kleinen Tadel srei, und wol die schönsten Gestalten, die Carpaeeio ersunden hat. Engelrein ist Barbara: in dem heiligen Ludwig ein unschuldiges Gesühl der Würde, in der er daher tritt. Sie sind durchsichtig bis aus den Grund ihrer Seele.

Wir sinden seine Zeitgenossen in einem belebenden Wetteiser mit ihm unter denselben Schwierigkeiten.

Vineenzo Catena*) saßte zuweilen die Sache etwas gröber an. In seiner Madonna mit S. Girolamo ist besonders das Kind unglücklich gerathen. Ost aber gelang es ihm besser. Seine Madonnen sind einsach und gut. Ernste Heilige stehen um sie her, lange Haare beschatten ihr bräunliches Gesicht. In der Madonna mit dem Dogen Gritti und S. Marens, einem seiner spätern Werke, erhob sich Catena bis zu wahrer Darstellung geistiger Gestalt. Ihr Antlitz hat den Ausdruck der Heiterkeit und aus innerer Freiheit hervorgehender Milde. Unnachahmlich zu ihren Füßen kniet der betagte Doge.

Auch Basaiti**) gehörte zu dieser Schule. Er liebte lebhaste Farben, blaue Lusttöne, lichte Darstellung und versetzt seine Geschichten gern in eine heitere Landschast. Nicht immer stimmt dies zum Charakter seines Gegenstandes. Der Heiland im Garten ist eine Darstellung wie eine Novelle, und entspricht vielleicht nicht dem Ernst ihrer Ausgabe. Dagegen die Berusung der Zebedäer, in eine schöne Landschast am See verlegt, unter hohe grüne Berge, in eine Ortschast mit mittelalterlichen Besestigungen, ist originell und geistreich. Vornehmlich ist der jüngere Sohn, in der Blüthe schlank auswachsender Iugend, wie er mit unschuldiger Schülernaivetät hervortritt, ohne doch des Vaters zu vergessen, ganz ein Erzeugniß schöner Natur.

Cima da Conegliano***) thut sich durch glückliche Gegensätze der Farben und die seinste Ausarbeitung z. B. der Hände hervor. In seinen Madonnentaseln gelingt ihm immer das eine oder das andere vorzüglich. Bald ist es dieser bräunliche Rittersmann, S. Georg, welchen er, ohne

*) Vineenzo di Biagio geb. 1470 in Venedig, -7 1530. **) Mareo Basaiti, von griechischen Eltern geboren. Bei einem seiner Hauptwerke erscheint das Jahr 1510. Er lebte in Venedig.

***) Giovanni Battista Cima, geb. zu Coneglicmi 11«0; er lebte noch 1517. daß er weiter an den Umstehenden Theil nähme, in seinem Schmuck uns gegenüberstellt, bald ist es einer von seinen Engeln, in dem die entgegengesetzten Eigenschasten, welche die Ausgabe sordert, der Kindlichkeit und des Nachdenkens, der Zierlichkeit und Bedeutung, glücklich vereinigt sind.

C. Cordella weiß seine Madonnen mit einer, so zu sagen, reichen Einsachheit zu umgeben. Die Heiligen zu ihren Füßen sind hohe Gestalten, stattlich bekleidet, wie venezianische Senatoren.

Zu diesen Zeitgenossen gehört Liberale von Verona. Noch liebt er Zierrathen, Halsketten, überhangende Festons, lebhaste Farbe in den Gewändern. Zum Erstaunen mannichsaltig ist das Ideal der Madonnen. Auch er verlieh den seinen einen eigenthümlichen Ausdruck der Iugend, Unschuld und Güte.

Unter allen aber erweist sich Gian Bellini*) leicht als der Bedeutendste. Nicht allein durch die Eigenartigkeit nnd Vollendung seiner Darstellung, sondern auch durch den Fortschritt, den wir an ihm wahrnehmen.

In seinen älteren Sachen zeigt er viel Gesühl, einen fleißigen und geschickten Pinsel, aber eine wie es scheint sich selber zurückhaltende Darstellungsweise, welche sich scheut, das Herkömmliche zu verlassen und nur in der Ausarbeitung desselben ihr Lob sucht. Ruhig sitzt die Iungsrau aus ihrem Thron: sie ist sehr ernst und nicht eigentlich schön; das nackte Kind steht ihr bewegungslos aus dem Schooß; es ist kein Ausdruck wechselseitiger Zärtlichkeit in ihnen. Zur Anbetung der knienden Gemeinde gegenüber sind sie dargestellt; stille stehen die Heiligen ihr zur Seite; der Meister begnügt sich, sie etwa in einen ansprechenden Gegensatz zu bringen, und das tiessinnige Alter neben heiterer Iungsrauengestalt austreten zu machen; mit sehr devotem Ausdruck singen die Engel. Nur dann und wann verknüpst er Gebilde seiner Phantasie zu einer leisen Fabel. Er bringt die Mutter aus der einen, das Kind aus der andern Seite mit den Heiligen in Berührung. In dem schönen Werke mit dem Dogen Barbarigo läßt er diesen von S. Marens berühren.

Wie er nun denn doch zuweilen sehr srüh, z. B. hier eine gewisse Neigung zu sreierer Anordnung zeigt; wie er sich dann glücklich im Porträt versucht, wie er endlich, was wir auch aus seinem Verhältniß zu Dürer wissen, sremde Arbeiten hochachtete und sich anzueignen wünschte, so geschah ihm, daß er in den Schwung, den seine Zeitgenossen nahmen, wirklich mit eintrat. Seine Tasel in der Capelle del Saeramento zu S. Salvatore, Christus in Emaus, sollte gar nicht ihm anzugehören scheinen: so srei ist die Anordnung, so zwanglos die Bewegung, so groß sind die Formen. Es weht hier schon ein anderer Geist; es ist ein

*) Gmn Bellini ist nach 1421 geboren, 151« gestorben.

anderes neues Bestreben; und in ihm hat seine Schule sich selber zu einem neuen Dasein verjüngt.

Nirgends aber ist diese Entwickelung bedeutender ausgetreten, als in Florenz. Die Kunst hat hier unter Cosinw und Lorenzo den glänzendsten Ausschwung genommen. Plötzlich nach dem Sturze Pieros de' Mediei trat ihr eine Versassung, die ein mönchischer Volkssührer einrichtete, gegenüber, die Allem ein Ende zu machen drohte. Savonarola konnte nur eine Kunstübung billigen, wie sie durch einen andern Dominikaner, Fiesole, gepslegt worden war; ganz ausgegangen in den kirchlichen Ideen, ohne alle Zuthat und anderweite Ersindung. Er war unendlich mächtig, da er die demokratischen Ideen in religiöser Form durchzusühren den Anlaus nahm. Unter dem Iubel des Volkes ist eine Anzahl von künstlerischen Hervorbringungen, die ein anderes Ziel versolgten, vernichtet worden. Seine unglückliche Katastrophe war eine Art von Glück sür die Kunst, die nun wieder in den gewohnten Wegen, aus denen sie hatte verdrängt werden sollen, weiter sortschritt. Besonders denkwürdig aus dieser Stuse der künstlerischen Bewegung ist Fra Bartolommeo.

Um das Iahr 1500 malte Rassaellino del Garbo sür die Kirche S. Spirito in Florenz. Noch nicht bis zur Vollkommenheit vollendet erscheinen die Werke, die er daselbst hinterließ, aber wenn bei S. Gregorius, dem der Gekreuzigte erscheint, die Engel den doppelten Mangel haben, zugleich sehr porträtartig und einander allzu ähnlich zu sein, so ist dagegen der Kops des Gregor (mager), bei starkem Knochenbau, hingeschrieben mit unverkennbaren und unvergänglichen Zügen. In der Kirche ist nur seine Madonna und S. Bartholomäus erhalten.*) Die Ausgabe, einen S. Iohannes in seinem Alter zu malen, hat er glücklich gelöst. ' Es ist ein lebensersahrener geprüster Greis; sein geistig starker Ernst ist von Sanstmuth durchdrungen; in langen Locken nicht allzureich bekleiden Haar und Bart sein Gesicht. Auch Dürer, wie man weiß, hat in einem seiner schönsten Werke diese Ausgabe bearbeitet. Er hat sich nur noch etwas näher an das gemeine Leben gehalten, und in demselben eine höhere Würde abzuspiegeln gesucht. Rassaellino aber ist weich und zart; mehr als ein anderer steht er aus dem Punkte, wo sich aus dem Charakteristischen das Milde zugesellte: zuweilen sehlte seinen Werken, so zu sagen, ein Schatten der irdischen Welt.

Bartolommeo Paolo del Fattorino; von dem Hause, in dem seine Mutter lebte, della Porta, später nach seinem Eintritte in das Dominikanerkloster Fra Bartolommeo genannt, hat eine entschiedene Richtung zu dem Großen, dem Erhabenen. In seinem S. Marens stimmt Archi

*) Dabei sindet sich die Angabe Iiaxl!a1 äs Xiolis pinxit mit der Iahreszahl. 1502. Der Name, unter dem er bekannt ist, scheint eine Bezeichnung seiner anmuthigen Art und Weise zu sein.

tektur und Bekleidung, einsach und großartig, zu der edlen Haltung und dem männlich hohen Ausdruck des Gesichts. Er malte die Evangelisten wie M. Angelo die Propheten. So gruppirte er sie in einem seiner schönsten Werke im Palazzo Pitti um den auserstehenden Heiland. So ließ er die Madonna della Miserieordia über dem Volke von Lueea und seinem Gonsaloniere erscheinen. Ihr Erbarmen ist Entzücken, und entzücktes Vermitteln zwischen Gott und den bittenden Menschen; voll Gnade nimmt sie dieser wahr; mit der Sicherheit der Gewährung streckt sie die Arme zu jenem empor. In den Luechesen zu ihren Füßen ist Genüge und Fülle des Daseins. In ursprünglichen Coneeptionen wußte Bartolommeo das ost Dagewesene zu verjüngen. Seiner heiligen Familie gesellte er Engel hinzu, welche dem Ganzen nicht allein Rundung und Mannichsaltigkeit, sondern auch eine heitere Ersrischung geben, ohne in dies Stillleben, das die Ausgabe seiert, etwas Fremdartiges hineinzutragen Es ist eben dies Talent, was in der glücklich gedachten Pietü, des Palastes Pitti hervortritt. Schon lange bildete der sinnende Geist an dieser Gruppe. Es wäre wol zu erörtern, woher und wie die Madonna mit dem Kinde so srüh und so durchgehend in die abendländische Christenheit gekommen. Für die Kunst erwies sie sich unendlich sruchtbar und alle die heiligen Familien, an denen die sinnreiche Phantasie gläubiger Iahrhunderte gebildet und gearbeitet, sind ihr entsprungen. Ihr gegenüber stand eine andere, auch ursprüngliche und unergründliche Coneeption. Eben der Mutter, welche den Säugling trug, gab man den todten Sohn aus den Schooß. An der Stätte seines Ursprungs wird das verblühete Leben des Menschensohnes beklagt. Einsam erscheint sie uns über den Eingängen zu den Klöstern und zu den Kirchhösen. Viele halten die Darstellung dieser Idee, in athmendem Marmor, mit reinem Bemühen, das sich ganz dem Gegenstande widmet, ausgesührt, sür das schönste Werk des M. A. Buonaretti. Die Malerei verschmähte diese Vorstellung nicht und ich erinnere nur an das Werk eines anderen, allerdings eines unberühmten M. Angelo genannt Andrea, welcher sie sür die Kirche von Spello stillehin, ohne Prunk, aber mit aller der Tiese aussührte, welche die Religion gewährt, so wie sie in der Seele lebendig ist.

Seit die Malerei sich dem Leben näher anschloß, suchte man auch diese Gruppe aus der noch sast typischen Aussassung, in welcher sie dargestellt wurde, zu menschlicher Faßlichkeit auszubilden.

Franeeseo Franeia sügte zu der Mutter und dem Todten, der ihr ausgestreckt in dem Schooße liegt, Engel hinzu, welche die Füße und den Kops des Gestorbenen halten. Pietro Perugino ist auch hier aus einem ähnlichen Psade. Statt der Engel aber in der nämlichen Stellung bildet er Iohannes und Magdalena ab. So kommt man dem Leben näher, ohne es noch recht zu ergreisen. Glücklich sand der Frate den Moment, in welchem sinnliche Haltung und geistiger Ausdruck zusammenstimmen. In der Mutter ist eine sehr strenge Individualität von zarter und tieser Empsindung durchdrungen. Ueber dem Schooß des Heilandes, von dem es eine gute Bemerkung ist, daß dieser Leib in der Mitte zwischen Tod und Schlas, in jugendlicher Männlichkeit, nicht ganz ausgehend in seinen Begriff, mit einem sich selber erkennenden Gesühle des Schmerzes, kniet Iohannes das Haupt haltend. Eine der schönsten Gestalten, die man ersinnen kann, ist die zu den Füßen des Heilandes hingegossene Magdalena. Erde und Himmel ist in diesem schönen Werk. Es ist kein Fleiß gespart, um in Aussührung der technischen Theile und in Pracht der Farben der Natur beizukommen, leise schlagenden Fittichs schwebt der Geist darüber.

Nicht immer war der Frate so glücklich. Man weiß, welch entschiedener Anhänger Savonarolas er war, und man wird leicht erachten, daß es in dem mönchischen Element, welches er unter demselben in sich ausnahm, etwas gab, was sich dem Ausdruck in reinen Kunstsormen nicht so leicht sügte. Noch sieht man in der Akademie zu Florenz die Erscheinung der Iungsrau vor S. Bernhard, sein erstes Werk, seit er in das Kloster gegangen, wo er der Kunstübung lange entsagt hat. Ich sinde es nicht sehr gelungen. Die Bewegung ist so hestig; gleichweg sind die Angesichter. Erhob er sich nun in der Entwickelung, die er seitdem nahm, über diese Beschränktheit zu übereinstimmendem Ausdruck der Erscheinung und des Gedankens, so trat sie doch, als seine Kräste abnahmen, in seinem Alter in den letzten Arbeiten, die er hinterlassen hat, wieder hervor. Man sieht sie in S. Maddalena, in Pieve di Mugnano. Er wiederholte unter ihnen die Pietl^. Allein indem er die Lage des Todten, die Mutter, den Iohannes vollkommen, und die Magdalena nur mit einer kleinen Abweichung, etwas mehr ausrecht, wiederholte, so sügte er dieser Gruppe ein paar Nebengestalten, zwei Zuschauer mönchischen Ausdrucks hinzu, welche dem Werke die so glücklich gesundene Einheit wieder nehmen.

Seine Iungsrau wurde zu fleischig; — das wahrhast eminente Talent, das seine srüheren Sachen aussprechen, bemerkt man nicht mehr.

Es ist nämlich, als hätte er sich mit zu wenig Zurückhaltung den klösterlichen 'Ideen hingegeben.

Aber hier war es, wo sein Freund Albertinelli sich von ihm schied. Auch er liebte die Darstellung großer Gestalten, und in ihrer ursprünglichen Kunstrichtung waren sie, wie man weiß, einmüthig gewesen. Aber schon ein solches Werk, wie die Begegnung Maria und Elisabeth, zeigt, wie Albertinelli sich gegen das eigentlich Religiöse verhält. So ist hier Alles menschlich. Elisabeth saßt Marien sreundlich tröstend als eine Höhere an. Das kirchliche Element ist hier völlig verwischt. Dies ist aber so sehr die Natur Nlbertinellis, daß er selbst das nicht erreichen kann, wo er es sucht. Wir sehen die Dreieinigkeit dem antiken Symbol gemäß von ihm dargestellt. Bei seiner Verkündung erscheint Gott Vater; es mangeln nicht Tauben, Lilien, musieirende Engel; zart und gesühlvoll ist die Iungsran; geistreich Gabriel: allein von dem, was sromm und was kirchlich wäre, weichen sie doch bedeutend ab.

In der Durchdringung des Stoffes durch den Gedanken und die Aussassung liegt die Vollendung. Der Stoff hat aber einen geistigen Inhalt. Sollte man diesen bei Seite setzen dürsen? Die Aussührung hat eine sinnliche Forderung. Es ist nothwendig, sie zu besriedigen. Ich sage nichts, als daß auch so entschiedenen Talenten wie Albertinelli und Fra Bartolommeo die Durchdringung des Einen mit dem Andern nicht immer gelang.

Auch hatte man es schwerer als srüher. Nicht allein, weil man von den alten Vorstellungen emaneipirt, von dem Herkömmlichen srei war, sondern auch, weil die Zeitgenossenschast, die Umgebung weltlich geworden, die Ersindung in dem religiösen Sinne nicht mehr so leicht, so natürlich machte.

# Der medicinische und der religiöse Dualismus.

von

I. henle.
— Göttingen. —

heodieee nennt man seit Leibnitz den Versuch, die Unvollkommenheiten dieser Welt, die Leiden und Schmerzen, denen die empfindenden Wesen ausgesetzt sind, mit den Vorstellungen von der Macht, Güte und Gerechtigkeit Gottes in Einklang zu bringen. Unter der Voraussetzung, daß Gott die Gewalt und den Willen habe, seine Geschöpse zu beglücken, sucht man nach einer Rechtsertigung, warum es ihm gesallen haben moge, einen Planeten mit Wesen zu bevölkern, welche nicht anders, als Eines aus Kosten des Andern zu existiren vermögen. Diese Rechtsertigung sindet der Mensch, der sich als Mittelpunkt und Endzweck der Schöpsung sühlt, allensalls darin, daß er seinen natürlichen Feinden die Ausbildung seines Verstandes und seiner Ersindungsgabe verdanke. Gibt er aber die vernunstlosen Wesen preis, erkennt er Gottes Güte in der Herrschast, die dem Menschen über dieselben verliehen ist und saßt er allein sein und seiner Mitmenschen Loos in's Auge, so ist es das Vertrauen aus die Gerechtigkeit Gottes, das in's Wanken geräth. Denn daß das Meisterstück der Schöpsung innerhalb derselben nicht immer nach Verdienst behandelt wird, daß es Fälle gibt, in welchen die Unschuld untergeht und die Bosheit triumphirt, ist eine unwiderlegliche, in der Prosa und Poesie aller Völker und Zeiten anerkannte Wahrheit. Stützt sich doch aus die Betrachtung solcher Fälle der Glaube an ein Ienseits, in welchem das hier Versäumte an Strasen und Belohnungen nachgeholt werden soll.

Kant hat in einer eigenen Abhandlung die Leistungen der Advoeaten Gottes einer Kritik unterzogen und das Resultat dieser Kritik in dem Titel seiner Schrist „über das Mißlingen aller philosophischen Versuche in der Theodieee" ausgesprochen. Denen, welche meinen, daß Gott uns in diese Welt voll Trübsal gesetzt habe, damit wir durch den Kamps mit Widerwärtigkeiten der Herrlichkeit seines Paradieses würdig werden sollten, entgegnet er: es könne zwar vorgegeben, aber schlechterdings nicht eingesehen werden, daß diese Prüsungszeit (der die Meisten unterliegen und in welcher auch der Beste seines Lebens nicht sroh wird) vor der höchsten Weisheit durchaus die Bedingung der dereinst zu genießenden Freuden sein müsse, und daß es nicht thunlich gewesen, das Geschöps mit jeder Epoche seines Lebens zusrieden werden zu lassen; man könne also sreilich diesen Knoten durch die Berusung aus die höchste Weisheit, die es so gewollt, abhauen, aber nicht auslösen, welches doch die Theodieee zu verrichten sich anheischig mache.

Sie ist denn auch bescheidener geworden und in ihrer heutigen Gestalt schützt sie den Glauben an die Allmacht, Allgütigkeit und Gerechtigkeit Gottes dadurch, daß sie an die Klust erinnert, welche zwischen der göttlichen Weisheit und der menschlichen Fassungskrast besteht. „Seine Wege," heißt es, „sind nicht unsere Wege; sein Rathschluß ist höher, als alle Vernunst." Damit wird aus die philosophische Lösung des Problems verzichtet.

Die religiösen Weltanschaunngen haben dasselbe von Ansang an aus einem anderen Wege zu lösen versucht, durch den Dualismus, und man kann sagen, daß sie es sich leicht gemacht haben. Dem weisen, gütigen, vom besten Willen beseelten Gott stellen sie die Mächte der Finsterniß, die gesallenen Geister, die Versucher gegenüber und machen die letzteren verantwortlich sür die Schattenseiten des irdischen Daseins und des menschlichen Gemüthes. Um die Güte der Gottheit zu retten, entkleiden sie sie ihrer Allmacht und lassen den Teusel Unkraut unter den Weizen säen. Wie sehr unsern Orthodoxen der Böse noch heute am Herzen liegt, ist aus den Controversen über die Taussormel bekannt. Man bedars seiner, um begreiflich zu machen, wie es geschehen könne, daß sehr gläubige Männer zuweilen aus dem Psad der Tugend straucheln und sich zu Vergehen gegen das Eigenthum und gegen die Sittengesetze hinreißen lassen. Und selbst die Ausgeklärten unter den Frommen, die den Teusel seiner zoologischen Charaktere, der Hörner und des Schwanzes, ja der Persönlichkeit überhaupt entkleideten, haben damit dem Dualismus nicht entsagt. Sie haben mit dem Teuselsglauben nur die Veränderung vorgenommen, die sie bezüglich des Gottesglaubens als Verirrung verdammen. Sie bekämpsen den Pantheismus, der Gottes Persönlichkeit leugnet und dessen Wohnsitz in die Natur verlegt; sie selbst aber schaffen eine Art Pansatanismus, indem sie unser sämmtliches sogenanntes Fleisch dem Teusel zum Wohnsitz anweisen, von welchem aus er die Uebung der Tugend möglichst erschwere.

Daß Vorstellungen, die so entschieden den Stempel des Mythischen tragen, neben allen Fortschritten der kritischen Philosophie ihr Dasein bis aus unsere Tage sristen konnten, ist sür Viele ein Gegenstand der Verwunderung; Andere berusen sich aus die Zähigkeit, mit der der Teuselsglaube sestgehalten wird, um die Uebereinstimmung desselben mit den Forderungen der menschlichen Vernunst zu beweisen. Ich glaube, jene Verwunderung beschwichtigen und diese Argumentation widerlegen zn können durch eine kurzgesaßte Geschichte der medieinischen Theoreme, die, von ähnlichen Voraussetzungen ausgehend, nach langem Ringen doch endlich zu geläuterteren Ansichten durchgedrungen sind. Indem ich die Ansänge, die Blüthe und den Sturz des medieinischen Aberglaubens, der, wie sich zeigen wird, mit dem 'religiösen aus der nämlichen Wurzel entspringt, vorübersühre, werden sich die Analogien beider von selbst ergeben und so werden die Reslexionen, die uns aus dem Einen erlösten, vielleicht auch im Streite gegen den Andern zu verwenden sein. Vergessen wir aber nicht, daß die die Fortschritte sördernden und hemmenden Einflüsse aus beiden Gebieten sehr ungleich vertheilt sind. Bei den Fortschritten der Heilkunde sind die Höchstgestellten ebenso interessirt, wie die Niedrigsten; die Disenssion ist so srei als möglich und sie wird nur im Kreise der Eingeweihten gesührt, deren allgemeine und wissenschastliche Ausbildung von Faenltäten und Staatsprüsungs-Commissionen überwacht ist. Wenn unter diesen Umständen eine dualistische Fabel von den um unseres Leibes willen sich bekämpsenden wohl- und übelwollenden Gewalten Iahrhunderte überdauerte, wie viel größer muß die Widerstandskrast des religiösen Dualismus sein, der von den Mächtigen dieser Erde als ein Mittel, die Massen zu lenken und als Surrogat sür eine verständige Erweckung des Pflichtgesühls gehegt, durch Strasgesetze gegen Ansechtungen geschützt wird und bei dessen Benrtheilung die Stimmen der Unmündigen den Ausschlag geben!

Im Kindesalter der Menschheit wird den Krankheiten dieselbe Aussassung und Behandlung zu Theil, wie allen andern durch Elementargewalten hervorgerusenen Schrecknissen. Die Priester sind zugleich Aerzte. Sie sehen in Seuchen ebensowol Wirkungen des Zornes der Götter, wie in Ueberschwemmungen, Erdrissen, Gewitterstürmen. Sie empsehlen zur Abwehr die gleichen Mittel, Opser, Buße und Gebet. Indessen lehrt der Zusall materielle Heilmittel kennen und es löst sich von dem Priesterstande eine Corporation ab, die, wie man zu sagen pflegt, Gott einen guten Mann sein läßt und schon dnrch ihre ausschließliche Beschästigung mit der rein körperlichen Seite des Menschen in den Geruch des Materialismus gerathen mußte. Wie wenig kennen die, welche den ärztlichen Stand mit diesem Vorwurs belasten, den Entwickelungsgang der medieinischen Wissenschast. Sie hat aus ihrer ehemaligen Verbindung mit der Theologie die dualistische Weltanschaunng mit herübergeuommen; sie hat den Mythus von den einander bekämpsenden guten und bösen Geistern, von Engeln und Teuseln aus die Theorie der Krankheit übertragen und in den mannichsaltigsten Variationen bis aus unsere Tage sestgehalten. Nur in einem Punkte standen der religiöse und der inedieinische Mythus einander jederzeit diametral gegenüber. Dem Teusel, der die Seelen holt, lassen sich Mißgriffe andichten; das Volk stellt ihn, sich zum Trost, als dummen Teusel vor, den der gute Genius überlistet. Ter Teusel, der die Körper holt, erreicht seinen Zweck nur zu augenscheinlich; der Arzt stellt ihn, sich zur Entschuldigung, als ein verschmitztes Ungeheuer dar, welches seinen Sitz zu behaupten, im Nothsall scheinbar zu weichen nnd an andern Stellen hervorzubrechen wisse und sich namentlich nicht gern dahin bringen lasse, offen und ehrlich aus die Haut herauszutreten. In der Mediein ist der Engel der Dumme und Geprellte, der nicht selten in seinem täppischen Zugreisen den Leib, den er schützen will, selber schädigt.

Die Naturereignisse unter dem Bilde eines Kampses auszusassen, kann auch die nüchternste, mathematische Anschaunng sich nicht versagen, da der jedesmalige Aggregatzustand, sowie die Ruhelage der Körper nur aus dem Gleichgewicht anziehender und abstoßender oder unterstützender Kräste zu erklären sind. Dem Cohäsionsbestreben der Materie wirkt die Wärme, die die Materie ausdehnt, entgegen, der Ausdehnung widerstrebt die Elastieität, der Schwerkrast die Resistenz der Unterlage. So liegen auch die lebenden Wesen mit der todten Natur in Streit: der herabsallende Stein, der ein Inseet zerschmettert, bedeutet einen Sieg der anorganischen Welt über die organische. Aber Erscheinungen dieser Art, Vernichtung der Organisation durch übermächtige äußere Einflüsse würden kaum den Scharssinn des Forschers geweckt, kaum zum Versuch einer Erklärung ausgesordert haben. Der Ausgangspunkt der pathologischen Theorien war nicht der Tod, sondern die Genesung. In dem Vermögen, Störungen auszugleichen, die geschädigte Form und Funetion wieder herzustellen, zeigte sich die Eigenthümlichkeit des Lebendigen und die Erscheinungen, unter welchen die Wiederherstellung ersolgte, die sogenannten Krankheitssymptome, bildeten das Material, aus welchem die medieinischen Schulen ihre Hypothesen spannen.

Man erzählt von einem Lehrer der Geburtshülse, daß er seine Vorträge mit der Bemerkung zu eröffnen pflegte, Geburt und Wochenbett seien schon den alten Griechen und Römern bekannt gewesen. Ohne Zweisel dars man dasselbe von den meisten der bei uns herrschenden Krankheiten, namentlich von dem großen Heere der Katarrhe, Fieber nnd Entzündungen behaupten. So gut, wie wir, und vielleicht noch eher, da ihre Behandlung sich wenig eingreisender Mittel bediente, mußten die Griechen die Beobachtung machen, daß diese Krankheiten, die wir aeute nennen, einen abgemessenen Verlaus zeigen, eine Reihe von Tagen an Hestigkeit zunehmen und dann, langsam oder auch plötzlich, wenn nicht in Gesundheit, doch in einen Zustand übergehen, den der Kranke als Besreiung von dem lästigsten Theil des Leidens empsindet und der Arzt mit dem Namen Reeonvaleseenz belegt. Es konnte auch den Griechen nicht entgehen, daß das Stadium der Reeonvaleseenz häusig von einer ungewöhnlichen Ausleerung eingeleitet wird. Ich dars nur beispielsweise an das verbreitetste, sicherlich Iedem aus eigener Ersahrung bekannte Leiden, Schnupsen und Husten, oder, um auch eine respeetable Krankheit zu nennen, an eine Lungenentzündung erinnern: im Beginne der Krankheit Trockenheit, beim Nasenkatarrh der sogenannte Stockschnupsen, beim Kehlkops- und Lungenkatarrh Kitzel und Reiz zum Husten, der nichts sördert; weiterhin mehr oder minder mühsame Aussonderung eines dünnen, zähen, bei der Lungenentzündung blutigen Schleims, der zuletzt, wenn die Genesung bevorsteht, unter Nachlaß des Fiebers reichlicher, dicker und lockerer wird. Hat es nicht den Anschein, als habe der ganze Sturm nur der Ausscheidung dieser Produete gegolten? So sah in der That die hippokratische Schule diese und ähnliche Krankheitsproeesse an und damit im Einklange stand ihre Erklärung der Vorgänge.

Den Beginn der Krankheit leitet sie her von einer ungleichmäßigen Mischung der Elemente, aus deren harmonischer Mischling die Gesundheit beruhen sollte. Ie nach dem Uebergewichte des einen oder andern — und es bedars bei dem bekannten damaligen Zustande der Chemie nicht der Versicherung, daß diese Elemente reine Phantasiegebilde waren — variirten die Symptome des Leidens; immer aber lag denselben ein Stoff, eben das die normale Proportion überschreitende Element zu Grunde. Die hippokratische Mediein nannte diesen Stoff roh und nahm an, daß er durch Kochen zur Ausscheidung aus dem Körper vorbereitet werden müsse. Nach dem Zeitraum, den das Kochen in Anspruch nimmt, sollte sich die Dauer der Krankheit richten; mit der Vollendung des Kochproeesses und der Entsernung der gekochten Krankheitsursache sollte die Lösung der Krankheit, die Krisis, eintreten. Die ärztliche Kunstsprache bedient sich noch heute dieses Ausdrucks, — der ursprünglich wol mehr die Aus-, als die Entscheidung bedeutete, — um eine rasche Wendung der Krankheit, sreilich nicht blos zur Genesung, zu bezeichnen, so wie sie auch heute noch den dickern Schleim, der am Schlusse katarrhalischer Asseetionen ausgesondert wird, einen gekochten nennt.

Gekocht aber wird im Organismus, nach der Ansicht der griechischen Aerzte, mittelst der eingepslanzten Wärme, die durch das Athmeu erhalten wird; sie selbst ist Ausfluß der allgemeinen Naturkrast, Physis, deren instinktmäßiges Walten das Leben unterhält und beschützt. In der mehr gelegentlichen und weniger systematischen Darstellung, welche der Physis in den hippokratischen Schriften zu Theil wird, tritt der Gegensatz derselben zu den Krankheit erregenden Ursachen nicht schars hervor. Aber schon durch Galen erhielt sie den Charakter einer speeisischen Heilkrast mit dem Vermögen, Schädlichkeiten auszutreiben, und von nun an nannten sich die Aerzte Minister, d. h. Diener dieser von Gott eingesetzten Krast, die sie in ächter Hosschranzenmanier als Inbegriss der Weisheit priesen und doch zugleich unterstützen, mäßigen, aus die rechten Wege leiten zu müssen behaupteten.

Die hivvokratische Theorie hatte in ihren ersten naiven Ansängen weder das Bedürsniß, noch die Prätension, den Gang der Krankheit bis in das Einzelne, bis zu den besondern Symptomen zu erklären; doch scheint es sich ihr.von selbst zu verstehen, daß die Ursache alles dessen, was dem Kranken Widerwärtigkeiten bereitet, in dem Krankheitsstoff liegen müsse. Wie die dualistische Anschaunng sich entschiedener ausprägte, mußte auch das Bestreben erwachen, den Antheil der beiden streitenden Mächte an den Erscheinungen der Krankheit zu sondern. Der kranke Leib wurde die Bühne, aus welcher sie ihren Kamps aussechten und die Krankheitssymptome wurden Handlungen der agirenden Persönlichkeiten.

Einem Zeitgenossen Luthers, dem schweizerischen Arzt Paraeelsus, fiel die Ausgabe zu, die medieiuische Theorie, die sich während des Mittelalters nur in Umschreibungen der galenischen Lehre bewegt hatte, wieder in Fluß zu bringen. Ich verweile nicht bei der Umgestaltung, die das dem Organismus seindselige Prineip, der Krankheitsstoff oder die Krankheitsursache ersuhr; die Umgestaltung bezog sich nur aus die Zahl und die Natur der Elemente, die den menschlichen Körper zusammensetzen sollten, während die Vorstellung, als handle es sich um Störung des Gleichgewichts der Elemente, um die „Hossahrt, womit eins derselben sich erhebt und sondert", auch Paraeelsus geläusig blieb. Von schleimigerdigen Substanzen, die sich im lebenden Organismus wie der Weinstein in den Fässern absetzen sollten, leitet er Brennen und Schmerzen einzelner Körpertheile ab. Diesen Angriffen entgegen operirt das Lebensprineip, der Nlchymist im Organismus oder der Archäus nach Paraeelsus' Bezeichnung, dessen Geschäft Stossausnahme, Verarbeitung der Nahrung und Ausscheidung des Unbrauchbaren ist. „Der Archäus sträubt sich wider den Tod, regt alle gesunden Glieder aus, um gegen die Krankheit zu sechten und scheidet das sremde Leben der Krankheit von sich, wie der Chemiker das unreine Metall vom Golde." Danach deutet schon Paracelsus die Fieber als heilsame Naturbemühungen; der bedeutendste unter seinen Nachsolgern, van Helmont, erkennt gar im Fiebersrost einen Aet des gereizten Archäus, der in seiner Wuth den Patienten schüttelt.

In den nachsolgenden Systemen gilt die Zusammensetzung des Krankheitsverlauss aus den Operationen des Angriffs und der Vertheidigung



als unantastbare Wahrheit; nur die Vorstellungen von diesen beiden' Faetoren bilden sich um und zwar nach entgegengesetzten Richtungen: der Krankheitsstoss wuchs zum Krankheitsorganismus heran, während der Archäus das mythische Gewand abstreiste und sich zum abstraeteu Begriff verseinerte.

Fassen wir nacheinander die Metamorphosen des Einen und Andern in's Auge und beginnen wir mit dem angreisenden Prineip.

Zunächst drängten die Erwerbungen der Chemie zu einer präeisereu Bestimmung der krank machenden Schädlichkeit. Die solgenreiche Entdeckung des Gegensatzes zwischen Säuren und Laugensalzen eröffnete in der Mitte des 17. Iahrhunderts den medieinischen Hypothesen eine neue Bahn. Zwar hatte gleichzeitig Morgagnis berühmtes Werk „über den Sitz und die Ursachen der Krankheiten" den Grund zu einer pathologischen Anatomie gelegt und man hatte angesangen, die Leichenössnungen auszubeuten, um die mit bestimmten Krankheiten verbundenen greisbaren Veränderungen der sesten Theile des Körpers, der einzelnen Eingeweide kennen zu lernen. Doch wurde damit vorerst der Humoralpathologie, d. h. der pathologischen Theorie, die die Humorss, die allgemein verbreiteten Säste sür die eigentlichen Träger des Krankheitsswffs erklärte, der Boden nicht entzogen; blieb doch immer die Ausrede, daß der ursprünglich in den Sästen enthaltene Krankheitsstoff von da ans aus die Organe übergehe und deren Entartung bewirke, eine Deutung, die sich aus die Fälle berusen

konnte, wo man mehrere Organe gleichzeitig oder nacheinander den nämlichen Veränderungen versallen sah, oder wo man, wie nach manchen Fiebern, augensällige Veränderungen sester Theile überhaupt vermißte. So rückten denn, trotz der pathologischen Anatomie, die sauren und alkalischen Schärsen an die Stelle der emvedoeleischen Elemente des Hippokrates, der alchymistischen Elemente des ParaeelsuS; als der Nachweis bestimmter Säuren oder Alkalien mißlang, blieb die Schärse allein übrig, die nun ihren Namen nach den Krankheiten empsing, als deren Ursache sie vorausgesetzt worden war: gichtische, sernphulöse, rheumatische Schärse n. s. s., und so steht die Sache noch heute, wenngleich der ehrliche deutsche Name „Schärse" mit dem sanstern griechischen „Dyskrasie" vertauscht wurde. Versuche, die Fortschritte der Chemie und Physiologie sür die Beurtheilung der Dyskrasien nutzbar zu machen, wurden auch iu späteren Tagen unternommen: an die Revolution, welche die Chemie durch Gründung des antiphlogistischen Systems ersuhr, schlossen sich die pathologischen Systeme, die den Ursprung der Erkrankungen aus Uebermaß oder Mangel an Sauerstoff, Wasserstoff, Stickstoff :e. zurücksührten; die Entwickelung der organischen Chemie und die genauere Einsicht in die Zusammensetzung des Blutes gab Anlaß, die Krankheiten in Gruppen einzutheileu je nach dem relativen Uebergewicht des einen oder andern der wichtigeren Blutbestandtheile. Manche Thatsache von bleibendem Werth wurde durch diese Blutuntersuchungeu zu Tage gesördert, wie z. B. die Verminderung der Blutkörperchen und des Eisengehaltes des Blutes in der Bleichsucht, die Beziehung der übermäßigen Harusäureproduetion zur Gicht und Steiukrankheit. Für die meisten Krankheiten aber kam man doch nicht über die Annahme eines Stoffs hinaus, den man zwar nicht isoliren und nicht chemisch desinnen konnte, den man aber dock) sich da- und dorthin wersen, schlummern, zurück- und hervortreten ließ.

Wäre es dabei geblieben! Aber die Pathologie hatte noch eine Kinderkrankheit durchzumachen, von der sie in den srüheren Entwickelungsjahren verschont geblieben war, und es bestätigte sich an ihr die Ersahrung, daß derartige Krankheiten den erwachsenen Körper schwerer zu schädigen pslegen, als dies bei dem kindlichen der Fall gewesen sein würde.

Man hatte sich nachgegeben, zunächst nur im Sprachgebrauch, die Krankheit als ein Wesen zu behandeln; man bediente sich der Ausdrücke Krankheitsstoff und Krankheit ohne strenge Unterscheidung und so konnte von der Krankheit wie von dem Krankheitsstoff gesagt werden, daß sie entstehe oder eindringe, sich loealisire und versetze, rnhe und schwinde. Hierin liegt kein Unrecht, zumal so lange man noch unbesangener Weise den ganzen Symptomeneomplex mit dem Einen Worte begreist. So saßt man in dem Worte „Gewitter" eine Summe von Naturerscheinungen, Blitz, Donner und Regen zusammen und läßt die Frage nach den Ursachen und dem innern Zusammenhang dieser eombinirten Erscheinungen offen. Die Gesahr, zu irren, ja zu schwärmen, beginnt erst, wenn der Versuch gemacht wird, die Gleichzeitigkeit oder die regelmäßige Reihensolge der in Einem Begriffe vereinigten Ereignisse dadurch zu erklären, daß man sie als Wirkungen Einer Krast oder gar als Aeußerungen Einer Individualität aussaßt. Ich weiß nicht, ob nicht in den Ansängen der Poesie irgend eines Urvolks die Vorstellung sich sinden mag, daß der Nonner das Gebrüll eines überirdischen Ungeheuers, der Blitz ein Strahl aus seinen Augen, der Regen eine Schweiß- oder andere Seeretion desselben sei, aber daß die Krankheitserscheinungen aus ein ähnliches Geschöps der Phantasie bezogen wurden, haben wir in srischer Erinnerung. Paraeelsus nannte gelegentlich die Krankheit ein „Leben" oder einen „Lebensproeeß", und zwar einen parasitischen, weil er gleich den Parasiten des Thier- und Pflanzenreichs nur aus lebenden Individuen zu vegetiren vermag. Aber den durch die Naturphilosophie unseres Iahrhunderts erzogenen Aerzten war es vorbehalten, diesen Gedanken zu seinen letzten Konsequenzen zu versolgen. Dem Geiste, der in der ganzen organischen Schöpsung nur eine Reihe mehr oder minder gelungener Abdrücke eines gemeinschastlichen Typus sah, lag es nahe, den Krankheitsproeeß als eine niedere Form des normalen Lebens in die Stusenleiter einzusügen. Die sorgsältigere Beobachtung und die seineren Hülssmittel der Diagnose hatten es möglich gemacht, die Krankheiten, nach Art der Thiere und Pflanzen, systematisch zu beschreiben und in Gruppen zu ordnen. So gerieth es immer mehr in Vergessenheit, daß das, was wir Symptome der Krankheit nennen, eigentlich Symptome, d. h. Lebensäußerungen des erkrankten Menschen sind, und es konnte geschehen, daß ein Pathologe, der sreilich kein Praktiker, aber ein von der Hegel'schen Schule geseierter Prosessor war, die Häutung des Kranken nach aenten Ausschlägen sür den Mauserungsproeeß der Krankheit ausgab. Eine reiche Gelegenheit zu Mißdeutungen erösfnete sich der medieinischen Ontologie — so nennt man in der Sprache der Philosophen die Personifteation abstraeter Begriffe — in den ansteckenden Krankheiten. Die Krankheit pslanzt sich sort! Sie erzeugt einen Stoff, der aus geeignetem Boden sich zur nämlichen Krankheit entwickelt. Man sand es begreislich, daß sie zu einer gewissen Reise gediehen sein müsse, um zeugungssähig zu werden; damit erklärte man die Unsruchtbarkeit der nicht eontagiösen Krankheiten; damit schien serner erklärt, warum manche epidemische Krankheiten sich ansangs nur miasmatisch verbreiten und erst, nachdem sie eine Zeit lang geherrscht haben, den eontagiösen Charakter annehmen. Das Contagium, den Ansteckungsstoss betrachteten die Einen als Keim, die Andern als Samen der Krankheit; jene ließen ihn im Blute zur Entwickelung gelangen, diese schrieben ihm eine das Blut besruchtende Krast zn. Wo die ansteckenden Krankheiten von Hautausschlägen begleitet sind, die, wie beispielsweise die Pockenpusteln, den impsbaren Ansteckungsstoff enthalten, da glaubte man in diesen Ausschlagssormen bald den parasitischen Organismus, bald dessen Besruchtungsorgane zu sehen. Schönlein und seine Schüler beschrieben sie mit einer der botanischen bis in's Kleinliche nachgebildeten Terminologie.

Ich dars mich rühmen, diesen Verirrungen ein Ziel gesetzt und der nuchternen Reflexion wieder zu ihrem Rechte verholsen zu haben durch den einsachen Nachweis, daß es nicht eine Krankheit, sondern eine Krankheitsursache ist, welche übertragen wird, sich sortpflanzt, sich in dem Körper des Kranken vermehrt und in den Krankheitsprodueten desselben, dem Pockeneiter u. s. s. sich wiedersindet. Nicht die Krankheit reprodueirt den Ansteckungsstoff, sondern dieser reprodueirt sich selbst unter den in dem kranken Organismus ihm gebotenen Bedingungen. Also auch nicht der Krankheit, sondern der Krankheitsursache kommt das Prädieat eines parasitischen Organismus zu, der die gesetzmäßige zeitliche Entwickelung, die Neigung, sich an bestimmten Stellen anzusiedeln und die Fähigkeit, sich aus Kosten sremder Geschöpse zu ernähren und zu vermehren, mit anderen thierischen und pflanzlichen Parasiten theilt. Wie nun aber die Zeugungskrast dem Krankheitsorganismus abgenommen und der Krankheitsursache zugewiesen wurde, so wurden auch die übrigen ihm zugeschriebenen Lebensäußerungen als Aeußerungen des leidenden Individunms erkannt und Krankheit wurde wieder, was sie nie hätte aushören dürsen zu sein, ein Wort, mit dem man gewisse, nicht allzu unbedeutende und nicht allzu vorübergehende Störungen des Wohlbessindens bezeichnet.

Ich verlasse das böse Prineip der Krankheit und wende mich dem guten, dem Schutzgeiste des Organismus zu, von dem ich sagte, daß er seine Metamorphose in einer der Metamorphose des bösen Prineips entgegengesetzten Richtung, von der ontologischen zur abstraeten Aussassung, durchgemacht habe.

Nahe verwandt dem Archäus des Paraeelsus und v. Helmont war das Wesen, welchem Stahl die Mission zutheilte, den Kamps mit der Krankheit auszunehmen. Er nannte es „Seele", aber er verstand die Seele im Sinne der Scholastiker als eine Substanz, welche sowol den Körper baut, als in ihm denkt svna est auimu in Komins, c-u^us pcit,snt.iü.s sunt veßstabi1i8, iisnsibilis, rutioualis in nna 8ud8tü,utia kuncl^t«s. Hubertus Uaßnus). Willkürlich, sagt Stahl, aber unbewußt, wie etwa in den eingeübten Bewegungen des Gehens, Clavierspielens, die man ohne Ausmerksamkeit vollziehen lerne, wirke die sür die Erhaltung des Körpers besorgte, stets wachsame Seele den Krankheitsursachen entgegen und aus den durch sie angeregten Bewegungen und den Hinderungen derselben setze sich das Krankheitsbild zusammen. Das Fieber ist eine autokratische Bewegung der Seele, um den Fieberreiz zu entsernen; die Convulsionen sind die gewaltsamen Anstrengungen, wodurch die Schädlichkeit beseitigt werden soll; je nach der Energie, mit der die Seele ihr Ziel versolgt, entstehen aente oder chronische Krankheiten.

Stahls Verquickung der bildenden mit der denkenden Seele sand nur vorübergehenden Anklang. Ie mehr in dem Wirken der denkenden Seele die Freiheit, in dem Wirken der bildenden Seele die Gesetzmäßigkeit betont wurde, um so mehr erweiterte sich die Klust zwischen beiden. Der denkenden oder der schlechthin sogenannten Seele nahmen sich die Philosophen an; um die Leistungen der bildenden Seele zu begreisen, erdachten Physiologen und Aerzte nach dem Vorbilde der exaeten Naturwissenschaften eine eigene Krast, d. h. eine immaterielle Potenz, welcher der Trieb und die Fähigkeit zugesprochen wird, die materiellen Elemente nach der Seite zu bewegen, nach welcher man sie sich bewegen sieht, eine Potenz also, mit deren Annahme man zugleich die bewegende Ursache ersaßt haben will. An dieser Krast aber — man nannte sie Lebenskrast, Vis vitali» (Vis s88sntia1i8 C. F. Wolss, Bildungstrieb Blumeubach) — haftete von ihrer Abstammung her die Vorstellung eines Wirkens nach Zwecken und einer, wenn auch beschränkten Freiheit in der Wahl der Mittel.

Im Grunde ist die Richtung aus ein bestimmtes Ziel, aus etwas zu Erstrebendes von dem Begriff der Krast unzertrennlich und so ist jede Erklärung, die eine hypothetische Krast zu Hülse nimmt, teleologisch, d. h. sie gibt uns die Art von Erklärungsgründen, die wir bei menschlichen Handlungen anzuerkennen gewohnt sind, sie nennt uns statt der Quelle oder des Ursprungs der Vorgänge die Motive derselben. Wenn ich den Fall der Körper von der Schwerkrast herleite, so schreibe ich der Schwerkrast die Tendenz zu, die Körper zu Fall zu bringen; hinter der Schwerkrast steht nichts, als der Schöpser, der die Krast und die Materie mit einander verband, oder, wenn man lieber will, das sogenannte Naturgesetz, welches diese Verbindung anordnete, ein Gesetz, dem man um der Consequenz willen, mit der es herrscht, die Achtung entgegenbringt, die man dem Gesetzgeber widmen würde, wenn man ihn zu sinden wüßte.

Formell besindet sich demnach die Lebenskrast zu den Lebenserscheinungen in demselben Verhältniß, wie die Schwerkrast zur Schwere, die Anziehungskrast zu den saetischen Anziehungen, die Cohäsionskrast zur Cohäsion der Körper u. s. s. Eine Krast anzunehmen, die aus ein Ziel lossteuert, lag Keinem näher, als dem Forscher im Bereiche der organischen Welt, wo jedem Wesen ein bestimmter Entwickelungsgang vorgezeichnet ist. Was aber der Lebenskraft mit Recht vorgeworsen wurde und was sie schließlich zum Gespött gemacht hat, das war, um es mit Einem Worte zu sagen, ihre Vielseitigkeit. Der Fehler lag darin, daß man sie auch in den Fällen unmittelbar eingreisen ließ, in welchen die Stoffe des Organismus mit den chemisch^physikalischen Krästen wirken, die ihnen als Stoffen inne wohnen. Die Lebeuskrast sollte nicht nur in den mannichsaltigen Keimen, in jedem nach seiner Art, die Entsaltung der besonderen Organe leiten und überwachen, sondern auch in den sertigen Organen thätig sein; sie sollte die Nahrungsstoffe lösen, vertheilen und in die verschiedenen Gewebe übersühren; sie sollte die Elemente, der Neigung derselben zuwider, in eomplieirte Verbindungen zwingen und in denselben sesthalten, ja die Elemente selbst erzeugen; sie sollte das Blut dahin treiben, wo wachsende oder gereizte Theile desselben benöthigt sind und es aus den dem Untergange geweihten Organen zurückziehen; sie sollte Wärme und Elektrieität produeiren.

Ein Wendepunkt trat ein, als sich im Iahre 1834 die Gelegenheit bot, die Verdaunng an einem menschlichen Individunm mit einer durch die Bauchwand zugänglichen Oessnnng im Magen zu studireu, als es sich zeigte, daß der dem Magen entnommene Sast außerhalb des Körpers die geronnenen eiweißartigen Substanzen löst, und als endlich Schwann aus dem Magensaste den Stoff, das Pepsin, darstellte, der in Verbindung mit käuslicher Säure in einer erwärmten Retorte die Speisen ebenso verändert, wie dies im Magen geschieht. Nicht als ob es srüher an Versuchen gesehlt hätte, die Stoffumwandlungen im Lebenden aus chemische Vorgänge zurückzusühren; aber der Mehrzahl der Physiologen und namentlich den Aerzten war dies Herabziehen, wie man es uanute, des Organischen in die Sphäre des Unorganischen als Entweihung, als eine Sünde gegen den in der organischen Schöpsung waltenden Geist erschienen. Ietzt sielen die Schranken, mit denen eine sentimentale Aussassung das Leben gegen die rohen Kräste der todten Natur umgeben zu müssen geglaubt hatte; man durste die Einnahmen nnd Ausgaben des Organismus, die Wanderungen der Elemente von einem Bestandtheil des Körpers zum andern, ihre Verwendung zur Heizung oder zu mechanischen Leistungen wie die Bilanz, den Auswand und die Erträgnisse einer Fabrik berechnen. Zuletzt ging man so weit, die erste Entstehung organischer Materie aus «iner zusälligen Mischung der anorganischen Elemente, die Mannichsaltigkeit der organischen Formen aus tellurischen Einslüssen zu erklären, wobei die Hexerei nicht, wie üblich, in der Geschwindigkeit, sondern in der Langsamkeit bestand, mit der sich die Metamorphosen im Lause der Millionen von Iahren vollziehen sollten.

Unter all diesen großartigen Fortschritten und noch großartigeren Hypothesen erhielt sich indeß der Glaube an ein speeisisches, den Organismus vertheidigendes Etwas. Man rühmte sich, die Lebenskrast depossedirt zu haben; in der That hatte man ihr nur einige Grenzgebiete abgenommen und sie in den Rest ihrer Herrschast unter einem tauschenden neuen Namen wieder eingesetzt, unter dem Namen der Reaetion.

Man muß wol unterscheiden zwischen der Bedeutung, welche die organischen Naturwissenschasten, und derjenigen, welche die Chemie dem Worte Reaetion beilegen. Im chemischen Sinne versteht man unter der Reaetion eines Körpers nichts anderes, als eine charakteristische Eigenschast desselben. Eine Flüssigkeit reagirt sauer, heißt so viel, als sie ist sauer; der Chemiker, der sein Laemuspapier in dieselbe taucht, denkt nicht entsernt daran, sie dadurch zu reizen, und in dem Niederschlag, den cr durch Vermischung von zwei klaren Lösungen erzeugt, sieht er nichts weniger, als ein Bestreben der einen oder anderen, eine lästige Beimischung auszuscheiden. In der Bedeutung dagegen, in welcher die Sprache der Physiologen die Reaetion versteht, ist sowol das Re, wie die Aetion ernsthast gemeint: es ist eine Handlung, und zwar eine gegen den Eingriss gerichtete. Die Kräste der todten Natur, welche im Verkehr unter sich nur Ursachen von Bewegungen nnd von Umsetzungen der materiellen Theilchen sind, werden, wenn sie aus einen Organismus treffen, zu Reizen, d. h. zu Anlässen, die eine schlummernde Thätigkeit wecken und zur Abwehr heraussordern.

Es ist nicht schwer, in dieser physiologischen Darstellung den alten Dualismus wiederzuerkennen. Der Reiz bleibt Angriff, die Reaetion Vertheidigung, der Reiz ein Werk der seindseligen Außenwelt, die Reaetion eine That des Organismus oder seiner einzelnen Bestandtheile, der Nerven, Muskeln, Zellen u. s. s. und noch immer hatte man zur Erklärung einer solchen That weniger die Ursache, als den Zweck in Bereitschast, wenn man dem reagirenden Organ auch nur im Allgemeinen die Tendenz, sich den Außendingen gegenüber behaupten zu wollen, zuschrieb, da eine Zumuthung, wie die, daß das Auge einen Druck durch eine Lichterscheinung abzuwehren beabsichtige, doch gar zu absurd gelautet hätte. In diesem Beziehung war die Pathologie in besserer Lage; sie durste die Abwehre wörtlich nehmen. Die entzündliche Reaetion, die den Eiter erzeugt, durch den ein eingedrungener Splitter ausgestoßen, ein brandiger Körpertheil vom gesunden abgeschnürt wird, hat so ganz den Anschein der Zweckmäßigkeit, daß die Versuchung nahe lag, bei dunkleren inneren Vorgängen die gleiche Richtung aus den Zweck und die Anwendung der gleichen Mittel vorauszusetzen. So erhielt Alles, was den Eindruck der Aetion macht, wie Entzündung, Fieber, Krämpse, die Bedeutung der Reaetion. Man kann den Mythus nicht schärser ausprägen, als es Schönlein that, indem er in seinem pathologischen Systeme das Bild jeder einzelnen Krankheit in die eigentlichen Krankheits- und die Reaetionssymptome zerlegte. An jeder Pockenpustel weist er der Reaetion ihren Antheil zu: die Krankheit erzeugt das eitrige Centrum, die Reaetion den rothen Hos. An die Spitze der Reaetionssymptome aber tritt überall das Fieber, dessen Mission, wie ehedem die der eingepslanzten Wärme, darin bestehen soll, den Krankheitsstoss, die Krankheit, die Schädlichkeit, die Noxe — alle diese Ausdrücke hatten sich im Lause der Zeit zu gleicher Bedeutung abgeschliffen — irgendwie, am liebsten durch die Haut, aus dem Körper zu eliminiren. Daß der Arzt. dem Fieber zu dieser Mission unter die Arme greisen müsse, verstand sich von selbst. So hinderte ein theoretisches Vorurtheil den genialsten Praktiker unserer Tage, zu bemerken, wie sehr die Wärme, durch die man dem Heilbestreben des Fiebers im Typhus, im Scharlach und ähnlichen Leiden zu Hülse kam, die Qual des Kranken und die Gesahr der Krankheit steigerte. Die Aerzte mußten erst, statt nach dem Zweck, nach der Ursache des Fiebert sorschen lernen, um den Mnth zu gewinnen, dem Patienten die Abkühlung, nach der er schmachtet, nicht zu versagen.

Woran aber lag es, daß unter dem Ausschwung aller exaeten Wissenschasten, nachdem längst durch Spinoza die Teleologie verurtheilt und durch Baeo die ächte Methode der Untersuchung gelehrt war, die Physiologie und zumal die Mediein aus dem unreisen Standpunkt verweilte und sich an der Kenntniß der Absichten genügen ließ, ohne nach den Mitteln der Aussührung zu sragen? Zwei Eigenthümlichkeiten des ärztlichen Beobachtungsmaterials sind es, welche diese etwas beschämende Thatsache wenn nicht entschuldigen, doch begreislich machen. Der einen dieser Eigenthümlichkeiten habe ich bereits gedacht, der augensälligeir Zweckmäßigkeit des organischen Baues und der organischen Funetionen. Man gibt sich der Betrachtung des Skelets, der Gelenke, der Kreislaussorgane mit ihrem Klappenapparat, des Auges mit seinen brechenden, des Ohrs mit seinen schwingenden Medien hin, wie man eine kunstvoll gesügte Maschine betrachtet. Beantwortete man uns bei der letzteren die Frage, „warum diese Schraube?" mit Hinweis aus die eigentliche, bewegende oder genetische Ursache, „weil der Mechaniens N. N. sie an diese Stelle gesetzt hat", so würden wir dies nur als einen wohlseilen und unter Umständen schlechten Witz ausnehmen. Wir wollen den Gedankengang ersahren, der daraus gesührt hat, die Schraube anzubringen. So meinen wir auch den Gedanken der Schöpsung noch einmal zu denken, wenn wir zu errathen suchen, welche Leistung dem einzelnen Geschops, dem einzelnen Organ in dem allgemeinen Haushaltsplan übertragen ist und wir üben unsern Scharssinn um so mehr in dieser Richtung, je aussichtsloser das Forschen in der entgegengesetzten Richtung erscheint, das Forschen nach dem Urheber

der Geschöpse und ihrer Apparate und nach den Ursachen, durch welche sie ihre Form und Wirksamkeit erhielten.

Und hier gelange ich zu der anderen, die Teleologie in der Mediein begünstigenden Eigenthümlichkeit unseres Beobachtungsmaterials, zu der Verborgenheit derjenigen Ursachen, die ich im Gegensatz zu den teleologischen oder Endursachen die genetischen nannte.

So lange die Gelehrten und Ungelehrteu an eine Erschassung der mannichsaltigen Thier- und Pslanzengeschlechter glaubten, konnte der Gedanke nicht auskommen, den Einslüssen, denen die besonderen Formen ihre Entstehung verdanken, nachzugehen, und was, seit dieser Gedanke auskam, an Hypothesen geleistet wurde, um die Ursachen der Bildung organischer Körper verständlich zu machen, rechtsertigt nur die srühere Zurückhaltung. Freilich ist der Schöpser eine Unbegreislichkeit, der, wie die ältere Naturphilosophie ihn sich dachte, erst an niederen Organismen die Uebung erwerben muß, um höhere herzustellen; aber ich kann nicht sinden, daß das Geschöps begreislicher wäre, welches, der neueren Naturphilosophie zusolge, den veränderten Verhältnissen sich anzupassen versteht und z. B. weil es zusällig vom Lichte beschienen wird, sich einen Sehnerven mit Zubehör anschafft.

Ist nun der Arzt schon durch die vorbereitenden Studien in den beschreibenden Naturwissenschasten gewohnt, mit der Frage nach dem Warum? abgewiesen zu werden, so wird ihm in seinem eigentlichen Beruse die Ersorschung der Ursachen vollends verleidet und eine gewisse logische Leichtsertigkeit geradezu ausgedrängt. Wie viele Krankheiten entwickeln sich so langsam und unmerklich, daß weder der Moment ihres Ansangs, noch die Umstände, die ihn hervorriesen, der Beobachtung zugänglich sind! Bei wie vielen Leiden spielt das verhängnißvolle „von selbst" die nämliche Rolle, die es bei kleinen häuslichen Unglückssällen im Munde der Dienstboten spielt! Es wird nichts gebessert, wenn die Fachmänner es in's Lateinische übersetzen und dem Uebel eine spontane Entstehung zuschreiben. Und wenn nun, um den Wissensdurst zu beschwichtigen, der Arzt dem Patienten oder der Patient dem Arzt oder dieser sich selbst eine Ursache, wie etwa Erkältung, hinwirft, glauben wir an dieselbe, die in hundert ähnlichen Fällen ohne ähnliche Folgen vorüberging? Und wenn wir an dieselbe glauben, ahnen wir etwas von dem innern Zusammenhang dieser Ursache und ihrer hunderterlei Wirkungen? Auch das gehört zu den Schattenseiten der medieinischen Aetiologie sder Lehre von den Krankheitsursachen), daß die Mittelglieder zwischen dem Ausgangspunkt, der Erkältung, und dem Endpunkt, dem Schnupsen, sich dem Auge entziehen. Und da sie das eine Mal, trotz angestrengten Suchens, nicht zu ermitteln sind, so hat man andere Male daraus verzichtet, sie zu suchen. Es ist noch nicht lange her, daß man die Möglichkeit von Funetionsstörungen ohne materielle Aenderung der snngirenden Organe zugab, daß man von dynamischen, d. h. aus anomalem Zustande der Kräste beruhenden Leiden, von einer ll/paeuanäria sins mawri» handelte. Ietzt sind wir zwar, nach dem philosophischen Bekenntuiß unserer Zeit, berechtigt, anzunehmen, daß jeder Aenderung der Krast eine Aenderung der Materie zu Grunde liege, auch wo unsere Forschungsmethoden nicht hinreichen, die letztgenannte Aenderung nachzuweisen. Aber selbst da, wo es an wahrnehmbaren, zum Theil recht groben materiellen Aenderungen nicht sehlt, ist die Beziehung derselben zu den Funetionsstörungen geheimnißvoll oder verschiedener Auslegung sähig. Regelmäßig ist das Wechselsieber voil Milzanschwellung, sast immer der Typhus von Darmgeschwüren begleitet. Dürsen wir deswegen die Anschwellung der Milz sür die Ursache des Wechselsiebers, die Darmgeschwüre sür die Ursache des Typhus erklären? Es gibt Pathologen, welche gerade das Umgekehrte vermuthen und es gibt wol kaum Einen, der sich einer klaren Einsicht in den Cansalzusammenhang berühmen möchte.

So steht es mit der Kenntuiß der genetischen Ursachen in der Mediein und so wird es, trotz mancher Fortschritte im Einzelnen, noch lange stehen. Denn das Mittel, das die positiven Resultate der exaeten Wissenschasten schassen hilst, das Experiment, verlangt einsachere Bedingungen, als sie bei der Complieation einerseits des organischen Baues, andererseits der äußeren Verhältnisse zu schaffen sind. Wer, der an einem periodischen, östers wiederkehrenden Uebel, an Migräne, Asthma oder dergleichen leidet, hat nicht versucht, den Umständen aus die Spur zu kommen, die einen Ansall hervorrusen? Zuweilen sehlt es an Ereignissen, welchen die Schuld beigemessen werden könnte; häusiger schwankt der Verdacht zwischen mehreren. Zuletzt gibt man die nutzlose Ursachenjagd aus und duldet, ohne zu grübeln.

Indem wir aber die Anlässe ausdecken, die der mythischen Erklärung zu der langjährigen Herrschast in der medieinischen Theorie verhalsen, bezeichnen wir zugleich den Weg, den sie einzuschlagen hat, um sich der physikalischen Wissenschast als ebenbürtige Schwester zur Seite stellen zu dürsen. Es gilt, die täuschende Besriedigung zu verschmähen, welche die teleologischen Erklärungen bieten und bei der Controle, der mau die vorüberziehenden Erscheinungen unterwirst, nicht so sehr das Wohin, als das Woher zu betonen; es gilt serner, darüber zu wachen, daß in der Kette von Ursachen und Wirkungen, denen unsere Ausmerksamkeit zugewandt ist, nicht ein Glied unbeachtet entschlüpse und so das nächstsolgende ein selbständigeres Ansehen gewinne, als ihm zukommt.

Hält man sich bei der Betrachtung der Erscheinungen des gesunden und kranken Lebens an diese Grundsätze, so wird man in der Reaetion vor allen Dingen die Folge der Reizung, man wird in der gesteigerten, verminderten oder irgendwie veränderten Thätigkeit des Organismus die Wirkungen der mechanischen, chemischen oder irgendwie materiellen Aenderung der Organe, man wird endlich in dem sogenannten Reiz die Ursache dieser Aenderung erkennen. Man wird sich überzeugen, daß dasselbe eausale Verhältnis? waltet, ob die materielle Veränderung, die der Reiz veranlaßt, Schmerz oder Empsindungslosigkeit, Kramps oder Lähmung, Hitze oder Kälte zur Folge habe. Man wird also endlich die Zeichen der Ausregung ebensowol, wie die der Depression, sür Wirkungen der krankmachenden Einflüsse und sür Aeußerungen der Krankheit erklären. Ein Auslehnen gegen die Krankheit oder gegen die Krankheitsursache ist das. Fieber ebenso wenig, wie das Glühen des Eisens eine Auslehnung gegen die Temperaturerhöhung.

Ich habe schon im Vorübergehen angemerkt, »nie mit dem Sturz des medieinischen Dualismus die Beurtheilung mancher Krankheitserscheinungen eine andere geworden ist. Die Fieberhitze, weit entsernt, unter die heilsamen Veranstaltungen der Natur gerechnet zu werden, steht heutzutage sogar im Verdacht, den durch die Krankheitsursache eingeleiteten Zersetzungen, denen sie vielleicht selbst ihren Ursprung verdankt, Vorschub zu leisten. Für die Behandlung ergab sich hieraus die Indieation, die Temperatur herabzusetzen, und die Ersahrung hat den Werth der aus diese Indieation gegründeten Curmethoden bereits über alle Zweisel erhoben.

Nachdem ich die Irrwege gezeigt habe, aus welche die Krankheitslehre durch die unbedachte Anwendung der Teleologie versührt worden ist, möchte ich doch nicht denen zugezählt werden, die den Zweckbegriss aus der organischen Naturwissenschast gänzlich verbannt wissen wollen und die Bewunderung der Zweckmäßigkeit nur noch als eine Art kindlichen Vergnügens erlauben. Wir wissen, daß der Zweck der Organe keinen Schluß gestattet aus die Krast, durch welche sie geschasseu wurden; aber wir möchten deshalb die Ausschlüsse nicht entbehren, die wir über ihre gegenseitigen Beziehungen aus der Erwägung ihres Zweckes schöpsen. Wir können die Frage, wie die Zweckmäßigkeit zu Stande kam, aus sich beruhen lassen, ohne deshalb zu verleugnen, daß der Organismus den Eindruck des Werkes eines berechnenden Geistes macht. Wir müssen dann aber auch die Consequenzen dieser Vergleichung ziehen und sesthalten, daß das einmal vollendete Werk seinen eigenen Gesetzen solgt. Darin liegt eine Einschränkung der Zweckmäßigkeit, die die ältere Teleologie verkannte. Zweisellos besitzt der thierische Organismus Einrichtungen, die sich den Sicherheitsventilen unserer Maschinen vergleichen lassen, Einrichtungen, welche zur Beseitigung von Gesahren dadurch dienen, daß der Angriss aus ein Organ in zweiter oder dritter Linie Thätigkeiten weckt, die dem Angriss entgegenwirken. Die Nervensympathien liesern zahlreiche, nicht mißzuverstehende Beispiele dieser Art von Vorsichtsmaßregeln. Der Thränensluß, der durch ein Ständchen aus dem Augapsel, die vermehrte Speichelabsonderung, die durch scharse Stoffe in der Mundhöhle hervorgerusen wird, das Niesen aus Berührung der Nasen-, das Husten aus Berührung der Kehlkopsschleimhaut, das Erbrechen nach Ueberladung des Magens: alle diese Bewegungen sind durch den anatomischen Bau des Nervensystems vorgesehen und ersolgen durch Uebertragung von Strömungen innerhalb desselben mit der nämlichen Regelmäßigkeit, wie an einem mechanischen Apparat. Aber weil sie in dem ursprünglichen Plan des Organismus ein sür allemal begründet sind, ersolgen sie auch da, wo sie keinem vernünstigen Zwecke dienen, wo kein äußerer Reiz zu entsernen oder zu mäßigen ist und so stellt Thränensluß, Niesen, Husten u. s. s. auch dann sich ein, wenn die Erregung der betreffenden Häute, wie im Ansang des Katarrhs, von innern Anlässen, von Uebersüllung der Blutgesäße ausgeht. Eine, wenn auch unbewußt, doch mit vernünstiger Wahl der Mittel den Reizen entgegenwirkende Seele dürste sich solche Mißgriffe nicht zu Schulden kommen lassen.

Im Iugendalter der Mediein, als man vorzugsweise die einsachen und durchsichtigen Fälle vor Augen hatte, wo die Eiterbildung dazu dient, einen eingedrungenen Splitter zu entsernen, erwarb sich die Eiterung zunächst das Prädieat eines heilsamen Vorgangs. Für die reisere wissenschastliche Forschnng ist sie zunächst weder heilsam, noch schädlich, sondern nothwendig; die Nothwendigkeit ersahren wir aus ihrem Entwickelungsgang und begreisen wir dadurch, daß wir jedes Stadium als Wirkung des vorhergegangnen, das erste Stadium als unmittelbare Wirkung der äußern Schädlichkeit erkennen lernen. Ob die Eiterbildung Nutzen oder Schaden stiste, danach sragt die Natur nicht, die in ihrer starren Gesetzmäßigkeit, unbekümmert um das Wohl und Wehe der Einzelnen, überall von gleichen Grundlagen zu gleichen Folgerungen gelangt. Die Frage hat lediglich praktisches Interesse: der Arzt weiß sehr wohl, daß er den Uebergang der Entzündung in Eiterung, den er an äußeren Körpertheilen durch seuchte Wärme begünstigt, mit allen Mitteln des sogenannten antiphlogistischen Apparats hintanhalten muß, salls der Splitter, den die Eiterung entsernen will, seine Lage im Gehirn hat. Dort ist die Ausgabe des Arztes, die Natur zu unterstützen, um die Genesung rascher und schmerzloser herbeizusühren; hier arbeitet er der Natur entgegen und wenn er die primitive Ursache des Krankheitsproeesses, den Splitter, nicht zu entsernen vermag, so schiebt er der einen oder andern ihrer Wirkungen einen Riegel vor und hemmt beispielsweise durch Verminderung der Blutmenge oder durch Anregung des Contraetionsbestrebens der Blutgesäße (Kälte) die Ansammlung der Flüssigkeit, die zur Umwandlung in Eiter neigt.

Wenn wir von unserm menschlichen, praktischen Standpunkte die Naturgesetze kritisiren, die dem Organismus sein Verhalten gegen eingedrungene Splitter vorschreiben, so dürsen wir immerhin dankbar anerkennen, daß die Fälle, in welchen sie die Heilung sordern und also in unserem Sinne zweckmäßig sind, die Mehrzahl bilden. Wer noch größere Rücksicht erwartet hätte, dem bleibt nichts übrig, als seine Ansprüche herabzustimmen.

Ich habe mich bisher des Ausdrucks „Schädlichkeit" als des Anlasses zum Erkranken in dem üblichen populären Sinne bedient; aber wie die unparteiische, aus den natürlichen Zusammenhang der Dinge gerichtete Untersuchung von der Heilsamkeit der Reaetion abstrahirt und in ihr nur Wirkung sieht, so abstrahirt sie auch von der Feindseligkeit der äußern Einflüsse und sieht in ihnen nur Ursachen.

So löst sich der erträumte Dualismus in einen Consliet von Naturkräften aus, die zwar zeitweilig, „wie wenn Wasser mit Feuer sich mischt", in Opposition gegeneinander gerathen, aber doch aus einen gemeinsamen Urquell, wie man ihn nennen möge, zurückweisen. Das Eigenartige des Consliets, wenn lebende Wesen von demselben betroffen werden, ist dadurch bedingt, daß das Lebende in einem ununterbrochenen Ernenerungsund Entwickelungsproeeß begriffen ist. Durch die stetige Erneuerung wird die von krankmachenden Einflüssen veränderte Substanz, wie sonst die gesunde, entsernt. An die Störung einer Funetion können sich Folgen knüpsen, die aus mehr oder minder weiten Umwegen die Störung oder deren nachtheilige Wirkungen ausheben. Schließlich muß ich noch der eigenthümlichen, lange verkannten Krankheitsursachen gedenken, die selber eine zeitlich begrenzte Entwickelung durchmachen und mit der Beendigung dieser Entwickelung aushören, den Leib, gegen den sie ihren Angriff gerichtet hatten, zu molestiren. Ich denke an die Trichinen, die nach dem Sturm, den sie durch ihre rapide Vermehrung im Darm des Kranken und durch ihre Wanderungen erregen, sich in den Muskeln einkapseln und dann ohne weitere lästige Symptome von dem Besitzer getragen werden. In ähnlicher Weise heilen Typhus, Ruhr und die ansteckenden Hautausschläge (Pocken, Masern, Scharlach) dadurch, daß die Krankheitsursache sür den Körper, in welchem sie ihre Entwickelungsstadien durchgemacht und allensalls sich vervielsältigt hat, unschädlich wird. Es ist nicht zu verwundern, daß man, so lange die Genesung unmotivirt, wie ein Gnadengeschenk austrat, ein Wesen singirte, welchem die Macht, diese Gnaden zu verleihen, zustand; aber es wäre unverzeihlich, wollte man heute noch verkennen, daß es dieselbe, in der Anlage unseres Organismus und der Außenwelt begründete Naturnotwendigkeit ist, die hier zur Heilung, dort zum Tode sührt.

Ich kehre zum Ausgangspunkt zurück. Man hat damit angesangen, die Wechselsälle des körperlichen Besindens den mannichsaltigen Glücksund Unglückssällen, unter welchen das Menschenleben sich abspinnt, als eine Speeies unterzuordnen und mit ihnen aus der gleichen Quelle, dem Willen himmlischer und höllischer Mächte, herzuleiten. Es muß jetzt erlaubt sein, die bessere Einsicht, die wir vou dieser Einen Speeies gewannen, aus die ganze Classe zu übertragen, nm so mehr, je hervorragender die Stelle ist, welche wir der Gesundheit in der Reihe der Glücksgüter, den Krankheiten in der Reihe der Heimsuchungen einräumen.

Die Pathologie hat, indem sie sich des Dualismus entäußerte, einen Standpunkt eingenommen, aus welchem der Gegensatz zwischen Freundlichem nnd Feindlichem verwischt und die Parteilosigkeit der Naturgesetze anerkannt wurde. Ossenbar ist dieser Standpunkt, mögen wir ihn mit sittlichem oder wissenschastlichem Maße messen, der höhere, objeetive, gegenüber dem egoistischen und subjeetiven, der alle Dinge nach ihrer nützlichen oder schädlichen Beziehung zu dem eigenen Selbst elassisieirt. Sollten wir Bedenken tragen, uns zn jenem höheren Standpunkt auch dann auszuschwingen, wenn wir Geschicken gegenüber stehen, deren Ursprung man nicht mit der Sorgsalt, wie den Ursprung leiblicher Beschwerden versolgt hat, weil man von ihrer Unberechenbarkeit voraus überzeugt war? Ihre gesetzmäßige eausale Begründung steht nichtsdestoweniger außer Zweisel. Oder wäre das unmittelbare Eingreisen überirdischer Mächte bei einer Fenersbrunst, einer Explosion, einem Lotteriegewinn wahrscheinlicher, als bei einem Nervensieber?

In der Weltanschauung der Gebildeten hat der Teusel ausgehört, eine Rolle zu spielen; die Reslexion aber, die uns von der Furcht vor seinen Tücken besreite, sollte uns auch lehren, der Hoffnung ans besondere Gunstbezeugungen von Seiten wohlgesinnter Geister zn entsagen. Weihrauch liebende und Gnaden spendende Götter wurden von den Menschen in ihren ursprünglichen patriarchalischen Vereinigungen nach dem Vorbilde ihrer despotischen Häupter erdacht; das Ideal des heutigen Staatsund Weltbürgers ist das gleiche Recht, die gleiche Unterwersung unter das Gesetz sür Ieden.

Es läßt sich an einen Gott glauben, der Alles vorausbestimmt hat und Alles voraussieht; aber es ist unmöglich, mit diesem Glauben die Vorstellung zu verbinden, daß Gott gezwungen werden könnte, sich zu eorrigiren, aus halbem Wege umzukehren und einer Ursache, die er zugelassen hat, ihre Wirkung abzuschneiden. Die wahre Theodieee, die Rechtsertigung Gottes wegen der Nachtseiten unserer Existenz, kann nur darin gesunden werden, daß Gott selbst sich an die Gesetze, nach denen er die Welt regiert, gebunden erachte, und die wahre Ergebung trägt ihr Loos, weil kein Gott das Geschehene, ans welchem es resultirt, ungeschehen machen kann. Und nicht die Ergebung allein entspringt aus dem Vertrauen aus die Unwandelbarkeit des ursächlichen Zusammenhangs; aus diesem Vertrauen beruht auch der rechte Trieb zum Handeln. „Es kann die Spur von meinen Erdentagen nicht in Aeonen untergehn," sagt Faust, und wie mikroskopisch diese Spur meiner Erdentage auch sein möge, wie abhängig meine Thaten von Anlagen und Schicksalen, die mir ohne meine Zustimmung oetrovirt sind, so bin ich mir doch bei jedem Entschluß der Verantwortlichkeit bewußt, die ich als so oder so gesormte Welle im Strome der Ereignisse übernehme. Man sträubt sich gegen die Einsicht, daß alles irdische Geschehen, die Resultate unseres Gedankengangs mit eingeschlossen, das Werk gesetzmäßig wirkender Kräste sei und meint, durch dieselbe dem Gescheheulassen, dem Fatalismus, Vorschub zu leisten. Thörichte Besorguiß! Wie ich nicht weiß, was das Schicksal mir zugedacht hat, so weiß ich auch nicht, was es von mir erwartet. Theoretisch ist zuzugestehen, daß der Ausschlag des menschlichen Willeus in jedem Einzelsalle, wenn alle denselben bedingenden Faetoren bekannt wären, mit mathematischer Sicherheit vorausberechnet werden könute; aber im Augenblick der Entscheidung sind dem Entscheidenden ebenso wenig wie einem Dritten diese Faetoren sämmtlich bekannt. Nichts sagt uns voraus, welche Motive zu betonen, welche zu bekämpsen wir bestimmt sind und so bleibt sür das praktische Verhalten nur die eine Richtschnur, die Wahl nach bestem Wissen und Gewissen so zu treffen, daß wir uns, wenn Wünsche unersüllt bleiben, wenn das Ziel des Wirkens versehlt wird, von eigener Verschuldung sreisprechen dürsen.

# Die moderne Gesetzgebung gegenüber der waarensälschung.

von

I). Wiener.

— Leipzig. —

lev die Erscheinungen des heutigen Verkehrslebens und die durch sie hervorgerusenen Stimmungen mit einiger Ausmerksamkeit beobachtet, dem drängt sich die Wahrnehmung aus, daß der M^i bisher innegehaltene prineipielle Standpunkt in Betreff des Umsanges der im Interesse der Verkehrstreue erzwingbaren Verpflichtungen aus verschiedenen Verkehrsgebieten nicht mehr zureichend ist und daß unsere Anschaunngen hierüber in einer Wandelung begriffen sind.

Unser ganzer bisheriger Rechtlichkeitseodex sür das Verkehrsleben, soweit es sich um das Strasrecht handelt, läßt sich in den Satz zusammensassen, daß, soweit wir uns äußern, wir dies der Wahrheit gemäß thun sollen und daß wir dann, aber auch nur dann, )venn an unser bloßes Schweigen sich eine bestimmte unrichtige Vorstellung des Andern nach unserem Wissen knüpsen müßte, uns äußern müssen. Ueber die sür die Entschließung des Andern wichtigsten Punkte dars geschwiegen werden, sosern nur der Andere bei vernünstiger Ueberlegung sich des vorhandenen vaouulu innerhalb seines Vorstellungskreises in Betreff der gedachten Punkte bewußt sein mußte. Mit einer gewissen Genugthunng, welche die bewußte Bethätigung seiner Arbeit hervorrust, wissen gerade die denkendsten Kopse. unter den juristischen Praktikern in den subtilsten Fällen aus der Umkleidung begleitender verdächtiger Umstände als den wahren Kern die bewilligte Zurückhaltung mit einem Geschästsgeheimnisse heranszuschalen. Aus dem Bodeu dieses Geschästsgeheimnisses soll der Handelnde sein Interesse aus Kosten des Andern wahrnehmen dürsen. Das Publikum soll es sich selbst zuzuschreiben haben, wenn es trotz zurückgehaltener Insormation sich sür ein Geschäst entschließt. Mit diesem Vorwurs hilst man sich über das Unzureichende des ganzen sreilich nach gegebenem Gesetz begründeten Standpunkts hinweg. Und doch wäre die bewußte Unterwersung unter das Unbekannte unvermeidlich, wenn alle Geschäststreibenden aus dem Gebiete sür das Publikum nothwendiger Anschassungen sich in das Geschästsgeheimniß hüllten. Sie ist, auch abgesehen hiervon, schwer vermeidlich, wenn auch nur mächtige Anreize sür das Geschäst vorhanden sind.

Es gibt kaum ein Geschäst im Verkehr des gewöhnlichen Lebens, bei welchem wir, das Pnbliknm, über die gestimmten Eigenschasten des uns zu gewährenden Leistungsobjeetes, über Maß und Qualität der sich in ihr darstellenden Auswendungen bestimmte Vorstellungen haben könnten. Die Lücken in unseren positiven Vorstellungen süllen wir durch den Willen aus, loyal bedieut zu werden. Wir eontrahiren in wesentlichen Punkten aus das wohldenkende, unser Interesse wahrnehmende Ermessen der sog. Gegenpartei hin. In dieser Bethätigung von Entscheidungen in unsere Seele hinein und in unserem Interesse liegt gegenüber gesinnungslosem Schacher wesentlich die Erscheinung der Persönlichkeit im Gewerbebetriebe, die Individualität, die Gewerbsehre des Gewerbetreibenden.

Iene Annahme der Unterwersung unter das Geschästsgeheimniß sührt aber im Ersolge auch zur Erschütterung des Satzes von der Verantwortlichkeit sür das salsch Geäußerte. Das Geschästsgeheimniß bleibt aus die Dauer nicht undurchdringlich. Allmählich sickern Theile desselben durch und es entwickelt sich im Publikum ein Aggregat unsicherer Vorstellungen über das, was wirklich geschieht, aus das hin es unternommen werden kann, nunmehr ein wirklich der Wahrheit zuwider Geäußertes im Hinblick aus ein hinlängliches Bekanntsein des Gegentheils als eine blos eonventionelle Verdecknng desselben, als euphemistische Behandlung von etwas, was da ist, wovon man aber nicht gern spricht, als etwas nicht Seiendes darzustellen. Stereotyp und nicht ohue Anhalt war in Gründerprozessen der Einwand gegenüber Prospeeten, die von Ueberlassung der Etablissements an die Aetiengesellschasten zu deu an die letzten Besitzer gezahlten Kauspreisen sprachen, daß es allgemein bekannt gewesen, wie die Gründer nicht ohne erheblichen Ausschlag aus diese Preise solche Geschäste vornähmen. Was aber war in Wahrheit bekannt? Von welchem Zeitpunkte war ein solches Bekanntgewordensein zu datiren? Bis in welche Kreise war das Bekanntsein gedrungen? Der nicht zureichende prineipielle Standpunkt erzeugt iu seinen Conseqnenzen Unsicherheit des Publienms, Unsicherheit ihm gegenüber sich Aeußernder in Betreff der Ausnahme ihrer Aeußerungeu, Unsicherheit in der richterlichen Rechtssindung.

Die Freiheit, aus ein Unternehmen eine beliebige Anzahl von



Werthsrechten in Verkehrspapieren auszugeben, kann nicht als Willkür schrankenlosen Eigennutzes, sondern als Ermessen im Dienste des Interesses derer, sür welche die Verkehrspapiere bestimmt sind, ausgesaßt werden. Die Ossenbarungspslicht über die Betätigung dieses Ermessens wirdgekennzeichnet aus diesem Verkehrsgebiete mit der Forderung des obligatorischen Prospects.

Man möchte meinen, daß sür solche Betrachtungen kein Raum wäre aus dem Gebiete des einsachen Waarenhandels, wo ein bestimmter Typus oder Name ein bestimmtes Erzenguiß anzeigt, insbesondere dann, wenn das Gesetz den Niederschlag deloyaler Gesinnung, wie er sich in der Usurpirung dieses Typus oder Namens sür in Wahrheit andere Bestandtheile enthaltende Erzeugnisse ossenbart, als Sachsälschung strast. Gewiß gewährt dieser Begriff gegenüber dem des Betruges eine sreiere Bethätigung von Repressivmaßregelu. Es genügt das Feilhalten, ohne daß mit der Waare ein Geschäst gemacht ist und es kommt daher auch nicht aus den Inhalt des eonereten Geschästs, das gemacht, an. Der Thatbestand liegt vor, auch wenn er an einem Geschäst zur Erscheinung kommt, bei welchem gerade der Käuser Kenntniß von der Fälschung, vielleicht selbst Interesse an derselben hat. Es wird vermieden die minutiöse Untersuchung, der man beim Betruge nicht glaubt entgehen zu können, ob der Käuser, mag er auch nicht das erhalten haben, was er gewollt hat, nicht in Wahrheit ein Erzeugniß im Werthe des von ihm gezahlten Preises erhalten hat, weil ohne Vermögensbeschädigung kein Betrug. Die Fahrlässigkeit kann bestrast werden, während ohne beabsichtigte Täuschung kein Betrug.

Die Erregung des Scheins eines bestimmten Erzeugnisses durch Benutzung seines Namens oder Herstellung seines äußeren Ansehns ist das objeetiv gemachte salsche Vorbringen.

Sonach, möchte man glauben, würde einem Bedürsniß nach Gesetzesresorm wegen zunehmender Täuschungen im Waarenhandel einmal durch Erstreckung des Herrschastsgebietes des Begriffs der Fälschung über seine jetzige Grenze, den Handel mit Eßwaaren und Getränken aus ein erweitertes Waareugebiet hinaus und serner dadurch genügt werden, daß man bei der Ahndung dieser Fälschung, statt sie wie heute mit 1 — 150 Mark Geldbuße in deu Formen eines Strasmandats, wie es auch bei unterlassener Anmeldung eines neuen Dienstboten ergeht, zu bestrasen, sich der Abstammung der Strasvorschrist von einer krästigeren Ahnin, der Bestimmung der peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karl V., ein klein wenig mehr erinnerte, welche Bestimmung im Artikel 113 sagte, daß „wer Speeerey oder andere Kausmannschast sälscht und sür gerecht ausgibt, zu peinlicher Straff angenommen, im das Land verboten oder an seinem Leib als mit Ruten außgehanen und es möcht solcher salsch boßhastig geschehen, zum Todt gestrafft werden soll". Allein so zweckmäßig derartige Aenderungen des Gesetzes auch sind, die eigentliche Schwierigkeit beruht in dem, was man als anscheinend unzweiselhast voraussetzt, in der Entscheidung, wann gegenüber einer nicht ansechtbaren Bergung eines Erzeugnisses unter einem bestimmten Namen oder äußerem Ansehn deren sälschliche Usurpirung vorliegt.

Die Engländer, welche in der Kunst der Gesetzesredigirung ziemlich dilettantisch versahren und die schwierigen Begriffe in gemeinplätziger Weise zu umschreiben, sich nicht scheuen, bestimmen in ihrem neuesten Gesetze betreffend den Verkaus von Nahrungsmitteln und Arzneiwaaren in reinem Zustande vom 15. August 1875 unter der Rubrik: „Verbot des Verkauss von Nahrungsmitteln und Arzneiwaaren not ok tns proper uatui-s, 8ud8taues and ciualit?", „es solle Niemand bei Strase bis zu 20 Psund zum Nachtheil des Käusers ein Nahrungsmittel oder eine Arzneiwaare verkausen, welche nicht von der Natur, Substanz und Beschaffenheit der vom Käuser — sueb n. purouaser — gesorderten Waare". Welches ist denn aber die normale Natur, Substanz, Beschaffenheit, die solcher Käuser sordert oder voraussetzt?

Bei ganzen Kategorien von Waaren hat der Käuser von deren Substanz und Beschaffenheit überhaupt keine Vorstellung. Bei vielen kann die Vorstellung über Natur und Beschaffenheit wesentlich durch die besonderen Umstände des Kauss, insbesondere durch den Preis beeinslußt werden, so daß die Preisnotirung, bez. Preisbedingung zugleich eiue die Wirkung des äußeren Ansehens wieder unschädlich machende Angabe geringerer oder anderer Beschaffenheit enthält, indem der gesorderte Preis erkennbar nicht die Kosten der Herstellung einer dem äußern Ansehn entsprechenden Waare, sondern nur eines Surrogates derselben zu decken vermag. Wie weit reicht aber diese Erkennbarkeit und kann die erwiesene Preisangemessenheit und eine in gewisse Kreise des Publikums gedrungene Kenntniß der Preisverhältnisse den einzelnen Käuser des Einwandes berauben, daß er die ächte Waare zu einem ungewöhnlich billigen Preise habe kausen wollen und dürsen?

Waarentypns und Waarennamen decken keine absolut bestimmten unveränderlich bleibenden Substanzverbindungen. Vielmehr vollziehen sich innerhalb derselben stetige und wesentliche Veränderungen, immer nnvermeidlicher, je weitere Fortschritte die Technik in der Verwerthung bisher unbenutzter Elemente sür die Herstellung von - Erzeugnissen des Waarenhandels und der Industrie macht. Wenn es irgend einmal eine Zeit gegeben hat, in welcher der Name „Choeolade" der legitime Ausdruck einer Verbindung von Caeaobutter, Zucker und aromatischem Gewürz gewesen, so hat derjenige Fabrikant eine Waarensälschung begangen, der zuerst einen Theil der Caeaobutter behuss Herstellung desselben Waarenvolumeus durch andere geringwerthigere, wenn auch alimentäre Substanzen ersetzt und die Waare zum gleichen Preise verkaust hat. Tars man heute einer solchen Verbindung den Namen „Choeolade" versagen? Der Legitimitätserwerb vollzieht sich sür Typen und Namen im Waarenhandel in gleicher Weise, wie aus vielen anderen Gebieten. Es gibt einen Moment, in welchem listige Behauptung eines Anspruchs den wirklichen Rechtstitel in der Menge der Opser und der Indolenz und Sorglosigkeit der Zuschauer sindet und in Recht umschlägt. So haben sich im Lause der Entwickelung unserer Technik ossenbar zahllose Bastarderzen gnisse, wenn man von der ursprünglichen Bedeutung der Waarentypen und Waarennamen ausgeht, die Legitimität erschlichen und die Typen und Namen sind gegenüber ihrer ursprünglichen Bedeutung degenerirt. Wir reagiren gegen solche Usurpirungen nur noch, wenn die an die Stelle gesetzten Substanzbestandtheile nicht alimentärer Natur sind.

Von diesen Ergebnissen einer Degeneration der Typen und Namen, soweit sie der Vergangenheit angehören, kann uns keine nur strasschärsende oder den Fälschungsbegriss erweiternde, neue Gesetzgebung besreien. Ob die Erweiterung des Gebiets des Fälschungsbegrisss gegenüber dem Betrugsbegriss mit der umsassendsten und präeisesten Desinition des Begriffs der Fälschung allein entscheidend verhindern wird, daß sich die gedachte Degeneration auch in Zukunst immer wieder von Neuem vollziehe, steht dahin. Die beste Desinition dessen, was Fälschung ist, wird doch immer aus die Vorstellung, welche im Dnrchschnittskäuser durch Ansehen und Bezeichnung der Waare erregt werden konnte und sollte, als das Unsixirbare, ueeurriren müffen und sür die Ermittelung, bez. Reeonstrnirnng dieser Vorstellung wird man von denjenigen Vorstellnngsunsicherheiten und Erwartungsherabstimmungen, welche durch Indolenz des Publikums während längerer Zeiträume gegen die Versnche, den einzelnen Typen und Namen degenerirte Erzeugnisse zu unterstellen, eintreten, nicht absehen können. Ob die derzeit in Folge der etwas plötzlichen Entdeckung gesteigerte Initiative der Einzelnen und Vereine aus die Dauer Stand halten wird, ist nicht sicher.

Endlich aber erscheint der Fälschungsbegriss unsicher, wenn es sich um Gegenstände handelt, die, um genießbar zn werden, einer Zubereitung oder Fabrikation bedürsen. Hier soll nach der herrschenden Rechtsmeinung Fälschung vorliegen, wenn bei der Zubereitung andere Substanzen verwendet werden, als zur bestimmungsmäßigen Herstellung ersorderlich. Was ist das Bestimmungsgemäße? Wessen Bestimmung entscheidet? Ist ein gallisirter — mit Zuckerwasserzusatz zum sauren Most versehener — Wein unter allen Umständen ein versälschter Wein? Ist er Knnstwein oder Naturwein? Ist der alte Wein, dem junger beigemischt, der, dessen Gährung beschleunigt, dessen Gährung vorzeitig eoupirt, gesälscht?

Die Gerichte Rheinbayerns haben in den sünsziger Iahren die Gallisirung des Weins sür Weinversälschung erachtet und Gall selbst hat sich nur durch Flucht der Versolgung entzogen. Noch im Iahre 1863 hat der oberste Gerichtshos sür Rheinbayern unter der Herrschast des bayerischeu Strasgesetzbuchs von 1861, welches die Fälschung von Nahrungsmitteln oder Getränken durch Beigabe sremder Stoffe straste, die Weinsälschung überall dann sür vorliegend erachtet, wenn demselben Bestandtheile, die ihm nach dem Ergebnisse der chemischen Analyse eigen, aus künstlichem. Wege von Außen zugesührt werden, statt mit dem Traubensaste, aus dem der Wein bestehen soll, naturgemäß emporgewachsen zu sein.

Dagegen haben sowol die preußische herrschende Meinung unter der Geltung des preußischen Strasgesetzbuchs der Aussassung gallisirter Weine schlechthin als gesälschter, wie die preußischen Behörden der Zumuthung der Weinprodueenten, die Fälschungsstrasen aus die Gallisirung zu erstrecken, widerstanden und diese Stellung zur Sache dürfte auch unter der derzeitigen Herrschast des Reichsstrasgesetzbuchs iu Deutschland die gesetzliche sein.

Analog der Forderung des obligatorischen Prospeets aus dem zuerst hier erörterten Verkehrsgebiete scheint daher aus wesentlich ähnlichen Erwägungen heraus aus dem Gebiete des Waarenhandels die Forderung nach der obligatorischen Marke in der Entstehung begriffen.

Gemeint ist, um den vieldeutigen und aus ganz verschieden geartete Postulate angewendeten Ausdruck hier näher zu kennzeichnen, die Verpflichtung des Gewerbetreibenden zu einer die vorhandenen Substanzen, wie ihre Verbindungen und den Herstellungsprozeß in der Weise individualisirenden Sachbezeichnung, daß Abweichungen von bisher herkömmlich unter einem bestimmten Namen oder Waarenansehen begriffenen Snbstanzverbindungen oder künstliche Zusührungen von Bestandtheilen bei Herstellung eines Naturproducts durch besondere Hervorhebung, sei es mittelst einer wesentlich abweichenden Waareugestalt oder eines wesentlich abweichenden Waarennamens oder eines deutlichen, die Modisication ergebenden Zusatzes bez. denselben vertretenden Zeichens ans Waare oder Etiquette zum Ausdruck gebracht werden müssen und jede Nichtbeobachtung dieser Vorschristen mit Strase geahndet wird.

Gewiß kann kein allgemeines Gesetz solche Anordnungen im Detail treffen, aber es kann einer Behörde die Besugniß verleihen, sür die einzelnen Waarengattungen derartige Verordnungen zu erlassen und zugleich die Strase sür deren Uebertretung bestimmen. Die gedachte Behörde kann alsdann nach Maßgabe der Ergebnisse ihrer Waarenuntersuchungen die Erzeugnisse, welche unter erborgtem Namen und Ansehn existireu, aus diesem Besitz sür die Zukunst hinausweisen, neue Degenerirungen aus den Weg neuer Nameus- und Gestaltenbildungen, unter welchen sie um die Gunst des Publikums erst zu werben haben, weisen, bestimmte Zeichen sür bestimmte bez. in bestimmter Form hergestellte Erzengnisse als ausschließliche und obligatorische seststellen, und den sortgesetzten Zwiespalt zwischen dem Begriffsgemäßen des Naturproducts und den herkömmlichen Bereitungsgebräuchen eines bestimmten Distriets durch die Gestattung, zugleich aber auch Auserlegung der Kennbarmachung jener Bereitungsaete beseitigen.

Die thatsächliche Duldung des Publikums kann dann sür den Legitimitätserwerb keinen Rechtstitel mehr geben, wenn das Erzeugniß im Widerspruch gegen eine sormelle Verordnung existirt.

In Frankreich hat die obligatorische Marke in anderer Bedeutung v.or 178!) unter der vom Staate reglementirten Industrie existirt. Aus großen Gebieten der Industrie und des Handwerks bestimmte die Regierung sür jede Gattung der Erzeugnisse die Art, Beschaffenheit und das Gewicht des zu verwandelnden Materials, die Bedingungen der Fabrikation und beaussichtigte selbst die Handarbeit. Sodann verisieirte sie die Uebereinstimmung des Erzeugnisses mit dem von ihr sestgestellten Typus in Form eines Stempels, welcher den Charakter eines öffentlichen Garantiezeichens hatte. Die Uebereinstimmung wurde demnach geprüst, bevor die Waare in deu Verkehr trat und das Ergebniß der Nichtübereinstimmung wurde mit Vernichtung des Erzeugnisses, beträchtlichen Geldstrasen und unter Umständen mit Verlust der Gewerbsrechte bestrast. Niemand wird daran denken, ein solches Präventivshstem einsühren zu wollen.

Lediglich eine Repression soll stattsinden, wenn Waaren unter Bezeichnungen und Gestalten gesunden werden, welche nach ihrer Zusammensetzung oder Bereitung ihnen nach den getroffenen Verordnungen nicht gebühren. Obligatorische Marken in dieser Bedeutung kennt Frankreich nach der durch die sranzösische Revolution deeretirten Freigebung der Industrie in einzelnen Speeialgesetzen. Durch die Deerete vom 1. April und 18. September 1811 ist sür die in Frankreich sabrieirten Seisen, je nachdem sie aus Olivenöl, Samenöl, Talg oder Fett gesertigt sind, eine in der Form verschiedene, deutlich erkennbare, die Worte: „Olivenöl", „Samenöl", „Talg" oder „Fett" enthaltende Marke sür jede Seisentasel unter Beisügung des Namens und Wohnortes des Fabrikanten vorgeschrieben. Aus Zuwiderhandlungen gegen diese Vorschrist steht neben der Conssiseation eine Geldbuße von 1000 Franes, die im Wiederholungssalle verdoppelt wird. Ein Deeret vom 22. Deeember 1812 vindieirt den Seisensabrikanten in Marseille sür Olivenölseisen eine besondere, speeiell bezeichnete Marke, deren Nachahmung in derselben Weise bestrast wird. Ein Deeret vom 10. Mai 1805, betreffend die Goldund Silberarbeit bei Seidenstoffen und die Sammetsabrikatiem, verordnet, daß bei Anwendung unächter oder halbächter Vergoldungen die Stoffe an jeder der beiden Sahlleisten, bez. bei Verbindung theils ächter, theils unächter Vergoldungen an einer der beiden Sahlleisten einen schwarzen Steg von mindestens 40 Faden, die Sammele, je nachdem sie ein- oder mehrdrähtig, eine bestimmte Anzahl von Kettchen an einer, bez. an beiden Sahlleisten tragen, Sammete, in welchen Einschlag oder, rot, aezwiriäz: Seide vorhanden, zwei weiße Sahlleisten haben müssen. Für die Uebertretung ist in jedem Deeret Consiseation der Waare, Verbrennen der Gold- und Silberstofte aus össentlichem Platze, Verkaus der Sammete zu Gunsten des Hospitals des Urtheilsortes, össentliche Bekanntgebung des Urtheils und im Rücksalle Geldbuße bis zu 3000 Franes angeordnet.

Nur zum Theil in diese Kategorie gehörig, aber doch hier erwähnenswerth, weil auch sür Deutschland ein Gesetz, betreffend den Feingehalt von Gold- und Silberwaaren, zu erwarten steht, und solche Gesetze den Gedanken zum Ausdruck bringen, daß Waare, deren Qualität das Publikum nicht ohne Weiteres prüsen kann, ihre Qualität selbst anzuzeigen hat, sich als Waare bestimmter Art sür den Verkehr legitimiren muß, ist das sranzösische Gesetz vom 19. Brumaire des Iahres 6 (9. November 1797), betreffend die Ueberwachnng des Feingehaltes der Gold- und Silber-Waaren und Arbeiten, welches, nachdem das Iahr 1791 mit der Aushebung der ganzen bisherigen Gewerbeversassung auch die Controle über die Ausübung der Goldschmiedekunst über den Hausen geworsen, dieselbe von Neuem organisirte und im Wesentlichen noch jetzt gilt.

Nur Gold- und Silberwaaren eines bestimmten Feingehaltstitels dürsen in Frankreich sabrieirt werden. Iedes Erzeugniß in tausend Theile zerlegt, sind sür Goldwaaren drei Kategorien, sür Silberwaaren zwei allein gestattet, entsprechend welchen der wahre Goldgehalt gegenüber «nderen Metallen 920, 840, 750 Tausendstel, der Silbergehalt 950 bez. s00 Tausendstel betragen muß. Die Verisieirung ersolgt durch Garantiebureaux, welche in der Regel aus einem Gold- oder Silberprobirer, <inem Steuererheber — es wird sür die Garautieertheilung eine Abgabe «hoben — und einem Controleur bestehen. Der Probirer, der ein Qualisieationsattest von der Münzverwaltung haben muß, wird vom Präseeten, der Controleur vom Finanzminister ernannt. Ieder Fabrikant muß das Fabrikat, noch ehe es völlig vollendet, aber doch, nachdem es bereits soweit vorgeschritten, daß Substanzänderungen ausgeschlossen, mit seinem Fabrikationsstempel versehen, dem Bureau einreichen. Dort prüft <s der Probirer aus die nach dem Gesetz allein zulässigen Feingehaltskategorien. Bleibt es hinter den Ansorderungen der zulässigen geringsten Kategorie zurück, so wird es zerschlagen. Der Fabrikant kann, wenn er mit den Ergebnissen der Probe nicht einverstanden, eine zweite und eventuell Entscheidung der Münzverwaltung sordern. Hat der Probirer den Argwohn, daß das Stück inwendig von geringerem Metall, so kann «r es in Gegenwart des Fabrikanten zerschlagen. Erweist sich der Verdacht begründet, so wird der Fabrikant mit einer Geldbuße im zwanzig-sachen Werth des Objeets bestrast; andernsalls wird dem Fabrikanten der Schaden ersetzt. Entsprechend dem Ergebniß der Feingehaltsprobe versieht der Controleur das Stück mit dem der Feingehaltskategorie

'.HÜHr^HcnVczl,'. gesetzlich genau vorgeschriebenen Stempel, welcher deis öffentliche Garantiezeichen bildet. Es dürsen daher vollendete Stücke ohne jenen Stempel in den Geschästen nicht vorhanden sein. Der Fabrikant hat aber hiermit, wenn man von betrüglicher Indueirung des Probirers absieht, seine Verpslichtungen ersüllt. Ieder Eigenthümer des Stückes kann es bei Verdacht, daß der Feingehalt dem Stempel nicht entspricht, der Münzverwaltung einsenden. Bestätigt sich hier der Verdacht, so hat dies keine andere Wirkung, als daß der Probirer Geldbußen und bei Wiederholungen der Absetzung versällt. Alle diese Bestimmungen gelten auch sür die eigentlichen Iuwelierarbeiten — Goldwaaren mit Steinen, Perlen oder in Emaille, — sosern nicht die Probe ohne deren Verletzung unaussührbar. Die Iuweliere dürsen bei ihren Arbeiten salsche Steine zu ächten nicht gesellen, ohne es dem Käuser ausdrücklich zu sagen. Aus der Uebertretung steht Ersatz des Werthes, den die Steine, ächt, hätten und Geldbuße, im Wiederholungssalle Anhestung des Urtheils im Bereich des ganzen Departements, bez. Verlust des Rechts zum Gewerbebetrieb. Besonderer Stempelung als auswärtiger Erzeugnisse unterliegen die vom Auslande eingesührten Gold- und Silberwaaren.

Nach bayerischer Verordnung vom 28. Oetober 1868 ist sür Goldund Silberwaaren jede Legirung gestattet, aber der Verkäuser dars die Waare mit einem entsprechenden Feingehaltsstempel nur versehen, wenn der Feingehalt in Gold mindestens ^ ^„, in Silber mindestens ^y, beträgt. Der Fabrikant muß im Falle dieser Stempelung die Waare auch mit seinem Namen oder Zeichen versehen und hastet sür die Feingehaltsangabe. Er kann die Feingehaltsangabe amtlich bestätigen lassen.

Werden die in solchen Detailvorschristen enthaltenen Keime zu einem allgemeinen Prineip obligatorischer Bezeichnung der Abweichungen der Waare von einer Normalwaare, bez. Normalreinheit, die nicht von den Vorstellungen des Käusers und deren nachträglichen Aussindung durch den Richter, sondern von der Statuirung einer einsichtigen, die ganze Produetion wie den Debit übersehenden Behörde abhängt, entwickelt, so ersolgt damit in Wahrheit eine wesentliche Umbildung der bisherigen Verkehrsgrundsätze. Der Gewerbetreibende hat dann nicht mehr blos die Pslicht, den positiven Gehalt des Vorstellungskreises seines Abnehmers in Betreff der Waare, der unausbleiblich bei sortgesetzter Duldung von Waarendegenerirungen sich abschwächt, nicht zu verletzen, sondern die Pslicht, positiv bestimmte Vorstellungen zu erregen und wahrzuhalten.

Diese Aenderung hat nichts Aussallendes. Unsere bisherige Aussassung über die Pflichten im gewerblichen Verkehr ist die Erbschast der Zeiten, in welchen Staats- oder Zunstaussicht die Krast hatten, Mißbräuchen bei der Waarenherstellnng vorzubeugen und diese Krast auch bis zu einem gewissen Grade bethätigt haben.

In den Städten des Mittelalters bilden die sämmtlichen Betreiber eines und desselben Gewerbes eine corporative Genossenschast. Nur in Unterordnung unter sie und vermöge des Bandes, das ihn mit ihr verknüpst, übt der Einzelne sein Gewerbsrecht aus. Die Zunst aber erachtete es sür ein Correlat ihrer gewerblichen und munieipalen Rechte, sür die Güte und Qualität des Produets durch detaillirte Vorschristeu über gute Herstellung der Waare und über die Prüsung und Schau der Waare, bevor sie zum Verkaus gestellt wurde, mittelst Umganges ihrer Alterleute Sorge zu tragen.

Die deutschen Zunstrollen des Mittelalters, wie die Statuten zahlreicher italienischer Städte zwischen dem 13. und 15. Iahrhundert enthalten in's Einzelne gehende Vorschristen über regelmäßige Schau von Tuch, Notlwaren und anderen Gewerben, die letztgedachten Statuten auch insbesondere von Steinmetzarbeiten, Seide, Wachs und Rohwaaren, wie Fleisch, Sassran, Psesser.

Wo, wie in Frankreich, eine eentrale Staatsgewalt srüh erstarkt war, traten Gewerbe und Industrie srüh unter staatliche Aussicht. Im dreizehnten Iahrhundert ließ zuerst Ludwig der Neunte aus Grund einer Enquöte bezüglich hundert verschiedener Prosessionell deren Reglements und Gebränche als r^lsment cls3 artg et in^tieis ossieiell redigiren. Von jenem Zeitpunkt ab kann man im Prineip die staatliche Reglementirung der Gewerbe und der Industrie in Frankreich datiren, welche unter Colbert durch Ausstellung vou Qualitäten, aus deren Höhe die Fabrikate gebracht werden mußten, durch Androhung nnd Vollziehung schwerer Strasen, sosern sie dahinter zurückblieben, wie Anschlagen der Erzeugnisse an den Psahl unter Benennung des Fabrikanten, bei Rücksällen auch des Fabrikanten selbst und Ernennung von ManusaeturInspeetoren ihren Gipselpunkt erreichte.

Die Fälschung von Waaren, insbesondere von Genußmitteln, ist zu allen Zeiten im Gesolge jeder Cultur einhergegangen.

Schon in den Georgiken Virgils wird eine Verbesserung des Weins durch Zusatz von Alkohol empsohlen. Plinius berichtet, daß man in Rom gewissen Weinen des Narbonensischen Galliens mißtraute, weil Droguen in dieselben gemischt seien.

Die Gesetze der alten Germanen ahnden den Verkaus versälschter und schadhaster Waaren.

In dem Gulathinggesetze der Norweger ist ein Rechtsgedanke ausgesprochen, der noch heute sür Fälle sahrlässigen Verkauss nicht unsruchtbar ist, daß nämlich, wer behauptete, unwissentlich gehandelt zn haben, dies beweisen können und seinen Vordermann nennen mußte, damit der Urheber zur Rechenschast gezogen werden konnte.

In den angelsächsischen Städten wurde der Handel mit Vietualien streng beaussichtigt und Brauer, die schlechtes Bier lieserten, wurden aus den Schandstuhl gesetzt. Die Statuten der Brauer von Paris vom Iahre 1292 verboten die Mischung des Bieres mit Beeren, spanischem Pseffer und Baumharz, die der Pariser Weinhändler, überhaupt in den Häusern Wein mit irgend einem Zusatz zu haben.

Im vierzehnten Iahrhundert erließen die Obrigkeiten in Bologna, Zürich, Franksurt und London Borschristen zur Verhinderung der Versälschung des Weines mit Kalk und Alaun. In den Städten Flanderns, in Wien, Regensburg und Stendal durste Wein in jener Zeit ohne vorangegangene Prüsung durch vereidete Sachverständige überhaupt nicht verkaust werden. Das Stadtstatut von Modena, welches gleich anderen Statuten die Vermischung des Weines mit anderen Stoffen verbot, bestimmte, daß, wer Wein verkause, besonders zu erklären hatte, ob er ungemischt sei.

Die Aechtheit der Gewürze und Färbestoffe, wie Sassran und Indigo, wurde in Bareelona 1372 durch besondere Verordnungen zu wahren gesucht.

Unter scharser Controle standen die Bäcker, Müller, Schlächter und Fischverkäuser. In Marseille wurden die Fischhändler daraus vereidet, die Fische nur in gehöriger Güte zu verkausen. Den in Basel am Markttage nicht verkausten Salmen mußte von den Verkäusern sogleich der Schweis abgeschlagen werden. Die deutschen Reichsabschiede von Rotenburg von 1487 und Freiburg von 1497 enthalten kaiserliche Verordnungen, nach welchen die „Weinber ohne alles Gemechte und Zusatze ausgepreßt, die Moste mit steter ordentlicher Fülle gehalten, damit die vollkommenlich und ganzlich ire Verjerung haben mögen und auch sürter den Weinen keine schädliche und böse Gemechte gethan werden". Es wird genau bestimmt, inwiesern der Wein geschweselt werden dürse. Bei anderer Bereitung des Weins soll den Fässern der Boden ausgeschlagen und der Wein verschüttet werden. Fuhrleute und Schiffer sollen an Ehre, Leib und Gut unnachsichtlich gestrast werden, wenn sie unterwegs, in Herbergen „oder ihren Wohnungen aus den Fässern Weine nehmen und nach irem Gesallen verzehren und an des genommenen Weines Statt Wasser gießen".

In den Reichspolizeiordnungen von 1548 und 1577 nnd dem Augsburger Reichstagsabschied von 1551 wird das Feilhalten von gesärbtem Ingwer, gesälschtem Saffran, verlegenen und untauglichen Apothekerwaaren und die Einmischung anderer Materien in Zucker, Pseffer und sonstiges Gewürz untersagt und bestimmt, daß in jedem Kreise Ausseher zur Anzeige solcher Fälschungen verordnet werden sollen. Die Reichstagsabschiede von 1498 und 1500 und die Reichspolizeiordnungen von 1530, 1548 und 1577 enthalten Vorschristen gegen das Recken und Strecken von Tüchern, von denen dann „im Wasser dem Käuser ein merkliches abgehe" und gegen das Anbringen von großen Planen an Kramläden, „wodurch die Farben und Faden an Tüchern und anderer Waare geblendet werden, daß man sie nicht wohl erkennen mag". Endlich wenden sich die Reichspolizeiordnung von 1577 und das Reichsgesetz von 1668 gegen die Anwendung der „neulich ersundenen, schädlichen und betrüglichen, sressenden oder eorrosiv Farb, so man die Teuselssarbe nennt" bei Wollentüchern und Seidenwaaren und verordnen, daß alle im Reich gemachten Tücher und Zeuge durch jedes Orts geschworene Zeugmeister am Rahmen besichtigt, die tauglichen gesiegelt und gestempelt, die untauglichen aber verschlagen werden sollen.

Die Crimiualistik des Mittelalters unterstellte alle solche Fälschungen dem überkommenen Begriff des Falsum und wußte zwischen dem Falschmünzer und dem Waarensälscher keinen prineipiellen Unterschied zu machen. Noch das sunszehnte Iahrhundert war deshalb Zeuge von den drakonischsten Bestrasungen. Besser erkannten den gewerbepolizeilichen Charakter der Materie die Statuten der einzelnen gewerblichen Corporationen selbst. Sie bedrohten die Fälschungen mit Geldbußen, Consiseation der Waare, Ausgießen der Getränke vor dem Geschästsloeal, öffentlichen erniedrigenden Proeeduren an den Uebelthätern, welche die Minderung der Gewerbsehre symbolisch zum Ausdruck brachten, auch körperlichen Züchtigungen und in Wiederholungssällen mit Ausstoßung aus der Zunst und Verbannung.

Wo in sortschreitender Kenntniß jener Anschaunngen die Staatsgesetzgebung im sechszehnten und siebzehnten Iahrhundert besondere Vorschristen über die Verhütung einzelner Waarensälschungen erließ, reenrrirte sie in Betreff der Ahndungen in der Regel aus jene milderen Strasen.

Die Criminalisten des achtzehnten Iahrhunderts subsumiren daher auch die Waaren- und die Lebensmittelversälschungen unter den Polizeivergehen. Entsprechend dieser Kategorisirung und die Strasen im Geiste gemilderter Sitten mildernd, haben die großen Codifieationen, welche der sranzösischen Revolution solgten, die gedachten Handlungen nach ihrer durchschnittlichen Erscheinung, soweit nicht der Thatbestand des Betrugs oder der Körperverletzung vorlag, als Polizeiübertretungen angesehen.

So eelatant hierbei die sortschreitende Humanisirung der Anschaunngen zu Tage getreten, so beruht diese Milderung doch aus der Verkennung der Gesährlichkeit der Handlungen und aus der Ignorirung, wie mit dem Wegsall der Zunstversassung die in der Knüpsnng des Rechts und des Ansehens des Einzelnen im Publikum an die Schätzung und Billigung der Genossen liegende Schutzwehr gegen Ausschreitungen, welche sich zum Mindesten ebenso stark erwiesen haben wird, als die vorhandenen Strasvorschristen, eingestürzt war.

Die Erkenntniß der Zunahme der Fälschungen mit zunehmender Vervollkommnung der Technik hat denn auch in diesem Iahrhundert in den meisten Culturstaaten zu einer verschärsenden und detaillirteren Speeialgesetzgebung, insbesondere in Bezug aus Lebensmittel und Gegenstände des täglichen Gebrauches gesührt. Wenn Deutschland hinter anderen Staaten in dieser Beziehung zurückgeblieben ist und erst jetzt im Begriffe steht, das bisher Unterlassene nachzuholen, so ist auch dies ein Zeichen unserer in Folge der politisch unsertigen Zustande und der relativen materiellen Ohnmacht zurückgebliebenen ökonomischen Entwickelung. Der Neigung der einzelnen menschlichen Organisation, die körperliche Inseriorität lediglich durch gesteigerte geistige Entwickelung ausgleichen zu wollen, unterliegt auch der Volksorganismus und die Besolgung des Satzes: „Erst Krast, dann Bildung" setzt eine sest in sich beruhende, normale Organisation voraus.

In der Zeit, in welcher in Dentschland jede Verminderung der Ausgaben der Staatsgewalt als ein Fortschritt individueller Freiheit empsunden wurde, wäre auch die Forderung einer krästigen staatlichen Gesundheitspslege vielleicht als Polizeiplackerei desauouirt worden. In der That setzt sie, um nicht in solche auszuarten, ein wirklich entwickeltes Verwaltnngsrecht mit den ersorderlichen Rechtsbehelsen voraus.

Die Speeialgesetzgebungen der Nachbarstaaten lassen in ihrer verschiedenartigen Behandlung der Sache. die charakteristischen Züge der einzelnen Volksindividualität wol erkennen.

Was zunächst Frankreich anbelangt, so belegt auch die Detailgesetzgebung aus dem hier in Rede stehenden Gebiet das Axiom, daß in diesem Lande, in welchem die Staatssorm täglich in Frage zu stehen scheint, es sich in Wahrheit hauptsächlich um die Ablösung in der Herrschast von Gesellschastsklassen, Parteien und Personen aus der Grundlage einer von Allen adoptirten sesten, eminent autoritären Regierungsgewalt mit starkem Schutze des Besitzes und der materiellen Interessen handelt. Zugleich doenmentiren die Gesetze, welche Gesellschastsklassen es hauptsächlich sind, in welchen der Inhaber der Regierungsgewalt seine besonderen Stützen

gesunden zu haben glaubt. Bereits 1838 wurde in der sranzösischen Deputirtenkammer eonstatirt, daß die sremden Nationen die Weine anderer Länder vorzögen, weil es in Frankreich Leute gäbe, welche zu viel Wasser in die zu exportirenden Weine mischten.

Cobden sprach össentlich aus, daß die Franzosen zwar so gnt sabrieirten, als die Engländer, aber nicht loyal im Verkause wären. Die Wissenschast war unablässig bemüht, durch Nachweis der sich täglich mehrenden Fälschungsmethoden — Chevallier bezeichnete nicht weniger als 416 Objeete des Handelsverkehrs als Objeete von Fälschungen — die Nothwendigkeit einer Repression durch Gesetz zu erweisen. Die Bestrebungen gelangten endlich zu einem ersten Abschluß durch Gesetz vom 27. März 1851, betressend die wirksamere Unterdrückung gewisser Betrügereien im Waarenhandel, zu einer Zeit also, zu welcher man erst in Preußen daran ging, das Strasrecht in Anlehnung an den <I'ocls p^nul neu zu eodisieiren. Man dars indessen bei Würdigung des Bedürsnisses in Frankreich nach neuer Speeialgesetzgebung nicht außer Acht lassen, daß das daselbst bestehende allgemeine Strasrecht in Bezug aus den Betrug hinter den Ansorderungen zurückgeblieben war, welche die herrschende Doetrin mit Recht stellte und welche insbesondere auch in der preußischen Codisieation verwirklicht wurden. Es gab kein Betrugsvergehen in dem allgemeinen Sinne, daß jede Täuschung oder jeder Tänschungsversuch in gewinnsüchtiger Absicht mit Beschädigungsersolg strasbar gewesen wäre. Sieht man von der Täuschung mittelst listiger Kunstgriffe, einem besonderen, hier in der Regel sür nnanwendbar erachteten Begriffe ab, so stand die Betrugsstrase beim Waarenhandel nur aus bestimmten Täuschungssällen: Täuschung über den Feingehalt von Gold und Silber und Täuschung in Betreff der Natur einer Waare; in Betreff der Qualität nur, wenn statt achter Steine salsche verkaust waren, in Betreff der Quantität nur bei Gebrauch salschen Gewichts oder Maßes. Andere Täuschungen in Betreff der Qualität oder Quantität waren als Betrugsvergehen nicht vorgesehen.

Unter der Kategorie der Uebertretungen, die mit ganz geringsügiger Geldbuße geahudet wurdeu, stand die Fälschung von Getränken, die nur, sosern diese der Gesundheit schädliche Mischungen enthielt, als Verletzung der Gesundheit schwerer gestrast wurde. Mit Rücksicht aus diese Speeialbestimmungen in Betreff der Getränke war es zweiselhast, ob überhaupt sür Getränke die allgemeinen Bestimmungen bezüglich des Betruges, sosern ihre Voraussetzungen vorlagen, angewendet werden konnten. In Betreff der Natur einer Naare erachtete man nur eine Täuschung sür vorhanden, wenn einer Waare eine gänzlich andere substituirt worden oder wenn die Veränderung die Waare sür den Zweck ihrer Bestimmung völlig unbrauchbar machte. . Bei eelatauteu Waareuversälschungeu zwaug die Iudieatur den Fall zwar häusig unter das Gesetz sür Täuschungen über die Natur der Waare, aber nur wenn der Grossist verkaust hatte. Auch war bei allen diesen Betrugssällen nur die vollendete That strasbar. Die hauptsächlichsten Waarentäuschungen waren daher strassrei, oder standen, weun es sich um Getränke handelte, die nicht gesundheitswidrig, unter einer Geldbuße von »! bis 10 Fres., im Wiederholungssalle unter Gesängnißstrase bis zn 5 Tagen.

Der Bericht der Commission der Nationalversammlung über den neuen Gesetzentwurs schildert in beweglichen Worten die Mißstände des bisherigen Fälschungsunwesens aus dem Gebiete der nothwendigen Genußmittel sür den Arbeiter und empsiehlt das Gesetz als ein Mittel zur Hebung des Looses der arbeitenden Klaffen.

In Wahrheit verbindet das Gesetz mit der Absicht, die unmotivirten Beschränkungen des Betrugsbegrisss zu beseitigen, die Tendenz, aus dem Gebiete der Gegenstände des gewöhnlichen Gebrauchs aus Betrugselementen ein besonderes, rasche Repression ermöglichendes Vergehen der Fälschung zu eonstruiren.

Es belegt mit den Strasen des Betrugs einmal die Fälschung von Lebensmitteln, alimentären Substanzen und Arzneiwaaren, serner den Verkaus oder das Feilhalten solcher Gegenstände mit Kenntniß der Fälschung oder des Verdorbenseins derselben, endlich die Täuschung oder den Täuschungsversuch in Betreff der Quantität verkauster Waare überhaupt mittelst Erregung des Anscheins eines größeren Gewichts oder Volumens. Mit Strasen, wenn auch geringeren, belegt wird schon der bloße wissentliche Besitz gesälschter oder verdorbener Gegenstände der erwähnten Art in den Magazinen und Werkstätten ohne rechtmäßigen Grund, auch wenn diese noch nicht verkaussbereit sind. Als rechtmäßiger Grund ist nach den Motiven insbesondere die erkennbare Absicht anzusehen, Mischungen unter einer Bezeichnung und zu einem Preise, durch welche die wahre Zusammensetzung angezeigt wird, zu verkausen.

Nur als strasschärsende Qualisieation erscheint in allen diesen Fällen die Gesundheitsschädlichkeit der Waaren. Es muß aus Consiseation der Waaren und kann aus deren Ausschüttung oder Vernichtung vor dem Geschästsloeal und aus öffentliche Anhestung des Urtheils, wie Insertion desselben in den Blättern erkannt werden. Zwei Drittel der erkannten Geldbußen fließen in die Kassen der Gemeinden, innerhalb deren die Vergehen eonstatirt werden.

Dieses Gesetz umsaßte noch nicht die Getränke. Aber obwol die Pariser Bevölkerung im Lause von sunszig Iahren aus das Erheblichste zugenommen hatte, war die Einsührung von Wein in das Weichbild von Paris in dieser Zeit nicht merklich gewachsen. Der ersorderliche Mehrbedars wurde durch Weinsälschungen innerhalb der Bannmeile gewonnen. Man schätzte im Iahre 1844 das Quantum in Paris durch Fälschungen erzielten Weins aus ea. ein Drittel des ganzen Verbrauchs, 600,000 Hektoliter aus 1,800,000. Der sür die Einbringung nach Paris zu erlegenden Steuer wurden die Fälschungen innerhalb der Bannmeile nicht zugeschrieben, weil auch aus den Provinzen die gleichen Klagen kamen und insbesondere in den sunsziger Iahren in den Departements Doubs und Iura in der Nähe von Fabrikationsstätten gesälschter Weine eine steigende Bewegung gegen die Fälschung sich geltend machte.

Durch Gesetz vom 5. Mai 1855 wurde das Gesetz von 1851 auch aus Getränke ausgedehnt.

Der Begriff der Fälschung — talsitieÄtiori — ist in diesen Gesetzen nicht desinirt. Aber es ist nach Motiven und Anwendung außer Zweisel, daß darunter die Herstellung einer Waare unter dem äußeren Anschein einer Beschaffenheit, welche dieselbe in Wahrheit nicht hat, in der Absicht zu täuschen, verstanden wird und zwar, wie es in der Iudieatur seststeht, gleichviel ob eine Herstellung mit der Wirkung jenes Anscheins mittelst ganz oder zum Theil anderer oder geringwerthigerer Substanzen ersolgt oder der erzeugten ächten Waare wesentliche Bestandteile entzogen werden. Täuschungen über den Waarencharakter in anderer Weise, als in Folge unmittelbarer Einwirkung aus die Waare selbst, insbesondere durch Angabe aus Verpackungen' und Etiquettirungen sind sür alle Waaren vorgesehen durch das Gesetz vom 28. Iuli 1824, welches über das entsprechende deutsche Gesetz hinausgehend neben der wissentlichen Usurpirung des Namens oder der Firma des legitimen Fabrikanten auch die des Namens der legitimen Fabrikationsstätte aus Waaren und ihren Verpackungen als Betrug strast, und durch Bestimmungen des Markenschutzgesetzes vom 23. Iuni 1857, welche über den in Deutschland im entsprechenden Gesetze allein berücksichtigten Schutz des berechtigten Industriellen ebensalls hinaus im Interesse des Publikums die wissentliche Anwendung entsprechender Warenzeichen oder von Waarenzeichen mit Angaben oder Hinweisen, welche über die Natur des Produets zu tauschen geeignet sind, unter Strase stellen.

Endlich erging zum Schutze des Ackerbaues, sür welchen eine ganz ostensible Fürsorge aus den Motiven des betreffenden Gesetzentwurss hervorleuchtet, nachdem die Präseeten das Feilhalten von Düngemitteln nur unter Angabe der Mischungsverhältnisse der einzelnen darin enthaltenen Elemente hatten gestatten wollen, ihre Anordnungen aber vom Cassationshose als außerhalb ihrer Znständigkeit liegend erachtet worden waren, ein Gesetz vom 27. Iuli 1867, welches beim Verkaus von Düngemitteln oder Dungzusätzen Täuschung oder Täuschungsversuch über Natur, Zusammensetzung, Mischungsverhältniß, Herkunst oder durch Beilegung eines nicht zukommenden Namens, sowie das wissentliche Feilhalten gesälschter Dungmittel unter Strasen gleich denen des Betruges untersagte. Für den sranzösischen Bauer als einen Hauptsaetor des plebiseitären Regiments suchte man eine Schutzwehr nach allen möglichen Richtungen hin auszustellen.

Erwogen wurde bei diesen Fälschungsgesetzen, ob nicht bereits die Herstellung von Substanzen, welche zur Bewirkung der Fälschung dienen, sür strasbar zu erachten, dies aber ausgegeben, weil solche Herstellung auch zum' Zwecke der Verwendung sür als Surrogate zu bezeichnende Waaren ersolgen könne und ohne eine beabsichtigte Beziehung einer solchen Herstellung zu einer eonereten Fälschungsbethätigung kein strasbarer Thatbestand vorliege. Für den Weinhandel wird aber noch ein Deeret von 1813 als in Krast erachtet, welches den Pariser Weinhändlern verbietet, irgend welche flüssige oder seste Substanzen, die zur Fabrikation, Fälschung oder Mischung von Wein geeignet, in ihren Kellern und Magazinen auch nur zu halten.

Diese Gesetzgebung, so sürsorglich sie ist und so glatt sich ihre Paragraphen lesen, erscheint nicht srei von erheblichen Mangeln.

Zunächst setzt sie überall sür eine Ahndung wissentliches Handeln voraus und ladet dem Versolgenden den schweren Beweis der Wissentlichkeit ans, während die pslichtwidrige Sorglosigkeit des Gewerbetreibenden in der Insormation über die Beschaffenheit der seilzuhaltenden Waare srei ausgeht. Die anerkannte Besugniß der Munieipalbehörden, durch Verordnungen auch das nichtwissentliche Feilhalten verdorbener Lebensmittel zu verbieten und zu bestrasen, ist nur ein unzureichender Ersatz.

Sodann hat der ganze Fälschungsbegriss den bereits allgemein berührten Mangel, daß er abhängig ist von einem nicht sixirten Bilde eines Normalinhalts oder Reinheitsverhältnisses einer ächten Waare, wie es im einzelnen Falle den Käusern vorgeschwebt haben muß und nach den Voraussetzungen des Gewerbetreibenden, den Gutgläubigkeit schützt, vorgeschwebt haben durste. Die Praxis hat sich deshalb bei Anwendung der Gesetze zn zahlreichen Einschränkungen und ziemlich äußerlichen Behelsen genöthigt gesehen.

Schon in den Motiven des Gesetzes, betressend die Getränkeversälschung, wird hervorgehoben, daß hergebrachte legitime Gebräuche, betreffend die Mischung von Weinen verschiedener Qualitäten, pour clonnsr 8ü.tislac:tioll au ßout, clu p^lilie ou ».u besoiu cku dnn marc:Iil., sowie bestimmte herkömmliche Bearbeitungsproeeduren, insbesondere das Ehaptalisireu der Weine — Verbesserung saurer Weiue durch Entziehung der Säure und Vermehrung des Alkoholreichthums durch Zusatz von Zucker zum Most — durch das Gesetz nicht betroffen werden sollen. Ebenso wenig sollen getroffen werden cls8 tietiun8 poor uiusi 6irs eonveuues cls laux titre» c!e nolile^^e aclmis clans II». oiroulatiou. Man soll demnach die in Paris hergestellten eiclres nach wie vor als eiüres üs XnrmaixUL verkausen dürsen.

Die sranzösische Praxis neigt in Anlehnung an das Steuergesetz, welches den Zusatz von mehr als "/^o Alkohol beim Wein der besonderen Steuer sür Alkohol unterwirst, dazu, in einem Alkoholzusatz zum Wein, — dem sogenannten viu^Fe clu vin — erst dann eine Weinversälschung zu erblicken, wenn der Zusatz jene steuerliche Mischungsgrenze überschreitet. Besondere Schwierigkeiten hat in der Gesetzesanwendung der sogenannte pllUll,!;s äu vin — im mittäglichen Frankreich gebräuchlicher Zusatz von Gips zur Klärung des Weins — erzeugt. Die Gerichtshöse an den Heimatsorten dieser Weine haben in der Regel diese Zusätze sür statthast erachtet. Wissenschastliche Expertisen sind über die Gesundheitsschädlichkeit dieser Zusätze von der Regierung veranlaßt worden, welche die Zusätze innerhalb, gewisser Grenzen sür unschädlich erachtet haben. Man duldet sie danach in der Regel, wenn nicht vin pur ausdrücklich verkaust worden, obwol bereits die Sachverständigen es sür angezeigt erachtet hatten, daß mau solche Weine nur als vin» pllUrös verkause.

Aus anderen Lebensmittelgebieten sucht man gegenüber den Bestrebungen, bestimmten Substauzen geringere zu surrogiren, einen prineipiellen StandPunkt dadurch zu gewinnen, daß man Fälschung annimmt, wenn diese Surrogate nicht alimentärer Natur sind.

Endlich und nicht zuletzt vermißt man in Frankreich trotz des Vorhandenseins eonsultativer Gesundheitspslegebehörden von dem dem Ministerium zur Seite stehenden eouüt/' eou8ultatil ä'll^ßisus äe ?ranee, bis hinab zu den den Präseeten, Unterpräseeten und Maires zur Seite stehenden Departements-, Arrondissements- und Cantonal-Gesundheits-Räthen eine irgendwie wirksame Initiative jener gegenüber der Machteoneentration in den betressenden Verwaltungsbeamten nur ein schattenhastes Dasein sührenden Organe, während nur eine stets wache Fürsorge sür die sanitären Bedürsnisse und Beobachtung der Erscheinungen des gewerblichen Lebens die wohlmeinendsten Gesetze aus diesem Gebiete vor Verkümmerung schützen kann.

Wesentlich gleichartige Bestimmungen galten seit 1856, modisieirt durch die im Iahre 1867 bewirkte Revision des Ooäe pönal, in Belgien. Die Strasen sind sür gesundheitsschädliche Fälschungen verschärst, sür nicht in dieser Weise qualisieirte gemildert. Bei gesundheitsschädlichen wird auch Verkaus und Verschaffung der zur Fälschung dienenden Substanzen zum Zweck der Fälschung, und es wird überhaupt die Verbreitung von Versälschungsmethoden und die Ertheilung von Anweisungen sür dieselbe geahndet. Das Gesetz von 1856 sah auch den nicht wissentlichen Debit der gesälschten Objeete als Uebertretung vor, so daß im Sinne der sranzösischen Auffassung in Betreff der Polizeieontraventionen nur der Nachweis eines unwiderstehlichen Irrthums diese Strase auszuschließeu vermochte, und der belgische Iustizminister bezeichnete diese Bestimmung gegenüber erhobenen Einwänden als die Quintessenz des ganzen Gesetzes sür die praktische Anwendung wegen des schwierigen Wissensbeweises. Nichtsdestoweniger wurde diese Bestimmung 1867 nicht mit übernommen. Die Gesundheitspolizei ist in Belgien wesentlich in den Händen der Gemeinde. Die Communalbehörden wachen mit Hülse des sast in jeder Gemeinde organisirten Lowitö äs salubritö insbesondere über die Aechtheit des Lebensmitteldebits und sorgen sür Anwendung der gedachten Gesetze.

Am tiessten ersaßt ist die Ausgabe in England. Während es srüher daselbst nur Detailbestimmungen über die Versälschung einzelner Nahrungsmittel gab, ringt, seit durch Parlamentsenauote im Iahre 1855 die Versälschung der Lebensmittel in bedeutendem Umsange auch dort eonstatirt worden, die Gesetzgebung aus dem gedachten Gebiete nach den entsprechenden Abhülsemitteln, wohl einsehend, daß die bloße Einsührung des Begriffs: „Fälschung" in die Terminologie noch keinen entscheidenden Anhalt sür sichere Beurtheilung der einzelnen Fälle, bez. gegen sortschreitende allmähliche Degenerirungen der sogenannten Normalwaare bietet und daß eine wesentliche Bedingung heilsamer Wirkung des be



tressenden Gesetzes in der Herstellung von Einrichtungen behuss wirksamer Beobachtung der Besolgung des Gesetzes und systematischer, wie dauernder Fühlung mit den sich aus dem Produetions- und Debitgebiet vollziehenden Hergängen besteht. Demnach steht die Regelung dieser Materie in inniger Verbindung mit der Gestaltung der ganzen öffentlichen Gesundheitspflege überhaupt. Hier aber ist der Ausgleich zwischen den Forderungen einer krästigen und gleichmäßigen Centraleontrole und dem tiesen Zuge nach Erhaltung der eommunalen Selbstverwaltung noch nicht endgültig vollzogen. Der öffentlichen Gesundheitsaete vom Jahre 1«48 solgen in kurzen Zwischenräumen die I^oo^l zovernmsnt aet von 1858 mit Organisirung loealer Sanitätsbehörden im Anschluß an die Organe der Selbstverwaltung unter organisirender Centralgewalt des Ministers des Innern, die I^ocnl Government doni'ä aet vom 14. August 1871, in dem I^oeÄl Fovtzrnmeul doarä eine besondere Central-Gesundheitsbehörde schaffend, und die die Gesundheitspflege betreffende Reorganisationsaete vom 10. August 1872. Letztgedachtes Gesetz ist bereits wieder durch ein neues vom II. August 1875 abgelöst worden. Langsam und nicht ohne Rückschritte vollzieht sich im Ganzen eine Einschränkung des bloßen Beliebens der loealen Selbstverwaltung durch eine eentralisirte Staatsgewalt. Für die Fälschung von Lebensmitteln solgt einem Gesetze von 1860 eins von 1872 und diesem das noch jetzt geltende „lor tus lllle oit'ooä auä clruZ8 in a purs 8tu.te" vom 11. August 1875.

Besonders kategorisirt sind in diesem Gesetz die gesundheitsgesährlichen Fälschungen von Nahrungsmitteln und Arzneiwaaren. Mischung, Färbung, Beizung und Bestreunng eines Nahrungsmittels, worunter auch die Getränke zu verstehen, mit der Wirkung der Gesundheitsschädlichkeit, einer Arzneiwaare mit der Wirkung ihrer Qualitätsverminderung, zum Zweck des Verkauss, sowie der Verkaus derselbeu werden mit Geldbuße bis zu 50 Psund, im ersten Rücksalle mit harter Arbeit bis zu sechs Monaten bestrast. Behuss Abwendung der Strase liegt dem Beschuldigten der Beweis ob, daß er von der gedachten Fälschung keine Kenntniß gehabt und auch

trotz Anwendung der Sorgsalt eines ordentlichen Mannes uicht hätte erlangen können. Bei einer Strase bis zu 20 Psund soll Niemand Nahrungsmittel oder Arzneiwaaren von anderer Natur, Substanz oder Beschaffenheit, als der Käuser gesordert hat, verkausen. Unschädliche Zusätze sind, abgesehen von den bei der Prävaration unvermeidlichen Mischungen mit sremden Stoffen und den Speeialheilmitteln, wie patentirten und der Patentspeeisieation entsprechenden Erzeugnissen, statthast, sosern sie ersorderlich sind, um den Gegenstand als Handelsartikel zur Versendung geeignet oder zum Verzehren schmackhast zu machen, oder wenn bei der Lieserung eine deutlich lesbare Bezeichnung der Waare als „mixeä" mitgegeben wird. Beide Ausnahmen setzen aber voraus, daß die Zusätze nicht zu dem Zwecke ersolgt siud, die Menge, das Maß oder Gewicht der Waare zu vermehren oder die geringere Qualität zu verhehlen. Untersagt ist bei gleicher Strase die Entziehung von Theilen aus den gedachten Waaren, durch welche ihre Natur, Substanz oder Beschaffenheit verändert wird, zum Zwecke des Verkauss der so geänderten Waare, wie der Verkaus derselben ohne Kundgebung der Entziehung.

Wissentlichkeit ist kein Ersorderniß sür die Anwendung dieser Bestimmungen, aber der Beschuldigte ist sreizusprechen, wenn, was er nachzuweisen hat, er den Artikel als so beschaffen, wie ihn sein Ankläger von ihm gesordert, mit Empsang einer schristlichen Bescheinigung eingekaust hatte, nach welcher er keinen vernünstigen Grund hatte, gedachte Beschaffenheit zu bezweiseln. Demnach soll sich offenbar der Detaillist durch Benennung einer sür zuverlässig zu erachtenden Bezugsquelle lösen dürsen.

Die Grasschastsgerichte und in Städten, welche einen besonderen Gerichtshos oder eine besondere Polizeidireetion besitzen, die Stadträthe, bez. in London andere bestimmte Behörden dürsen, und sosern es das Central-Gesundheitsamt verlangt oder ein bereits vorhandener Functionär abgeht, müssen eine oder mehrere Personen zu Waaren-Analytikern sür den betreffenden Bezirk bestellen. Anstellung wie Entlassung bedars der Bestätigung der Cenrralbehörde. Ieder Käuser eines Nahrungsmittels oder einer Arzneiwaare kann die Untersuchung der gekausten Waare und die Ausstellung eines Certisieats nach bestimmtem Formular über das Ergebniß von dem zuständigen Analytiker gegen eine im Gesetz limitirte Vergütung sordern. Die Analytiker haben vierteljährlich den Behörden, von denen sie angestellt, über die Zahl der von ihnen untersuchten Waaren und die Untersuchungsergebnisse Bericht zu erstatten und diese Behörden senden diese Berichte alljährlich an das Central-Gesundheitsamt. Ieder ärztliche Gesundheitsbeamte oder Inspeetor sür Uebelstände — Beamte, welche jeder Sanitätsdistriet haben muß, — ebenso jeder eoi>8tariIo kann unter der Direetion und aus Kosten seiner Loealbehörde Proben der gedachten Artikel kausen und dem Analytiker zur Untersuchung übergeben. Die Gewerbetreibenden sind zum Verkaus an die Beamten zum entsprechenden Preise bei Geldbuße verpflichtet. Wird zum Zweck der Untersuchung gekaust, so ist dieser Zweck dem Verkäuser gleich nach Nbschluß des Kauss kundzugeben. Es ersolgt dann die Theilung der Probe in drei Theile, sür Verkäuser, Käuser und Analytiker unter Vorkehrungen sür Sicherung ihrer Identisieation.

Wird Anklage erhoben — und als Ankläger sind neben den Privatpersonen hauptsächlich die erwähnten Beamten gedacht, — so macht das Certisieat des Analytikers vollen Beweis. Der Beschuldigte kann aber das Erscheinen des Analytikers in Person als Zeugen verlangen. Aus das Verlangen einer der Parteien kann das Gericht die Probe an die Centralsteuerbehörde zur nochmaligen Analyse durch ihre Chemiker senden. Erkannte Geldbußen sallen, wenn aus Anklage eines Beamten erkannt, der Behörde, bei der er angestellt, zu.

Die im Gesetz von 1872 vorgesehene Veröffentlichung der Verurteilung wegen rücksälligen Verkauss gesälschter Artikel ist im neuen Gesetz weggesallen.

Offenbar besteht der Grund- und Eckstein des ganzen Gesetzes in den Analytikern und da die Casuistik des Gesetzes keinen sesten Maßstab sür die Ersordernisse der achten Waare bietet, so wird über die Bedingungen, der eine Waare zu entsprechen hat, um Normalwaare zu sein, in allen subtilen Fällen das Ermessen der Analytiker entscheiden. Das Certisieationssormnlar schreibt ihm auch wörtlich vor, zu sagen, ob die Waare acht ist. Den Schritt, die Festsetzung der Ersordernisse einer Normalwaare unter der Besugniß von Aenderungen der Centralbehörde selbst oder einer dieser zur Seite gestellten Sachverständigen-Commission zu übertragen, ist man nicht gegangen.

Erwähnenswerth scheint noch, daß das Züricher Gesundheitspslegeund Lebensmittel-Polizeigesetz von 1876 den Verkaus gesälschter Lebensmittel, wie den Verkaus von Lebensmitteln unter salschen Bezeichnungen, auch wenn er unwissentlich geschieht, mit Polizeibuße bis zu 100«) Franken ahndet.

Deutschland steht im Begriff, an eine Gesetzesresorm, soweit es sich um die Fälschung von Lebensmitteln und sonstigen Gegenständen gewöhnlichen Gebrauchs handelt, zu gehen. Sein Zurückbleiben in der Besassung mit dieser Ausgabe hinter anderen Völkern trägt ihm den Vortheil ein, deren Lüsungsversuche sür sich nutzbar zu machen.

Daß jedes solche Gesetz, wenn es, statt eine inerte Materie zu bleiben, sür den deutschen Gewerbeverkehr Saste umbildend wirken und die gehobene Cirenlatiou erhalten können soll, seinen Schwerpunkt in loealen Einrichtungen suchen muß, welche eine organische wachsame Umschau aus dem betreffenden Waarengebiete im Consumenteninteresse garantiren und daß hier die englischen Bestimmungen über die örtlichen Untersuchungsstationen im Anschluß an örtliche Gesundheitsausschüsse nachahmenswerth sind, darüber dürste schon jetzt Einverständniß herrschen.

Was aber die Vergehensbegriffe und ihre Ahndung anlangt, so wird neben Ergänzung mancher Lücken, zu welchen wir die Nichtahndung des Feilhaltens von Waaren unter Angabe eines unrichtigen Produetionsortes und — nach dem Vorgange Anderer — unter usurpirten Waarenzeichen überhaupt auch ohne Antrag der zu diesen Zeichen Berechtigten zählen möchten, eine Ausdehnung des Verbots des Feilhaltens gesälschter Gegenstände über das bisherige, nur Eßwaaren und Getränke begreisende Gebiet hinaus aus weitere Kategorien von Gebrauchsgegenständen, die Erhebung dieser Handlungen, sosern sie wissentlich ersolgt, durch Strasschärsung aus dem bisherigen Bereiche bloßer Polizeiübertretungen zum Range betrugsähnlicher Vergehen, die gleichmäßige Ahndung der Fälschungshandlungen zum Zwecke des Verkauss, die Besuguiß zur öffentlichen Bekanntmachung der Strasurtheile und die besondere Qualisieirung bei Gesundheitsschädlichkeit gewiß zweckmäßig sein.

Aber das Entscheidende einer Resorm suchen wir nicht allein in diesen Besserungen, nicht darin, daß sür eelatante Täuschungen eelatante Strasen möglich sind. In dieser Richtung erachten wir die bestehenden Gesetze nicht sür in dem Maße unzulänglich, wie dies von manchen Seiten angenommen wird.

Es handelt sich wesentlich nicht sowol darum, eine bösartige Natur unserer Gewerbetreibenden, die einen wesentlichen Faetor unseres Bürgerthums bilden, durch Abschreckungen im Zaume zu halten, als vielmehr den Ergebnissen unzureichender Erziehung unseres Gewerbestandes zu Solidität und den Empsindungen der Verantwortlichkeit wie der aus loyaler Berücksichtigung des Consumentenintereffes beruhenden individuellen Gewerbsehre abzuhelsen, einer Reaetion gegen eine Gewissensverwirrung, welche nicht zum kleinsten Theile auch der Stumpsheit der Consumenten zuznschreiben ist, Vorschub zu leisten.

Diese erziehende und eorroborirende Krast würden wir wesentlich beimessen einmal der Ausstellung einer sreilich durch Strasvorschristen sicher zu stellenden Pflicht der Gewerbetreibenden zur besonderen Hinweisung durch Namens- oder Gestaltsbesonderheiten oder sonstige merkliche Zeichen bei allen Abweichungen der Waare von einem Normalinhalt oder einem Normalherstellungsaet, wie solchen als dem betreffenden Waarencharakter eigenthümlich die Central-Untersuchungsstelle des Reichs sür besouders Degenerationsprozessen ausgesetzte Erzeugnisse durch Verordnungen sestzustellen hätte, sowie serner einer Ahndung des Feilhaltens von gesälschten Waaren wie von Waaren ohne den ersorderlichen Surrogatshinweis mit geringeren Strasen auch bei Nichtwissen und zwar nicht aus Grund des bereits jetzt vorgesehenen Schulbegriffs einer Fahrlässigkeit, so daß die Gerichte den Nachweis eines besonderen Versehens sordern dürsten, sondern in der Weise, daß nur ein überzeugendes Darlegen des Beschuldigten, wie er trotz Anwendung der Sorgsalt eines ordentlichen Gewerbetreibenden die Waare sür ächt erachten durste, denselben entlastet.

# Ueber die Bedeutung der Blumen.

von

U. de W.iril.

— 2traßburg. —

ist oft schwer, sür eine Darstellung, wie die hier beabsichtigte, einen zugleich kurzen und bezeichnenden Titel zu sinden, und ich sürchte, daß es mit dem oben stehenden nicht gelungen ist, ein Mißverständniß völlig zu vermeiden. Berechtigte Eigenliebe und verkehrte Anschaunngen, welche uns Allen anerzogen sind, haben den allverbreiteten Glauben erzeugt, Alles, was uns umgibt, sei wesentlich dazu bestimmt, dem Menschen zu dienen, oder haben nns wenigstens gewohnt, die wesentliche Bedeutung der Dinge in ihre Beziehungen zu menschlichen Verhältnissen zu verlegen. Wenn daher von der Bedeutung der Blumen die Rede sein soll, oder wie auch hätte gesagt werden könneu, von ihrem Zweck, ihrem Nutzen, ihrer Bestimmung, so wird zumeist das Mißverständniß hervorgerusen sein, es sollten ihre mannichsaltigen sür uns nützlichen und angenehmen Eigenschasten zur Sprache kommen, oder cruch die mancherlei symbolische Bedeutung, welche diesen anmuthigen Geschöpsen beigelegt wird und welche bei Namen wie Vergißmeinnicht, Ielängerjelieber, Männertreue vor die Erinnerung tritt.

Solche Absicht würde gewiß Mancher tadeln, wenn er ersühre, daß der Versasser ex oweio Botaniker und daher in der Lage ist, sich mit anderen, ich dars wol sagen ernsteren Fragen zu beschästigen. Ich möchte daher auch zu meiner Rechtsertigung gleich hervorheben, daß es mir nie in den Sinn kam, hier von Beziehungen, der Blumen zu menschlichen Dingen zu sprechen. Die Frage, aus welche ich die Ausmerksamkeit lenken möchte, ist vielmehr diese: was haben die Blumen zu bedeuten im Haushalte der Natur? und bei der Beantwortung derselben möchte ich eine Seite dieser Bedeutung besonders hervorheben.

Bezüglich der Gegenstände selbst, mit welchen wir uns beschästigen wollen, ist keine Ungenauigkeit der Bezeichnung zu berichtigen. Der Ausdruck Blume ist lediglich in dem Sinne gemeint, in welchem ihn das tägliche Leben anwendet sür die Blume, die glänzt, duftet und verblüht, nicht sür die Blüthe, die Frucht trägt. Zwischen beiden ist ein Unterschied. Wenn man an irgend einer bekannten Pflanze, z. B. am Kirschbaume Blume und Blüthe betrachtet, so gewahrt man in der Mitte des Ganzen die runde grüne Anlage, welche zur Frucht, zur Kirsche heranzuwachsen bestimmt ist, und rings herum die Staubsäden mit den gelben Behältern, aus welchen der Blüthenstaub kommt. Das sind die Organe sür die Frucht- und Samenbildung und diese nennen wir miteinander die Blüthe. Dieselben werden, wie bekannt ist, nmgeben von 5 schneeweißen Blättern, welche wir die Krone und 5 kleineren grünen Blättern, welche wir Kelch nennen, den bei weitem am meisten in die Augen sallenden Theilen. Diese sind es, was wir, dem gewöhnlichen Sprachgebrauch solgend, die Blume nennen. An Frucht- und Samenbildung sind sie nicht direet betheiligt, sie sind in dieser Beziehung unwesentliche Begleiter der wesentlichen Blüthentheile. Wir können uns vorstellen, daß der Kirschbaum recht gut ohne sie Frucht tragen könnte, und wenn das bei diesem Baume in Wirklichkeit uicht zutrifft, so kennen wir doch sehr viele Fälle, wo es in der Thal so ist: unsere Tannen und Fichten z. B. haben Blüthen und tragen Samen, das Getreide blüht und reist seine Frucht, sie haben aber keine Blumen; und auch der umgekehrte Fall von Blumen, 5ie nicht zugleich als Blüthen sunetioniren, ist nicht selten: die schönen blauen gezackten Röhrchen der „Kornblumen" sind nur Blumen, die verblühen, ohne zur Samenbildung jemals gelangen zu können; die zwischen ihnen sitzenden Blüthen, welche Frucht bringen, sind so unscheinbar, daß man sie kaum beachtet, wenn man eine Kornblume pslückt.

Wenn wir die angedeuteten Erscheinungen, welche uns aus jedem Spaziergang entgegentreten, kennen, so muß die Frage entstehen, ob denn diese so mannichsaltigen Bildungen, welche wir Blumen nennen, aus deren Ausbildung die Natur anscheinend so viel Sorgsalt verwendet hat, nicht doch eine direete Bedeutung besitzen sür die Pflanze, bei welcher wir sie ftnden; unbeschadet etwaiger weiterer, serner liegender Nützlichkeit derselben. Man hat sich diese Frage seit lange gestellt, die Beantwortungen lauten zu verschiedenen Zeiten sehr ungleich.

Es ist zunächst direet ersichtlich, daß die Theile, von denen wir reden, thatsächlich eine Zeit lang den Staubsäden und der Fruchtanlage Schutz gewähren gegen mögliche von außen einwirkende Schädigungen. Das weiß Ieder, der gesehen hat, wie die Blume vor dem Ausblühen als Knospe jene inneren Theile sest und dicht umschließt, und das ist auch nach dem Ausblühen noch vielsach der Fall, und in sehr mannichfaltiger Weise je nach dem Bauplane der verschiedenen Einzelsälle.

Bis zur Mitte des vorigen Iahrhunderts begnügte man sich in der That mit der soeben angegebenen Anschaunng. Man nahm dazu höchstens noch weiter an, daß durch die Theile der Blume gewisse sür die Fruchtbildung günstige Ausscheidungen stofflicher Art bewirkt werden; und auchhiersür hat man ja einen Anhalt in der bekannten thatsächlichen Abscheidung der Zuckerlösung, welche den Honig bildet und der flüchtigen Stosse, welchen so viele Blumen ihren Wohlgeruch verdanken. Von tieserer Erkenntniß der hier in Betracht kommenden Verhältnisse sinden sich bis zn jener Zeit nur schwache, mehr gelegentliche Andeutungen. Bestimmter werden diese durch den um die Kenntniß der Fortpflanzung der Gewächse hochverdienten Karlsruher Botaniker Ios. Gottl. Kölreuter in der zweiten Hälste des 1«. Iahrhunderts angedeutet. Da erschien im Iahre 1793 ein sür jene Zeit stattliches, mit sünsundzwanzig vom Versasser äußerst fleißig gezeichneten Kupserstichtaseln ausgestattetes Buch, dessen Titel „Das entdeckte Geheimniß der Natur im Bau undin der Besruchtung der Blumen" in der That keine Uebertreibung enthält, da der Inhalt die ganze damalige Naturanschaunng um ein gutes Stück zu erweitern geeignet war. Der bescheiden und sast kindlich einsach austretende Versasser war Christian Conrad Sprengel, Reetor in Spandau. Es ist bezeichnend sür die damalige Zeit, daß dem Versasser seine Arbeiten Amtsentsetzung eintrugen, daß er sünsundzwanzig Iahre weiter kümmerlich und von Gelehrten gemieden lebte und daß sein Buch durch viele Iahrzehnte im besten Falle sast verächtlich behandelt wurde, im Großen und Ganzen in Vergessenheit gerieth. Erst in den sünsziger Iahren wurde Sprengel durch Darwin zur verdienten Anerkennung gebracht. Während der letzten sünszehn Iahre ersuhren dann, theils und in mustergültigster Weise durch Darwin selbst, theils von zahlreichen durch ihn angeregten Beobachtern, die bisherigen Kenntnisse eine Fülle von Erweiterungen. Suchen wir hier aus der Menge des Materials die Hauptgesichtspunkte zu gewinnen und an einigen Beispielen zu erläutern.

Es ist schon aus die bekannte Thatsache ausmerksam gemacht worden, daß aus der Blüthe die Frucht hervorgeht, deren wesentlicher Bestandtheil der Samen ist. Der reise Samen enthält als wesentlichsten Theil eine wachsthumssähige junge Pflanze, welche der Mutterpflanze gleich ist, resp. wird: durch die Samenbildung wird die Art erhalten, sortgepflanzt. Um die Samenbildung in der Fruchtanlage zu ermöglichen, ist es nothwendig, daß der Blüthenstaub, der Pollen, wie er mit dem Kunstausdruck genannt wird, mit der Fruchtanlage in Wechselwirkung trete. Die Vorgänge, welche hierbei stattsinden, hier zu betrachten, würde zu weit sühren. Es genügt, aus die Thatsache ausmerksam zu machen, daß jene Wechselwirkung dadurch ermöglicht werden muß, daß der Pollen aus eiue bestimmte Stelle der Fruchtanlage gelangt, welche den Namen der Narbe sührt und gewöhnlich, wenn auch nicht immer, am Ende eines schmalen Fortsatzes der Fruchtanlage, des Grissels sitzt. Man nennt dieses Gelangen des Pollens aus die Narbe ihre Bestäubung. Die Narbe hat, um den Blüthenstaub sestzuhalten, eine durch geringe Menge von ausgeschiedener Zucker- oder Gummilösung bewirkte klebrige Obersläche. Sobald sie diese angenommen, ist sie sür ihre Funetion tauglich, sertig ausgebildet. Der Blüthenstaub besteht, wie schon der Name sagt, aus kleinen Körnchen und jedes dieser ist eine kleine mit Eiweiß, Zucker, Stärkemehle. ersüllte Blase, eine Zelle von charakteristischem, hier nicht aussührlich zu erörterndem Bau. Dieser Blüthenstaub wird gebildet in den bekannten, von den Staubsäden getragenen meist gelben Behältern, den Staubgesäßen, Staubbeuteln oder Antheren, und wenn er sertig ist, verstäuben diese, d. h. sie össnen sich und der Pollen tritt aus ihnen aus.

Mit diesem Proeeß ist er noch nicht ans die Narbe gelangt. Es bedars hierzu bestimmter Voraussetzungen und Einrichtungen; und da der Pollen keine selbständige Beweglichkeit besitzt, müssen diese rein mechanischer Art sein.

Wenn man sich nun aus der Erinnerung an eine gewöhnliche Blume, etwa an eine Tulpe, Hyaeinthe, Primel diese Einrichtungen zu vergegenwärtigen sucht, so erscheinen dieselben aus den ersten Blick sehr einsach. Ieder sieht hier, daß die Antheren und die Fruchtanlage mit ihrer Narbe dicht beisammen stehen, innerhalb einer und derselben Blume, welche nach diesem Verhalten eine zwitterige genannt wird. Nichts erscheint einsacher, als daß der stäubende Pollen aus den nächsten Antheren aus die Narbe gelange, und die nächsten sind die derselben Blume angehörigen, ihre eigenen. Es galt daher auch lange als sast selbstverständlich, daß bei einer Zwitterblüthe aus dem angedeuteten kürzesten Wege eine Eigenbestäubung, d. h. mit dem eigenen Pollen, stattsindet.

Es gibt andere Pflanzen, wo dieses schon aus den ersten Blick sür unmöglich erkannt wird, weil die Antheren und die Fruchtanlage nicht in derselben Blüthe beisammen stehen, sondern zweierlei Blüthen vorhanden sind, sruchtbildende einerseits, pollenbildende andererseits. Beide stehen entweder aus demselben Stocke beisammen, wie bei der Eiche, Hasel, Tanne, dem. Mais, oder jede aus besonderem, wie bei Pappeln und Weiden. Es ist klar, daß in diesen Fällen der Pollen immer aus einer andern Blüthe aus die Narbe kommen, oder kurz ausgedrückt, statt der Eigenbestäubung Fremdbestäubung eintreten muß.

Sieht man nun aber die Zwitterblüthen etwas näher an, so liegt auch hier die Sache anders, als der erste Anblick zu lehren scheint. Freilich nicht so ganz einsach, wie in dem letzterwähnten Falle. Es gibt zunächst bei manchen Pflanzen Blüthen mit notwendiger eigener und sicher ausgeschlossener sremder Bestäubung; Blüthen, welche Pollen und Narbe gleichzeitig ausbilden, beide von Ansang an in Berührung miteinander, beide in unscheinbaren Blumen enthalten, welche nie ausblühen, sondern stets geschlossen bleiben, bis die schwellende Frucht sie sprengt. Solche Blumen kommen wol immer einer Pslanze neben offenen zu, aber zu anderer Zeit wie diese. Das nächstliegende Beispiel sür sie sinden wir bei dem Veilchen. Wenn sür diese Pflanze die Zeit vorüber ist, wo wir ihre dustenden blauen Blumen suchen, dann beginnt erst die Periode ihres ausgiebigsten Blühens und dauert den ganzen Sommer. Es werden aber jetzt nur unscheinbare, wie verkümmerte Knöspchen aussehende Blüthen, kaum größer wie ein starker Nadelkops, gebildet, und diesen verdanken die Veilchen den größten Theil ihrer Samen. Wesentlich das gleiche Verhalten zeigt der Sauerklee in unsern Wäldern, ähnliches manche andere Pflanzen, einheimische sowol wie sremde.

Immerhin sind aber die geschlossen bleibenden Zwitterblüthen nur relativ wenigen Pflanzenarten eigen. Die meisten Blüthen „blühen aus", um Narbe und Pollen in's Freie treten zu lassen; und das Beispiel der Veilchen zeigt, daß dies auch sür einen Theil der Blüthen solcher Pslanzen gilt, bei welchen ein anderer Theil geschlossen bleibt.

Unter den Zwitterblüthen, welche sich öffnen, gibt es wiederum solche, bei welchen Eigenbestäubung sehr leicht eintreten kann und thatsächlich eintritt, indem Narbe und Blüthenstaub gleichzeitig ausgebildet werden und so gestellt und beschaffen sind, daß der leichte lockere Staub aus die nahe Narbe sallen muß bei der leisesten Bewegung, welche die Blüthe oder der Staubsaden durch Lustzug oder irgend einen Stoß ersährt. Der gewöhnliche Flachs, die Raps-, Kohlpsianzen und ihre zahlreichen Verwandten sind Beispiele dasür. — Es ist aber aus der andern Seite nicht außer Acht zu lassen, daß in jeder Blüthe, welche offen ist, auch die Möglichkeit wenigstens sür eine Fremdbestäubung besteht, denn Nichts verhindert, daß zu der srei dastehenden Narbe der Pollen einer andern Blüthe zugetragen werde durch irgend eines der nachher zu nennenden Transportmittel.

Bei vielen, vielleicht bei der Mehrzahl der bekannten Zwitterblüthen aber ist das Verhältniß ein anderes. Es kann zwar wol sür keine derselben in Abrede gestellt werden, daß unter bestimmten Voraussetzungen eine Eigenbestäubung zu Stande kommen kann. Diese ist aber in so hohem Grade erschwert und die Fremdbestäubung so sehr erleichtert, daß letztere thatsächlich jedensalls überwiegend häusig, jene als Ausnahme vorkommt. Versuche haben gelehrt, daß bei so eingerichteten Blüthen der Ersolg der Fremdbestäubung, Menge und Krästigkeit der Samenbildung, ein günstigerer ist als derjenige der Eigenbestäubung. Der Unterschied zwischen beiden ist je nach den Arten ein sehr ungleicher, kann aber soweit gehen, daß die Eigenbestäubung nicht nur völlige Unsruchtbarkeit zur Folge hat, sondern selbst als tödtliche Vergistung aus die Blüthe einwirkt. Dies sei zum Verständuiß der Sache kurz angedeutet; aus die sehr eomplieirten Einzelheiten können wir hier nicht eingehen, wir kehren vielmehr zu den Einrichtungen sür Fremdbestäubung zurück.

Die Erscheinungen, welche hier in Betracht kommen, sind von zweierlei Art. Beide können, müssen aber nicht eombinirt sein.

Erstlich gibt es viele Blüthen, welche zwar nach der Anordnung ihrer Theile zwitterig sind, aber sür die in Rede stehenden Fragen als nichtzwitterig betrachtet werden müssen. C. Sprengel hat sie Dichogame genannt. Ihre Eigenthümlichkeit besteht darin, daß die Staubgesäße einer Blüthe nicht zu gleicher Zeit mit den Narben derselben ihre Ausbildung erreichen, sondern je nach dem Einzelsalle srüher oder später; derart, daß aller Bluthenstaub der Blumen entsernt ist, wenn die Narbe ihre Ausbildung in obigem Sinne erreicht, oder daß die Narbe längst abgestorben und vertrocknet ist, wenn die Antheren derselben Blume sich zur Entlassung des Blüthenstaubes össnen. Es ist hiernach klar, daß jede solche Blume eine Zeit lang wie eine nur polleubildende und eine andere Zeit wie eine nur sruchtbringende sich verhält. Beispiele hiersür sind unter den bekanntesten Blumen die Geranien oder Pelargonien und die Nelken. Beide haben zuerst die Eigenschasten von Staubblüthen. In der srisch geöffneten Blume der Nelke öffnen sich die in's Freie ragenden Staubgesäße alsbald, während die zwei Griffel mit den Narben noch ganz unentwickelt unten in der Blume stecken. Wenn der Blüthenstaub entsernt ist, treten die ausgebildeten Griffel aus der Blume hervor. Aehnlich, abgesehen von Formdifferenzen, ist es bei den Geranien und einer Menge anderer Pflanzen. Für den umgekehrten Fall späterer Entsaltung der Antheren als der Narben sind die Blüthen vieler Gräser und der nachher zu beschreibenden Osterluzei Beispiele.

Zweitens kennt man Zwitterblüthen, in welchen zwar Pollen und Narbe ost gleichzeitig ausgebildet, die mechanischen Verhältnisse aber derart sind, daß kein Pollen aus die Narbe derselben Blüthe gelangt. Eine sehr große Reihe von Fällen gehört hierher, so mannichsaltig nach den speeiellen Bauplänen der einzelnen Blumen, daß selbst ein kurzes Eingehen aus einige Hauptkategorien, welche sich unterscheiden lassen, sür den hier zugemessenen Raum zu weitläusig werden würde. Es sei daher ganz abgesehen von der als „Heterostylie" bekannten Erscheinung und nur aus die beiden Haupthindernisse, welche meist eombinirt vorkommen, kurz hingewiesen. Das eine ist die Klebrigkeit des Blüthenstaubes vieler Pslanzen. Es ist zwar bekannt, daß der Pollen nicht selten im strengsten Sinne des Wortes leicht verstäubt, seine Körner sich also leicht von einander trennen, ohne irgend sester an einander zu haften. Es ist aber nicht minder erinnerlich, daß viele Blumen, wenn man au ihnen riecht, stark absärben, und was da absärbt und ost recht sest anhastet, ist der klebrige Bluthenstaub. Ie nach den Einzelsällen hasten solche Körner entweder nur durch geringe Mengen harziger Substanz aus ihrer Außensläche lose aneinander; oder sind durch größere Menge klebriger Körper zu weichen, manchmal zähe Faden ziehenden Massen verbunden, wie man z. B. bei den Fuchsien sieht; oder sie sind selbst wie bei unsern Orchis-Arten zu sesten, eompaeten Klumpen vereinigt. Es ist klar, daß nach dem verschiedenen Grade des Zusammenhastens der Austritt aus der geössneten Anthere und das Verstäuben in verschiedenem Maße und bis zur Unmöglichkeit erschwert sein muß.

Das andere uns hier beschästigende mechanische Hinderniß der Eigenbestäubung liegt in der gegenseitigen Stellung der in Betracht kommenden Theile, welche thatsächlich ost so ist, daß in der sich selbst überlassenen Blume der Pollen aus die Narbe nicht gelangen kann. Denkt man sich z. B. den häusigen einsachen Fall, daß die Blume die Gestalt einer ausrecht stehenden Glocke hat, der Griffel die Narbe aus seinem Scheitel trägt und aus der Glocke herausragt, die Staubgesäße aber unten im Grunde der Glocke stehen, so wird bei einigermaßen klebrigem, schwerem Pollen dieser zwar aus der Anthere entlassen, aber sammt und sonders, als schwerer Körper, in den Grund der Blume sallen und kein Körnchen aus die Narbe kommen, wenn nicht besondere Transportmittel dasür in Thätigkeit treten. Diese sind dann aber allemal so eingerichtet, daß Eigenbestäubung nur ausnahmsweise eintritt, Fremdbestäubung die herrschende Regel wird.

Welches sind nun diese Transportmittel, durch welche der Pollen sowol zwitteriger als nichtzwitteriger Blüthen an den Ort seiner Bestimmung gesördert wird? Wir können ihrer zwei Hauptkategorien und in Beziehung

aus diese zwei große Gruppen von Pflanzen unterscheiden, deren jede aus eines der Transportmittel angewiesen ist. Die eine Gruppe hat nicht klebrigen Pollen, mit trocknen, leichten Körnchen, welcher im eigentlichsten Sinne des Wortes verstäubt, sobald die Authere geöffnet ist, und dann zum Transporte an seinen Bestimmungsort den Lustströmungen, dem Wind überlassen ist. Das Verstäuben in die Lust wird bei diesen aus den Wind angewiesenen Pslanzen meist noch durch besondere andere Einrichtungen erleichtert. Bei den einen sitzen die Staubblüthen aus dünnen Zweigen, wie bei den Tannen, oder aus dünnen, schwanken Stielen, welche durch die leiseste Bewegung in Schwingung gerathen und den Pollen ausschütteln. Iedermann hat dies gesehen an den „Kätzchen", d. h. den die Staubblüthen tragenden Zweiglein von Erlen, Haseln, Eichen. Andere haben seststehende Blüthen, aber Antheren, welche aus dünnen langen Staubsäden durch die leiseste Erschütterung stark geschüttelt werden: so viele Gräser, z. B. unsere Getreidearten. Wenn man an einem klaren Sommermorgen eine blühende Nessel oder einen blühenden Maulbeerbaum beachtet, so sieht man ruckweise sort und sort kleine Staubwölkchen aussteigeu. Diese kommen aus deu Autheren der ausblüheuden Blüthchen. Die Anthere sitzt aus einem Staubsaden, welcher in der Knospe nach innen gebogen ist. Mit dem Ausblühen öffnet sich die Anthere und zugleich streckt sich der Staubsaden plötzlich gerade mit einem Ruck, durch welchen sämmtlicher Pollen aus einmal hervorgeschleudert wird. Noch eine andere Erscheinung sinden wir sür die aus Wind angewiesenen Pslanzen charakteristisch: die vergleichsweise kolossale Menge Pollen, welche sie bilden. Gegenüber der Thatsache, daß sür die Entstehung eines Samens nur ein Pollenkorn ersordert wird, haben allerdings wol alle Pflanzen Nebersluß an Pollenkornern. Bei den hier in Rede stehenden aber sindet die äußerste Verfchwendung statt, indem viel Tausend mal mehr Pollenkörner als Samenanlagen gebildet werden. An den Haseln mit ihren wenigen, einsamigen Früchten und den Hunderten von Kätzchen, deren jedes mindestens einige Hunderttausend Pollenkörner produeirt, ist das recht anschaulich zu sehen. Der Pollen, welchen der Wind aus den Tannenwäldern mitnimmt, bedeckt wol den Spiegel eines kleinen Gebirgssees als ein weithin sichtbarer gelber Ueberzug. Wäre solch reicher Uebersluß nicht vorhanden, so könnten bei den uns beschäftigenden Pslanzen voraussichtlich nur wenige Narben ein Pollenkorn erhalten, denn der Wind sührt den Pollen in der Richtung, in welcher er bläst und nimmt aus Blüthen keine Rücksicht, er ist daher sür die Bestäubung ein wenig sicheres Transportmittel. Die Unsicherheit wird aber durch die große Pollenmenge eompensirt.

Einigen Wasserpslanzen dienen statt des Windes die Bewegungen des Wassers zum Pollentrausport; sie sind jedoch so wenig zahlreich und die übrigen Verhältnisse den soeben besprochenen so ähnlich, daß sie hier nur kurz erwähnt seien.

Wir reden daher sogleich von der andern Kategorie von Transportmitteln und diese umsaßt die Menge der regelmäßig Blüthen besuchenden Thiere. Es sind hier Angehörige sehr verschiedener Thierklassen zu nennen; von denselben seien aber die kleinen blüthenbesuchenden Vögel der heißen Länder, die Kolibri, und manche Schnecken übergangen, weil ihrer jedensalls nicht viele und von ihrem Blüthenbesuch nur wenig Genaueres bekannt ist. Um so mehr Beachtung verdienen die blüthenbesuchenden Inseeten.

Eine überaus große Menge dieser Thiere, besonders, wenn auch nicht ausschließlich solche aus bestimmten Abtheilungen der Käser, der Fliegen, der Bienen, Hummeln und Schmetterlinge sieht man bestimmte Blumen regelmäßig besuchen; theils um in denselben ihre Nahrung zu suchen: Pollen zu sressen, oder ihn zu sammeln und als Nahrung sür ihre Brut heimzutragen; oder den Honig zu saugen mit dasür eingerichteten Rüsseln; andere vielleicht nur, um in gewissen Blumen einen Schlupswinkel zu sinden; eine kleine Minderzahl endlich in Folge einer eigenthümlichen Täuschung, durch welche ihnen die Blüthe ein passender Ort sür Bergung ihrer Brut erscheint.

Die in Rede stehenden Blüthen sind ein sür die Bestäubung unvollkommener Apparat, durch welchen diese, wenn er sich selbst überlassen ist, nicht oder kaum zu Stande gebracht wird. Durch das besuchende Inseet wird der Apparat vervollständigt und zu einem höchst wirksamen gemacht, und zwar arbeitet derselbe in der Regel so, daß nicht Eigen-, sondern Fremdbestäubung zu Stande kommt. Mit den angewendeten Ausdrücken ist im Grunde schon gesagt, daß es sich in jedem Falle um einen ganz bestimmten Mechanismus handelt, nicht um das, was man, wie etwa die Windbestäubung, ein Spiel des Zusalls nennen könnte. Bestimmte Thiere sind jedesmal mit bestimmten Pflanzen zusammengepaßt: das Thier von bestimmtem Körperbau und durch diesen bedingten Bewegungen, Gewohnheiten; die Pflanze und speeiell die Blume sür die Beschaffenheit bestimmter Thiere ihrerseits eingerichtet, sür andere nicht. Einen Theil dieser Einrichtungen haben wir schon kennen gelernt. Es sind dieselben, welche die Eigenbestäubung erschweren. Dazu kommen andere und diese bestehen wesentlich in dem Vorhandensein der jeweiligen Gestalt, dem Bau der Blumen. Diese sind es zunächst in den meisten Fällen, welche den Zuckersast, den Honig absondern, den die Thiere suchen. Die Orte der Absonderung liegen gewöhnlich innen im Grunde der Blume. Sie werden daher von den Theilen derselben umringt und geschützt; und zwar einestheils gegen beliebige Schädigungen, wie z. V. das Abwaschen des Honigs durch Regen; anderntheils und ganz besonders aber vor unbesugten Bewerbern; nur ein bestimmter Körperbau gestattet den Zugang zu denselben. Den Honig, welchen z. B. die über 2 Zoll lange enge Blumenröhre des Geisblatts in ihrem Grunde enthält, vermögen von honigsuchenden Thieren nur große Nachtsalter mit ihren langen Rüsseln zu erreichen; andere, z. B. Bienen können dies nicht, weil ihr Rüssel zu kurz und die Röhre zum Einkriechen des ganzen Thieres zu eng ist. Die Blumen sind es serner, welche den Thieren anzeigen, wo sie ihre gesuchte Nahrung sinden; durch ihren Glanz und ihre Farben dem Auge, durch die slüchtigen Riechstoffe dem Geruchsorgau. Der Schmetterlingsjäger weiß, daß er den Nachtsaltern auszulauern hat bei weißen Blumen, welche in der Sommernacht aus dem dunkeln Laube hell vorleuchten; und es ist bekannt, daß solche, von Nachtthieren besuchte Blumen ost erst des Abends ausblühen oder, wie beim Geisblatt, erst mit Sonnen.untergang stärker dusten.

Vergleicht man die Einrichtung der Apparate etwas näher, so sindet man deren sehr vielerlei: sast so viele als Blüthensormen, und in ihrer Construetiou die reichste Abstusung, vou sehr einsachen, so zu sagen roh eonstruirten bis zu äußerst sein und eomplieirt ausgearbeiteten.

Von der ersten Kategorie sei nur ein Beispiel statt vieler genannt, bei welchem die Wirkung des Apparats gleichsam aus eine Täuschung der Thiere berechnet ist. Es gibt ausländische Pflanzen, deren Blumen bei Tage geöffnet und deren Dust unliebsam von dem gewöhnlichen ausgezeichnet, ein intensiver Aasgeruch ist. Die Farbe dieser meist großen Blumen ist der von rohem oder schon saulem Fleisch ähnlich; ihre mechanischen Verhältnisse derart, daß Eigenbestäubung kaum möglich. Honigsuchende Inseeten verschmähen diese Blumen. Dagegen werden sie von solchen Fliegen, welche ihre Brut in todte Thierkörper abzusetzen pflegen, nicht nur begierig ausgesucht, sondern auch zum reichlichen Ablegen der Eier wirklich benutzt.

Indem diese Aasfliegen nnd ihre auskriechende Brut in der Blume herumwühlen und den klebrigen Pollen abstreisen, indem erstere von Blume zu Blume schwärmen, wird die Bestäubung zu Stande gebracht.

Wie Thiere den Pollen abstreisen und übertragen, das möge durch die Betrachtung einiger seineren Einrichtungen anschaulich gemacht werden.

Die Meisten kennen wol unsere Wiesen-Salbei. Die Pflanze hat zahlreiche, in große zusammengesetzte Trauben geordnete Blüthen mit blauer, oben zweilippiger, unten röhriger Blumenkrone. Der Umriß letzterer ist in nebenstehender Figur 1 in der zig. i.

Seitenansicht dargestellt, und die übrigen uns interessirenden Theile sind hineingezeichnet wie wenn die Blume durchsichtig wäre. Die Blüthen sind zwitterig. Ihre Narbe fn) liegt an der Vorderftäche des untern längern Abschnittes des Orisselendes, welches abwärts gekrümmt aus der obern Lippe der Blume hervorsteht; sie bildet sich erst aus, wenn das Griffelende in's Freie getreten ist. Oleichsalls nachdem letzteres geschehen, öffnen sich die zwei Staubbehälter ss), von denen das hier gezeichnete Prosil nur einen zeigt; dieselben bleiben aber, den etwas klebrigen Pollen sesthaltend, in der eng zusammengesalteten Oberlippe eingeschlossen. Es ist hiernach nicht möglich, daß der Pollen von selbst aus die Narbe gelangt trotz der Nähe beider. Nun sitzt jeder der beiden Staubbehälter unten an dem äußern Ende eines langen, sadensörmigen, der Oberlippe ähnlich gekrümmten Trägers. Das entgegengesetzte innere Ende dieses ist flach verbreitert, etwa von der Gestalt eines Löffels, es steht gerade vor dem Eingang in den untern, röhrigen Theil der Blume, ist mit dem innern Ende des andern Trägers sest verklebt und beide sind miteinander so gestaltet und gestellt, daß sie jenen Eingang versperren. Ieder Träger ist serner, etwas hinter seiner Mitte, aus einem der Blume ansitzenden Stielchen sji) besestigt und um den Besestigungspunkt drehbar wie ein Waagebalken. Hebt man das innere lösselsörmige Ende, so senkt sich das äußere pollensührende und umgekehrt. Im untersten Grunde der Blumenröhre wird Honig gebildet nnd honigsuchende Thiere, besonders Bienen und Hummeln, stellen diesem eisrig nach. Um ihn zu erlangen, gestattet ihnen die Form der Blumen und ihr eigener Körperbau nur einen Weg. Um überhaupt Zugang zu der Röhre zu erhalten, müssen sie aus der Fläche der Unterlippe landen; und da ihr Rüssel nicht länger ist als die Röhre, müssen sie ihren Kops in den Eingang derselben stecken. Sucht nun der Rüssel (in der Richtung des Pseils) abwärts zu gelangen, so stößt er zunächst schräg an das Lösselpaar, welches den Eingang sperrt, der Stoß treibt dieses in die Höhe, die äußeren Enden der beiden drehbaren Träger mit dem Pollen werden daher gesenkt s^) und zwar in dem Maße, daß sie den behaarten Rücken.des Thieres treffen und den Pollen diesem ankleben. Würde nun das Thier die Bewegung zum zweiten Male machen, so müßte der an dem Rücken hastende Pollen die Narbe derselben Blume streisen und zum Theil an dieser hasten bleiben. Das geschieht in der Regel nicht. Mit großer Schnelligkeit und Gewandtheit geht die Biene von Blume zu Blume und sührt in jeder ihre Arbeit nur einmal aus; der Pollen von einer Blume kommt daher aus die Narbe der nächstbesuchten.

Andere Salbeiarten zeigen ähnliche, jedoch in Einzelheiten mannichsach verschiedene Einrichtungen.

Als ein zweites Beispiel seien die von den beschriebenen möglichst verschiedenen, nicht minder seinen Einrichtungen bei unsern Osterluzei s^ristoloollia ^iLinatitis) genannt. Die gelben Blumen dieser Pslanze (Fig. ^>)*) stehen zu mehreren beisammen in Büscheln und blühen in jedem dieser nach einander, nicht gleichzeitig aus. Die gelbe, über zolllange Blume hat die Gestalt einer trichtersörmigen Röhre, welche oben, an ihrem sreien Ende schräg abgeschnitten, unten plötzlich zu einer runden, aus der gestielten Fruchtanlage sitzenden Blase erweitert ist. Mitten in der geräumigen Blase steht eine kurze, relativ dicke sechskautige Säule; das eoneave sreie Ende dieser ist die Narbe (n); mitten aus jeder Seitenfläche steht ein ovales ungestieltes Staubgesäß (s). Wenn die Blume ausblüht fg), steht sie gerade in die Höhe, die Oessnung des Trichters nach oben. Nun kriechen kleine Mücken in den Trichter hinab bis in die blasige Erweiterung. Was sie anzieht, ist nicht genau anzugeben, da weder Honig noch ein sür unsere Sinne wahrnehmbarer Dust vorhanden ist. Den Thieren ist der Eintritt leicht, der Austritt aus der Blase zunächst unmöglich, denn über dieser

*) Figur 2 stellt die beiden im Texte beschriebenen sueeessiven Zustünde der Blüthe der Osterluzei dar, in natürlicher Große und schematisch so gezeichnet, wie wenn die Blume durchsichtig wäre. Die Punkte in b sind die verschrumpften Haare.

ist die Innenfläche der Röhre besetzt mit Haaren, welche schräg nach innen und abwärts ragen bis zur Mitte, wie die Stäbe am Eingange eine Fischreuse oder Drahtmausesalle. Sie sind dicht genug gestellt und hinreichend sest, um so kleinen Thieren den Ausgang zu sperren. Wenn sich die Blume in diesem Zustande besindet, ist die Narbe ausgebildet, die Antheren aber noch geschlossen, eine Eigenbestäubung sindet also auch mit Hülse der gesangenen Thierchen nicht statt. Dann verwelkt die Narbe; nachher öffnen sich die Staubgesäße, und jetzt verschrumpsen auch die Haare in der Röhre, indem gleichzeitig der Blüthenstiel sich abwärts krümmt und die Vlume entsprechend neigt (b). Die Thierchen suchen jetzt die Freiheit; in dem engen Blasenraum aber haben sie sich zuvor mit Pollen beladen, und wenn sie nun, was in der That geschieht, in eine srisch geöffnete Nlüthe einwandern, gelangen sie mit diesem direet aus die klebrige Narbe und setzen ihn aus dieser ab.

Es ist bemerkenswerth, daß wesentlich die gleiche Einrichtung der Vlume nicht nur bei mit unserer Osterluzei nahe verwandten Arten, sondern bei ihr sernstehenden, im Uebrigen möglichst unähnlichen tropischen Gewächsen wiederkehrt.

Beispiele wie die beschriebenen sinden sich in großer Zahl sowol von Sprengel und Darwin, als auch in den neueren, besonders Hildebrand, Delpino, Hermann Müller zu verdankenden Arbeiten aussührlich dargestellt, und jeder Spaziergang oder Gartenbesuch im Sommer bietet zu ihrer Beobachtung reiche Gelegenheit. Die hier einzuhaltenden Grenzen verbieten aus weitere einzugehen, um so mehr, als die beiden besprochenen, schon von dem alten Sprengel genau dargestellten Fälle als relativ einsache bezeichnet werden können. Manche anderen Mechanismen, denen wir in noch weit höherem Maße das Prädieat sinnreich ertheilen würden, sind zu eomplieirt, um ohne Betrachtung des Objeetes selbst in Kürze anschaulich gemacht werden zu können.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich als Hauptleistung der Organe, welche wir im täglichen Leben Blumen nennen, sür die Pflanze die Regelung des Inseetenbesuchs. Es wird hieraus sosort klar, warum solche Gewächse, welche aus Windbestäubung eingerichtet sind, wie Tannen, Haseln, Eichen, Gräser u. a. m., keine Blumen im Sinne des gewöhnlichen Sprachgebrauches haben. Allerdings ist berichtigend hierzu anzugeben, daß alle Blüthen nach einem bestimmten allgemeinen Bauplane gegliedert sind, und daß auch bei den unscheinbaren Blüthchen der Haseln, Eichen, Gräser jene Theile nicht ganz sehlen, welche bei andern Pflanzen zur Blume werden. Sie bleiben hier aber kleine Blättchen, gleichsam unscheinbare Ansänge und erreichen nicht die Ausbildung, an welche wir bei jenem Worte denken.

Es ist natürlich, daß die Reihe von Erscheinungen, von welchen ich versucht habe die Hauptpunkte darzulegen, das Interesse, welches wir an



den Blumen nehmen, beträchtlich steigern muß. Und zwar werden wir die mannichsaltigen Einrichtungen zunächst bewundern, oder uns über dieselben verwundern, dann aber nach einer Erklärung derselben sragen. Die letztere Frage mag etwa, ganz allgemein ausgedrückt, lauten: woher kommt es, daß sich alle diese Dinge so verhalten, welches ist die Ursache, warum dieselben so sind? Man kann nun bei dem Versuch einer Beantwortung dabei stehen bleiben, daß man jene Einrichtungen als in bestimmter Absicht, zu bestimmten Zwecken von dem Schöpser oder von der Natur gemachte betrachtet. Es ist klar, daß hiermit der Verzicht aus eine Erklärung ausgesprochen ist, denn eine Erscheinung erklären heißt nachweisen, daß sie die Wirkung bekannter Ursachen ist, jene Anschauung aber sührt aus eine unersorschliche Absicht, oder aus willkürliche „Einsälle", wie C. Sprengel sich ausdrückt, deren Ursache unbekannt ist. Daß Sprengel über diese Anschaunngen nicht hinauskam, darin ist, wie H. Müller mit Recht bemerkt, der Grund sür die geringe Beachtung, welche seine Arbeit lange Zeit sand, wenigstens zum Theil zu suchen.

Die so ergiebige Wiederausnahme der Ersorschung der Blumenwelt in den letzten 15 Iahren aber erhielt dadurch ihren gewaltigen Impuls, daß in die Wissenschast eine Anschaunng eingesührt wurde, die sür jene Einrichtungen eine wirkliche Erklärung gibt, indem sie dieselben zurücksührt aus bekannte, sortwährend in Wirkung besindliche und die gesammten Gestaltungsverhältnisse der Pslanzen- und Thierwelt unter einheitlichen Gesichtspunkten erklärende Ursachen. — Dieselbe ist gegeben durch die Theorie der Deseendenz und Seleetion, welche nach ihrem Hauptbegründer unter dem Namen der Darwinschen Theorie bekannt ist.

Es kann hier nicht unsere Ausgabe sein, aus den Inhalt und die Begründung dieser Theorie aussührlich einzugehen; wol aber müssen wir einige Hauptsätze derselben hervorheben, um aus ihre Beziehungen zu unserm Gegenstande ausmerksam zu machen.

Es ist allbekannt, daß die aus der Erde lebenden Pflanzen und Thiere in ihrer Gestaltung und ihrem Bau gewisse Uebereinstimmungen und Verschiedenheiten zeigen, welche an die von menschlichen Dingen her bekannten Stammes- und Familienähnlichkeiten resp. Differenzen in so schlagender Weise erinnern, daß man seit lange den Ausdruck Verwandtschast zu ihrer Bezeichnung gebraucht hat. Es ist serner bekannt, daß vor den jetztlebenden andere Pflanzen und Thiere die Erde bevölkert haben und daß diese zu den jetztlebenden die gleichen Beziehungen der sogenannten Verwandtschast zeigen, wie letztere untereinander. Die versteinerten Reste

derselben lehren uns, daß während der sehr großen Zeiträume, welche der Ietztzeit unserer Erde vorausgegangen sind, sueeessive neue Formen austraten, andere dasür ausstarben. Die Mehrzahl der in srüheren Erdschichten erhaltenen ist jetzt ausgestorben, nur wenige noch am Leben.

Die Thatsachen, welche durch den Ausdruck Verwandtschast bezeichnet werden, haben nun seit Ansang des Iahrhunderts die Vermuthung begründet, es seien die heutigen Lebwesen die Nachkommen, Deseendeuten der ausgestorbenen, vorweltlichen, und was zunächst unr vergleichsweise Verwandtschast genannt wurde, sei der Ausdruck einer wirklichen Blutsverwandtschast. Eingehendere Betrachtung der Sache, aus welche wir hier verzichten müssen, sührt dann, an der Hand bekannter Thatsachen, aus wenige, relativ einsache Ausgangspunkte als erste Stammeltern zurück. Was man über sie aussagen kann, bleibt zunächst Vermuthung.

Dieser Ansicht der sueeessiven Entstehung der verschiedenen Lebenssormen durch Deseendenz erwächst zunächst ein Einwand in der bekannten Thatsache, welche mit dem Namen Beständigkeit der Arten bezeichnet wird. Es ist bekannt, daß die Eigenschasten eines Thieres, einer Pflanze erblich sind: aus dem Samen einer Nelke erwachsen wiederum Nelken, aus den Eiern eines Sperlings wiederum Sperlinge und nichts anderes, und die sichere Ersahrung lehrt, daß dieses so sort geht durch viele Hunderte von Generationen und Iahren. Alle die sueeessiven Generationen gleicher Eigenschasten, welche aus einen Stammvater ersahrungsgemäß zurückbezogen werden können, sassen wir unter dem Namen Art, Speeies zusammen. Ebenso wie die heutigen haben auch die vorweltlichen Arten durch lange Zeiträume bestanden, bis sie ausstarben. Nähere Betrachtung zeigt aber sosort, daß die Beständigkeit der Arten in keinem Falle eine absolut vollständige ist; bei keiner Art sind alle Individuen auch nur in ihren sür die gröbere Betrachtung hervortretenden Eigenschasten ganz gleich, alle ändern ab, variiren zunächst nach den einzelnen Individuen; bei den einen, welche sür die relative Beständigkeit die Typen abgeben, ist diese Abänderung gering, bei anderen im höchsten Maße vorhanden. Findet aber einmal Abänderung überhaupt statt, so ist es gerade die Vererbung, aus welcher sich die Entstehung neuer Arten durch Deseendenz ableiten läßt, denn durch sie gehen ja einmal abgeänderte Eigenschasten aus die Nachkommenschast des Individunms über, in welchem sie sich zuerst zeigten; sueeessive Generationen können sich in ihren Eigenschasten von denen der ursprünglichen Stammsorm und von einander sueeessive mehr entsernen. Allerdings kann nach den bekannten Thatsachen dieser Proeeß nur sehr langsam von Statten gehen. Allein in den uns umgebenden sowol als in den sossilen Arten haben wir das Resultat von Veränderungen vor uns, welche sich durch unzählbare Generationen und Iahre hindurch vollzogen haben. Was wir in einer kurzen Frist — und eine solche ist selbst der im Verhältniß zur Dauer der Erdentwickelung winzige Zeitraum, über welchen historische Ueberlieserungen vorliegen — davon überblicken, mag zunächst anders aussehen und den Zusammenhang nicht erkennen lassen. Wenn wir ein sertiges Kunstwerk betrachten, ist uns daran Alles glatt und rund; eine Vorstellung von der Art der langen mühevollen Arbeit und den vergeblichen Bemühungen, welche seiner Vollendung vorausgingen, erhalten wir erst, wenn wir der Frage nach seiner Entstehung sehr nahe treten, eigentlich erst dann, wenn wir versuchen, es selbst nachzumachen.

Aus Erwägungen wie die angedeuteten sind, wie schon gesagt, Ansichten von der Deseendenzentwicklung der Arten seit lange begründet worden. Darwin sand sie vor und hat sie seinerseits nur in eminenter Weise tieser und ausgedehnter begründet. Seine ganz eigene Leistung, deren Verdienst er nur mit seinem Landsmann Wallaee theilt, ist aber diese, daß er sür sie eine wissenschastlich begründete Erklärung brachte, die allmähliche Entstehung und Weiterbildung der Arten zurücksührte aus bestimmt nachweisbare Ursachen, von denen unzweiselhast ist, daß ihre Wirkung sortwährend andauert und immer stattgesunden haben muß, so lange Lebewesen bestehen. Und zwar ist der ursächliche Zusammenhang, aus welchen ich hindeutete, nicht blos wahrscheinlich gemacht, sondern so zu sagen experimentell sestgestellt worden, gezeigt, daß die Borgänge in der Natur auch im Kleinen nachgemacht werden konnen und thatsächlich oft werden.

Die Abänderung, Variation lebender Wesen — deren Ansänge hier als gegeben betrachtet und von den hier disentirten Theorien nicht direet berührt werden — sehen wir abhängig erstens von den ererbten Eigenschasten, zweitens von den sie in verschiedenen Richtungen sördernden Eigenschasten der Umgebung, wie Nahrung, Klima, Mitbewerbern um die gleichen Vortheile u. a. m. Eine einmal entstandene Abänderung ist sür das Fortbestehen in der Umgebung, wo sie entstand, entweder gleich tüchtig wie ihre Stammsorm, oder mehr oder weniger geeignet; sie ist, wie man es ausdrückt, den Eigenschaften der Umgebung in verschiedenem Grade angepaßt. In je höherem Maße letzteres der Fall, desto mehr wird die neue Form gedeihen und sich ausbreiten können, und letzteres geschieht aus Kosten minder günstig angepaßter, welche in gleichem Maße verdrängt werden und aussterben. Es besteht zwischen allen lebenden Geschöpsen eine Wettbewerbung, ein „Kamps um's Dasein", aus welchem die bestangepaßten Kämpser als Sieger hervorgehen. Die ursprünglich sür ihren Sieg entscheidenden Eigenschasten müssen in dem Kampse am meisten weitergebildet werden und im Lause langer Generationsreihen immer erheblichere Verschiedenheiten von der ursprünglichen, sortbestehenden oder vielleicht längst ausgestorbenen Stammsorm hervorbringen. Dieser Proeeß der Erhaltung und Fortbildung der bestangepaßten, die Vertilgung der minder tüchtigen Organismen wird von Darwin die Natur-Züchtung (oder Zuchtwahl, s«lootion) genannt, weil die Proeeduren und Resultate, welche wir bei der Züchtung von Pflanzen und Thieren vornehmen, von ihm nur dadurch verschieden sind, daß ihr Gang durch bestimmte menschliche Zwecke vorgeschrieben wird, denen die Thiere oder Pflanzen dienen sollen. Ein Blumenzüchter säet eine Sommerblume aus und bemerkt unter den Sämlingen eine durch Farbe, Form, Dust besonders begehrenswerthe Abänderung. Er nimmt, um sie zu erhalten, ihren Samen und verwirft den der anderen; die neuen Sämlinge erben die erwünschten Eigenschasten in verschiedenem Maße, von ihnen werden wiederum die „besten" zur Nachzucht genommen und so sueeessive weiter, bis die neue Form eonstant genug geworden ist, um mit Vortheil in den Handel gebracht zu werden. Von zahlreichen Culturpflanzen, die wir jährlich sicher aus Samen erziehen, kennt man solche Entstehung; um nur ein Beispiel aus der Blumenwelt zu nennen, sei die erst jüngst durch Kerner ausgeklärte Geschichte der Aurikel erwähnt, deren tausend Farben und Formen ungesähr vom Iahre 1600 an erzogen wurden aus einer von den Alpen um Innsbruck stammenden Pflanze, von welcher selbst wir die Herkunst genau genug kennen, um nöthigensalls im Stande zu sein, sie nachzumachen. — Für Zuchtthiere gilt nicht nur durchaus Entsprechendes, sondern wir haben von ihnen weit reichere und sichere Kenntniß als von den Culturpslanzen.

Es ist klar, daß das Versahren bei der absichtlichen Züchtung ein relativ einsaches ist, denn der Züchter versolgt einen bestimmten Gang, um einen bestimmten Zweck zu erreichen, und hat es in der Hand, Störungen und Ablenkungen von diesem sern zu halten. Bei der Naturzüchtung dagegen ist das Resultat abhängig von einer großen Zahl unaushörlich zusammenwirkender Ursachen, von mitbewerbenden Freunden und lauernden Feinden der verschiedensten Grade, auch wenn man von den allgemeinsten Lebensbedingungen, von Klima und Boden ganz absieht. Es ist wiederum ein Hauptverdienst Darwins, welches ihm auch seine Gegner nicht streitig machen können, ausmerksam gemacht zu haben aus die lange Kette von Faetoren, von denen der Ersolg des Kampses um's Dasein in jedem einzelnen Falle abhängig ist. Es mag gestattet sein, zur Veranschaulichung das Beispiel hier zu wiederholen von der Beziehung zwischen dem Gedeihen des rothen Klee und den Katzen. Der Klee bedars zur Samenbildung der Bestäubung durch Beihülse von Hummeln, diese haben einen ihrer mächtigsten Feinde in den Feldmäusen, welche die Hummelnester und ihre Brut zerstören. Die Zahl der Mäuse sindet aber in den Katzen ihr bekanntes Gegengewicht und nach Untersuchungen in England sind die zahlreichsten Nester von Hummeln in der Nähe der Dörser, wo die Katzen ihre Iagd halten. Eine Vertilgung der Katzen würde daher, in den besagten Verhältnissen, der Samenbildung jener Pflanze nachtheilig werden müssen. Allerdings muß hinzugesügt werden, daß die Sache nicht ganz so einsach liegt, denn auch Bienenarten bewirken die Bestäubung des Klees und der Hummel stellen weit mehr Feinde nach als nur die Mäuse; alle diese und auch die der Bienen müßten also in Rechnung gezogen werden.

Die Lehre von der sueeessiven Entstehung der Formen lebender Wesen durch Variation, Vererbung und Anpassung ist wesentlich aus anderem Wege begründet worden als durch die Untersuchung der Blumen und ihrer Einrichtungen. Kennen wir jene aber, so ist einleuchtend, daß letztere durch sie ihre volle Erklärung sinden und daß andererseits die Erscheinungen, welche wir Anpassung nennen, kaum irgendwo anschaulicher hervortreten. Wie die Blumen in der Wechselbeziehung der Pflanzen mit ihrer Umgebung, insonderheit mit der Inseetenwelt sueeessive entstanden sind, davon können wir uns eine Vorstellung machen, wenn wir von der schon erwähnten Thatsache ausgehen, daß ihre Ansänge oder Anlagen allen blüthen- oder samenbildenden Pflanzen ihrem Bauplan nach erblich eigene sind. Die Vergleichung nebeneinander vorhandener Arten zeigt uns sodann die Ausbildung dieser Anlagen nach den verschiedensten Richtungen, zu Apparaten der einsachsten Einrichtung bis zu den seinst eomplieirten. Und die bei absichtlicher Züchtung gemachten Ersahrungen begründen die Anschaunng, daß ähnliche stusenweise Verschiedenheiten, wie wir sie bei verwandten Formen nebeneinander sinden, bei den Nachkommen irgend einer anderen auch in sueeessiven Generationen nacheinander ausgetreten sind. Ansangs leichte erste Abänderungen der ererbten Anlagen regten bestimmte Inseeten zum Besuche an und vererbten sich und bildeten sich weiter aus in den Nachkommen der jedesmal durch diese Iuseeten bestäubten Blumen, so daß in den sueeessiven Generationen eine immer vollkommenere gegenseitige Anpassung zwischen Thier und Blume eintrat.

Nach den vorhandenen Kenntnissen von der Vegetation srüherer Erdperioden kann mit ziemlicher Bestimmtheit ausgesagt werden, daß die Einrichtung der inseetenbesuchten Blumen größtentheils relativ jungen, neuen Datums ist; denn nicht nur die ältesten, sondern bei weitem die meisten bekannten vorweltlichen blüthenbildenden Pflanzen überhaupt haben nur unscheinbare, aus Windbestäubung eingerichtete Blüthen; Blumen werden erst in den späteren Perioden der Vorwelt und in der Ietztwelt häusiger. Es ist hierin unzweiselhast ein Fortschritt in der Ausbildung der blüthenund samentragenden Vegetation zu erkennen, eine Weiterbildung der ursprünglichen Anlagen zu immer reicherer und mannichsaltigerer Gliederung. Ob dieser Fortschritt sür das Bestehen der Arten, welche ihn am meisten zeigen, von dauerndem Nutzen sei, kann bezweiselt werden, denn die Nildung der Samen, welche das Fortbestehen einer Art zunächst sichert, kann um so leichter gestört oder verhindert werden, je einseitiger sie von bestimmten Thierarten abhängt. Wir sehen das bei einer Menge ausländischer in unsern Gärten enltivirter Gewächse, welche ohne menschliche Kunsthülse nie Samen bilden, aus keinem andern Grunde, als weil bestimmte, ihre Bestäubung vermittelnde Inseeten, welchen sie angepaßt sind,

sehlen. Arten, welche sür Windbestänbnng oder sür den Besuch vieler Thierarten günstig eingerichtet sind, besinden sich im Kampse nm's Dasein jenen andern gegenüber im Vortheil.

Diese Andeutung mag zeigen, wie mancherlei Fragen sich an die betrachteten Dinge noch anknüpsen. Wir sind damit zu der Hauptsrage, von welcher wir ausgingen, zurückgekehrt. Dieselbe weiter zu versolgen, gestattet der zugemessene Raum nicht. Möge es hier nur gelungen sein, in Kürze ausmerksam zu machen aus die Bedeutung, welche die Blumen haben in dem Naturleben, welches uns derzeit überall umgibt, und in der reichgegliederten Kette von Erscheinungen, unter welchen die Gesammtheit der lebenden Wesen aus unserer Erde sich entwickelt hat und weiterer Entwicklung zustrebt.

Unberechtigt« Nachdruck aus dem Inhalt dieftr Zeitlchrist unterlagt. Urberletzungzrecht vorbehalten.

Inhalt.

Verthold Auerbach in Verlin. 2.».

Der 5ohn des «äthchen von Heilbronn. Erzählung .... ^22

leopold von 2?anke in Verlin.

Zur Geschichte der italienischen Kunst.

V. Erinnerung an lionardo und Michelangelo ^

VI. Ravhael 122

VII. Tizian und einige seiner Zeitgenossen ^62

H. V. Gppenlieim in Verlin.

Zur Revision der Gewerbeordnung l?2

Heinrich Rrnse in Verlin.

Der Dänholm. Idylle 200

Iulin5 Rlaiber in Stuttgart.

wilhelm Hauff 2^2

F. Reuleaux in Verlin.

lieber Deutschlands gewerbliche Bestrebungen und Ausgaben . 22?

Franz Delitzsch in leipzig.

Der Talmud und die Farben 22H

hierzu das siorträt Verthold Auerbach's, gestochen von Hans Meyer in Verl in.

sirei» Pro Vuarlai 5 Mars. —

x>v. 22. louisenstratze.

Der öohn des Käthchen von Heilbronn.

Erzählung

von Ä5erchold Auerüach.

— Verlin. —

3aö Schauspiel war zu Ende, in der Proseeniumsloge erhoben sich drei Männer; sie hielten zusammen im Gedränge aus Treppe nnd Flur, wo man unter den das Theater Verlassenden kurze Gespräche hörte.

„Wie war's?" sragte ein Mann, der seine Frau abholte.

„Sehr hübsch! Ich habe mich sehr gut amüsirt."

„Du scheinst ja geweint zu haben?"

„Die Adolphi spielte ties ergreisend."

Zwei Frauen besprachen mit einander die geschmackvollen verschiedenen Anzüge der Adolphi.

Die drei Genossen standen unter der Vorhalle. Friedrich von Büdesheim ries mit heller Tenorstimme nach seinem Wagen; er suhr vor, die drei Genossen setzten sich ein, der Kutscher wußte, wohin er zu sahren hatte.

Der Gummibezng der Räder hätte wohl gestattet, ein Gespräch zu sühren, aber es war unverbrüchliche Bestimmung, daß man erst beim Abendessen die Eindrücke und Ansichten austauschte.

Friedrich von Büdesheim war ein Mann von gnter Bildung, wenn er auch ost darüber klagte, daß sein Bildungsgang unterbrochen worden sei. Er nannte sich bisweilen einen Abonnenten im Kampsspiele des Daseins, das er, ohne persönliche Beteiligung, sich mit gelassener Ruhe betrachte. In seiner Iugend hatte er studiren wollen, mußte aber die Fabrik seines Vaters übernehmen, die ihm indeß in der Gründnngszeit zu einem guten Preise abgekaust wurde. Nunmehr lebte er in ungebundener Weise von Essen und Trinken, von Leetüre und Theater und hatte seine besondere Lust daran, es minder begüterten Genossen behaglich zu machen. Sein Wagen, seine Bücher, sein Tisch, seine Loge im Theater standen guten Gesellen immer bereit. Er war ein Manu von Urtheil und Geschmack und dabei von überaus läßlicher Gesinnung, die aus einer gewissen besonderen Dankbarkeit beruhte. Er war Iedem, der etwas leistete und darstellte, dankbar. „Das ist doch etwas, das ist viel," sagte er, auch bei dem Unzulänglichen. Die Menschen waren ja so emsig, sie malten Bilder, schrieben Bücher und Dramen, um ihn zu vergnügen. Außerdem wußte er aus dem Umgange mit Künstlern und Künstlerinnen — und er betonte das gerne mit einem seltsamen Gesichtsausdruck — wie viel mühsame Arbeit in dem stecke, was man so leicht und obenhin bekrittelt.

Herrn von Büdesheim gegenüber saß ein schlanker junger Mann von elegischem Gesichtsausdrucke, den man scherzweise den Epigonen oder anch Fäustle nannte. Er hatte hervorragende dichterische und kritische Begabung, aber auch in dieser Natur war etwas Gebrochenes. Allem Alltäglichen, allem Kleinlichen gegenüber widerstrebend und ablehnend, hatte er das Verlangen, große, streng bemessene Dichtwerke zu schaffen, und in Plänen, in Vorsätzen und großen Ausgaben war Niemand reicher als er; in der Aussührung aber stockte er beständig, denn er glaubte, noch viel Höheres und Mächtigeres zu können und zu müffen, und so unterblieb, was er eigentlich vermochte. In der ersten Iugend hatte er einmal gesagt: Nur einen neuen Faust dars ich schreiben, nichts Geringeres. Daher hatte er den Namen „Fäustle" bekommen, den allerdings nur Altvertraute ihm noch geben dursten. Die Selbstkritik hatte ihm auch eine große Selbstbeherrschung gegeben, Niemand bemerkte, daß er eigentlich unzusrieden mit der Welt war, die sich an den flüchtigen Tageserscheinungen vergnügte und nicht mit seinen ungeschriebenen Werken sich besriedigt sühlte. Vorläusig war er Lehrer der deutschen Sprache und Literaturgeschichte an einer sogenannten höheren Töchterschule und ward das Ideal aller seiner Schülerinnen von der Consirmation bis zur Verlobung.

Von den hier Vereinten wurde er ost der Epigone genannt, und bei diesem Namen sei er auch hier bezeichnet; denn er behauptete: wir Neueren könnten nichts mehr gestalten, was der Mühe werth sei und länger als eine Saison lebe.

Der Dritte war ein Prosessor der Philologie, der aber von seinen Berussgenossen als Ketzer, ja, was noch schlimmer, als Dilettant und Belletrist sich ansehen lassen mußte; denn er war der Ansicht, daß nicht nur Plautus und Terenz genauere Beachtung verdienten, sondern anch Hinz und Kunz der heutigen Zeit mit ihren Hervorbringungm. Ein College, der ihn einmal darüber ausspottete, mußte das Wort von ihm hören: Ihr Hochgeehrten, ihr haltet den ausgestopsten Vogel im natnrhistorischen Museum sür den allein wirklichen Vogel; ich aber glaube, daß der warmblütig bewegte, der sliegende Vogel der wirkliche ist.

In dem Wagen suhren die drei Genossen geraume Zeit still dahin. Ter Epigone aber konnte sich nicht enthalten schon jetzt zu sagen: „Das hat doch ein ächter Dichter gemacht! Und wäre nur die eiue Stelle, die stammt aus einer wirklichen Dichterseele. Wie sich die beiden Eheleute zum ersten Mal zanken, und wie der Ehemann sagt: »Sind das unsere Stimmen, die so mit einander reden?« Dieser aus der Tiese kommende Anrus, der wie ein naiver Naturlaut austönt und doch aus künstlerischem Bewußtsein hervordringt, dieses plötzliche Sichbesinnen, dieses wie traumhast Verwandelt- und Versetztsein, mit einem Wort dieses Außersichsinden, vor sich selbst Erschrecken, das ist ein Aeeord aus einer volltonenden Dichterseele, ein Strahl aus einem sonnenhasten Dichterauge."

„Es sreut mich, daß gerade Sie das sagen," entgegnete Büdesheim. „Die kritiksüchtige Genußlosigkeit unserer Zeit ist undankbar gegen die produetiven Geister, die Gutes schaffen, wenn es auch nicht das Beste und Hochste ist."

Man kam beim Gasthose an, und als man durch den großen Saal nach dem von Büdesheim bestellten kleinen Zimmer gehen wollte, begegnete ihnen ein hochgewachsener Mann in Hauptmanns-Unisorm. Der Prosessor, der ein ehemaliger Schulkamerad des ernst drein blickenden Ossieiers war, sagte zutraulich: „Es sreut mich, Dich einmal wieder zu sehen. Bist Du allein, Curt?"

„Ia!"

„Willst Du Dich uns anschließen?"

Der Ossieier nickte und so gingen die vier in das behagliche kleine Zimmer. Der Prosessor war aber doch etwas besangen; denn er wußte, welch ein bitteres Geschick das Gemüth des Hauptmanns bedrückte, und es konnte eben heute Verletzendes oder doch neu Ausregendes im Gespräche sich kundgeben.

Hauptmann Curt, ein wissenschastlich hochgebildeter Mann, liebte eine^ Schauspielerin und wollte sie zur Gattin nehmen, aber sie hätte ihren Kunstberus ausgeben müssen; hiersür waren aber die ökonomischen Verhältnisse Beider unzulänglich, und so standen sie im Kampse um Resignation, der den Hauptmann vereinsamte und verdüsterte. Die beiden anderen Genossen schienen nichts von diesem Vorkommniß zu wissen, denn sie kannten den Hauptmann nur oberssächlich.

Die Cigarren wurden angezündet, natürlich spendete Büdesheim dieselben, mit dem Hinzusügen, daß sie ächtes Kraut und von der jüngsten Ernte seien.

„Die Herren kommen wol aus dem Theater?" sragte der Hauptmann.

„Ia!" entgegnete der Prosessor

„Und was wurde gegeben?"

„Ein neues Komödiantenstück," sügte der Epigone hinzu.

Der Hauptmann setzte seine Cigarre nochmals iu Brand, nur der Prosessor sah, wie er bis in die Stirnhaare hinein roth wurde.

„Ich muß sagen," setzte Büdesheim lustig hinzu, „wenn man eine solche Künstlerin, wie die Adolphi, zur Frau hat, dann muß man sie bei ihrer Kunst lassen. Sie ihrem Beruse entziehen wäre ein Raub, ein Verbrechen an der Kunst. Freilich aber auch, eine solche Frau zu heirathen, ist ein Wagestück, und es ist nicht Iedermanns Geschmack, seine Frau aus dem Theater geliebkost oder tragisch gequält zu sehen."

Der Hauptmann stieß schnellere Rauchwolken aus, aber mit ruhiger Stimme sragte er: „Was war denn der Inhalt des neuen Stückes?"

„Ich sinde es ungerecht," nahm der Prosessor das Wort, er schien offenbar in Verlegenheit, „wenn man aus einem Dichtwerke das Schema auszieht; man muß zu viel zerstören. Allerdings ist jede Dichtung in sich hinsällig, von der man nicht kurzweg und nackt den wesentlichen Inhalt und vor Allem den Drehpunkt der Handlung erzählen kann. Es bleibt sreilich immerhin, als ob man ein reich instrumentirtes, ein harmonisch zusammengestimmtes Musikwerk nachpseisen wollte; die Instrumentation sehlt."

Er hielt inne und hätte gern den Genossen gesagt, wie unzuträglich es sei, jetzt gerade dieses Thema abzuhaudeln; aber er sah wieder die ruhig gesaßte Miene des Hauptmanns und ließ den Epigonen gewähren, der mit klangvoller, warmherziger Stimme und nicht ohne wohlbemessene Betonungen sagte:

„Ich möchte doch dem Herrn Hauptmann kurz erzählen: Eine liebenswürdige, natnrvolle Schauspielerin gibt einem edlen, kunstbegeisterten Baron, nachdem sie au viele Andere Körbe ausgetheilt hat, eben in dem Moment ihr Iawort, wo sie in der niedrigsten Weise von einem — glücklicher Weise nicht aus der Bühne erscheinenden — Reeensenten öffentlich verleumdet wurde und von ihren Vorgesetzten eine Zurücksetzung ersährt. Sie heirathet und lebt nun aus dem Gute des Barons; die ehemaligen Berussgenossen ziehen singend und in toller Lustigkeit vorüber, sie verläßt ihr Schloß und schließt sich den Genossen wieder an, spielt in einem neuen Stücke, das Aehnlichkeit mit ihrer Situation hat, und der Baron, der eben seine Frau nur sür sich allein haben wollte, wird bekehrt und willigt schließlich ein, daß sie seine Frau und Schauspielerin zugleich sei."

„Da sehen Sie," siel Büdesheim ein, „wie ungerecht man wird, wenn man die mit so viel Lustigem und so viel Rührendem, mit so viel ächten Naturlauten ausgestattete Fabel so dürr herausschält."

„Wunderlich!" sügte der Prosessor hinzu, „alle Personen dieses Stückes, die großen und kleinen Schauspieler und Schauspielerinnen, die da austreten, sind so wahr, so lebensvoll physiognomisch, und die Fabel, vor Allem die Schlußwendung scheint mir versehlt. Ich erwartete einen schnurstracks entgegengesetzten Schluß. ?6lsat ars, üat mun^us. Nicht der brave, edelsinnige Mann, die Schauspielerin mußte bekehrt werden. Nun aber wird der Baron der Mann seiner Frau, der Gatte einer berühmten Schauspielerin; er wird sich mit den Reeensenten gut stellen, irgend ein unwürdiges Subjeet zu einer Ehrenerklärung oder zu einem Dnell bringen müssen, und dasür hat er das Vergnügen, seine Frau in doppeltem Sinne beklatscht zu sehen."

„Mich als Epikuräer," wandte Büdesheim ein (er ärgerte sich, wenn man ihn so nannte, weil er es wirklich war), „mich als Epiknräer würde es reizen, meine Frau — wenn ich mir ein weibliches Wesen als unabtrennlich von mir denken könnte — in verschiedenen Gestalten und Kostümen zu sehen; aber sreilich, ich könnte es nicht verwinden, Schminktopfträger zn sein."

„Schminktopsträger! Woher haben Sie das Wort?" sragte der Prosessor mit ungewöhnlich bewegter Stimme.

Dem Hauptmann war die Cigarre entsallen, er hob sie aus. Niemand konnte die Betrossenheit in seinen Mienen wahrnehmen.

„Woher haben Sie das Wort?" sragte der Prosessor noch einmal.

„Ich weiß nicht," entgegnete Büdesheim, „vielleicht habe ich es einmal gehört, vielleicht auch habe ich es jetzt erst gebildet."

Nun trat eine Pause ein, der Hauptmann und der Prosessor wechselten bedeutsame Blicke. Der Epigone, der nichts davon merkte, legte sich in seinen Lehnsessel zurück und sprach in lehrhastem Tone:

„Was sollen uns Existenzen, die, ich möchte sagen, nicht im allgemeinen Sonnenlicht stehen, sondern eine eigene künstliche Beleuchtung, das jetzt theatergebränchliche elektrische Licht verlangen? Was soll uns überhaupt die künstliche Kunst, diese gemalten Maler-Ateliers, diese gespielten Schauspieler? Dieses Künstlerpathos ist nicht nur ein künstliches, anch ein Stück Byzantinismus und Unsruchtbarkeit ist in diesen Produeten. Holt euch ein Stück srisches Leben und sucht es zu sassen und zu sormen. Was die Kunst darstellt, muß aus dem wirklichen Leben genommen sein und am wirklichen Treiben sich messen lassen. Ich kann aus vielsacher Ersahrung sagen: unsere heutige Iugend liest nur mit Widerstreben Goethes Wilhelm Meister oder liest ihn gar nicht. Lust und Leid des Komödiantenthums bewegt heutigen Tages die Gemüther nicht mehr. Und nun gar Schauspieler als handelnde Personen vor unseren Augen, die Rückseite, das Leben hinter den Coulissen sür uns herumrücken — es ist Unnatur und sinnverwirrend zugleich. Iedes Wort hat, wenn ich so sagen dars, einen schielenden Ton; der Zuschauer muß sich an's Schielen, nicht nur im Sehen, sondern auch im Hören, gewöhnen. Ieder Zuschauer ist da ein Stück doppelten Publikums, des singirten und des wirklichen. Der Spielende ist zugleich der Gespielte, bald müssen wir ihn uns mit der Schminke aus den Backen denken, bald davon besreit. Was verlangt ein Dichter, der einen Schauspieler zum Helden macht, vom Zuhörer und Zuschauer? Drei Empsindungsorchester oder auch Melodien spielen durch einander. Der Mann da draußen heißt als Schauspieler unserer Stadt Herr Müller, als Schauspieler im vorgesührten Stücke heißt er Schulze, und in dem Stück, in welchem er aus's Stichwort hinaus muß, spielt er die Rolle des Herrn Fischer."

Der Epigone hatte laut und hestig gesprochen, jetzt hielt er inne und mit einem liebenswürdigen Lächeln sagte er: „Ich sehe Ihnen an, HerrHauptmann, Sie wollten etwas sragen."

Der Hauptmann war betroffen, aber wiederum in schneller Fassung. sagte er: „Allerdings. Ich wollte sragen, warum sich nicht der Schauspielerberus ebenso gut zur dichterischen Darstellung eignen sollte, wie der des Musikers, des Malers, des Prosessors? oder schließen Sie auch diese aus? Was bliebe Ihnen dann? Beamte, Kausleute, Soldaten, Handwerker, höhere und niedere Bauern."

„Ich glaube," trat der Prosessor sür den Epigonen ein, „ich glaube, unser Freund will nur das ausschließen, was ein Pathos, eine Spannung der Nerven voraussetzt, die nicht aus der allgemeinen Menschennatur heraus sich aus die Zuschauer überträgt, etwas psychologisch Aristokratisches mit eximirtem Gerichtsstand; die Zuschauer dürsen nicht erst durch allerlei Zuthaten und Reizmittel das Gruseln lernen. Das Gruseln muß sich naturgemäß von selber einstellen, indem jeder Zuschauer sich in die Seele des Handelnden, des Leidenden und Kämpsenden versetzt sieht. Hier aber sagt oder empsindet er doch leicht: das geht dich da draußen an, mich nicht. Ich glaube, unser Freund wollte auch nur sagen, der Aeeent muß aus dem Allen erkennbaren, allgemein Menschlichen liegen, nicht aus der Besonderheit eines Beruses. Ein Krieger, ein Seesahrer, ein Staatsmann, ein Fabrikant sind dichterische Objeete, wenn durch das berusliche Kostüm die allgemein menschliche Gestalt, und hier vor Allem die Psyche, in ihren Regungen und Bewegungen erkennbar ist."

„Ia," sügte der Epigone wieder an, „ein Hauptmoment ist doch noch allgemein gültig. Die Iungsrau von Orleans muß sterben, nachdem sie rauschenden Kriegsruhm und Verehrung als Wundererscheinung. genossen. Soll sie wieder Hirtin werden, oder soll sie irgend einen Cavalier am Hose heirathen? Sie muß sterben. Wie soll das Exeentrische wieder eoneentrisch werden? Schon eine Schlupswespe, die ans der Verpnppung ausgeflogen ist, kann nicht mehr in dieselbe zurück, sie hat zu. viel Lust eingesogen, die Verpnppung ist ihr nun zu eng. Eine Schauspielerin, an Huldigungen und öffentliche Bethätigung, an den Genuß des rauschenden Beisalls gewöhnt, daß tausend Augen glänzen, tausendHände sich regen, kann sich nicht im engen Pflichtenkreise einsriedigen. und ausleben. Dieses Moment dichterisch auszugestalten, wäre eine schöne und wohl anzuerkennende Ausgabe. Der hier eoueret gewordene Consliet stammt aus dem Centrum, ich möchte sagen aus der Centralsonne des höchsten und ewigen Consliet«, den wir als Kamps zwischeu Freiheit und Notwendigkeit, oder näher, zwischen individueller Naturbestimmung und soeialer Gebundenheit bezeichnen dürsen. Das Absolute und das Bedingte, das Ewige und das Zeitliche geräth in Reibung und drängt zum philosophischen oder dichterischen Austrag. Dieses Centrale bricht dann in verschiedenen Strahlungen auseinander, wird Kamps zwischen Genie und bürgerlicher Bescheidung, zwischen Naturtrotz und bezwungener Demuth, zwischen Dämonischem, Märchenhastem mit Nüchternem und Alltäglichem. Beide in sich berechtigte Gewalten dichterisch zu balaueireu und durch Tatsachen und typische Figuren zu demaskiren oder vielmehr die Naturgewalten zur elektrischen Entladung bringen, das könnte auch in dieser Sphäre eine hohe dichterische Ausgabe sein. Hier sind verknotete Kreuzgewebe, hier sind Grenzstreitigkeiten des Gewissens, und es sragt sich, ob die Herbheit der Tragik nicht geschmeidigt, die Härte nicht löslich gemacht werden kann. Den Kunstberus der Künstlerin dem bürgerlichen Berus des Mannes entgegenzustellen, der heiligen Natur die prosane Gesellschast, hier die Lösung suchen, das wär's; oder noch mehr: die Collision der Pslichten, der Consliet zweier durch Bande der Natur unlöslich verknüpster Menschen ist dichterisch ausgiebig, noch ausgiebiger aber, wenn die kämpsenden zwei Naturen in einem einzigen Menschen eingeschlossen sind, wie hier die Künstlerin und die Gattin, das bürgerlich samilienhaste Element und das künstlerisch exeentrische. Denn Gott Apollo ist ebenso gut wie der alte Gott Iehovah ein eisersüchtiger Gott und besiehlt: Du sollst keinen andern Gott neben mir haben."

Der Epigone hatte sehr hestig gesprochen, der Hauptmann ihm mit offenbar gewaltsamer Ruhe zugehört. Geraume Zeit herrschte Stille in dem behaglichen Gemach. Büdesheim nahm endlich das Wort und sagte: „Unser Freund hat einem zukünstigen Dichter wieder eine hohe Ausgabe gestellt. Ich meinerseits möchte diesem Dichter der Zukunst einen kleinen Beitrag geben. — Ich kannte eine Sängerin, die sich im Zenith ihres Ruhmes von der Bühne getrennt hatte; sie sand erst Ruhe, als sie Pietistin wurde und sich immerdar mit ihrem Seelenheil beschästigen konnte. Sie that das sür sich nnd die Ihren mit einem Eiser, der eine wundersame kleine Geschichte zur Folge hatte. Sie hatte einen Sohn von süns Iahren, sür welchen sie gerne einen Kameraden wünschte. Man brachte ihr einen wohl- und seinerzogenen, gleichalterigen Knaben ans der Nachbarschast. Eines Tages kommt das Nachbarskind nach Hause, und der Vater sragt: Nun, wie war's? Da antwortete das Nachbarskind: Der Werner hat mir ganz stolz gesagt: Bist Du auch ein Sünder? Ich bin ein Sünder, mein Vater ist auch ein Sünder, meine Mutter ist auch eine Sünderin, wir alle sind Sünder, wir alle; bist Du auch ein Sünder? — Das Sängerinkind war ganz stolz daraus, ein Sünder zu sein."

Mit dieser zu allgemeiner Besreiung und Heiterkeit vorgetragenen Anekdote wendete sich das Gespräch, und man schickte sich endlich zur Heimkehr an.

Aus der Straße bot Büdesheim den Freunden an, sie nach Haus zu sahren, aber der Hauptmann sagte, er möchte mit dem Herrn Prosessor zn Fuß gehen, und so suhren die Anderen nnd die Beiden gingen mit einander.

Mit zögerndem Tone sragte der Hauptmann den Prosessor: „Deine Freunde hatten gewiß keine Ahnung davon, wie mich das Alles berühren mußte?"

„Gewiß nicht, denn es sind Männer von Takt."

Geraume Zeit gingen die Beiden still dahin; endlich sagte der Hauptmann: „Ich war ost daran, Dich zum Schiedsrichter zwischen mir selbst zu machen oder doch Dich zu berathen, aber ich sehe, daß mir Niemand rathen kann. Ein Ieder wird da zum Prometheus, der das Schwere in sich allein vollsühren nnd schlichten muß."

Mit ossenbarer Behutsamkeit im Tone und in der Wortgebung erwiderte der Prosessor:

„Ich habe viel über Dich und Deine Lage gedacht. Es könnte als Tyrannei erscheinen, daß Dein Berns die sernere künstlerische Thätigkeit Deiner Frau ausschließt. Aber die Geschlossenheit Deines Standes mit seinem eorporativen Geiste, mit seinem Einanderhalten in Reih und Glied, das bedingt eben die Unzuträglichkeit, und ein Ausscheiden aus Deinem Beruse ..."

„Würde mein ganzes Dasein in Frage stellen," siel der Hauptmann rasch ein. „Was könnte ich dann noch sein? — Das Wort »Schminttopsträger« hat Dich auch erschreckt, ich sah es, um meinetwillen."

„Nicht blos um Deinetwillen. Komm mit nach Hause, ich will Dir deu Beweis geben, und Du wirst mit mir staunen."

Im Hause des Prosessors, wo man leise austrat, um die Frau und die Kinder nicht im Schlase zu stören, sührte der Prosessor den Freund in seine Stndirstube, zündete dort eine Lampe an, suchte in einem verborgenen Schubsache uach einem Manuseript nnd sagte: „Das sollst Du lesen. Ich bedauere uur, daß Du nicht die wohlklingende, ties zum Herzen dringende Stimme hören kannst, mit der die edle, herrliche Frau iu hohem Alter mir diese Geschichte dietirte. Du sollst sie lesen, Tu wirst sinden, daß das seltsame Wort von Bndesheim hier auch eine Rolle spielt. Lies! Ich habe unterdeß noch etwas zu schreiben."

Der Prosessor übergab dem Hauptmann ein kleines Hest, dann setzte er sich an einen andern Tisch, nnd der Hauptmann las:

„Ich bin ein Theaterkind, nicht eigentlich Kind von Schauspielern, aber von srüh an hörte ich immer vom Theater sprechen und wie wir davon lebten. Mein Vater war Mitglied der sürstlichen Hoskapelle, er war ein still zusriedener und immer bescheidener Mann. Er brachte es sein Leben lang nicht weiter als zum zweiten Geiger, und ich glaube, er wollte es auch nie weiter bringen. Auch im Hause, dars ich sagen, spielte mein Vater nur die zweite Geige, meiue Mutter herrschte, und er ließ sie gerne herrschen. Ich habe meinen Vater nie hestig gesehen, auch da nicht, als er mir Musikunterricht gab, und. da werdeu die Väter doch leicht zornig und ungeduldig.

Es schien, als ob ich eine gute Singstimme hätte, aber es zeigte sich bald, daß sie nur sehr dürstig war. Dagegen bemerkte ich schon srüh, daß man meine Sprechstimme sehr lobte. Zum Geburtstage der Mutter und zu dem des Vaters hatte ich mein Gedichtchen herzusagen, und ich sehe noch den strahlenden Blick meines guten Vaters; er hörte mir mit den Augen zu, deu lieben stillen blauen Augen. Ich kann es nicht sassen, daß mich diese Augen nicht mehr sehen, und doch werde auch ich bald . . . Aber genug, schreib' nur weiter!

Ich überspringe mehrere Iahre; ich war Schauspielerin. Ich erhielt Antrage nach auswärtigen Bühnen, aber ich konnte mir nicht denken, daß ich meine Eltern verlassen sollte, und der Fürst, der mich als eingeborenes Landeskind besonders hochhielt, erhöhte mein Gehalt. Ich wollte unseren bescheidenen Haushalt nun größer, bequemer machen, aber mein Vater duldete es nicht. Nur das that er mir zu liebe, daß er seine vielen Privatstunden bis aus ganz wenige ausgab.

Noch jetzt zittert mir das Herz, wenn ich jenes Abends gedenke, wo ich das Käthchen von Heilbronn spielte. Mein Vater sah mich, und ich kam einmal sast in Verwirrung, als ich bemerkte, wie er im Orchester mit dem Taschentuch sich die Thränen abtrocknete. Als ich heimkam, sagte er mir: Kind, ich habe rechte Freude an Dir. Kind, Du hast etwas, was sich Gottlob nicht lernen läßt; Du hast den Ton der Wahrhastigkeit, man glaubt Dir, was Du sagst; das ist recht, das ist das Beste; dabei bleibe.

Diese Freude war die letzte meines Vaters, er starb bald daraus. Ich verließ nun mit meiner Mutter die kleine Residenz und kam an das große Hostheater in N. Ich kann sagen, was au Ehren, was an Liebe und Achtung ein Menschenkind empsangen kann, es ist mir geworden. Ich war so glücklich, daß ich gar nicht dachte, es könne noch ein anderes Glück aus der Welt geben. Ich hatte, was viel sagen will, nicht nur keinen Feind, sondern auch keine Feindin. Meine liebste Rolle blieb das Käthchen, nnd ich gedachte dabei ost meines Vaters: Ach, wenn er noch da unten säße im Orchester und den Iubelrus des vollen Hauses hören könnte. Es ist hart, wenn man ein Glück hat, das man nicht mit dem Liebsten aus Erden theilen kann, und meine Mutter war leider taub geworden, und sonst hatte ich Niemand, dessen Lob mich im Tiessten erquickte, von all den Verehrern und Lobpreisern Niemand.

Nun aber lernte ich kennen, daß es doch noch ein anderes Glück gibt. Ein junger Mann, so schön als gut, so gebildet als reich, warb um mich, und mein Herz schlug ihm entgegen. Aber ich lehnte seine Werbung ab; denn er verlangte, daß ich der Kunst entsage, und wie sollte ich dann noch leben? Ottokar verhielt sich ruhig und bestürmte mich nicht weiter. Er sah, daß ich keinen Andern liebte und daß ich mich immer von Herzen sreute, wenn er kam. Fast noch mehr, als ich ihm gut war, liebte ihn meine Mutter, und wunderbarer Weise las sie ihm die Worte, die er sprach, von den Lippen ab, von den guten seinen Lippen, über die nie ein unwahres, ein übertriebenes oder gar unschönes Wort kam.

Eines Tags brachte mir Ottokar seine Eltern. Es waren gediegene, biederherzige Menschen, voll schlichter Güte. Auch sie bedrängten mich nicht weiter, obgleich sie mir zu verstehen gaben, wie glücklich meine Verbindung mit ihrem Sohne sie machen würde. Ich weinte den ganzen Tag, als sie weggegangen waren, die guten Menschen, und meine Mutter weinte mit mir; sie redete mir zu, sie betheuerte, sie werde ruhig sterben, wenn sie mich mit einem solchen Manne verbunden verließe, aber ich ries ihr entgegen: Die Künstlerin in mir tödten, das heißt mich nur halb, weniger als halb leben lassen. Und von da ab schwieg sie und zwang sich auch ossenbar zu heiterer, besriedigter Miene.

Ich hatte am Abend, da die Eltern Ottokars abgereist waren, als Käthchen auszutreten. Ich spielte zum ersten Mal schlecht, das Publikum schien es nicht zu sinden, aber ich sand es. Ich hatte das Gesühl, daß. mir jener Ton der Wahrhastigkeit verloren gegangen war, den mein Vater als das Höchste gepriesen hatte. Die Kritiken kamen, sie lobten meine großen Fortschritte, die ich noch immer mache; ich begriff das nicht. Auch Ottokar kam und sagte: er hätte nicht gewußt, daß seine Bewunderung sür mich noch einer Steigerung sähig sei. Und eben jetzt in dieser gewaltsamen Gehobenheit, gegen welche doch ein Inneres in mir widersprach, erklärte ich Ottokar, daß ich die Seine werden und der Kmist entsagen wolle. Ich erschrak, als ich das gesagt hatte, aber ich konnte das Wort nicht mehr zurücknehmen, und wunderbar! es gibt Zustände, wo man seinem Selbst entrückt ist. Der Ton, in dem ich vorhin noch mein Wort gegeben hatte, das war wieder der Ton der Wahrhastigkeit, ein solcher, wie ich ihn von mir selber gehört, und ich hörte ihn, wie wenn eine ganz Andere ihn gesprochen hätte. Ia, so seltsame Menschen sind wir Künstler.

Nun aber weiter! Ottokar bezahlte eine namhaste Summe, um mich von meinem Vertrag loszumachen, und so war ich, wie in eine Traumwolke gehüllt, verlobt, verheirathet, und wir reisten nach Italien, während meine Mntter uns das neue Haus einrichtete.

Wir kamen zurück, voll von den großen Eindrücken, und wie wohl Ivar's mir nun in meiner schönen Häuslichkeit. Ein Porträt von mir im Kostüm des Käthchen war wie in einen Tempel hineingestellt.

Ottokar hatte eine bedeutende Kunsthandlung. Wir verlebten den Winter in angenehmer Häuslichkeit und Geselligkeit; die besten Familien der Hauptstadt besuchten unser Haus. Einmal ließ ich mich dazu verleiten, einige Gedichte zu deelamiren. Ich war selber ersreut, ich dars sagen, entzückt über meine schöne Stimme; sie schmiegte sich jedem Empsindungsausdrucke an. Es war dann sehr erheiternd, wie darüber hin und her gesprochen wurde, warum denn nur der Gesang sich zur Geselligkeit eignen solle und nicht auch die Deelamation. Wunderlich ergriff's mich, als ein höherer Ossieier mir sagte: Es ist schön, daß Sie Ihren srüheren Berus nicht verleugnen. Das tras mich ties. Was sollte ich denn verleugnen? Habe ich meinen Berus verleugnet? Was hatte ich denn gethan? Wie gesagt, es ergriff mich ties. Ich weiß nicht mehr, was ich antwortete, aber wenn ich in meiner Loge im Theater saß, konnte ich es ost vor Unruhe nicht aushalten, ich meinte ost, ich müsse hinunter und der Darstellerin sagen: bitte, lassen Sie mich spielen. Es kann sich Niemand denken, wie das ist, so seine eigenen Worte — denn die Dichterworte waren mir zu eigen geworden — von sremden Stimmen zu hören, und ich vernahm doch auch Aeeente und sah Bewegungen, die ich nicht gehabt hatte. Es ärgerte mich und sreute mich durcheinander, wenn Freunde und Freundinnen in unsere Loge kamen und mir sagten, so wie ich könnte doch Niemand diese oder jene Rolle darstellen. Die Leute erwarteten, daß ich mit der herkömmlichen lügenhasten Bescheidenheit ablehnend daraus antworte, aber ich konnte nicht, denn ich glaubte ehrlich, daß in der Thal von denen, die da agiren, Niemand es so mache, als es sein sollte.

Den ersten Sommer verlebten wir zum großen Thcile aus dem Landgute meiner Schwiegereltern. Mein Mann ließ mich ganz dort und kam nur jeden Sonnabend und blieb bis zum Montag. Ich hatte in meinem Leben nie aus dem Lande gelebt, ich war ein Stadtkind, sast ein Theaterkind, und mir war's, als wäre ich jetzt erst aus die Welt gekommen, und alles Kunsttreiben und alles Gesellschaststreiben war mir wie ein Traum, ein schwerer Traum, den man vergessen muß. Ich meinte, ich müßte jeden Waldbaum, jeden Obstbaum begrüßen und ihm danken, daß er nun auch mein sei. Die Blumen, das Gras, das wogende Kornseld, das weidende Vieh, Alles glänzte mir so neu, erschien mir wie ein Wunder. Meine Schwiegereltern liebten mich als ihr eigen Kind, sie sagten mir das selten, aber ich sah es ihnen an den Augen ab. Und eine besondere Lust war's mir, meinem Schwiegervater, der krank zu Bette lag, vorzulesen. Ich lernte dabei auch eine neue Wirkung meiner Stimme kennen, eine einschläsernde, und sie verdroß mich nicht. Der treffliche Mann entschuldigte sich ansangs ost mit innigen Worten, daß ihn der Schlas übermanne, aber er litt ja in der Nacht an Schlaslosigkeit, und aus die Erklärung hin, daß mich diese Wirkung durchaus nicht beleidige, sondern nur ersreue, unterließ er sortan, wie das seine Art war, jedes uberslüssige Wort. Seltsam aber war es, wie der Mann wachen Geistes sehr ost bis aus's Wort hin sich erinnerte, wann er eingeschlasen. Eines Ausspruches von ihm gedenke ich gern, denn er sagte: Nimm die Freude und den Dank all der Tausende, die Tir huldigen, zusammen, mein Dank ist doch noch größer, als der jener Aller zusammengenommen.

Der Schwiegervater starb im Herbste und segnete mich noch mit seinem letzten Hauch. Ich reiste mit Ottokar wieder znr Stadt, ich hatte ihn gebeten, mich aus dem Lande zu lassen, aber ich mußte doch seinen Gründen nachgeben. Wir kamen in die Stadt znrück. Ich hörte, wie viel darüber geredet wurde, daß wir jetzt bereits im Trauerjahr das Theater besuchten und zwar regelmäßig. Ich kann die Menschen nur einsach verachten, die die Kunst als ein unwürdiges, ein berauschendes, ein blos prosanes, ja vielleicht srivoles Genießen gelten lassen. Aus dem Tempel sollte man die Menschen weisen, die das so ansehen; aber sreilich, die Theater sind auch keine Tempel mehr, und sie bringen Dinge, derer man sich schämen muß. Ia, welche verborgenen Schleichwege hat die Versührung! Eben das, daß die Kunst so erniedrigt wird, erweckte in mir das Verlangen, mich ihr wieder zu widmen und meinestheils zn ihrer Reinigung und Erhebung beizutragen. Ich war ost traurig, und Ottokar redete mir zu, ich solle mir an ihm ein Beispiel nehmen, er habe sich doch bereits über den Tod des Vaters so weit

als möglich getröstet, ich aber erscheine noch untröstlich. Ich rang mit mir, daß ich bekennen sollte, und da siel mir das Wort meines Vaters ein: Du hast den Ton der Wahrhastigkeit, laß dir den nicht entwenden. Ich konnte Ottokar nicht ein salsches Wort, nicht einen salschen Ton erwidern, und ich gestand ihm meine Sehnsucht nach meinem Kunstberus. Bleicher, als es jetzt wurde, war sein Antlitz nicht, als er vom Begräbniß seines Vaters zurückkehrte. Mit seiner gewohnten Fassung und Selbstbeherrschung sagte er indeß: „Bitte, Luise, sprich das nur gegen mich aus, aber gegen Niemand anders. Willst Du?" „Ia!" antwortete ich, ihm die Hand reichend, und er küßte mir die Hand nnd sagte: „Ich glaube Teinem einsachen Wort und Deinem grundwahren Ton."

Ich hatte ihn also doch noch, den grundwahren Ton, slüsterte etwas im Hintergrunde meiner Seele, aber ich hieß es stumm seiu. Ich glaube, ich wollte mich selbst glauben machen, daß ich sern von allem Kuusttreiben im reinen Naturleben zusrieden und glücklich seiu werde. Ich sprach nur von meiner Sehnsucht nach dem Landausenthalt.

Wir lebten diesen Winter sern von aller Geselligkeit, und als der Frühling kam, sagte Ottokar: „Luise, errathe ich einen Deiner Wünsche?"

„Dn meinst den nach meinem ehemaligen Berns."

„Nein, ich glaube, Du hast noch einen andern; Du möchtest aus dem Lande leben, aus dem Gute."

„Ach ja, ja!" ries ich ihm zu.

„Nun denn," sagte er, „ich kann meine Kunsthandlung zu gutem Preise an meinen ersten Geschästssührer verkausen, und ich bin, wenn Du entschlossen bist, bereit, das Gut zu übernehmen und zu bewirthschasten."

„Nein, thue es nicht mir zu liebe; ich werde mich schon wieder drein sinden."

„Ich thue es nicht Dir zu liebe allein, ich thue es auch mir zu liebe."

Und so zogen wir aus's Land, ich war unn Gutsherrin und hatte meine neue Freude au den Wäldern und Feldern, an unserem schönen Viehstand. Was Anderen ein Alltägliches war, war mir ein Außerordentliches, was Allen so natürlich erschien, war mir ein Wunder. Ich konnte stundenlang einer weidenden Kuh zusehen; wie das so behaglich srißt und schnaust und nur manchmal einen Blick in die Landschaft wirst. Die Kühe kannten mich auch, und ein junges Rind solgte mir wie ein Hund, ja sogar die Rehe im Walde liesen nicht sort, wenn ich kam. Ich war so viel draußen wie noch nie im Leben; denn ich hatte nun auch reiten gelernt. Ich war von der Sonne so verbrannt, daß mich Ottokar ost seine braune Luise uaunte.

Ich war keine wohlthätige Fee. Der Schmutz in den Häusern der Landleute war mir zuwider. Ich lernte auch das Leben des Landvolkes kennen, es ist nicht schön, aber offen, man gewinnt bald Einblick in diese gardinenlosen Existenzen, wie meine Nachbarin, die Baronin von Trossen, sie nannte.

Ich sinde, soweit ich die Welt kenne, keinen großen Unterschied zwischen dem, was man die Gebildeten, und zwischen dem, was man das Volk nennt; das einzige ist, die Leute aus dem Volke sind ungeschickter im Lügen und im Heucheln und manche könneu es gar nicht, so wenig als das Thier. Der Fuchs kann nicht schauspielern und sich den Anschein eines treuen Hauswächters geben. Die Heuchelei, das Schönthun ist in der Welt, ich glaube, nicht erst in der heutigen so viel verbreitet; beim Theater noch am meisten, so daß es ein besonderer Schmaus ist, wenn man dahinter kommt, daß einer wirklich einmal die Wahrheit sagt, und daß er so ist, wie er sich gibt. Wie gesagt, daß die Landleute noch etwas vom lügenlosen Thierleben haben . . . doch, was soll ich Dir lehren?

So verging der Sommer. Am 25. September, es ist mein Geburtstag, brachte mir Ottokar ein Angebinde, das mich unendlich entzückte. Er hatte mit großer Mühe alle die Theaterzettel sich erworben, aus denen mein Name stand, und überreichte mir dieselben in einem Prachtband. Aus der einen Seite des Einbandes war die Muse Thalia, die über meinem Bilde den Kranz hielt, und darunter stand: „Luiseus Ruhm". Aus der anderen Seite war unser Gut abgebildet und wiederum mein Porträt, wie ich zu Pserde saß, und darunter stand: „Luiseus Ruh".

Wie gut hatte es Ottokar gemeint, und wie bös war es geworden.

Ich saß tagelang und blätterte die Theaterzettel hin und her und vergegenwärtigte mir alle die wonnigen Abende und die wohligen Tage. Alles Ungemach, das ich erlitten, die abgeschmackten Rollen, die ich ja auch hatte spielen müssen, waren vergessen; nur das Schöne, das Erhebende und Berauschende stieg mir aus diesen Blättern aus.

Ein Zauberkreis von hunderterlei Gebilden schwebte in der Lust und lockte und schmeichelte und ries: Ich bin du und du bist ich, komm wieder und sei wieder du und sei wieder ich. Sinnverwirrend drang es aus mich ein.

Ich konnte nicht anders, ich mußte Ottokar meine Sehnsucht nach meinem Berus aussprechen.

Er starrte mich lange schweigend an, dann sagte er:

„Lnise, soll ich Schminktopsträger werden?"

Es ist das einzige böse Wort, das ich je von ihm hörte. Ich konnte nichts erwidern. Mit einem Blick, der mir sremd war, sah er mich an und ging.

Schminktopsträger! — Das Wort ging mir tagelang nach. Ich hörte es aus dem Bache, der an unsern Fenstern vorübersloß, ich hörte es im Walde, im Felde, in meinem Schlaszimmer: Schminktopsträger. Ist das nicht Verwersung meiner ganzen Kunst? Das allein berührte mich; daß eine Erniedrigung Ottokars darin liegen sollte, daß er sich selber damit beschämte, das siel mir nicht ein.

Und immer wieder und immer stärker kam meine Sehnsucht nach meinem Berus. Ich erinnere mich, daß ich einmal auswachte mit den Worten: Mein hoher Herr! Ich hatte ossenbar im Traume das Käthchen gespielt.

„Du hast sehr lebhast geträumt," sagte Ottokar. Weiter nichts.

Ich war in meinem Leben eigentlich nie krank gewesen. Ietzt kränkelte ich und sah den sorgenvollen Blick Ottokars. Er hatte eine nothwendige Reise nach der Hauptstadt, ich konnte ihn nicht begleiten, und war zum ersten Mal mit meiner Mutter allein aus unserem Gute. Die Zeit wurde mir entsetzlich lang, und eines Tages ließ es mir keine Ruhe, ich holte meine Käthchenkleider und spielte mir ganz allein die Rolle vor. Unsere Nachbarn, die Trossens, kamen, und ich war in Verwirrung, mich jetzt zeigen zu müssen. Ich hatte die Kleider bald gewechselt, aber ich meinte, ich müsse mir die Schminke vom Gesicht abwischen, und es war doch nicht nöthig. Ich muß den guten Leuten ganz wunderlich vorgekommen sein, denn ich kam aus einer sremden Welt und sprach offenbar verwirrt.

Als die Nachbarn mich verlassen hatten, stand ich lange wie traumhast verloren vor meinem Käthcheugewande; ich war doppelt aus der Welt und gar nicht. Mein ganzes Dasein erschien mir wie ein halbvergessener Traum, aus den man sich allmählich besinnt. Und doch eben damals, — aber höre weiter . . . Wie von selbst kam anderen Tages der Arzt, er that, als ob er zusällig käme, aber offenbar hatten die Nachbarn ihn geschickt. Man brachte mich in's Bett. waren nicht günstig, und Du weißt es ja besser als ich, wie zusammengesetzt unsere Empsindungen sind. Es beruhigte mich, daß ich meine Schuldigkeit gethan, und eben jetzt, als ich meinen Berus verlassen sollte, eben jetzt wurde mir erst recht deutlich, wie lieb er mir war; ich bin doch mit Leib und Seele Soldat."

Ottokar kam; bald nach der ersten Begrüßung setzte er sich aus den Bettrand, zog ein Papier aus der Tasche und sagte: Luise, ich habe es sertig gebracht mit mir und dem Intendanten, hier ist der Vertrag, er bedars nur noch Deiner Unterschrist, und Du bist wieder eugagirt. Da saßte ich ihn um den Hals und vergrub mein Gesicht an seiner Brust und sagte: Vater!

Den Iubelschrei, den er da ausstieß, werde ich uie vergessen. Dem Himmel Dank, ries er, nur eins gibt es, nur eins konnte es geben, was Dich von Deiner Kunst aus immer abscheidet. Es konnte nur ein so gleich Großes sein als die Kunst, die Kunst ist die zweite Natur, aber die mächtigere ist die erste. .."

„Ich danke Dir, ich danke von Herzen," sagte der Hauptmaun, als er gelesen, dem Prosessor das Hest darreichend. „Bitte, gib mir einen Briesbogen und Umschlag."

Mit rascher Hand schrieb der Hauptmann, dann reichte er das beschriebene Blatt dem Prosessor. Dieser las: „Erneuern Sie Ihren Vertrag."

Während der Hauptmann das Blatt in den Umschlag legte und adressirte, sagte er mit bewegter Stimme:

„Alle Empsindung ist bereits ausgesprochen, aller Seelenkamps ausgegründet. Wir haben ausgemacht, daß ich die Entscheidung mit solchen kurzen Worten gebe. Diese Auszeichnung hier und das schlimme Wort »Schminktopstrager« hat nicht die Entscheidung herbeigesührt, mir sie bestärkt. Ich danke Dir. Aber wie kommst Du zu dieser Auszeichnung?"

„Das sragst Du? Ich bin ja der einzige Sohu von Luise und Ottokar. Ich habe das geschrieben, wie meine Mutter es mir dietirte. Ich will nicht sagen, daß eine Mutter gewordene Frau uicht mehr darstellende Künstlerin bleiben kann. Es läßt sich gar kein gutes Stück ohne Mutter ausgestalten, ohne Anstandsdamen, ohne Heroinen. Ich kenne Schauspielerinnen, die die besten Mütter sind, und dazu kommt das Genügen, daß auch die Frau die Erwerbende sein kann. Wie gesagt, daraus soll keine allgemeine Regel gelten, aber sie galt sür den besondern Fall. Bei meiner Mutter hieß es nur: Im Ansang war die Natur."

„Einer von uns," sagte der Hauptmann endlich, „mußte seinem Berus entsagen. Ich versuchte natürlich behutsam — deun wenn man bei meinen Oberen ersährt, daß ich Lust zum Austritte hatte, so ist es um mein regelrechtes Aussteigen geschehen — ich versuchte eiue Stellung im Eisenbahndienst oder auch im Polizeidienst zu gewinnen. Die Aussichten



Der Prosessor sah in die inneren Kämpse des Mannes hinein, und es war ein nicht unwirksamer Trost, wie er ihm sagte, er solle sich sreuen, daß ihm einmal das volle Glück der Liebe zu Theil geworden, Tausend und Abertausende stürben hin, Ledige und Verheirathete, die nie in Wahrheit empsunden, was Liebe ist. Der Hauptmann seuszte ties, es war der einzige Senszer, den der Prosessor von ihm vernahm.

Sie sprachen noch lauge; sie, die bisher Schulkameraden gewesen, wurden in dieser Stunde Freunde. Der Hauptmanu drückte endlich dem Prosessor die Hand zum Abschied. Er sagte es nicht in Worten, aber der Druck seiner Hand sagte es: Ich habe eine Liebe ausgegeben, aber einen neueu vollen Freund gewonnen.

„Ich begleite Dich noch, ich bin zu ausgeregt, um schlasen zu können," sagte der Prosessor, und ging mit dem alten Kameraden und neuen Freunde durch die stillen Straßen.

An einem Brieskasten blieb der Hauptmann stehen, zog den Bries heraus, betrachtete beim Scheine der Gasla lerne noch einmal die Adresse, dann schob er den Bries in den Kasten. Ein leises Beben ging durch seine krästige Gestalt, als der Schieber mit dem eigenthümlichen schälternden Tone niedersiel. Es war geschehen.

Die Freunde gingen weiter, am Hause des Hauptmauns nahmen sie nochmals Abschied, und in einem sast hellen Tone sagte der Hauptmann:

„Gute Nacht, Sohn des Käthchen vou Heilbronn."

„Nenne mich aber nur zwischen uns Beiden so!" ries der Prosessor ihm nach.

von

Leopold Vau lianlle.

— Verlin. —

Erinnerung an kionardo und Michelangelo.

üa« ist das Zeichen des wahrhast Lebendigen, daß es immer sortzeugend etwas Neues hervorbringt.

Aus der Religion war die Kunst hervorgegangen. Die religiose Idee menschlich, andringlich, gegenständlich vor Augen zu stellen, ist ihr ursprüngliches Bestreben; daraus ist sie erwachsen.

Das Bemühen aber, die Idee, den Gedanken zum Gegenstand zu machen, ihn in die Welt einzusühren, kann nicht stattsinden, ohne demselben künstlerisch gegenüberzutreten; — die Kunst bleibt nicht mehr ein Mittel; sie wird sich selber etwas, sie wird ein Vermögen, das auch an andern Ideen, als der religiösen, sich versuchen kann. Sie tritt unter die Kräste ein, welche die Welt überhaupt bewegen, und in einen Contaet mit denselben, durch welche sie neue Impulse empsängt; die großen Weltereignisse wirken aus sie mit unwiderstehlicher Gewalt. Wie mußte doch auch in der künstlerischen Welt Alles so ganz anders werden, nachdem die Franzosen im Iahre 1494 in Italien eingedrungen waren, alle Staaten und Städte in ihrem Bestehen schwankten und endlich ein Weltkamps zwischen zwei Monarchien in Italien sich aussocht. Der munieipale Geist, von dem die bisherigen Bestrebungen getragen worden, bildete nicht mehr das Fundament, aus dem Alles beruhte; die Beziehungen selbst, in die ein Ieder persönlich gerieth, wurden zweiselhast und wechselnd. Erinnern wir uns nur, wie Lionardo da Vinei, in den Hoshalt und die Staatsverwaltung Ludwigs des Mohren ausgenommen, dessen Unglück und Verderben an seinem Theile mit ersuhr. Toskana, von wo er stammte, gab ihm doch keinen sicheren Rückhalt. Er nahm Theil an der Wiederherstellung der Mediei im Iahre 1512; denn er erscheint als Freund jenes Giuliano, welcher ansangs in der Republik die große Rolle spielte; aber bald wurden die Franzosen so mächtig, daß Italien sie nicht wieder zu verdrängen vermochte; Lionardo selbst sand sich bewogen, nach Frankreich zu gehen; er ist daselbst mitten in einer hydrotechnischen Arbeit gestorben, mit der er beaustragt worden war. Wie hätte unter so wechselvollen Lebensverhältnissen eine stetige, aus sich selbst beruhende Existenz sich entwickeln können, wie die war, deren sich bisher die Meister und ihre Schüler ersreut hatten. Aber vielleicht dars man sagen, daß die Kunst als solche, von allen loealen Beziehungen losgerissen, ihre Schwingen um so sreier regen konnte.

Gegen das Ende des sünszehnten Iahrhunderts war zu Mailand um Ludwig den Mohren eine Schule von Männern versammelt, welche in Architektur, Musik, Plastik und auch in der Malerei neue Gesichtspunkte saßten, neue Ziele versolgten; unter ihnen Bramante und Lionardo da Vinei.

Ist jemals ein begabter Geist gewesen, geschickt zu mannichsaltiger Kunst, srisch, das Nene zu beginnen, mitlebend mit der Natur, so war es Lionardo. Sein Leben ist wie das Leben des Iahrhunderts: niemals kommt es zur Ruhe. Seine Unternehmungen zu würdigen, seine Reliquien zu verstehen, würde ähnliche Fähigkeiten und unermeßliches Studium ersordern. Ohne in der Kunst absolut auszugehen, war er doch einer der ersten Maler seiner Zeit. Was er in- der Malerei leistete, ist leider unvollständiger, als gewöhnlich in dieser Zeit, erhalten worden. Auch zu Mailand sind sast nur Ansänge oder unvollkommene Reste seiner Werke übrig. Mau sieht, wie er die Arbeit nicht von den Contouren, sondern von Innen heraus ansing; was eine ungemeine Festigkeit der ihm vorschwebenden Idee voraussetzt. Eine hinreißende Wirkung übt seine Darstellung des Abendmahls auch in dem ruinenhasten Zustande aus, in dem sie übrig ist. Nicht allein ist die Schwierigkeit der Zusammenstellung so vieler Köpse durch ihre Trennung in die vier Gruppen, welche so natürlich zusammengehören, vollkommen überwunden, sondern die Aussassung der Gesichtszüge ist unter all den zahlreichen Versuchen, diese große Seene zu vergegenwärtigen, die gelungenste. Unmittelbar aus dem Boden der Menschheit sind diese hervorgegangen; sie haben lebendigen Odem.

Wenn es ihm oblag, eine heilige Geschichte darzustellen, so wußte er ihr nicht allein etwas Menschliches abzugewinnen; er machte sie zugleich zu einer malerischen Ausgabe.

Eine solche ist etwa Christus unter den Doetoren, einer der wenig gekannten Schätze des römischen Palazzo Spada. Es ist ein junger Mensch, lehrend unter Greisen. Nur lehrt er nicht, als ein Gelehrter, als ein Wiederholender, sondern sindend, ableitend, beweisend. Voll Unschuld und Größe steht er im Vordergrund; einige jüdische Physiognomien um ihn, zuhörend und verwundert.

Oder er bildet die Iungsrau, ganz kindlich mit dem Kind; die Blume, die der Knabe hält, vollendet den Ausdruck der Unschuld und Innigkeit.

Oft wandte er sich anderen Ausgaben zu. In dem herrlichen Medusenkops mit dem grünlichen Schlangenhaar in der Gallerie von Florenz hatte er, wie mir scheint, jene Furien des Dante im Sinne, deren wilde Schläsen statt des Haares mit grünen Schlangen umwunden sind. In einem Carton, welcher leider verloren ist, hat er eine Reiterschlacht aus den Zeiten der alten italienischen Feldzüge dargestellt, deren Tresslichkeit eine allgemeine Nacheiserung hervorries.

Er hat, wie man weiß, ein ihm ganz eigenthümliches Frauenideal, welches auch in den Porträts, die man ihm zuschreibt, hervortritt: große, seine und geistreiche Züge, mit denen sich gern srische Iugend, Adel und ein wohlstehender Reichthum verbinden. Auch an ethischen Darstellungen hat er sich versucht oder man schreibt ihm doch solche Versuche zu.*) Ruhig schöne Natur setzt er warnend, etwas nonnenhast, der Selbstgesälligkeit, welche mit Blumen und Zierrathen ausgeputzt ist, aber noch immer sähig scheint, Rath anzunehmen, entgegen; wie sein ist diese Arbeit, wie zart die Hände, wie wohlgelungen die Haltung. Das eigenthümliche Verdienst dieses Meisters auszusprechen, ist unmöglich; seine Art und Weise übte aus die Kunstbeslissenen aller Orte den größten Einsluß aus.

Am unmittelbarsten schloß sich an ihn Bernardo Luiuo an; auch das Frauenideal nahm er von seinem Meister in sich aus.

Luinos Fresken erinnern in Schärse der Formen zuweilen an antike Gemälde, von denen er nichts wissen konnte. Seine Figuren sind sein ersunden. In seinen Männern zeigt sich eine schlaue Entschlossenheit; die Nebenpersonen haben etwas, das man geutil nennen könnte. Vor Allem ist ihm der junge Iohannes in der ambrosianischen Bibliothek gelungen; er wußte in demselben die ungezwungene Stimmung einer durch ihren eigenen Schwung erhobenen Seele auszudrücken.

Im Grunde ist Luino nicht aus dem Kreise der gewohnten Darstellungen herausgetreten. Es ist jene Madonna mit ihren Engeln und Heiligen, was auch er am häusigsten vor Augen stellt. Beinahe scheint es, als thäte ihm das Ideal seines Meisters selbst Schaden. Seine Figuren

*) Wie bei einigen Anderen, so am meisten bei Lionardo kommt es vor, daß man Zweisel darüber erhoben hat, ob die Bilder, die ihm zugeschrieben werden, wirklich von ihm herrühren. Ich bin der herrschenden Angabe gesolgt.

gerathen zuweilen allzu gleichartig und sie sallen lächelnd aus. In der Regel unterscheidet er sich von den srüheren Aussassungen durch größere Formen, besonders in den Engeln und in den Kindern. Für manchen Reisenden ist das Bild in Como das letzte, welches er in Italien sieht. Ein schönes geistiges Ebenmaß spricht aus demselben. Tieser Friede liegt in diesen Gestalten; der Genuß des göttlichen Daseins, der in ruhiger Größe der Existenz besteht.

Wie Lionardo und selbst noch mehr als dieser geht Michelangelo Buonarroti über den Rahmen unserer Betrachtung hinaus.

In ihm stellt sich noch eine andere Phase der öffentlichen Verhältnisse dar. Das Papstthum war von jenem resormirenden Versuche Savonarolas nur eben berührt, nicht etwa erschüttert worden. Und wie serne hätte es den Päpsten gelegen, der Bildnerei oder Malerei jene strengen Fesseln anzulegen, wie sie dem Sinne des Dominikaners entsprachen. Das Papstthum der Epoche nahm alle Bestrebungen der weltlichen Kunst, Wissenschast und Thätigkeit in sich aus. Gewiß, es verweltlichte sich, aber darin lag im Ansang des sechszehnten Iahrhunderts seine Größe. Sich dem Papstthum auzuschließen enthielt keine Entsremdung des Künstlers von den Gegenständen, die er sich wählen mochte. Michelangelo ist der Architekt, dem man die Kuppel von St. Peter verdankt. Unter den Werken der Senlptur nehmen die seinen eine hohe Stelle ein. Sie athmen nicht den Geist der Antike; es ist vielmehr ein moderner Geist, der sie inspirirt hat, aber von ungewohnter Stärke und Macht. In seinem David, so kolossal er auch ist, tritt die Fülle der Iugendkrast vor die Augen; in Moses zugleich ein großer Wille und die Einheit des Gedankens. Aber in Michelangelo lebten Ideale, die in dem Marmor allein nicht dargestellt werden konnten. So ging er zur Malerei über, die jedoch unter seinen Händen immer einen Anhauch von Plastik behielt. Papst Iulius II., der ihn dazu beries, ihm ein Grabmonument von größtem Umsang auszuarbeiten, gewährte ihm, als die Aussührung Schwierigkeiten sand, den wünschenswürdigsten Raum sür die Entwickelung seiner malerischen Virtuosität. Es waren die Traditionen über die Urgeschichte der Menschheit, an deren Darstellung sein Genius Hand anlegen konnte. Nicht eigentlich der kirchliche Mythus, wie er bisher die Ersindungsgabe und die geschickten Hände der Künstler beschästigte, sondern die Erzählung der heiligen Urkunde selbst in ihrer einsachen Größe bildete seinen Gegenstand. Ein vor keinem Hinderniß zurückschreckender, das Gigantische gestaltender Geist, wie der dieses Meisters, gehörte dazu, um die Ausgabe zu sassen und zu lösen. Michelangelo sührte sie mit einer Energie und Großheit aus, die des Gegenstandes würdig war. Alles ist zugleich malerisch und plastisch. Die Malerei ist sür ihn eine Art von Supplement zur Senlptur; sie stellt dar, was jener versagt bleiben mußte. Erinnern wir uns des Gegensatzes, der bei den ersten Einwirkungen der antiken Plastik aus die christliche Kunst so schneidend hervortrat, so ist es die Signatur der ersten Deeennien des sechszehnten Iahrhunderts, daß ein solcher Gegensatz nicht mehr bestand; in den Deckenbildern der Sixtina ist er in Form und Inhalt überwunden. Ich wage nicht daraus näher einzugehen; denn leider ist es mir nicht möglich gewesen, die originalen Deckengemälde mit der Ruhe und der Genauigkeit in der Nähe zu betrachten, die mich besähigen würde, dem Eindruck, den die Abbildungen machen, eigenthümliche Wahrnehmungen über die Motive und die Art der Aussührung hinzuzusügen. Auch war das vielleicht um so weniger unbedingt ersorderlich, da Michelangelo aus dem erreichten Standpunkt nicht stehen blieb.

Nach Vollendung dieses Werkes hat er noch über ein halbes Iahrhundert gelebt und immer gearbeitet. Gleich das jüngste Gericht zur Seite der Deckengemälde in der sixtinischen Capelle verräth einen veränderten Geist. Uns aber kann es nicht daraus ankommen, die Geschichte des Meisters, in welchem bei aller seiner Selbständigkeit die verschiedenen Phasen der späteren Abwandlung sichtbar werden, darzulegen. Mein Augenmerk war aus die allgemeine Geschichte der Malerei gerichtet, sür welche jene großen Hervorbringungen einen Moment von unendlicher Nachwirkung bilden. Der Bann war gehoben, welcher die strebsamen Geister bisher in gewissen Schranken zurückgehalten hatte. Und noch einem andern Talent erster Größe wurde durch Papst Iulius II. ein ähnlicher Wirkungskreis eröffnet, wie der Michelangelos war.

Der wichtigste Moment sür die Kunstgeschichte ist auch sür Politik und Historie von höchster Bedeutung. Es ist der, in welchem Iulius II. die Waffen ergriff, um Italien, wie er sagte, von den Barbaren zu besreien; er selbst zog in den Krieg. Die Ideen von der Einheit von Italien, die plötzlich erwachten, schloffen sich ihm an. Zugleich wurden die eoneiliaren Tendenzen niedergeworsen; der Humanismus, der an das Alterthum anknüpste, und die Kirche traten noch einmal in einen Bund mit einander, der sreilich bald vorübergehen sollte. Unter dieser Constellation war es, daß die beiden größten Meister im Vatiean neben einander arbeiteten, — der Florentiner Buonarroti und Raphael Sanzio von Urbino.

## VI.

## Raphael.

Schon an den ersten Werken des jungen Raphael, auch da, wo er noch ganz in der Weise seines Meisters Perugino und gleichzeitiger Kunstgenossen arbeitete, nimmt man eine Abweichung in der äußeren Behandlung wahr. Seine Schatten sind durchsichtiger; die Ecken in den Gewandsalten seiner; eigen ist ihm, daß er die Brauen etwas weiter aus einander treten läßt, Sanstmuth anzuzeigen.

Dennoch hätte man auch aus so vorzüglichen Werken, wie die Vermählung der Iungsrau in der Brera ist, die spätere Entwickelung. Raphaels nicht ahnen sollen. Wol ist der Ausdruck der drei Hauptsiguren gelungen: der Priester geistreich und sein, Ioseph ergeben, die Iungsrau voll Huld; die Bewegung der Hände anmuthig und zierlich; allein die übrigen Gestalten der Frauen sind doch sehr einsörmig, und die Männer nicht besonders bedeutend. Er scheint noch wesentlich in dem Bestreben der Schulen dieser Zeit besangen zu sein. Er zeigt Talent und Innigkeit, jedoch nicht ohne Manier. Ich will sagen, daß er die Art und Weise dieser Schulen, aus der er emporstrebt, sich gleichwol noch nicht mit völliger Freiheit zu eigenthümlichem Ausdruck seiner Intention angeeignet hat.

Völlig ist er ihrer Herr in dem schönen Werk der Madonna del Granduea sim Palast Pitti), wol dem schönsten, das er in seiner Iugend gemalt hat. Ienes Ideal von Huld und Anmuth ist durch den Ausdruck stiller, unbewußter Bescheidenheit sixirt: hier ist nicht allein Unschuld und Liebreiz, sondern Seele.

Riß sich selbst Iohann Bellin in seinem Alter von dieser Darstellungsweise los, wie hätte ein junger strebender Geist ihr getreu bleiben sollen? Raphael sah die Arbeiten Lionardos und der Florentiner. Nicht ohne Eindruck ließen ihn die Werke des Masaeeio. Hier lernte er den Zügen der Natur nachbildende Ausmerksamkeit widmen, und er nahm eine sreiere Composition wahr.

In den Porträts, die er damals aussührte, kann man diese Einwirkung versolgen. In dem Bild der Maddalena Dom wetteiserte er in Feinheit der Behandlung und dem Colorit mit den Köpsen Lionardos. In Angelo Doni ergreist er mit eigenem Verständniß die Gesichtszüge eines völlig praktischen Mannes; er suchte die Carnation der Natur zu erreichen. Ueberall bemerkt man bereits technische Meisterschast. AlK er Florenz verließ, war er von Allem srei, was in der srüheren Manier beschränkend und bindend sür ihn gewesen war; mit dem ihm eingeborenen Bestreben, dem Ausdruck der Seele, einer alle Regungen zusammensassenden Innigkeit beizukommen, verband sich jetzt das andere, den größeren Formen der Natur nachzueisern. So sinden wir ihn im Iahre 1507 in der sür eine Dame aus der in Perugia herrschenden Familie Baglioni sorgsältig und bedachtsam vollendeten Grablegung. Man hat darin zwei Gruppen vor sich, die eine der hinsinkenden Mutter, die andere des todten Sohnes. In den Männern zeigt sich eine glückliche Mischung leiblicher Anstrengung und geistiger Begabung. Da sind schon sreigesaßte Formen mit künstlerischer Einsicht der schöpserischen Natur nachgeahmt; die Knieende bei der Mutter hat den Ausdruck der wahrsten, reinsten Güte: durchaus warme eigene Aussassung; Alles ist krästig und schön.

So weit war Raphael, als er nach Rom gelangte und die Fresken der Camera della Segnatura begann.

Auch das Schöne ist eine Hervorbringung der Natur, ein Erzeugniß der im Innern des Menschen wirksamen Kräste. Eben da liebt es hervorzugehen, wo die Tiese innerer Wahrheit mit der Absicht, den sreien Ausdruck

der Natur zu erreichen, zusammentrifft. Gleichsam unsichtbar ist sie mit dem Großen verbunden, nicht allein es zu schmücken, sondern in ihrem Wesen selbst.

Die Gegenstände, die Raphael hier darstellt, sind ebenso umsassend als ideal. Es ist ein Aet des verweltlichten, aber doch den höchsten Zielen der Menschheit zugewandten Papstthums, daß Iulius II. in den Stanzen die Darstellung zugleich der weltlichen und der geistlichen Wissenschast sich doch wol nicht allein gesallen ließ, sondern sie anordnete.

Betrachtet man Disputa und Schule von Athen einander gegenüber, so bilden sie den erhabensten Gegensatz. Aus der einen Seite stehen die Philosophen in den heiteren Hallen eines tempelartigen Gymnasiums unter den Bildern des Apollo und der Minerva, studirend, sprechend, lehrend. Aus der andern sitzen die Doetoren der Kirche: in ihrer Mitte ist das Wunder des Saeraments; über ihnen sieht man Moses und die Bücher der Evangelien: Erzväter und Heilige: die Dreieinigkeit selbst. Dort lernt man sorschend, durch Betrachtung und Nachdenken: hier lernt man anbetend, ausnehmend, durch Offenbarung und Erleuchtung. Diesen Gegensatz des menschlichen Strebens und der göttlichen Gabe, der das geistige Leben eines Ieden ausmacht, sinnlich sest und anmuthend darzustellen, sorderte alle Krast und Besonnenheit. Bald war es gesunden, daß dort die alten Philosophen zu vergegenwärtigen waren. Pythagoras schreibt über die harmonischen Proportionen; einsam, nnt sich selbst begnügt, sitzt Diogenes; mit dialeetischer Schärse geht Sokrates den Aleibiades an; vor lernbegierigen Schülern zeichnet Archimedes ein Hexagon; Zoroaster und Epienr sehlen nicht. Alle diese Gruppen, die durch Würde in den Lehrern, Anerkennung in den Freunden, mehr oder minder glückliches Studium in den Schülern belebt werden, — sind dann wieder dadurch verbunden, daß sich einige Iünglinge von den unteren zu den oberen wenden. Es ist, als sollten sie durch die Betrachtung der Zahl oder der Figur oder durch die Dialeetik, und wenn dies geschehen, dem inneru Triebe solgend, sich zu den Lehrsätzen erheben, welche die höheren Meister vortragen, Plato und Aristoteles, die da oben nebeneinander stehen. Raphael war weder ein Platoniker noch ein Aristoteliker. Suchen der Wissenschast sührt allemal in das Gesolge eines oder des anderen; und in Anschaunng ihrer selbst müssen sie einer den andern als gleich würdig anerkennen. So stehen sie hier mehr im Gespräch, als im Streit begriffen.

Es entspricht der Natur der Sache, daß man in dem andern Werke, da die Offenbarung zur Schrist geworden, aus Büchern lernt. Denjenigen, die das Wunder zu verzeichnen bemüht sind, stehen andere gegenüber, welche aus ihren Büchern bereits eisrig demonstriren. Wißbegierige Schüler hören ihnen zn; andere aber wenden sich zu denen, welche mit halbgeschlossenem Bnch das Wunder anschauend verehren. Denn immer ist es gegenwärtig und über ihnen sieht man, wie gesagt, den Himmel offen. Man hat ost die Frage ausgeworsen, ob die Aussassung, die Allem zu Grunde liegt, von Raphael selbst herrühre. Man dars wol kaum annehmen, daß er eine Stelle des Sidonius Apollinaris, die ihm bei seinem Entwurse vorschwebte, selbst ausgesunden haben sollte; und andere Momente der Gelehrtengeschichte mag ihm einer oder der andere von seinen Freunden an die Hand gegeben haben. Aber die Gesammtheit des Entwurss muß doch dem Meister zugeschrieben werden, dessen Namen sie trägt. Ein junger Mann von Geist hat die Fähigkeit, auch das zu sassen und zu begreisen, was ihm serner liegt; die Größe seiner Ausgabe sührt ihn empor in die Region der reinen und allgemeinen Gedanken. Iene Gegensätze der menschlichen Wissenschast und der kirchlichen Theologie lagen nicht ties verborgen. Raphael brauchte nur offene Augen zu haben, um sie allenthalben um sich her wahrzunehmen. In diesen Werken ist Fülle der Gestaltung mit Einsicht in die Dinge und großartiger Aussassung vereinigt. Die Mannichsaltigkeit ist zu schöner und doch nicht zwingender, systematischer Einheit verknüpst; unter der Bedeutung ist das Leben nicht untergegangen. Das Gold der Disputa verschwindet bei dem Anblick der vollkommenen Natur. Die Mühe, die doch vielsältig angewendet worden ist, bemerkt man nicht. Hier ist keine gewollte Form, keine gezwungene Harmonie der Theile. Es spricht uns an wie ein Gedicht, dessen schöner Sinn in vollkommenem Wohllaut mitgetheilt wird, ein Gedicht, das sich ohne Arbeit und Zeitverlust dem Auge aus einen Blick darstellt und enthüllt.*)

Niemand erreicht ohne Anstrengung ein erwünschtes Ziel. Anlagen werden verliehen, doch ihre Ausbildung bleibt mehr oder minder ein persönliches Verdienst.

Und so wird es nicht unnütz scheinen, wenn wir diesem Meister, dessen Werke eine größere Anerkennung genießen als vielleicht irgend eine andere Produetion in Literatur und Kunst, in seine Werkstatt solgen. Viele seiner Zeichnungen, durch welche er seine Gemälde vorbereitete**),

*) Passavant I, 147 ff. hat 1839 das Studium des Diogenes Laörtins bei Raphael nachweisen zu können geglaubt. Wahrscheinlicher ist es, daß Raphael durch Abbildungen alter Philosophen an den Wänden eines zu den Studien eingerichteten Gymnasiums, von welchen Sidonius Apollinaris in seinen Briesen eine Beschreibung gibt, angeregt worden ist und denselben einige Motive entnommen hat. Schon der Abbs Dn Bos hat daraus aiismerksam gemacht. Herman Grimm, Raphael I, 216 hat die Analogien weiter entwickelt.

**) Den Vorarbeiten Raphaels zu seinen Werken hat man, seitdem ich dies schrieb, eine eingehende Durchsorschung gewidmet; ich sah damals nur den Weg im Aügemeinen vor mir.

hat Mare Anton im Stich seinen Zeitgenossen bekannt gemacht. Das Verhältniß nun, in welchem der Mareantonische Stich der Cäeilia, dessen Zeichnung durch die Unterschrist sür unzweiselhast authentisch erklärt wird, zu dem ausgesührten Werke steht, das man in Bologna sieht, sinde ich sehr charakteristisch. Es sind in beiden die nämlichen süns Figuren, doch haben sie eine merkliche Verschiedenheit. In der Zeichnung richtet Magdalena ihren Blick geradehin auswärts dem Himmel zu. In dem Gemälde sand es der Meister besser, diese Gestalt, obwol ihre Ausmerksamkeit dieselbe bleibt, dennoch sich halb nach dem Beschauer hinwenden zu lassen, so daß ihre schönen Formen großartig hervortreten. In der Zeichnung hat S. Paulns das Buch in der einin, das Schwert in der andern Hand. Dem Meister mochte es scheinen, als trete hier das Symbol mehr hervor, als die innere Bedeutung sordere. Indem er das Buch in eine Rolle verwandelte, und diese dem Apostel über das Schwert in die linke Hand gab, bekam er den rechten Arm srei; aus diesen stützt jetzt in dem Gemälde S. Paulus seinen Kops. Diese einsache Veränderung sügt seiner männlichen Haltung den Ausdruck eines tiesen Versunkenseins in sich selbst bei. In der Zeichnung waren noch einige Reste eines eonventionellen Herkommens: der Bischos in seiner Mütze eontrastirte zu stark mit den übrigen barhäuptigen Gestalten: die Engel spielten aus Violine, Triangel und Harse. In dem Gemälde zog Raphael es vor, den Bischos mit dem Hirtenstabe zu bezeichnen; die Engel stellte er singend dar; und das Buch, dessen er nun bedurste, benutzte er zu einem breiten Vordergrund sür diese glücklich gruppirten geistreichen Kindesangesichter. So erreichte er, daß das Herkömmliche, Typische vor den Forderungen der Schönheit und Anmuth zurücktrat, daß die Gestalten sreier eoneipirt nicht allein größere Formen zeigten, sondern auch tieseren Ausdruck; und die Gruppen sich harmonischer rundeten. In der That kann man nun nichts Vollkommneres sehen. Es ist, als hörte man diese himmlische Musik, welche die Tonkundige zu hingegebener Entzückung: — so senkt sie ihr Instrument, — den Ernstgesinnten zu tieserem Nachdenken, die Neugläubige, jene Magdalena, zu srischem Ausmerken, jeden seiner Natur gemäß zu dem Gesühl des Göttlichen sortreißt.

Wenn man dem Papst Iulius das Wort zuschreibt, Raphael habe sich an die urbinatische Manier gehalten, bis er die Werke Michelangelos gesehen habe, so liegt darin mehr eine Schmeichelei sür den letzteren, als die volle Wahrheit. Von jener Manier war Raphael schon abgegangen, ehe er nach Rom kam. Michelangelo war einen Schritt voraus. Es würde nicht zu begreisen sein, wenn nicht die Art und Weise Michelangelos aus Raphael Einfluß ausgeübt hätte. Die Tiese und Eigenthümlichkeit des Genius schließt die Empsänglichkeit nicht aus. Raphael wird von Michelangelo gelernt haben; er nahm wahrscheinlich von ihm einige Vortheile der Technik herüber; aber der Stetigkeit seiner Entwickelung geschah dadurch kein Eintrag.

Mehr als irgend ein anderes seiner Werke erinnert Isaias bei den Augustinern durch seine Haltung und einige unbekleidete Gliedmaßen an Michelangelo. Doch diesen Ausdruck der Wurde, der Tiese, des Stolzes, den er ihm so glücklich gab, konnte er nur aus eigener, verwandter Coneeption schöpsen.

Die Sibyllen erinnern vielleicht durch die Wahl des Gegenstandes, nicht aber in der Aussührung und den Motiyen an Michelangelo. Wie Cäeilia und ihre Begleiterinnen, sind die Sibyllen eine jede von ihrem Theil empsangener Erleuchtung hingerissen. Sie geben ein ruhiges, oder ein antwortendes oder ein entzücktes Ausnehmen zu erkennen. Ihre Zusammenstellung mit den Engeln verleiht der Gruppe lebendige Anmuth.

Durch die Richtung und den Schwung seiner Intentionen wird auch das Porträt geadelt. Nicht allein wird es, wie in Bartolo und Baldo, indem man die Adern schwellen sieht und das Leben der Hant wahrzunehmen glaubt, zu augensälliger Wahrheit durchgebildet, sondern die Individuen werden zu Repräsentanten von Classen. Iulius ist nicht allein ernst und entschlossen; um Lippen und Backen spielt ihm ein leiser Zug jenes Anslugs von Trunkenheit, der er ergeben war, uud die so leicht zu Iähzorn ausschlug. Unnachahmlich ist Leo mit seinen beiden Cardiuiilen. Sie scheinen Rath zu pslegen und es ist als habe der eine Vortrag gehalten, nicht eben über die ersreulichsten Sachen, wie es das Ansehen hat, und als wolle der Papst, der keineswegs schön ist, den Mund öffnen, um zu reden. Ruhig wartet der andere, was er sagen werde. Es ist ein Stillleben des Cabinets; bei aller Ruhe, welche schon der Gegenstand gebietet, lebhaste Bewegung des Innern. Dürsen wir von ihm aus die barberinische Fornarina übergehen? Denn die slorentinische ist leider durch die Restauration unächt geworden. Iene ist in der ersten Frische ihrer Entwickelung. Sie hat keineswegs klassische Formen und eine sehr braune Grundsarbe des Gesichts; aber es ist durch den srischen Hauch der Iugend begeistigt. Sie lächelt; aber es ist ein Lachen nicht des Willens, sondern der glücklichen Existenz, wie die Flur lacht.

Wenn nun Raphael wiederum an die Bearbeitung jener Madonnenseenen ging, wie sie Sitte und Bedürsniß dieser Zeit sorderten, so konnten sie nicht in dem Sinne des Franeia und Perugino ausgesührt werden; dieser vorgerückten, so eng anschließenden und doch idealen Nachahmung der Natur mußten sie entsprechen.

Man wird sich nicht verbergen, daß hierbei um so mehr eine gewisse Gesahr war, je ersindungsreicher der Geist des Meisters. Hatte er sich von der gewohnten Art und Weise losgerissen, versuchte er dann jedes Mal einen neuen Weg, eine eigene Vorstellung, sollte es ihm immer aus gleiche Weise gelingen, diese den unleugbaren Forderungen der gegebenen Idee gemäß hervorzubringen?

Ein unbesangener Beschauer könnte meinen, daß ihm das nicht immer gelungen sei. Die Madonna della Seggiola ist vollkommen in ihrer Art; allein der Gedanke ist doch nur eine junge Mutter, die ihren Knaben mit Muttergesühl und Herzinnigkeit an sich drückt; etwas Göttliches ist hier nicht; sowol hier, wie in jener zweiten Iungsrau der Tribune zu Floreuz, wo die Mutter nur ein wenig älteres Kind ist, das mit dem jüngeren spielt, überwiegt das menschlich Anmuthende. Die Gegenwart des Iohannes mit seinem eees «.^nus kann darin Nichts ändern.. In der Madonna dei Candelabri sinde ich die Mutter beinahe kalt, allein das Stück rührt nur zum Theil von der Hand des Meisters her; zu der unter dem Namen der Impannata bekannten Madonna hat Naphael, so viel man weiß, nur den Carton gearbeitet. Die Anna aus diesem Bilde hat einen Zug von Ironie; es scheint sast, als habe sich der Meister nicht in jener Stimmung besunden, welcher sich das Göttliche offenbart.

Dagegen empsängt man den Eindruck einer solchen Stimmung bei anderen Arbeiten. So nahe die Madonna mit dem Vogel dem Spiel ist, so ist doch jenem srohen Darreichen des Iohannes eine himmlischruhige Unbeweglichkeit des Kindes entgegengesetzt; die Mutter ist gerührt und göttlich.

Die Madonna di Fuligno, im Genuß und Gesühl ihrer Seligkeit, wendet sich voll Güte zu ihren Gläubigen, die ihr hinwieder eine zutrauliche Verehrung widmen. Es ist das Verhältniß der Iungsrau zu ihren Devoten, wie es die Gebete noch bis aus den heutigen Tag ausdrücken.

Das vollkommenste dieser Werke ist ohne Zweisel die Madonna di S. Sisto. Es ist nur eine Erweiterung der gewohnten Vorstellung der Madonna aus dem höheren Thron mit ihren Heiligen. Aber welch eine Erweiterung. Die Iungsrau wird von dem Thron aus die Wolke erhöht. Wenn es die Ausgabe der religiösen Kunst überhaupt war, das Göttliche in sinnlicher Gestalt erscheinen zu lassen, so ist diese Ausgabe vielleicht nirgends so vollständig gelöst worden, als in diesem Bilde. Die Iungsrau ist durch und durch Natur und Erscheinung, der Knabe ist erhaben, göttlich, vollkommen entsprechend der kirchlichen Vorstellung, wie sie einmal gesaßt war, und doch durchaus menschlich. Ideal und Realität durchdringen einander. Raphael hat das Bild in einer glücklichen Stunde in einem Zuge aus die Leinwand geworsen: das großartigste Zeugniß des Geistes und der künstlerischen Bildung, die in ihm lebten.

Wir sehen wol den Fortgang der Entwickelung: von jener durch den Begriff des Lieblichen, Heitern und Unschuldigen umsangenen und gleichsam gebundenen Darstellung zu der muthigen Aussassung eines sreien Ausdrucks und großer Formen; es ist überdies ein anderer Moment eingetreten, nahe damit verknüpst; aber beinahe noch wirksamer: von der Ruhe zur Bewegung; von dem Sinnreichen zu dem Leidenschastlichen.

Die Malerei mochte vornehmlich durch Michelangelo den entscheidenden Fortschritt von der Bekleidung zu dem Nackten. Nicht als ob man nicht auch srüher in gar manchem Sebastian und verwandten Heiligen und Eremiten die Nachahmung der Carnation und Gliedersorm menschlicher Gestalt zum Zweck gehabt hätte, aber es ist ein Unterschied, ob sie durch die Fabel geboten oder ob sie srei gesucht war. Ietzt tras diese Richtung mit der allgemeinen Nachahmung der Antike zusammen; man wählte Gegenstände, welche die Darstellung des Nackten begünstigten. Wenn man nun auch hierin eine natürliche Fortentwickelung der Kunst erblicken kann, so ist doch unleugbar, daß sie dadurch von ihrem religiösen Ursprung noch weiter abgesührt wurde.

Der christlichen Tradition stellten sich die mythologischen Dichtungen des Alterthums zur Seite; sie wurden mit immer wachsendem Eiser ergriffen, sie erössneten der Kunst als solcher in jeder Rücksicht eine neue Bahn. Sobald es die Ausgabe des Malers geworden war, die Natursorm des menschlichen Leibes in ihrer Fülle und Abwechselung zu reprodueiren, so mußte er eine größere Bewegung suchen, jenen starken Schwung, den die Leidenschast der Aetion gibt. Eine solche boten ihm die Mythologie und selbst die historischen Erinnerungen aus der Vorzeit in reicher Fülle dar.

Raphael trat zuerst iu der Farnesina in diese Bahn ein. An der Fabel von Amor und Psyche stellte er vornehmlich die weiblichen Gemüthsbewegungen dar. Venus erscheint einmal ruhig iu ihrem Wagen; alsdann im Tanz; wir sehen sie den Iupiter kindlich, die Götterversammlung mit vieler Würde bitten, und sich entrüstet über ihre Nebenbuhlerin beklagen. Hier ist es nun augenscheinlich, daß die Figuren ganz nm des Ausdrucks willen ersunden sind und in solchem beinahe ausgehen. Tie Gestalt der Venus ist immer eine andere. Um Iupiter geht sie mit einer sast Cranachischen Demuth wie eine Eva; als Tänzerin ist sie zierlich schlank, vollkommene Tänzerin; wie sie sich beklagt, mit diesen, rückwärts gewandten Blick, ist sie eine sehr stolze, modern römische, hohe Gestalt; vielleicht die vollendetste von allen, die hier erscheinen. In der sogenannten Galatea sehe ich auch nur eine phantastische Anadyomene.

Es konnte nicht anders sein, als daß diese Tendenzen in den serneren großen Compositionen, wie sie in der Camera della Segnatura iu der letzten Zeit Iulius II. und unter Leo X. auszusühren waren, zu Tage traten. Einmal stellte Raphael statt jener erdichteten Zustände Handlungen vor, welche eine größere, von dem Eindruck und der Forderung des Augenblicks beherrschte Bewegung geboten. Sodann sührte er nackte Gestalten ein. In Heliodor ist es noch ziemlich sparsam; in den zur Rache bewaffneten Engeln, in den Fraueu und Kindern im Vordergrund erscheint es ebensalls gemäßigt. Im Attila tritt es in den halbbekleideten Kriegern schon stärker aus; noch mehr in dem Brande des Borgo: in dem Siege über die Saraeenen herrscht es vor. Man kann bemerken, daß diesem Fortgang entsprechend die Werke des Meisters mehr äußerlichen Ausdruck als innere Bedeutung haben. In dem Heliodor wie schön und großgedacht ist der rächende Engel in seinem strasenden Ernst; wie stolz steht er da, so wie im Attila der zuversichtliche Glaube der Priester den durch die himmlische Erscheinung erschreckten Kriegshelden und dem niedergeschmetterten Verbrecher gegenüber. In dem Brand sieht man der Natur glücklich abgelauschte Gestalten; wenngleich in diesen nur Aeneas etwas seltsam erscheint. Vor dem Siege über die Saraeenen aber steht man still, ohne weitere Empsindung; die Krönung des Kaisers ist sast eine reine Nachahmung des Gegenständlichen, nur durch eines oder das andere wahre Antlitz belebt; und daß in diese kirchlich würdige Versammlung die unbekleideten Fachinen hereintreten, ist wol nur dem Bedürsniß von großen nackten Gestalten zuzuschreiben.

Es ist wahr, daß diese Bilder meist eine politische, historische Beziehung haben; daß sie geboten waren: aber dieser unaushaltsame Fortgang von dem Moment, wo der Werth eines Bildwerkes in der Bedeutung seines

Gegenstandes, zu dem anderen, wo er nur in der Vollendung der äußerlichen Nachahmung liegt, ist historischer, als alle jene Anspielungen aus die vorübergehenden Ereignisse der Zeit.

In den Iahren 1515 und 1516 sind die Arazzi entworsen worden.*) Bestimmt, össentlich vor die Augen des Volkes ausgehängt zu werden, werden sie mit der Rücksicht, sich populären Vorstellungen anzupassen, ausgearbeitet worden sein. So sind schon bei der Krippe die Pisserari nicht vergessen worden, welche alle Iahre gegen Weihnachten aus den Abruzzen nach Rom kommen, und bei keinem Präsepe in den Häusern so leicht sehlen. Bei der Anbetung der Könige hat man den Elephanten dargestellt, der damals zum ersten Male wieder, nachdem man Iahrhunderte lang einen solchen Anblick entbehrt hatte, nach Rom gebracht worden war. Die Mahlzeit von Emaus sindet in der Weinlaube einer Vigna statt. Dies Talent, sich verständlich, sinnlich, populär auszudrücken, hat der Maler hier vornehmlich in allem Beiwerke tresslich bewahrt. Vielleicht hat ihn eben dies veranlaßt, der schon eingetretenen Neigung, aus der einen Seite starke Bewegungen zu zeigen, aus der anderen solche zu sehen, nur um so mehr nachzugeben. Vergleicht man alsdann ein älteres raphaelisches Bild, wie es die Anbetung der drei Könige in der Engelsburg ist, mit diesem späteren Entwurse, so sindet man einen ungemeinen Unterschied.**) Dort stehen die drei Könige ruhig vor dem Kinde, ihre Gabe in der Hand; stille Bewunderung drückt sich in ihnen aus: neben ihnen die

*) Die Cartons Raphaels wurden nach einer Teppichsabrik nach Arras geschickt, von wo ein Theil derselben unter Karl I. nach England gekommen ist.

**) lieber die srüheren und spateren Schicksale des Vildes wird man von Passavant Ravhael II, S. 17 unterrichtet.

Vornehmsten ihres Gesolges; von welchem ein sernerer Zug von Weitem herkommt. Wie. ganz anders ist das hier! Wie inbrünstig küßt der alte König dem Kinde den Fuß: mit wie lebhaster Bewegung strecken die Schaaren der Begleiter die Arme aus! Höchst mannichsaltig ist die Wirkung des Ereignisses der Auserstehung aus die Wächter; Blendung, neugierige Verwunderung, Erstaunen, Erschrecken; Fliehen, Fallen, Sichzurückwenden. Die Seenen des Kindermordes erscheinen im Kampse zwischen den Mördern und den Weibern, welche ihren Feinden selbst in die Augen sahren und von ihnen bei den Haaren gesaßt werden.

Diese Vorliebe zu leideuschastlicher Darstellung, in großen Formen, nicht ohne das Nackte, bildete sich in eben diesem Zeitpunkte aus und in Raphael war sie so sehr vorhanden, wie in irgend einem andern Zeitgenossen.

Auch in seinem letzten schönen Werke, der Verklärung, tritt sie hervor. In dem Vater des Besessenen wenigstens ist ein so leidenschastlicher, in dem Iohannes ein so lebhast theilnehmender Ausdruck, daß man nicht weiter gehen könnte. Der nackte Knabe bietet in seinen krampshasten Gliedmaßen allen Anlaß dar, Kenntniß der Anatomie an den Tag zu legen. Iedoch wird man die Motive glücklich und natürlich, die Vereinigung der irdischen Handlung mit der himmlischen geistreich, die Haltung der himmelan Schwebenden erhaben und groß sinden. Es ist die volle Höhe dieser Richtung, und noch ohne ihre Fehler.

Denn wie sehr Raphael auch dem Zuge der herrschenden Bestrebungen solgte, so war er doch weit entsernt, sich ihnen rücksichtslos hinzugeben. Man kann aus ihn selber anwenden, wie er den S. Lueas dargestellt hat, dem die Iungsrau erscheint, indem er sie malt. Indem Raphael die Wirkung dieser geistigen Anschaunng aus den empsangenden und wiedergebenden Menschen darzustellen hatte, — ließ er seinen Lueas zwar lebhast gerührt, hingerissen bis zu liebender Verehrung erscheinen, allein nicht ohne den Ausdruck einer an sich haltenden Scheu, einer sich selber mäßigenden Zurückhaltung.

Auch die lebhasteste Bewegung mildert er durch ruhige Gestalten.

Es zeigt sich in Raphael, wie aus einem großartigen Stil Manier hervorgehen kann.

Raphael hatte durch innere Arbeit eine sich selber gleichartige Ausdrucksweise erworben, die ihm so zu sagen in der Hand lag; diese suhr sort ihm auch dann beizuwohnen, wenn er seine Werke ohne tiesere Bewegung entwars; allein man sühlt, daß diese Art der Vollendung aus der Oberfläche liegt; hier bleibt auch der Eindruck stehen; man wird nicht in das Geheimniß einer großen Erscheinung eingesührt.

Eben dies ist der Punkt, an welchem seine Schüler beginnen; sie haben glatte Form und eine nicht von innen herausgearbeitete, sondern sast zusällig angegrissene, nicht eigen durchgebildete Fabel.

In den Zeiten, in welchen die großen Hervorbringungen zu Stande kamen, der Kunst die vollkommensten Darstellungen gelangen, wich mau doch aus allen Seiten wieder von der Höhe dieses Standpunktes ab. Denn nur ein Moment ist die Produetion des Schönen. Nur aus der glücklichen Regung der Seele geht sie hervor, aus welcher auch Tugend und Frömmigkeit, mit ursprünglicher Naivetät und Unschuld dem Reiche der Ideen zustrebend, emporwachsen. Aber zugleich gehören begünstigende Umstände des gesammten Lebens und Zeitalters dazu, um der persönlichen Entwicklung Raum zu gewähren.

## VII.

Cizian und einige seiner Zeitgenossen.

Die Schranken der Schulen, in die man die' Geschichte der italienischen Malerei einzutheilen pslegt, sind vor uns so gut wie gesallen. Es ist ein und derselbe Fortschritt, den wir zu der nämlichen Zeit in allen bemerken: von dem Herkömmlichen, Gebundenen zn sreier Aussassung; von der Darstellung gewisser Seelenstimmungen zu einem Wetteiser mit der Erscheinung, mit den Werken der unerschöpslich bildenden Natur; von dem Lieblichen zu dem Großen. Die Bewegung geht von Innen hervor nach Außen; doch ist sie ganz von der Idee des Schönen beherrscht. Dieser das Höchste anstrebende Sinn, der im übrigen Italien mit allen Schwankungen der Ereignisse und der öffentlichen Stimmung zu kämpsen hatte, sand nun in dem ruhigen, aus sich selbst angewiesenen, sich selber gleichen Venedig eine besondere Stätte der Entwickelung. Hier, wo die Wogen der Weltbewegung minder gewaltsam brandeten, gelangte er zu einem tigenthümlichen Ausdruck.

Man hält Oiorgione sür den Gründer der venezianischen Schule, insosern sie die neue Richtung in sich ausnahm. Leider ist es unmöglich, die Wirksamkeit Giorgiones zu versolgen. Seine größeren Werke sind meistens untergegangen; die, welche sie sahen, nahmen in ihnen seurigen Schwung, energische Handlung und eine kunstvolle Farbengebung, welche den Eindruck des Lebens^machte, wahr. In den Arbeiten, die sich erhalten haben, bemerkt man glückliche Gegensätze: brauner, sonnverbrannter Männer und zarter Mädchen; nachgiebiger Schönheit und des bejahrten Versuchers; mönchischer und ritterlicher Heiligen; des siegreichen Knaben und des niedergeworsenen Riesen; — srei lösen sich seine Porträts ab von der Tasel und treten neben einander heraus: Alles geistvoll, zuweilen bizarr. Da man nicht weiß, wie weit die Stücke, die ihm an vielen Orten zugeschrieben werden, eigentlich ächt sind, so kann man nicht mit Bestimmtheit sagen, inwiesern von ihm eine beherrschende Richtung ausgegangen sein könne. Von einigen der schönsten seiner angeblichen Reliquien ist es ungewiß, ob nicht auch dem alten Meister Bellin ein



sehr wesentlicher Antheil daran zugehört. In dem Umgange Gian Bellins mit so begabten Schülern, wie Giorgione ohne Zweisel war, und wie wir Tizian in allen seinen Spuren erkennen, ward der neue Geist lebendig ergriffen; so saßte er Wurzel in Venedig.

Wir vermögen nicht die Schwingungen anzugeben, durch die derselbe eindrang, jedoch lassen sich wol einige Spuren davon bemerken. Von Tizian ist es nicht zweiselhast, daß er von Ansang ein selbständiges Versahren einschlug. Schon an so alten Taseln, wie die kleine Tizians in der Saeristei der Frari ist, läßt sich eine eigenthümliche malerische Aussassung wahrnehmen. Es ist vornehmlich die Carnation, welcher Tizian besser beizukommen suchte. Schon hatte Giorgione den Rath ertheilt, die Natur nicht geradezu wiedergeben zu wollen, sondern so, wie sie sich dem Auge des Beschauers darstellt. Daraus beruht die Vertheilung von Licht und Schatten und das unvergleichliche Colorit der venezianischen Darstellungen. Tizian übertras seine Zeitgenossen noch durch die Harmonie seiner Ersindung.

In der Composition blieb man in Venedig wol nicht ganz srei von einer Nachwirkung der Toskaner. In dem S. Mareo in der Salute ist der S. Mareo des Fra Bartolommeo nicht zu verkennen.

Zugleich übte man sich an den Bildwerken des Alterthums. In gewissen Engeln Tizians hat man eine Nachahmung von Gemmen bemerkt, die noch in Venedig ausbewahrt werden, und die Wirkung der Antike kann sich nicht daraus beschränkt haben.

Begriffen in diesen Bemühungen, leise berührt, nicht beherrscht, von diesen Einflüssen, gehoben von der Umgebung, trat Tizian in seine große Lausbahn.

In dem Porträt ist es nicht sowol der Ausdruck des Geistes oder das Ideal, als die zusammengreisende Wirkung der verschiedenen Elemente der Erscheinung, was er wiederzugeben sucht. Er hebt das volle, blonde, besehlshaberische Frauengesicht durch schwarze Tracht und schwarzes Kopszeug; die srische Munterkeit einer bräunlichen Schönen, beweglich wie sie ist, stellt er in enganschließendem Kleide dar, das ihre schlanke Gestalt zeigt; edle Fürstinnen erscheinen in Dunkelgrün, reich angethan mit Ketten; die Bescheidenheit aber kleidet er in Weiß. Unmittelbar bis zur Gegenwart treten seine Aretine und Arioste, seine Carle und Philippe vor uns hin, in dem ganzen Stolz der Vollendung, der eine würdige Existenz ausspricht.

Von diesem Punkt aus war er in Einem Moment bei dem Ideal; sei es ein sinnliches, das ist die Ausbildung der Gestalt bis zur Vollendung; oder ein geistiges. In der Venus bei den Barbarigo ist in den Gliedern der anschwellenden Muskeln der Arme, der runden Weichheit der Hüften eine Fülle bis zum Uebersluß; sie ist dem ohnerachtet schlank; und das üppige Gesicht wird von den seitwärts gewandten, aber in dieser Richtung

geradaus schauenden Augen beherrscht. Die Natur schwelgt in ihrer Hervorbringung; Amoren sind in der Nähe beschästigt; man kann keine lebensvollere Vergegenwärtigung eines schönen Geschöpses haben.

Ihr gegenüber hängt dort eine Magdalena. Sie ist nicht weniger reich ausgestattet; es sind dieselben Formen der in ihrem Geschöps verschwenderischen Natur. Die Verschiedenheit der Absicht tritt aber schon in der Umgebung hervor. Statt des wohl eingerichteten, reich verzierten Zimmers sinden wir uns in zurückgezogener Einsamkeit, draußen bei dem Gebirge. Um diese Gliedmaßen legen sich nicht, wie dort, Armbänder und Ringe, noch sind die Haare sorgsam geflochten; die langen Locken sallen ausgerollt über die Schultern herein. Die ganze Wirkung aber saßt sich in den Augen zusammen. Es ist nicht, wie dort, nur das Ausathmen einer sich selber sühlenden Creatur. Hier ist nichts Versührerisches; das Auge ist gen Himmel gerichtet und von Thränen gesüllt: in diesem Wesen ist das Bewußtsein einer andern Welt lebendig geworden; gleichsam verlangend nach einem andern Gut, ist der Mund geöffnet.

Ost zweiselt man an der Aechtheit der Frömmigkeit, weil ihr Sünde vorhergegangen. An der Aechtheit der Buße, wie sie hier austritt, kann kein Zweisel auskommen.

Der Geist unseres Künstlers schwelgt selbst in dieser doppelten Welt. Er unterscheidet ost genug ausdrücklich seine devoten Produetionen von seinen prvsanen, die er Poesien nennt.

In den Compositionen der ersten Art suchte er nicht minder als in den andern den ganzen Ausdruck der Natur; nur eine geistige Richtung unterscheidet sie. Iene Madonna, die er im Wettstreit mit seinem Nebenbuhler Pordenone in einer Capelle zu Treviso aussührte, ist eine vollkommen schöne, ganz ausgebildete Gestalt. Aber wie sie nach der himmlischen Erscheinung halb hingewendet ist, so ist sie von wahrer Unschuld und ausnehmender Ergebung überleuchtet. — Selbst wo er sich dem Traditionellen, wie in der Anordnung der Präsentation der Maria, in welcher wie aus srüheren venezianischen Bildern eine lange leere Treppe sast die ganze linke Seite der Tasel einnehmen sollte, zu bequemen hatte, wußte er es doch, die Erscheinung, wie sie vor ihm stand, wie er sie sah, daraus zu schreiben. Diese Zuschauenden sind vor allen Dingen Venezianer; edle Gestalten, von denen es gut ist, daß sie der Vergessenheit entrissen worden, in würdigem Kostüme; ihrer viele, aber bequem, ohne sich zu drängen. So schön gruppiren sich die dürstige Frau und der sein Almosen ernsthast darreichende Senator, den schon wieder ein anderer anspricht. Es ist ein so natürlicher Gegensatz zwischen der Alten, die mit ihrem Eierkorbe trotzig an der Stuse sitzt, und der jugendlich heranschreitenden, wohlgekleideten venezianischen Edeldame; zwischen dem Kind, das demüthig die Treppe hinaussteigt, und dem andern, das anmuthig an derselben hinlehnt. Für diese Mannichsaltigkeit des anscheinend gemeinen Lebens ist die alt gewohnte Anordnung gerade erwünscht, sie gibt den Werken doch den Ausdruck einer religiösen Coneeption.

Zu ganz neuen Schöpsungen sührte es aber, wenn Tizian nun in großen Compositionen diese wiederhervorbringende Nachahmung der Natur mit seinen Idealen durchdrang.

Mit aller Pracht sinnlicher Erscheinung ging er daran, die Assumtion der Iungsrau sür die Kirche der Frari zu malen.*)

Es ist eben jene Gestalt, der er die Verkündigung geschehen ließ; die Schönheit einer vollkommen, großartig in allen ihren Formen entwickelten Frau, in der nicht Demuth noch Unschuld noch eine andere besondere Eigenschast oder Tugend vorzugsweise hervortritt, sondern ein Wesen von Fleisch und Blut, aber ohne die guthat der Iahre und rein von Mängeln; jetzt durch ein heiliges Entzücken verklärt; himmelwärts emporgehoben so ihre Seele, wie wir den Leib sehen.

Anbetend schauen die Apostel ihr nach; diese sind in größten Formen gehalten; man sieht die Arme ausgestreckt, und den Körper in lebhafter Bewegung; doch könnte man nicht sagen, daß dies gemalt wäre, um das Spiel der Muskeln oder die Bildung der Glieder zu zeichnen; es ist in ihnen die mannichsaltigste Abstusung von der jugendlichen Anbetung, die im Selbstbewußtsein der Religion, der diese bestätigenden Erscheinung gegenübersteht, bis zu dem Entzücken des Greises, welcher von derselben überwältigt und gleichsam ausgelöst wird. Iede dieser Gestalten ist von der Idee belebt und durchhaucht.

Ueber ihr erscheint Der, welcher sie empsangen wird, — man sieht, wohin sie geht. Wol hat die ursprüngliche Mythe dies eigentlich verstanden. Aber wenn wir Andern auch wissen, daß dies nicht geschah, daß sie nicht aus Wolken emporgetragen worden, daß dieser persönliche Gott ihr nicht empsangende Arme entgegen gebreitet hat, so müssen wir doch den Mythus als ein herrliches Gedicht anerkennen; es ist die zugleich kindliche und religiöse Vorstellung der innigsten Vereinigung des Göttlichen und des Menschlichen. Das reine Geschöps, wie es ist, von Engeln wird es emporgetragen und geseiert; von der Gottheit ausgenommen, von den Menschen da unten vermißt und angebetet. Wol könnte man von dem Zweisel beschlichen werden, ob es nun auch der volle Ernst der

*) Aus den Diarien des Sanuto hat man ersahren, daß dieses Werk den 20. März 1518 in der Kirche de' Frari zur Ausstellung gelangte. Die Technik des Werkes hat indeß so viel auch sür jene Zeit Aussallendes — man sagt sogar, die Frari hatten Lust gehabt es zurückzuweisen —, daß dies Erörterungen der malerischen Motive veranlaßte; vgl. lieolüi, Vits äsi pittori Veeslü, p. 24 ü". Vei den neuesten Beschreibern kann man sehen, wie viel weiter sie hierin gehen. Man nimmt an, Tizian habe von Natur gewußt, was wir heute durch die Beobachtung der Photographien lernen. Es heißt dort, er habe aus einer einzigen Bildsläche die Ersahrungen eines halben Iahrhunderts der Oelmalerei zusammengesaßt.

Religion ist, was hier hervortritt; ob der Aussassung nicht zu viel irdische Elemente beigesellt sind. Allein den großen Meistern gegenüber, die das Wunder veranschaulichen, denkt man daran nicht; man lebt nur in dem Mitgesühl der Kunst.

Wenn ich verschiedene wohl gelungene Werke hintereinander sah, so empsand - ich den Eindruck des Wohllautes der Musik. Dies Gemälde ist, wie wenn alle in einem Tonwerke angeregte Motive vereinigt werden und in laute Harmonien zusammenströmen.

Tizian umsaßt ebenso wie Raphael und Michelangelo prosane Mythologie und geistliche Darstellungen. Von dem, was er, wie schon berührt, seine Poesien nannte, habe ich keine gesehen, welche eine auch nur von serne ähnliche Wirkung zu machen sähig wäre. Sie sind, wie Adonis und Venus, zwei junge und jugendliche Gestalten, von denen die weibliche zurückzuhalten sucht, die männliche sich zu entsernen entschlossen ist, glücklich gesaßt und ausgesührt. Die Atü äsll' uomo ist ein Idyll, durchsichtig und sinnreich. Reich und prächtig ist ihm die Landschast unter dem Pinsel hervorgequollen.

In der Größe der allgemeinen Intention läßt sich Tizian dem Michelangelo und dem Raphael nicht gleich stellen. In diesen lag etwas Weltumsassendes, über die bisherige Sphäre der Malerei weit Hinausgreisendes; eine innere Genialität, die mit den Gegenständen ringt. Tizian ist mehr ein Maler seiner Zeit, seiner Vaterstadt. Ueber den Kreis der gewohnten Vorstellungen geht er nicht hinaus, aber innerhalb desselben entwickelt er eine Virtuosität, die wieder ihres Gleichen nicht hat.

Die Behandlung der Landschast war in Tizian ein eigenthümliches Verdienst; sie diente vollkommen seinen Zwecken.

Als er Pietro Martire darzustellen hatte, konnte er dies auch thun, wie andere, bei denen etwa der Heilige mit dem Beil im Kopse erscheint. Statt dessen ergriff er nur den Augenblick der Handlung; der Mörder steht bereits über den Niedergeworsenen. Diesem Moment sügt er eine neue belebende Gestalt hinzu, den weichenden entsetzten Begleiter: die Wirkung der schreckenersüllten Augen, der ausgehobenen Anne wird durch das Gewand, das vom Winde berührt wird, verstärkt. Um aber dem Bilde überdies die ganze Fülle der Erscheinung zu geben, braucht er die Landschast. Im Vordergrund einer grünen, jedoch nicht blühenden Gegend erheben sich ein paar überaus hohe und starke Sambueobäume; sie geben uns das Gesühl der Einsamkeit; in seiner Wanderung sehen wir den Heiligen angesallen: dort unter den Bäumen geschieht die Frevelthat. Aber schon erscheinen in ihren Wipseln lichthelle Engel, „die schönsten, die je aus dem Paradies kamen".

Nicht allein zu deutlicher Versinnlichung, auch zu höheren Zwecken dient ihm die Landschast. In der Senola del Santo hatte er die Mordthat, die ein Ritter an seiner Gemahlin vollzieht, in ihrem ganzen Gräuel darzustellen; wer möchte dies ansehen, wenn nicht das hohe und wilde Gebirg, in welches die Handlung verlegt ist, den Blick an sich zöge und den Eindruck mäßigte. Man hätte über diese Landschaft kein größeres Lob aussprechen können, als daß sie den.Effeet störe; diesen grausen Effeet zu stören, war sie eben bestimmt.

Zuweilen aber stimmt auch die Landschast zu dem Gegenstand. Dort, wo David den Goliath erlegt hat, und nach vollbrachter, nie gehoffter That zum Gebete hinsinkt, sieht man das dunkle Gewölk prächtig von glänzendem Lichte zerrissen.

Indem Tizian dergestalt sich der sichtbaren Welt, insosern sie in Farben dargestellt werden kann, bemeisterte, machten seine Zeitgenossen, sei es durch sein Beispiel oder im Wetteiser mit ihm, oder auch durch den Schwung, der diesen Bestrebungen nun einmal mitgetheilt war, begünstigt, Fortschritte, den seinen analog.

Bei Palma dem Aelteren und Paris Bordone nehmen wir noch hie und da die alte Schule wahr. Die Assumtion Marias von dem erstern ist noch sehr symmetrisch. In der Mitte erscheint weniger ausfliegend, als aus einem Engel beinahe stehend, die Iungsran; zu beiden Seiten unter ihr ansschauend zwei Apostel, denen sich am Fuß zweier in der nämlichen Erhebung aussteigender Hügel die anderen gleich symmetrisch anschließen. In den Gesichtszügen herrscht der legendenartige Ausdruck dieser Zeit; unschön sinde ich, daß aus dem Boden die Menge der nackten magern Füße, gerade wegen der symmetrischen Anordnung, um so mehr in die Augen sällt. Die Werke des Paris Bordone sind reich an Gestalten, mit Lebhastigkeit ausgesaßt und geordnet, doch seien sie gegenständlich, wie in der Versammlung, in der dem Dogen der Ring gebracht wird, oder ideal, wie in der Glorie des Paradieses, so konnte ich an ihnen kein besonderes Verdienst ersehen. Glücklicher entsaltet sich ihre Eigenthümlichkeit in dem Porträt. Wem wären jene zahlreichen Brustbilder der Venezianerinnen unbekannt, die einander sehr ähnlich und mit sast gleichem Talent ausgesührt in den Gallerien bald mit dem Namen des Giorgione, oder des Tizian, bald mit Palma, Bordone oder Pordenone bezeichnet werden? Hierin hatten sie nur der Natur, die sie vor sich sahen, zu solgen. Es sind vornehmlich diese Gestalten, welche den venezianischen Malern gelingen: hie und da haben sie dieselben zum Ideal erhoben. So hat sie Bordone der Iungsrau, als Magdalena in ihrem Schmerz verloren, in dunkler Landschast glücklich beigesellt.

Dem Fra Sebastian» del Piombo gelangen vornehmlich männliche Porträts. Er hat Clemens VII., so mit erbleichendem Bart, wie er von seiner Flucht nach Rom zurückkam, abgebildet; schon ohne Krast, doch nicht ohne Würde; wie trefflich stimmen diese grauen Schatten zu dem alternden Gesicht! Seine Tasel in S. Giovanni Lrisostomo ist ein reizendes Stillleben der Heiligen. S. Chrysostomus, ein heiliger Autor, ist im Schreiben begrissen; er scheint auszusprechen was er niederIchreibt. Zuhörend umstehen ihn heilige Männer. Heilige Frauen nähern sich ihm mit leisem Fußtritt; eine von ihnen mit einem Gesäß. Mit dem Porträt ist das Ideal nahe verwandt. Ienes ist das edelste; dies streist hart an die Natur. Der religiöse Begriss bleibt dabei immer in seiner Integrität. Man scheidet von einem solchen Bilde wie von einem Manne, den man etwa aus Reisen, eines Abends, tras; er trat an uns heran, ohne uns zu stören, wir nahmen seine liebenswürdigen Eigenschasten wahr; obwol er uns nur leise berührte, stimmte er die Saiten unsres Gemüthes zu Behagen und Harmonie; lange gedenkt man eines solchen. Aus umsassenderen Bahnen bewegte sich Pordenone. Es war ihm nicht genug, diese wenig idealisirten Porträts in Gruppen zu vereinigen, obwol ihm dies vortresslich gelang, und er devote, aber rüstige Männer, lebensvolle und doch einsache Frauen, die mannichsaltige Physiognomie junger strebender Menschen, z. B. in dem Bilde, das ihn selbst unter seinen Schülern darstellt, treffend wiedergab. So wie er aber diese Schüler in das Studium des Nackten und der Antike begrissen abgebildet hat, so wohnte auch ihm ein solches bei; hie und da nehmen wir bei ihm eine Nachwirkung davon wahr. Er hatte zuweilen ganz symbolische Vorstellungen wiederzugeben. In einem seiner Werke zeigt Iohannes der Täuser das Lamm, das er verkündigt, dem heiligen Franziscus, der es anbetet. An das Symbol rührte Pordenone nicht; er begnügte sich, S. Iohann, der ihm ein reiches Nackt erlaubte, mit großen Formen, die durch das darüber geschlagene Fell eher hervorgehoben als verdeckt werden, darzustellen. Auch in den wenigen Resten, die von diesen Arbeiten übrig sind, sieht man, z. B. bei Kam und Abel, seine aus das Große gerichtete künstlerische Intention. Seine Fresken in Treviso dagegen sind wohlerhalten. Er hat es gewagt, in der Anbetung der Magier den Joseph nicht allein in ungewöhnlicher Iugend, sondern auch sast nach dem Vorbild einer alten Büste völlig in antikem Stil darzustellen; Gott Vater, ein stattlicher Greis, sliegend, dicht von Engeln umgeben; die stolzen Formen einiger Nebengestalten erinnern an raphaelische und michelangelo'sche Werke. Dabei ist jedoch viel Eigenthümlichkeit, Kunstsertigkeit und natürliche Anlage. ,

Pordenone war, wie berührt, ein Nebenbuhler Tizians; in technischer Ausbildung nähert er sich ihm hie und da an, allein in wahrem Verdienst ursprünglicher Aussassung bleibt er hinter ihm zurück.

Die Nebenbuhler und die Freunde starben; lange blieb Tizian übrig. Wir haben einen Bries von ihm an König Philipp II., in dem er sagt, er sei nun 95 Iahre alt. In diesem Staate, in welchem bei aller Freiheit doch Alles einem höhern Zweck diente, mußten auch seine Werke sich sügen, zu Geschenken gebraucht zu werden, um die Gunst sremder Könige «der Staatsbeamten zu erwerben.

Indeß hatte die Welt ihren Geschmack und ihre Vorliebe vielsach geändert. In den letzten Werken Tizians sinden wir, daß er einer Richtung Raum gegeben hat, welche nicht ganz die seinige noch die seiner Iugend war. Die Ausgießung des heiligen Geistes in Salute ist gleichsam materieller behandelt, als er srüherhin pslegte. Von dem Lichtglanz, in welchem die Taube, läßt er die Strahlen wirklich herabsahren und über den Köpsen in seurigen Zungen erscheinen. Das Entzücken, das hierdurch entsteht, drückte er sowol in den Aposteln, welche die Leiber zurückbeugen, die nervigen Arme auseinander strecken, oder einander dem Lichte zuwenden, selbst in der Mutter aus das stärkste aus. — In S. Lorenzo bei den Iesuiten ist die Marter in ihrer vollen Grausamkeit^ der nackte Leib in seiner Qual; Henker, Feuer, Fackeln entsetzend und vhne Mäßigung abgebildet. Eine Pietü, war sein letztes Werk. Doch nur die Magdalena hat er vollendet. Sie beweint den Gestorbenen. Wild fliegen ihr die Haare über das Gesicht; bitter und hestig ist ihre Klage, zu der sich ihr Mund eröffnet. Iaeob Palma setzte das Werk, wie er sagte, mit Ehrsurcht sort und widmete es Gott.

Ich bemerke, daß ich an dieser Stelle iune halten kann. DaK Werdende in seinen Ursprüngen und seinen ersten Abwandlungen zu begleiten, hat einen unendlichen Reiz; und mit Vergnügen verweilt mau da, wo sich das Gewordene in seiner Fülle und Größe darstellt. Diese Kunstwerke erscheinen in ihrer Gesammtheit als eine der größten Hervorbringungen des italienischen Geistes, des Geistes der abendländischen Nationen überhaupt. Sie sind zugleich Kunstübung und Poesie im innigsten Zusammenhange mit der Religion. Ihre Entwickelung zu vergegenwärtigen, ist nicht allein der Berus der Kunstgeschichte, es bildet einen Theil der historischen Studien überhaupt.

# Zur Revision der Gewerbeordnung.

von

tz. V. «Oppenheim.

— Verlin. —

llle Welt spricht, bald ablehnend, bald zustimmend, von der Resorm oder Revision der Gewerbeordnung, aber bei näherer Betrachtung ist der Sinn, der mit diesen Worten verbunden wird, je nach Stellung und Interesse des Redners ein sehr verschiedner. Sogar darüber, was unter Gewerbeordnung zu verstehen sei, gehen die Meinungen manchmal auseinander. Handelt es sich sür die ganze Grundlegung unserer wirthschastlichen Ordnung und eines neuen Gewerberechtes wirklich nur um jenen legislatorischen Aet vom 21. Iuni 1ft69, dessen 156 Paragraphen als die Gewerbeordnung des norddeutschen Bundes später zum deutschen Reichsgesetz erhoben wurden?

Dieses Gesetz ist nicht das Ganze, wol aber der Mittelpunkt einer Reihe von Bestimmungen oder Einrichtungen, aus welchen das wirtschastliche und theilweise auch das staatsrechtliche Leben der Nation beruht; der Mittelpunkt eines noch nicht abgeschlossenen Systems, zu dessen Vollendung noch Vieles ersorderlich ist. Man könnte sich doch z. B. — um ein Beispiel zu nehmen, das eigentlich die Sache selbst ist, — die Gewerbesreiheit nicht ohne die Freizügigkeit denken; ebenso wenig, wie man die Zugsreiheit, das erste und wichtigste Grundrecht des dentschen Reichsbürgers, ohne die Gewerbesreiheit sür verwirklicht halten konnte. Die verschiedenen Gesetze nun, welche die Freizügigkeit (Paßsreiheit u. s. w.) begründeten, enthalten ein staatsrechtliches und soeialpolitisches Prineip, dessen Inhalt erst zum vollen Ausdruck gekommen ist in dem sogenannten Unterstützungswohnsitz-Gesetz, d. h. der Regelung des Heimatsrechtes sür den verarmten Arbeiter. Neben diesen Gesetzen, welche dem Arbeiter überall ein Heim und eine Arbeitsstätte eröffneten, ohne welche die beste Gewerbeordnung nur eine Zwangsanstalt wäre, ist eine andere Reihe von den Arbeiter hebenden oder die Arbeit besreienden Gesetzen zu nennen, wie z. B. das Normativ-Gesetz über die (von Schulze-Delitzsch gegründeten) Wirthschasts- und Erwerbs-Genossenschasten, welche den kleinen Mann mit einer vorher unbekannten Creditsähigkeit ausstatten; das Gesetz, welches die Beschlagnahme der Arbeits- und Dienstlöhne verbietet; das Hülsseassengesetz; das Gesetz, welches die Hastbarkeit sür Beschädigungen bei gewissen Gewerbebetrieben zwischen Arbeitgebern und Arbeitern zu ordnen versucht, u. a. m. Auch die Gesetze zum Schutz der geistigen Arbeit und des geistigen Eigenthums aus industriellem Gebiet, der Markenschutz, Musterschutz und Ersinderschutz (Patentgesetz) sind nicht blos als Besörderungsmittel der großen Industrie hierher zu ziehen, sondern auch, wie man in England und Amerika aus langjähriger Ersahrung weiß, weil sie zur Förderung und Hebung des Arbeiterstandes wesentlich beitragen.

Ob diese Gesetze nun die eigentliche Gewerbeordnungs-Aete vorbereiten halsen oder durch sie bedingt waren, ob sie nach äußeren Zusällen oder inneren Bedingungen vor oder nach ihr entstanden, ihre Wurzeln in derselben vorsanden oder das Erdreich sür sie lockerten, daraus kommt wenig an: es handelt sich jetzt um einen Complex, der als ein Ganzes begriffen werden muß, zumal wenn man das, was noch zu thun ist, nicht an Abstraetionen, sondern an den Voraussetzungen des eonereten Lebens ermessen will.

Gewiß gehört das Gesetz vom 21. Iuni 1869 zu dem Besten, was der norddeutsche Bund aus seiner noch ungetrübten Schaffenssreude dem deutschen Reiche als Morgengabe mitgebracht hat. Selbst die Gründe, warum wir das Gesetz unvollkommen nennen, gehören zu seinen Ruhmestiteln. Das Bedürsniß danach und die Bedingnisse des gewerblichen Lebens waren richtig erkannt; zunächst galt es, im Gewerbewesen die Rechtseinheit zu schassen. Daß dieses nur aus dem Boden der Freiheit geschehen könne, darüber war man allseitig einverstanden, soweit man überhaupt die Einheit erstrebte. Es verhielt sich mit anderen wichtigen Fortschritten genau ebenso. Der lächerliche doetrinaire Gegensatz von Einheit und Freiheit, der in so manchem Parteiprogramm noch heute spukt, ist längst an dem Lichte der Thatsachen geschmolzen.

Aber auch darüber täuschte man sich weder im Aundesrath, noch im Reichstage, daß man weder die Zeit habe, noch die Zeit es gestatte, Vollkommenes oder auch nur sür eine längere Frist Abschließendes zu gestalten. Das Werk und sein Ausbau sallen ja in eine Epoche soeialpolitischer Kämpse, denen wol Waffenstillstände abzugewinnen sind, aber keine endgültigen Friedensschlüsse. Die überaus verwickelten, mannichsaltigen und eomplieirten Ordnungen und Zustände der Berücksichtigung verlangenden Einzelstaaten, — um so verwickelter und anspruchsvoller vertreten, je zurückgebliebener der Einzelstaat war, — mußten sich sreilich, wenn auch nicht immer ohne Vorbehalt, dem Lebensprineip der größeren industriellen Staaten sügen, in welchen die Gewerbesreiheit, obgleich spät und nicht unbedingt, doch schon eine geraume Weile eingesührt und unumgänglich geworden war. Der Gesetzgeber durste sich hier mit der größten Bestimmtheit aus die öffentliche Meinung stützen. Von den Cassandra-Stimmen der späteren kritischen Epoche ließ sich damals kaum eine vernehmen; andrerseits sand sich unter den angeblichen Anhängern des verrusenen Satzes: „I,ai88e2 Küre et, lais»s- M88sr" kein Einziger, der die Gewerbesreiheit nicht durch strenge, aber humane Ordnung hätte beschränken wollen. Die deutsche Freihandelspartei hat dem Verdächtigungstrieb ihrer vielsachen Gegner keine derartige Blöße gezeigt.

Die Gewerbeordnung von 1869 ist nicht einmal vollständig in Bezug aus den materiellen Umsang ihrer Competenz; manches gewerbliche Gebiet hat sie — besonders in tz. 6 — künstiger Regelung vorbehalten. Die Landwirthschast, die gelehrten Prosessionen und einiges Näherliegende sind ihrer Zuständigkeit noch nicht unterworsen. Erschöpsend sind nur das Handwerk und die Fabrik-Industrie behandelt. — Manche Freiheit scheint gleichsam versuchsweise gegeben, mancher legislatorische Gedanke mehr angeregt als ausgesührt; manche Institution nur sür die sernere Ausbildung angedeutet; so z. B. in den Paragraphen über das schiedsrichterliche Versahren (H. 108), über Hülsseassen u. a. m., welche Paragraphen der Iurist als I^ßes illiperlsotas bezeichnen würde. Wer also von Revision, Ausbau oder Fortbildung spricht, der steht aus dem Boden des Gesetzes selbst und handelt im Geiste des Gesetzgebers. Nur muß er dabei nicht an eine Umkehr denken, wie Die, welche uns ihre unreisen sogenannten Resorm-Gedanken auszutischen pslegen. Bei jedem einzelnen Schritte wird zu prüsen sein, wo die Grenze zwischen Freiheit und Ordnung zu ziehen ist, um die Freiheit nur nach dem Maße des Notwendigen zu beschränken. Denn ausnahmslos lehrt uns die Geschichte der so mannichsaltig verschlungenen gewerblichen Thätigkeiten und Oganisationen, daß der Zwang nur Unordnung schasst, daß Freiheit und Ordnung zusammen gehen und sich gegenseitig bedingen. Handelt es sich um gesetzliche Einwirkungen, so sragt es sich, ob die Mittel dazu in die Hände der Bureaukratie zu legen sind, oder den Organen der Selbstverwaltung anvertraut werden können. Vieles, was noch außerdem wünschenswerth erscheint, muß der sreien Selbstthätigknt — einzelner oder verbundener Individuen oder anerkannter Corporationen und juristischer Persönlichkeiten — überlassen bleiben. Der sittliche Kern der Selbsthülse erhöht den Werth des zu Schaffenden, der Zwang vernichtet ost den ganzen Werth der Leistung. Die Ersahrung muß hierbei leiten und helsen, das Richtige zu treffen; aber über der Ersahrung stehen gewisse allgemeine Grundsätze, z. B. der, daß das Recht überall von Obrigkeitswegen geschützt werden muß, daß Niemand vergeblich Recht suchen dars, oder daß erwachsene und geistig normale Personen nicht bevormundet werden sollen.

Wenn die Zeiten schlecht sind, wird aus alle wirtschastlichen Gesetze raisonnirt, besonders inmitten eines politisch und volkswirthschastlich noch so wenig geschulten Volkes, wie das unsrige, wo selbst berühmte Gelehrte sich gegen die ersahrungsmäßigen Wahrheiten der Nationalökonomie zu versündigen pslegen. Wer schlechte Geschäste gemacht hat, schiebt die Schuld daran lieber aus alles Andere, als aus seine eigene Dummheit und Habgier. Und

„weil Dein Brünnlein trübe läust,
Meinst Du, die Welt sei aus der Neige!"

In solcher Stimmung oder Verstimmung sinden die Tadler leicht Gehör, woher sie auch kommen mögen. Das Fundament unserer Gewerbeversassung wird aber von zwei Seiten durch sundamentale Gegner angeseindet; das sind die Zünstler und die Soeialisten. Beide greisen sie an der Wurzel an, und selbst wenn sie sich aus Einzelheiten kritisch einlassen, so geschieht das nur, um sür ihren künstigen Vernichtungskamps einzelne Etappen voraus zu besestigen. Die Einen wollen eine andere Gewerbeordnung, die Andern gar eine ganz andere Gesellschastsordnung; sreilich sällt bürgerliche Gesellschast und Wirtschast sür Diese zusammen. Der Freiheit Feinde sind Beide; was sie Freiheit nennen, ist keinessalls das, was wir unter persönlicher Freiheit verstehen; Beide erstreben ein System voll Reglementirungen. Die Zunst-Schwärmer beabsichtigen eine Rückkehr zu dem eorporativen Leben des Mittelalters, dem die Menschheit seitdem völlig entwachsen ist. Wenn sie die Zustände innerhalb der Zunst aus deren Blüthezeit so rosig schildern, so mag das der Kürze wegen unwidersprochen bleiben; — den Zunstmeistern war das Zunstrecht ebenso angenehm, wie das Feudalrecht den Lehnsherren. Aber wie ging es der armen Menge, welche draußen stand? Als diese rechtlose prolos zur Mehrheit heranwuchs, da mußte die Zunstherrlichkeit ein Ende nehmen, und das ist schon vor Iahrhunderten geschehen. Es beruht aus grober Täuschung, wenn Anhänger des Zunst-Ideals sich jetzt anstellen, als sei ihr Reich erst mit dem Iahre 1«6i» gebrochen worden. Zwischen der Zlmstherrlichkeit und der Gewerbesreiheit liegt eine lange Periode der unbedingten Polizeiherrschast. Das gebundene Handwerk konnte schon neben der entsesselt austretenden und von allen technischen Wissenschasten gesörderten Groß-Industrie seine Stellung nicht behaupten. Es war aber bereits in sich zersallen, ehe es mit der Welt zersiel. Schon srüher hatten die Gesellenverbindungen seine Auslösung vorbereitet.

Nicht rückwärts gekehrten Blickes, wie der Zunstgeist, sondern voll unerschütterlicher Zuversicht aus eine erträumte Zukunst erhebt der Soeialismus sein Haupt. Von allen Denen, welche Halbdenkerei mit Leidenschast treiben und die die nüchterne Kost des gesunden Menschenverstandes Vornehm verschmähen, dient ihm ein beträchtliches Contingent. Mit sanatischem Eiser und siegesgewisser Gläubigkeit baut hier eine Seete ein neues Ienseits aus, das Ienseits des überwundenen Privateigenthums, das Paradies der materiellen Gleichheit aus Erden. Für Viele, die ein Cultusbedürsniß sühlen, ist es ziemlich gleichgültig, bei welchem Modeprediger sie es besriedigen. Und wie auch diese verschiedenen, einander besehdenden Bekenntnisse der gesammten soeialistischen Richtung heißen mögen, ob Soeialdemokratie oder Communismus oder Colleetivismus oder christlichsoeiale Partei oder Staatssoeialismus, aus welchen Heiligen sie auch schwören mögen, ob orthodoxe Hosprediger oder radieale Iunghegelianer die Phraseologie vorschreiben, oder pedantische Prosessoren das soeialistische Laienbrevier mit philosophischen Formeln verbrämen, der Kern ist überall derselbe: die phantastische Construetion einer von den natürlichen menschlichen Triebsedern und den wirthschastlichen Grundbedingungen losgelösten Gesellschastsordnung. Sieht man von den zeitgemäßen Aeußerlichkeiten ab, so ist der Soeialismus seinem Wesen nach unter allen Namen und zu allen Zeiten ganz derselbe, und sein größter Prophet ist nicht Karl Marx, sondern Charles Fourier, der ihn da beließ, wohin er gehört, nämlich im Reiche der Phantasie, und der wohl begriff, daß man, um ihn logisch zu eonstruiren, eine Veränderung der menschlichen Natur und darum auch der äußeren Natur zum Ausgangspunkte nehmen muß. Will man erst den gesellschastlichen Menschen ohne den Trieb zum Privatbesitz und zum abgeschlossenen Familienleben sür möglich erachten, so kann man auch, wie Fourier, Individuen mit Schwänzen und Augen an deren Ende in diese Welt hineinsetzen, in welcher das Meer sein Salz verliert und die Landseeen nach Limonade schmecken.

Vom Soeialismus zur gegebenen Gesellschastsordnung sührt keine Brücke, und die Vertreter des Soeialismus würden aus die Länge wol im Interesse ihrer eigenen Sache besser thun, sich als Seete zu eonstituiren, denn als politische Partei.

Ganz anders steht es mit der Zunst-Partei. Das Ewig-Gestrige hat eine reale Macht. Die reaetionairen Parteien haben den Zünstlern stets die geöffneten Arme entgegengestreckt. Und es hat den achtbaren Interessen des Handwerks in der öffentlichen Meinung ostmals geschadet, daß die Vertheidiger derselben reaetionair gesärbt oder mindestens zünstlerisch angehaucht waren. Gleich den Schutzzöllnern, den Agrariern und anderen Interessenvertretern, sinden die Zünstler ihre Krast darin, daß sie sich aus gewisse greisbare Nothstände berusen und gewisse leidende Privat-Interessen zu beschützen vorgeben. Die Nothstände sind allerdings vorhanden, aber die von Charlatans vorgeschlagenen Heilmittel ruiniren den Gesammt-Organismus. Was irgend eine Industrie durch den Schutzzoll, irgend ein Gewerbe durch ein Innungs-Bannrecht gewinnen kann «der zu gewinnen glaubt, das stellt sich leicht in Ziffern dar, und die guten Leute wollen gar nicht begreisen, daß ihnen eine solche Kleinigkeit versagt werden soll, die scheinbar Niemandem etwas kostet und ihnen erlaubt, ruhig aus beiden Ohren zu schlasen. Denn was die Gesammtheit verliert, vertheilt sich aus so viele Einzelne und macht bei dem Einzelnen scheinbar so wenig aus. Das Alles sällt in das Gebiet der indireeten Steuern, die das Volk erst merkt, wenn es ihnen erliegt. Der Herr Omnes ist eben der zurückgesetzte Mann, dem man einen breiten Rücken und starke Schultern zutraut, und der viel weniger eisrige, weniger intrigante Advoeaten sindet, und sie allerdings auch kärglicher bezahlt, als so ein armer Fabrik-Millionär, der um Hülse schreit.

Wie die Soeialdemokratie am leichtesten unter den Arbeitern, besonders den in Masse zusammenlebenden des großen Fabrikbetriebes ihre Truppen wirbt, so wird selbstverständlich das Zunst-Ideal sast ausschließlich von den mit so vielen Schwierigkeiten kämpsenden Handwerksmeistern willkommen geheißen.

Es mag mißbilligt werden, daß diese Schwierigkeiten in liberalen Kreisen nicht immer die rechte Würdigung sanden, daß auch die Theilnahme der volkswirthschastlichen Schulen sich mit Vorliebe der großen Industrie zuwandte. Das Handwerk ist geschichtlich nicht zur Selbständigkeit und Selbsthülse erzogen worden, und daran hapert es noch heute; gerade weil es zu ungeschickt ist, sich selbst zu helsen, darum entgeht ihm die Sympathie der Andern. Das berechtigt aber nicht, seine ungeheure Wichtigkeit im Haushalt der Nation zu verkennen. Es kann und soll von der Groß-Industrie eingeschränkt werden, eingeschränkt, nicht verschlungen; verdrängt und ersetzt werden kann es nicht. Ich brauche hier nicht die zahlreichen Verrichtungen auszuzählen, welche nicht sabrikmäßig zu vollziehen sind. Aber das Handwerk ragt auch weit in die FabrikIndustrie hinein; nur selten wird in dem durch die Groß-Industrie eoneentrirten Gewerbe die persönliche Leistung ganz durch die Maschine ersetzt. Und in den Fächern des Fabrikwesens, wie z. B. im Maschinenbau, müssen die besten und nützlichsten Arbeiter, z. B. Schmiede, Tischler, Drechsler, Schlosser u. a. den gelernten Handwerkern entnommen werden. Die Uebrigen mit der geistlosen Beschästigung einer in monotonem Einerlei sich ewig wiederholenden Verrichtung werden in der Fabrik selbst zur Maschine. Wenn man sich ein Land denken könnte, das nur Fabrikbetrieb hätte, in welchem also einigen großen Arbeitgebern die Masse der Arbeiter unvermittelt gegenüber stände, ein solches Land wäre eine Brutstätte des wirthschastlichen, auch innerlich verkommenden Proletariats. Das Handwerk bildet die Uebergänge und Vermittelungen, es bietet eine größere Mannichsaltigkeit intelleetueller und manueller Funetionen; es eröffnet dem fleißigen und strebsamen Arbeiter die Aussicht aus zu erringende Selbständigkeit. Aus die Poesie des wandernden Handwerksburschen, der Herbergs- und Gesellenscherze und der gutmüthigen Frau Meisterin wollen wir gern verzichten, nicht aber aus das, was ein höher entwickeltes Handwerk zu dem Culturleben der Nation beizutragen vermöchte. Uebrigens zeigt die neueste deutsche Gewerbestatistik noch ein numerisch ganz ungeheures Uebergewicht des Kleingewerbes über den Großbetrieb.

Das Gebiet der großen Industrie ist die wohlseile Massenproduction, die Ausgabe des Handwerks ist die persönliche Geschicklichkeit und die seinere, mehr individualisirende Leistung. Nur wenn das Handwerk in dieser Richtung vorwärts kommt, ist es zu retten, nicht aber durch die künstliche Herstellung eorporativer Verbände, welche es noch schwersälliger machen und seine zeitgemäße Erneuerung noch mehr hinhalten, während die ganze Entwicklung der großen Industrie aus Freiheit begründet ist.

Mit anzuerkennendem Eiser hat man neuerdings durch die Verbindung mit der bildenden Kunst einzelnen wichtigen Zweigen des Handwerks einen Ausschwung zu geben gesucht. Wenn die kunstgewerblichen Anstalten im Stande sind, den inneren Zusammenhang herzustellen, der in der Blüthezeit der Renaissanee zwischen Handwerk und Kunst bestand, so werden sie sicherlich nach beiden Seiten die segensreichste Wirkung entsalten. Was die Kunst durch Anpassung an das eonerete Leben an lebensvollem Stil, was die Künstler durch die Eroberung des Verständnisses und der Theilnahme weiterer Kreise an geistiger Anregung, an persönlicher Unabhängigkeit, an Besreiung von den geschmackverderbenden Einflüssen eines plutokratischen Mäeenatenthums gewönnen, das würden sie durch Veredelung der technischen Thätigkeiten, durch Hebung des Ehrgesühls und Selbstbewußtseins der arbeitenden Elassen, durch Eröffnung weiterer Perspeetiven reichlich abbezahlen. . Das ganze äußere Leben wird durch das Kunstgewerbe geadelt. Iedoch man bilde sich nicht ein, daß sich die

Kunst dem Gewerbe hinzusügen läßt wie ein äußerliches Ornament. Arabesken und sonstigen Zierrath stümperhasten Arbeiten anzuklecksen, ohne inneren Zusammenhang, ohne künstlerische Durchbildung, — das wäre nur eine tiesere Stuse des Versalls, ein Mißbrauch der Kunst, keine Hebung des Handwerks. Die äußere Ausschmückung muß aus der inneren Vollendung hervorgehen und dieser entsprechen als ein innerlich Gegebenes. Die geschmacklosen Formen des Hergebrachten werden sich leicht beseitigen lassen, wenn erst die technische Leistung aus der rechten Höhe steht; nur der wirkliche Handwerksmeister kann sich den Luxus des Kunstgewerbes vergönnen.

Die erheblichste Ausgabe bleibt also immerhin die praktische Ausbildung des Handwerkers: die Lehrlingssrage.

Das Lehrlingswesen war sreilich in der alten Handwerks-Innung weich gebettet, der Lehrling hatte seine bestimmten Rechte und Pflichten, zu deren Wahrung auch die Polizei ihre starke Hand lieh; er ward viel mißhandelt, ost mißbraucht, aber aus hergebrachte Weise wurde er jedensalls in den Schlendrian des Handwerks eingesührt. Heuer ist das Alles in das Ungewisse gestellt; es bedars neuer Regelungen, neuer Formen. Iuristen und Gesetzgeber suchen einen wirksamen Lehrvertrag zu eonstruiren. Ehe wir diesen Punkt, den eigentlichen Rechtspunkt der Materie erörtern, möchte ich mich der meines Erachtens wichtigeren Seite der Frage, nämlich dem darin liegenden Culturmoment zuwenden.

In weiteren Kreisen, als wohin sich Sitte, Tradition und Einwirkung des Handwerks noch erstrecken können, ist das Bedürsniß nach öffentlichen Anstalten sür gewerbliche Erziehung wachgerusen. Seit Iahrzehnten sind in den verschiedenen Industriestaaten demgemäß Anstrengungen gemacht worden, aber noch ist eine gemeingültige Organisation und Methode nicht zur allgemeinen Anerkennung durchgedrungen. Ie nach den Hauptrichtungen der großen Länder ist in England durch Privatthätigkeit Beträchtliches geleistet worden, hat in Frankreich die Staatsgewalt viele gleichmäßige Einrichtungen bewerkstelligt, hat bei uns die Staatsverwaltung die Gemeinden zur Aussührung des Nöthigen und Nützlichen möglichst heranzuziehen gesucht. An technischen Universitäten (Polytechnika u. dergl.) sehlt es in Mitteleuropa nicht, auch nicht an den dazu vorbereitenden höheren Gewerbeschulen. Wenn aber in Preußen vielsach und auch in Frankreich gelegentlich darüber Klage gesührt wurde, daß man den Bau der Pyramide an der Spitze beginne, statt mit der Grundlage anzusangen, so liegt das eben an der noch sehr verbreiteten Unklarheit über die untersten Elemente der gewerblichen Erziehung.

Meines Erachtens muß zwischen den elementaren Fortbildungsschulen und den gewerblichen Fortbildungsschulen, welche durch die Namensgemeinschast und andere äußere Berührungspunkte ost Verwechselung hervorrusen, strenge unterschieden werden. Wer immer der leider wohl begründeten Ansicht huldigt, daß unsere bisherige Volksschule nicht genug leistet und daß der aus die allgemeine Wehrpflicht und das allgemeine Stimmrecht, d. h. überhaupt aus die äußerste Spannung der Volkskrast gegründete Staat an die. allgemeine Volksbildung höhere Ansorderungen stellen muß, der sordert elementare Fortbildungsschulen, welche nichts Anderes bieten, als die Fortsetzung und Erweiterung der allgemeinen Bildung sür Iedermann. Für diese müssen denn auch dieselben Grundsätze gelten, wie sür die Volksschule selbst, nämlich der Schulzwang und die ihm entsprechende Unentgeltlichkeit, — zwei Grundsätze, welche die Bedeutung und Wichtigkeit von Grundrechten oder Versassungsparagraphen beanspruchen dürsen.

Anders steht es mit den gewerblichen Schulen. Der Staat mag Jedem die Gelegenheit bieten, daß er ein guter Schlosser, Tischler oder Schuster werde, aber er kann den Einzelnen nicht dazu zwingen, der vielleicht zum Tagelöhner geboren ist. Wol mag die zweckmäßig verelausulirte Bestimmung getrosten werden, daß der Besuch der gewerblichen Fortbildungsschule von der Zwangspflicht zur elementaren Fortbildungsschule oispensiren kann, ungesähr wie der Beitritt zu einer sreien Hülsseasse von der Zwangseasse besreit; aber der Schulzwang dars nicht über das Allgemeine hinaus dahin dringen, wo die Einzelnen die mehr individuelle Ausbildung suchen. Nach den in Württemberg, der Schweiz und anderen Ländern gemachten Ersahrungen ersetzt sogar die Forderung eines geringen Schulgeldes die äußere Nöthigung durch einen gewissen moralischen Zwang. In Württemberg zumal wurden beide Systeme erprobt und nur das zweite bewährte sich. Zunächst liegt in der Freiwilligkeit und dem Schulgelde eine unverkennbare Garantie, daß nur die Eisrigen und die Besähigteren die Schule besuchen. Widerwillige und unsähige Schüler, Zwangsschüler drücken das moralische und das intelleetuelle Niveau der Schule herab. Nach der Gewerbeordnung sollen Ortsstatuten den Schulzwang auserlegen, und in Preußen wird der Zuschuß seitens des Staates zumeist von dem vrtsstatutarischen Zwang abhängig gemacht. Vielsach meint man, das System der Freiwilligkeit habe sich nicht erprobt, wo nämlich nicht das Richtige, Zweckentsprechende geboten wurde; dem Zwang gegenüber sindet allerdings die Kritik der Betheiligten keinen erkennbaren Ausdruck. Ferner wird sür den Schulzwang angesührt, daß ohne denselben die Arbeitgeber nicht verpflichtet wären und nicht genöthigt werden könnten, ihren Lehrlingen oder jugendlichen Gehülsen den Besuch der Gewerbeschule zu gestatten. Allein abgesehen davon, daß die Fortbildungsschulen meistens die sreien Stunden des Sonntags und der Abende in Anspruch nehmen und daß die allermeisten Arbeitgeber an der Ausbildung ihrer Lehrlinge und jugendlichen Arbeiter doch auch ein unmittelbares Interesse nehmen, so bedars es nur einer kleinen Ausdehnung eines in der Gewerbeordnung schon ausgesprochenen Verbotes (tz. 106 Abs. 2), um die Arbeitgeber auch sür den sreiwilligen Schulbesuch von jeder seindseligen Einwirkung abzuhalten. Im Großherzogthum Baden hat ein Strasgesetz (vom 29. Ianuar 1868) in dieser Richtung Genügendes geleistet. — Andrerseits würde man eine Ungerechtigkeit begehen, wenn man, wie ost vorgeschlagen wurde, das betreffende Schulgeld den Arbeitgebern ausladen wollte; es ist absolut kein Rechtsgrund hiersür aussindig zu machen. Am wenigsten aber würde das Zum System des sreiwilligen Schulbesuches passen.

Wer die Ausgaben der gewerblichen Erziehung näher in's Auge saßt, wird alsbald davon abstehen, sie nach einer allgemeinen. Schablone zu behandeln. Speeialisirung ist dabei die Hauptsache und dem entsprechend auch Loealisirung. Die Betheiligung der Gemeinden und selbst lebenssähiger Loealverbände ist unumgänglich, schon um das wahre Bedürsniß der verschiedenen Loyalitäten zur Geltung zu bringen. Denn je nach den die verschiedenen Gegenden beherrschenden Industriezweigen müssen auch die Einrichtungen der Gewerbeschulen modisieirt werden. An gewissen Orten sind speeielle Fachschulen angezeigt, an anderen muß eine mehreren «der vielen Fächern gemeinsame Grundlage gesunden werden. In den



Mittelpunkten der Industrie sollten speeielle Fachschulen der Initiative derGewerbtreibenden selbst zu verdanken sein, welche überhaupt aus diesem Gebiete ihr eigenes Interesse noch besser erkennen und verstehen müßten. An vielen Orten wird es sich nur um die allgemeine gewerbliche Vorbildung (Zeichnen, Buchsührung, Entwersung von Voranschlägen, kausmännisches Rechnen) handeln.

In Frankreich und Belgien hat man versucht, der speeiellen Fachschule sogenannte Lehrwerk stätten zu eoordiniren. Der Gedanke hat wol eine Zukunst in der Form, daß man praktisch bewährte Meister verpslichtet, gegen billigen Ersatz und unter entsprechender Controle eine Reihe von Lehrlingen auszubilden.

Im Ganzen soll und muß die gewerbliche Erziehung Das leisten, was srüher das Prüsungswesen leisten wollte, aber niemals geleistet hat, das und noch unendlich viel mehr.

In den Ländern der allgemeinen Wehrpflicht stößt die gewerbliche Erziehung aus das schwer wiegende Hinderniß, daß sie meistentheils gerade in dem Momente unterbrochen wird, wo die selbständige Betätigung anheben könnte, und zwar unterbrochen wird durch einen dreijährigen Kriegsdienst, der den ganzen Menschen absorbirt. Von wohlwollenden und gemäßigten Praktikern ist dagegen der Vorschlag gemacht worden, je nach der höheren Stuse der gewerblichen Ausbildung die Dienstzeit zu kürzen oder längere Beurlaubungen eintreten zu lassen. Ich bezweifle nicht, daß eine solche Maßregel, welche aus den industriellen Lebensbedingungen der Nation dringend erheischt wird, auch im Interesse der zu verallgemeinernden militairischen Ausbildung zu verwerthen wäre.

'Das Alles ist aber weit entsernt, den Lehrlingsvertrag überflüssig zu machen. Die beste Baugewerkschule gleicht den Schaden nicht aus, wenn bei Maurer- und Zimmermeistern die Lehrburschen nach der ersten oberflächlichen Unterweisung davonlausen, um einen lohnenderen Dienst zu sinden. Wer den Lehrdienst trenlos verläßt, wird auch der Schule nicht treu sein; die Zügellosigkeit in diesen Verhältnissen besördert die Zuchtlosigkeit und Verbummelung in den weitesten Kreisen. Das Interesse der öffentlichen Moral geht hier mit den Forderungen der Rechtssicherheit Hand in Hand. Was die Industrie unmittelbar dabei verliert, zeigt sich sonnenklar dem blödesten Auge. Ie stärker der Unsug um sich greift, desto mehr werden gerade die besseren Meister sich gegen die Annahme von Lehrlingen sträuben, und die ernsthast Lernbeslissenen sinden keinen Platz, weil nun einmal die sesten Bande gelockert sind. Denn das Wesen des Lehrlingsvertrages besteht darin, daß er aus eine bestimmte Zeitdauer berechnet ist, während deren zweiter Hälste oder letzter Frist der Lehrherr an den unentgeltlichen oder unter ihrem Werthe veranschlagten Leistungen des Schülers ungesähr einen Ersatz sindet sür die in der ersten Frist der ausbedungenen Lehrzeit ausgewendeten Anstrengungen, Mühe, Zeitverluste

und selbst Verluste an Materialien oder Werkzeugen. Wie die Berechnung hier stattsindet, mit oder ohne Lehrgeld, aus längere oder kürzere Zeit, mit einer Durchschnittslöhnung sür die ganze Zeit, einer steigenden oder erst später beginnenden Löhnung, oder auch ohne Lohn, aber sür weniger Iahre n. s. w., das wird sich in jedem einzelnen Fall anders gestalten.

Muß der Lehrherr gegen den Vertragsbruch geschützt werden, so muß der Lehrling gegen den Mißbrauch der über ihn eingeräumten Gewalt, gegen Mißhandlungen, gegen Verleitung zur Unsittlichkeit, gegen Ausbeutung seiner Kräste zu häuslichen Arbeiten geschützt sein. Ie nachdem der Lehrbursche Hausgenosse des Meisters ist oder nicht, je nachdem Eltern oder Vormünder sich thatkräftig seiner annehmen, je nach dem Grade der Gesittung in seinem Gewerbe werden diese Gesährdungen mehr oder minder stark hervortreten. Das Gesetz trifft wohlmeinende Bestimmungen, die sich aber zumeist als papierene Schanzen erweisen, so lange keine Behörde zu ihrer Vertheidigung dahinter steht. Und doch handelt es sich hier um den Schutz der Unmündigen, die zunächst gegen den Mißbrauch der Vorgesetzten, aber auch beschützt werden müssen gegen die Verlockungen ihrer eigenen Willkür, gegen den Consliet ihrer Neigungen mit ihrer übernommenen Verpflichtung.

Gegen Ueberanstrengung enthält das Gesetz keine sichernde Versügung; die sür Kinderarbeit und die Arbeit der sogenannten jugendlichen Arbeiter in der Fabrik-Industrie auserlegten Zeitbeschränkungen sind bei uns noch nicht aus das Handwerk und die Haus-Industrie ausgedehnt worden.

In der Gewerbeordnung wurde das Prineip der Vertragssreiheit rückhaltlos aus den Lehrlingsvertrag angewendet, wobei der Gesetzgeber übersah, wie selten bei den hier in Betracht kommenden Verhältnissen die privatrechtliche Entschädigungsklage einen hinreichenden Ersolg haben und die Mühe lohnen wird. Der Lehrling kann sogar (ß. 122) das Verhältniß jederzeit lösen, wenn er zu einem anderen Gewerbe oder Beruse übergeht oder — überzugehen vorgibt. Das Versallen des Lehrgeldes oder vielmehr eines verhältnißmäßigen Theiles desselben ist die einzige Garantie, welche die Gewerbeordnung dem verkürzten Lehrherrn bietet. Allein heutzutage kommt das Lehrgeld immer mehr außer Gebrauch, und so versagt auch diese schwache Sicherheit,

In Frankreich, wo das Handwerk eine so hohe Blüthe erreicht hat, wurde seit jeher aus die strenge Sicherung des Lehrvertrages ein überaus großer Werth gelegt. So viele Schranken die erste Revolution auch niederriß, als sie die alte Zunstversassung beseitigte, suchte die Gesetzgebung der neunziger Iahre alsbald deren positive Leistungen durch moderne Einrichtungen zu ersetzen. Sogar Marat plaidirte in seinem „H.mi äu psupls" sür einen streng erzwingbaren Lehrvertrag und sür eine siebenjährige Lehrzeit. Das neueste sranzösische Lehrlings-Gesetz (vom 4. März 1851) enthält ungefähr alles Wesentliche, das wir der deutschen Gesetzgebung empsehlen möchten. Zuvörderst die Schristlichkeit des Lehrvertrages, die bei uns bereits in vielen Gegenden und in ganzen Gewerben zur Rechtsgewohnheit geworden ist. Wenn man bedenkt, welche verwickelte Verhältnisse dabei unter einsachen und wenig rechtskundigen Menschen, noch dazu sür einen Dritten, und zwar aus längere Zeitsristen geordnet werden sollen, kann man mündliche Abmachungen nur sür eine nie versiegende Quelle der Verwirrung und der Mißhelligkeiten halten. Die schristliche Absassung des Lehrvertrages muß direet zur Bedingung seiner Gültigkeit gemacht und nicht, wie es in der neuen Bundesrathsvorlage geschieht, erst aus Umwegen veranlaßt werden. Der Einsührung von Arbeitsbüchern bei Lehrlingen, wie überhaupt bei unmündigen Arbeitern steht keines der Bedenken entgegen, welche die Arbeitsbücher sür den gesammten Arbeiterstand unhaltbar erscheinen ließen. Mit der Einsührung der Arbeitsbücher sür alle Kategorien jugendlicher Arbeiter ist jedem Arbeitgeber, der einen entlausenen Lehrling ausnahm, die Einrede genommen, daß er in gutem Glauben gehandelt habe; ein Gesetz, welches den den Lehrling zum Vertragsbruch verleitenden oder den vertragsbrüchigen Lehrling wissentlich ausnehmenden Arbeitgeber dem verlassenen Lehrherrn sür den verursachten Schaden (nach gewissen gesetzlich zu normirenden Berechnungen) haftbar machen würde, könnte demnach seine volle Wirkung üben. Ferner empsiehlt sich eine bestimmte Probezeit, bis zu deren Ablaus jeder der beiden Theile von dem Vertrage einseitig zurücktreten dars. Damit wäre namentlich der Ansorderung genügt, welcher der vorhin erwähnte 8. 122 einen zu breiten Spielraum gewährt. Das sranzösische Gesetz statuirt eine Probezeit von zwei Monaten; die neue Bundesrathsvorlage will dieselbe nicht unter vier Wochen und nicht über drei Monate bemessen lassen. —

Von dem Contraetbruch der Lehrlinge sührt unser Gedankengang zum Contraetbruch der Erwachsenen. Heutzutage ist diese Frage keine so brennende, wie vor wenig Iahren; sie kann jetzt ohne Ausregung und ohne Leidenschast besprochen werden. Damals wurde die Erörterung schon dadurch verwirrt, daß die eigentliche Rechtssrage nicht in strenger Absonderung behandelt, vielmehr mit anderen, zwar nahe liegenden, aber innerlich verschiedenen Materien in einen ausregenden Zusammenhang gebracht wurde; so mit den verabredeten Arbeitseinstellungen, mit der Coalitionssreiheit überhaupt, mit Blüthe oder Versall der Industrie.

Die Freiheit der Arbeiter, sich über Arbeitseinstellungen zu verabreden, so zwar, daß die Verabredung nicht strasbar, aber auch nicht einklagbar und jeder äußere Zwang dabei ausgeschlossen sei, ist nun endlich gemeines Recht geworden. Diese Freiheit, sür welche schon die Gesellenverbindungen des späteren Mittelalters lange und ost blutig gekämpft haben, wurde zuerst von dem englischen Arbeiterstande vor mehr als einem halben Iahrhundert legal errungen; allein die englische Gesetzgebung behielt daneben die strasrechtliche Ahndung des Arbeitsvertragsbruches bei. In Frankreich wurde erst unter dem arbeitersreundlichen zweiten Empire dieses Grundrecht gegeben, aber mit sehr scharsen strasrechtlichen Cautelen gegen jeden Mißbrauch verelausulirt. Die erste Regierungsvorlage unserer Gewerbeordnung enthielt eine mäßige Contraetbruchstrase als eine nach der Regierungen Ansicht unentbehrliche Ergänzung der vollen Transaetionssreiheit des Arbeiterstandes; aber der Reichstag wollte keine Ausnahme in dem System des Allen gemeinen und gleichen Rechtes mehr gelten lassen.

Freilich bezieht sich die betreffende Resorm nach dem Wortlaut des Gesetzes blos aus die Industrie und weder aus die Landwirthschast, noch aus das Gesindewesen. Aus diesen Gebieten könnte die zwangsweise Zurücksührung verpflichteter Arbeiter oder Dienstboten in der alten Weise weiter betrieben werden, wenn nicht die allgemeine Anschaunng so mächtig aus die Rechtssitten einwirkte, daß neuerdings selbst das preußische Oberrribunal eine solche Rxsoutio a6 taeiLnäum> wie die zwangsweise Zurücksührung eines Dienstboten sür nicht mehr zulässig erachtet hat. Sicherlich war die srüher gebräuchliche Maßregelung zu Zwangsdiensten oder der sogenannten Iwangsgesellenschast eine der gehässigsten Einrichtungen, sür beide Theile lästig und nutzlos und mit einem höheren Stand der Industrie völlig unverträglich. Daß die ersten Flügelschläge der jungen Transaetions- und Coalitions-Freiheit der Arbeiter in eine Zeit sielen, in welcher unter den trügerischen Selbsttäuschungen der Unternehmer der maßloseste Gründungsschwindel ausgebrocheu war, erhöhte die Gesahr des jugendlichen Mißbrauchs und der Ueberhebung. In dem Strike erblickten die Arbeiter zunächst die Panaeee, welche alle Uebel heilen, alle Unebenheiten glätten, alle Mißstände ausgleichen könne; die Kopslosigkeit der Arbeitgeber bestärkte sür eine Weile diese gesährliche Illusion. Freilich ist die Arbeitseinstellung das unbestreitbare und unbestrittene Recht des Arbeiters, vorausgesetzt, daß sie nicht mit Vertragsbruch befleckt sei. Da die Gewerbeordnung eine vierzehntägige Auskündigung als Regel seststellt, so drückt diese Fessel des Sittengesetzes nicht allzu schwer, und eine in jener Zeit versaßte Statistik der Arbeitseinstellungen weist eine ganz erhebliche Anzahl derselben aus, welche im großen Ganzen ohne Contraetbruch verliesen. Auch ist die Arbeitseinstellung an sich sür das Gesammtleben der Industrie nicht das Gesährlichste; das schlimmere Uebel liegt in der überhandnehmenden Gewöhnung des Arbeiterstandes, das gegebene Wort gering zu achten und zu brechen. Selbstverständlich verliert die Arbeitseinstellung jede Berechtigung, wenn sie z. B. mit Vertragsbruch daraus gerichtet ist, gegen einen Unternehmer, der unter hohen Conventionalstrasen beträchtliche Bestellungen übernahm, Erpressung zu üben. In dem Maße, als der Arbeitgeber Lieserungsverpslichtungen einging, muß er auch mit den Arbeitern Verträge abschließen können. Wird hier gewohnheitsmäßig Treu und Glauben gebrochen, so kann der Arbeitgeber sich überhaupt aus größere Geschäste nicht einlassen, die große Industrie stockt alsdann, Mangel und Noih treten ein. Der redliche Arbeiter leidet dann am meisten unter der Verderbtheit seiner Kameraden. Es war bei uns schon so weit, daß kein Baumeister einen bindenden Voranschlag entwersen wollte, außer mit dem Vorbehalt, daß die Arbeitslöhne sich nicht veränderten.

Sprechen wir mit Bescheidenheit von jenen Verirrungen! Die Zuverlässigkeit ist in unserer industriellen Welt überhaupt nicht überall zu Hause, und die Arbeiter haben sich selten an guten Beispielen erheben können. Wie wenig genau nehmen es die meisten Handwerker mit den ihren Kunden gegebenen Versprechungen; und hat es nicht der deutschen Industrie im Auslande vielsach geschadet, daß die Contrahenten bei veränderten Conjuneturen an den Vertragsbedingungen gemäkelt und gedeutelt haben, oder daß die Lieserungen den Proben nicht immer entsprachen?! Von dem Aetienschwindel, von den lügenhasten Verheißungen der Prospeete gar nicht zu reden. Das Alles ist äußerst verwerslich, aber es birgt kaum in demselben Grade eine Calamität sür das ganze Verkehrsleben, wie eine epidemisch gewordene Hintansetzung der Arbeitsverträge, welcher aus dem gewöhnlichen Proeeßwege des Privatrechts sicherlich noch viel weniger beizukommen ist, als den flüchtigen Lehrlingen. Denn kein Stand benützt und verwerthet das Recht der Freizügigkeit so reichlich, wie der Arbeiterstand der großen Industrie; kein anderer bietet so wenig greisbare Garantien des Schadensersatzes. Wie weit der gewöhnliche dolose Vertragsbruch des Arbeiters durch die massenhaste Vervielfältigung der Fälle den öffentlichen Frieden und das össentliche Recht bedrohen kann, mag vorläusig unentschieden bleiben. Es gibt jedensalls eine Art von Vertragsbrüchen, welche durch ihre Richtung und Folgenschwere unter das Strasrecht sallen sollten und, soweit sie nicht darunter sallen, eine bedenkliche Lücke der Gesetzgebung ausweisen. Das sind die Vertragsbrüche, welche direet eine materielle Gesährdung größerer Bevölkerungskreise muthwillig herausbeschwören, ja aus dieselbe speenliren. Man nehme z. B. an, daß besoldete Feuerwehrmänner während einer gewaltigen Feuersbrunst plötzlich den Dienst verweigern, um der allgemeinen Nothlage den zehnsachen Lohn abzupressen; daß Lazarethgehülsen oder Absuhrarbeiter die Zeit einer Epidemie zn einem solchen Manöver mißbrauchen und zwar in einem Moment, wo sie gar nicht oder nicht rasch genug ersetzt werden können; daß die vereinigten Schornsteinseger oder Oasarbeiter durch plötzliche Arbeitseinstellung eine ganze Stadt schwerer Gesahr aussetzen, daß die ländlichen Arbeiter einer ganzen Provinz in dem Augenblick, wo die Ernte unter Dach gebracht werden muß, unerschwingliche Forderungen stellen oder überhaupt die versprochene Arbeit verweigern.

Man sieht bereits aus diesen wenigen Beispielen, daß der eom

binirte Vertragsbruch ein Gemeinwesen in seinen Fugen zu erschüttern vermag und daß demgemäß die Gesellschast das Recht haben muß, sich 'dagegen mit den schärssten Waffen zu vertheidigen. Als vor einigen Jahren ein solcher Fall, der der vertragswidrig strikenden Londoner Gasorbeiter, vor das Gericht gebracht wurde, dietirte der Richter die schwere Strase sür eonspirNo? nach einem alten Gesetz, dessen sortdauernde Geltung allerdings mehr als zweiselhast war. Der Urteilsspruch wurde lebhast angegriffen, aber darüber, daß hier ein Gegenstand des Strasrechtes vorläge, herrschte keine Meinungsverschiedenheit.

Nun bin ich weit entsernt, solchen Fällen, wie den hier ausgezählten, die gewöhnlichen Verletzungen des Arbeitsvertrages an die Seite zu setzen. Aber unter Umständen kann die allgemeine Unsicherheit des ArbeitsVertragsrechtes einen Nothstand erzeugen, der die energische Abhülse durch «in Noth gesetz erheischen würde. Ein solcher Nothstand bedrohte uns vor vier bis süns Iahren; soweit er eintras, hat er zur Beschleunigung der industriellen Krisis erklecklich beigetragen. Hoffen wir, daß der wieder ausblühende Verkehr einen besonneneren, einen gereisten Arbeiterstand vorsinden wird und daß künstig die Arbeitersührer den Arbeitern nicht blos von deren Rechten, sondern auch von ihren Pflichten sprechen werden!

Wenn jetzt aus das drastische Mittel der Contraetbruchstrase verzichtet werden kann und in Rücksicht aus eine starke Strömung der öffentlichen Meinung verzichtet werden muß, so ist damit nicht gesagt, daß die juristischen Gründe, welche, im Widerspruch mit unseren ersten juristischen Autoritäten, von gewissen Soeialpolitikern vorgebracht wurden, viel Gewicht hatten. Die Grenze zwischen dem Privatrecht und dem Strasrecht ist keine so sest gezogene und unveränderliche, wie der Unwissende sich manchmal einbildet. Vielmehr ist sie geschichtlich in sortwährender Bewegung, und es gibt wol kein Rechtssystem, in welchem nicht eine ganze Reihe von Verletzungen des Obligationenrechts unter 5as Strasrecht sällt. Auch der Einwand, daß kein Speeialgesetz sür einen <inzelnen Stand geschaffen werden dürse, trägt nicht weit; er wäre ebenso gut anwendbar gegen die Ausstellung besonderer Amtsvergehen.

Eine große Wirksamkeit hätten wir übrigens der eventuellen Bestrasung des Contraetbruchs nicht zugeschrieben. Abgesehen von den bedeutenden juristisch-technischen Schwierigkeiten der richtigen Formulirung 'des daraus bezüglichen Strasparagraphen, würde die ersolgreiche Anwendung desselben einen energischen Arbeitgeberstand voraussetzen, der -sein Recht so eisrig versolgt, wie seinen Vortheil. Ein solcher würde sich «ber zur Noth auch mit anderen Mitteln zu helsen wissen.

An anderen Versuchen hat es übrigens nicht gesehlt. Besonders wurde 5»ie Ausmerksamkeit der Betheiligten den Arbeitsbüchern zugelenkt. Unsere raschlebige und gedächtnißarme Generation hat schon vergessen, warum dieselben abgeschafft worden sind. Wie bei gewissen verschollenen Zunsteinrichtungen, sieht der wehmüthige Arbeitgeber nur die schönere Seite derselben. Es liegt ja im Wesen des menschlichen Erinnerns, daß die Schattenseiten immer mehr zurück- und die Lichtseiten immer stärker hervortreten. Thatsache ist, daß in industriereichen Ländern sz. B. im Königreich Sachsen) die Arbeitsbücher schon vor der Gewerbeordnung, trotz Gesetz und Polizei, nicht durchweg ansrecht erhalten wurden, daß die ungemeine Bewegung der Arbeitskräste, selbst vor der Freizügigkeit, sich der regelmäßigen Controle naturgemäß entzog und daß die Arbeitgeber selbst, wenigstens die der großen Industrie, die Umgehung der veralteten Anordnung theils mitmachten, theils stillschweigend geschehen ließen. Heutzutage würde sich, zumal bei dem häusigen Wechsel des Ausenthalts und der Beschästigungen der arbeitenden Classen, eine regelmäßige Controle gar nicht mehr durchsühren lassen. Selbst in dem besser diseiplinirten Frankreich treten die srüher beliebten Ilivrets ä'onvrisr in der allgemeinen Anerkennung und Anwendung zurück. In jener Krisis des um sich greisenden Contraetbruchs nun hatte sich eine ganze Anzahl von Arbeitgeber-Vereinen gebildet, deren Mitglieder sich unter einander verpflichteten, die Arbeitsbücher sin der einsachsten Fassung, ohne Censuren) aus eigene Faust einzusühren, ausrechtzuhalten und keinen Arbeiter ohne Arbeitsbuch anzunehmen. Es ist aus diesen Anläusen nicht viel geworden, und ich beklage es nicht. Während der letzten mageren Iahre wäre die Verabredung sogar leichtlich und ohne Schaden. durchzusühren gewesen, aber da erschien sie nicht mehr als ein dringendes Bedürsniß. Während der setten Iahre hatte jedoch die Mehrzahl der Arbeitgeber den Verlockungen einer rücksichtslosen Ausbeutung des Arbeitsmarktes, Viele trotz Wort und Unterschrist, nicht widerstanden. Sobald Arbeitermangel eintritt, halten die sesten Grundsätze solcher Vereine nicht Stich; nicht in demselben Maße leiden die Arbeitervereine unter den widrigen Conjuneturen; der Assoeiationstrieb der Arbeiter ist eben der stärkere. Wenn ich den Versall dieser Arbeitgeberorganisationen nicht beklage, so ist es, weil ich ihrem Gebahren zwar die juristische Berechtigung nicht absprechen kann, aber einen Terrorismus darin erblicke, der nur als Kriegsmittel unter besonderen Bedingungen gestattet und heilsam sein mag. Ein System von Legitimationen unter der Controle unparteiischer Behörden bietet dem Arbeiter wenigstens Garantien gegen unbillige Beurtheilung und gegen einseitige Verurtheilung. Wo aber kann er Recht sinden, wenn sein Arbeitgeber als Mitglied einer in Krast bestehenden weitverzweigten Verbindung, die vielleicht alle ihm zugänglichen Arbeitsstellen umsaßt, ihm mit Unrecht, vielleicht aus einer persönlichen Raneüne, das Zeugniß verweigert? Er ist dann vervehmt, seinem Beruse entzogen, sür immer brodlos gemacht. Hat er aber wirklich den Vertrag gebrochen oder sonst ein Unrecht begangen, so ist diese Art der Strase, welche noch dazu unterschiedslos sür jedes Vergehen, ob groß, oder klein, die gleiche ist, jedensalls eine unverhältnißmäßig harte.

Tier neueste Vorschlag, die Arbeitsbücher saenltativ zu machen, d. h. dem Willen des Arbeiters die Führung eines solchen Buches anheimzugeben, hat eine sehr geringe Tragweite und ist keineswegs geeignet, die alte Einrichtung aus schmerzlose Weise wiederherzustellen. Zu allen Zeiten werden die besseren und geschickteren Arbeiter von selbst sür Legitimationen und Zeugnisse sorgen, und bei den Anderen wird die in den Grenzen der Freiheit mögliche Controle wenig vermögen. Nehmen wir also solche kleine Nachtheile um der Freiheit willen mit in den Kaus!

Zu Zeiten der erregten Contraetbruch-Debatte tauchte von Seiten namhaster Führer der „Gewerkvereine" ein abenteuerlicher Vorschlag aus, den ich nicht wieder hervorholen würde, wenn ich ihm nicht in allerletzter Zeit zu meinem Erstaunen in der Schrist eines berühmten Prosessors der Nationalökonomie wieder begegnet wäre; hier lautet er wörtlich dahin, „der leidigen Frage des Contraetbruchs durch solidarische Hast der Arbeitergruppe, resp. der Arbeitnehmergruppe innerhalb der Corporation (des Gewerkvereins) vorzubeugen." Früher hatten sich, dem entsprechend, die Wortsührer der Gewerkvereine anheischig gemacht, gegen Verzicht aus anderweitige Versolgungen sür die Vertragsbrüche ihrer Mitglieder mit dem Vermögen der Gesellschast einzustehen und eventuell gegen das räudige Schas an seinen Hülsseassen-Antheilen u. dgl. m. Regreß zu

nehmen. Der Gedanke war absolut ungesährlich, weil absolut unaussührbar; allein es gehört doch ein hoher Grad von Naivetät und eine absolute Abwesenheit alles juristischen Verständnisses dazu, um ihn ernsthast zu vertreten. Zunächst setzt er voraus, daß alle Arbeiter GewerkvereinsMitglieder seien; wenn nur ein einziger Arbeiter den Beitritt verweigert, so ist diese Lösung der Contraetbruchssrage vereitelt. Ferner setzt er voraus, daß die Gewerkvereine nicht blos die erstrebte Anerkennung als juristische Personen erlangen, sondern daß sie zu wesentlichen Faetoren des Staates, zu Organen der Rechtspflege erhoben würden. Die moderne Gesetzgebung müßte ihr ganzes System, ihren höchsten Rechtssatz, den der persönlichen Verantwortlichkeit ausgeben und sich sür die Sühnung des Rechts an eine sehr sragwürdige Corporation halten. Die geheiligte Iustizgewalt des Staates würde an eine Gesellschast ausgeliesert, welche den Ehrlichen sür den Spitzbuben bezahlen ließe. Das wäre eine Ausbeutung der Ehrlichen, eine Ermunterung zur Rechtsverletzung, eine Sanetionirung des Vertragsbruches im Großen, das Verbrechen in Entreprise. In den dunkelsten Zeiten des Mittelalters haben die mächtigsten Corporationen Aehnliches nicht beansprucht.

Es war gewißlich so böse nicht gemeint; beabsichtigt war nur, die allgemeine Verlegenheit zu Gunsten der Gewerkvereine zu verwerthen. Wie sehr man aber auch deren Ausblühen wünschen mag, das moderne Recht gestattet nicht, derartigen Corporationen öffentliche Funetionen einzuräumen, welche die Rechtspflege sälschen würden.

Ein anderer Vorschlag jener kurz verflossenen Zeit war gegen die

14tägige Kündigungssrist gerichtet. Bei der eintägigen Frist sällt der

Vertragsbruch von selbst sort. Ieden Abend wird ausbezahlt, jeden Abend

ist der Mann srei und entlassen. Das erinnert an Heinrich Heines Wort:

„Und wird uns der ganze Verlag verboten,

Verschwindet am End von selbst die Censur!"

^ Man könnte ebenso gut den Ehebruch dadurch beseitigen, daß man die Ehe abschafft. Nicht der Vertragsbruch, sondern die Industrie würde unter dieser Atomisirung schwinden. Denn welche Anwendung sände diese neue Regel aus die ganze, umsangreiche und besonderer Förderung würdige Stücklohn- oder Aeeord-Arbeit? — Solche Kuren sind ja ärger, als die Krankheit.

Neuerdings kamen noch zwei Vorschläge zur Erörterung, die, wenn annehmbar, doch das Uebel nicht gerade an der Wurzel sassen. Den einen haben wir schon bei der Lehrlingssrage angesührt; es ist die Schadensersatz-Verpflichtung des zum Contraetbruch verleitenden oder den Contraetbrüchigen wissentlich ausnehmenden Arbeitgebers. Fraglicher ist schon der andere Vorschlag, der von einer Seite kommt, die sich als besonders arbeitersreundlich gerirt; er besteht darin, das ausgehobene Recht der Lohnbeschlagnahme sür die dem Arbeiter aus dem Contraetbruch erwachsenden Verbindlichkeiten wieder ausleben zu lassen, so daß das werthvolle Privilegium dem kunstigen Erwerb nicht zu Gute komme, ehe das Unrecht gesühnt ist. Iedensalls müßte dann das Recht der Lohnbeschlagnahme erst vor den Civilgerichten durch den Nachweis des Vertragsbruches erstritten werden, und es ist kaum anzunehmen, daß diese Gattung von Proeessen viel ersolgreicher wäre, als die bisherigen Klagen aus dem Arbeitsvertrage. —

Wir sind in unserer bisherigen Darstellung mehrsach der anerkannten Thatsache begegnet, daß das regelmäßige Gerichtsversahren mit den Sicherheiten, welche es nach allen Seiten bieten muß, selbst in der Form des summarischen Versahrens noch zu schleppend und schwersällig sür die eigentlichen Gewerbestreitigkeiten ist. In den meisten Fällen gestattet das materielle Interesse nicht die Betreibung solcher Rechtsstreitigkeiten vor den ordentlichen Gerichten, zumal selbst bei geringsügigen Gegenständen die kostspielige und zeitraubende Zuziehung von Sachverständigen ersorderlich sein könnte.

Der Kausmannsstand hat sich aus einer ähnlichen Nothlage heraus seine Handelsgerichte geschaffen, welche wiederum die Ausbildung des Handelsrechtes sörderten. Ie größer die Rechtsverwirrung in Deutschland war, desto berechtigter waren solche Gerichte, welche man nicht als privilegirte Standesgerichte, sondern als Speeialgerichte sür bestimmte Rechtsgebiete betrachten muß. Mit der großen Iustizresorm des deutschen Reiches aber mußte die strengere juristische Anschaunng wieder zur Geltung kommen und den Anspruch erheben, daß die Handelsgerichte nicht neben und außerhalb der ordentlichen Gerichtsbarkeit bestehen, sondern unter ordentlichen Richtern in die Iustizversassung eingesügt werden.

Dem Gewerberecht ist es so gut nicht geworden, wie dem Handelsrecht. Seit dem Versall der Zunstgerichte hat sich die Polizei die letzte Entscheidung in allen Gewerbe-Streitigkeiten angemaßt und, den Arbeitsvertrag dem Gesindeoertrag gleichstellend, beide der gleichen Willkür der Auslegung und Aussührung unterworsen. Der zünstigen Entscheidungsgewalt hatte es wenigstens nicht an Sachkenntniß gesehlt, die polizeiliche glänzte nur durch energisches Einschreiten; auch der Gemeinde gegenüber war der Arbeiter rechtlos, der Ausweisung, dem sog. Schub jederzeit ausgesetzt. Das Alles war nicht haltbar; wie sollte nun den sreieren Verhältnissen und den höheren Rechtsansprüchen in Bezug aus die Gewerbejustiz genügt werden? Die Einen wollten die Gemeinde an die Stelle der Polizei treten lassen, die Anderen plaidirten sür sreie Schiedsgerichte. tz. 108 der Gewerbeordnung ist ein Zwitterdiug dieser beiden populairen, aber unklaren und in sich zusammenhanglosen Anschaunngen. Er hat sich darum auch in der Praxis schlecht bewährt und wird von keiner Seite mehr zu unveränderter Ausrechthaltung empsohlen. Es gereicht den Gemeindebehörden nicht zur Unehre, daß sie durchweg höchst widerwillig an die ihnen übertragene Ausgabe gingen. Sie sollen nämlich, wo keine besonderen Behörden dasür bestehen, entweder selbst die Entscheidungen aussprechen, und dann bleibt allerdings die Berusung aus den Rechtsweg vorbehalten, oder sie sollen sogenannte Gemeindeschiedsgerichte „unter gleichmäßiger Zuziehung von Arbeitgebern und Arbeitnehmern" bilden. Nur an wenig Orten wurde dieser Austrag vollzogen, an vielen ausdrücklich abgelehnt; wieder an anderen erwiesen sich die neuen Schöpsungen nicht lebenssähig. Auch hatte ja die Gesetzgebung vergessen, dieselben mit dem Nöthigsten auszustatten, nämlich mit der Regelung des Versahrens und der Vollstreckbarkeit ihrer Erkenntnisse, mit der Beantwortung der Frage nach Berusung oder Revision.

Auch abgesehen davon, war die Verwirrung noch groß genug. Sollte das wirkliche Iustiz sein oder nicht? — Wenn es wirkliche Rechtspflege sein soll, wo sind die Garantien derselben? Die Gemeinde ist ein Selbstverwaltungskörper, immerhin also ein Verwaltungsorgan; wir waren aber bisher gewöhnt, in der Trennung von Verwaltung und Iustiz die erste Sicherung der Rechtspflege zu erblicken. Und wer ernennt den Obmann bei dem Gemeindeschiedsgericht, bei dessen eigenthümlicher Versassung der Obmann die Hauptsache ist? — Unterscheiden sich doch dadurch derartige Gewerbegerichte im besten Fall ungünstig von den Handelsgerichten, daß bei jenen die Beisitzer aus zwei verschiedenen, sich gegensätzlich verhaltenden Gewerbeelassen gewählt oder ernannt werden müssen. Da thut vor allen Dingen ein Vorsitzender Noth von so unabhängigem Charakter und so hoch erhaben über den Parteien, wie ihn nur der bestorganisirte Richterstand liesern kann. In den Ernennungen der Communen dagegen wird immer ein gerade vorherrschendes Classeninteresse, in der Regel das der Arbeitgeber, zum Ausdruck kommen.

Wird aber gar nicht der Anspruch gestellt, daß hier strenge Gerechtigkeitspslege geübt werde, so ist die Berusung an die ordentlichen Gerichte nicht auszuschließen. Damit wird aber der eigentliche Rechtsgang verzögert, statt beschleunigt, und die rasche Entscheidung nur dadurch ermöglicht, daß die unterliegende Partei aus ihr Recht verzichtet.

Um keinen Preis sollte zugegeben werden, daß aus dem vulkanischen Boden der gewerblichen Streitigkeiten, wo oft hinter den streitenden Parteien zwei sich argwöhnisch beobachtende Gesellschastselassen mit von Außen genährter Erbitterung stehen, etwas Anderes, als unverbrüchliches klares Recht geschöpst werde. Dem Arbeiter, der in der Durchsührung seines Rechtsanspruches seine Ehre zu wahren meint, soll sein Recht werden, sür ihn oder gegen ihn, aber volles Recht. Das scheint mir an diesem Punkte die allerwichtigste Culturausgabe, der sicherste Schritt zur Schlichtung der soeialen Wirren. Wenn den beliebten sranzösischen und rheinischen Gewerbegerichten (OcmLsils äss pruH'IiomlueL) mit ihren Beisitzern aus beiden Classen der rechtsgelehrte Obmann sehlt, so dars nicht übersehen werden, daß diese Einrichtung sich vor den Zeiten des leidigen „Classenkampses" eingebürgert hat, daß der Gerichtsschreiber (ttielüsr) dabei die Iurisprudenz vertritt und daß seit 1848 in Frankreich der Kreis der darin vertretenen Arbeiter erweitert worden ist. Heutzutage bleibt uns vernünstigerweise nichts übrig, als die Gewerbegerichte, gleich den Handelsgerichten, in die Iustizversassung einzusügen, und nicht, wie die neueste Regierungsvorlage will, noch einmal den Versuch mit Gemeindeschiedsgerichten zn machen, von denen die Berusung gestattet werden muß, weil sie dem Rechtsuchenden keine hinreichende Garantie bieten.

Hier und da wurden noch Einigungsämter, nach den Mustern der von Mundella und Kettle in England versuchten Einrichtungen, mit lächerlichster Uebertreibung „zur Lösung der soeialen Frage" anempsohlen. Innungen und Vereine erboten sich großmüthig der leidenden Menschheit, sie aus eigene Kosten und Gesahr in Seene zu setzen. Bei der allgemein herrschenden Consusion wurden denn auch Einigungsämter und Schiedsgerichte mit einander verwechselt, so daß die ganze gewerbliche Rechtspflege in dieser Form zum Austrag kommen sollte. Wie groß oder gering man von solchen Versuchen denken möge, welche daraus ausgehen, die Arbeits-Einstellungen und Arbeiter-Aussperrungen durch sriedliche Verständigung zu verdrängen, — um an ihre durchgreisende Wirksamkeit zu glauben, muß man auch sür möglich halten, daß die brutalen Krastproben der großen Politik durch strategische Schachspiel-Uebungen oder durch ein Bluntschli'sches Völkerrechtstribunal zn ersetzen seien.

Ein Einigungsamt kann in einem einzelnen Fall sür kurze Zeit die Lohnhöhe bestimmen, welche eben keine Rechtssrage ist; ein von den streitenden Parteien sreigewähltes Schiedsgericht mag in einzelnen Vorkommnissen die guten Leute abhalten, vor den Richter zu ziehen, sich zu ärgern und Sporteln zu bezahlen. Aber Iustiz ist das Alles nicht und kann die Iustiz nicht ersetzen. Was der Staat jedem Einzelnen schuldet, das ist eine wirkliche unabhängige Rechtspslege sür jede Art von Rechtsstreitigkeiten.

Wenn die Gewerbegerichtsbarkeit nach nicht hergestellt ist, so steht es mit wichtigen Theilen des materiellen Gewerberechtes kaum besser. Viele sind noch gar nicht, manche recht ungenügend geordnet. Unter den letzteren ist die Frage der Hastpflicht sür die beim Gewerbebetrieb herbeigesührten Beschädigungen besonders hervorzuheben.

Man sollte glauben, daß diese Materie nach allgemein eivilrechtlichen Grundsätzen zu behandeln sei und keiner besonderen Regelung bedürse. Die Praxis hat diese Aussassung widerlegt; die große Industrie hat Verhältnisse geschassen, welche das römische und das gemeine Recht und selbst das preußische Landrecht nicht kannte und sür welche nur bei einer hoch entwickelten juristischen Dialektik aus die alten SchadensersatzNormen Bezug genommen werden könnte. Bekanntlich gehören aber aus dem größten deutschen Rechtsgebiete die Schadensersatz-Proeesse zu den schwächsten Seiten der praktischen Iurisprudenz. Zudem bedars das deutsche Gewerberecht der gleichen Behandlung in allen deutschen Rechtsgebieten. Die Gewerbeordnung enthält nichts über diesen Stoff; nur ganz entsernt erinnert tz. 107 daran, welcher jeden Gewerbe-Unternehmer verpslichtet, „aus seine Kosten alle diejenigen Einrichtungen herzustellen, und zu unterhalten, welche mit Rücksicht aus die besondere Beschaffenheit des Gewerbebetriebes und der Betriebsstätte zu thunlichster Sicherung der Arbeiter gegen Gesahr sür Leben und Gesundheit nothwendig sind". Wie aber, wenn ein Gewerbe-Unternehmer seine Pflicht vernachlässigt? — tz. 148 a1. 10 ordnet eine Geldstrase bis zu 150 Mark und im Falle des Unvermögens Hast bis zu vier Wochen an, wenn er „der Aussorderung der Behörde ungeachtet" den Bestimmungen des ß. 107 entgegenhandelt. Bis jetzt bestehen aber noch keine Behörden, welche verbunden und damit beschästigt wären, solche Aussorderungen zu erlassen oder gar die dazu ersorderlichen Untersuchungen anzustellen. Außerdem ist eine so überaus geringsügige Buße, eine bloße polizeiliche Ordnungsstrase nicht im Verhältniß zu der Größe des Unrechts und seiner Gesährlichkeit. Ferner ist nirgends gesagt, daß der Gewerbe-Unternehmer sür den durch seine Nachlässigkeit an Leben und Gesundheit der Arbeiter verursachten Schaden haste.

Zwei Iahre nach Erlaß der Gewerbeordnung veranlaßt«: ein grauenvolles Unglück in einem sächsischen Bergwerk eine etwas eilige und höchst unvollkommene Behandlung dieser Fragen. Das Gesetz vom 7. Iuni 1871, betreffend die Verbindlichkeit zum Schadensersatz sür die bei dem Betrieb von Eisenbahnen, Bergwerken, Steinbrüchen, Gräbereien (Gruben) und Fabriken herbeigesührten Tödtungen und Körperverletzungen, umsaßt, wie schon der Titel besagt, nicht die Landwirthschast und durchaus nicht die ganze Industrie, weder das Baugewerbe, noch das übrige Handwerk, noch die Schiffsahrt u. s. w. Unmöglich ist das.Prineip zu sinden, wonach die Auswahl der hastbaren Betriebe getroffen ist. Was eine „Fabrik" ist, wurde nicht gesetzlich desinirt, sondern dem richterlichen Ermessen überlassen, welches in diesem Fall zu großen Ungleichheiten sühren kann. Die strengere Hastbarkeit der Eisenbahnen, welche schon im preußischen Eisenbahn-Gesetz von 1838 ausgesprochen ist, besteht darin, daß der Unternehmer sür den Schaden hasten muß, sosern er nicht beweist, daß der Unsall durch eigenes Verschulden des Opsers oder durch höhere Gewalt verursacht worden sei. Bei den anderen verantwortlichen Betrieben muß von dem Beschädigten oder des Getödteten Rechtsnachsolgern der Beweis geliesert werden, daß die sragliche Verschuldung einem der Leiter oder Bevollmächtigten des Unternehmens zur Last salle. Hier also hat der Kläger zu beweisen, dort der Beklagte. Nicht in der Natur der Sache liegt diese Unterscheidung begründet, sondern in der Vorstellung, daß man den Eisenbahnbesitzern recht viel ausbürden dürse und solle. Die so gestaltete Unterscheidung betreffs der Beweislast ist prineiplos; prineiplos ist auch die Beschränkung des Gesetzes aus diese bestimmten Betriebsarten. Art und Betrag der Schadloshaltung sind in dem Gesetze gut geordnet, und mit Recht erklärt 8- 5 die dem Gesetz zuwiderlausenden Privatverträge sür nichtig. Dagegen enthält tz. 4 die Bestimmung, daß der ersatzpflichtige Unternehmer die Leistung einer Versicherungsanstalt an seiner Entschädigung in Abrechnung bringen dürse, wenn er sür mindestens ein Drittel zu der Versicherungsprämie des Beschädigten oder Getödteten beigetragen hat. Diese Bestimmung ist natürlich ein todter Buchstabe geblieben, da die Arbeiter, welche ohnedies schon zu anderen Cassen beitragen müssen, wenig Lust verspüren, die Entschädigungspslicht des Unternehmers zu theilen. Sie sind diesem Gesetz ohnehin nicht hold und haben gute Gründe dasür. Auch nach einer anderen, als der vorhin besprochenen Richtung ist die Hastpflicht darin beschränkt; eine Reihe von Unsällen wird nicht davon berührt. Der legislatorische Gedanke, die Hastbarkeitssrage nur sür die gesährlicheren Gewerbe zu ordnen, ist an sich ein unrichtiger; denn wo ein Unglück geschah, da war Gesahr vorhanden, und es ist nicht abzusehen, warum die größere Häusigkeit der Unglückssälle dem einzelnen Betroffenen mehr Rechte verleihen soll. Noch salscher ist die Behauptung, daß andere Betriebsarten, z. B. das Handwerk, nicht im Stande seien, die Last der Entschädigungspflicht zu tragen. Einer muß sie doch tragen! Und der Verunglückte ist gewöhnlich weniger leistungssähig, als der Betriebsunter

nehmer. Freilich bezahlt gegenwärtig bei den vielen ungeschützten Gewerben von größerer Gesährlichkeit der Unternehmer in dem höheren Lohn die Unsallsprämie, die er bei den geschützten Gewerben an die Unsallsversicherungsgesellschast entrichtet. Die Natur der Sache will eben, daß der Unternehmer das Risieo trage, das ganze Risieo, auch sür den Arbeiter, — natürlich vorbehaltlich des Gegenbeweises von Verschuldung des Verletzten oder höherer Gewalt. Aus diese volkswirthschastliche Wahrheit müßte das Hastpslichtgesetz gebaut sein. Damit wäre den Unternehmern der stärkste Antrieb gegeben, mit Sorgsalt alle möglichen Vorsichtsmaßregeln zu treffen. Das wäre ein besserer Schutz, als ß. 107 und ß. 148 lll. 10 der Gewerbeordnung! Dann würde sich auch die Unsallversicherung in großartigen Dimensionen ausbilden, und zwar zu wohlseileren Sätzen. Es würde dann auch nicht mehr vorkommen, daß ein Unternehmer, der sich mit dem Opser eines Unsalls ohne Rechtsstreit vergleichen will, von der Versicherungsgesellschast daran verhindert wird, so daß der Geschädigte noch einen langen und manchem Zusall ausgesetzten Proeeß durchzusühren hat.

Soll mit den nöthigen Schutzmaßregeln sür das Wohl der arbeitenden Classen Ernst gemacht werden, so bedars es dazu nicht allein wohldurchdachter Gesetze, sondern auch einer gesicherten Aussührung derselben. Wenn man sich vergegenwärtigt, welcher langwierige und zähe Widerstand bei Durchsührung der englischen Fabrikgesetze zu überwinden war, wird man sich die Sache in Deutschland nicht allzu leicht denken, wo die Aussührung der Reichsgesetze dem guten Willen der Einzelstaats - Behörden anvertraut ist. Eine unbestrittene Ersahrung lehrt uns, die seit einigen Iahren sunetionirenden preußischen Fabrikinspeetoren zeigen es in ihren

„Iahresberichten", sür das übrige Deutschland bestätigen es die aus Beschluß des Bundesraths angestellten „Erhebungen", daß die wichtigsten Fabrikgesetze, die über Kinderarbeit, über Coneessionspslichtigkeit gewisser Betriebsarten, über Schutzvorrichtungen an den Maschinen u. a. m., sortwährend verletzt werden, und zwar vielsach nicht ohne Connivenz der Behörden, welche ein Auge zudrücken, wo sie beide Augen geöffnet halten sollten. Die niedrigen Strasandrohungen des Gewerbeordnungsgesetzes haben wenig Abschreckendes, desto schärser müßte darum wenigstens die Controle über die Einhaltung der schützenden Bestimmungen sein. Diese eontrolirende Aussicht dars also nicht ausschließlich der Landespolizei überlassen bleiben; eine höhere Instanz muß Sicherheit und Gleichmäßigkeit hineinbringen; das Reich muß sein Gesetz selbst schützen. Kurz, wir bedürsen der Reichs-Fabrikinspeetoren. Die Polizei, selbst wenn sie überall den besten Willen und die ersorderliche Zeit dazu hätte, ist schon aus Mangel an technischen Kenntnissen der schwierigen Ausgabe nicht gewachsen; diese ersordert jedesmal einen ganzen Mann von besonderem Eiser und Sachkenntniß. Es war ein Fehler, daß der Reichstag 1869 den Antrag aus Fabrikinspeetoren zurückwies, der sreilich von mißliebiger Seite kam. In Preußen war- bereits in Gesetzen von 1849 und 1853 aus Fabrikinspeetoren hingewiesen. Fast in allen Industrieländern hat das Institut sich glänzend bewährt, und England verdankt ihm die Rettung der auswachsenden Arbeitergeneration. Es ist ein schönes und erhebendes Bild, mit welcher Unermüdlichkeit hochbegabte Männer in den vierziger Iahren sich der schweren und undankbaren Ausgabe unterzogen, die neuen Gesetze über Kinderarbeit in den Fabriken durchzusetzen, wie sie mit kaum hinreichenden Besugnissen die minutiöse und chieaneuse Casuistik des Eigennutzes in der Mißdeutung der Gesetze durch alle Schlupswinkel versolgten und durchbrachen und aus den erbitterten gerichtlichen Kämpsen mit wechselndem Kriegsglück schließlich als Sieger hervorgingen. Allein nicht blos zur Bekrästigung und Verwirklichung des gegebenen Gesetzes, sondern auch zur Weiterbildung desselben aus Grund reiser Ersahrungen trugen sie Außerordentliches bei.

Fast überall haben die ersten Ansänge der sogenannten Fabrikgesetzgebung bei der Sorge sür die mißbrauchten Kräfte der Kindheit angesetzt. In England beginnt diese lange Reihe rühmlicher Anstrengungen und schwerer parlamentarischer Kämpse mit der Aete des älteren Sir Robert Peel von 1802, welche die „Moral- und Gesundheitsaete" genannt ward und die gerichtet war gegen die grauenvollste Mißhandlung und Ausbeutung der von den Kirchspielsbehörden an die Baumwollensabrikanten vermietheten Armenkinder. Das Gesetz betras'Zustände, von denen der Ausbruch um sich greisender Epidemien unmittelbar zu besürchten war. Solche Besürchtungen schärsten das Gesühl der Humanität und Philantropie in wirksamer Weise und brachten auch roheren Naturen den Gedanken der gesellschaftlichen Solidarität bei. Aber es handelt sich bei derartigen Nothständen überhaupt nicht blos um.' die Gesahr der Verbreitung besonderer Krankheitsstoffe; weit über die Grenzen der öffentlichen Gesundheitspslege hinaus ist die Abwehr der Entartung und Krastminderung einzelner Gesellschastselassen ein direetes Interesse aller anderen Classen. In Deutschland braucht das zum Glück nicht erst bewiesen zu werden; nur über die richtigen Mittel und Wege ist die Verständigung schwierig. In der Schweiz wurden schon 1815, in Frankreich erst 1841 Schutzmaßregeln sür die Fabrikkinder beschlossen, in Preußen datiren die ersten diessallsigen Verordnungen von 1827 und 1828. Wenn England allen voranging, so war dort auch die große Industrie am srühesten entwickelt und der Nothstand weitaus am schreiendsten. Seitdem hat in England die gesetzgeberische Thätigkeit in dieser Sache nicht still gestanden; nach britischer Eigenthümlichkeit ging sie Schritt sür Schritt vorwärts, speeialisirend je nach den in den verschiedenen Industriezweigen sich ergebenden Bedürsnissen, bis sie zum Schluß wieder zusammensassen und verallgemeinern („eonsolidiren") mußte. Das ist der herdömmliche Laus der englischen Gesetzgebung, bei dem sich wenig gewagte Abstraetionen, aber gewisse Stadien der Verwirrung ergeben. Unser herkömmliches Versahren ist das umgekehrte; wir pflegen mit einer allgemeinen Aegel zu beginnen und uns erst nachderhand von den praktischen Bedürsnissen die Ausnahmen dietiren'zu lassen. So geschah es auch bei den wenigen und noch ungenügenden Fabrikgesetzen unserer Gewerbeordnung, deren humanen Inhalt wir uns aber nicht verkümmern lassen wollen, wenn wir auch hier und da den wohl zuprüsenden Forderungen der industriellen Technik durch unschädliche Modisieationen Rechnung tragen sollten.

Alles in Allem, ist unser Maß erlaubter Kinderarbeit weitaus das geringste, selbst dem schweizerischen Fabrikgesetz von 1877 gegenüber, welches doch sür die ganze Industrie die soeialistische Institution des Normalarbeitstags enthält.

Doch haben die Engländer seit 1867 den großen Vorsprung, daß ihre Schutzgesetze sich nicht mehr blos aus die Fabrikindustrie, sondern aus alle Werkstätten, auch des Handwerks und der Hausindustrie, beziehen. Daß dieses gerade in dem Lande, welches die persönliche Freiheit und das Hausrecht so hoch schätzt, sür zulässig erachtet wurde, enthält sür uns die Aussorderung, die englische Fabrikgesetzgebung im Zusammenhang mit den anderen englischen Rechts-Institutionen zu studiren. — Seit 1844 stellt die englische Gesetzgebung die Frauen den „jungen Personen" (unseren „jugendlichen Arbeitern") in Bezug aus den gesetzlichen Schutz und die Arbeits-Einschränkungen aus gleiche Linie. Diese Scheidelinie zwischen arbeitenden Kindern und jugendlichen Arbeitern kommt eben auch aus den Gesetzen Englands. Die englische Rechtsanschaunng gestattet es, alle Frauenzimmer als Unmündige zu betrachten und derartig zu bevormunden, daß ihnen auch gegen ihren Willen die beschränktere Arbeitszeit zugemessen wird.

Für volljährige Männer würde keine politische Partei in England einen „Normalarbeitstag" verlangen oder zulassen; er würde als ein Eingriff in die persönliche Freiheit perhorreseirt werden. Ich würde eine solche allgemeine Zeitgrenze der sreien Arbeit schon sür unzulässig halten, weil sie die verschiedensten Industrien über einen Kamm scheert, und sür inhuman, weil die einmal gezogene Grenze die Bewegung unter dieselbe herab aus die längste Zeit verhindern würde. Wie kann sich z. B. der schweizerische Arbeiter mit seinem llstündigen Normaltag sreuen, wenn er sieht, daß in vielen Industriezweigen Großbritanniens und der nordamerikanischen Vereinsstaaten eine lOstündige und selbst eine Mündige Zeitbeschränkung angestrebt und zuweilen erreicht wird! — Wie ost sind die Arbeiter nicht, in Zeiten der Geschästsstockung, sehr gegen ihren Willen, aus kürzere und selbst halbe Arbeitszeit angewiesen, und sie sollten nicht auch den höheren Ansprüchen günstiger Conjuneturen gelegentlich mit



besonderen Anstrengungen entsprechen wollen! Die langwierige englische Agitation (besonders des damaligen Lord Ashley, späteren Earl os Shastesbury) sür die zehnstündige Kinderarbeit, welche im Iahre 1848 das Ziel erreichte, hatte allerdings den ausgesprochenen Zweck, indireet auch die Arbeitszeit der Erwachsenen zu kürzen, da bei dem allmählich eingesührten Relais- oder Schichtsystem die Zeit der Kinderarbeit einen Divisor sür die Arbeitszeit der Erwachsenen bildet. Und wie lange hat es gedauert, daß dieses Relaissystem den Vorwand bot, um die Fabrikgesetze durch die rassinirtesten Betrügereien unwirksam zu machen!

Bei jedem Schritte vorwärts ging das Iammern der Industriellen an, daß die neue Beschränkung sie der auswärtigen Conenrrenz schutz- und retwngslos preisgebe. Und jedesmal haben die Fortschritte der Mechanik, die bessere Schonung der Arbeitskräste und die intensivere Leistung in der kürzeren Frist den gesürchteten Aussall mehr als ausgeglichen. In ungeahnter Weise hat sich die englische Arbeiterbevölkerung physisch, moralisch und geistig gehoben; das Fabrikproletariat, das eine öffentliche Gesahr in sich barg, überwuchert nicht mehr. Dennoch beschästigt die englische Industrie noch immer 8jährige Kinder, sreilich nicht mehr 12 Stunden lang, wie Ansangs, sondern etwa halb so lang. Die deutsche Industrie, in welcher die Kinderarbeit verhältnißmäßig sehr gering (mit nicht viel über 20,000 Kindern unter 14 Iahren, die aber aus die Industriezweige und darum auch aus die Gegenden sehr ungleich vertheilt sind) vertreten ist, dars kein Kind unter 12 Iahren annehmen und wird hoffentlich mit der Zeit dazu kommen können, die untere Grenze aus 14 Iahre erhöhen zu dürsen. Leider spricht die deutsche Gewerbeordnung nur von der „regelmäßigen Beschästigung" der Kinder und läßt somit den Mißbrauch der „unregelmäßigen Beschästigung" zu, doch wird das zweiselsohne bald verbessert werden. Das sranzösische Gesetz läßt bei 12jährigen Kindern 12stündige Arbeit zu, das schweizerische Gesetz vom 23. März 1877 rechnet aus die llstündige Normalsrist nur eiuen 3stündigen Schulbesuch ein, aber es läßt keine Kinder unter 14 Iahren zur Fabrikarbeit zu und rechnet die Kindheit bis zum vollendeten 16. Iahre.

Fast so wichtig, wie die Zeitgrenzen, sind die Bestimmungen über die Vertheilung der Pausen und Mahlzeiten, die Verbote der Nacht- und der Sonutags-Arbeit, die richtige Auseinandersetzung mit den Forderungen der Schule, die Untersagung gesundheitsschädlicher Arbeiten u. s. w. Bei den weiblichen Arbeitern das Verbot der Nachtarbeit, besonders in Bergwerken, gewisser gesundheitsschädlicher Beschästigungen, die Schonung vor und nach den Wochenbetten. Leider verbietet die mir gezogene Grenze das Eingehen aus diese wichtigen Einzelnheiten. Die ganze hieraus bezügliche Gesetzgebung ist noch im Fluß besindlich und wird an der Hand der Ersahrung wiederholt revidirt werden. Hoffen wir von der Entsaltung unserer gesellschastlichen Zustände, von den gleichzeitigen Fortschritten der Humanität

in den mit uns eonenrrirenden Ländern und vor Allem von den zunehmenden Hülssmitteln der technischen Wissenschasten, daß jede Revision eine Erleichterung der arbeitenden Classen bedeuten wird! Der humane Fabrikant wird selbst dabei seine Sicherung gegen unloyale Conenrrenz erstreben.

Freilich ist die größte Vorsicht angezeigt; die arbeitende Classe selbst verträgt es nicht, daß man in ihren Kindern ihre Erwerbsmittel zu stark beschneide. Hungern ist ungesünder, als Arbeiten. Oder wie will man beispielsweise die Wöchnerinnen aus sehr lange Fristen von den Arbeitsstätten entsernt halten, wenn die ArbeiterlMsskassen sich, mit Berusung aus ihre rechnungsmäßige Grundlage und in billiger Berücksichtigung der unverheiratheten Mitglieder, dagegen sträuben, die Zeit vor und nach der Niederkunst als unterstützungsberechtigte Krankheit anzuerkennen? — Wie weit Wohlthätigkeitsvereine und das humane Interesse der Arbeitgeber solche Härten mildern können, sällt nicht in den Bereich meiner Betrachtung, welche sich aus die Revision der Gesetze beschränken mußte.

Ich sürchte, die Geduld der Leser schon mißbraucht und den mir vergönnten Raum überschritten zu haben. Und doch wäre noch eine ganze Reihe neuerdings ventilirter Fragen zu besprechen. Ich erinnere nur an die mit mehr als berechtigter Bitterkeit besprochene Frage der Wanderlager, des Hausir- und Auetionswesens, an die dringend gewünschte Beschränkung der Schankeoneessionen, an die Forderung eines Normativgesetzes sür Invalidenkassen, an die llontrole der einseitig erlassenen Fabrikordnungen, an die Errichtung von Gewerbekammern neben den Handelskammern, an die Besreiung des Apothekergewerbes von den ausschließenden Realberechtigungen. Da ist kaum ein Artikel der Gewerbeordnung, der nicht erneute Controversen hervorgerusen hätte, und selbst die unschuldige Theatersreiheit, die uns hier in Berlin schon so manchen ästhetischen Genuß verschafft hat, wird von Theater-Intendanten und theoretisirenden Pedanten angesochten.

Gerade diese Fülle des Stoffes liesert mir die Entschuldigung, daß ich nur die wichtigsten Angelegenheiten Musterung passiren ließ, um an diesen die Prineipien der Freiheit und Gerechtigkeit zu vertheidigen und damit die Methode auch sür die Entscheidung der anderen in Frage gestellten Materien zu gewinnen.

# Der Dan Holm.

Idylle

von

Heinrich ltruse.

— Verlin. —

Äscher.

unge, das Segel gesaßt! Hoch aus! Nun ist es gewendet.

Setze das kleine noch bei! wir müssen uns sputen. In Stralsund

schließet der Wächter des Hasens den Vaum, sobald es nur dämmert.

llnaue. Das war heut noch ein Fang!

Fttcher. Ja, das tröstet doch noch, wenn man manchmal Fischet und sischt und nichts am Lnde nach Hause zurückbringt, Als ein zerrissenes Netz, das triesend vom Maste herabhängt, wie wird Mutter sich sreuen! Die Lee trieb heute die Schäschen lieber die weide: da sängt es sich gut, doch muß man sich mühen. Da ist der Dänholm schon.

Nnllllie.
Ihn erblicket doch immer zuletzt noch,
wer von der Stadt sortschifft; den, welcher zur Heimat zurückkehrt,
Grüßet er wieder zuerst mit den wipseln des Wäldchens.

Fischer.

Die Frauen Pslegen bis dort zu begleiten den Mann mit ihren verwandten. Und so vergeß ich es nicht, wie Vater zuletzt von uns wegging. Mutter, sie saß, ihr Jüngstes im Schooß, aus dem User und strickte, Und ich spielte umher. Als dämm'rig es ward, und das weiße Segel man nicht mehr sah in der Ferne, erhob sie sich endlich, Holte den Athem dabei so ties ans der Vrust, und ich sagte: „Mutter, was grämest Du Dich um Vater? Cr geht ja in Krieg nicht." „Ja, wohl geht er in Krieg," so sprach sie, „in jeglichem Jahre

Gegen das schreckliche Meer, und einmal kommt er nicht wieder.

Als vor nun zwei Monden zum Zingft wir hinübergesahren,

Unsere Freundschast dort zu besuchen, so ging ich zur Kirche,

Fand sie geschlossen und lehnt» mich still an die Mauer des Friedhoss.

Schon kam einer heraus nach dem andern die Stiege des Users:

Aber es waren nur Kinder und Frau'n, da die Männer des Kommers

Alle zur See sort sind; denn sie geben nicht viel aus den Vslug dort.

lieber Himmel, was ist denn der Zingst, als wandernde Dünen,

wo Strandhaser nur wächst? Drum pslügen sie lieber die Wellen.

Und ich sah aus die Frau'n, daß alle in Trauer sie gingen.

Da war keine dabei, der nicht im vergangenen Jahre

war ein Vruder geblieben zur See, der Vater, der Gatte,

Oder ein blühender Lohn. Da suhr es mir heimlich das Herz durch:

Auch ich habe mir bald zu nähen die dunkelen Kleider!"

Und sie tonnte nicht mehr sich der bitteren Thränen enthalten:

„Dann kehrt Vater nicht mehr, dann haben wir Hunger und Kummer."

Alfo sprach sie, und saßte mich an, und wandte sich heimwärts.

wie sie gesprochen, geschah's. Vald lag mein Vater bei Schottland,

Alle die Leinen umher. Dran denk' ich, so ost ich die Insel

5eh' und das buschige User. Doch macht es mit nichten mich traurig;

Denn das ist nun einmal nicht anders. „Zu schifsen ist nothig,

Doch nicht nöthig zu leben!" 5o steht's in der Schiffergesellschast.

llnaue.

Das ist, Vater, ein kerniger Spruch! Und Jeder ist sroh ja, wer vom Sunde besähret die See, wenn er wieder den Holm sieht wißt ^5hr, wie er mir däucht? wie der Maibusch, den man heraussteckt Am wirthshaus, der uns sagt: Hier kehret man ein! so ladet Freundlich er Jeden zur Stadt, die hinter dem laube hervorblickt. Vater, verspracht Ihr nicht ost davon zu erzählen, vom Dänholm, warum so man genannt vor Zeiten die liebliche Insel? Immer vertröstet Ihr mich. Heut, dächt' ich, am sröhlichen Tage —

5-ischer.

Donner und Hagel! Die leinen gepackt! wir gerathen aus Steine!
Taugenichts, gib Acht! Nun, nun, ich war nur erschrocken.

llnaue.

Seht, hier bind' ich die Schoten mir sest. So seh' ich mich still hin; Denn Ihr laßt Euch ja doch, das weiß ich, das Ruder nicht nehmen.

Fischer.

Ist mein ewiges lied: Zu gar nichts bist Du zu brauchen!

Immer gelehrt und verkehrt! wie das Kukuksei mir in's Nest kam!

Itnsue.

Aber nun thnt, wie Ihr es verspracht, und berichtet vom Dänholm.

Fisch er. Höre mir zu, so ward mir erzählt, so erzähl' ich es wieder, wo Du die Kirchen da siehst und die Spitzen, die sieben, vom Rathhaus,

wohnten nur wenige Fischer vordem, und ruderten über,
wer nach Rügen verlangte, der heiligen Insel der Heiden,
wo von den Küsten und Inseln sie rings hinwallten zu opfern.
Doch dann kamen die Deutschen in's land und bekehrten die Heiden.

llnöbe. wenden, so hießen die Völker damals an den Küsten der Ostsee,Drum sind die wendischen Städte geheißen die Städte der Gstsee, Die, wie ein Kranz um die Schaale gelegt, rings blühten am Wasser, Dort, wo lübeck thront und das siebenthorige Rostock, Vis wo der Preuße den Vernstein sucht nach dem Sturm aus dem Seegras.

Fischer. Nicht zum letzten der Sund, der günstig gelegen und sicher; Denn drei Teiche umgeben die Stadt, und das And're umbrandet Vffen die See. Doch wer hätte gedacht, daß das ärmliche Fährdors Also höbe dereinst sein Haupt vor den Städten der Hansa, Daß wol Fürsten sich gleich dort hielten die Vllrger? Ein Rathsherr ließ zum Traugang sich von dem Haus, wo er wohnte, am Markte Vis in die Kirche den weg mit dem köstlichsten laten belegen, Scharlach, in london gewebt. So zog er mit stolzem Gesolge Vis vor den Priester aus Tuch. Und dem übermüthigen Ehweib Mußten — ich will nicht sagen, wosür — sortwährend die Mägde Schier aus Rigischem Flachse die saubersten Vünde! bereiten. Aber das Weib trieb also hernach es mit Vuhlen und Hoffart, Daß ihr zuletzt nichts mehr von alle der Herrlichkeit nachblieb, Als ein silberner Teller. Den nahm sie, und stand an der Kirchthür, Hielt ihn hin und sprach: „Um Gottes willen," so bat sie, „schenket der armen reichen Frau einen Psennig zu leben!" Und hat eine der Mägde sie da barmherzig mit linnen Sich zu bekleiden beschenkt: „Ich spann's von dem Flachs, den Ihr wegwarst." Soll wohlsahren ein Gut, so ist es nicht allzugeringe: Soll es zu Grunde geh'n, so ist es zu groß und zu viel nicht.

l< na ü e.

Seht, da blicket die Sonne noch einmal hinter dem Strand aus.

wie sie die Segel durchglüht! Doch erzählet nur weiter von Stralsund.

Fi scher.

Ja, wie Hab' ich gehört von dem Alten so manche Geschichte, wenn er verkürzen sich wollte die weile des miissigen winters, wie mir grauste als Kind bei dem surchtbaren grauen Gespenste, welches erscheint aus dem Schiff, das aus einsamem Veean umtreibt, während die Mannschast verschmachtet vor Hunger und Krankheit. Da geht es Aus und ab, von dem Vugspriet an, und weiter um Einen Schritt an jeglichem Abend. So weit es gelangt aus dem Decke, Muß in der selbigen Nacht darunter, was leben hat, sterben, Mensch und Thier. Da schleppen entsetzt sich die kranken Matrosen weiter und weiter nach hinten die Hängematten; doch endlich

5etzt es zum Ruder sich hm — und Alles ist still aus dem Schiffe.
Und was hatt' er sür Fahrten erlebt! Doch ich wollte erzählen.
Als mit der Stadt es zuerst ein Ansehn hatt' und Gedeihen,
litten es Vugslav nicht und Casimir, Fürsten von Pommern,
Ueberslelen den Vrt und brannten und brachen ihn nieder.

Daraus theilten sie sich in den Raub und zogen von dannen.
Aber die Stadt lag öde, so daß, weil nirgends die Schwalben
Fanden ein Dach, sie bauten ihr Nest aus den Masten der Schiffe.
Und nicht lange hernach, da der Vrt sich in etwas erholte,
Konnten'? den 5undischen leuten nicht gönnen die Herren von lübeck,
Traten mit Macht aus's land und zerstörten die Stadt uns noch einmal.
5o viel Arbeit gab's, um die Stadt zum Sunde zu gründen!
Aber Du schwebst in der lust wie ein Vogel da über dem Kiele.
Siehe Dich vor!

Ilnaue.
Achtzehn! Neunzehn!

Fischer.

was machst Du?

llnabe.

Ich Zähle. wie viel Kähne der Fischer, mit rothen segeln und weißen, Blinken von nah und von sern! Man ermüdet, beginnt man zu zählen, wenn auch manchen die Stadt durch waldige User verdeckt wird, Steuern doch alle zum nämlichen Ziel, zum Hasen von Stralsund, wie ein Schwan hinrudert zum Nest, das im Röhricht versteckt liegt. Sieh, wie der schillernde Schaum vor dem tanzenden Kiele herausspritzt!

Fischer.

Neu draus bauten die Vürger sich an und ließen vom lande
Nur drei Dämme zur Stadt, und die Vrücken mit hängenden Ketten
Zogen am Abend sie aus. Dahinter erbauten sie Zwinger
Und wykhäuser und Thore, die drohend in's land mit den warten
wehrten den Feinden den weg; doch sperrten sie nicht ihn dem Unglück.
Einst am Vstertag, als kaum noch graute der Morgen,
Stieg, wie er pslegte, der Pseiser hinaus mit seinen Gesellen
Vben nach Sanet Marien.
linllue. Da droben, wie lieblich verschlungen Sieht man da land und Meer und Rüsten und Vuchten und Inseln!

Fischer.

Und indessen sie spielen, bemerkt der Gesell, der nach Norden
Vläst zu der lnke hinaus, was weißliches stehen im Sunde,
Sagt es den Andern, und eh' mit dem lied sie zu Ende gekommen,
Sehen sie Segel aus Segel bereits ausziehen. Sie ahnen
Gleich nichts Gutes davon und ziehen mit Macht an den Glocken,
Die in dem Trallwerk hängen, um auszuschrecken die Vürger.
Da hat Manche vergessen die Vstereier zu sieden!
Jeglicher kam vor die Thür und srugen einander: „wo brennt es?"

Doch da es kundbar ward, daß nicht vom Feuer das Unglück,
Sondern vom Wasser uns drohe, so rannten sie Alle Zum Hasen.
Siebenzig schifse und mehr mit der löwen-Flagge des Dänen
Sahen sie zieh'n aus die Stadt und näher schon kommen und näher.
Da war groß im Sunde die Noth. Sie hatten nicht schiffe.
Früh wie das Eis ausging, war Alles nach Schonen zum Fischsang
weggesegelt bereits, mit den Andern die rüstigste Jugend.
Und kein einziges Schiff war anders im Hasen vorhanden,
Als aus den Helgen im Vau, halbsertig, mit nackenden Rippen.
Nichts als Jammern und Angst war rings im Hasen: die Männer
Rannten umher und schrieen nach Waffen, und wußten nicht Abwehr^
wenn an die offenen Vrücken die Macht anlegte der Feinde.
Und gleich hätten die Dänen die Stadt in dem Schrecken genommen,
wenn sie nicht erst an die Insel gelegt um zu essen und trinken
Und sich zu stärken zum Streit. Und die Vbersten traten an's User
Rath zu halten, wie jetzt, da sie spürten am läuten und lärmen,
Daß sie bemerkt in der Stadt, am besten geschehe der Angriff.
Aber im Sunde verzagten da schier sie Alle, im Schurzsell
Also der Handwerksmann wie in Marderschaube der Rathsherr.
Nur abwärts rathschlagten die Fischersleute zusammen,
was sie könnten vielleicht, und der Aelteste trat vor die Menge
Endlich und sprach: „wir wollen in Gottes Namen es wagen!"
Und so schritten sie gleich an das User und lösten die Taue,
Aeltliche leute die meisten — denn Fischen ist nur so ein Halbdienst,
Ehrlich, doch spärlich, zuletzt — die wohl sich des Wassers verstanden»
Vald auch kamen die Knaben mit eisenbeschlagenen Stangen
Und was sonst sie zusammengerafft, Vootshaken und Piken.
Damit stiegen sie ein. Draus hißten sie schweigend das Segel.
Frisch blies hinten der wind, sie suhren zur waldigen Insel.
Und schon strahlte die Sonne: es lag vor ihnen die Flotte
wie ein Verg von Silber, so klar, mit den schwellenden Segeln.
Jenseits standen die Dänen und sahen verwundert sie kommen,
Eilten sogleich aus die Schiffe zurück, nach dem Kampse begierig,
welcher alsbald sich erhob: doch ungleich war er sür Veide.
Denn wol konnten die Fischer das Ruder gebrauchen und hierhin
wenden und dorthin den Kahn, und soweit hatten sie vortheil
Ueber den Dänen, der träg dalag aus mächtigem Schiffe:
Aber sie konnten hinaus nach den hohen verdecken nicht reichen.
Dazu waren die Dänen mit besserer wehre versehen,
Männer in Eisen und Seehundssell, mit Haibarden und Hämmern,
welche sie schwangen zum Streit: auch schössen sie schars mit der Armbrust.
Und sie kämpften herab als wie von der Mauer und lehnten
Ueber den Vord sich mit großem Geschrei. Auch sührten sie Steine,
Die in den Strom vor der Stadt sie zu wersen gedachten, zu stören
Stralsunds Seeschiffsahrt: die wälzten sie nieder von oben.

Da war übel zu sehen der Kamps sür die Unsern: es wurden
viele der Sundischen Vöte versenkt, und die andern entslohen.
wie sie langsam kamen daher mit zerrissenen Segeln,
Ging ein großes Geschrei aus dem Volk im Hasen zum Himmel:
Aber es thaten die Frau'n sich hervor und standen am Vollwerk,
Riesen sie zorniglich an sich zu wehren, und schalten die Männer.
Auch ein Weib, ein Mädchen noch sast, und sängend ihr Erstes,
Ram, aus dem schlase geschreckt, mit sliegenden Haaren gelausen,
Drängte sich vor, und schrie so laut, daß Alle es hörten:
„soll mein herziges «ind ich im Morden und Vrennen verlieren,
Vesser, ich wers' es sogleich in's waffer, und springe ihm selbst nach!"
Also sprach sie, das muthige Weib, und mit krästigen Armen
Hob sie das Rnäblein empor, das zurück sich wandte mit wimmern.
Alle entsetzten sich drob, und Jeder gedachte der seinen,
wandten die Uähne zurück, das Herz voll Muth und Verzweislung.
Denn schon war es die äußerste Roth: schon hatten die Dänen
Anzustimmen begonnen aus heiseren Kehlen das Siegslied,
Und sie bewegten sich schon von der Insel. Sie kamen geschwommen
Gleich einer anderen Stadt, und das Königs-schiff, das voransuhr,
wie ein Kirchthurm stand es empor, mit wehenden Vannern.
Aus das hielten die Fischer vereint, als wär' es besprochen,
Drängten sich unter den hohen geschnitzten und goldenen spiegel.
Und sie ersahen es sich, und klommen hinauf zu den luken,
Stiegen hinein. Das sahen mit Staunen die anderen schiffe,
wollten es wehren, und segelten mühsam herbei: es erhob sich
Aber ein Stürm: ihn sandte der Herr, um die seinen zu retten.
Denn es verwirrten die schiffe sich arg und stießen zusammen.
Mann sür Mann ausstiegen bereits aus dem Vauche die Fischer,
Griffen mit spitzigen Haken herum, und stürzten die Feinde
Nieder zu Voden, und spießten sie dann, wie Aale von oben.
Vlasses Entsetzen besiel die Vesatzung: sie sahen die Feinde
Steigen aus eigenem schiff, und wußten nicht, wie es geschehen:
Hielten die waffen nur vor und starrten noch, während sie sielen.
Und nun klettern die Fischer heraus von jeglicher seite,
Immer noch schweigend dabei und mordend. wie schnitter am Abend,
wenn schon unter die sonne: es gilt! so mähten sie mächtig.
Aber die anderen schiffe, die ihre gewappneten Ritter
sahen zu Voden geschlagen von leuten mit bastenen schuhen,
leuten, die still sonst geh'n mit Korb und Haken zum Fischmarkt,
waren erschreckt, schon schlagend im Stürm an einander und sinkend.
Und da das Vanner des Reichs aus dem Königs-schiffe gesallen,
ließen sie ab und nahmen die Flucht: doch es solgten die Unfern.
Hast Du im Frühling geseh'n, wenn die sämmtlichen Fischer des Flusses
Sich zum Treiben vereint, und das Netz am Ziele gestellt ist?
Fast ist mit Nachen das Wasser verdeckt: so sahren sie abwärts,
störend den sriedlichen Fluß mit Stanzen und rusend und lärmend:
Also hielten mit Iubelgeschrei nun die sundischen Treibjagd.
Uebel gerieth da die Flucht in der Enge den dänischen schiffen,
Und wir nahmen die meisten. Die aber das weite gewannen,
Deren doch wenig, entstoh'n, um übel empsangen zu werden,
Als sie zu Haus' anlangten, Sie hatten verloren den Reichsschatz:
Venu wo er schiffe nicht hat, sann nichts ausrichten der Däne.
Unablässiges Siegesgeschrei ersüllte die Enge,
Ging von der Insel zur Stadt, von der Stadt vielstimmig zur Insel.
Hierher kamen gemach mit der Veute die Fischer und zählten
Ihre Gesangenen nach und warsen die mancherlei waffen
So kaltblütig an's land, als wären es Fische gewesen,
welche man liest aus dem Netz, und des Meer's seltsame Gestalten.
Als sie die Lausen gethürmt, so traten sie all' an das User,
Fielen aus's Knie, und danketen Gott, der die Stärke des schwachen —
was war das sür Geräusch?

llnabe.
Nur Rabengekrächz' aus dem Drigge.

Fischer.

Sind Seeraben, die Fische die Meng' aus dem Wasser sich holen.
Gierige Vrut! Man sollte sie all' wegschießen, die Räuber!

llnaue.

Aber erzählt doch zu Ende.

Fischer.

Ja so, von den tapseren Fischern!
Dänholm nannten die Insel sie draus, das ist, Insel der Dänen,
Die einst Strela hieß und den Namen gegeben der Stadt hat.
Daraus lehrten sie heim, voraus ihr prunkendes Hauptschiff.
wie wenn es stürmt aus Nord, und ein wallsisch nahet dem Strande,
Aus Untiesen geräth und spritzt, daß die leute es merken,
Rasch hinsahren und ihn todtschlagen und ziehn an das User,
Ueber die Veute ersreut: so schleppten die Fischer das Hauptschiff.

Erich, der dänische Prinz, war gesangen und mußte sich lösen
Also schwer, daß daraus wir uns bauten das »nächtige Rathhaus.
Daran prangte, gehauen aus Stein, dreispitzig der Haken,
Mit dem unsere Fischer die Dänen am Holme geschlagen.
Ja, der Fischerhaken — der Stral, wie man sagte vor Zeiten —
wurde das Zeichen der Stadt, im Vsten gesürchtet und Norden.
Niemand soll sich verachten, mein Kind. Ich muß Dir das sagen,
Denn Du trachtest nach oben hinaus, und es sollte mir leid thun,
wenn Du Dich niedrig geboren zu sein einst schämtest. wir sind nur
Arm und gering; doch haben die Stadt einmal wir gerettet.

llnaüc.

Nicht blos wurde gekämpst denn um Salamis, dorten allein nicht
Setzten dem Feinde sie nach, wie Fischer nachstoßen dem Thunsisch!
<v du lieblicher Holm, du Heldenhügel im Meere,
Siehe, so bist du mit nichten die kleinste der baltischen Inseln:
Denn aus dir ist Großes geschehn, und gepriesen vor allen,
wenn mein wort es vermag, soll einst dein Name noch werden!

Fischer,

wenn Du die Insel umgehst, umkreisend das hohe Gestade,
Zählst Du der Schritte gerade soviel, wie die andere Insel
Mißt, aus welcher die Stadt ihr Haupt zum Himmel erhebet.

ll n.1 b r. Nachbarlich liegen sie so und wie zwei Schwestern zusammen, Und wenn immer der Kamps um Stralsunds Mauern getobt hat, wurde geröthet von Vlut auch der grünende Vord, wo die Welle Ruhig ans User nun schlägt und bespület die moosigen Kiesel. So als wallenstein vor der Stadt lag, welcher der Vstsee Herrn sich nannte bereits, doch herein nicht konnte nach Stralsund, welches der Schlüssel dazu: denn die Meerumgürtete trotzte. Ueber zum Dänholm waren die Kaiserlichen gesahren, Um zu beschießen die Stadt. Da bemannten die Fischer die Jachten Vhne Vesehl zu erwarten, und legten sich rund um die Insel, Schossen so seindlich darein, daß die Kugeln dem Herrn Feldmarschall Schlugen in's Voot, und im Schrecken er gleich an den Wampen zurücksuhr. Hat Hans Arnim geheißen. Sie haben ihn tüchtig gehänselt!

Fischer.

wo kommt Dir denn die wissenschast her von dem Allen?

lln aue.

Es wird uns In der lateinischen Schule erzählt am Tag vor dem Feste.

Fischrr. Schule und Schule und Schule! Das weiß doch — Ja, in den Vänten Sitzen, verdamm' mich! die Jungen nun lieber, als sonst in den Masten. Als mein Vater noch lebte — Der brauchte nicht Netze zu sticken, Sondern er suhr ein Schiss, und den flinkesten Segler vom Sunde. Einmal saß er so da, ganz traurig, und seine Genossen Fragten ihn, was ihn denn quäl'. Ihn niedergeschlagen zu sehen, waren sie gar nicht gewohnt. „Ach," seuszt' er da, „hol' es der Henker! Sagt, wie soll ich es machen? Da komm' ich zu meinem Patrone, Gb er was hätte sür mich. Gleich sragt er: „Ihr bringt doch die Rechnung Ueber vergangenes Jahr? Ihr schriebt mir doch endlich die Rechnung?" Zag' ich: „Der wind ist Vst." „Nein," sagt er, „wir sprechen von Rechnung." Sag' ich: „Das Wetter ist gut. Sonst habt Ihr mir nichts zu besehlen? Und wie steht es mit Frachten?" Da merkt' er nun wohl, daß die Rechnung wieder nicht sertig geworden, und schalt und tobte wie unklug. Das ging länger nicht so wie sonst, daß am «knde des Jahres Vrächte der Schiffer dem Rheder so viel und so wenig er möchte, Machte ein X sür ein U. Ich sollt' ihm werden wie Andre Vis zum Psennig gerecht. Ich sollt' ihm schaffen die Rechnung! Damit ließ er mich stehn." „V," sagten die Freunde zu Vater, „wenn Du mehr aus dem Herzen nicht hast, da wäre noch Rath sür!" Und fo schrieben sie Alles ihm aus sür die Rechnung und ließen Ihn zu kurz nicht kommen. Damit geht Vater zum Kausmann. „so, da ist sie, die Rechnung: und hier bring' auch ich das Geld mit, wie aus Rechnung es steht." So setzt er den Sack mit dem Gelde Ab aus den steinernen Tisch. Da lächelte sreundlich der Rheder: „5eht, so ist es ja gut, Ihr eigensinniger Alter! Geld und Rechnung, es stimmt aus ein Haar. So ist Alles in Vrdnung." »Je, ich weiß doch nicht, Herr!" entgegnete Vater. „Da Hab' ich

Noch ein Säckchen gebracht. Ich weiß nicht, wem es gehöret;

Doch mir gehöret es nicht." 5o stellt er das Geld Zu dem andern.

Groß sah an ihn der Herr. Dann sagt' er: „wir wollen es lieber

Doch beim Alten nur lassen!" und wars das Geschreibsel in's Feuer.

Da war Treu auch noch und Redlichkeit unter den Menschen!

Ist ein herrlicher Mann, mein seliger Vater gewesen,

Hoch und stark, wie die Menschen denn sind an unserer Rüste;

Doch die Verwegenheit hat ihn gestürzt. Da die Vlitze schon zuckten,

Fuhr er mit Mars und Top und völligen segeln und wimpeln.

Noch hat da ihn gewarnt ein anderer Schiffer von Stralsund,

Der hart neben ihm suhr — sie riesen sich ab mit dem Sprachrohr.

Vater, er achtet es nicht. Doch der Andere reffet in Eile,

Vis tein linnen zu sehn. Da sährt ein Sturm wie die Nacht aus,

wirst aus Seite das Schiff, daß die Masten die Wellen berühren.

Als sich das Schiff ausrichtet, und heiter der Himmel geworden,

war kein Segel zu schau'n in der Runde. Sie suhren zur Stelle,

wo mein Vater gelegen: da trieben noch wenige Vlanken.

so hat arm und zu waisen gemacht uns ein einziges Wölkchen.

vor dem Gewitter, da muß man den Hut abnehmen, so sag' ich.

Sieh' auch ab und an nach dem Himmel, ob Wolken herausziehn,

Daß wir die Segel noch reffen, bevor uns sasset der windstoß.

Sind gar häusig im Sunde, die Vö'n, und man kentert im Umsehn.

llnaue.

Horch, wie patschen da mitten im Kahn, im durchlöcherten Raume,
Unser heutiger Fang, die goldig getüpselten Schollen
Und, ein seltener Gast, sechs silberne schöne Makrelen!

Fischer.

Ist doch 5llnd' und Schand', wenn ost, da man müde und naß ist.
Feilschet die Köchin im j?utz um den Schilling, welcher der Herrschast
Doch zu Gute nicht kommt und unter die Schürze gesteckt wird.
Aber was wollt' ich doch noch —?

Il n abe.

wenn Ihr ansanget zu reden, Vater, so ist es beinah, als wenn windhosen sich bilden; Alles, was ihm nah kommt, wird sort in den Strudel gerissen.

Fischer.

wie ist wenig geplagt doch unsere Jugend gewesen,
Und wie haben wir ruhig gelebt in der sriedlichen Heimat,
wo sich die wiese verläust in die See, ein smaragdenes ländchen,
Wohl sür Rinder geschickt und die wandernde Hütte des Schäsers.
Heerden und Felder besorgten sie still nach der weise der Vater,
Und noch sür Alle genug gab Nahrung das weite Gesilde.
Nun drängt Einer dem Andern vorbei nach neuem Erwerbe;
Unsere Sprache vergeht; neu werden und sremde die Sitten;
Alles verändert sich jetzt und wird mit Künsten getrieben.

Habe 'nen Neffen, 'was hart von Kops, doch der prächtigste Junge.

wie er zur Prüsung kommt im Gott'stischrocke, vor Angst nicht

Rechts mehr wissend, noch links, da sragt ihn einer der Herren:

„willst Du den Velt durchsegeln, mein söhn, wie mußt Du da steuern?"

Nun, mein Neffe, er stottert denn dies und das, und so schrammt er

Mitten durch Fühnen hindurch, ist wahr, da aus dem Papier er
Nicht zu segeln versteht. Da machen die Herren ein Wesen,
sagen, sie konnten ihm nicht ein schiff zu steuern erlauben.
Als nun der Junge, der arme, zu mir in stiller Verzweislung
Kommt und Alles erzählt, so geh' ich mit ihm zu dem Herrn hin,
welcher die Dreiecks macht. „wenn's da ist, sieht er es auch schon!"
sag' ich zu Dem, und denke, ich will loseisen den Jungen.
Aber es wirst sich der Herr in seine gelehrteste Miene:
„schiff und leute sind nicht zu vertrau'n unwissenden Menschen,
Da steht leben, mein Freund, aus dem Spiel!" Und er blickte verächtlich
Aus mich laien herab, der weder die kubischen wurzeln,
Noch die quadratischen kennt, noch irgend wurzeln von andrer
Art, als die gelben vom Darß. „Ach," sag' ich zum Examinator,
„Der kennt Fühnen doch besser, als Sie, das können sie glauben."
Alles umsonst. Da sag' ich: „Empsehl' mich, und wollte, die Herren
Gingen mal selber zu schiff."
warum? Und wie ich das meinte? „Nun, ich stehe dasür, wir hörten nicht wieder von Ihnen." Früher, da wurden die Menschen erprobt; nun prüst man die leute. Ja, als ich jung war, war des seemanns schule die see noch! Einmal brachte uns Vater von Porto, in irdene Krüge Und sägspähne verpackt, die sleischigsten röthlichen Trauben, Und so lang und so groß, wir mußten sie hängen aus Stangen, wie aus Kanaan einst die Männer sie trugen zu Moses. Wetter, die machten das Maul mir wässern! Ich wollte sogleich auch Fort mit Vater zu schiff; denn wieder aus Portugal lud es. Mutter erschrak gar sehr; denn es lieben die Mütter die see nicht, sagte, ich sei nicht gescheidt, und drohte zuletzt mit der Ruthe, Das an die Ehre mir griff; denn ich war neun Jahre geworden. Aber was Hab' ich zu thun? Ich verkrieche mich hinter die Kisten, lieg' und hungere da, bis das schiff aus offenem Meer schwankt, Und dann komm' ich ans licht. Mein Vater, der eben herab will, weiß nicht, wie ihm geschieht. Doch ohne ein wörtchen zn sagen, Holt er, o weh, mit dem Stricke Dir aus, den er grad' in der Hand hat, Und so deckt er mich zu — Nie stäubte man besser ein Kleid aus; war nur schade dabei, daß grade darinnen ich steckte. Aber er sreute im Herzen sich doch und nannte mich Vlitzjung. Und dann nahm an die Hand er den weinenden Knaben und sührte Mich zur Cajüte hinab und sütterte mich mit dem Vesten, Gab mir getrocknete Feigen und schenkte mir seurigen wein ein, Daß ich es gar nicht begriff, warum er Zuvor mich geschlagen. Und ich srug ihn danach. „Das war nur von wegen der Mutter, Um mein Theil doch zu thun; sonst sagte sie mir aus den Kops zu,
Daß wir Veide zusammengesteckt. wie schön, daß Du da bist!" Uebelkeit spürt' ich nicht mehr, sie war von den schlagen vertrieben. wer war sroher als ich? wie leuchteten Himmel und Meer mir!

Unabe.

Aber ich wollt' Euch ja vom wallensteine noch sagen.
Rund um den Dänholm lagen die Fischer mit Jachten und Kähnen,
Kreuzten und hielten die wacht. Nichts ließen wir ab von der Insel
Vder heran. Da saßen sie nun wie die Mäus' in der Falle,
All das Eroatische Volk, das geplagt beim Vauern der Muthwill,
wo nichts gut ihm genug. Nun lernten sie leder benagen.
Also mußte zuletzt man aus Sundische Vöte sich setzen.
Und sortgehen, so wie man gekommen, nur etwas gemagert.
Ruhmlos zogen sie ab, wie Friedland selber am Ende,
Der sich doch hoch und theuer vermaß, wenn mit Ketten am Himmel
wäre geschlossen die Stadt, so wollt' er herunter sie holen.
Heut noch seiert man sröhlich bei uns ja den Tag, wo er abzog.
Das ist der wallnsteinstag und der röthste im ganzen «alender.
während im land und aus Rügen sie mähen und binden und sahren,
Hören das Feiergeläute sie sern von den Thürmen in Stralsund.
Dann find sestlich die Straßen beflaggt und es haben die Fischer
wieder die Vöte bemannt. Nicht hängt ein triesendes Netz heut
Nieder am Mast, heut ziert ihn ein Kranz mit slatternden Vändern.
Kriegerisch schmettern die Hörner voraus und die stolzen Trompeten.
Das ist der Siegeszug, der jährlich erobert den Dänholm.
Singend ein lied aus die Väter dabei und die wackeren Fischer
Segeln sie rund um die Insel herum, in sröhlicher Wettsahrt.
Und ein Schießen dabei, als wäre von Nenem der Feind da!

Fischer.

Munter! wir sind gleich da. Dort kommt schon hinter dem Kloster
Unsere Wohnung hervor. Sie hängt aus der bröckligen Mauer
Nur wie ein Schwalbennest, und ich muß aus der leiter hinausgehn,
will ich den Umweg nicht durch den doppelten Hos und den Kreuzgang.
Aber da seh' ich den Hasen und Alles, was aus- und was einläuft,
5eh' sern schäumen das Meer; von dem kann mal ich nicht lassen.
Steht nicht geschrieben, es hätt' aus dem Wasser geschwebet im Ansang
Gottes Geist? Und mir däucht, noch heut schwebt srischer er drüber. —
Heut war wol es zuletzt, daß Du beim Fischen geholsen;
Denn Du sollst Dich der wissenschast weihn, so sagen die Herren,
Sollst nach Greisswald gehn und studiren, daß Dir der Kops raucht.
Da sie die Kosten bezahlen, so laß ich's verwundert geschehen.
Nur, so sagt' ich den Herren, nur erwartet nicht, daß ich noch danke,
weil er mir schlägt aus der Art. Ich wollte, er bliebe ein Seemann.
Mein Großvater und sein Großvater, so viel ich gehöret,
Fuhren sie Alle zur See, und mein urältester Ahnherr
war ein Seehund wohl. Drum gehen nicht gut wir zu lande.
Aber wir müssen die Kinder so nehmen, wie Gott sie gegeben;
Sonst mag Einer aus Holz sie sich schnitzen nach seinem Gesallen.
Gehe denn hin, mein Sohn, wie Vetrns und fische nach Menschen.

N n aue.

Ja, mich sreut es, daß Jesus sich Jünger erwählt aus den Fischern, schlicht und verständig und sromm: ich glaube, sie glichen Euch, Vater.

Fischer.

wer aus dem Meer sährt, lernt Gott preisen! So heißt es im Psalter.
llnauc.
Seht, wie pranget die Stadt aus dem Schein der geschwundenen Sonne!

Fischer.

Ja, so ist es mit uns, wir glänzen nur auch so von sonst noch.

llnllbr.

Nun, wir haben bis heut doch noch unsere Rechte behauptet,
Geben uns selber Gesetze und können, als wären wir Fürsten,
Münzen noch schlagen mit unserem Stral —

Fischer.

Ach, Possen! Das MUnzhaus Dient nun als Pserdestall.

llnaue.

Man muß uns doch immer noch ehren, wem muß Abends ins Haus man bringen die Schlüssel der Festung? Nicht dem, der sie besehligt im Namen des Königs! Den Vürgern, welche sie tapser beschirmt, sind ewig die Chore vertrauet. Also besahl es der sreudige Held, Earolus der Zwölste, Als ties aus der Türkei in vierzehn Cagen geritten Durch drei Heere er kam in das treue und jubelnde Stralsund. Und wir sägten das Eis und retteten so ihn nach Schweden. wie er besohlen, so bringt man noch heute die Schlüssel der Thore Stets zum regierenden Eonsu! der Stadt.

Fischer.

Ja sreilich! Das thut's auch! lieber, so bin ich herum an der See in der Jugend gekommen, Habe die Städte gesehen der herrlichen Hansa: die Mutter lübeck sitzet als wittib und ihre Kinder als waisen: wisby lieget im Schutt: noch stehen die Pseiler, am Voden liegen die hohen Gewölbe: es bau'n aus dem nackenden Felsen wieder die Fischer die Hütten: so kreisen die menschlichen Dinge. Siehe, wir gleiten soeben noch ein: schon bläst es vom Thurme.

llnaue.

„Ehre sei Gott in der Höh!" Nun verweht es, nun hört man es wieder, Sanst und seierlich schön, als käm' es herunter vom Himmel.

# Wilhelm Hauss.

von

Julius Illailier.

— Stuttgart. —

on einem Leben voll Sonnenschein mochte ich erzählen, von einer herrlich sreien und liebenswürdigen Iünglingsnatur, die, in bescheidenen Verhältnissen ausgewachsen, durch die kernsrische Triebkrast eines anmuthigen Talents srühe sich Bahn bricht und, nachdem sie zur lichten Höhe eines heitern und ties innerlich besriedigten Daseins emporgedrungen, plötzlich mit sünsundzwanzig Iahren dahingerafft wird — vom Glück, vom selbsterrungenen Glück getragen bis zum Ende: was könnte sogar ein Solon noch weiter verlangen? Und dieses Ende selbst, in der Fülle der strebenden Krast und im schönen Bewußtsein dauernder Ersolge, müssen wir es nicht, so schmerzlich es sür unser Gesühl ist, in Wahrheit als den reinen Abschluß eines harmonisch in sich vollendeten Lebens erkennen? Wir haben von Hölderlin das in seinem Munde doppelt rührende Wort: „Ost hab' ich gehört, es sallen die Lieblinge des Himmels srüh, aus daß sie sterblich Glück und Leid und Alter nicht ersahren." Und Goethe in der Achilleis sagt: „Wer jung die Erde verlassen, wandelt auch ewig jung im Reiche Persephoneias, ewig erscheint er jung den Künstigen, ewig ersehnet."

Von einem solchen Leben zu berichten ist eine Frende, zumal wenn der, von dem man erzählt, vielen Menschen so theuer ist. Und wem, zum wenigsten von der älteren Generation, verknüpst sich nicht der Name Wilhelm Hauss mit den glücklichsten Erinnerungen der Menschenbrnst, mit den Bildern aus der goldenen Kindheit und Iugendzeit? War er nicht unser Abgott in jenen Iahren, da wir in seiner Märchenwelt schwelgten? Wie klopste uns das Herz vor Entzücken, wenn der Kalis Storch mit seinem alten Großvezier in gravitätischen Schritten über die Wiese dahergestiegen kam und die ersten Versuche im Klappern machte! Wie selig sühlten wir uns mit dem Zwerg Nase unter den Eichhörnchen und Meerschweinchen mit den Nußschalen an den Füßchen, und — guter Gott! — wie haben wir uns um das unverdiente Schicksal der Gans Mimi gehärmt, die doch eine Prinzessin war und des »großen Wetterbocks Tochter! Vollends aber, welche überirdische Empsindungen zogen in unsere junge Brust ein, als wir später zum ersten Male den Lichtenstein lasen und nun der Himmel der Liebe uns ausging und der Ausblick in die reizenden Fernen einer neuen Welt vor uns dämmerte! Wann in unserem späteren Leben haben wir je wieder so rein, so zart und edel gesühlt wie damals, und wenn wir von dem Buche dann in die Wirklichkeit zurückkehrten, wie viel schöner und liebenswerther schien uns die Welt, schien uns das Lockenköpschen am Fenster des Nachbarhauses!

Ich weiß nicht, wie es anderwärts ist; aber bei uns, im Heimatlande des Dichters, ist noch immer Wilhelm Hauss der Führer, der die jungen Herzen beiderlei Geschlechts aus jener reizendsten Schwelle des Lebens empsängt, um sie vertraulich in das ideale Reich zu geleiten, in dessen weiten Bezirken voll süßer Unbestimmtheit diesem Alter am wohlsten ist. Und das ist gut und möge so bleiben. Er bietet der Iugend die richtige Nahrung, ehe sie sür den erhabenen Idealismus Schillers reis geworden; denn er ist im tiessten Innern rein und seine Idealität erwächst aus dem gesunden Boden der Wirklichkeit.

Ersreut man sich doch auch in reiseren Iahren gerne einmal wieder an dem unvergleichlichen Hauch von Anmuth und ewiger Iugend, der aus allem ruht, was er geschrieben hat, und mancher, der mit der gewohnten Vorstellung, daß diese Sachen zur leichten Unterhaltungsliteratur gehören, in einer müßigen Stunde zu ihnen zurückkehrt, wird sast mit Erstaunen gewahr, daß hier denn doch viel mehr ist als er gedacht hat. Es ist eigen: dieser Lichtenstein, die Novellen und selbst die geistreich seinen Phantasien im Bremer Rathskeller, sie haben ja alle ihre Schwächen und Fehler, Fehler zum Theil, die jedes Auge entdeckt, die sich kaum die Mühe nehmen sich zu verhüllen: hier eine unwahrscheinliche Motivirung, dort die Figuren nur leichthin entworsen, ein drittes Mal die Lösung nicht zu besriedigender Wirkung gebracht, so daß man das Gesühl hat, der Versasser habe im Strom des Schaffens begonnen, ohne zuvor den Ausgang sich klar zu machen. Auch ist sein Kreis ein beschränkter: er hat weder die Tiese und den Reichthum einer bedeutenden Gedankenwelt noch den Sinn sür die psychologischen Probleme, die großen Kämpse des Geistes und Gewissens. Für beides scheint er zu jung und zn glücklich. Aber trotz alledem ist man ihm von Herzen gut, und willig vergißt man die höheren Ansprüche, welche die Gegenwart an die Kunst des Romandichters und Novellisten zu stellen sich gewöhnt hat. Was Maeaulay von



Goldsmith sagt, paßt ganz aus ihn: „Es hat viele größere Schriststeller gegeben, aber vielleicht nicht einen, der immer so durchaus liebenswürdig gewesen wäre." Der Eindruck einer köstlichen Fülle, einer göttlichen Leichtigkeit des Hervorbringens umsängt das Herz mit süßem Behagen, man sühlt durch die Worte, durch die Perioden hindurch ein warmes, srisches Herz voll Anmuth und Frohsinn, einen jugendlichen Glauben an das Schöne und Gute, und vor allem, man empsindet in den Schilderungen selbst die Wirklichkeit in ihrer vollen Wahrheit und Gegenwart, aber verklärt von seiner Phantasie scheint das Leben auszuleuchten in sreudiger Schönheit und vor unseren Blicken dahinzuziehen wie ein Strom in sonniger Morgensrühe, wenn er aus seiner klaren Fläche die Baume und den blauen Himmel spiegelt.

Daher kommt es doch wol, daß wir Hauff immer als Dichter bezeichnen, obwol die eigentlichen Gedichte einen sehr kleinen Raum in seinen Werken einnehmen und von dauerndem Werthe im Grunde nur zwei sind, zwei Perlen allerdings, von denen man, wie der alte Sealiger von seinen beiden horazischen Lieblingsoden, sagen könnte, wer sie gedichtet, brauche den Perserköuig nicht zu beneiden, das „Morgenroth" und „Steh' ich in sinstrer Mitternacht". Als Dichter erscheint er dem unbesangenen Gesühl ganz von selbst im Sinne des bekannten Merck'schen Wortes deshalb, weil er dem Wirklichen eine poetische Form zu geben und unsern innern Sinn mit dem Gesühl einer lebendigen Gegenwart zu vergnügen weiß. Denn in seltenem Maße ist ihm der helle Blick des Epikers eigen, der in dem gewöhnlichsten Vorgang des Lebens den geistigen Gehalt entdeckt und durch den Zauber seiner Aussassung das Alltägliche adelt.

Aber eben hier empsindet man auch sosort, wie vereinzelt Hauff unter den Dichtern seiner engeren Heimat steht. Man denke an Hölderlin, an Uhland, Kerner, Schwab, an Mörike, Waiblinger — so verschieden sie sind, sie haben doch alle mehr oder weniger von jenem schwäbischen Mystizismus, von jenem vertiesten Innenleben, das die Welt im ahnungsreichen Helldunkel des Gemüths resleetirt, und der höchste Reiz ihrer Dichtungen liegt eben in diesem geheimnißvollen Mitklingen des Unendlichen. Hauff ist von Grund aus eiue andere Natur: zwar das schwäbische Gemüth in seiner Wärme und Innigkeit tritt überall hervor, aber seine Phantasie hat nichts von einem mystischen Element: was sie schafft, ist klar, bestimmt, schars umrissen, und selbst in dem eigentlichsten Reich des Geheimnißvollen, im Märchen verleugnet sie diesen Charakter nicht; ja man wird den besondern Zauber seiner Märchen gerade darin sinden, daß der wunderbare Stoff durchaus in den Formen des wirklichen Lebens und mit einer plastischen Bestimmtheit behandelt ist, welche den Schein der Wirklichkeit erzeugt. In der That stellt sein Talent eine Mischung dar, welche in solchem Maße unter

uns selten ist: energisches Gesühl, unerschöpslicher Reichthum der Phantasie und dazu ein überaus heller Verstand mit dem schärssten Blick sür das Leben gepaart, eine Mischung, die man wol eher in Frankreich suchen würde, wenn sie nicht eben so ganz vom Gemüth durchdrungen wäre.

Ist es nun an sich schon wunderbar, wie ein Dichter, der mit sünsundzwanzig Iahren gestorben ist, zehn Bände hat schreiben können, die ohne Ausnahme nach sünszig Iahren noch mit Freude gelesen werden, so wird man es vollends unbegreislich sinden, daß ein junger Mensch, der von seinem sünszehnten Iahr an drei Iahre in der klosterartigen Einsamkeit eines Seminars und dann in den Mauern des Tübinger „Stists" verweilt hat, unmittelbar nachdem er in's Leben hinausgetreten, Romane und Novellen schreibt, die sich mit der unbesangensten Leichtigkeit in der modernen Gesellschast bewegen, und deren Lebensanschanung, wiewol aus idealem Grunde ruhend, doch ganz vom modernsten Geiste getränkt ist.

Gewiß dars darum eine Studie über die ganz eigenthümliche innere Entwickelung Hauffs aus sreundliches Interesse hoffen. Denn seltsam: während uns die Lebensumstände von Dichtern, die heute kein Mensch mehr liest, in langen Bänden erzählt werden, ist über Hauff seit jener Skizze, welche bald nach seinem Tode Gustav Schwab der ersten Sammlung seiner Werke vorangestellt hat, keinerlei biographische Untersuchung mehr angestellt worden. Iüngst bei der Erinnerung an seinen sünszigjährigen Todestag — 18. November v. I. — ist dieser Mangel vielsach empsunden worden und einzelne Versuche, die Lücken auszusüllen, waren von zweiselhaster Glaubwürdigkeit. Als Neffe des Dichters und im Besitz seines literarischen Nachlasses, sowie eines reichen Materials von Briesen und mündlichen Ueberlieserungen, glaube ich den Freunden Hauffs in den nachsolgenden Mittheilungen unbedingte Zuverlässigkeit verbürgen zu können.

Die väterliche Familie des Dichters zeigt, so weit wir sie zurückversolgen können, gesunden Verstand mit männlicher Ueberzeugungstreue gepaart. Ursprünglich in Niederösterreich ansässig und dort im Besitz des Adels und ansehnlicher Güter, hat sie, als die Zeiten sinstern Geistesdrucks über das schöue Land kamen, entschlossen allem den Rücken gewendet, und, ganz wie Hegels Ahnen, im protestantischen Württemberg arm und bürgerlich von vorn begonnen. Der klarste Vertreter dieses Familiencharakters ist der Großvater unseres Dichters, Herr Iohann Wolsgang. Man sieht, er trägt die gleichen Vornamen wie Goethes mütterlicher Ahn, und wenn dieser Stadtschultheiß von Franksurt war, so durste jener sich als Consulent der württembergischen Landschast sühlen. Bekanntlich war das kleine Land im vorigen Iahrhundert stolz daraus, der einzige Staat des Continents zu sein, der noch eine lebenskrästige ständische Versassung hatte. Ihre bestellten Hüter waren die Landschast«eonsulenten, ein hohes aber gesahrvolles Amt, zumal unter Karl Eugen, als es galt, den Landesherrn beim Reichshosrath in Wien zu verklagen. Herr Iohann Wolsgang Hanss übernahm den bösen Austrag; sein Muth und seine Intelligenz verschassten ihm die besondere Gunst des Kaisers Ioseph, und der sür das Land überaus wichtige Erbvergleich von 1c"70 war wesentlich seinen Bemühungen zu danken. Das Bild dieses Großvaters hat Wilhelm Hauff in seiner Novelle „Iud Süß" in dem Consulenten Lanbeck gezeichnet, während er dessen Sohn nach dem Bilde des eigenen Vaters gestaltete.

Dieser, mit dem Vornamen August, war eine seine Natur von gewinnender Erscheinung nnd natürlichem Geistesadel. Aber sein männliches Gesühl sür Recht und Freiheit, seine lebhasten Sympathien sür die philanthropischen Ideen des Iahrhunderts sollten ihm leider ein herbes Schicksal bereiten. Eben erst verheirathet, wurde er 1799 wegen angeblicher Theilnahme an einer hochverrätherischen Unternehmung bei nächtlicher Weile aus die Festung Hohenasperg abgesührt, um nach einem halben Iahr als völlig unschuldig entlassen zu werden. Die harte Hast hatte seine Gesundheit in einer Weise erschüttert, sür die ihm die rasche Besörderung im Staatsdienst keinen Ersatz bieten konnte. Er kränkelte seitdem und ist, nachdem er kurz zuvor einen wichtigen Vertrauensposten im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten in Stuttgart erhalten hatte. 1809 im srühen Mannesalter gestorben, ein harter Schlag sür die Familie, welche ohnedies durch die Aushebung der ständischen Versassung alle die Vortheile ihrer nahen Beziehung zu der Landschast verloren hatte.

Wilhelm, am 29. November 1802 in Stuttgart geboren s— die Familie war dann 1806 —1808 in Tübingen gewesen und kehrte jetzt nach des Vaters Tode dahin zurück —), zählte erst sieben Iahre, als der Vater starb, aber sein Bild blieb ihm ties in's Herz geschrieben. „Erinnerst du dich des Morgens," sagt er in den Phantasien im Bremer Rathskeller, „als sie dich hinein sührten zu einem wohlbekannten Mann, dessen Gesicht so blaß geworden war, dessen Hand du weinend küßtest, ohne zu wissen warum? Denn konntest du glauben, daß die harten Männer, die ihn in einen Schrank legten und mit schwarzen Tüchern zudeckten, konntest du glauben, daß sie ihn nicht mehr zurückbringen würden? Sei ruhig, auch er schlummert nnr ein Weilchen."

Von ihm hatte Wilhelm das verständige Geschick im Leben und die energische Selbständigkeit eines klaren und zweckbewußten Willens. Die Phantasie kam von der Mutter, Wilhelmine geb. Elsäßer. Sie war eine bedeutende Frau vou seltenem Geist und nicht ohne geheimnißvolle Tiesen des Seelenlebens. In ihrer mütterlichen Familie sanden sich mehrere Fälle von Schwermuth und Wahnsinn und sie selbst war zu Zeiten Nachtwandlerin, weshalb sie denn auch von Iustinus Kerner, dessen Mutter derselben Familie angehörte, in dem „Bilderbuch aus meiner Knabenzeit" als willkommenes Beispiel benutzt wird, um die innere Verwandtschast der poetischen Begabung mit jenen der Nachtseite der Menschennatur angehörigen Erscheinungen nachzuweisen. Ganz unvergleichlich war ihre Erzählungsgabe; denn alles lebte vor ihrem Ange und der einsachste Vorgang gewann in ihrem Munde einen eigenthümlichen Reiz. Noch heute sprechen ältere Männer mit Entzücken von dem Zauber ihrer Unterhaltung, und wie ost hat mir meine Mutter vou den glückseligen Abenden erzählt, wenn die Kinder um ihreu Lehnstuhl gedrängt ihren Geschichten lauschten! Es war zu Zeiten recht mager bestellt in dem bescheidenen Wittwenhaushalt, aber immer herrschte Frohsinn, und nm die geistige Atmosphäre, in der die Mutter mit den begabten Kindern zusammen lebte, wurden diese ost vou anderen beneidet. Sie hat ihnen das Köstlichste des Menschenlebens, das Paradies einer glücklichen Kindheit bereitet, sie hat insbesondere die Phantasie des sein angelegten Knaben geweckt, und in der milden Wärme ihrer immer gleichen Liebe haben sich die zarten Keime seines Seelenlebens erschlossen: man wird nicht irren, wenn man hier den Boden jener in der Folge so mächtig hervorbrechenden Triebkrast erkennt, von der sreilich damals die Mutter selbst keine Ahnung hatte.

Denn der Stolz ihres Herzens war der ältere Knabe, jener Hermann Haust, der vierzig Iahre lang das Morgenblatt in einer Weise geleitet hat, sür die ihm die Geschichte unserer Literatur ein ehrenvolles Andenken bewahren wird. Es waren merkwürdige Gegensätze, die beiden Knaben: Hermann, um zwei Iahre älter und über seine Iahre entwickelt, ist sicher schon von Haus aus die tieser angelegte Natur gewesen; der Zug seines Wesens ging von Ansang an aus gediegenes Wissen, ans geistige Durchdringung, und die Phantasie äußerte sich bei ihm auch später nicht als produetiver Drang, sondern in der Form wissenschastlicher Intuition. Dazu kam, daß der mütterliche Großvater, Obertribunalrath Elsäßer in Tübingen, ihn schon als kleinen Knaben zu sich in's Haus nahm und bis zu seinem Tode behielt. Der alte Herr, ein Ehrenmann von horazischer Lebensweisheit, war Wittwer, und die betagte Mamsell, die sein Hauswesen sührte, konnte den Liebling ihres Gebieters wol durch treue Sorge eiu wenig verwöhnen, aber die geistige Einwirkung einer solchen Mutter nicht ersetzen. So nahm bei ihm der keimende Geist mehr und mehr die Richtung des großväterlichen Ernstes an: er kannte keine größere Lust als Lernen, und jede Schwierigkeit, die der Unterricht seiner Denkkrast darbot, schien nur ein neuer Reiz zu siegreicher Ueberwindung zu sein. Aeußerlich spröde und sür Lob und Ruhm sein Leben lang mehr als billig unempsindlich, wurde er doch die Liebe und der Stolz des Reetors, eines Originals von der alten Schule, der noch Konsul mit Bürgermeister übersetzte, dabei aber ganz geeignet war, eine Natur von so hervorragender Anlage bedeutend zu sördern.

Ganz anders der kleine Wilhelm: immer lustig und guter Dinge und im hellen Uebermuth einer sprudelnden Laune an allen Dingen und Persönlichkeiten sich reibend, schien er doch nur aus der Obersläche berührt. Man war ihm gut, man konnte nicht anders, denn er war ein allerliebster kleiner Schlingel, aber man nahm ihn als leichtere Maare und enthielt sich im Stillen nicht eines mitleidigen Gesühls, daß ans ihm dereinst wol nicht viel werden dürste. Und, als nun die Schule begann, als das Lateinische kam und dann das Griechische und zuletzt das Hebräische — denn nach württembergischen Brauch verstand es sich bei der Lage der Familie von selbst, daß er Theologe werde, und hiesür mußte er auch das Hebräische schon im zwölsten Iahre lernen — da ging die Noth an, wenigstens sür die Lehrer und die Mutter. „Ich hatte, was man einen harten Kops nennt," läßt er in den Satansmemoiren den Baron Garnmacher sagen, dem er Züge aus der eigenen Knabenzeit geliehen hat. Schon der kleine Bröder erschien dem jungen Freigeist als unerlaubte Marter, die griechischen Unregelmäßigen aber und die sremdartige Welt des Hebräischen begegneten bei ihm einem resoluten Haß: der alte Reetor schlug einmal über das andere die Hände über dem Kops zusammen, daß zwei so ungleiche Aepsel an einem Aste wachsen sollten, und gerieth desto entschiedener in Verzweislung, weil der ungerathene Iunge sein Zanken und Mahnen mit heiterer Gelassenheit hinnahm: er schien nicht einzusehen, weshalb er sich darum den goldenen Morgen seines Lebens sollte verkümmern lassen, ja er konnte noch recht schelmisch aus seinen blauen Augen sehen, als hätte er Wunder welche Quellen der Krast im Geheimen.

Und so war es in der That: wenn der Abend kam, der ihn an der Arbeit sinden sollte, versammelte er die beiden Schwestern, die, um wenige Iahre jünger, leidenschastlich an ihm hingen, und einige begünstigte Freundinnen der Schwestern in einer hintern Kammer, die nur durch ein niederes Fenster mit bleigesaßten Scheiben ein spärliches Licht empsing: hier, im mystischen Helldunkel, vom Hausrath einer verschollenen Zeit umgeben, erzählte er die Märchen und Geschichten, die ihm den Tag über aus der Schulbank durch den Kops gegangen, und sreute sich königlich über den Beisall seines Auditoriums, dessen Entzücken aus das Höchste stieg, wenn er mit leichter Hand Figuren aus der bekannten Umgebung einslocht und, mit den alten Kleidungsstücken der Kammer drapirt, die Opser seines Humors in Stimme und Geberden nachahmte.

Den Grundstoff aber zu der unversieglichen Fülle seiner Geschichten holte er in Großvaters Büchersaal. Der alte Herr hatte eine stattliche Bibliothek, welche, seit ihn die Gicht an den Lehnstuhl sesselte, den beiden Knaben als Spielzimmer überlassen blieb. Da standen, würdig in Schweinsleder gebunden, neben den juristischen die schätzbarsten historischen Werke aus älterer Zeit, zum Theil mit Kupsern, deren Naivetät die Wonne der Knaben war, da standen serner die alten Klassiker alle und die deutschen aus dem vorigen Iahrhundert, dazu die englischen Lieblingsromane des Großvaters, die Fielding, Smollet, Sterne, Goldsmith u. s. w. Der allzeit lustige Kleine hätte wol von sich aus die Bücher nur nach ihrer Tauglichkeit als Bau- und Wursmaterial geschätzt, und in der That mußten sie auch oft zu so prosanen Zwecken dienen. Noch im Bremer Rathskeller, in jener einsamen Nacht ties unten im Schoß der Erde tritt ihm das heitere Bild von damals vor die Seele: „Gedenkst du noch des geheimnißvollen Freudelebens in Großvaters Büchersaal? Ach, damals kanntest du noch keine Bücher als den schnöden kleinen Bröder, deinen ärgsten Feind, wußtest nicht, daß jene Folianten noch zu etwas anderem in Leder gebunden seien, als um Hütten und Ställe zu erbauen sür dich und dein Vieh! Gedenkst du noch des Frevels, wie roh du mit der deutschen Literatur in kleinerem Format umgingst? Hast du nicht deinem Bruder den Lessing an den Kops geworsen, wosür er dich sreilich mit Sophiens Reisen von Memel nach Sachsen erbärmlich zudeckte? Damals dachtest du sreilich nicht daran, daß du einst selbst Bücher machen werdest!"

Indeß, der ältere Bruder, längst gewohnt, in diesen ihm heiligen Räumen sich still und manierlich mit einem Buch in die Ecke zu setzen, wies ihm den höheren Endzweck, um dessen willen die Bücher aus der Welt sind, und bald ersaßte nun auch den jüngeren ein unersättlicher Lesehunger; aber, bezeichnend genug, bei ihm wirft sich dieser schon im zehnten und elften Iahre ganz allein aus die Gebilde der Phantasie; er verschlingt wieder und wieder, was von dieser Gattung vorhanden war, und noch lange nicht gesättigt trägt er jeden Groschen, dessen er habhast werden kann, in die alte Leihbibliothek, um sich die zerlesenen Bände der Spieß und Cramer und Consorten zu verschassen oder sich in den Fouqu^'schen Zaubergärten zu berauschen.'

Es war, wie der Bruder sagt, eine „wunderliche Selbstbildung", die er in dieser Weise bis zu seinem sünszehnten Iahre übte: eine gewöhnliche Natur würde sie gründlich verdorben haben, bei ihm wurde sie in Wahrheit die Ursache seiner srühen Triumphe. Zwar hat auch er eine bedenkliche Periode, in der er die Welt seiner Romane sür die wirkliche Welt nimmt. Man denke an die reizende Erzählung des jungen Garnmacher in den Memoiren: der alte Reetor hat einen Aussah gegeben: wen sie sür den größten Mann Deutschlands halten, geschichtlich zu behandeln. Stolz daraus, daß in Geschichten Niemand so, wie er, zu Hause ist, vergleicht er die Helden seines Phantasiereiches, den tapseren Hasper a Spada, den kühnen Raugrasen von Dassel, den edeln Otto von Trautwangen, um schließlich srischweg dem großen Thiodols dem Isländer die Palme zu reichen: „Ich setzte mich hin und schrieb voll Begeisterung diese Rangordnung nieder; wol zehnmal sprang ich aus, meine Brust war zu voll, ich konnte nicht alles sagen, die Feder, die Worte versagten mir, wol zehnmal las ich mir mit lauter Stimme die gelungensten Stellen vor; wie erhaben lautete es, wenn ich von der Stärke des Isländers sprach, wie er einen Wols zähmte, wie er in Konstantinopel ein Pserd nur ein wenig aus die Stirne klopste, daß es aus der Stelle todt war" u. s. w.

Man muß an diese so ganz aus dem Leben gegriffenen Stellen erinnern, um einen Begriff von der verzehrenden Gluth zu geben, die damals in dieser jungen Seele loderte. Ob die grausame Enttäuschung, die dort so drastisch erzählt ist, ihm wirklich zu Theil ward, ob sein eigener Verstand ihn gerettet hat, ist gleichgültig; jedensalls war er, einmal in's Klare gekommen, sür immer geheilt. Er hatte die Nichtigkeit dieser salschen Idealwelt durchschaut und sie innerlich überwunden. Die Frage war nur, ob er im Gesühl seines Triumphes nicht das Wahre mit den» Falschen von sich wersen werde. Zunächst war aber auch das negative Ergebniß von Bedeutung. Er lernte die abenteuerlichen Stoffe jener Romanwelt als reine Formen betrachten, mit denen die Phantasie des Autors nach Willkür schaltet, nnd indem er mit angeborener Leichtigkeit in ihre Sprache sich einlebte, indem sein energischer Produetionstrieb das am Tage Gelesene mannichsach umgesormt und durch eigene Beobachtung aus dem umgebenden Leben bereichert, in jenen abendlichen Erzählungen sosort wieder lustig auslodern ließ, gewann er mit der Herrschast über die Sprache zugleich die Freiheit des Geistes, die über dem Stoffe steht und, srühzeitig gewitzigt, sah er dann auch seinen Schiller und Goethe, die er auswendig wußte, ehe er sie verstand, mit ganz andern Augen an, als sonst junge Leute seines Alters.

So wurde die Bibliothek seines Großvaters die eigentliche Schule seines Geistes, der von dem öffentlichen Unterricht bis dahin wenig genug gehabt hatte und man sieht, wie durchaus ungewöhnlich seine innere Entwickelung verlies.

Nur mit Mühe und ein Iahr später als sonst üblich gelang es ihm, durch die Psorte des berühmten Landexamens in das theologische Seminar Blaubeuren zu gelangen. Das Zeuguiß, das ihm die Tübinger Schule mitgab, hätte jeden andern entmuthigt, nnd sicher dachte, als er im Deeember 1817 als der Letzten einer unter 47 in die Promotion eintrat, von seinen Lehrern und Mitschülern keiner daran, daß unter dieser schmalen Brust bereits ein krästiges Selbstbewußtsein und eine in gewissem Sinne sertige Lebensanschaunng sich berge.

Es ist die Periode seines Lebens, von der uns am wenigsten bekannt ist, weil hier die Mittheilungen des Bruders ausgehen und die erhaltenen Briese noch nicht beginnen. Und doch ist hier die wichtigste Wendung seines inneren Lebens zu suchen: denn unzweiselhast ist das Eine, daß er in diesen Iahren sein ganzes Wesen vertiest nnd jene schöne Idealität gewonnen hat, die sosort in seinen ersten Briesen wie in seinen späteren Schöpsungen so wohlthuend anspricht, die aber, ob auch in seiner Naturanlage begründet, bisher durch das kecke, sast srivole Spielen mit Stoffen von untergeordnetem Werth vielmehr ausgeschlossen war. Zunächst hat er in Blaubeuren das gelernt, was überhaupt erst einem Seelenleben Gehalt und Bedeutung gibt, die tüchtige, redliche Arbeit. Der sicherste Beweis dasür liegt darin, daß er srüher als die Andern die Hochschule besuchen und so jenes Iahr, das er durch seinen verspäteten Eintritt verloren, hereinbringen durste. Ossenbar aber ist dies selbst nur die Folge einer tieseren Erregung seines Innern, und wir können kaum sehlgreisen, wenn wir diese dem großen Manne zuschreiben, den er das Glück gehabt hat, unter seinen Lehrern in Blaubeuren zu sinden, jenem F. Chr. Baur, dem nachmaligen Begründer der Tübinger Theologenschule, der damals in herrlicher Krastsülle wirkend, mit genialer Geistesklarheit und zugleich mit der erhabenen Begeisterung eines Mystagogen die ihm vertraute Iugend in die hehren Hallen des klassischen Alterthums und der griechischen Philosophie einsührte. Es hat vielleicht nie einen Mann gegeben, der die höchste Ausgabe des Lehrers, seine Schüler im innersten Quellpunkt ihres persönlichen Lebens zu ersassen und ihre tiessten Kräste zu geistiger und sittlicher Arbeit zugleich auszurusen, so sehr durch die Macht einer verehrungswürdigen Persönlichkeit gelöst hat.

Die Familie sand Wilhelm völlig verändert, als er im Herbst 1820 nach Tübingen zurückkam. Aus dem schmächtigen Knaben war ein schlanker, wohlgebildeter Iüngling geworden, dem der seine Schnitt des blassen Gesichts, die blauen Angen im Contrast mit den dunkelsarbigen Haaren einen eigenen Reiz gaben. Die gesällige Leichtigkeit seiner Bewegung stand im Einklang mit der Bestimmtheit seines Urtheils und der Lebhastigkeit

seiner Empsindung, und selbst ein spöttischer Zug, ein ausgesprochener Hang zur Satire störte wenig, weil man das heitere Wohlwollen seines Herzens sühlte und als den Grundton seines Wesens die lautere Offenheit eines sreien und dem Idealen zugewendeten Gemüthes empsand.

Er wohnte jetzt sreilich nicht bei der Mutter, sondern, in den ersten Jahren wenigstens, in den Mauern des Stistes. Aber gegenüber der „düstern, nur sür das Wissen geschassenen Einsamkeit seines bisherigen Klosters glaubt er sich, wie er schreibt, jetzt schon in die sreie Welt versetzt". Die Behandlung war ziemlich liberal und der Ephorus, ein geistreich wunderlicher Mann, hatte ihn bald so überaus lieb gewonnen, daß er ihm Vieles nachsah.

Auch seine theologische Bestimmung machte ihm wenig Beschwer: weder die damalige Wissenschast, noch das Kirchenregiment hatte zelotische Elemente, die ihn zurückstoßen konnten; er hat in der Folge gute, zum Theil vorzügliche Zeugnisse in den Prüsungen bekommen und die sieben Predigten, welche ich noch von ihm besitze, zeigen bei poetischer Aussassung eine schlichte Textauslegung im herzlichsten Gemüthston.

Aber neben den Studien wirst er sich mit jubelnder Lust in die Strudel des studentischen Lebens, dessen seinster Reiz sür ihn in der bunten Mischung originaler Naturen und Individualitäten liegt. Allein, wie ihn sein gesundes Gleichmaß von ausschweisender Lustigkeit zurückhält, so steht er auch in kostlicher Freiheit des Gemüthes über jenen veralteten, barocken Formen des Studentenlebens: ein Heldengedicht in vier Gesängen vom Iahre 18^2, die Seniade, in Alexandrinern gedichtet, behandelt diese Dinge, zumal die Pauksreuden, im hohen Stil des romantischen Epos mit wahrhast ariostischer Feinheit urbanster Ironie, ein sehr bedeutsames Zeugniß sür die srühe Reise seines Geistes wie seines Darstellungsvermögens, aber leider doch zu flüchtig hingeworsen, um sich zur Veröffentlichung zu eignen. So ist es auch aus dem politischen Gebiete. Niemand konnte mit sreudigerer Begeisterung die Bestrebungen der Burschenschast ergreisen, welche gerade in Tübingen die tüchtigsten Elemente vereinigte. „Es ist etwas Herrliches um den Gedanken, schreibt er, mit zweihundert Iünglingen in einem schönen Bunde zu leben." Er ist ihr Festredner bei den Waterloosesten, er macht sür sie eine große Zahl von patriotischen Gedichten; aber den geheimen Agitationen ging er aus dem Wege und die phantastischen Auswüchse einer unklaren Begeisterung versielen erbarmungslos seinem gesürchteteu Spotte, wie denn die Schilderung jener „altteutschen" Iünglinge in den Satansmemoiren, welche Mützen wie Psannkuchen über den langwallenden Haaren und Beilstöcke wie die römischen Lietoren, aus der Nase aber gelehrte Brillen tragend zum Grütli wallsahrten, schon der Tübinger Zeit angehört und aus einer gemeinsamen Schweizerreise geschrieben wurde.

Wenn er übrigens im großen Bunde der Burschenschast ein von Jedermann geschätztes und geliebtes Glied war, wenn insbesondere die norddeutschen Bnndesbrüder, wie sein Stammbuch ausweist, große Hossnungen von ihm hegten, so sühlte er »sich doch erst wahrhast zu Hause in einem engeren Kreise von wirklichen Freunden. Hier, wo er lieben konnte, wo er sich verstanden sühlte, erschloß sich der volle Zauber seines unendlich liebenswürdigen Wesens, hier ergoß er auch die schon damals unerschöpsliche Fülle seines Talents in scherzhasten Gedichten, travestirten Dramen, geistreichen Schilderungen aus dem wirklichen Leben :e.

Aber so groß und unverhüllt sein Selbstgesühl unter den Genossen hervortrat, noch bewegte der Gedanke an künstigen Ruhm sein berz nicht, und doch gelang ihm eben um diese Zeit seiu bestes Lied. Er wohnte bereits im Hause seiner Mutter: da erwacht er eines Morgens in der Frühe an einem schwermüthigen Gesang mit eigenthümlich getragenen Aeeorden; er öffnet das Fenster und lauscht. Die Töne kommen aus dem unter seinem Fenster angebauten Raume, in welchem Landmädchen beim Waschen beschästigt sind. Vom Texte selbst ist nur wenig zu verstehen, aber die Melodie hat ihn wundersam ergriffen, und — wie über die Schranken seiner Krast hinausgehoben, wir von einem leisen Hauch der Ahnung betroffen, dichtet er im Angesicht der Morgenröthe, die den Himmel särbt, in einem Zuge das Lied, das sür ihn selbst so prophetisch werden sollte, vom Morgenroth, dem Boten srühen Todes.

Er war in der That mit 20 Iahren ein sertiger Mensch: schon in den ersten Briesen an meinen Vater, seinen ältern Freund und späteren Schwager, tritt in aussallendem Maße die Klarheit seiner Begriffswelt und die Bestimmtheit seiner Lebensanschaunng hervor: da ist nichts von jenem vagen Gesühlswesen, das sonst diesem Alter eigen ist, nirgends ein halbes Wort, eine schillernde Wendung, in kurzen Sätzen und mit schars bezeichnenden Ausdrücken dringt er aus dem geradesten Weg aus den Kern des Gegenstandes zu, den er aber stets in der Wärme der Empsindung schon vorausgenommen zu haben scheint.

Immerhin indeß sehlt noch ein Element in seiner Entwickelung, das sein Wesen zu vollenden bestimmt ist, die Liebe. Im Herbst 1823 sührt ihn ein lustiger Ferienausslug mit einem seiner trautesten Genossen nach Ulm. Eben liegt dort eines der kleinen Fahrzeuge, welche damals den Verkehr mit Wien vermittelten, eine sogenannte „Ulmer Schachtel" zur Absahrt bereit. Halb in muthwilligem Scherz improvisiren die Beiden eine Fahrt den Strom hinab nach Donauwörth, und Hauff, von der Nähe verlockt, lenkt nun seine Schritte weiter nach Nördlingen, eine nie gesehene Tante gleichen Namens zu besuchen, welche dort einem geachteten Kausmannshause vorstand. Man gesällt sich gegenseitig, aus den Stunden werden Tage, aus den Tagen werden Wochen, und als der junge Ritter zuletzt mit dem Ende der Ferien nach Hause muß, nimmt er ties im Herzen das in holdester Iugendsülle erblühende Bild seiner jüngsten Cousine, der schönen Luise Hauff mit. Beim Guitarrespiel, dem er mit Leidenschast zugethan war, hatten sich ihre Herzen gesunden und in tiesster Verschwiegenheit das süße Bekenntniß der Liebe getauscht. Ein Brieswechsel hebt nun an, ein offener im heiter unversänglichen Ton der Galanterie, und daneben ein geheimer, sür den sein romantischer Sinn die abenteuerlichsten Schleichwege sucht und sindet, bis ihm ein zweiter Besuch im Frühjahr die Einwilligung der Tante erwirbt.

Höher und reiner erhebt sich nun sein Wesen und eine schöne Ideatität umleuchtet seine Erscheinung. Es ist rührend, ihn so unaussprechlich glücklich und so dankbar in seinem Glück zu sehen, wie er nicht müde wird, aus der Fülle seines Geistes und seines unendlich reichen Gemüths die Geliebte mit den köstlichsten Schätzen zu schmücken und ihr Inneres ganz mit seinem Wesen zu durchdringen. Denn außer der schönen Gestalt und dem wunderholden Iugeudreiz vermochte sie ihm nur einsache Herzensgüte und treue Liebe zu bieten und im Grunde war es eben der Widerhall seiner Empsindungen, was ihm in ihrem Bilde so bezaubernd süß entgegentrat. Aber unwandelbar, ob sern ob nah, als schlichter Psarrcandidat wie als geseierter Dichter, im Brautstand so gut als hernach im trauten Zusammenleben, immer ist seine Liebe gleich reich, gleich zart gleich beglückt und beglückend. In der That, wenn es noch eines Zeugnisses sür die innere Wahrheit und Gediegenheit seines Wesens bedürste, um dem Manne, dem wir uns nicht enthalten können von Herzen gut zu sein, auch jene vollste Hochachtung zu verbürgen, welche wir den edelsten Eigenschasten des Gemüths und Charakters zollen, hier in dieser schlichten Treue, in dieser unbedingten Lauterkeit des Herzens wird man es im vollsten Maße sinden.

Es sragte sich nun, was mit den srühe Verlobten werden sollte. Zunächst war, wie bei einer so glühenden Empsindung natürlich, das Verlangen nach baldiger Vereinigung übergewaltig. Alle Hebel werden in Bewegung gesetzt, um rasch in den Besitz eines Psarrdienstes zu gelangen, die Aussicht aus eine sehr bescheidene Stelle in trostloser Gegend wird dankbar begrüßt, man wiegt sich bereits in süßen Hochzeitsträumen und idyllischen Bildern. Aber rechtzeitig, wie immer bei dieser wohlgesügten Natur, tritt der Verstand in seine Rechte und überwindet den vorschnellen Drang des Gesühls: „ein Psarrer von zweiundzwanzig Iahren, meint er, ohne alle Ersahrung ist etwas Arges und ein Ehemann, der gerade vom Studenten her kommt, ist nicht viel besser." Er sühlt es als oberste Pslicht, seine allgemeine Bildung zuvor tieser und sester zu begründen. Hiesür bietet sich die schönste Gelegenheit in dem Antrag des Kriegsrathspräsidenten und Ministers v. Hügel in Stuttgart, Erzieher seiner Söhne zu werden. Die Vortheile der Stellung sind unverkennbar, und nach einem, wie er schreibt, „sürchterlichen Kampse zwischen Vernunst und Liebessehnsucht" bittet er die Braut um ihre Zustimmung.

Es ist in der That der entscheidende Punkt in seinem Leben. Es war in gewissem Sinne die Wahl zwischen Genießen und Schassen, zwischen dem persönlichen Behagen und dem höheren Preis der Unsterblichkeit, und man wäre versucht an jene Wahl des Achill zu erinnern, wenn es sicher wäre, daß ihm damals sein Dichterberus schon vor der Seele stand. Da ist es nun in hohem Grade bemerkenswerth und gewiß ein schönes Zeugniß sür seine Bescheidenheit, daß er noch um diese Zeit — im Spätsommer 1824 — nicht mit einem Worte von der Hoffnung spricht, sein Leben aus das Talent bauen zu können, das ihm doch schon von allen Bekannten zugesprochen wurde, wie er denn um dieselbe Zeit bei der Uebersendung von Liedern an die Braut schreibt: „ich übersende Dir diese dürstigen Versuche, nicht um als Dichter vor Dir zu glänzen, so weit versteigt sich mein Stolz nicht, nein, sondern — verzeih' meiner kleinen Eitelkeit — um einst meine Worte aus Deinem süßen Munde zn hören." Aber, wenn er auch zu bescheiden oder zu verständig ist, um sich mit Hoffnungen zu tragen, die vielleicht eitel sind, so ist doch aus dem ganzen Ton der Motivirung deutlich herauszuhören, daß er eine Krast in sich ahnt, die er nicht unterdrücken dars, die es ihm zur Pslicht macht, sich nicht einzig durch den Wunsch der Geliebten und das eigene sehnsüchtige Verlangen bestimmen zu lassen.

Anderthalb Iahre, vom 27. Oetober 1824 bis 30. April 1826, ist er im Hügel'schen Hause gewesen. Es war eine glückliche Zeit und von wesentlichem Einsluß aus sein Talent. Der General, ein srüherer Adjutant Napoleons, den er im „Bild des Kaisers" gezeichnet hat, wie seine edle und sein gebildete Frau begegneten ihm mit Vertrauen und Achtung, das Haus war eines der ersten in der Stuttgarter Gesellschast: so gewann er die glückliche Sicherheit des seinen Welttons, welche seiner schönen und im besten Sinne eleganten Erscheinung so wohl zu Gesicht stand. Die Ferien sührten ihn gewöhnlich aus die Güter des Vaters der Frau v. Hügel am untern Neckar, in die schöne Gegend, deren eigenthümlichen Zauber sein „Bild des Kaisers" so glücklich wiedergibt, oder erweiterten sie durch Reisen seinen Gesichtskreis.

Auch sonst sind seine Beziehungen die angenehmsten: seine Mutter, deren ältere Tochter sich nach Stuttgart verheirathet hat, ist ihm mit der jüngeren Schwester nachgezogen; mit ein paar Tübinger Freunden trifft er täglich nach Tisch zu einer Promenade in den Anlagen zusammen, wie sie der Eingang seiner „Bettlerin vom Pont des Nrts" schildert; die Predigten, denen er sich aushülssweise an der Schloßkirche unterzieht, sinden vielen Beisall und die Herren vom Consistorium sind ihm sreundlich zugethan, zumal nach dem glücklichen Ergebniß seiner höheren DienstPrüsung im Frühling 1825. Gar hübsch in ihrer srischen Aussassung ist die Schilderung, die er von einer Seene bei derselben in einem Briese entwirst: Er erwacht am entscheidenden Morgen mit Fieber und Halsweh, es ist schändliches Thauwetter, Regen und Schnee durcheinander, der Minister bestimmt ihn, seinen Wagen zu benützen. „Da hättest du nun die Gesichter sehen sollen, die ans dem Consistorio herausschauten. Ein prachtvoller Stadtwagen mit Glassenstern, herrliche Pserde mit schönem Geschirr, der Kutscher in voller Livree, ein Bedienter hinten Groben! Vor dem Consistorium schreit der Kutscher: Brrr! die Pserde stehen, der Bediente fliegt heran, öffnet seierlich die Glasthüre, schlägt tne reichgestickten Tritte auseinander, ein Paar seidene Strümpse werden sichtbar, ein Arm mit einem prächtigen Patenthut kommt heraus — wer mag es wol sein? — — Der Magister Hauff!! Heißt das geistliche Ärmuth, höre ich die Herren sagen, heißt das christliche Demuth?"

Das Examen wurde noch in der Voraussetzung bestanden, durch Vermittlung des Herrn von Hügel eine gute Psarrstelle zu bekommen. Aber bereits hatte eine Beschästigung begonnen, welche schon nach einem halben Iahre diese Gedanken alle über den Hansen wersen sollte. Die Stellung im Hügel'schen Hause ließ täglich einige Stunden zu eigenen Arbeiten srei. Da erwachte denn mit einem Male der Drang zu produeiren. Das Erste war, daß er die Märchen, die er vor Iahren den Schwestern erzählt hatte, und die jetzt das Entzücken seiner Zöglinge waren, aus den Wunsch der Baronin niederschrieb. Aehnliches hatte er schon in Tübingen gethan: auch abgesehen von den vielen Arbeiten, welche eine heitere Satire aus Persönlichkeiten und Verhältnisse enthalten, wie er sie im Kreis der Freunde vorzulesen liebte, besitze ich aus der Tübinger Zeit verschiedene novellenartige Erzählungen oder Ansänge von solchen, welche er später znm Theil in anderer Weise verwendet hat.

Damals hatte er, wie wir sahen, noch nicht an eine schriststellerische Thätigkeit gedacht; jetzt aber sühlt er lebhaster die innere Krast, der Beisall seiner Umgebung ermuthigt ihn und er geht nun weiter, indem er einzelne Bilder satirischer Art, die er srüher bei verschiedenen Anlässen geschrieben oder entworsen hat, erweitert und in einem gemeinsamen Rahmen zusammenzustellen sucht. Es war noch die Zeit der HossmannCallot'schen Nachtstücke. Das Diabolische spielte eine große Rolle in der Literatur — so entstand der geistreiche Einsall, den Satan seine Memoiren schreiben zu lassen, der in unglaublich kurzer Zeit in's Leben gesetzt war.

Am 2. Februar 1825 sindet sich die erste Andeutung von literarischen Plänen in den Hauff'schen Briesen. Am 18. November 1827 ist er gestorben. So umsaßt seine schriststellerische Thätigkeit nur eine Zeit von 2^ Iahren, in welche noch eine Reise von 7 Monaten sällt. Bei der großen Zahl der Schriften, welche in so engen Raum zusammengedrängt sind, ist die chronologische Unsicherheit sehr begreislich, welcher man in den bisherigen Darstellungen begegnet. Die nachsolgenden Angaben beruhen durchaus aus urkundlichen Belegen.

Es war noch im Frühling 1825, daß sich Hauff mit einer vorläusigen Ansrage wegen der Memoiren des Satans an den Buchhändler Franckh wandte, einen unternehmungslustigen, doch im Grunde wenig bedeutenden Verleger. „Es war nicht die Franckh'sche Firma, schreibt er ein Iahr später an seinen Bruder, oder seine miserabeln Verlagswerke, was mich zu ihm lockte, sondern der Stolz, bei dem kleinsten Krämer zu verlegen und einzig durch mich selbst bekannt zu werden." Der Mann war nicht abgeneigt, ein Werk wie das bezeichnete anzunehmen, aber ein eigentlicher Roman wäre ihm lieber gewesen, ein Roman, meinte er, von der Art jener, die zur Zeit „so flott gehen". Vielleicht daß er geradezu Clauren dabei nannte. Denn Clanren war das Ideal der Verleger von diesem Schlag. War er doch der Abgott der großen Lesewelt und sein „Vergißmeinnicht" (seit 1818) lag selbst in gebildeten Familien alljährlich aus dem Weihnachtstisch.

Das hingeworsene Wort des Verlegers hat, wie ich glaube, den „Mann im Mond" hervorgerusen, mag er nun Clauren genannt haben oder nicht. Was jener im ernsthaften Sinn einer Schöpsung im Stil des gangbarsten Modeautors meinte, das griff der junge Schriststeller im Uebermuth der kecken Laune im Sinne einer lustigen Mystisieation aus, zu der die srivole Hohlheit Claurens die innere und sein Pseudonym die äußere Berechtigung zu geben schien. Es war ein Einsall, völlig im Geist des kecksatirischen Versassers der Satansmemoiren.

Ich vermag diese Aussassung allerdings nicht mit urkundlichen Zeugnissen zu belegen, da in den Briesen vom Mai bis August 1825 eine Lücke ist; aber sie trägt, wie ich denke, ihre Wahrheit in sich selbst. Bekanntlich ist die Sache zu einer eauss e,i1ebre geworden, und während die Iuristen noch heute, nach mehr als 50 Iahren, den Rechtssall im Colleg zu besprechen pslegen, interessirt die literarischen Kreise die Entstehung und ursprüngliche Tendenz des Romans, der einen liederlichen Schriststeller durch übertreibende Nachahmung seiner Manier prostituiren will, dabei aber über diese Nachahmung eine Grazie und Liebenswürdigkeit ausgießt, die das verhöhnte Urbild niemals besessen hat. Weil man sich nun an den gewöhnlichen Begriss der Satire als Frucht jener Iuvenal'schen iuäißnatio hielt, welche hernach in der Controverspredigt einen so wuchtigen Ausdruck gesunden hat, und weil man doch sah, daß der „Mann im Mond" mit jener völligen Freiheit des Gemüths geschrieben ist, welche bei sittlicher Empörung sich nicht denken läßt, kam man aus verschiedene Erklärungsversuche, bei denen zugleich eine unbestimmte Kunde von dem wirklichen Thatbestand verwirrend mitgewirkt hat.

Zunächst ist die in der Lebensskizze vor den Gesammelten Werken gegebene Notiz, daß der Roman unter der Arbeit selbst, theils durch eigenes Gesühl des Versassers, theils durch den Fingerzeig einiger Freunde eine bedeutende Modisieation erlitten habe, wie so Manches, was dort über die Entstehung der Hauss'schen Schristen gesagt ist, nicht zutreffend. Das Manuseript zum „Mann im Mond" ist nämlich, abgesehen von zwei sehr kleinen Lücken, vollständig in meinem Besitz: es ist, wie beinahe alle Hauss'schen Arbeiten, sast ohne Correeturen, jedensalls ohne jeden Zusatz von Bedeutung, in dem eleganten Zug seiner Hand srischweg hingeschrieben, und die Clauren'schen Ingredienzien, welche bekanntlich schon aus den ersten Seiten in krästiger Dosis erscheinen, stehen hier von Ansang an im Context. Und wollte man etwa, einzig jener Notiz zu liebe, ein vorausgehendes Manuseript annehmen, welches durch das eben bezeichnete verdrängt worden wäre und sich verloren hätte, so verbietet sich das durch den außerordentlich kleinen Zeitrahmen, um den es sich handeln kann, um so mehr, weil Hauss alles, was er sür den Druck bestimmte, in Folio halbseitig gebrochen schrieb, also auch sür weitgehende Correeturen und Zusätze sich Spielraum ließ, wie denn einzelne Abschnitte der gleichzeitigen Memoiren sich in dieser Weise umgearbeitet zeigen.

Wenn ich somit aus Grund des Manuscripts mit Bestimmtheit constatiren kann, daß während der Arbeit eine Aenderung des Plans nicht eingetreten ist, wenn ich vielmehr überzeugt bin, daß, wer dieses Manuscript mit seiner srischen, kecken Schrift vor Augen hat, nothwendig den Eindruck von einer inneren Heiterkeit, von einem gewissen sröhlichen Muthwillen aus Seiten des Schreibenden gewinnen muß, so bin ich nun andererseits in der glücklichen Lage, das Mißverständniß nachweisen zu konnen, welches die Quelle jener unrichtigen Notiz bei G. Schwab geworden ist. Ich besitze nämlich neben jenem großen Manuscript allerdings noch ein anderes, das denselben Gegenstand behandelt, nur bedeutend kürzer gehalten und ohne alles, was an Clauren erinnern könnte. Aber dieses Manuscript stammt, wie aus völlig unzweiselhasten Iudieien — Papier, Format, Schrift, gewisse Verzierungen u. s. w. — mit Evidenz hervorgeht, schon aus der Tübinger Zeit, genauer aus dem Iahre 1823, und gehört in die Zahl der oben berührten Produete müßiger Stunden, ganz wie z. B. eine auch im Aeußern durchweg entsprechende ältere Gestalt der später in die Memoiren ausgenommenen Novelle „Fluch". Leider sind es nur acht Seiten, aus seinem Briespapier in Oetav, eng geschrieben, und auch der Titel ist nicht beigesügt; vielleicht hat er damals gar nicht weiter ausgesührt. Iedensalls genügt das Vorhandene vollkommen, um zu erkennen, daß es sich um eine im leichten Ton der eonventionellen Belletristik jener Zeit gehaltene Erzählung handelt, von der Art, wie sie in Menge damals das Morgenblatt, die Abendzeitung u. s. w. süllen, deren Gegenstand ist, daß ein junger Mann — er ist noch nicht zum Grasen avaneirt

— der in Folge eines unglücklichen Zweikampses von sinsterer Schwermnth besallen ist, durch die Liebe eines beherzten Mädchens geheilt wird.

— Von dieser älteren Bearbeitung hatte offenbar G. Schwab eine unbestimmte Nachricht erhalten, die er dann unrichtig eombinirt hat.

Ich denke, nun ist alles klar. Im Frühling 1825 kommt dem eben mit der Herausgabe seiner diabolischen Papiere beschästigten und sehr satirisch gestimmten Dichter der Gedanke, den seichten und sittenlosen Schriststeller, der damals die Lesewelt beherrscht, dadurch lächerlich zu machen, daß er seine Manier karikirt und diese Karikatur unter dem Autornamen desselben in die Welt schickt. Lustige Mystisicationen dieser Art im Kreis der Freunde hatte er von jeher geübt, wie nicht minder sein Bruder. Diesmal war es, wie Hauff selbst Willibald Alexis gesagt hat (Berliner Conversationsblatt 1827, Nr. 238), dessen Walladmor, was ihm den Gedanken eingab, bekanntlich ein Werk, das sich aus dem Titel als sreie Bearbeitung eines Walter Seott'schen Romans bezeichnete, während es in Wahrheit ganz von W. Alexis herrührte. Und wenn hiebei natürlich nicht eine Satire beabsichtigt war, so mochte sich andererseits Hauff von seinem geliebten Fielding erinnern, daß dieser sich seinen Ruhm durch eine gelungene Verhöhnung der Manier von Richardson, dem damaligen Götzen der Menge, erobert hatte.

Iedensalls, der Gedanke brauchte nur auszutauchen, um sür Hauff etwas Unwiderstehliches zu haben. Hatte er doch einst die Spieß nnd <3ramer und die ganze Fouqus'sche Romantik nach Herzenslust sür sein Mädchenpublikum zurecht geschnitten, wie sollte es ihm mit einem Clauren nicht gelingen? Es galt nur einen geeigneten Stoff zu ersinden, je unbedeutender desto besser: da erinnert er sich jener älteren Erzählung, und wie er es nun gemacht hat, um durch Einsügung der speeisisch Claurenschen Mittelchen aus einer völlig harmlosen Novelle den „Mann im Mond" zu machen, das ist so überaus anziehend zu versolgen, daß ich mich nicht enthalten kann, den Ansang jener älteren Bearbeitung wörtlich beizusügen, indem ich den geneigten Leser bitte, seinen gedruckten „Mann im Mond" daneben zu nehmen:

„Ueber Freilingen lag eine kalte stürmische Deeembernacht, nichtsdestoweniger war es sehr lebhast aus den Straßen. Wagen von allen Enden und Ecken der Stadt rollten dem Marktplatz zu, aus dem der goldene Bären (sie), von oben bis unten erleuchtet, sich ausdehnte. Es war Ball dort als am Namenssest des Kronprinzen, das die Freilinger aus Gewissenhastigkeit nie ungeseiert vorüberließen. Die Wagen haben nach und nach ihre köstlichen Waaren entladen; die Damen hatten sich aus den neidischen Hüllen der Pelzmäntel herausgeschält, und saßen in langen Reihen an den Bänken hinaus, aber immer wollte der Hosrath Berner das Zeichen zum Ansang nicht geben. Prasidents Ida war gestern aus der Pension zurückgekommen und sollte sich nach drei Iahren heute zum erstenmal wieder zeigen, und da ließ es sich der alte Iunggeselle nicht nehmen, mit ihr den Ball zu eröffnen. Die Damen wurden verdrießlich, aber der alte maiti-s äs Misir ließ sich nicht irre machen. Endlich gingen die Flügelthüren aus. Der Präsident! ries alles und der kleine sreundliche Alte schritt am Arme seiner Ida herein. Ach, wie ist das Mädchen so hübsch geworden, welcher Anstand! bemerkten die Herren, und die wunderschönen Spitzen! bemerkten die Damen. Ietzt gab der Hosrath das Zeichen und trat mit stolzen Schritten an Ida's Seite die Polonaise an. Aber sagen Sie, Verehrtest«, sragte der Hosrath, als er sie wieder an den Platz sührte, ist das etwa ein Cousin oder dergleichen, der da mit Ihnen kam?" So weit geht die erste Seite des ältern Manuscripts, welche nun in der zweiten Bearbeitung zu els Druckseiten ausgesponnen ist.

Ich habe den Wortlaut zugleich auch deshalb gegeben, weil er die erwünschte Gelegenheit bietet, das Andenken Hauffs gegen eine neuerliche Entstellung durch ein Wort von Wolsgang Menzel zu sichern, welches großes Aussehen gemacht hat und sich leicht im allgemeinen Urtheil sestsetzen könnte. In seinen „Rückblicken aus mein Leben" läßt nämlich K. Gutzkow (S. L7) Menzel im Iahre 1832 sagen: „Wilhelm Hauss brachte mir eines Tages seinen »Mann im Mond«. Es war ein Machwerk ganz ». Ia Clauren und zwar in vollem Ernste so gemeint. Schämen Sie sich denn nicht? sagte ich ihm. Wollen Sie denn auch dem Berliner



Postrath nachahmen? Können Sie denn nicht höher sliegen? Nach einer Weile milderte ich meinen Ton und suhr sort: Kehren Sie den Spieß um, tragen Sie das Clauren'sche Colorit noch stärker aus, lassen Sie dann das Buch unter Claurens Namen erscheinen und Ieder wird sagen: Sie haben eine köstliche Satire aus Clauren geschrieben. Richtig, Hauff besolgte den Rath und begründete seinen Rus mit dem Mann im Monde."

Die Erzählung ist so durchaus in Menzels Art, daß sie das volle Gepräge der Wahrheit trägt. Aber lieber Himmel! was hat der lebhaste Mann nicht alles sich und seinem Rathe zugeschrieben! Wir in Stuttgart pflegten uns, wenn er an seinem abendlichen Tische Derartiges mit dem Brustton der Ueberzeugung preisgab, nur verständnißvoll anzulächeln, und er selbst nahm sich ost nicht einmal die Mühe, sich zu verteidigen, wenn man ihm seine Behauptung einsach verneinte. Wer diese Seite des Mannes noch nicht kannte, hat nun in seinen Denkwürdigkeiten sattsam Gelegenheit, sie zu studiren. Von jener angeblichen Beziehung zu dem Mann im Mond übrigens hat er uns nie erzählt, obgleich ich ost mit ihm über Hauff sprach und er mein besonderes Interesse sür diesen sehr wohl kannte. Und auch Hauff erwähnt in seinen Briesen von damals Menzel nie, und die krästige Satire aus den Allerweltskritiker im zweiten Theil der Satansmemoiren macht es wenig wahrscheinlich, daß er ihn kurz zuvor zu seinem literarischen Beichtvater gemacht haben sollte, während er sonst höchstens seinen Bruder einmal um sein Urtheil bittet. Vollends nun aber, daß Hauff „ein Machwerk ganz ü, la Clauren und zwar im vollsten Ernste so gemeint" geschrieben, daß Wilhelm Hauff von Menzel eine Mahnung sich zu schämen nöthig gehabt haben sollte, ich denke, das wird, zumal nach der vorangehenden Darstellung seines innern Entwickelungsganges, wol Niemand zu glauben geneigt sein. Trotzdem aber ist es mir eine herzliche Freude, nun auch urkundlich die Falschheit jenes Urtheils nachweisen zu können. Denn daß die ältere Bearbeitung, von der also Menzel wol eine dunkle Kunde hatte, auch nicht das Mindeste von jenem prickelnden oder „brüsselnden" Reiz oder all den andern Eigenschasten an sich hat, die das Speeissische jenes lüsternen Autors ausmachen, daß sie in Wahrheit eine harmlose Erzählung bietet, die indeß, wie bereits ausgesührt, nicht einmal sür die Veröffentlichung bestimmt war, sondern als eine Art von Exereitium diente, davon kann sich nun Iedermann an der mitgetheilten Probe überzeugen, und ich bekenne gern, daß ich selten einen reineren Genuß gehabt habe, als hier, da es mir vergönnt war, das Bild eines so kernsrischen und gesund empsindenden Iünglings von einem Flecken zu besreien, den gewiß alle Freunde der Hanss'schen Schristen schmerzlich und peinlich empsunden haben.

Möge es also in Zukunst dabei bleiben, daß der „Mann im Mond", so wie wir ihn haben, allerdings von Hauff als Satire gegen Clauren geschrieben ist, nur eben nicht als Aussluß sittlicher Empörung, sondern im Sinn einer jugendlich kecken Mystisication. In voller Herzenslust empsangen, wurde der Gedanke denn auch mit der glücklichsten Heiterkeit eines muthwilligen Humors in's Werk gesetzt: in sechs Wochen, wie der Epigrammatiker Hang, der Vetter des Dichters, im Hesperus (1827 Nr. 279) berichtet, war der „Mann im Mond" angesangen und vollendet.

Im August 1825 gab die Franckh'sche Buchhandlung sast gleichzeitig heraus „Mittheilungen aus den Memoiren des Satan. Herausgegeben

von s." 324 S. 8. und: „Der Mann im Mond. Von H. Clauren.

Zwei Bände". 235 und 211 S. 8. Zunächst gingen die Memoiren reißend ab. Am 2. September erschien im Morgenblatt die erste, sehr günstige Reeension. „Franckh ist seit gestern wie ein Narr, schreibt Hauff am 3., und es sehlte wenig, so wäre er mir um den Hals gesallen. Ich werde übrigens seine Rührung sür meinen Beutel zu benützen wissen. Ich bin doch sehr glücklich, setzt er treuherzig hinzu, ein wenig Talent zu besitzen; denn um den Namen und um das Geld, das man dadurch bekommt, ist es doch etwas Schönes". „Mit den Memoiren, heißt es am 11. Deeember, ist immer noch ein großes Leben. Sogar das ganze Obereonsistorium hat sie gelesen; aber Alle sind mir deswegen nur noch günstiger."

Dazwischen hatte aber auch der „Mann im Mond" seine Wirkung geübt. Der Geheime Hosrath Heun in Berlin ließ sosort eine „Warnung vor Betrug" ergehen und beeilte sich, den Versasser vor dem Gerichtshos in Eßlingen zu belangen. Die Sache erregte in einer Zeit, die nur von literarischen Interessen bewegt war, riesiges Aussehen; es wurde bald bekannt, daß der Versasser der Memoiren auch der Urheber der geistreichen Satire sei und Hauff war über Nacht ein berühmter Mann geworden. Man sand in den Memoiren viel jugendlich Unreises, zumal in dem Angriff aus Goethe, den er auch später geradezu zurückgenommen hat, und den G. Schwab besser gethan hätte, in der Gesammtausgabe zu streichen; aber die srische Rücksichtslosigkeit, besonders gegen die zopsigen Tübinger Zustände, der kecke und gesunde Witz, die völlige Freiheit von den phantastischen Grillen der Zeit, selbst bei einem so phantastischen Stoffe, vor allem aber die köstliche Lebendigkeit der Aussassung, welche die Wirklichkeit aller stofflichen Schwere entkleidet in ein heiter lichtes Element emporzuheben wußte, — das Alles gesiel im Contrast zu den herbstlich dürren Blättern der Hosrathsliteratur jener Tage, und bei seinem Scherz gegen Clauren hatte er ohnedies den weitaus größten Theil des gebildeten Publikums aus seiner Seite.

Ihm selbst aber lag nun Alles daran, sich der Welt nicht blos in der Gestalt des neckenden Satyrs zu zeigen. Zunächst waren ihm hiezu seine Märchen eben bequem, und sie waren ja auch gewiß die sreundlichste und am tiessten von ächter Poesie durchdrungene Gabe, die er bieten konnte. Am 8. November 1825 erschien denn, mit "Beiträgen von I. Grimm u. A., bei Metzler der „Märchenalmanach aus das Iahr 1826 sür Söhne und Töchter gebildeter Stände", das erste Buch allerdings, das seinen wirklichen Namen an der Spitze trug, aber, wie man sieht, erst nach den beiden Romanen herausgegeben.

Aber bereits arbeitet er stark an einem neuen Unternehmen; mit dem Kampse gegen den verdorbenen Zeitgeschmack wollte er die Förderung seiner gesunden Elemente verbinden; indem er Clauren verdrängte, ging er bei Walter Seott in die Schule, aber mit einer Selbständigkeit, welche ihm um so mehr Ehre macht, weil er, gedrängt von der nahen Abreise, auch diese liebenswürdigste seiner Schöpsungen in unglaublich kurzer Zeit entworsen und vollendet hat. Am 26. November 1825 schreibt er: „Der Schluß des November naht sich; bis dahin habe ich Franckh meinen ersten Theil vom Lichtenstein versprochen und ich muß jeden Augenblick benutzen, um sertig zu werden." Die Arbeit wird durch einen längern Besuch der Braut im Ansang des neuen Iahres und durch die Hochzeit meiner Eltern unterbrochen; aber schon am 21. März wird an den letzten Bogen des zweiten Theiles gedruckt und er ist mit dem dritten erst zur Hälfte sertig; „ich muß ungeheuer arbeiten, daß mir die Druckerei nicht zuvorkommt." Bereits indeß kann er von der Ausnahme des ersten Theils das Beste berichten: „er sindet überall ungeheuren Beisall, viele Leute sind ganz von ihm ersüllt." Am 18. April wird nun auch der dritte Theil ausgegeben; es ist wie ein Ereigniß, man nennt den Versasser össentlich den deutschen Walter Seott; er selbst ist „ties glücklich" und dankt seinem Geschicke, daß es ihm „die Krast und das Talent verliehen hat, in der Welt etwas zu wirken und sich zu lichteren Höhen auszuschwingen, während Andere ihren gewöhnlichen, saden Gang durch das Leben hinschleichen".

Trotz seines meteorartigen Emporsteigens schien er keine Neider zu haben und Männer von den verschiedensten Richtungen waren gleichermaßen von der Anmuth seiner Schristen und seiner persönlichen Erscheinung gewonnen. Der Bruder seiner beiden Schwäger, der einslußreiche Consistorialrath Klaiber, war, obgleich aus religiösem Gebiet von der entschiedensten Färbung, trotzdem sein ausrichtigster Gönner. Er hatte ihm schon nach den Memoiren gerathen, durch eine Reise und einen längeren Ausenthalt in Paris sich zu einer Prosessur in Tübingen vorzubereiten. D'ie letztere Aussicht hatte sür Hauff keinen Reiz, aber das Bedürsniß, seine Bildung zu vervollständigen, empsand er so stark, daß selbst die unüberwindlich scheinende Sehnsucht nach Vereinigung mit der Geliebten davor zurücktrat.

Am 1. Mai 1826 ging er über Nördlingen, wo er durch einige glückliche Tage sür die harte Trennung sich stärkte, zunächst nach Franksurt; hier schrieb er in den Psingsttagen jene reizendste Partie aus dem zweiten Theil der Memoiren, die Geschichte vom Grasen Rebs dem Kaninchen, vom Herrn Zwerner aus Dessau und der schönen Rebekka von der neuen Iudenstraße. Dann suhr er über Mainz, wo er den Prinzen Wilhelm von Preußen mit dem Erzherzog Karl ein Manöver eommandiren sah, das er irgendwo einmal zu verwenden dachte, nach Metz und von da in langsamer Eilwagensahrt, die uns das hübsche Fragment „Ein paar Reisestunden" eingetragen hat, nach Paris. Hier bleibt er, im heitersten Verkehr mit Landsleuten, namentlich Iulius Mohl und mit Franzosen, und offenen und heitern Sinnes die Bildungselemente der Weltstadt in sich ausnehmend, vom Ende Mai bis Mitte Iuli. Doch auch hier verläßt ihn der gewohnte Fleiß nicht; jeden Vormittag wird bis 11 Uhr geschrieben und die Arbeit begleitet ihn in derselben Weise auch aus der weitern Reise, die ihn durch Belgien und dann über Köln, Kassel, Göttingen nach den Hansestädten sührt.

Vom Betreten des deutschen Bodens an ist er überall eine bekannte und willkommene Erscheinung: „im kleinsten Städtchen sinde ich Leute, die mich durch meine Schristen lieben und mir ihre Verehrung zu bezeugen wetteisern." Am herzlichsten kommt man ihm in Bremen entgegen, namentlich von Seiten der Frauen und Mädchen und er schreibt darüber das schöne Wort an die Lieben in der Heimat: „ich bin unaussprechlich glücklich: ich habe etwas geleistet und sühle, daß ich noch Höheres leisten kann; ich bin geachtet, geehrt, geliebt, und, was das Höchste ist, ich weiß, daß zu Haus ein Wesen meiner wartet, das mich zum glücklichsten der Sterblichen machen wird."

In Berlin ist er von Mitte September an süns Wochen: „Ich wurde glänzend, sast wie im Triumph ausgenommen. Hier wohnt Clauren und wird von den Gebildeten verabscheut; darum war alles neugierig aus den Menschen, der es gewagt, mit ihm anzubinden. Es geht mir wie in einem Märchen: die berühmtesten Männer, Künstler, Schriststeller, Buchhändler besuchen mich, Fouquö, Rauch, Schadow, Willibald Alexis, Devrient u. s. w." Die solgenden Briese sind voll von diesen ehrenden Auszeichnungen und noch am 12. Oetober schreibt er: „gerne bliebe ich bei den lieben Leuten hier noch den ganzen Winter; es ist sehr angenehm, sügt er scherzend hinzu, so geehrt und geliebt zu sein."

Inzwischen hatte er den Proeeß mit Clauren verloren, und um seine Absichten gegen jede Mißdeutung sicher zu stellen, seine Controverspredigt herausgegeben: „Ich denke darüber ganz wie Du, schreibt er an den Vruder; auch ich sand immer allzu gut, daß besonders in den letzten Theilen von dem Ton abgewichen ist. Die Schuld davon schreibe nicht mir allein, sondern den Umständen zu: ich sing sie in Paris an, setzte sie in Brüssel sort, schrieb daran in Antwerpen und Gent und vollendete sie in Kassel. Muß man da nicht aus dem Tone kommen? In der literarischen MittwochsgeseUschast mußte ich sie an Schadows Abschiedssest vor einer ungeheueren Versammlung von Staats- und Kirchendienern, Künstlern, Dichtern und Gelehrten vorlesen. Sie sand viel Beisall und als ich selbst bemerkte, daß der zweite Theil unkünstlerisch verschieden sei vom ersten, da schüttelte mir der alte Nieolovius, Präsident der kirchlichen Angelegenheiten, die Hand und machte mir das rührende Compliment, daß mich ein edler Zorn im zweiten Theil nicht recht zum Scherz kommen lasse. Diese Predigtreeension von einem Berliner Pabst oder Zionswächter war mir so aussallend als angenehm."

In Leipzig wird er von den Buchhändlern überlausen: „sie machten es mir, 8i pai-vn, lioet u. s. w., wie die Pariser dem Montesquieu: »Schreiben Sie, o schreiben Sie mir diabolische Memoiren, oder MondMänner oder

sonst etwas Witziges und Pikantes!« Dann schlagen sie an die Hosentasche, worin einige Thaler klappern, blinzelu klug die Augen zu und sagen »und ich denke, Sie sollen mich billig sinden.« Die schäbigen Hunde! wenn einmal ein Knochen, an welchem noch ein wenig Fleisch, herein sällt in diesen literarischen Hundezwinger, so wollen sie ihn alle aus einmal abnagen, weil sie sonst nichts haben als Leipziger Lerchen und dito Magister. Ich möchte ost weinen über unsere sogenannte Literatur. Was sür einem Anblick gehe ich in Dresden entgegen! Da sitzt Tieck, der herrliche Tieck, bei dem ganz Deutschland in die Schule gehen sollte, allein und verlassen! Niemand glaubt an ihn, niemand will etwas von ihm. Gegenüber tanzt das Gnomen- und Zwergvolk um den Abend(zeitungs)gott Th. Hell, machen Sonettchen und Glossen, Dramachen, Lustspielchen, Triolettchen, quacken lustig im Sumps und halten sich sür ganz tüchtige Nachtigallen, weil es immer einer dem andern versichert, mit der Voraussetzung, der andere sahre retour." Daß er nun in Dresden Tieck sah, daß er „ungemein ehrenvoll" von ihm empsangen wurde, daß er ihn lesen hörte, betrachtet er als den würdigen Abschluß seiner Reise, von welcher er am 17. November nach Nördlingen zu der Braut zurückkam.

Die nächste Sorge war nun die Feststellung seiner Verhältnisse. Schon in Aachen waren die Würsel gesallen. Dort hatte ihn gleichzeitig mit einem Besuch Franckhs, der ihn angeblich sür umsangreiche Pläne gewinnen, in Wahrheit aber sich ein Privilegium sichern wollte, ein Bries von dem alten Cotta aus's Aeußerste überrascht, der sich beklagte, daß er seinen bisherigen Annäherungsversuchen ausgewichen sei, und ihm die Redaetion seines Damenalmanachs offen, die des Morgenblattes leise nnd in Andeutungen anbot; vor allem aber wünschte er, daß Hauff seine Reise nach England sortsetze, die Kosten wollte er aus sich nehmen. Das Letztere, so schwer es ihm siel, lehnte Hauff theils aus Sehnsucht nach der Braut, theils aus Unabhängigkeitstrieb ab; den Damenalmanach nahm er an, hinsichtlich des Morgenblattes war er zurückhaltend: „mein Stolz läßt es mir nicht zu, ihm entgegenzugehen, aber das Morgenblatt zu haben, wäre herrlich." Cotta bedachte sich lange, aber es kam in der Thal, wie Hauss sich gedacht: er übernahm mit seinem Bruder die Redaetion, in der sichern Hoffnung, die Zeitschrift zum geachtetsten und geistig vornehmsten Iournal in Deutschand zu erheben. So aus der gesicherten Grundlage einer schönen Wirksamkeit stehend, ist er nun von der äußersten Regsamkeit: den Märchenalmanach sür 1827 und die „Bettlerin vom Pont des Arts" hatte er unterwegs geschrieben; um srüheren Verpflichtungen nachzukommen, arbeitet er jetzt an zwei Novellen zugleich; sein einziger Schmerz ist, daß die ersehnte Zeit innerer Sammlung und ruhiger Vertiesung wieder um etwas hinausgeschoben ist.

Am 13. Februar 1827 hat er das Glück, die Braut heimzusühren und ihr nun in Stuttgart ein durch Liebe und Poesie erhöhtes, ein wirklich wunderschönes Dasein zu bereiten. Er ersüllt jetzt, was er ihr so ost geschrieben, daß er allen Ertrag seines Talents und seiner Arbeit an Ruhm und äußeren Mitteln dereinst ihr zu Füßen legen werde. Er ist von bezaubernder Liebenswürdigkeit in diesen letzten Monaten seines Lebens. In einer auch äußerlich reizenden Häuslichkeit, von Beweisen der Verehrung aus sern und nah umgeben, durch natürlichen Seelenadel über das gemeine Getriebe des Tages emporgehoben, scheint er aus der Sonnenhöhe des Lebens dahinzuschreiten und es ist, als hätte das Schicksal eben nur das Holde und Liebliche sür ihn ausbehalten.

Der satirische Hang vom Ansang seiner Lausbahn ist verflogen: mit gesundem Behagen und köstlicher Leichtigkeit gibt er aus dem unversieglichen Schatz seines Innern die Bilder, die dort ruhen, mit jenem lebensheitern Colorit, mit jener tiesinnerlichen Herzlichkeit, die Iedermann an ihnen liebt. Aber ties in ihm lebt das Bewußtsein, daß diese vollendete Meisterschast in der Darstellung des Gesellschastslebens nur die Vorstuse zu der vollen Entsaltung seines Talents ist. Seine Briese sind voll von Andeutungen, daß er die Krast zu gänzlich Anderem, zu viel Höherem in sich sühle. In der Berührung mit dem ursprünglichen Volksgeist, im Studium gesunder und naturgemäßer Volksthümlichkeit glaubt er eine Quelle der Vertiesung sür sich zu sinden. Er wählt sich zum Gegenstand seines kommenden Romans einen Stoff, zu dem der Tirolerkrieg des Jahres 1809 den geschichtlichen Hintergrund bilden soll. Noch im August 1827 geht er in das schöne Land, er durchwandert die Thäler des Eisack, der Etsch und Passeyer und ersüllt sich mit den Bildern der großartigen Gebirgsnatur und den Eindrücken eines unverdorbenen und herzlichen Volksstamms. Vielleicht daß er, der stets seinen Stolz darin gesunden, aus selbstgewähltem Weg voranzugehen, dem schon im Lichtenstein jene liebliche Idylle im Hause des Pseisers von Hardt gelungen, dem Tiroler Felsgestein jenen srischen Quell entlockt hätte, den Immermann aus der rothen Erde Westphalens entdeckt hat.

Ersüllt von den wogenden Bildern einer neuen Stoffwelt und die höhere Zukunst schon im Geiste vorausnehmend ist er, nachdem ihm noch acht Tage zuvor mit der Geburt eines Kindes die Krönung irdischen Glückes zu Theil geworden, im raschen Sturm eines tückischen Fiebert plötzlich dahingeschieden (18. November 1827).

Es war ein kurzes, aber ein reiches Leben. „Freund, die Tage werden gewogen, nicht gezählt!" hatte er einst einem Studiengenossen in's Stammbuch geschrieben: er hat dasür gesorgt, daß seine Tage, ob auch klein an Zahl, vollwichtig an innerem Lebensgehalt gewesen sind. Den Liebling der Götter hatte ihn Hang genannt, als er die Erkorene seines Herzens errang: in der That, sie hatten ihm die Güter alle gewährt, die herrlichen, die wir im idealen Bilde der Iugend begreisen, Schönheit, Geist, Ruhm, Liebe und über alles den srohen Sinn, der dankbar das Gute genießt, und wenn er nun zu srüh von der Erde scheiden mußte, die so leuchtend und schön vor seinem glückverklärten Auge lag, so sollte ihm dasür beschieden sein, als ewig strebender Iüngling im Gedächtniß. der Nachwelt zu leben.

# Ueber Deutschlands gewerbliche Bestrebungen und Ausgaben.

von

F. üeuleaux.

— Verlin.*) —

sie letzten süns Iahre haben in allen Culturstaaten, namentlich aber in unserem Vaterlande, aus dem gewerblichen Gebiete eine rückgängige Bewegung, gleichsam eine Zusammenziehung eintreten lassen, welche in scharsem Gegensatz zu der mächtigen Ausdehnungsbewegung der vorhergehenden Iahre steht. Diese Bewegungserscheinung hat, verschieden von srüher beobachteten, nicht den einsachen Charakter einer bloßen Schwingung, die man einem Theil einer normalen Pulswelle vergleichen konnte, sondern vielmehr denjenigen eines Krampses, welcher das Lebensblut in dem Leibe unseres Volksorganismus sast bis zum Stillstand nach dem Herzen zurückzuzwängen scheint. Dieser Zustand dauert schon lange und noch wird keineswegs deutlich, welches seine voraussichtliche Dauer sein werde; mit sorgenvollem Blicke sucht der Gewerbtreibende, mit sehnsüchtigem der Kausmann die Ferne des Zeitpunktes zu ermessen, welcher die Schwingung nach oben wieder einzuleiten verheißt. Es ist nicht mehr als natürlich, daß solche Zeiten diejenigen überall zusammensühren, welche die Mittel zur Besserung auszusinden bestrebt sind und Hand anlegen wollen, um an jedem einzelnen Punkte der Stockung entgegenzuwirken, indem sie die Krankheitsursachen daselbst zu bekämpsen suchen. Einmüthig wie in den Zeiten politischer Gesahr sindet die gewerbliche Sorge das deutsche Volk. Bereits liegt die Zeit hinter uns, in welcher man es sür ein Unrecht hielt, aus die Gesahr hin, unsere Eitelkeit zu verletzen, die eingeschlagenen irrthümlichen Wege als solche zu be

*) Vortrag, gehalten im Kausmännischen Verein in Leipzig am 4. April 187st.

zeichnen und darum glaube ich mich auch in voller Uebereinstimmung mit Ihnen zu besinden, wenn ich, Ihrer ehrenvollen Einladung solgend, hier den Versuch mache, aus einige Punkte der uns bewegenden schweren Frage einzugehen.

Ist es eine Art von trotzigem oder satalistischem Trost, wenn wir sehen, daß andere Völker mehr oder weniger mit denselben Uebeln zu kämpsen haben, die uns bedrängen, was uns also lehrt, daß äußere von uns unabhängige Ursachen der Krankheit zu Grunde liegen, so dars uns das nicht abhalten, die mitwirkenden von uns beeinslußbaren inneren Schädlichkeiten auszusuchen. Und in der That, es kann dem ausmerksamen Beobachter nicht entgehen, daß der ganze Vorgang der Entwicklung unseres nationalen Lebens Nachwirkungen gehabt hat, welche in Zuständen wie der heutige verschlimmernd zur Geltung kommen. Zu nahe noch hinter uns liegt die politische Zerrissenheit Deutschlands, als daß nicht selbst die Iüngsten in dieser Versammlung unmittelbar deren schädliche Wirkung erkennen, jedensalls verstehen müßten. Versolgen wir aber historisch die vom Ansang des Iahrhunderts anhebenden Bestrebungen, dieselbe zu beseitigen, so wird uns ihr Einfluß aus die Ausbildung gewisser nationaler Züge, die uns heute unliebsam entgegentreten, deutlich. Blättern wir zurück in dem Geschichtsbuch unseres geistigen Lebens in dem genannten Zeitabschnitt; verstehen wir diese Ausruse an das Volk, welche eine entschlummerte Thatkrast wecken sollten, und zu mächtiger That wirklich erweckten, lassen wir sie vor unserem geistigen Ohre erklingen, diese Freiheitslieder, diese Schlachtgesänge; hören wir das Lied vom deutschen Vaterland, angestimmt vor einem halben Iahrhundert zuerst von deutschen Studenten aus der Iugendhöhe unseres heutigen nationalen Lebens, solgen wir diesen Klängen, diesen Dithyramben, welche der neu auslebende Genius uns anstimmte und welche wie elektrische Ströme das ganze Volk durchzuckten, solgen wir ihnen durch die Zeiten des sich wiederum steigernden politischen Druckes bis zu denjenigen, wo das nationale Gesühl mit einer Explosion ausgelöst wurde — überall Ausstachelung, Anspornung, Verweisung aus große Beispiele, was Alles seine Wirkung nicht versehlt und der Nation einen großen, zum Theil herrlichen Ausschwung gegeben hat. Aber dies geschah, um mich so auszudrücken, nicht ohne geistige Kosten. Mit diesen Anregungen der edlen Leidenschasten wurden zugleich die Samenkörner zu achtloser Selbstgenügsamkeit, zur Ueberschätzung, nicht selten zum blinden Hochmuth ausgestreut. Die Dichter schmeichelten dem Volke, um es zum Bewußtsein seiner Kräste zu bringen. Da waren immer alle Eigenschasten groß, edel, bedeutend; da mußte nur immer das Vaterland größer sein; da war das zu schaffende deutsche Reich der Inbegriff des Vortrefflichsten, was die Erde tragt. Von unserer dichterisch geschaffenen Höhe blickten wir hinab ringsum aus Andere. Mit Scharssinn erkannten wir und verspotteten die Größensucht anderer Nationen, namentlich unseres westlichen Nachbars, und sahen nicht, sühlten nicht, daß wir selbst in diesem Fahrwasser in's Schwimmen geriethen, daß wir demselben Ziele salscher Aussassung unserer internationalen Stellung entgegentrieben. Wir empsanden deshalb auch nicht allgemein genug, als wir die uns lange vorenthaltenen politischen Rechte mit einem mächtigen Schlage erwarben, daß nunmehr die große Arbeit der inneren Gestaltung der Nation beginnen mußte. Wir nahmen selbstbewußt sür vollendet, was begonnen war, wir glaubten — ich wiederhole es: nicht jeder Einzelne, sondern in der Allgemeinheit — am Ziele oder doch dem Ziele nahe zu sein, während wir erst eine Etappe erreicht hatten.

Nicht will ich den poetischen Genius der Nation darum schelten, indem er seinen Hauch in alle Gemüther blies und sie beseelte mit dem großen Streben nach dem einigen Vaterlande, daß er da die abkühlende Mahnung zur Besonnenheit anzusügen unterließ. Mit Recht überließ er es dem Kopse der Nation, das erregte und begeisterte Herz dereinst zu zügeln. Nun aber sind wir an dem Punkte angelangt, wo diese Zügelung einzutreten hat, können indessen nicht sagen, daß dies in dem erwünschten Maße geschehen sei. Die Dichtung zwar ist verklungen, die Poesie durch die Prosa der Tagespresse abgelöst. Aber bis zum heutigen Tage ist ein Ueberschuß von Schmeichelton geblieben; nicht derjenige warme Ton allein, der das wahrhast Verdienstliche anerkennt, sondern der, welcher übertreibt und särbt. Dieser Ton besitzt die Vorliebe des großen Publikums; dieser Ton, welcher in Versen Begeisterung haucht, in der Prosa dagegen nur zu leicht zum Bombast wird, ist es, der in einer großen Schicht der Bevölkerung die ruhige Selbstprüsung, deren wir bedürsen, nicht auskommen läßt. Der Wunsch und die Erwartung, dem Nationalgesühl geschmeichelt zu sehen, besängt deshalb noch einen großen Theil der Nation, macht uns taub gegen sremde Stimmen und ost blind gegen wirkliche Gesahren, ja er entsernt nicht selten uns selbst von einander. „Deutschland," so sagte mir ein Deutschamerikaner, der aus Heimatsliebe zurückgekehrt war, dann aber nach sechs Monaten enttäuscht die neue Heimat über dem Oeean wieder ausgesucht, „Deutschland ist nervös geworden; man kann mit dem eignen Landsmann nicht reden, ohne jeden Augenblick seine nationale Empsindlichkeit zu reizen. Das hat mir," sagte er, „das Leben im neuen Deutschland trotz aller ihm bewahrten Anhänglichkeit wieder verleidet."

Aus den Gewerbetrieb unseres Vaterlandes hat die Reizung zur Selbstüberschätzung einen weit tieser greisenden Einfluß ausgeübt, als Viele glauben. Sie hat in derselben Nation, von welcher wir wissen, daß sie vor anderthalb und zwei Iahrhunderten noch die gründlichste Verachtung des Unechten, des Scheinwesens, des Halben besaß, allmählich eine Nachsichtigkeit der Anschaunngen sich entwickeln lassen, welche erschrecken kann. Das große Publikum hat es ansangs verzeihlich gesunden, dann ertragen, dann sür richtig erklärt, daß der Schein dem Wesen in den Gegenständen seiner Einkäuse vorzuziehen sei. Kleider, Schuhe, Schmuck, Möbel, Geschirre, Geräthe aller Art sollen hübsch aussehen in erster Linie, sie sollen wo immer möglich etwas Echtes vorstellen, brauchen es aber nicht zu sein — sie kosten ja auch nicht so viel! Die Industrie hat ansänglich mit kleiner Unruhe, dann mit Achselzucken und endlich mit dem Bewußtsein voller Berechtigung das Fabrikat dem entsprechend hergestellt. Imitation, Surrogat sind die verderblichen Schlagworte sür eine ganze Reihe von Industrien geworden. Und so sind wir denn in Bezug aus einen beträchtlichen Bruchtheil — ich betone, um nicht mißverstanden zu werden: nicht in Bezug aus alle unsere Industrien — in eine salsche Richtung gerathen, welche ost genug geschildert worden ist.

Diejenigen, welchen die deutsche Industrieentwicklung proportional ihrer Größenausdehnung erschien, haben ihre Ansichten allmählich in Consliet mit den Ereignissen gerathen sehen. Während wir zur ersten Londoner Weltausstellung noch munter hinauszogen, um den Kamps mit den Stärksten auszusechten, wobei uns die Stahl- nnd Eisenmänner mit ihrem siegreichen Austreten große Ersolge brachten, hörten wir nach der Wiener und während der Philadelphia Ausstellung ganz unverhohlen den Satz aussprechen, wir seien eigentlich daraus angewiesen, die „rohere gröbere Waare", Andere sagten geradeaus: die geringe ordinäre Waare, sür den Weltmarkt zu liesern, wir besäßen nicht das Talent sür die seineren und edleren Erzeugnisse. O ihr trefflichen Archonten! Das ist also die Rolle, die ihr dem vielbesungenen großen Deutschland, dem Lande der Denker, der Philosophen, ausgespart habt? Die rohere gröbere Waare! Nicht das Talent! Während bekannt ist, daß die Geschicklichkeit der deutschen Hand in London, in Paris, in Amerika die trefflichsten Erzeugnisse hervorbringt.*) Wo bleibt denn die Selbstschätzung, ja die Selbstachtung der Nation, wenn dies das erbauliche Ende der industriellen Erziehung sein soll, welche Deutschland sich gibt, das Land, dessen polytechnischer Unterricht aus's höchste entwickelt ist, das Land, dessen Volks-, Mittel- und Gelehrtenschulen sein Stolz sind? Dessen Volk soll die schlechteste Arbeit in der Werkstatt der Culturnationen übernehmen?!

Es ist keine Frage der Eitelkeit, sondern eine solche des einsachen

*) Wer sind denn die Lühr, Oberhäuser, Hoffmann, König, Ruhmkorff in Paris? Wer die Steinway, Knabe, Becher, Steck, die Tiemann, Gemrig, Kolbe in Nordamerika (vergl. meine Philadelphia-Briese), wer die heimischen mechanischen Künstler Steinheil, Fraunhoser, Voigtländer, Hartnack, Repsold, Busch, Breithaupt, Nobert und viele viele.andere, deren Arbeiten die wissenschaftlichen Institute aller Länder zieren? Wo sind die Glasbläser, die es an Geschick mit den Thüringern ausnehmen? Wer sind Buchbindekunstler Zähnsdors in London, Andersen in Rom? Verstehen diese alle nur die gröbere rohere Waare zu Stande zu bringen?

Wohlergehens der Nation, daß eine richtige Gewerbepolikik das umgekehrte Ziel im Auge haben muß, dasjenige, die hochveredelnden Industrien nach Krästen zu heben. Denn die edlere Arbeit lohnt nicht nur besser, sondern sie veredelt auch den Werkmann. Um aber neben den grundlegenden Nutzindustrien, welche in Frieden und Krieg gleich notwendige Erzeugnisse liesern und in denen wir stark sind, die hochverredelnden zu pslegen, sind sowol die Gaben des Deutschen, als seine Krast und Ausdauer geeignet. Müßten wir daran verzweiseln, so wäre der Tag ein Tag des Unsegens, an welchem wir uns entschlossen, aus einer landbauenden eine industrielle Nation zu werden.

Der industrielle Fehler, in welchen Deutschland versallen ist, und welcher manche seiner Industrien schwer herabgedrückt, nur wenige Ausnahmen ganz ungeschädigt gelassen hat, ist, wie ich an einem anderen Orte aussührte, kurz ausgedrückt die Coneurrenz durch den Preis. Man suchte im In- wie im Auslande durch niedriges Preisangebot den Käuser zu gewinnen, anstatt zu suchen, dasselbe Ziel durch Steigerung der Qualität zu erreichen. Daß unsere allgemeine Waarenqualität unter dem Drucke der Preiseonenrrenz zurückgehen mußte, ist so sicher, daß man es greisen kann, und wird, wie ich glaube, auch nur von sehr Wenigen mehr bestritten. Nunmehr handelt es sich vielmehr um die uns Allen gleichsehr am Herzen liegende Frage, wie von dem eingesessenen Grundsatz wieder loszukommen sei. Drei Hauptsaetoren sind vor Allem als solche zu bezeichnen, deren richtiger Einwirkung die Besserung zu verdanken sein wird. Sie sind: das Publikum, die Industriellen und die Staatsregiernng.

Das Publikum, diese ungreisbare und doch unwiderstehliche Masse, dieses Nichts und Alles, das einerseits voll von Ansprüchen steckt, andererseits zu solchen künstlich veranlaßt wird in dem Wechselspiel von Käuser und Verkäuser, das Publikum, einmal leicht erregt und rasch wechselnd in seiner Stimmung, dann wieder lethargisch und kalt, dieses Publikum, dem wir Alle angehören und zu dem wir ein andermal wieder nicht gerne gezählt sein möchten, muß nothwendig in seiner Allgemeinheit sein Kausprineip ändern. In seiner erdrückenden Mehrheit hat es sich bei uns dem Prineip der Preiseonenrrenz in die Arme geworsen; es will und verlangt in erster Linie wohlseil bedient zu werden. Es hat beinahe ganz verlernt, die Qualität seiner Erwerbungen zu prüsen, überhaupt dieselbe, ehe es sich zum Kaus entschließt, sestzustellen; der Preis ist ihm das Erste und Wichtigste.

Ich kenne die Einrede und zweisle nicht, daß mancher der verehrten Zuhörer sie im Stillen erhebt: wir sind zu arm, Deutschland ist ein armes Land, aus dem schwere Schicksale durch Iahrhunderte gelastet. Sehen wir ab von den jetzigen gedrückten Verhältnissen, welche überall zu Einschränkungen gesührt haben, so ist der Satz einestheils nicht durchweg zu halten, wie z. B. bei den Staatseinkäusen nicht, anderntheils ist er jedensalls anders zu verwerthen. Wer arm ist, soll nicht das Unsolide, aus den leeren Schein Berechnete, sondern das Haltbare, Dauerhaste kausen. Es ist aber durch Hunderte von Beispielen nachzuweisen, daß die unbegreislich billigen Waaren wegen ihrer Untüchtigkeit den Käuser zu weit größeren Ausgaben nöthigen, als die nur wenig theureren guten Waaren. Immer wieder macht die Haussrau die Ersahrung, daß die vom Handwerker gemachten Schuhe am Iahresschluß eine geringere Ausgabe verursacht haben, als die lockenden Magazinkäuse; immer wieder muß gelernt werden, ohne daß es behalten wird, daß die billigen Männerkleiderstosse den dritten, vierten Theil der Haltbarkeit haben, welche der im Ankaus wenig mehr beanspruchende gute Stoss ausweist. Im Großen wie im Kleinen läßt sich nachweisen, daß der sogenannte billige Kaus thatsächlich der theure ist, daß das Publikum diesen alten ehrlichen Satz nicht mehr achtet und demzusolge denjenigen zur Beute sällt, welche geschickt genug sind, aus diesen groben Mißverstand zu speenliren; darum hat es die Schmarotzergewächse der Wanderauetionen, darum die zu großen Magazinen entwickelten Iahrmarktsbuden, in welchen „Stück sür Stück eine halbe Mark" kostet, groß gezogen; darum hat es den Fälschern geradezu Thür und Thor geöffnet. — Sodann: ist Deutschland arm, so muß es suchen, sein geringes Kapital auch rechnerisch gut zu verwerthen. Aber es hat das Borgen und lange Creditiren eingesührt dnrch alle Schichten, welche kausen und verkausen und zieht sich dadurch kolossale Verluste zu. In den Berichten der Handelskammern sinden wir die Berechnung, daß bis zu 18°/c, alljährlich mit Bestimmtheit der Verlust anzuschlagen sei, den das lange Creditiren herbeisühre. Am Publikum ist es, und zwar am ganzen Publikum, diesem Verlust durch Einsührung der Baarzahlnng oder Zahlung mit kurzem Ziel vorzubeugen.

Ferner wird das Publikum, wenn es die Leiden unserer Industrie gehoben sehen will, ablassen müssen von dem grundsalschen Systeme des Iagens nach dem leeren Schein der Waare. Was hat es ihm genutzt? Die Beurtheiler seiner Kaussorm sagen ihm in's Gesicht, du bist arm. Zu verbergen ist die Unechtheit des Stoffes also doch nicht, und die eigene Freude am erworbenen Scheinwerk ist Null. Wer Scheinwerk kauft, kaust sür Andere, nicht sür das eigene Behagen. Er vergißt dabei, daß er im Liede seine Wahrheitsliebe, Geradheit, Treue mit Begeisterung besingt. Er vergißt noch mehr: er vergißt, daß er daraus hinarbeitet, daß die Industrie sich im Erziehen des salschen Scheines überbietet und damit langsam um ihre besten Grundsätze bringt. Denn eines dars das deutsche Volk nicht vergessen: daß die industrielle Thätigkeit ein hervorragender Theil unseres Volkslebens ist und ihre Betriebsweise einen ebensolchen Theil der Volkseigenschasten bestimmt. Die Industrie hat kein Recht, ihre eigenen, dem Volksgeiste nicht entsprechenden Wege zu gehen. Ein gutes tüchtiges Volk soll aus eine gute tüchtige Industrie halten! Dieser Gedanke muß in das Volksbewußtsein eindringen. Ein Ieder muß wissen, muß sühlen, daß er daran sein Theil hat, daß die Ehre der Industrie die Nation ehrt, daß er aber selbst an der Ehrerwerbung mitarbeiten muß durch seine Kausweise. Ieder Einzelne, und demnach das Publikum, muß wissen, daß hier Pflichten zu ersüllen sind und muß seine Stimme zur rechten Zeit erheben.

Die Stimme des Publikums ist die Tagespresse. Auch an diese haben wir unsere Forderungen zu stellen, denen sie bisher nur sehr theilweise gerecht geworden ist. Will die Presse ihre richtige Stellung zur Frage einnehmen, so muß sie meines Erachtens in ganz anderem Grade als bisher sich mit Wohl und Wehe, Ehre und Unehre der Industrie beschästigen. Zur Stunde hält es aber auch das kleinste Blatt sür nothwendig, aus seiner ersten Seite Speenlationen über die große Politik anzustellen und damit in die weiteste Ferne zu schweisen. Unsere Industrie dagegen sindet selten einen anderen Platz als vor dem Curszettel, d. i. aus der Wagschale des Vor- und Nachtheils. Nur wenn einmal einem Industriellen die Geduld so weit reißt, daß er zur Feder sür die Zeitung greist, empsangen wir die unmittelbar aus der richtigen Quelle kommende Mittheilung. Es sollte aber die Pflege der Industrie, dieses Iahr aus Iahr ein und Tag nnd Nacht fleißigen Kindes des Vaterlandes, einen der ersten Plätze einnehmen. Die Presse sollte nicht aushören, die Grnndsätze eines der Allgemeinheit wirklich dienenden Gewerbebetriebs dem Volke klar zu machen, die Verstöße gegen die Pflichten, welche die Industrie der Nation gegenüber hat, rügen, ihre Fortschritte in dieser selben Richtung sördern und zur Anerkennung bringen. Damit würde sie den nur zu gern aus sremde Gebiete abschweisenden Deutschen immer wieder erinnern an die richtige Verwendung seiner Fähigkeiten sowie an die Gesahren seiner Irrthümer und würde ihm unangenehme Ueberraschuna.en ersparen.

Wenden wir uns nun zu dem zweiten der obengenannten Faetoren, zu den Gewerbtreibeuden. Habe ich vorher daraus hingewiesen, welchen Einsluß das Publikum aus das Versahren unserer Industrie ausgeübt hat, so

erblicke ich darin eine Entschuldigung, indessen keineswegs die volle Entlastung der Gewerbtreibenden in Betress der üblen Gewohnheiten, welche in einem großen Theil ihrer Werkstätten eingerissen sind. Solcher Entschuldigungen werde ich noch mehr auszusühreu haben, glaube aber dennoch, daß wir der eigenen Krast, dem eigenen Entschlusse die Ablegung mancher sestgewordenen Fehler anheimgeben müssen. Denn sie, die Gewerbtreibenden, sind die Wissenden, sie kennen die Mängel ihrer Erzeugnisse, kennen das trotz ihrem Widerstreben stattgehabte Herabgleiten von einer srüher eingenommenen Höhe, während der Käuser im Allgemeinen voll Unkenntniß ihnen gegenübersteht und durchschnittlich mit einer durch den Schein bedingten guten Meinung die mangelhaste Maare entgegennimmt. Inzwischen sühren die Industriellen untereinander einen an Raffinement stetig zunehmenden Krieg, in welchem die Conenrrenten sich gegenseitig Schaden über Schaden zugesügt haben bis zum Ruin. Das Publikum aber wird in diesem Kriege durch das Heruntertreiben der Waare aus's schlimmste mitgetroffen:

1unc: 6e!irkut reße»,

ist hier mit kleiner Version anwendbar. Ueber allediesem schwebt überdies eine Doetrin, sei sie auch salsch verstanden, es ist diejenige der Manchesterschule, wie sie sich nach nnd nach über Europa verbreitet hat. Diese erklärt den erwähnten Krieg sür gesund, indem sie annimmt, daß sür das Publikum ein gutes Resultat von selbst herauskommt. Ich habe vergebens nach einem Beweise gesorscht, welcher sür dieses „von selbst" beigebracht worden wäre. Es sehlt meines Trachtens nicht eines, es sehlt eine ganze Reihe von Zwischengliedern, wenn dargethan werden sollte, daß der bloße Kamps rücksichtsloser Interessen einen menschlich und politisch guten Zustand zur Folge haben müsse. Ich lasse am besten einen von vielen Industriellen, mit welchen ich mündlich Raths über die Frage gepflogen, seine Ansicht aussprechen. „Dies Alles regelt sich," sagt mein Gewährsmann, unter welchem Sie nicht eine einzelne Persönkeit, sondern den Vertreter einer vielsach getheilten Anschaunng verstehen wollen, „dies Alles regelt sich nach Angebot nnd Nachsrage. So lange eine Waare, obwol gering, noch Käuser sindet, sabrieirt man sie, das Publikum, der Käuser, begehrt sie ja. Wird die Qualität so schlecht, daß die Waare nicht mehr abgenommen wird, so hört man von selbst aus, sie zu sabrieiren, und sucht sich einen neuen Gegenstand." Sie sehen hier eine unbeabsichtigte Ironie aus die Manchesterprineipien in allem ruhigen Ernste ausgesprochen. Daß der „Käuser" in diesem Satze blos ein Wiederverkäus« ist, der in der Regel die Waare abermals an Wiederverkäuser abgibt, also keineswegs das eigentliche Publikum ist, und daß der letzte mit diesem wirklich verkehrende Wiederverkäuser die schlechte Waare nur unter Vorspiegelung eines höheren als des wirklichen Werthes, also durch Ausputz und allerlei Kunstgrisse, an den Mann bringt, ist meinem Gewährsmann gleichgültig. „Das ist nicht meine Sache," erwiedert er. Meine Entgegnung, daß das Manchesterprineip stillschweigend vorausgesetzt habe, daß nur gute Waare gemeint sei, bleibt völlig wirkungslos, ebenso der Hinweis, daß bei solchem Versahren nothwendig ein beschleunigtes Herabschießen aus der Schiesebene eintreten müsse.

Welche Begriffsverwirrung sich in den vorstehenden Ansichten, zu denen ich keine Silbe hinzugethan, kundgibt, brauche ich kaum hervorzuheben. Verschwunden ist jeder leise Anklang an Pslichten, welche die Industrie gegenüber der Nation, auch gegenüber dem Arbeiter hätte, übriggeblieben ist das knochendürre Handelsprineip, aber nicht desjenigen Handels, Ivelcher den Austausch der Existenz- und Wohlsahrtsbedürsnisse zu vermitteln übernimmt, sondern desjenigen, welchen die deutsche Sprache als Schacher bezeichnet. Es gibt glücklicherweise eine große Anzahl Industrieller, welche solche Grundsätze von sich weit abweisen, aber sie sehen alle das Gespenst derselben als schwarzen Schatten austauchen, hier, da, dort, sie sehen, wie es versucht, die besten Grundsätze anzusressen, weil die mörderische, rücksichtslose, grundsatzlose Preiseonenrrenz, in deren Gesolge <s zieht, zwingender ist als aller Fleiß, alle Kunst und Tüchtigkeit. Es ist offenbar die höchste Zeit sür die Nation, alle Kräste auszubieten, die begonnene gesährliche Bewegung auszuhalten und rückgängig zu machen.

Wie schwer es ist, angenommene industrielle Fehler abzulegen, glaubt der Laie kaum. Lassen Sie mich Ihnen ein einziges Beispiel vorsühren. In der deutschen Tuchsabrikation hat die Preiseonenrrenz ein Versahren eingebürgert, welches nach den verschiedensten Seiten hin schadet; es ist das Ausrecken von Tüchern aus dem Spannrahmen. Wir bearbeiten — wir Deutsche allein — gegen den Schluß des Herstellungsproeesses das Tuch aus dem Spannrahmen, indem wir es in Breite und Länge ausrecken, um 5, 6 ja bis 10 Proeent, wobei wir dem Tuch unter allen Umständen schaden, indem wir die seinen Filzhaare absprengen, ost auch das Zeug zerreißen. Dies Alles geschieht blos, um dem Tuch vor dem Verkaus die entsprechende Ellenzahl zuzusügen, beziehungsweise es entsprechend billiger pro Elle anbieten zu können. Wenn aber der gutmüthige Käuser das Tuch erworben hat, trägt er es zum Deeatirer, welcher durch Netzen und Dämpsen das Tuch wieder aus das ursprüngliche Maß einschrumpsen oder „krumpsen" macht. Nothwendig mußte der Käuser genau um so viel mehr Ellen einkausen, als der Krnmpser zum Einlausen bringt; er gewinnt also nicht nur nichts, sondern muß noch die Kosten des Krumpsens bezahlen und hat schließlich ein geschwächtes, geschädigtes Tuch. Ia in dessen Preise stecken auch noch die Kosten sür das nutzlose oder vielmehr schädliche Ausrecken. Demnach muß unser Tuch relativ theurer sein, als das nadelsertig gelieserte der Fabrikanten, welche nicht recken. Aber es kommt noch ein Punkt hinzu, derjenige, daß wir Deutsche das Tuch schmäler herstellen als z. B. die Engländer und Franzosen. Unser Tuch liegt nämlich (nach dem Krumpsen) 124 bis 130 Centimeter, das sremde 144 Centimeter breit, wobei es völlig krumpssrei ist. Der Zuschneider kann nun aus dem breiteren Stoffe so viel vortheilhaster schneiden, daß er 10—12"/, weniger Flächeninhalt, weniger Quadrateentimeter, also weniger Stoss bedars.

Bedenken Sie nun, daß die sremden Stoffe bei uns nur 5 —8°/„ vom Werth an Zoll bezahlen, so muß Ihnen klar sein, daß die fremde Waare die unsrige mit Leichtigkeit aus unserem eigenen Markte



zu schlagen im Stande ist.*) Wer will sich dem gegenüber auch wundern^ oder es als unpatriotisch auslegen, daß wir iu so bedeutender Menge englische Zeuge tragen, oder erstaunen darüber, daß wir aus dem Weltmarkt mit unseren nicht nadelsertigen Tüchern verdrängt werden? Man ist endlich auch im Kreise der Tuchsabrikanten zur richtigen Einsicht gekommen^ aber, meine Herren, es ist bisher nicht gelungen, dem Unwesen ein Ende zu. machen, nur Einzelne und einzelne Bezirke haben dasselbe abgethan. Und warum will man nicht einig vorgehen? Unser Publikum ist an das sinnlose Versahren gewöhnt, hält dasselbe sür sachgemäß; unser Publikum prüst nicht die Breite des Stoffes, noch weniger seine Nadelsertig^ keit, sondern kaust nur nach dem Längeninaß. Hier haben Sie wieder den schlechten Haushalter, welcher das angeblich zu geringe deutsche Kapital so ungünstig wie möglich anlegt. Aber noch mehr. Selbst unsere Armee hält die Nadelsertigkeit der Stoffe nicht sür nothwendig; das deutsche Kriegsministerium gestattet eine Krumpsung von ^, das ist 5^ Proeent, gibt also dem blos schädlichen, üblen Versahren die öffentliche Sanetion, nachdem ihm vor Iahren, muß ich hinzusügen, von den Fabrikanten selbst so lange zugeredet worden, bis es gläubig geworden ist. Ich kann es jedem Rechner überlassen, zu ermitteln, welche Verluste bei dem enormen Militärtuchverbrauch dem Reiche erwachsen, in welchem Maße hier wieder der billige Kaus der theure ist, welche Opser also hier dem hohlen Götzen der Preiseonenrrenz von unserem Lande gebracht werden.

Was wir im Allgemeinen thun müssen ist das, woraus ich vor längerer Zeit bereits hingewiesen habe: wir müssen die Conenrrenz durch Qualität, oder vollständiger: die Werth eoneurrenz an die Stelle der verderblichen Preiseonenrrenz setzen. Die Industrie muß überall nicht durch Herabsetzung des Preises, sondern durch Steigerung der Qualität den Käuser zu gewinnen suchen; dieser aber hat die Pslicht gegen sich wie gegen das Ganze, dem Industriellen aus halbem Wege entgegenzukommen. Beide müssen das Streben und das Suchen nach der Güte der Waare an die Stelle des Preisdruckes setzen.

Die Preiseonenrrenz hat uns noch eine Reihe anderer Schäden zugesügt, aus welche sämmtlich einzugehen durchaus die Zeit mangelt; aus einen sei indessen hingewiesen. Es ist der Mißbrauch der Fabrik- und Handelsmarke. Unter dem Schutz einer Vertrauen genießenden Marke wird geringwerthige Waare an den Mann gebracht. Es ist eine öffentliche Gleichgültigkeit hinsichtlich des Marienmißbrauchs bei uns an der Tagesordnung, welche nur erschlaffend aus die Industrie wirkt. Die Gesetzgebung ist deshalb angerusen worden und hat unsere älteren Markenschutzverordnungen durch das im Iahre 1874 erlassene Reichs

*) Vergleiche über die vorstehenden Angaben dir Fachzeitschrist „Tas deutsche Wolleugewerbe" 1869 Nr. 9z 1877 2S. Ianuar, 18. Mai.

gesetz abgelöst. Aber auch dieses zeigt einstweilen noch nicht diejenige Wirkung, welche zu wünschen wäre; denn unter dem Fittich des so oft besungenen und beklungenen Rechts- und Redlichkeitsgesühl der Deutschen haben sich zum Theil empörende Mißbräuche in der in Rede stehenden Angelegenheit sestgesetzt. Bekannt ist ein seit Iahrzehnten gesührter Streit eines berühmten Dustessenzsabrikanten am Rhein mit den Nachahmern seiner Marke; weniger bekannt, daß auch unter dem neuen Schutzgesetz ein Conenrrent desselben Fabrikanten eine Abbildung von dessen neuerbautem Verkausshaus als Marke angemeldet und im Proeeß die richterliche Bestätigung erstritten hat. Es ist dort üblich, das Verkausshaus als Marke zu sühren; nnn aber kann der Besitzer selbst die Abbildung seines eigenen Hauses nicht aus seine Etikette setzen! Es mag sein, daß es unmöglich ist, Gesetze zu ersinden, welche solchen widerwärtigen Mißbräuchen vorbeugen: im Gesetzbuch der öffentlichen Meinung müßte aber der Fall obenan stehen und durch die Presse und alle anderen öffentlichen Mittel zur Unmöglichkeit gemacht werden. — Ein anderer Fall unter einer leider großen Zahl ist solgender. In einer kleinen deutschen Swdt sitzt ein Hutmacher. Dieser meldet eines schönen Tages die sämmtlichen sechs Marken einer berühmten englischen Hutmachersirma als die seinigen an; notabene, es tragen diese Marken die Namensausschrist jener sremden Firma. Vergeblich wurde das Versahren in einer Fachzeitung getadelt; der Mann war nicht einmal zusrieden, sondern belegte die in einer deutschen Residenzstadt zum Verkaus ausgestellten echten Hüte des Engländers, wegen Mißbranchs seiner Markes!!) mit Beschlag. In dem amtlichen Versahren hat schließlich die englische Firma obgesiegt, und zwar nicht aus inneren, sondern aus sormellen Gründen. Aber, meine Herren, die öffentliche Moral allein müßte im Stande sein, Derartiges zu verhüten. Das Publikum muß dem Markenmarder jeden Zweisel benehmen, daß es und daß die deutsche Nation seine Handlungsweise sür verwerslich hält. Es ist außerdem zur Sache selbst zu empsehlen, wie auch bereits angeregt'worden, einen großen deutschen Markenschutzverein zu gründen, welcher die Mißbrauche gerichtlich zu versolgen hätte. Aus alle Fälle aber ist es Sache des Publikums, der Marke mehr Ausmerksamkeit zuzuwenden, damit wieder die gute Arbeit, welche durch die gute Marke gedeckt ist, zu Ehren kommt und die schlechte, in srecher Maskirung sich einschleichende, abgewiesen wird. Lassen Sie mich, mancherlei Anderes überspringend, noch eine Bemerkung machen über die vielbesprochene Hebung der Kunstgewerbe. Seit etwa sünszehn Iahren. sind entschiedene Schritte in dieser Richtung bei uns gethan worden. Allein man bringt der Angelegenheit, wie ich glaube, nicht das richtige Verständniß entgegen. Man hält die Kunstgewerbe mehr oder weniger sür etwas, was sür sich dasteht; man hält sie sür etwas Angenehmes, aber Ueberslüssiges, das man sich als CulturNation sowol gewähren als versagen könne. Diese Ansicht ist aber nur sehr theilweise richtig. Denn die kunstgewerbliche Leistung hängt nicht so zu sagen in der Lust, sondern sie wächst, wenn sie gesund ist, aus der nutzgewerblichen hervor. So ist es ehedem gewesen und dahin sollen wir es auch wieder bringen. Die kunstgewerbliche Aussührung eines Geräches, Möbels, Stoffes, Buches setzt die Güte und Tüchtigkeit der Arbeit voraus. Sie greist ties zurück in die innere Aussührung; beim Möbel in die Schreinerarbeit, Güte des Holzes, beim Teppich in die Webetechnik, Spinnung und Färbung des Fadens, beim Geräth in's Material u. s. w., alles Dinge, welche bei gänzlich schmuckloser Herstellung, die nur solide sein soll, auch vor Allem in Betracht kommen. Nur ein gut und tüchtig hergestelltes Stück ist würdig, kunstgewerblich weitergebildet und geschmückt zu werden. Ein Vergleich aus der Pslanzenphysiologie drangt sich mir aus. Nach dem Gesetze, dessen Entdeckung wir Goethe verdanken, sind die Blüthen der Pslanze nichts Anderes als ausgebildete, ja zum Theil ausgeartete Blätter. Die wesentlichsten Lebenserhalter außer den Wurzeln sind die Blätter; Schmuck, Frühling und Hoffnung aus Erneuerung aber wohnen in den Blüthen. So auch beim Gewerbebetrieb. Wollen wir gewerbliche Kunst in Deutschland entwickeln, so müssen wir sie als die Blüthen der unmittelbar dem normalen Gebrauch dienenden Gewerbe betrachten und als solche herausziehen, mit ihnen beim Publikum aus der Lust am Brauchbaren und Tüchtigen den Geschmack und den sür Kunstsormen empsänglichen Sinn. Darum werden wir einestheils die Fortschritte nicht überhasten dürsen, denn die Zweige und Blätter müssen erst erstarken; anderntheils aber sehen wir auch, daß wir durch die Pflege unserer Gewerbe von selbst die kunstgewerbliche Leistung am allerbesten vorbereiten. Die ganze übrige Industrie dars deshalb aus die Kunstgewerbe mit Sympathie hinblicken.

Fragen wir uns nun, was der dritte der oben ausgesührten Faetoren, die Staatsregierung, sür die Hebung der Industrie thun könne, so tritt uns dieselbe zunächst in ihrer Eigenschast als Käuser, d. i. als Publikum entgegen. An sie haben wir deshalb die schon oben geäußerten Wünsche ebensalls zu richten. Die Staatsregierung ist im großen Maßstabe Käuser industrieller Erzeugnisse aus Grund öffentlicher Ausschreibungen. Daß die bisherige Methode der Ausschreibungen oder Submissionen mangelhast, zum Theil sehr unrichtig gewesen, hat man mehrsach nachgewiesen. Es bahnt sich aber jetzt eine Aenderung an. Im preußischen Ministerium und wenn ich nicht sehr irre, auch in anderen, beschästigt man sich ernstlich mit der Feststellung derjenigen Methode der Ausschreibungen, bei welcher die Conenrrenz der Qualitäten, oder genauer gesagt die Wertheoneurrenz, die Grundlage bilden soll. Wir dürsen hoffen, ein besseres Versahren an die Stelle des bisher besolgten treten zu sehen. Möchte man an allen Punkten recht bald zu dem besseren System greisen. Wie sehr es in scheinbaren Kleinigkeiten Noth thut, möchte ich Ihnen an einem Beispiel zeigen. Für die durch das ganze Reich eingerichteten Standesämter wird der Papierbedars regelmäßig nach dem Prineip der Preisconcurrenz ausgeschrieben. Die Preise werden dabei so gedrückt, daß überhaupt die Möglichkeit, Papier aus Lumpen dasür zu liesern, ausgeschlossen wird. Nie Folge ist, daß Papiere geliesert werden, in welchen Holzstoff und andere Beimengungen eine solche Rolle spielen, daß die Papiere durchaus nicht dauerhast sein können. Nach zehn, sünszehn Iahren werden wir deshalb die sonderbarsten Sachen zu erleben haben, indem der langsame natürliche Zusetzungsproeeß bis dahin eine Menge von Actenstücken so viel wie ausgezehrt haben wird, welche sür das Wohl und Wehe von Familien von unschätzbarer Bedeutung sind. Eine Sammlung solcher Standesamtspapiere, welche ich besitze, läßt jetzt schon vorauserkennen, in welche Verwirrungen uns das Prineip der Preiseonenrrenz, gehandhabt von den Behörden, stürzen wird, wenn nicht sosort Einhalt gethan wird.

Wo die Staatsregierung Industrie treibt, hat sie Gelegenheit, gesunde Grundsätze zur Geltung zu bringen. Wir sehen dies auch z. B. in der Bergwerksindustrie. An einer anderen Stelle werden indessen in der neueren Zeit so gewichtige Einwendungen laut, daß sie zur Ausmerksamkeit aussordern. Es ist die Gesangenhausindustrie, die ich meine. Diese sängt an, ganz nach dem rücksichtslosen Prineip der Preiseonenrrenz solche Einwirkung aus die sreie Industrie auszuüben, daß man sich sehr ernster Besorgnisse nicht entschlagen kann. Es ist zu hoffen, daß anch hier eine sorgsältige, vorurtheilssreie Untersuchung wegen der Zweckmäßigkeit der betreffenden Anordnungen stattsinden werde.

Soll ich nun endlich meiner persönlichen Ansicht Worte leihen über die Versahrungsweise, welche der Staatsregierung als höchster Behörde, verwaltender wie gesetzgebender, hinsichtlich der Hebung der deutschen Industrie zu empsehlen sein werde, so glaube ich, daß sich die vielartigen Bestrebungen der Gesetzgebung, welche mancherlei sördernde Strömungen zeigen, theils aber auch gegeneinander gehen, mehr in eine einzige Richtung zusammenziehen könnten. Es ist dies eine Richtung, in welcher die Feldruse „hie Freihandel", „hie Schutzzoll", die heute aeeentuirte Parteiparolen sind, an Schärse des Gegensatzes verlieren würden, in denen überhaupt die Parteiungen, welche aus gelehrten und politischen Meinungsverschiedenheiten hervorgehen, sich mildern oder gar verwischen könnten. Diese Richtung ist diejenige, daß man die Industrie als nationale Sache aussaßt, die deutsche Industrie als Nationalindustrie ansieht. Für eine Nationalindustrie ist es niemals der Gesetzgebung gleichgültig, ob geringe oder ob vortreffliche Waare gesertigt werde, ob die Gewerbtreibenden einzelner Zweige einander bis zu gegenseitiger Vernichtung bekämpsen oder ob diese sich erhalten und entwickeln; sür die Nationalindustrie wird die Gesetzgebung stets bereit sein, je nach den versügbaren Mitteln Verkehrswege zu verbessern oder zugänglich zu machen. Diese Aussassung der Industrie als nationaler Angelegenheit, die wir bei den Franzosen ja seit lange vor uns haben, ist nicht besonders weit verschieden von unserer bisherigen Aussassung, aber sie unterscheidet sich doch in soweit von derselben, als etwas als Grundgedanke genommen werden soll, was sonst nur einer der beeinslussenden Ideenkreise ist. Von diesem Gedanken aus werden dann die Verkehrs-, Zoll-, Steuersragen, die gewerbliche Gesetzgebung und manche andere Fragen zu prüsen und zu beurtheilen sein und ich glaube, in den Linien dieser Aussassung werden sich Gegensätze verschmelzen und gemeinsame Anschaunngen verstärken zum Wohle nicht nur der Industrie, sondern auch des Landes und Reiches.

Indem ich mich nach dieser Uebersicht über das, was meiner Ansicht nach Deutschland sür seine gewerbliche Stellung in's Auge zu sassen habe, dem Schlusse zuwende, glaube ich noch, Ihr Augenmerk aus das richten zu sollen, was in der letzten Zeit in der empsohlenen Richtung bereits geschehen ist. Mir scheint, daß das Geleistete nicht zu unterschätzen sei. Ueberall zeigt sich vor Allem eine tiesgreisende entsprechende Bewegung in den unteren Schichten. Die Gewerke, deren Mitglieder durch die Consequenzen der neuen Gewerbegesetzgebung weit über alles Erwarten auseinandergesprengt worden waren, beginnen, sich ihrer den Genossen desselben Faches gemeinsamen Interessen zu erinnern, und treten an vielen Punkten nicht nur zu theoretischem Austausch ihrer Ansichten, sondern auch zu gemeinsamer Förderung ihrer Fachzwecke zusammen. Gewerkverbände, welche dieses Ziel im Auge haben, und sür welche man neuerdings den wol bezeichnenderen Namen Fachverbände vorgeschlagen hat, sind in's Leben getreten. Sie haben, was vor Allem ersorderlich war, das Lehrlings- und Gesellenwesen wieder zu regeln begonnen, welches vollständig aus den Fugen gerathen war. Sie suchen demselben in ihren sreien Vereinigungen wieder die Würde und Tüchtigkeit zu verleihen, welche es einstens zierte, aber in steisen, leeren Formen verknöchert war. Ein moderner srischer Geist ist statt des überlebten greisenhaften in den Verbänden thätig. Diese haben den richtigen Weg betreten, sich durch Fachblätter einen weitgehenden Austausch über Gegenstände jeder besonderen Fachkunde zu verschassen. Ueber 150 derartige Fachblätter sind in den letzten zwei Iahren entstanden und zum Theil bereits zu hoch ersreulicher Blüthe gelangt. Man muß sie nur lesen, diese Blätter, um sich zu überzeugen, welch guter Kern in dem Stande der deutschen Industriellen und der deutschen Arbeiter verschlossen ist, ein Kern, der nun angesangen hat, seine Keime emporzustrecken. Der Gewerbepolitiker, der diesen Vorgang beobachtet, kann den Staatspolitiker bereits daraus hinweisen, daß die deutschen Arbeiterstände schon begonnen haben, sich wieder zu gliedern. Diese Gliederung verspricht den größten Segen. Man bedenke nur, was bei Aushebung der alten Innungen geschah: man zerbrach und zerbröckelte eine streng gegliederte großartige Einheit in ihre kleinsten Theile. Was man vorher nicht übersah, aber heute als nothwendige Folge begreist, trat ein. Diese der Organisation beraubte Masse verwandelte sich allmählich in ein Chaos ohne andere als nur schwache Spuren der ehemaligen Ordnung; ihm gegenüber aber stand der gegliederte und geordnete übrige Theil unserer bürgerlichen Gesellschast/ Dars man sich wundern, daß es einer neuen Partei von bestimmtem und lebhastem Zielgesühl nach kurzer Zeit gelang, jene Massentheile sür ihren neuen großartigen Organismus zu gewinnen? Das Gesühl sür Gemeinsamkeit der Bestrebungen, Ueber- und Unterordnung nach sesten Satzungen ist so stark im Menschen, daß es kein Erstaunen erregen dars, wenn an die neue Krystallisation sich willig die Elemente anschlossen, deren alte Ordnung man zertrümmert hatte. Demgemäß kann aber auch die Fachverbandorganisation in hohem Grade ersolgreich wirken, wenn der Arbeiter verstehen lernt, daß in dieser seine Wohlsahrt besser wird gesördert werden können, als in der ihm dargebotenen, weil er hier wieder selbstständig wird und aus einer Stusenleiter steht, sich auch der verzehrenden Nnruhe enthoben sieht, welche mit der soeialdemokratischen Bewegung unzertrennlich verbunden ist. Und eines dars man bei dieser Gelegenheit nicht übersehen, immer ausgehend von dem Gedanken, unsere Industrie national gestalten zu wollen. Dies ist eine gewisse Eigenschast des Deutschen, die im einsachen Arbeiter nicht minder als in den höchsten Schichten der Gebildeten von hoher Bedeutung ist; es ist das ihn ersüllende Interesse sür die Sache. Der sranzösische Arbeiter sucht das deukbar Beste zu leisten mit dem Nebengedanken des Ruhmes, der Auszeichnung, der öffentlichen Anerkennung seiner Person; der englische und mehr noch der amerikanische mit dem Gedanken an materiellen Gewinn; der deutsche Arbeiter dagegen eoneentrirt sein ganzes Denken und Dichten aus die Sache. Er besitzt diesen selbstlosen idealen Zug, der ihn sein eigenes Wohl sogar, hintansetzen läßt, wenn er nur damit die Sache gesördert sieht. Es ist derselbe Zug, der den deutschen Soldaten so tüchtig macht, derselbe Zug, wegen dessen der deutsche „Prosessor" so ost die Zielscheibe des Scherzes wird, derselbe Zug, der als eine der ersten öffentlichen Handlungen der neuen deutschen Reichsregierung die aller nationalen Selbstsucht baren Beschlüsse wegen der Ausgrabungen in Olympia zu Wege brachte. Immer die Sache und nicht die Person! Dieser vortreffliche Charakterzug ist zu nähren und auszubilden, wenn wir eine bedeutende Nationalindustrie schaffen wollen; man stelle dem Deutschen nur schwere Ausgaben und er wird sie mit unübertrefflicher Energie zu lösen versuchen, wie er sie im Auslande, aus günstigem Boden sür seine intelleetuellen Triebe sast überall gelöst hat. Derselbe Sinn ist es, welcher als ein ersreulicher Hauch durch die Verhandlungen der Fachverbände und durch deren Zeitschristen zieht. an dem Mangel von Hausbibliotheken. Während in Frankreich z. B. unsere Soldaten sast in jedem Hause der mittleren Stände Büchersammlungen vorsanden, ost ganz auserlesen treffliche Büchereien, ist bei uns, bei dem Volke, welches die Bildung als allgemeines Ziel so ost proelamirt, davon herzlich wenig zu sinden. Kause das Publikum Bücher, lasse ihnen dauerhaste Einbände geben und stelle sie in einigermaßen würdigen Gelassen aus: das Buchgewerbe wird es ihm unmittelbar durch Verbesserungen seiner Leistungen lohnen.

Dieselben Verbände haben auch eingesehen, welche Bedeutung die von ihnen selbst ausgehende Belehrung sür die jüngern Fachgenossen haben könne, und deshalb angesangen, aus eigene Hand besondere Fach-schulen zu gründen. Es ist wol mehr als zusällig, daß zwei dieserSchulen in dem gewerbsleißigsten Lande des Reiches, in Sachsen, soeben errichtet worden sind, die eine sür das Klempnergewerbe in Aue, die andere sür die sinnreiche Uhrmacherkunst in Glashütte. Zu anderen Schulen legt man anderwärts Hand an's Werk. Ich rechne diese Schulen zu den segensreichsten Veranstaltungen sür das deutsche Gewerbe aus zwei Gründen. Einmal weil sie aus dem eigenen Antrieb der Fachleute selbst hervorgegangen sind, die aus dieselben wie aus Kleinodien blicken, dann weil sie den Fachjüngern unmittelbar die sür ihre Zwecke ersorderlichen Nildungsmittel zusühren und demnach besonders tüchtige Einzelkräste zu erziehen verheißen. Ob die Unterrichtspläne tadelsrei sind, lasse ich dahingestellt; mir scheint u. A. ein dreijähriger Cursus, wie ihn Aue geplant hat, zu lang zu sein. Indessen das wird sich im Verlaus der ersten Iahre regeln. Möchten die Staatsregierungen nirgends anstehen, durch Geldmittel diesen Schulanstalten, welche so gesunde Ziele und eine so gesunde Entstehung haben, das Bestehen zu erleichtern.

Neben dem geschilderten Zuge und seinen Aeußerungen ist noch eine andere bemerkenswerthe Thatsache zu erwähnen. Es ist die, daß sich thatsächlich nach den überraschenden Ersahrungen von Philadelphia die Leistungen der deutschen Gewerbe langsam zu heben begonnen haben. Es liegen Zeugnisse dasür aus den verschiedensten Gegenden Deutschlands vor^ welche zeigen, daß eine Ideenwendung angebahnt ist. Einen Industriezweig möchte ich kurz hervorheben. Wenn Mutter Germania die Häupter ihrer arbeitsamen Lieben zählt, so ruht ihr Blick mit Wohlgesallen aus einem Liebling; ich meine das in dieser Stadt so besonders gepflegte Buchgewerbe. Kein Gewerbe war in Philadelphia bestimmter, unwiderlegbarer überzeugt worden, daß es in vielen Beziehungen in die Irre gegangen war. Keines hat aber auch rascher angesangen, sich aus bessere Wege zu besinnen. Ohne ein Wort der Gereiztheit zu verlieren, hat man begonnen, in Druck, Papier, Schmückung, Bindung des Buches aus der betretenen salschen Bahn Einhalt zu thun und dem Beispiel derjenigen zu solgen, welche vorher vereinzelt und ohne Beisall die guten Traditionen sestgehalten und zu versolgen gesucht hatten. Treffliche Zeugnisse sür diese Umkehr hat man mir von allen Seiten vorgelegt und ich glaube mit Bestimmtheit die Hossunng aussprechen zu dürsen, daß wir in wenig Iahren eine durchgreisende Besserung aus diesem Gebiete zu verzeichnen haben werden. Wolle aber auch das Publikum nicht unterlassen, dem Buchgewerbe nunmehr entgegenzukommen. Wir leiden nämlich. noch allgemein

Noch könnte ich von manchen anderen Fächern gute Ansänge melden. Es sei genug an den gegebenen Beispielen. Vieles, sehr Vieles haben wir nachzuholen. Aus allen Beobachtungen aber geht das Ergebniß hervor, daß es ansängt, helle zu werden am Horizont der deutschen Industrie. Lassen wir noch einige Iahre rastlosen, angestrengten, verborgenen Fleißes in's Land gehen, und wenn dann wieder eine Weltausstellung beschlossen wird — möchte sie doch sür das Iahr 1883 sür Berlin geplant werden ^, so werden wir, statt uns auszuschließen, hoffentlich die Einladenden sein, und dann wird, so hoffe ich, die deutsche Industrie zeigen, daß sie sich gesammelt hat und daß sie wieder im Wettstreit mit den Besten um die Palme zu ringen versuchen dars.

von

Franz Delitzsch.

— leipzig. —

m Unterschiede von der Thora, d. i. den süns Büchern des mosaischen Gesetzes, ist der Talmud der Codex des mündlich sortgepslanzten Gesetzes, welches sich zu jenem auslegend, easui stisch erläuternd und nach vielen unbestimmt gelassenen Seiten ergänzend verhält.

Dieser Codex erstreckt sich, wie der justinianeische, aus alle Gebiete des Staats- und Privat- und Familien- und Strasrechts, welche hier vom jüdischen Geiste wie dort vom römischen gesetzlich geordnet werden, aber seinem Hauptbestandtheil nach aus alle Seiten nnd Punkte des religiösen Ceremoniells, mittelst dessen das jüdische Einzel- und Gemeinschastsleben bis in's Kleinste und Feinste geregelt wird, und das Rechtsgültige wird in diesem Codex nicht allein ergebnißweise unter den betreffenden Rubriken zusammengestellt, sondern zugleich disentirt — wir sehen in dramatischer Unmittelbarkeit, wie die Entscheidung sich herausarbeitet aus dem Streit der Meinungen und dem Für und Wider ihrer Gründe; Gelehrte und Gelehrtenschulen von süns Iahrhunderten, den süns ersten unserer Zeitrechnung, sind an der Disenssion betheiligt, und die Sprache dieser Iurisprudenz und ihrer Dialektik ist so knapp und sein zugeschnitten, daß sie als das absolute Gegentheil deutlicher Aussührlichkeit sast unr in Gedankenchissren und Gedankenabbreviaturen verläust. Man dars behaupten, daß die gesammte menschliche Literatur kein eigenthümlicheres und sonderbareres Schristwerk besitzt, als diesen Talmud oder vielmehr diese Talmude; denn es gibt deren zwei, einen in Palästina um das Iahr 400 redigirten und nur unvollständig erhaltenen, und den vollständigeren und als normativ geltenden, welcher um wenigstens ein Iahrhundert später in Babylonien unter der damals herrschenden Sasaniden-Dynastie seine Schlußgestalt erhalten hat. Iener umsaßt mit dem unerläßlichen Zubehör seiner Commentare 4 und dieser 12 Foliobände. Dieses riesige Doppelwerk enthält jedoch hier und da auch leichtere und lichtere Partien allgemeinen religiösen und ethischen Inhalts, welche wie Oasen in der Wüste dem abgearbeiteten Scharssinn einige Ruhe gewähren. Aus die minutiöse Rechtserörterung oder die Halacha solgt je zuweilen ein abschweisendes Sichergehen in Sprüchen, Gleichnißreden und Erzählungen, die sogenannte Hagada, von welcher Heinrich Heine in einer der hebräischen Melodien seines Romanzero sachkundig sagt:

Leytre aber, die Hagada, Hoch aus eolossalen Säulen
Will ich einen Garten nennen, Prangten Palmen und Cypressen,
Einen Garten, yochphantastisch Goldorangen, Blumenbeete,
Und vergleichbar jenem andern, Marmorbilder, auch Springbrunnen,
Welcher ebensalls dem Boden Alles klug und sest verbunden
Babylons entsprossen weiland — Durch unzäyl'ge Hange-Brücken,
Garten der Semiramis, Die wie Schlingepslanzen aussahn
Achtes Wunderwerk der Welt. Und woraus sich Vogel wiegten,
Große bunte ernste Vögel,
Tiese Denker, die nicht singen,
Während sie umflattert kleines
Ieisigvolk, das lustig trillert.

Nach zeitweilig vergönntem Lustwandeln in diesem Hagada-Garten beginnt wie neugestärkt wieder die „Fechterschule der dialektischen Athleten", und der Lehrstoff wird bald wieder so schwierig, daß auch der jüdische Talmudlerner, um den Faden nicht zu verlieren und von der Situation nicht abzukommen, zu eantilliren und gestienliren und den Körper hinund herzuwiegen beginnt; so spitzsindig, so nur aus jüdischer Sitte heraus verständlich und dabei so räthselhast kurz, daß derjenige, der nicht in der Atmosphäre dieser Denkweise ausgewachsen und von Jugend aus in diese Sprachsormen und Rechtsdeduetionsweise eingeschult ist, sich wie in einem Gebirgs- oder Waldlabyrinthe besindet, in welchem er ohne Führer nicht sortkommt.!^

Der Talmud bietet der Betrachtung mancherlei Seiten. Die rechtsgeschichtliche sordert juristische Durchbildung, ohne welche sich das darin niedergelegte Recht weder in seinen systematischen Zusammenhängen, noch in seinem historischen Entwickelungsgange und seiner Ungleichung griechischer und römischer Elemente reeonstruiren läßt; diese Ausgabe so zu vollziehen, wie es moderne Wissenschastlichkeit sordert, sind nur erst einige Ansänge gemacht worden. Eduard Gans, der gelehrte und geistreiche Iurist nach Hegel'scher Schablone, hat in seinem großen Werke „Das Erbrecht in weltgeschichtlicher Entwickelung" auch das talmudische Erbrecht behandelt, wozu er als Christ jüdischer Abkunst hervorragend besähigt war, und neuerdings hat ein jüdischer Iurist, Leopold Auerbach, das talmudische Obligationenrecht systematisch darzustellen begonnen; der erste Band erschien 1870, der zweite wird wol warten müssen, bis die Rechtswissenschast sich Goethes Wort zum Divan aneignen und von sich

sagen wird:

Wer sich selbst und Andre kennt,
Wird auch hier erkennen:
Orient und Oeeident
Sind nicht mehr zu trennen.

Eine andere Seite der Betrachtung ist die religionsgeschichtliche. Diese liegt mir als Theologen so nahe, als die juristische serne, und wenn ich ein Charakterbild des Talmud von dieser Seite entwersen sollte, so würde ich dies weder in der Richtung von Emanuel Deutsch thun, dessen vor 10 Iahren im Hvmrterl^ Ilsview erschienener vielgelesener Aussatz über den Talmud daraus hinausläust, den Talmud zum Oeean zu erheben und die heilige Schrist Neuen Testaments zu einem daraus gespeisten Binnensee herabzusetzen, noch in der Richtung August Rohlings, der das Albernste und Schmutzigste, welches ihm talmudische Exeerpte älterer Polemiker boten, zusammengekehrt hat und diesen Kehricht sür ein Bild des Talmud ausgibt — ich würde, um eine Brücke zwischen Synagoge und Kirche zu schlagen, mit Vorliebe und ohne Fälschung der Zeitsolge das dem Christenthum Verwandte herausheben, welches der Talmud enthält, wie sich, um mit Reuchlin gegen Psefferkorn zu reden, von einem „von Christi nächsten Verwandten geschriebenen Buche" erwarten läßt.

Diesmal aber soll es der allgemein enlturgeschichtliche Gesichtspunkt sein, unter welchem ich den Talmud betrachte, indem ich sein Verhältniß zu den Farben und überhaupt zu dem Naturschönen darlege und durch Beispiele erläutere.

Es ist ein vor zwanzig Iahren durch Gladstones, des englischen Staatsmannes, Homerische Studien angeregtes und neuerdings in Deutschland und England mit Vorliebe behandeltes Thema, zu welchem ich einen Beitrag zu liesern suche. Lazarus Geiger ist es gewesen, der seit 18N7 durch seine genialen Schristen über den Ursprung der Sprache und über Ursprung und Entwickelung der menschlichen Sprache und Vernunst schnell berühmt gewordene, aber schon 1870 dem Ausbau seiner Geschichtsphilosophie und dem Genusse seines Ruhms durch srühen Tod entrissene Forscher, welcher die Entwickelung des Farbensinnes aus die neueste Tagesordnung der Wissenschast gesetzt hat. Im Iahre 1867 zeigte er aus der Natursorscherversammlung in Franksurt a. M. in einer zündenden Rede über den Farbensinn der Menschheit und seine Entwickelnng, daß die Sinneswerkzeuge der altertümlichen Menschheit gegen die der späteren noch unentwickelt waren und sich noch nicht zu gleich mannichsaltigen und schars unterschiedenen Sinneswahrnehmungen herangebildet hatten. Seitdem ist von Dr. Stein in Franksurt a. M., Dr. Hugo Magnus in Breslau und Anderen behauptet worden, daß die häusig als Bildungssehler vorkommende Farbenblindheit uns noch jetzt das Unvermögen der FarbenUnterscheidung vergegenwärtige, über welches die Menschheit sich nur allmählich erhoben habe, und es gilt als sicheres Ergebniß der Umschau in der alten Literatur — ich kann mich dasür aus zwei Aussätze in den Jahrgängen 187« und 1877 der Gartenlaube berusen — daß die alterthümliche Menschheit blaublind und insbesondere blind sür das Blau des Himmels, zumal des Taghimmels, gewesen sei. Die Beobachtung, aus welcher diese Folgerung gezogen wird, ist allerdings aussällig. Vergeblich wird man im Rigveda und in den homerischen Gesängen und in der alten Edda ein rühmendes Wort von dem schönen Blau des dnrchsonnten Himmels suchen. Aber — auch die vielen Folianten der um ein Iahrtausend jüngeren beiden Talmude wird man gleich vergeblich hin- und herwälzen, um ein direetes unzweideutiges Wort vom blauen Himmel zu sinden. In einer Zeit, in welcher das Himmelsblau in der griechischen und noch mehr in der römischen Poesie wenigstens hier und da zu Worte kommt, scheint also der Semitismus aus dem alten Standpunkt der Empsindungslosigkeit dasür zu verharren. Oder haben wir vielleicht anzunehmen, daß der ausgewirbelte Staub der Schulgelehrsamkeit den talmudischen Lehrern die sreie und schöne Natur verhülle und keine warme Theilnahme sür sie auskommen lasse? Diese Annahme liegt nahe, erweist sich aber als unrichtig.

Die Talmude enthalten inmitten ihrer juristischen Prosa Ausdrücke und Beschreibungen, in denen sich hingebende und genaue Naturbeobachtung, verbunden mit poetischer Aussassung, kundgibt. So lautet z. B. eine übliche Zeitbestimmung „von der Hindin der Morgenröthe bis der Osten sich lichtet". Die ersten Strahlen der Morgensonne, durch die sie, ohne noch selbst sichtbar zu sein, ihr Erscheinen ankündigt, werden mit dem gabelsörmigen Geweih eines Edelhirsches verglichen, und diese Lichterscheinung heißt die Hindin der Morgenröthe, weil ihr Strahlengeweih dem Frühroth vorausgeht, welches den Uebergang zum Sonnenausgang bildet. Der mit dem Sonnenausgang verbundene Wechsel der Färbung des Himmels vollzieht sich im Orient schneller und das Aussteigen der Sonne ist ein mehr gerades; die Talmudsprache sagt deshalb: die Säule der Sonne, aber auch: die Säule des Morgenroths und: die Säule des Mondes steigt empor, und von der Säule des Mondes wird gesagt: sie steigt gerade wie ein Stab empor, während die Säule der Sonue sich hierhin und dorthin spaltet, d. h. ihre Strahlen nach allen Seiten ergießt. Noch unter dem Horizont besindlich arbeitet sie sich empor, indem sie das Firmament gleichsam durchsägt; ihr Durchbruch heißt ihr Ausknospen, purpurn oder golden steht sie wie eine erschlossene Rose am Himmel. Und die Zeit zwischen Untergehen und Untergang der Sonne, wenn schon die untere Hälfte des Horizonts sich zu Weiß entsärbt hat, aber die obere Hälste noch nicht der unteren gleich geworden, diese Dämmerzeit heißt die Zeit zwischen den Sonnen. Wenn dann die Wände sich schwärzen, ist es Abend, und wenn auch die obere Hälste des Himmels sich in Weiß entsärbt hat und durch Grau in Schwarz übergegangen und das Licht der Sterne sich von dem dunkeln Grunde abhebt, ist es Nacht.

Solche und ähnliche Naturschilderungen können uns nicht besremden, da die Ausübung der religiösen Satzungen den Israeliten veranlatzte, beobachtend an dem Himmel zu hasten. Gleich das erste Blatt der Talmude, indem es die Frage auswirst, wann das Abendgebet zu sprechen sei, vertiest sich in Begrisssbestimmungen des in die Nacht verlausenden Abends mit den beiden Dämmerungen als seiner Begrenzung und dem Aussteigen der Morgenrothsäule als der Scheidewand zwischen der Nachtund Taghälste des Gesammttags; der Höhepunkt der Nachthälste ist die Mitternacht, welche, wie gesagt wird, David daran erkannte, daß der Nordwind, der sich um diese Zeit zu erheben pflegt, die Saiten des über seinem Lager hangenden Saitenspiels in tönende Schwingungen versetzte, so daß er, dadurch aus seinem leisen Schlase ausgeweckt, in die Psalmworte ausbrach: Wache aus, Harse und Cither, ich will auswecken das Morgenroth! Und in dem Traetat über den Versöhnungstag wird erzählt, daß, nachdem die Asche vom Brandopseraltar weggeräumt war, der Vorsteher die Priester aussorderte, hinauszugehen und zuzusehen, ob die Zeit zum Schlachten herangerückt sei, welches so lange es Nacht war nicht geschehen durste. War der Zeitpunkt da, so sagte der es zuerst bemerkte: Er blitzt, nämlich der Morgen, oder nach anderer Deutung: der Morgenstern. Oder er sagte: Der ganze Osthimmel hattsich geröthet. Und die unterhalb der Warte stehenden Priester sragten dann weiter: Reicht die Röthe bis nach Hebron? Antwortete er: Ia, so war dies die Losung zum Beginn des Morgengottesdienstes. Es wird hinzugesügt, dah man jene Frage stellte, weil man einmal an einem wolkichten Morgen Mondstrahlen, welche durch die hier und da zerreißenden Wolken hindurchbrachen, mit Sonnenstrahlen verwechselte und das Morgenlammopser srüher, als es sein sollte, schlachtete.

Als die Pharisäer und Saddueäer von Iesus ein himmlisches Wunderzeichen verlangten, lehnte er es ab, indem er sagte: Ihr Heuchler, des Himmels Gestalt könnt ihr beurtheilen, und die Zeichen dieser Zeit beurthrilen könnet ihr nicht? In der That, das Gesetz selbst sorderte sür Bestimmung der Gottesdiensstzeiten und der von den Mondphasen abhängigen Festzeiten scharses Ausmerken aus das Aussehn des Himmels, und es wäre sonderbar, wenn diese pslichtmäßig aus den Himmel gerichteten Augen von seinen Farben und Farbentönen das Blau zu sehen und zu unterscheiden unsähig gewesen wären, zumal wenn wir in Betracht ziehen, wie mächtig die Entwickelung und Uebung des Farbensinns durch die Handhabung des religiösen Gesetzes gesördert ward, besonders im Bereiche der das Kranke vom Gesunden unterscheidenden Diagnose.

Schon in der Bibel gibt es keinen Abschnitt, in welchem so viel Farbennamen vorkommen, wie in dem Abschnitt vom Aussatz 3. Mos. Cap. 12—14, welcher von neueren wie alten Aerzten bewundert worden ist. Das traditionelle Gesetz hat die vom mosaischen ausgestellte Semiotik (Kennzeichenlehre) noch um vieles verseinert. Es gibt eine gutartige Isprn, alba, das Weiß des Aussatzmales gilt aber in solgender aussteigeuder Seala als bösartig: wenn es weiß ist wie die Membrane des Eies, weiß wie der Kalkbewurs des Tempels, weiß wie die Wolle eines eintägigen gebadeten Lammes, weiß wie Schnee. Ist das Weiß mit Roth gemischt, so nimmt diese Mischsarbe in solgenden vier Graden an Bösartigkeit zu: wenn sie dem Weißröthlich eines Bechers Milch gleicht, welcher mit 2 oder 4 oder 8 oder 16 Tropsen Blut gemengt ist. Dabei wird nicht außer Betracht gelassen, daß ein gleicher Aussatzsleck bei dem lichtsarbigen Germanen als mattweiß und bei dem schwarzen Aethioven als hochweiß erscheinen wird, und es wird die Regel ausgestellt, daß bei Benrtheilung beider der mittelsarbige Teint des Israeliten, der als buchsbaumsarbig (wie noch jetzt der der Palästiner und Syrer als weizensarbig) bezeichnet wird, zu Grunde gelegt und die entsprechende Mittelsarbe der Malerpalette bei der Gradmessung herzugenommen werde. Bei dem Häuseraussatz, d. i. der aussatzähnlichen Ueberwucherung der Wände von pflanzlichen Flechten, werden solgende Farben unterschieden: gelblich wie Wachs und wie Eidotter, schillernd grün wie der Psauenftügel und wie Dattelreis, röthlich gleich dem schönen Carmiii des Meeres, d. i. dem tiesen Roth, in welchem sich zuweilen die Schattenseite des Meeres zeigt, während die Sonnenseite in Smaragdgrün

glänzt.

Ebenso sein ausgebildet zeigt sich der Farbensinn in Bestimmung der Farben unreinen Blutes; hier treffen wir solgende Angaben rother Farbennüaneen: roth wie der Ausguß von Wasser aus rothe Erde des Thales Beth-Kerem, roth wie die Mischung aus ^ Wasser und '2 rothen Saron-Weines, roth wie das Roth der Lilie oder das Blut aus srischer Wunde, und dazu noch: schwarz wie der Niederschlag der Dinte am Boden des Dintensasses, gelb wie ein schönes Krokusblüthenblatt — die Schule Schammais erklärt sür unrein auch die Farbe des Fönkrautsastes und des Fleischbratensastes, streitig bleibt die gelbgrüne Farbe des Ethrog oder Paradiesapsels.

Es ist bekannt, welche peinlich genaue Vorschriften der jüdische Schächter zu beobachten hat, um jedes Thier, an welchem sich Kennzeichen der Krankheit zeigen, dem Genusse zu entziehen. Besonders unterliegt hier die Lunge ihrer Farbe nach sorgsamster Prüsung. Sie gilt als gesund, wenn sie schwarz ist wie das orientalische Augenschminkpulver, d. i. in's Bläuliche spielend, oder grün wie Lauch oder roth oder lebersarbig, als ungenießbar aber, wenn schwarz wie Dinte, gelbgrün wie Hopsen, gelb wie Eidotter, gelb wie Sasslor oder Distelsasran, gelbroth wie rohes Fleisch.

Ist das nicht eine buntscheckige Musterkarte von Farben? Blau ist nicht darunter, denn Schminkschwarz ist nicht Lazur, wie der große mittelalterliche Ausleger des babylonischen Talmud angibt. Daß Blau nicht vorkommt, liegt aber in der Natur der Sachen. Man kannte die blaue Farbe, denn man kannte von Alters her blaue Farbstoffe, nämlich Purpurblau und Indigoblau. Die sogenannten Schausäden, welche der Israelit damals an den vier Enden des linnenen oder wollenen Oberkleides trug, waren aus purpurblauen Wollensäden bestehende oder auch aus Purpurblau und Weiß gemischte Troddeln; Indigo als Surrogat des Purpurblau wird streng verboten: Gott wird Rache nehmen — heißt es — an dem, welcher llalaÄan d. i. Indigo statt Purpurblau an sein Kleid ansetzt.

Indem die Frage ausgeworsen wird, ob auch ein ohnehin purpurblaues Oberkleid solcher Schausäden bedürse, ersahren wir beiläusig, daß Blau eine gangbare Oberkleidsarbe war. Es gab auch noch manche andere Kleidsarben und auch um diese deutlich zu bezeichnen, mußte man entweder wie bei dem Purpurblau den Farbstoff oder ein Ding nennen, welches so aussah. Ein Iudäer wollte sein Oberkleid verkausen; besragt, wie es aussehe, antwortete er: Wie Mangold über der Erde. Das wird im Gegensatz zu galiläischer Ineorreetheit und Unklarheit als Bestimmtheit des Ausdruckes gerühmt, der Fragende wußte nun, das Kleidungsstück habe die Farbe ausgezogener gelber Rüben. Hätte der Mann sich des entsprechenden Farbwortes bedient, so hätte der Fragende nicht gewußt, ob es gelb oder grün oder auch blau aussehe. Denn eben dasselbe Wort bedeutet grün wie das Gras und gelb wie die Gelbsucht oder auch sahl wie der Tod. Es kann allensalls auch Blau bedeuten, wie z. B. der blaue Purpur einmal redend eingesührt wird: Mein Wesen ist Purpur, mein Aussehn aber wie die Gräser. Gegen Weiß gehalten bedeutet Grün auch allerlei dunkle Farbentöne. „Seine Haut ist grün" will aus arabisch sagen: er ist von dunkelsarbiger und also rein arabischer Rare. Schwarzes Land ist im Arabischen so viel als grünes Land, und weißes Land so viel als wüstes von Pslanzenwuchs entblößtes Land. In diesem Sinne von grün --- dunkel sagt der Midrasch einmal von Esther, deren persischer Name den Stern und deren nationaler Name Hadassa die Myrte bedeutet: „sie war grünlich, aber der Faden der Anmuth war um sie geschlungen." Ein grünes Gesicht würde uns selbst an einer Hamadryade oder Undine als abgeschmackt gelten, wir lassen es nur etwa als Hyperbel der Häßlichkeit passiren wie an der Rachel in Sacher-Masochs Judengeschichten: „ein kleines grünes Gesicht voll Sommersprossen und mit

rothen geschwollenen Augen"; aber die Sprache der Semiten nennt grün in rühmender Weise nicht allein dunkeln Teint, sondern vergleicht auch das glänzende Schwarz eines schönen Mannesbartes mit dem sastigen tiesen Grün der Myrte. Wir Abendländer wissen ja sogar von einem Ritter Blaubart. Freilich ist es der Unwille der Fee, welcher ihm einen Bart dieser Farbe angezaubert, aber arabische Dichter vergleichen alles Ernstes den keimenden Flaum des Jünglings mit Lilien, nämlich violetten, welche zwischen Rosen, nämlich' seiner Wangen, und Myrten, nämlich seines Haupthaares, erblühen. Die menschliche Sprache hantiert in Bezeichnung der Farben als Lichterscheinungen im Grunde nur mit zwei Fächern: hell und dunkel. Indem der Semit Blau in das Fach des Dunkeln legt, nennt er die Augenkrankheit, die wir den grauen und schwarzen Staar nennen, den blauen Staar. Selbst Hellblau gravitirt im Bewußtsein des Alterthums als Blau zum Dunkeln. Ein indischer Dichter nennt den Himmel, wie er in regnerischer Zeit erscheint, dunkel wie die Flachsblüthe. So sehr überwiegt sür ihn selbst im Hellblau der Eindruck der Lichtschwäche und der Kälte.

Außer dem Oberkleid mit den purpurblauen Troddeln gehörten zur jüdischen Tracht auch hellsarbige Schuhe oder doch schwarze mit weißem Riemzeug; ganz schwarze galten als heidnisch. Ein Rabbi Baroka besand sich einmal aus dem Markte von Be-Leset, einer der vielen verschollenen palästinischen Ortschasten. Da gesellte sich zu ihm Elia, jener Elia, dem man noch jetzt beim Beschneidungssest einen Stuhl hinsetzt, damit der Gast aus der Geisterwelt daraus Platz nehme. Gibt's wol, sragte er den Rabbi, hier aus dem Markte ein Kind der zukünstigen Welt? Der Rabbi in seiner sittenrichterlichen Strenge meinte Nein. Indem sie so sprachen, sahen sie einen Mann mit schwarzen Schuhen und ohne purpurblaue Schausäden am Mantel. Dieser da, sagte Elia, ist ein Kind der zukünstigen Welt! Da lies ihm Rabbi Baroka nach und sragte ihn: Was hast du sür ein Geschäst? Er aber wehrte ihn ab und sagte: Laß mich und komme morgen! Als er des anderen Tages seine Frage wiederholte, erzählte er ihm, er sei Gesängnißwärter und habe alle Mittel der Gewalt und List auszubieten, um die Gesangenen in Zucht zu halten und von den weiblichen Gesangenen darunter, besonders einem jüdischen Mädchen, männliche Zudringlichkeit abzuwehren. Da sragte Baroka: Warum hast du denn keine Schausäden und trägst schwarze Schuhe? Er antwortete: Ich gehe aus und ein zwischen Heiden und trage mich als Heide, damit sie nicht merken, daß ich Jude bin und damit ich, wenn irgend ein böser Anschlag gegen mein Volt im Werke ist, unseren Lehrern es heimlich melden kann, damit sie Gottes Erbarmen anflehen, ihn zu vereiteln; deshalb hatte ich gestern solche Eile. Mittlerweile zeigten sich Zwei, welche brüderlich Hand in Hand gingen, nnd Elia sagte: Diese da sind auch Üinder der zukünstigen Welt! Da sragte



Baroka: Welches ist denn euer Geschäst? Wir sind Lustigmacher, antworteten sie, wir erheitern Betrübte oder auch, wenn zwei in Streit mit einander gerathen sind, geben wir uns Mühe, Frieden zwischen ihnen zu stisten.

Das ist ein Stück Hagada von der Gattung des „kleinen Zeisigvolks. das lustig trillert". Nachdem wir es als Antidotnm gegen die Langeweile eingelegt, wenden wir uns zu unserer Kaschja, d. h. unserem heikelen Controversgegenstand zurück und sragen: Ist es möglich, daß ein Volk, zn dessen Männertracht Pnrpurblau ersorderlich, blind sür das Blau des Himmels gewesen sein soll? Dr. Stein im Iahrg. 1877 der Gartenlaube besteht daraus, indem er die Behauptung wagt, jenes Purpurblau sei vielmehr eine Nüanee des Schwarz. Nun ist zwar wahr, daß Purpurblau sich zu Purpurroth wie Schwarzblau zu Schwarzroth verhält, aber wie Purpurroth als Roth galt, so Purpurblau als Blau, keins von beiden galt dem Israeliten als Schwarz und auch nicht als Nüanee des Schwarz. Denn Weiß und Purpurblau sind die dominirenden unter den vier mosaischen Cultussarben, Schwarz aber ist absichtlich vom alttestamentlichen Cultus absolut ausgeschlossen, weil, wie unser Gustav Iahn in seiner Umdichtung des Hohenliedes sagt, „Schwarz ist vor Gott verdammet, denn Gottes Kleid ist Licht." Auch wird das Purpurblau der Schausäden und des Tuches, mit welchem die Bundeslade bei der Wanderung bedeckt ward, ausdrücklich als symbolischer Fingerzeig aus das Sapphirblcm des Himmels gedeutet, woraus Dr. Stein entgegnet: „Der Sapphir hat dann vielleicht einen ähnlichen Eindruck wie Himmelsschwarz aus das Auge der Alten hervorgebracht." Aber nein, er hatte sür sie wie sür uns keine andere als blaue und, wenn besonders schön, tiesblaue Farbe wie der Lasurstein, den man unter dem Namen Sapphir mitbesaßte, und es ist das Blau des Taghimmels, nicht des Nachthimmels, welches in der Gesetzgebungsgeschichte 2. Mos. 24, IN mit Sapfthirblau verglichen wird, wenn es da von den aus den Sinai hinausbeschiedenen Vertretern Israels heißt: sie sahen über sich wie ein Gebilde durchsichtigen Sapphirs und gleich dem trübungslosen Himmel an Reinheit. Aber allerdings ist diese Gleichung: Sapphirblcm --- Himmelsreinheit ein vereinzelter Lichtblick, die Himmelsbläue wird sonst nirgends erwähnt, auch nicht in der um Iahrhunderte jüngeren arabischen Poesie, ohne daß sich behaupten läßt, der Beduine sei blind sür das Ultramarin des über der grauen Wüste sich wölbenden Himmels. Das sich geschichtlich Entwickelnde ist nicht die Fähigkeit des Sehens an sich, deren Bedingungen ein sür allemal naturgesetzlich gegeben sind, sondern die Richtung und Hebung des Sehens durch Hinzutritt resleetirender Beobachtung. Demgemäß ist es erst die arabische Schulsprache gewesen, welche ein Wort sür Hellblau gemünzt hat, indem sie es himmelsarbig (samkwi) oder wassersarbig (m^wi) nennt. Der Hebräer aber hat es bis heute zu keinem Adjeetiv sür Blau gebracht und würde

in großer Verlegenheit sein, wenn er z. B. die zwei Rückert'scheu Zeilen übersetzen sollte:

Die Sonn' ist eine aoldne Ros' im Blauen, Tie Ros' ist eine rothe Sonn' im Grünen -^ er behilft sich mit griechischen Adjeetiven wie lcala'mon indigosarbig, oder iantbiuoii violensarbig, und hat nur ein Substantiv, welches das Violet der Conchyliensarbe bedeutet. Um die Zeit zu bestimmen, in welcher die Morgendämmerung in den Morgen übergeht, sagt der Talmud nicht nur: sobald man Hund und Wols oder: Esel und Wildesel, sondern auch: sobald man Purpurblau und Weiß oder auch: Purvurblau und Lauchsarbe d. i. Grün unterscheiden kann. Man konnte also Blau und Grün unterscheiden, wenn man nur wollte. Mau kannte auch das Blau des Himmels, aber es ist wahr: es hat den Semiten nicht begeistert, die Sprache ließ ihn hier im Stiche, sein Farbensinn ist in der oberen blauen Hälste der Speetralsarben nie recht heimisch geworden. Weiß und Schwarz und Roth und Gelb oder Grün werden als Himmelssarben ausgezählt, aber Blau ist nicht darunter, es kommt nur zu vereinzelter indirecter Bezeugung.

Die Begleichung eines verwandten Gebietes, nämlich der Farbenerscheinungen, von denen hestige Gemüthsbewegungen begleitet zu sein pflegen, zeigt, wie man sich hüten muß, vorschnelle Folgerungen zu ziehen. Der Asseet der Scham hat in der h. Schrist Alten und Neueu Testaments die tiesste religiöse Bedeutung. Daß die Menschen, die, ehe sie sündigten, sich nicht zu schämen brauchten, nach dem Sündensall sich schämen, das ist einer der Gründe ihrer Erlösbarkeit. Dennoch wird weder in den Büchern des Alten noch in den Büchern des Neuen Testaments die Schamröthe erwähnt. Zwar hat Luther mehreremal „sich schämen" mit „schamroth werden" übersetzt, aber weder die so übersetzten hebräischen noch die griechischen Wörter sind Farbwörter. Wo eine Gesichtssarbe genannt wird, welche den Asseet der Scham begleitet, da ist es nicht Roth, sondern Weiß, wie Ies. 29, '.'2: „Nicht soll hinsort Iakob beschämt und nicht hinsort sein Antlitz weiß werden." Auch in beiden Talmuden ist „weiß machen" so viel als beschämen; seinen Nächsten öffentlich zu beschämen gilt sür eine ebenso große Sünde als blutvergießeuder Mord, denn — so wird dies begründet — „das Roth schwindet und Weiß tritt an dessen Stelle", wie Todtenblässe bei dem sich Verblutenden. Aber man würde sich doch irren, wenn man daraus solgerte, daß das Schamroth bei den alten Israeliten eine unbekannte Sache gewesen sei. Darwin in seinem Buche über den Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei den Meuschen und den Thieren hat Beobachtungen über das Errötheu aus allen Welttheilen gesammelt und es hat sich dabei ergeben, daß selbst das elsenbeinschwarze Gesicht des Negers, »venu er sich schämt, intensiver schwarz oder, wie wir sagen dürsen, purpur- oder ziunoberschwarz wird. An einigen Stellen der Talmude kommt auch wirklich die Schamröthe vor. Ein Frommer — wird einmal erzählt — ärgerte sich, daß eines Zöllners Sohn unter zahlreicher Betheiligung seiner Mitbürger ehrenvoll bestattet ward. Da sagte ihm eine Geisterstimme im Traum: Mein Sohn, verachte Gott deinen Herrn nicht! Iener Maon sso hieß er) hat etwas Gutes gethan, das ihm dadurch vergolten worden ist: er ging einmal aus der Straße und ließ einen Laib Brot sallen. Ein Armer sah es und hob ihn aus, er aber sagte nichts, um sein Antlitz nicht roth zu machen. Also die Schamröthe wird selten erwähnt und war doch bekannt, wie der blaue Himmel sast gar nicht erwähnt wird und doch gesehen ward.

Daß sast nur das Weißwerden vor Scham ernnihnt wird, hat darin seinen Grund, daß die Asseete des Morgenländers jäher, hestiger, tieser sind als des Abendländers. Roth und Weiß wechseln nach dem Grade des Asseets. Bei dem tresslichen schwedischen Erzähler August Blanche sagt der Finder eines Billets, welches ein junges Mädchen in grünem Schleier verloren und ihm, angstvoll zurückgekehrt, entreißt: „Obgleich der Schleier ihre Gesichtszüge verhüllte, so konnte er doch nicht ganz das tiese Erröthen und tödtliche Erbleichen verbergen; mir war als hätte ich durch das Laubwerk einer Hecke die Sonne hastig ihr Gold gegen das Silber des Mondes austauschen sehen." Und Levin Schücking sagt von einer Prinzeß, um deren Hand ein unebenbürtiger, aber doch von ihr insgeheim geliebter Mann anhält: Fast erbleichend antwortete sie mit hochgeröthetem Gesicht: Ihre Werbung ist sehr kühn. Darwin hörte von einer jungen Dame, daß sie in einer großen und sehr noblen Gesellschast mit ihrem Haar so sest an dem Knopse eines vorübergehenden Dieners hängen geblieben war, daß es lange währte, bis sie wieder loskam. Ihrer Empsindung nach meinte sie ties purpurn erröthet zu sein, und doch versicherte sie eine Freundin, daß sie äußerst blaß geworden. Die Erscheinung ist klar: Scham der Verlegenheit treibt das Blut in das Gesicht und überhaupt die exponirten Körpertheile, der Schrecken aber verengt in krampshaster Weise die Arterien und staut das Blut zurück. Scham höchsten Grades wird zum Schrecken, und so hochgradig ist zumeist die Scham des Morgenländers. Ich sage: des Morgenländers, denn nicht blos im Talmudischen, sondern auch im Tamulischen heißt die Scham „Weiße" (vsäkzin).

Bei der bronzenen Gesichtssarbe des Morgenländers aber erscheint dieses Weiß als Gelb. Wenn aus neuerer Zeit erzählt wird, daß von zwei jungen Leuten, welche aneinander geriethen und den Degen zogen, der Eine plötzlich gelb wurde, so daß der Andere, darüber erschrocken, die Waffe sinken ließ: so ist das ein absonderlicher Fall, aber im Talmud ist dieses Gelbwerdeu bei gewaltiger innerer Erregung etwas Gewöhnliches. Das dasür gebrauchte Wort köunte zwar auch blau bedeuten; unterdrückte Zorngluth macht das Gesicht wirklich bleisarbig und so erklärt es sich wol, daß das Schahname tieses Erblassen des Gesichts und desonders der Wangen zuweilen als Lazursarbigwerden bezeichnet. Aber daß dort im Talmudischen gelbe Färbung gemeint ist, zeigt der damit wechselnde Ausdruck: sein Gesicht wurde krokus- oder sasransarbig. Bei den Arabern ist Gelb neben seltnerem Roth die ausschließliche Schamsarbe. Das Gesicht weiß machen ist da so viel als es sreudig lichten; da, wo wir Iemandem ein Lebehoch bringen, bringt ihm der Araber das weiße Banner, d. h. er rust: Gott mache sein Antlitz weiß! Gelb aber ist die Farbe des Beschämten und auch des Liebenden, der, weil er nicht die erhoffte Erwiderung sindet, sich in Sehnsucht verzehrt, weshalb der Liebende und Geliebte mit zwei Seiten eines Apsels verglichen werden, der Geliebte mit der rothen und der Liebende mit der gelben.

Der äußerste Termin, bis zu welchem die zwei Talmude zum Abschluß gediehen waren, ist das Iahr 550. Immerhin ist es ein reichliches Iahrtausend, welches seitdem verflossen. In einem so langen Zeitraum erleiden wie die Denkweise so auch die Empsindungsweise, der Geschmack, die Mode manche Veränderungen. Wer von uns schwärmt sür Sasransarbe und Sasrandust? Aber das ganze alte Abendland bis in die römische Kaiserzeit ward durch die gelbe Farbe, welche die Staubsäden der Sasranblüthe ergeben, entzückt, und wie das Gesicht, so kannte auch der Geruch nichts Wonnigeres, so daß man Theater und Cirens des Wohldusts halber mit Sasranwasser besprengte. Und welcher unserer Dichter rühmte uicht die Himmelsbläue, aber das Alterthum und die semitischen Dichter bis in neue Zeit schweigen darüber, als ob sie nicht existirte. Und doch kannten schon die ältesten Inder das schöne dauerhaste Indigoblau, und die alten Aegypter kennen nicht nur unter dem Namen ousstsb ein mineralisches Blau, obenan das des lapis la-uli, sondern sie malen auch in ihrer Hieroglyphenschrist den Himmel blau, nicht nur den Himmel mit hinzugemalten Sternen, sondern auch den Himmel schlechtweg; dennoch denken sie dabei an das Schwarzblau des Nachthimmels, nicht an das Hellblau des Tageshimmels, welches sie als Himmelsweiße, Himmelshelle, Himmelsreinheit bezeichnen. Wenn wir von Himmelsazur reden, so thun wir dies nach dem Vorgang der Perser, welche zuerst das Blau des Lasursteins aus das Himmelsblau übertrugen. Aber auch sie sixiren in diesem Ultramarinblau das Ingrediens des Dunkeln; das Schahname setzt den azurnen Himmel dem hellen entgegen. So auch das semitische Alterthum bis in die talmudische Zeit. Der Tageshimmel gilt als weiß, denn das Licht ist weiß. Ein Rabbi richtete einmal an Rabbi Samuel ben Nachmani die Bitte: Da ich gehört habe, daß du ein Meister der Hagada bist, so sage mir: Woher kommt der Welt das Licht? Er antwortete: Der Heilige, gebenedeit sei Er, hüllt sich in eine weiße Wolke, und die ganze Welt leuchtet von dem Glanze seiner Majestät. Er sagte es ihm leise slüsternd, und der Fragende



entgegnete: Es ist ja doch ein ausdrückliches Psalmwort: Licht ist dein Kleid, das du anhast, und du sagst es mir so heimlich. Er antwortete: Wie ich es heimlich gehört, so sage ich es heimlich.

Anderwärts, wo von dunkelsarbigem Weizen, welcher mehr Mehl gibt, sonnensarbiger, welcher schöneres Brot gibt, unterschieden wird, veranlaßt dies eine Disenssion über die Farbe des Tagesgestirns. Aus der einen Seite wird behauptet, die Sonne sei roth und, wenn sie von uns des Tages nicht roth gesehen wird, so liege dies an der Schwächung nnseres Gesichtssinnes durch die Tageshelle. Aus der anderen Seite aber wird behauptet, die Sonne sei weiß und das Roth der Morgen- und Abendsonne sei je nach ihrem Standort in Osten oder Westen der Widerschein des Feuers der Hölle oder der Rosen des Paradieses. Daß der Purpur des Sonnenballs an einem Nebelmorgen in dem atmosphärischen Lichtreslexe seinen Grnnd habe, wußte man sreilich nicht. Aber man wußte, daß sie ein in Glühhitze, sei es Rothglühhitze oder Weißglühhitze, besindlicher Körper sei. Wie ein arabisches Ueberlieserungswort sagt, die Sonne werde täglich von sieben Engeln mit Schnee und Eis beworsen, damit ihre Hitze die Erde nicht zu Grunde richte: so sagt ein Ausspruch des R. Nathan, die Sonne besinde sich in einem Behälter, den der Psalmist ihr Zelt nennt, nnd davor sei ein Wasserteich; zur Stunde, da sie ausgehen soll, flamme sie aus und der Heilige, gebenedeit sei Er, schwäche ihre Krast durch das Wasser, damit sie nicht die Welt verbrenne. Dereinst aber werde Er sie in der Unmittelbarkeit ihrer Gluth ausgehen lassen und während die Gerechten, denen sie Heilung mit ihren Fittigen bringt, sich an ihr ergötzen, werde sie sür die Gottlosen zum Feuer der Hölle. Die alte Welt, auch die semitische, denkt in Bildern; zuweilen ist es leicht, zuweilen auch schwer, deu Keru des Gedankens zu enthülsen. Ein arabisches Ueberlieserungswort sagt, daß die Sonne, um ihren Laus anzutreten, täglich von 7««Uü Engeln gemaßregelt werden muß. Ter Gedanke, der hier unterliegt, ist wol die Schwersälligkeit des ungeheuren Souneballs. Eiue jüdische Hagada gibt diesem Gedanken eine leichter begreisliche Wendung. Die Altväter im Ienseits, als sie von Mose hören, was die Feinde dem jüdischen Volke angethan, beginnen zu wei^ nen und zu klagen, und Mose, dadurch gerührt, bricht in Verwünschung der Sonne aus, daß sie dazu geleuchtet habe, als die Feinde in den Tempel eindrangen. Die Sonne aber erwidert: Bei deinem Leben, Mose, getreuer Hirt, wie konnte ich sinster bleiben, da man mir droben keine Ruhe ließ, sondern mich packte und mit sechzig Fenerpeitscheu bearbeitete und mir zuherrschte: Geh hinaus und laß leuchten dein Licht! Der Gedanke, daß Gott gern segnet und ungern strast, ist hier aus die Naturwelt übergetragen; sie thut nur zwangsweise, was Gott selbst nur widerwillig thut.

Unwillkürlich sind »vir wieder einmal in den „hochphantastischen"

Garten der Hagada hineingerathen; wir kehren nun zn dem Satze zurück, von dem wir ausgingen: der weiße Tag vertritt bei den Semiten den blauen Himmel. Der Sachverhalt ist bei den Aegyptern und Chinesen, bei den Persern und Arabern wesentlich der gleiche — das, was an dem wolkenlosen Taghimmel entzückt, ist da überall nicht die Lichtqualität, d. i. die Farbe, sondern die Lichtquantität und also das Weiß im Blau. Aber man sah das Blau, denn es kommt zu spärlicher, obwol verschwindend spärlicher Bezeugung, und der vorzugsweise dem Blau entnommene historische Beweis, daß die Netzhaut der altertümlichen Menschen noch nicht so entwickelt gewesen sei, wie die. unserige, steht also aus schwachen Füßen. Pros. Franz Boll in Rom hat neulich iu drei Untersuchungsgängen, zu denen er nicht weniger als 3 mal 50 Frösche eonsumirt hat, das Ergebniß besestigt, daß die Netzhaut des Auges, in welcher der große Sehnerv sich ausbreitet, von rother Eigensarbe ist; daß dieses aus einem Mosaik überwiegend rother und theilweise grüner Bestandtheile bestehende Nervensasergewebe durch sarbloses und sarbiges Licht, auch durch blaues und violettes (ausgeschlossen das ultraviolette) verschiedenartige Wandelungen erleidet und daß diese Wandelungen wahrscheinlich ein mitwirkender Faetor zur Herstellung der sarbigen Bilder der Dinge sind, welche Gegenstand der Wahrnehmung werden. Immer aber bedars es der Seele, ohne welche die Zusammensassung der Lichteindrücke zur Einheit des Bildes nnd die Zurechtstellung des aus der Netzhaut mit dem Untersten zu oberst sich abprägenden Bildes und die Projeetiou desselben an seine bestimmte Stelle in dem Raume außer uns schlechthin unbegreislich ist. Wir sehen im Grunde nicht mit zwei Augen, sondern mit dreien, mit den zwei Augen des Leibes und dem dahinter besindlichen Auge der Seele. Und dieses Auge der Seele ist es, in welchem und an welchem sich die enlturgeschichtlich sortschreitende Entwickelung des Gesichts- und insbesondere des Farbensinns vollzieht. Ia, nicht blos mit drei, sondern mit vier Augen sehen wir. Denn welch ein Unterschied ist zwischen dem Auge des Frosches, dessen Netzhaut durch Blau und Violett ebenso wie die des Menschen assieirt wird, nnd dem Auge des Forschers, welcher dies resleetirend beobachtet und Schlüsse daraus zieht, um, wo möglich, das Geheimniß des Sehaets zn lichten! Die Augen des Leibes nehmen die Bilder der Außenwelt aus, und das Auge der Seele nimmt sie wahr, und das Auge des Geistes macht die Funetionen der drei andern Augen zu seinem Objeete und sucht sie zu durchschauen.

Nord und Süd.

Cine deutsche Monatsschrist.

herausgegeben

von

Paul Lindau.

V. Vand. — Juni M8. — 55. Hest.

<Mit einem Porträt in «abirung: Heinrich laube.,

Berlin.

Verlag von Georg ötilte.

ÜW. 22. louisenstroße.

Ein Frühlingsnachmittag.

von

Wilhelm Jensen.

— Freiburg i. Vr. —

i^in Regentag in einer großen Stadt. In den engen, dumpslustigen, altstädtischen Gassen drängte sich Handel und Wandel über das schlüpsrige Pflaster, gleichgültig ob Himmelsblau oder Vlei daraus niedersah. Aus den breiten, von Palastbanten und Hotels eingesaßten Straßen rollten Equipagen und Miethssuhrwerke und spritzten von ihren Rädern den Vorübergehenden den nämlichen Schlamm aus die Kleider. Der Regen rauschte, und matte Glocken klangen hie nnd da von den Thürmen aus der grauen Lust, vielleicht als Hochzeitsgeläut, vielleicht als Todtengeleit. Es war schwer zu unterscheiden, was sie deuteten, doch noch weniger besaß Iemand Anlaß und Zeit, sich darum zu bekümmern, welche Sprache sie redeten. Diejenigen verstanden sie, welche das augenblickliche Geläut anging, das war genug. Die Freude oder die Trauer bildeten eine Stunde lang irgendwo ein kleines stilles Centrum inmitten des großen rastlosen Wirbelsturms, der ringsumher die Räder sortrollen, die Schritte hallen, die Stimmen durcheinander klingen und in einem Gesumme von Hunderttausende jeden Einzellaut gleichgültig verschlingen ließ. Gleichgültig wiederum allein dem Einen nicht, dem er angehörte; sonst dem Tropsen gleich, der unter seinen zahllosen Genossen unbeachtet herabsiel, von der Erde eingesogen oder von der strömenden Gosse mit sortgeschwemmt.

Rundum, weit hinaus, ein breiter Gürtel von hohen Linden- und Ulmenalleen, Bosquetanlagen, weiten englischen Rasenplätzen, Straßen, Gärten und Villen dehnten sich die vornehmen, reichen, stillen Vorstädte. In allen Stilarten blickten die Häuser aus dem Grün; Gothik, Renaissanee, Schweizerin und Nachahmung alter Ritterburg, Geschmack und Geschmacklosigkeit, doch immer der Reichthum. Er sah immer aus den nämlichen großen Spiegelscheiben, vor denen die tadellos gehaltenen gelben Kieswege

des Gartens sich kunstvoll verschlangen, die plätschernde Fontäne einrahmten, umgürtet von schwer niederhängenden blühenden Syringen, Schneeballen, Goldregen. Rother Dornstrauch leuchtete und weißröthliche dustende Päonien wechselten mit seltsam gesormten sremdländischen Coniseren aus den! glattgeschorenen Teppich des Rasens. Ueberall, vor jedem Hause, auch der nämliche, gleichsam unisormirte Frühling in Blüthenpracht und Fülle, von grauem Licht und grauem Regen überdeckt. Ein Frühling, den der Reichthum sich aus der Erde herausgerusen, dem nur das Eine sehlte, was jener vom Himmel nicht zu erkausen vermocht, die Sonne.

Hier zwischen den vergoldeten Eisengittern, welche aus beiden Seiten die Vorgärten von der Straße abtrennten, bewegte sich kein eiliger Schritt, glitt selten im Flug sestgeschlossene Equipage vorüber. Zwecklos, ungesehen schien Alles zu blühen; kein Laut des Lebens regte sich vor, noch hinter den spiegelnden Gläsern der hohen Fenster. Nur der Regen siel gleichmäßig von der bleiernen Wolkendecke, tropste in gleichmäßigem Fall von Baumeswipsel, Blüthe und Blatt weiter zur Erde. Dann und wann nur noch rüttelte es wie mit unsichtbarer Hand leise hie und da am Gesträuch, als ob ein Windhauch auszuwachen und die monotone Stille zu beleben trachte. Doch er schlies wieder ein und der flüchtige Athemzug des Lebens war verstummt.

Vor einem der größten Häuser in einer der stillsten, vornehmsten Straßen hob sich eine überdachte graue Sandsteinterrasse dem Halbbogen des breiten, kiesglimmernden Aussahrtsweges entgegen. Orangenbäume, Oleander und Granaten verdeckten den Zugang, daneben zur Rechten und Linken überspanneu Clematis und Gaisblatt die ganze Vorderwand des Gebäudes hoch bis über die Mitte des zweiten Stockwerks hinans. Nur an der einen Seite blickte ein sarbigeres Stück aus der grünen Fläche, ein Fenster, das ringsum von dichtblühenden, violettbläulichen Glyeinien umrankt war. Gleich hellen Trauben hingen sie noch weit über das Gesims herab und umrahmten die ungetheilte Scheibe des Fensters wie eine Bildftäche, und gegenwärtig, von der Straße aus bettachtet, wie ein Porträt, das sich aus dem dunklen Hintergrunde des Zimmers abhob.

Kops und Büste einer jungen Frau, reglos auch wie ein Bild. Halb hingelehnt saß sie aus einer Chaiselongue am Fenster und las in einem Buche. Sie schlug ein Blatt um, sah secundenlang daraus nieder und blätterte weiter. Dann hob sie den Kops und blickte mit großen, unbewegten Augen in den tropsenden Garten unter dem grauen Himmel hinaus.

Bild und Rahmen erschienen, aus einiger Entsernung gesehen, sast gleich, denn das erstere glich selbst einer Glyeinie. Nicht allein das seidene Kleid, dessen violettbläuliche Farbe genau derjenigen der hängenden Blumen entsprach, auch der seine Stiel des Halses, der zarte Schmelz des

Gesichtes darüber erinnerten an jene, trotzdem ein Thurmausbau moderner Frisur aus sremdem Haar den Kops in einen Gegensatz zu einsacher Natürlichkeit brachte. Doch ihr eigenes darunter hervorquellendes, braunglänzendes Haar stand so anmuthsvoll zu der schönen, leicht gewölbten Stirn, daß die Vorstellung jene salsche Last darüber hinwegzuräumen und sich den Reiz dieser Besreiung lebendig zu gestalten vermochte.

War sie jünger oder älter, als sie erschien? Es ließ sich nicht sagen, worin es lag, daß sich manchmal das Letztere ausdrängte. Vielleicht weil es unmöglich war, sie sür ein Mädchen zu halten; ihre Augen, ein Zug um die Lippen, die Hände, selbst ihre Stellung widersprachen Dem, ohne daß Iemand deutlich anzugeben gewußt hätte, warum. Aber wer dies unbestimmte Etwas, das einer leicht verschleiernden Atmosphäre ähnlich um sie lag, verscheuchte, der erkannte, daß sie noch jünger sein müsse, als sie erschien, beinahe so jung wie die Syringen draußen im gleichmäßigen grauen Tropsensall des Regens.

Ein schmales, seines Gesicht, nur wenig gesärbt, doch jede Braue und jede Wimper hob sich zugleich mit wundersamer Schärse und Weichheit von dem sanften Untergrunde des Antlitzes. Wie ein Widerspruch schien's, daß ihr Prosil an römisch-griechische Cmnee gemahnte, an eine aus Onyx geschnittene Artemis oder Athene; aber die altklassische Form war so von jungem, heutigem Leben überkleidet, daß nur ihre Schönheit, nicht ihre Strenge darunter Ausdruck gewann. In noch erhöhterem, im höchsten Maße vielleicht, wenn der Mund unter ihr lächelte; doch die kühl und gleichgültig geschlossenen Lippen lächelten nicht.

Nun zog die junge Frau ihre graeil absallenden Schultern mit leichter instinetiver Bewegung in die Höh'. Es hatte sie übersröstelt, der regnerische Mai war kalt, kälter noch in dem hohen, mit allem Comsort des Reichthums ausgestatteten Zimmer, als draußen zwischen den triesenden Bosquets und Blumenbeeten des Gartens. Sie streckte die Hand nach einem kleinen in der Wand neben ihrem Sitz besindlichen Elsenbeinknops und der schwirrende Ton einer elektrischen Klingel ging durch das Haus. Lässig verharrte die Hand noch in ihrer Stellung, welche den modischweiten Aermel, den dustigen Spitzenbesatz sast bis zum Ellenbogen von dem entblößten Unterarm herabsallen ließ, und gedankenlos sah sie daraushin. Der Arm war voller gerundet, als ihre zarte Erscheinung die Vermuthung geweckt hätte, von vollendeter Fülle und Schönheit, unverkennbar wiederum nicht der eines Mädchens, sondern einer Frau, einer Aphrodite. Sie hob ihn langsam zurück und legte ihn einen Moment über ihre Stirn, die er mit einem weichen, warmen Hauch durchströmte, daß sie noch deutlicher als zuvor empsand, wie srostig es sei, und leise zusammenschauerte.

Eine mit außerordentlicher Sorgsamkeit in schwarzes Sammetmieder, weiße Hastelschürze und winziges weißes Häubchen gekleidete Dienstmagd trat ein. „Madame ter Möhlen haben besohlen?"

„Zünden Sie Feuer im Kamin, Brigitte."

Das Mädchen vollzog den Auftrag, kniete vor dem schwarzen Marmorrand des Kamins und blies aus die Kohlen, daß in einer Minute das Holz knisternd Flamme sing. Frau ter Möhlen sah eine Weile in das bläuliche Auszüngeln hinein und nahm das Buch wieder zur Hand; Brigitte stand aus und ging mit der Lautlosigkeit der Dienstboten großer Häuser zur Thür. Die junge Frau drehte halb den Kops:

„Ist Iemand dagewesen?"

„Madame hatten besohlen, ungestört zu bleiben."

„Ich glaube, Sie hören nicht gut, Brigitte. Ich sragte, ob Iemand dagewesen, während ich allein sein wollte."

„Madame Ostertag und der junge Herr van der Horst haben Karten abgegeben."

Frau ter Möhlen nickte und schlug ein Blatt um. Als das Mädchen abermals die Thür erreichte, sragte sie:

„Wo sind die Karten?"

„Die Karten?" Brigitte sah sragend drein. „Aus der Schale im Empsangzimmer."

„Ich habe Ihnen gesagt, daß Sie mir die Karten künstig hierher, dort aus den Tisch legen sollten."

„Madame verzeihen, Madame haben es vermuthlich sagen wollen."

„Sie müssen wirklich wegen Ihres Gehörs zum Arzt. Damit Sie'» nicht wieder vergessen, bringen Sie mir gleich die beiden Karten."

Brigitte ging, kam zurück und ging wieder. Aus der Schwelle blieb sie stehen und sagte:

„Madame verzeihen, ich hatte wirklich etwas vergessen. Herr van der Horst hat hinterlassen, er werde sich erlauben, später wieder vorzusprechen. Werden Madame zu Hause sein?"

„Sehen Sie, wie nachlässig Sie sind. Es ist gut; ich weiß es noch nicht. Sie können gehen."

Die junge Frau hatte die Karten, welche Brigitte ihr überreicht, noch gedankenlos in der Hand behalten und ließ den Blick daraus verweilen. Vielleicht weil die oberste derselben ungewöhnlich, nicht üblicher Art war; „Harald van der Horst" stand autographisch mit zierlichen, doch charaktervollen Buchstaben daraus geschrieben. Nun rollte sie die Karte um ihren schmalen Zeigesinger, glättete sie wieder aus und sah aus die schwertropsenden Syringen hinaus. Das Holz im Kamin knatterte und zog ihre Augen herum. Sie legte die Karte aus das Mosaiktischchen neben sich und lehnte den Kops mit geschlossenen Lidern zurück; aber ihre Hand vermißte das Spielwerk, das sie betrieben, streckte sich mechanisch wieder nach dem Blättchen aus und setzte das Aus- und Abrollen desselben um den Finger sort bis allmählich beide Hände ihr reglos aus die Brust glitten . Sie schlies, und zum ersten Mal bewegten sich ihre Lippen wie zu einem Lächeln.

Dann suhr sie plötzlich aus, sah sast erschreckt um sich und zog mit hastigem Ruck die schwere Seide des Kleides über ihre Füße, aus deren kleinen Hausschuhen zwischen dem kunstvoll durchbrochenen Maschengewirk der Strümpse ein rosiger Schimmer hervorgeleuchtet. Ein Geräusch hatte sie geweckt, die Thür össnete sich, Brigitte kam und meldete:

„Madame Frida Gödeking."

Frau ter Möhlen blickte das Mädchen ungewiß und noch wie halb traumabwesend an, während ihre Linke mechanisch über Haar und Schläse tastete. „Ich bin nicht — was sagten Sie, Brigitte? — sie ist mir willkommen." Ihr Auge glitt an ihrer Toilette nieder, entdeckte, daß sie noch wie beim Einschlasen die kleine Karte um den Finger der rechten Hand gerollt hielt, und das Blättchen hastig abermals ausglättend wars sie es aus den Tisch. Wie sie im Begriff stand, sich von der Chaiselongue zu erheben, trat Madame Frida Gödeking ein, rasch aus sie zu und ries:

„Steh' nicht um meinetwillen aus, liebste Sidonie, ich setze mich zu Dir. Du hast ein Bischen geschlummert und ich störe Dich; hätte ich es geahnt oder Deine Iungser nur ein Wort davon gesagt, wäre ich später wieder vorgekommen. Ein abscheulicher Frühling, der Einen aus Selbstmordsgedanken bringen könnte, wenn man allein zu Hause sitzt. Du hast doch keine Migräne? Ich wollte ein halbes Stündchen mit Dir plaudern; bleib', ich setze mich zu Dir aus's Tabouret, wenn Du Zeit und sür den Abend nichts vorhast."

„Nichts, ich sreue mich, Dich zu sehen," antwortete Sidonie ter Möhlen ein wenig gedehnt, „zumal da Du nicht nach Selbstmordsgedanken, sondern so lebenslustig wie immer aussiehst. Ich lese ein halbes Dutzend der neuesten Neuigkeiten in Deinem Gesicht, um dem abscheulichen Frühling, wie Du ihn heißt, damit Trotz zu bieten. Findest Du ihn anders, als Man ihn verlangen kann? Mich däucht, er ist nach seiner Art; wie sollte ein Frühling sonst sein?"

Frida Gödeking lachte: „Du hast gut optimistisch zu philosophiren, Sidonie. Es ist köstlich warm hier bei Dir, draußen blüht Dir der Mai vor'm Fenster, ohne daß Du seine Kälte spürst, und wenn seine Frostremperatur Dich ernsthast ärgerte, bedürste es nur eines Wortes bei Deinem vortrefflichen Manne, daß er in der nämlichen Stunde mit Dir nach Italien oder bis unter die Wendekreise reiste. Wer im Glück sitzt, sitzt immer in der Sonne."

Sie hatte sich aus den niedrigen, gestickten Sessel neben der Freundin niedergelassen, schüttelte lachend ihren jugendlichen, von hundert kleinen gekräuselten Löckchen überflockten Kops und suhr sort:

„Nun, ich kann auch gerade nicht klagen und mit dem Selbstmord ist's noch nicht ganz so weit. Nur ein klein wenig langweilig ist's ab und zn; Du sindest's natürlich wieder nicht, jetzt noch weniger, als im Institut, wo Du auch immer an Dir selbst genug hattest. Die Naturen sind verschieden, ich kann nicht den ganzen Tag sitzen und lesen oder den Himmel ansehen oder denken. Woher soll man denn immer wieder neue Gedanken nehmen? Wenn man verheirathet ist, läßt man seinen Mann sür sich denken und genießt seine Freiheit und Liebhabereien. Es war sreilich ein Bischen boshast von Dir, Sidonie, zu thun, als sei meine Hauptliebhaberei, bei solchem Wetter herumzukutschiren, wie ein Zeitungsreporter die Stadt nach Neuigkeiten abzuhören und sie nachher wie eine Zeitungsausträgerin von Haus zu Haus anzubringen. Aber worüber soll man denn eigentlich sprechen und was ist denn interessant in der Welt? Mich däucht, das, was unsere Mitmenschen thun, ist's doch am Meisten, undAnderes liest man in den besten Büchern auch nicht. Da scheint's mir am Anziehendsten, wenn ich die Menschen noch obendrein kenne, mit denen sich etwas Besonderes zugetragen, so daß ich Alles viel besser als in einem Buch selbst beurtheilen kann, wie es hat geschehen können und eigentlich müssen und wer die Schuld daran trägt u. s. w. Die Männer haben gut reden, wir Frauen klatschten, wenn wir über solche Vorkommnisse eingehend sprechen. Sie unterhalten sich ebenso ost und ebenso gern über die Angelegenheiten ihrer Geschäftssreunde und Bekannten, nur gemeiniglich über Bagatellen und Lappalien, die uns viel zu unbedeutend und langweilig wären, ein Wort darüber zu verlieren."

Frau Frida Godeking sah allerliebst in ihrer zierlichen, tadellosen Besuchstoilette nach neuester Modesayon aus und sie sprach ebenso allerliebst, hurtig wie eine Laeerte ihre Worte von den muntren Lippen sortringelnd. Sie war ungekünstelt, ohne Hinterhalt und vergnüglich und brachte die Freundin durch ihre Beredtsamkeit zu einem flüchtigen Lächeln der Mundwinkel.

„Du bist auch die Nämliche geblieben, wie im Institut der Madame Sarrasin, Frida, nimmst an Allem Interesse und hast bei Allem tausend Gründe sür Dein Interesse. Aber Deine heutigen Neuigkeiten müssen besonderer Natur sein, da Du ihnen so lange Vorrede als Mitgist vorausschickst. Du bist zu gutherzig, irgend Iemanden zu quälen, darum thu's auch nicht an Dir selber, sondern erzähle mir. Ich höre."

Sidonie sprach es, den schönen Kops mit ein wenig ironischer Ostentation zurücklehnend, als bereite sie sich aus ziemliche Dauer des Anhörens. Frida entgegnete lachend:

„Spotte nur, was ich weiß, interessirt Dich auch und ich sollte eigentlich Dich strasen und es jetzt verschweigen. Aber Du sagst es ganz richtig, ich bin zu gutherzig dazu, und es ist kein halbes Dutzend von Neuigkeiten, sondern nur eine, doch eine gewaltige, welche den Herren Moralisten, Pädagogen, Dichtern, gelehrten Psychologen, und wie sie heißen mögen, genug zu reden und zu schreiben geben würde. Weißt Du noch, Sidi, die blonde Natalie bei der Madame Sarrasin —"

„Die verheirathete Goldberg?"

„Ia, die. Wie's manchem Menschen in den Schooß sällt, was er sich wünscht. Sie wollte schon damals immer einen Goldberg haben und hat ihn bekommen, größer noch, als sie sich wahrscheinlich ihn vorzustellen vermocht hatte, mit einem Landgut, einer Opernloge, Equipage, was sich nur deuken läßt. Ich glaube, es gab keinen Menschen in der Stadt, außer mir — und Dir natürlich — der sie nicht beneidet hätte. Sie hatte ihre kleine Schwester, das heißt sechzehn Iahr' ist sie auch beinah', bei sich im Hause und der junge Doetor Baumann kam täglich, um derselben italienischen Unterricht zu geben — er war über zwei Iahre in Rom — und Ieder glaubte, daß er der Kleinen eigentlich etwas im Voraus den Hos mache. Statt dessen, denk' Dir, Sidi, ist ihre Schwester, die Natalie seit gestern Abend verschwunden, hat ein Billet an ihren Mann zurückgelassen, sie käme nicht wieder, und der Doetor Baumann ist ebensalls sort, Niemand weiß, wohin. Und nun schreien alle Leute, wohin man kommt, über ihren Undank, ihre Schlechtigkeit, ihren —"

Sidome ter Möhlen drehte den Kops. „Mit Recht, daucht mich doch." Sie hielt einen Moment inne, ihre Stimme hatte etwas schärseren Klang gehabt als bisher und sie setzte hinzu: „Sie hat, wie Du selbst sagst, nichts Anderes verlangt, als einen Goldberg, hat ihn erhalten und damit jedes Recht ausgegeben, um sortan nur eine Pslicht zu ersüllen."

„Siehst Du, das sagst Du auch und verurtheilst sie auch. O über euch Moralprediger, die ihr Alles habt, was euer Herz begehrt, und dann den Stab sosort über etwas brecht, was ihr innerlich nicht kennt und nur von Außen ansehen könnt. Deshalb, sagte ich, ist man ganz anders gerecht, wenn man die Menschen und ihre Verhältnisse persönlich kennen gelernt hat und sie nicht nur wie Romanssiguren in einem Buch betrachtet."

Frida Gödeking schüttelte ihr lockiges Köpschen, sah halb ernst-nachdenklich, halb überlegen-sröhlich darein und suhr sort:

„Ich sinde es gewiß nicht recht, was die blonde Natalie gethan hat, aber wer es begreist, kann es auch nicht schwerstes, unverzeihliches Unrecht nennen. Ein alter Schriststeller, meine ich, hat einmal gesagt, es gäbe einen Consliet der Pflichten, und das ist hier genau der Fall. Vielleicht ist's kein Glück, schärsere Augen zu haben als die meisten Leute, doch ich sagte von jeher, die Natalie täuscht sich. Weil sie kein Vermögen hat, so glaubt sie, daß sie im Leben nichts weiter wünsche, als reich zu sein, einerlei, wem sie's verdanke. Da kam der Millionär, sie nahm ihn, er ersüllte jede Capriee, die sie hatte, und alle Leute beneideten sie um ihr kolossales Glück. Nur ich wußte mit Sicherheit, daß es aus die Dauer kein gutes Ende nehmen würde."

„Und warum?" Sidonie hatte sich ausgerichtet und ihr Gesicht sprach mit einer gewissen Lebendigkeit, doch zugleich sast mit zürnender Erregung, daß die Neuigkeit der Freundin in der That ihr Interesse geweckt.

„Warum?" Die junge Menschenkennerin sah der Fragenden einige Seennden mit einer Kunstpause in die Augen. „Der Grund ist sehr einsach sür denjenigen, der so etwas überhaupt zu begreisen ein Organ hat, und ebenso unverständlich sür alle, denen solche psychologische Fähigkeit abgeht. ^.'out Limplsuisnt. hatte die Natalie sich erstens selbst nicht gekannt und sich zweitens unter ihrem Manne etwas Anderes vorgestellt. Für's Erste ist er ungesähr zwanzig Iahre älter als sie, aber das hätte es nicht gethan. Im Ansang war natürlich Alles neu, überraschend und bezaubernd sür sie, so daß sie nach keiner Richtung in Versuchung gerathen konnte, irgendwelchen andern Vergleich anzustellen, als daß sie das große Loos gezogen habe. Es ist leicht zu sühlen, aber schwer auszudrücken, was sich darin allmählich änderte. Wenn ich es nach Dichterart in einem Gleichniß wiedergeben sollte, würde ich sagen: Der Hunger hatte sie geplagt und sie schwelgte eine Weile in allem Köstlichen, was der Reichthum ihres Mannes ihr nur zu bieten vermochte. Er verweigerte ihr nichts; wollte sie Erdbeeren im Deeember nnd Trauben im Mai — ich spreche noch immer bildlich wie ein Dichter — so hatte sie dieselben. Und so vergaß sie lange Zeit über der herrlichen Besriedigung ihres Hungers, daß sie auch Durst hatte. Wonach? sie wußte es vielleicht ansänglich selbst nicht, sie sühlte nur und immer deutlicher, daß ihr etwas sehlte, dessen sie bedurste. Zuletzt erkannte sie's und suchte danach bei ihrem Manne. Aber es gibt Dinge, die der größte Reichthum nicht kausen und der reichste Großhändler nicht verkausen kann, zumal wenn Beide die verlangte Waare nicht einmal dem Namen nach kennen, und das war die Lage, in der sich Herr Goldberg besand. Kein Preis wäre ihm zu hoch gewesen, ihr das Gewünschte anzuschaffen, nur verstand er nicht, was sie wünschte. Du weißt, die Natalie war immer eine der Ersten im Institut, machte am Besten sranzösische und englische Conversation, tanzte am Graziösesten und Madame Sarrasin sagte oft, daß sie sich — auch vor uns beiden, aber ich habe ihr nie darum gegrollt — durch ihre seinen Manieren auszeichne und etwas Aristokratisches an sich habe, so daß sie eine Gesellschast im Faubourg Saint Germain besuchen könne. Siehst Du, Sidi, das war der Punkt, aus den es ankam, von dem ich vorher wußte, daß es daraus hinauskommen müsse. Um es Dir begreislich zu machen, müßte ich Dir ein genaues Bild von Herrn Goldberg entwersen, und das ist nicht leicht. Vor Allem gibt es wol keinen größeren Gegensatz als zwischen ihm und einem Aristokraten. Er ist ein außerordentlich guter, geachteter, rechtschaffener und auch recht stattlich geschaffener Mann, der seine Frau lediglich aus Zuneigung geheirathet hat und sie im Herzen und aus den Händen trägt, aber — ja, wie drücke ich es am Besten aus? — er —"

Frida Gödeking wurde der augenblicklichen Schwierigkeit in der beabsichtigten Wahl ihrer Worte durch eine doppelte Unterbrechung enthoben. Draußen knirschte der Wegkies unter den Rädern eines aus seitwärts besindlichem Stallgebäude vor die Aussahrt heranrollenden Trakehnergespanns, drinnen öffnete sich die Thür und ein noch jugendlicher Mann im Ansang der Dreißiger trat herein. Seine Gestalt war schlank und elegant, sein Gang leicht, elastisch, Behendigkeit eines aus mancherlei Gebieten des Sportswesens Geübten verrathend; Züge und Bewegungen besaßen etwas Liebenswürdig-Einnehmendes, von einem leichten Anfing der Zerstreutheit Ueberhauchtes. Frida war ausgestanden und begrüßte den Ankommenden: „Ah, Herr ter Möhlen, ich vermuthe, wir sehen Sie nur, um uns von Ihnen zu verabschieden."

Sie deutete durch's Fenster aus das Cabriolet hinaus, Herr ter Möhlen versetzte artig:

„Leider erratheu Sie es, Frau Gödeking. Hätte ich gewußt, daß ich das Vergnügen genießen würde, Sie hier zu treffen — aber ich habe versprochen, der Einweihung unseres neuen Clubloeals beizuwohnen; die Tage sind trotz dem Mai so kurz, man weiß nicht, wo die Stunden bleiben. Es ist sehr hübsch von Ihnen, daß Sie Sidonie bei dem abscheulichen Wetter, in dem sie selbst nicht aussahren kann, Gesellschast leisten. Ein wahrhast erbarmungswürdiger Frühling; sehen Sie die armen verklatschten Blumen draußen, wie sie sich nach Sonne sehnen! Hoffentlich werden wir Sie morgen bei der Ruder-Regatta haben; dars ich Ihnen einen guten Zuschauerplatz mit Sidonie zusammen besorgen? Für die Rennen am Ende der Woche werden Sie vermuthlich schon versehen sein. — Wie geht es Vir, liebste Sidonie? Mir scheint, Du siehst etwas angegriffen aus."

Ter Möhlen hatte die Hand seiner Frau gesaßt, sührte dieselbe galant an seine Lippen und betrachtete sie mit leichter doch unverkennbarer Besorgniß in den sreundlichen Zügen. Sie entgegnete:

„Durchaus wie immer, gut; Du weißt ja, daß mir nichts sehlt, Gustav, und sagst selbst, es scheint Dir nur, als sähe ich anders aus, wie sonst. Es wird eher in Deinen Augen liegen; vermuthlich habe ich gestern und vorgestern ebenso ausgesehen und Du hast es nur nicht bemerkt. Aengstige Dich also nicht darum."

„Wahrhastig, Du hast Recht und bringst mich erst daraus, daß ich Dich wegen der verwünschten Angelwette überhaupt seit gestern Mittag nicht wachend gesehen. Ansänglich hatte ich Glück, dann schlug's um, ich hielt trotzdem sest und am Abend haben sie mich beim Souper zu meinem Verlust noch tüchtig ausgelacht. Es ist unbegreislich, wo solch' ein Tag von vierundzwanzig Stunden bleibt, wenn die Geschästsobliegenheiten ihm am Morgen die Hälste abgenagt haben. Ist er vorüber, so hat man keinen Augenblick der Ruhe gehabt."

Sidoniens Finger spielten mit dem Buch, in dem sie zuvor gelesen. „Wie Schade, daß Du nicht wußtest, Frida sei bei mir, sonst hättest Du hier heut' Nachmittag, wie Du andeutetest, einen solchen gewünschten Augenblick sinden können."

„Welch' komische Possen Einem unbewußt die Worte spielen können!" Gustav ter Möhlen lachte mit seinen hübschen Lippen heiter aus. „Haft Du eine Ahnung davon, was Du eben gesagt, mein Herz? Als ob ich lieber um Frau Gödekings, als um Deinetwillen hier geblieben sein würde. Wenn Ihr Mann das gehört —"

Er verbeugte sich schalkhast gegen Frida, die ihm in's Wort siel: „Würde er es so wenig glauben, als alle Welt, die weiß, daß Herr ter Möhlen sür kein anderes weibliches Wesen Augen hat, als sür seine Frau, wie sie sür ihn."

Die Hand Sidoniens spielte schneller mit dem Buch, ein eigenthümliches, den Lippen sremdartig auserlegtes Lächeln ließ einen Moment ihre bläulichen Zähne leicht ausschimmern und sie sagte rasch, die Linke nach dem Fenster streckend:

„So will ich widerrusen und dem Kutscher mittheilen, daß er halb um Fridas, halb um meinetwilleu ausspannen soll."

„Ganz, allein um Deinetwillen, Liebste — bei aller Verehrung vor Deiner liebenswürdigen Freundin — wenn es sein könnte." Gnstav ter Möhlen hatte die nach dem Fenster bewegte Hand seiner Frau gehascht, hielt sie tändelnd sest und setzte hinzu:

„Hätt' ich's nicht versprochen — Du würdest keinen Mann wollen, der sein Wort nicht hielte. Ich sahre aus dem Club direet in die Soiree zum Consul Meibom und werde gegen zehn Uhr dort sein. Du kommst doch auch, liebes Herz, damit wir nns wenigstens dort sehen und den Abend miteinander verbringen?"

„Wenn wir zusällig in dasselbe Zimmer gerathen; die Räume bei Meiboms sind sehr groß und die Gesellschast wird es ebensalls sein."

Es klang nachlässig - müde von den Lippen der jungen Frau, in ihres Mannes Gesicht prägte sich einige Verwunderung aus, er antwortete:

„Du wirst uicht im Ernst glauben, daß wir uns dort versehlen undi nicht einmal zn Gesicht bekommen sollten, sondern ich vermuthe, Du wolltest einen Mangel an Neigung damit ausdrücken, die Soiree zu besuchen."

„In der That, ich sühle mich etwas abgespannt, Gustav."

„Siehst Du, ich nahm es gleich bei meinem Eintritt wahr. Es thut mir leid, daraus verzichten zu müssen, Dich dort anzutreffen, doppelt, da die Regatta morgen mir den ganzen Tag ja das Zusammensein mit Dir unmöglich macht. Aber die Schonung Deiner Gesnndheit geht meinen Wünschen vor; ich ertrüge es nicht, wenn Du krank würdest, mein Herz, obendrein weil mein Egoismus, mich an Deinem Anblick zu ersreuen, den Anlaß dazu gegeben. Leg' Dich srühzeitig zur Ruh', versprich's mir! Ich werde in meinem Zimmer übernachten, um Dich nicht zu stören, wenn ich nach Hause komme. Du hast doch keinen Kopsschmerz? Deine Hand sühlt sich ein wenig heiß an, soll ich nach einem Arzt —?"

Sidynie ter Möhlen zog langsam ihre Hand, die er sorglich gehalten, aus der seinigen. „Du bist zu ängstlich mit mir und wirst Dich in den Club verspäten."

„Wahrhastig!" Er blickte aus seine Uhr und küßte Sidonie aus die Stirn. „Leb' wohl, liebstes Herz, und denke, daß Du mir versprochen, Dich zu schonen. Ich hätte ohne diese Zuversicht keine ruhige Stunde den Nachmittag und Abend hindurch. Meinen sreundlichsten Gruß an Herrn Gödekiug, ich empsehle mich den Damen zu geneigtem Wohlwollen und nachsichtigem Gedächtniß. Aus Wiedersehen!"

Madame Frida Gödeking knixte mit artiger Vertraulichkeit und erwiderte lachend: „Es ist eine der liebenswürdigsten Eigenschasten eines Mannes, sich nicht unentbehrlich zu halten, sondern zu sühlen, daß wir Frauen uns manchmal auch selbst genug sind. Geben Sie Acht, ob Ihnen draußen die Ohren nicht klingen werden!"

„Das könnte mich in Versuchung setzen, zu lauschen — wenn ich die Zeit dazu hätte. Die Zeit! Die Zeit!" Er lachte ebensalls, verbeugte sich noch einmal und ging. Als er die Thür gesaßt, sagte Sidonie plötzlich:

„Gustav —"

„Ia, mein Herz?"

Sie sah ihn verwirrt, sragend an, was sie zu sagen beabsichtigt habe. „Mußt Du auch bei dem Consul Meibom ein gegebenes Wort halten?"

Er verstand sie nicht und sprach es aus: „Ich verstehe Dich nicht, Liebste. Wir haben die Einladung angenommen —"

„Aber, da Du sagst, ich sei unwohl —"

„Bist Du selbstverständlich entschuldigt. Sei unbesorgt, ich werde vollständigste Indemnität sür Dich erstreben und Niemand Dir unter diesen Umstanden Dein Ausbleiben verargen. Besäße ich nur ebensalls einen tristigen Grund dasür, machte ich es in gleicher Weise und ließe absagen, zumal da ich nicht aus die Freude mehr rechnen kann, mit Dir dort zu sein. Doch so sind wir sogenannten sreien Männer Selaven unserer Verpslichtungen. Ihr Frauen habt es besser, weil ihr es leichter nehmt; wir könnten von euch lernen. Nochmals leb wohl! Denk' an mich und bemitleide mich ein wenig!"

Er wars noch eine Kußhand zurück und ging; es hatte ausgehört zu regnen und tropste nur noch von Baum und Busch. Draußen schwang Gustav ter Möhlen sich behend selbst aus den Kutschersitz und ergriff die Zügel, während der Diener hinter ihm Platz nahm. Die Peitsche knallte, schnaubend sprangen die beiden Trakehnerrosse an und der Wagen slog über die stiebenden Kiesel. Durch das glyeinien-umrahmte Fenster blickten die

zurückgebliebenen Frauen schweigend nach, bis das Gespann an der Ecke des Gartens verschwand, dann sagte Frida Gödeking:

„Siehst Du, das ist der Unterschied — weißt Du noch, was ich Dir darzustellen im Begriff stand, Sidi, als Dein Mann eintrat? Er hat mir die Worte überslüssig gemacht; einen solchen Mann hatte die blonde Natalie sich gedacht, als sie heirathete, und der hätte alle ihre Wünsche ersüllt. Wie männlich-ritterlich er sich aus den Sitz schwang, welche Ausmerksamkeit und Verständniß er sür Dich besaß! Iedes Wort von ihm kennzeichnet seine Bildung, gesellschastlichen Anstand, vornehme Lebensart und doch zugleich auch Herzensgüte und die vollste Hingebung au Dein Glück. Mit einem solchen Manne läßt sich — verzeih das etwas übelklingende Wort, doch ich spreche es im Sinne Nataliens — läßt sich vor der Welt ein wenig renommiren; aus ihn kann eine Frau stolz sein, wie Du es bist. Wäre Herr Goldberg im Stande gewesen, der armen Natalie einmal so die Hand zu küssen, sich ihr an Geist, Manieren und Zartgesühl ebenbürtig zu zeigen, statt daß ihr ästhetischer Sinn sich seines linkischen Wesens schämen mußte! Aber ihr verging kein Tag, der sie nicht zu der Empsindung nöthigte, was werden die Leute gedacht haben, wie es möglich gewesen, daß ich diesen unseinen, mir an Bildung so weit nachstehenden Mann geheirathet! Ein derartig beschämendes Gesühl wächst und ist aus die Dauer nicht zu ertragen. Du wirst sagen, sie hätte das vorher wissen müssen, aber welche Braut kennt ihren Mann so genau vor der Hochzeit, daß sie weiß, ob derselbe Demjenigen, was ihr unentbehrlich ist, genügen wird? Sie ahnt es ja selbst ost nicht, was sie mit Notwendigkeit verlangen muß, um sich glücklich zu sühlen und das Gelöbniß wirklich halten zu können, das sie ihm leistet. Dir ist das Alles über jede Steigerungsmöglichkeit geworden, Sidi, was die Natalie entbehrt und sie zu dem schlimmen Schritt getrieben hat, deshalb ist Deine Verdammung eine zu ungerechte und harte, denn Du beurtheilst sie nur nach Dir selbst und der Vorstellung, wenn Du jenen Schritt gethan haben würdest. Doch Du kannst Dir dies eben gar nicht vorstellen; das ist Dein Standpunkt, der kein Urtheil ermöglicht. Ich will ihr Versahren gewiß keineswegs damit beschönigen, daß der junge Doetor Äaumann ein ungewöhnlich liebenswürdiger, bedeutender Mensch sein soll. Was mir sür das psychologische Verständniß die Hauptsache bietet, spricht sich darin aus, daß er eben der vollste Gegensat z zu Herrn Goldberg, ein Gelehrter, allseitig Gebildeter ist, der künstlerische und literarische Interessen besitzt und sie mit taetvollem Austreten, mit gewinnendem Benehmen verbindet. Das hatte die Natalie entbehrt, sage meinetwegen, war zu schwach, um es sür den ganzen Verlaus ihres Lebens entbehren zn können. Ich möchte nicht berusen sein, in solchem Falle zu richten, wo, wie mich däucht, Ieder nur in sich selbst sühlen kann, ob ihm vom Leben ein derartiges Unrecht zugesügt worden, daß er sich berechtigt empsindet, sich dagegen auszulehnen. Schließlich lebt Ieder doch nur einmal, und wer in der Sonne sitzt, kann es leicht als Gebot hinstellen, daß Jemand im Schatten nicht srösteln soll. Herr Gott, schlug es da schon süns Uhr? Ich sage mit Deinem liebenswürdigen Manne, wo bleibt die Zeit? Wir sind heut' Abend zu Weißkopss geladen, der Tenorist, den wir gestern bei Frederkings gebört, singt wieder. Ich kann mir lebhast vorstellen, was die arme Natalie in solchen Situationen gelitten haben muß, wenn man ihren Mann nachher um sein Urtheil über irgend eine klassische Musikpieee besragte. Uebrigens sagt man, sie seien zusammen nach Italien; da er sich so lange in Rom ausgehalten, ist es nicht unwahrscheinlich. In der Idee — natürlich von dem Verwerslichen in diesem Fall abgesehen — sinde ich das entzückend. Nirgendwo muß junges Glück köstlicher sein, als unter den Orangen und Granaten des hesperischen Himmels. Wenn ich Gesetzgeber wäre, so würde ich unverbrüchlich vorschreiben, daß alle Hochzeitsreisen nach Italien unternommen werden müßten. Glaubst Du nicht auch, daß ein Vortheil, eine Gemüthssteigerung sür die ganze Menschheit daraus erwachsen würde? Wir Frauen sollten nur in die Legislatur berusen werden, gewissermaßen eine Kammer sür die innersten, menschichsten Angelegenheiten des Volkes bilden. — Was hast Du denn da liegen, Sidi?"

Frida Gödeking war von dem Tabouretsitz ausgestanden, hatte munter und ohne eine Antwort zu begehren, während sie ihren Blumenhut aus dem Hinterkops besestigte, ihre 'philosophisch-psychologische Gedankenkette weiter entwickelt, streckte jetzt die Hand nach dem kleinen Blättchen aus dem Mosaiktisch und las: „Harald van der Horst." Dann lachte sie vergnügt:

„Ah, der junge Student, man sieht gleich, daß die Karte auch einem angehenden Gelehrten gehört. Unsere jungen Kausmannsherren würden sich schämen, sür ihre Visitenkarten etwas Anderes als das seinste goldgeränderte Glanzpapier mit den verschnörkeltsten Lettern daraus auszuwählen, und doch ist es viel charaktervoller und sinnreicher, seinen Namen mit eigner Hand aus solch einsaches Blatt zu schreiben. Ich möchte sagen, es ist eine andere Atmosphäre um Alles, was diese jungen Gelehrten thun und treiben. Wie hübsch der Name übrigens klingt; obgleich man weiß, daß das holländische „van" gar keine derartige Bedeutung hat, erregt es doch, zumal bei diesen beiden Namen, unwillkürlich einen adlig-aristokratischen Eindruck. Der Inhaber derselben soll indeß seinem Namen noch mehr Ehre machen, als dieser ihm, und wirklich in seiner ganzen Erscheinung und Art etwas Bezauberndes haben, obwol oder vielleicht gerade weil er sich, wie man sagt, noch wie ein halber Knabe von Gesicht und Wesen präsentirt. Kennst Du ihn, Sidi? Natürlich, wie käme sonst seine Karte hieher?"

„Er ist uns empsohlen worden und wir haben ihn einige Male bei uns gesehen," antwortete Sidonie ter Möhlen. „Es scheint, daß Du ihn genauer kennst, als wir. Willst Du schon gehen, Frida?"

„Der Regen hat eine Pause gemacht, und wenn ich mich beeile, komme ich grad' noch trocken nach Hause. Es wird auch höchste Zeit sür die Toilette bei Weißkopss; ich will die Frau Weißkops ein Bischen durch eine ueue Pariser Robe prickeln, die ich gestern erhalten; zu komisch ist's, was sür Augen sie immer dazu macht, ohne aber je ein Sterbenswörtchen über die Lippen kommen zu lassen. Nein, ich habe den jungen Herrn van der Horst nie gesehen, nur von ihm gehört. Gehört sreilich — wenn ich Zeit hätte —"

Iedensalls hatte Frida Gödeking noch so lange Zeit, sich sür eine Minute wieder aus den kleinen Sessel niederzulassen und schnell sortzusahren:

„Ich will's Dir ein andermal erzählen, was ich gehört habe; es ist eine ganz romantisch-mysteriöse Geschichte, wie sie auch unter unseren jungen Kausherren nicht vorkommen würde. Er hat eine Cousine, gleichsalls ein blutjunges Ding und ebenso bildhübsch wie er, die soll ihn zum Sterben lieb haben. Sie haben sich alle beide von srüh aus lieb gehabt, wie solch' ein paar Kinder, ohne es zu wissen, ost aneinanderhängen, bis sie Braut und Bräutigam geworden sind, auch beinah' ohne es zu merken. Doch seit einigen Wochen soll das Mädchen plötzlich surchtbar unglücklich sein, sie sagt's Keinem, warum, aber es heißt, ihr Vetter sei mit irgend einem versührerischen weiblichen Wesen zusammengekommen und von diesem ganz und gar — vielleicht ohne ihren Willen und ihr Zuthun — gesangen, so daß er nicht mehr an seine Cousine denke. Ich bin überzeugt, daß er sie im Grunde noch immer ebenso liebt, er hat nur gar keinen Namen dasür, weil es ihm völlig zur Natur geworden ist. Aber das Andere ist ihm durchaus neu in seiner Unschuld und er glaubt nun, das sei der Himmel, über dem es nichts mehr geben könne. Möglicherweise obendrein noch ein unerreichbarer; wer einige psychologische Kenntniß dieses jugendlichen Alters besitzt, weiß, daß solch' ein halbes Kind sich gar nicht selten in eine verheirathete Frau verliebt. Für die mutz es ein rührender Spaß sein, nur kann es gesährlich sür beide werden, weißt Du, Sidi, wenn sie unglücklich ist, oder sich dasür hält und dadurch, ohne es sich klar zu machen, dahin kommt, ihm seine Thorheit nicht energisch, sei es durch Worte oder nur durch ihr Benehmen, vorzustellen. Ich möchte sast, daß sich in mich einmal solch' ein junger Mann verliebte; er sollte an mir ein Beispiel sinden, wie eine Frau derartige Verirrung aus die richtige Bahn zurückleitet, daß ein Pädagog es in sein Lehrbuch ausnehmen könnte. Du hältst mich gewiß sür eitel und arrogant, Sidi, daß ich das sage; aber ich weiß, daß ich gerade dazu die richtigen Eigenschasten hätte. Wie ironisch Du mich ansiehst — die richtigen Eigenschasten, um Iemanden in mich verliebt zu machen, meinst Du? Das habe ich nicht gesagt; verlangst Du's indeß, so will ich ausdrücklich beisügen, daß an dieser mangelnden Eigenschast vermuthlich mein auszuzählendes Beispiel in's Wasser sallen wird. Mein Gott, wie verplaudere ich mich wieder! Aber es ist so hübsch, seiner Phantasie ein Bischen die Zügel schießen zu lassen. Seiner Zunge auch, willst Du sagen, denn ich glaube, ich habe bald seit einer Stunde ganz allein geredet. Du bist wirklich etwas angegriffen, ich sehe es Dir an; mein vieles Sprechen hat Dich heiß im Gesicht gemacht, doch es steht Dir reizend und wird nichts schaden. Leb wohl, beste Sidonie! Verzeih' mir, aber mir ist's noch immer wie bei der Madame Sarrasin; ich sitze am Allerliebsten ein Stündchen mit Dir zusammen, denn es geht nichts darüber, bei einer Freundin zu sein, die man wie sich selbst bis in jedes Eschen und Winkelchen der Seele hinein durch und durch kennt. Empsiehl' mich Deinem ritterlich-liebenswürdigen Gustav, sobald Du ihn wiedersiehst. Vielleicht gehst Du doch noch zu Meiboms heut' Abend. Du bemerktest es nicht, allein ich sah es Deinem Mann an, wie leid es ihm that, Dich nicht dort zu treffen. Ich glaube sast, er empsand es als ein wenig lieblos. Noch einmal adieu, liebste Sidi!"

Frida Gödeking küßte ihre Freundin,' hüpste leichtsüßig davon, nickte noch unter der Thür lächelnd zurück und verließ das Haus. In dem kostbar ausgestatteten Boudoirgemach, aus dem ihre hurtig-lebendige Stimme sortgeschwunden, schien es stiller als vor ihrer Ankunst. Nur die goldene Roeoeopendule über dem Marmorkamin tickte vernehmlicher und Sidonie ter Möhlen hielt eine Zeit lang ihre Augen aus den schwingenden Amourettenpendel gerichtet, als zähle sie etwas an den gleichmäßigen Schlägen desselben, oder gegen diese gehalten, ab. Dann nahm sie das Buch und las. Ein leichter Windstoß kam durch den Rauchsang und stieß in den Kamin, daß die weiße Holzasche des erloschenen Feuers leise über den messingenen Gitterrand wegstiebte. Die Leserin suhr zusammen und sah eine Minute erschreckt daraus hin und drehte mit einer plötzlichen Hast den Blick durch das Glyeiniensenster in den Garten. Auch dort siel es im Lustzug in schwereren Tropsen von Blüthen und Blättern; immer das gleiche Bild, nur allmählich von einer leisen, lebhasteren Färbung angehaucht. Fast unmerklich nahm sie zu und gestaltete sich langsam zu einem schwermüthigen Glanz, melancholischem röthlichem Wolkenreslex, der zu der grünen Frühlingswelt und ihren bunten Kelchen sast noch widerspruchsvoller stand, als das graue Regengewebe zuvor. Aber dann schlug es wie eine Flamme aus und ein wirklicher Sonnenstrahl übergoß mit schars abgegrenzter Goldgarbe vereinzelte blaue Syringe und weiße Schneebälle. Fast blendend sür das an Nebeldammerung gewöhnte Auge; die traurig-sarblosen Wassertropsen sunkelten in ihm plötzlich wie tausend Diamanten. Man brauchte den Horizont

?lord und Lüd. V, 15. 20

nicht zu betrachten, um deutlich zu empsinden, es könne nichts Anderes sein, als ein flüchtiger Ausblitz des sinkenden Tages, der in kürzester Frist dem Regen, den Wolken, dem Nebel die alte Herrschast zurückgeben werde. Aber es war schön sür den Augenblick, von leuchtender, märchenhafter, bestrickender Schönheit.

Die junge Frau redete einige Worte halblaut vor sich hin, eine Sentenz, welche ihre Freundin ausgesprochen; offenbar ries der Anblick der Sonne sie ihr in's Gedächtniß. „Wer in der Sonne sitzt, kann es leicht als Gebot hinstellen, daß Iemand im Schatten nicht srösteln soll."

Die Pendeluhr hub an, die sechste Stunde zu schlagen. Auch das kam ihr in's Gedächtniß, daß es süns geschlagen, als die junge Menschenkennerin die Fülle ihrer Philosophie in jenem Satz zusammengesaßt. War eine Stunde seitdem vergangen?

Hatte sich in den letzten Schlag der Uhr ein anderer Klang, wie derjenige leis gezogener Thürglocke eingemischt? Sie wußte nicht, ob sie es gehört oder nur zu hören geglaubt, aber sie war ausgeflogen, gegen die Thür hin und ihr Mund sagte hastig: „Ich bin nicht zu Hause", als ob sie einer Magd Austrag damit ertheile. Doch Alles blieb still und sie stand zweiselnd; offenbar hatte sie sich getäuscht und trat wieder an's Fenster. Hinter ihr öffnete sich die Thür so geräuschlos, daß sie erst die Anwesenheit eines Menschen im Zimmer vernahm, als die Stimme Brigittes sagte:

„Der junge Herr, der heut' Nachmittag die Karte abgegeben, sragt, ob Madame zu sprechen sind?"

Das violett-bläuliche Kleid, das die hohe, graeile Gestalt der jungen Frau weich gegen den Goldgrund des Sonnenstriches draußen abhob, regte sich nicht, nur die abgewandten Lippen versetzten nach einer Pause, als habe das Ohr die Frage ausgenommen, doch dieselbe nur undeutlich dem Verständniß übermittelt:

„Welcher Herr?"

„Herr van der Horst, glaube ich."

„Ich sagte Ihnen, Brigitte —"

Sidonie drehte jetzt den Kops und sah, innehaltend, dem Mädchen in's Gesicht. „Sie sind von einer merkwürdigen Ungeschicklichkeit in letzter Zeit; auch wenn ich es Ihnen nicht ausdrücklich gesagt, hätten Sie es wissen können — Herr van der Horst? Man kann sich nicht verlimgnen lassen, wenn Iemand so lange in Zweisel gelassen wird. Durch Ihr unbeholsenes Wesen versetzen Sie mich in die Nothwendigkeit — ich lasse bitten einzutreten."

Brigitte ging, ohne sich gegen den gemachten Vorwurs zu vertheidigen; die junge Frau setzte sich in einen Sessel und stand wieder aus. Wie sie in die Höh' blickte, wars ein Pseilerspiegel ihr Bild vom Scheitel bis an den Robensaum zurück; nur einen Moment, denn ihr Auge glitt in

der nächsten Seennde aus die Uhr ab, deren Pendel eine so laute Schwingung ausgesührt, daß es ihr im Ohre klang, als vibrire ein zitternder Ton im Innern des treibenden Räderwerks nach. Nun wandte Sidonie sich um und sagte höflich-vornehm: „Guten Abend, Herr van der Horst. Sie haben mich heut' Nachmittag versehlt, wie mir Ihre Karte gezeigt."

Ihre Hand lud mit einer Bewegung den angemeldeten, mit einer Verbeugung an der Thürschwelle innehaltenden jungen Mann ein, sich ihr gegenüber aus einen Sessel niederzulassen, während sie selbst durch die Breite eines Tisches getrennt aus einem Divan Platz nahm. Der Eingetretene war schlank und hoch, doch offenbar noch im Wachsthum begriffen. Ueber seiner Lippe schattete es leise mit einem dunklen Anhauch und ebenso begann es die weichen Linien seiner Wangen zu umspielen, sonst hätte sein Gesicht sür das eines schönen Mädchens zu gelten vermocht. Für ein sehr schönes Mädchenantlitz mit weichem, dunkelbraunem Haar über blüthenheller Stirn, unter der wundervoll geschnittene leuchtende Augen glänzten. Man sah in sie hinein, durch sie hin, wie durch ein krystallenes Wasser aus schimmerndes Gestein und Rosenmuscheln des Grundes; kein Schatten hatte die morgensrische Klarheit ihres Lichtes getrübt. Er war schöner, als ein Weib in seinen Iahren es sein konnte, wie die griechische Kunst dem Iüngling in seiner vollendetsten Gestaltung den Preis vor der Iungsrau zuerkannte, und er war es besonders, weil er sich des Zaubers, den er ausübte, nicht bewußt erschien. So stand er, einer Blume ähnlich, die sich aus schlankem Stiel im Winde bewegt, unselbständig und unschlüssig, doch der Ausdruck der Schüchternheit in Miene und Wesen hob nur seine knabenhaste Anmuth, und es war, als müsse ein Dust ihn umfließen.

Ein anderer Dust entströmte in Wirklichkeit seinen Händen, die einen großen Strauß eben ausbrechender weißer Maiglöckchen hielten. Er hatte sich mit demselben gesetzt und blickte ungewiß daraus nieder, erhob sich nun indeß mit plötzlichem Entschluß und trat mit den Blumen gegen Sidonie hin. Dazu sagte er etwas, wie: „Ich kam heut' Nachmittag und wollte mir —"

Sie siel ein: „Welch' köstlicher Dust, er kommt bis hieher. Sie sind wie Schillers Mädchen aus der Fremde, das den Frühling bringt."

„Ich wußte — Sie sagten es einmal — daß Sie Maiglöckchen besonders gern haben." Und er bot ihr mit ungewandter und doch natürlich hübscher Handbewegung den Strauß.

„Für mich?" Es schien sie so zu überraschen, daß sie, ohne den Arm zur Annahme zu regen, aus die weißen Blumen sah. „Oh, blühen sie also schon? Es sind die ersten, die ich sehe."

„Ueberall — oder vielmehr — ich erhielt heut' Morgen eines zugesandt, in einem Briese — daraus entnahm ich —"

„Sie sind sehr ausmerksam — aus ein zusälliges Wort. Unsere jungen Herren wären vielleicht ebenso galant und sreigebig, aber der Werth ihrer Gaben wäre geringer, dustloser. Haben Sie sreundlichsten Dank! Nur hätte es gewiß Iemanden gegeben, den Sie dadurch — ich will nicht sagen, mehr ersreut — allein, dem sie zu reichen, Sie mehr ersreut hätte."

„Ich wüßte Niemanden — Sie — Sie und Ihr Herr Gemahl haben sich meiner so sreundlich — es ist nur ein armseliges Zeichen meiner Dankbarkeit. Verzeihen Sie, ich suhle es wohl, daß ich den jungen Herren nicht gleiche, von denen Sie sprachen, mich nicht mit ihnen messen kann, sondern ungeschickt bin, mit der Zunge wie mit der Hand —"

Es kam besangen, abgebrochen aus seinem Munde und ein rother Schimmer strahlte ihm über die Stirn aus. Ihre Hand hatte sich jetzt nach dem Strauß ausgestreckt und zugleich die seinige ihn losgelassen, als habe sie denselben schon gesaßt. So siel er zwischen sie zu Boden, halb aus den Teppich und halb aus den seidenen Saum ihres Kleides und beide blickten daraus nieder. Der junge Mann machte eine instinetive Bewegung, ihn auszuheben, doch wie von unsichtbarer Hand schen angehalten, sührte der Arm seine Absicht nicht aus und Sidonie lächelte:

„Nein, Sie gleichen jenen jungen Herren nicht —" ihre Augen begegneten mit einem kurzen Blick den seinigen, und sie sügte rasch hinzu: „Denn von ihnen hätte jeder es als oberste Vorschrist der Höslichkeit angesehen, meine Ungeschicklichkeit schon zehnmal wieder gut zu machen."

„Die meinige, wollen Sie sagen. Oh, Sie sehen, wie linkisch ich — aber ich wüßte nicht — ich sürchtete, meine Hand könnte das Kleid —"

Er bückte sich nun hastig, im selben Moment, wie Sidonie das Nämliche that, und ihre Finger streisten beim Ersassen des Straußes einen Augenblick an einander vorüber. Dann hatte sie die Maiglöckchen genommen, tauchte ihr Gesicht in den Dust derselben hinein und schwieg. Er stand, etwas zurückgetreten, verlegen-unentschlossen; erst als er nach seinem Hut griff, sah sie aus:

„Wollen Sie Ihren Platz nicht wieder einnehmen?"

„Nein, ich habe Sie schon zu lange — Ihre Zeit wird von Wichtigerem — und ich will mich verabschieden."

„Sie sind ja kaum erst gekommen. Das heißt diesmal, Ihre Zeit ist von Wichtigerem in Anspruch genommen, als einer Frau Gesellschast zu leisten. Ich verdenke es Ihnen nicht; sagen Sie gerad' heraus, es sei langweilig, Ihre Freunde, Ihre Bücher, alles Andere Ihnen interessanter. Offenheit ist nie kränkend, ist jedensalls immer gut, und wenn Ihr Mund auch schweigt, haben Ihre Augen doch noch nicht gelernt, anders zu reden, als sie denken."

„Wenn sie das sagen, so haben sie noch nicht gelernt, auszudrücken, was sie denkeu." Es war ihm von den Lippen geflogen, er brach etwas verwirrt ab. „Ich meine, ich wüßte keine Stelle aus der Welt, wo — wo bei solchem Wetter. etwas Besseres, irgend etwas —" und er sah in den Garten hinaus.

Ein Lächeln ging über die Lippen der jungen Frau. „Aus einem Complimentirbuch war die Antwort nicht, sondern offenherzig, wie ich Sie darum gebeten. Aber da Sie nichts Besseres zu thun haben — mir geht's wie Ihnen, ich will auch offen sein — so lassen Sie uns bescheiden uns mit dem minder Guten begnügen. Und doch blüht der Frühling und die Maiglocken bei solchem Wetter. Erzählen Sie mir etwas! Von Ihrer Heimat, Ihren Eltern, Geschwistern. Sind sie Ihnen ähnlich und haben Sie Heimweh nach ihnen? Gewiß wird Ihre Mutter Sie schmerzlich vermissen."

Er hatte sich mit stumm in den Augen ausleuchtendem Glück wieder gesetzt und entgegnete: „Wenn Sie es mir erlauben ^ Sie sind sehr gütig gegen mich, denn ich weiß, daß es Sie nicht interessiren kann, was ein junger Mensch wie ich — srüher, aus dem Gymnasium war ich eitel und verblendet und hielt mich meinen Mitschülern gegenüber sür etwas; ich habe hier erst einsehen, sühlen gelernt, was sür ein unbedeutendes, werthloses Ding das Bischen Wissen ist, aus das ich stolz war, und welch' ein Nichts, das eigentlich gar nicht existirt, ich bin. Für gar Niemanden aus der Welt, als sür meine Eltern — Geschwister, wirkliche Brüder und Schwestern, meine ich, besitze ich nicht — und deshalb hatte ich im Ansang, als ich hieher kam, Heimweh, besonders nach meiner Mutter. Bis vor Kurzem — die Leute sagen, daß ich ihr am meisten ähnlich sei. Sie sragten danach, sonst würde ich nicht — denn es kann ja sür Sie kein Interesse — aber ich habe kürzlich ein Bild von ihr —"

Er zog eine, aus der Außenseite mit kleinen, blauen Vergißmeinnicht bestickte Briestasche hervor, suchte darin und legte eine Photographie vor Sidonie ter Möhlen aus den Tisch. Sie streckte rasch die Hand danach:

„Ihre Mutter? Mich däucht, es ist nur menschlich, sagen Sie, schon aus Neugier begreislich, daß man ihr Bild gern betrachtet, wenn man den Sohn kennt, vor sich hat und die Aehnlichkeit vergleichen kann."

Sie blickte abwechselnd aus die Photographie und in das lebendige, jugendliche Antlitz vor ihr; bei dem Zweck, den sie versolgten, hesteten ihre Augen sich sester und länger als zuvor in sein Gesicht. In Manchem sand sie Aehnlichkeit, in Anderem nicht; der Sonnenstrich, der durch den Garten gesallen, war erloschen und nur ein röthliches Abendlicht lag aus dem Bosquet, den Syringentrauben, die jener vorhin mit Gold überslossen. Es dämmerte draußen noch nicht, doch drinnen begann es mit einer leisen Undeutlichkeit die Dinge zu umrinnen; auch die nickenden Glyeinien über dem Fenstergesims schatteten etwas. „Sie sind's hauptsächlich, die das Licht nehmen," sagte die junge Frau, und sie stand aus und trat um einen Schritt näher an den Gegenstand ihrer Betrachtung, ihres Vergleiches heran. „Ihre Mutter muß noch jung und noch eiiu. sehr schöne Frau sein; wenn Sie das Haar gleich ihr an den Schläsen herabgescheitelt trügen, glaube ich in der Thai, müßten Sie ihr sprechend ähnlich sehen. Möchten Sie's zum Scherz einmal niederstreichen, so bin ich überzeugt —"

Seine Hand hob sich, während sein Blick stumm in dem ihrigen hastete, empor und tastete, gleichsam mechanisch-willenlos über das Haar, um es in die begehrte Lage zu bringen. Doch sie versetzte dasselbe nur in einen halbkomisch verwilderten Zustand und die harrende Zuschauerin lachte: „Nein, so wird es nichts; zum Friseur sind Sie nicht geschaffen. Es war thöricht von mir und doch wäre es mit zwei Strichen —"

Sie stand vor ihm und wiederholte: „Mit zwei Strichen, so und so," und sie machte mit ihren Händen deutend die Bewegungen durch die Lust. Er stotterte: „Wie?" und suchte den Gesten nachzuahmen, aber sie lachte wieder: „Es ist unglaublich, wie ungeschickt solch' ein junger Mann ist — Sie sind wirklich noch ein Knabe," und plötzlich setzte sie hinzu: „Nein, so!" und ihre Hand glitt über sein weiches Haar und glättete es ihm schräg an der Stirn herab. „Wenn ich Ihnen nicht helse, wird es dunkel, eh' Sie damit zu Stande kommen, und nützt nichts mehr; bücken Sie den Kops ein wenig, daß ich auch aus der andern Seite — so —"

Sie strich ihm das Haar auch an der linken Schläse nieder; er saß athemlos-unbeweglich, ihr Antlitz überragte ihn um Haupteslänge, sie neigte dasselbe über ihn und stand mit zurückgebogener Brust, um ihr begonnenes Werk zu vollenden. Nun legten sich ihre beiden Handflächen ihm aus den Scheitel und schlossen mit leisem Druck die auseinander getheilten Hälsten seines Haares nach den Seiten hinunter. Er hatte die Augen geschlossen; ihm war, als hauche es ihn näher und näher wie mit einem süß-betäubenden Dust an und es klang ihm im Ohr, daß sie gesagt, er solle den Kops mehr herabneigen. Wie im Traum, unbewußt sast, um einige Linien that er's, dann hielt seine Stirn reglos inne, denn sie tras wider ein Etwas, dos ihr Halt gebot. Er wußte, dachte nicht, was es sei; er empsand nur, daß es ihm weich und warm die Stirn, die. Lider begrenzte, daß es leise um ihn knisterte und sich wie leise Welle hob und schwand und zurückkam. Nur wenige Herzschläge lang — „So," sprach die Stimme Sidoniens über ihm, „nun sind Sie eine Tochter Ihrer Mutter und werden ihr gleichen." Aber sie blieb noch in ihrer Stellung, obwol ihre Hand seinen Scheitel verließ, und als ob dieselbe ihn bisher gestützt, glitt seine Stirn, ihres Haltes beraubt, willenlos sester gegen die seidene Hülle, unter der die leise Welle ausslu thete und ebbte. Ietzt nicht mehr, sondern sie stockte, wie plötzlich in ihrem Emporschwellen unbeweglich sestgebannt, und nur der Pendel der Sockeluhr tickte dreimal laut und vibrirend durch die Stille. Dann stießen die Lippen der jungen Frau aus:

„Oh, die Maiglöckchen — sie verwelken, wenn wir nicht sür sie Sorge tragen. Wir müssen ihnen Wasser geben, das ist das Wichtigste. Wie kann man so undankbar sür Das sein, was Einem Freude bereitet!"

Sie war hastigen Schritts zurückgetreten, nahm, sich abwendend, eine kostbare Ssvresvase vom Kaminsims und süllte dieselbe aus einer Karaffe. „Wollen Sie mir den Strauß geben, oder nein, halten Sie das Gesäß und ich setze ihn hinein."

Er trat aus sie zu und streckte mechanisch ihrer Aussorderung nachkommend den Arm aus, doch seine Hand zitterte so hestig, daß die Vase in ihr hin- und herschwankte. „Sie werden das Wasser überschütten, Herr Ungeschick," lächelte Sidonie; „o was sür unbeholsene Kinder seid ihr jungen Gelehrten! Nun stillt euren Durst, ihr armen Verschmachtenden!"

Sie tauchte den Maiglöckchenstrauß in das Gesäß, allein zugleich flog ein stammelnder Ton des Schrecks von seinem Munde. Ein klirrendes Geräusch begleitete denselben, und er starrte vor sich nieder zu Boden. Seine Hand hatte, von der ihrigen berührt, die kostbare Vase losgelassen und sie lag in Scherben zerbrochen aus dem Teppich.

„O mein Gott — welch' ein Unglück — wie tölpelhast bin ich," stotterte er. „Wie soll ich das gutmachen —?"

„Was? Meine Ungeschicklichkeit, daß ich den Strauß zu sest hineingesetzt und Ihnen die Vase damit aus der Hand gedrückt?" Sidonie schob gleichgültig mit der Fußspitze einige der Bruchstücke aus dem Wege. „Die Blumen sind unbeschädigt, leben und dusten, was liegt an solchem todten Geschirr? Ietzt sehe ich erst, wie ähnlich Sie mit dem gescheitelten Haar Ihrer Mutter sind; vielleicht gerad' in diesem Dämmerlicht am Meisten. Aber sie würde trotzdem über ihren Sohn erschrecken, wenn sie ihn so unmännlich sähe, glaube ich. Sie haben doch kein Mädchen-, sondern ein Knabengesicht — wer Schaden thut, muß Schaden bessern. Da sind Sie keine Haraldine mehr, sondern wieder ein Harald."

Sie ordnete ihm das Haar aus Stirn und Schläsen wieder über den Scheitel zurück. Das Zwielicht brach schnell herein und ließ die dunkle Färbung, welche seine Züge überströmt hatte, mehr ungewiß ahnen, als mit dem Blick erkennen; nur aus seinen Augen bebte ein halb irrer, beherrschungsunsähiger Strahl. Die junge Frau setzte sich in die Divanecke zurück, der Schatten des vorspringenden Kamins siel über sie, ihr Glyeinienkleid verschwamm in einen allgemeinen hellen Schimmer, nur ihr Gesicht, die Hände und Unterarme zeichneten sich noch erkennbar von dem Untergrunde ab. Eine Minute lang hatte sie geschwiegen, ihre beiderseitigen Athemzüge gingen allein durch den Raum, dann sragte ihre Stimme aus dem Dämmerweben:

„Sie sagten vorhin, daß Sie im Ansang Heimweh nach Ihrer Mutter gehabt, bis vor Kurzem noch. Haben Sie es jetzt nicht mehr?"

Er blieb aus dem Fleck, den er in einiger Entsernung innegehabt, stehen und antwortete mit einem „Nein", das kaum verständlich klang. Doch es war zweisellos, daß er die Frage mit ungestümem Nachdruck verneint hatte, und Sidonie suhr rascher sort:

„Und warum? Wenn Heimweh erlischt, kann nur der Grund sein, däucht mich, daß man zu vergessen ansängt, was es srüher erregt. Und was man lieb gehabt, vermag man nur zu vergessen, wenn man Anderes gesunden, das Einem noch lieber geworden. Oder irre ich mich? Darin gewiß nicht, daß es Ihre Mutter schmerzen würde, wenn sie es wüßte. Ich sühle es mit ihr, und mir ist, als hätte ich eine Pflicht, sür sie zu handeln, da sie weit von Ihnen ist — an ihre Stelle zu treten, sür sie zu sprechen. Ich bin ja auch eine Frau wie sie; hätten Sie Vertrauen zu mir? Es ist dunkel, daß Sie sich denken könnten, Ihre Mutter säße wirklich hier und sragte Sie: »Warum vergißt Du mich, Harald? Ist Iemand, der mich aus Deinem Herzen verdrängt?« Kommen Sie und beichten Sie der Stellvertreterin Ihrer Mutter!"

Halb scherzend, halb träumerisch waren ihre Worte aus der dunkelnden Ecke erklungen; ein stockender, unsicherer Laut antwortete ihr:

„Beichten? Was soll ich beichten? Ihnen —?"

Das Letzte klang wie in herzklovsendem Schreck hervorgestoßen. Sidonie entgegnete:

„Halten Sie mich sür strenger — als Ihre Mutter es wäre, und sürchten sich vor mir? Sie brauchen mir nicht zu sagen, was der Grund ist. In Ihrem Alter gibt es nur Einen, der das Heimweh erlöschen, die Heimat vergessen läßt. Um Sie zu absolviren, verlange ich nur zu hören, ob dieser Grund einen würdigen, einen edlen Gegenstand besitzt? Nun?"

Er war schwankenden Fußes herangetreten, nur seine Gestalt zeichnete noch ihre Umrisse gegen das Fenster ab, zitternd und schweigend, so daß sie nach einer Weile wiederholte:

„Nun? So lassen Sie's, wenn Sie kein Vertrauen zu der Stellvertreterin Ihrer Mutter haben. Daß Sie etwas verändert hat in der letzten Zeit, gewahrte ich gleich bei Ihrem Kommen. Sie waren anders, als Sie zuerst unser Haus betraten, sreier, offener und blieben gern. Heut' wollten Sie wieder gehen, nachdem Sie mich kaum begrüßt. Zu wem trieb es Sie? Zu keinem Freunde, las ich in Ihrem Gesicht. Das ist's, woraus Ihre Beichtmutter Antwort verlangt!"

Noch immer blieb er stumm, aber man hörte, daß ihm Worte aus der Brust ausrangen. „Ein Beichtkind steht nicht, sondern kniet," lächelte sie, „das erleichtert ihm das Geständniß," und wie eine durch das Dunkel rinnende weiße Blüthe machte ihre Hand eine deutende Bewegung aus den Schemel zu ihren Füßen. Er stand gesenkten Kopses, athemlos, als blicke er starr in die Richtung, die ihre Hand ihm gewiesen, nieder; dann plötzlich verschwand seine schlanke Gestalt aus dem matten Schimmer des Fensterrahmens, denn er kniete willenlos herabgezogen aus den weichen Schemel, doch sein Mund stammelte:

„Ich kann nicht —"

„Was können Sie nicht-, Harald? Nicht aussprechen, daß Sie lieben, I emanden anders lieben, als Ihre Mutter, zum ersten Mal? Mich däucht, es müßte selig sein, das sagen zu dürsen."

„Zu dürsen?" Der Klang seiner Stimme verrieth, daß er die Stirn emporgehoben und zu der jungen Frau in die Höh' blickte, allein zugleich schwand das Unsichere, Schwankende in dieser Stimme sort, glühte es in ihr aus, wie ein heißer Strom, der mit ursprünglicher Krast aus der Tiese emporbrechend seine Fesseln sprengt. „Ich dars es nicht, denn ich bin ein Sinnloser, ein Abscheulicher, Verworsener. Ich dars ihren Namen nicht aussprechen, es ihr nicht sagen, die ich liebe, denn sie ahnt es nicht, würde es nicht glauben, daß ich den Blick zu ihr zu heben gewagt, würde mich mit Verachtung von sich stoßen —"

„So will ich das Gegentheil von ihr thun, Harald, Ihnen beweisen, daß Ihr Vertrauen zu mir Sie nicht getäuscht." Die weiße Blüthe dvrchschwebte wieder die Lust und ihre Hand legte sich warm und wie Dust ausströmend aus seinen Scheitel. „Warum klagen Sie sich so hestig an? Ist es kein Mädchen, das Sie lieben, sondern eine Frau? Und lieben Sie dieselbe wirklich und täuschen sich nicht? Und würden Sie —?"

Ihre Stimme ward klanglos von einem leisen Beben verschlungen, aber ihre Lippen mußten dicht an ihn hinangeneigt sein, denn ihr Athem wehte ihm an Stirn und Augen, und mit der Gluth erster trunkener Leidenschast rang er aus der Brust:

„Sie sprechen es aus und verdammen mich nicht? Sie stoßen mich nicht mit Abscheu sort? Soll ich Ihnen ihren Namen nennen? O ich Wahnsinniger — ich bin ein Gott — — ich wäre ein Gott — wenn ich sie einmal so mit meinen Armen —"

Und wie er es sprach, schlang er besinnungslos seine Arme um die Knie Sidoniens und preßte seine Stirn in die knisternde Seide ihres Schoßes. Der Pendel der Uhr tickte wie ein irrer Herzschlag einmal hin und einmal zurück, ein Schauder durchrann vom Scheitel bis zur Sohle den Leib der jungen Frau und rang ihn ohne Gedanken, ohne Wissen und Wollen vom Sitz empor. Sie stand, sich mit der Hand gegen die Divanlehne zurückstützend, ausrecht und sprach abgebrochen in's Dunkel:

„Es ist Nacht geworden — stehen Sie aus, Harald — wir müssen Licht anzünden. Dann will ich Ihre Beichte weiter —"

Sie tastete aus einer Marmoreonsole und die Kuppel einer Lampe klirrte, doch ihre Hand ließ diese wieder sahren und schloß sich kurz aus die heiße Wange, die den Fingerspitzen, als wären sie mit Augen begabt, dunkelrothe Gluth entgegenflammte. Und um eine Seennde später suhr die Stimme Sidoniens sort:

„Oder — wollen Sie — wenn Sie wiederum nichts Besseres wissen — wollen Sie in einer Stunde den Thee mit mir trinken, Harald? Ich bin allein, denn mein Mann besucht eine Gesellschast. Machen Sie noch einen Spaziergang und wenn Sie zurückkommen, da will ich — da nennen Sie mir den Namen der Glücklichen, die Sie lieben. Niemand wird ihn hören als ich und Niemand uns stören. Aus baldiges Wiedersehn —"

Der letzte Schimmer des Maitages ließ ihn ahnen, daß die weiße Blüthe ihm wieder entgegendustete. Er versuchte etwas zu erwidern, allein sinnloses Pochen in der Brust erstickte ihm die Sprache und der Mund brachte nur ein trunken stotterndes: „Ich komme — in einer Stunde" hervor. „In einer Stunde," wiederholte er und hielt die Hand, die sie nach ihm ausgestreckt, und preßte seine glühenden Lippen daraus. „Dann will ich Ihnen den Namen — ich glaube auch, daß mir die Lust draußen —-"

Seine Stimme klang einer Ohnmacht nahe; willenlos ihrem Gebot Folge leistend, ging er. Die junge Frau blieb stehen, sie hörte die Thür knarren und sie wollte einen Laut ausstoßen, der wie „Blejb" verzitterte. Doch er blieb wir tonlos gehaucht, denn die Lippen versagten ihr. Ihr Ohr horchte noch einen Moment aus den draußen verhallenden Schritt, dann wankte ihr der Boden unter dem Fuß. Obwol sie nichts sah, war es ihr, als müsse das Zimmer im Sturm um sie her kreisen, und die Hände über ihr Antlitz schlagend, siel sie vor einem Sessel zusammen.

Eine Weile tickten und klopsten in dem völlig sinsteren Boudoir die Uhr und das Herz der regungslos Knienden gegeneinander. Das letztere mit doppeltem Schlag die erstere überholend, doch allmählich glich die verschiedenartige Schnelligkeit ihrer Bewegung sich annähernd aus. Sidonie ter Möhleu richtete den Kops aus und sagte mit halblauter Stimme langsam: „In einer Stunde." Zugleich schlug die Uhr eine Stunde, die achte, und sie erhob sich mit plötzlicher Hast, daß ihr seidenes Kleid rauschte und trat an die Marmoreonsole. Es klirrte wieder leise, allein sichere Hand nahm die geschliffene Kuppel und das Glas der Lampe herab, die gleich danach ausblitzte und das Zimmer erhellte. Ein halbdutzend Mal schritt die Inhaberin desselben darin aus und nieder, sie wars im Vorübergehen einen Blick in den hohen Pseilerspiegel, ihre Hand hob sich und entsernte mit raschem Griff die salsche Frisur vom Scheitel, daß ihr eigenes schönes Haar srei ihr Blumengesicht umrankte. Dann setzte sie sich und der Lampenschein siel in ihr blasses, aber ganz ruhiges Antlitz. Die Hand streckte sich nach dem Maiglöckchenstrauß, und den berauschenden Dust desselben einathmend, neigte sich ihre Stirn ties daraus herab; als die Augen wieder ausblickten, glitten sie über die kleine, noch aus dem Tisch liegende Photographie. Daneben geöffnet lag die vergessene Briestasche Haralds, und Sidoniens Blick blieb aus derselben hasten. Wiederum eine Weile; doch nun hatten ihre Finger jene an sich genommen und tändelten mit ihr. Die kleine Tasche war äußerst zierlich und konnte noch kaum benutzt sein, denn die gestickten Vergißmeinnicht aus ihrem Deckel sahen der Betrachterin so srisch wie eben gepflückte entgegen. Anch der geringsügige Inhalt besagte das Nämliche. Aus den Notizblättern in der Mitte stand noch nichts verzeichnet; in einem Seitentäschchen besand sich ein zusammengesaltetes Blatt, das war Alles. Wie die junge Frau das Papier hervorzog, sielen zwei Gegenstände aus demselben, ein kleines Bild und ein vereinzeltes Maiglöckchen, das halb welk schon die weißen Köpschen hängen ließ; doch als Sidonie sich unwillkürlich daraus niederbeugte, war die Briestasche noch von seinem Dust durchzogen. Ihre Hand schlug das Blättchen auseinander, von dem nur wenige, höchstens ein paar Dutzend Zeilen mit seiner Schrist aussahen:

„Lieber Vetter! Dies erste Maiglöckchen sand ich heut' in der Waldecke, wo wir sie immer im Mai zuerst miteinander gepflückt. Natürlich schicke ich es Dir und wünsche, es möge Dir das Gegentheil von Dem bereiten, was es mir gethan. Mich hat es traurig gemacht, ich weiß nicht warum; es war recht dumm, ich mußte immersort weinen, so lang' ich es in der Hand hielt und ansah. Darum habe ich es in das Täschchen hier gepackt, das ich Dir zum Geburtstag geschickt; es soll mit seinen Glöckchen läuten, wenn Du unvorsichtig bist, Harald, Dich zu sehr anstrengst, kalt trinken willst, wenn Du heiß bist — Du siehst, ich spreche gerade wie Deine Mutter. Sei achtsam, daß Dir nichts zustößt, hörst Du, und denk' immer an — daran, daß Du Deiner Mutter und mir versprochen, gerad' so wieder zu kommen, wie Du sortgegangen. In den Sommerserien, sagtest Dn; dann gehen wir in den Wald zu den Himbeeren und den hohen Farrenkräutern, in denen wir im vorigen Iahr unser Häuschen gemacht. Ist's bei euch eigentlich Frühlings Bitte, schreib' mir's. Hier scheint die Sonne wohl und wir haben warme Lust, aber ich weiß nicht weshalb, ein Mai ist es gar nicht. Schreib' mir doch auch, Harald — wenn Du mich Dir noch so genau vorstellen kannst — ob dies Bild ähnlich ist

Deiner Helene oder Hel, oder Lenchen, oder welchen Namen Du mir grad' geben willst."

Das Blättchen zitterte leise in Sidonie ter Möhlens Hand hin und her; sie wandte das Auge zur Seite, wo das herausgesallene Bild lag, und schnell wieder zurück. Nochmals ebenso, dann saßte sie mit plötzlichem Griff nach der kleinen Photographie. Diese zeigte das Brustbild eines Mädchens, eines Kindes sast, dessen schlichtes Kleid sich dort, wo das Bildchen endete, noch kaum über leisbeginnender Wölbung hob. Die Züge boten eigentlich keinerlei Aehnlichkeit mit denen Haralds van der Horst, und doch erinnerten sie nicht nur daran, sondern wenn das Auge eine Zeitlang daraus verweilt hatte, ging es wie mit einer Fata Morgan« drüber hin, als seien sie die nämlichen. Es war der unsagbare Zauber süßer Iugend und krystallener Unschuld, der aus den hellen Augen, der Stirn, den holdseligen Kinderlippen sprach, wie aus den seinigen. Sie wußten alle nicht, daß sie sich nach etwas sehnten, um etwas bangten, und doch redete es traumhast-heimlich wie Glück und Gram zugleich aus dem reinen Spiegel dieses Antlitzes, dem die Sonne durch warme Lust herabschien und sür das doch dieser Frühling gar kein Mai war wie sonst.

Sidonie suhr jäh zusammen. Vom Kamin her tönte hell einzelner Schlag der Uhr; sie mußte sast eine halbe Stunde gesessen und unverwandt mit reglosen Augen das Bild betrachtet haben. Ihre Hand zuckte mechanisch einen Moment nach ihrem Herzen, als ob der Halbschlag der Uhr den Schlag dort zu schreckhastem Schmerz verstärkt habe, dann bog sie das Gesicht herab, zog einige Seennden lang mit geschlossenen Lidern den Dust des kleinen, halbverwelkenden Maiglöckchens ein, nahm daraus dieses, das Bild und das Blättchen zugleich mit der Photographie der Mutter Haralds und schloß Alles in die Briestasche zurück. Nun stand sie aus, schritt einigemal, wie zuvor, hin und wieder, setzte sich an ihren Schreibtisch und ließ die Feder rasch über ein Blatt fliegen. Dann ging sie hinaus.

Die kurze Abendsonne hatte ihre Herrschast rasch wie flüchtige Scheinkönigin eines Bühnenspiels cm die trüben Geister des Frühlings wieder abgetreten. Der Regen rauschte in schwerem Fall durch die Nacht, dumps nur zitterte von einem Thurm der Schlag der neunten Stunde durch das gleichmäßige Brausen, als Harald van der Horst die Hand nach dem Glockenzug ausstreckte, unter dem vom schwanken Licht einer Gaslaterne überspielt der Name „Gustav ter Möhlen" aussah. Zaudernd blieb die Hand, welche den kleineu Knaus gesaßt, eine Weile unbeweglich; ein Zittern durchrann sie, als wolle sie von ihrem Vorhaben abstehen; dann zog sie hestig, mit plötzlichem, besinnungslosem Ruck. Es läutete drinnen und die Thür ging wie von selbst aus; halb geblendet stand der Eingetretene aus dem vornehmen, von breiter Marmortreppe getheilten, gaslichtstrahlenden Flur. Fast eine Minute verging, eh' Brigitte mit einer gewissen Lässigkeit kam; gedankenlos hatte der Blick des Wartenden aus einem großen Strauß von Maiglöckchen verweilt, der, offenbar achtlos von einer Hand sortgeworsen, wie ein nicht in das glänzende Entree gehöriger Abhub in einem Winkel lag. Nun trat das Mädchen heran und Harald sragte:

„Besindet Frau ter Möhlen sich noch unten oder im Eßsaal?"

Er hatte den Fuß gegen die Treppe gehoben, Brigitte hielt ein kleines versiegeltes Packet in der Hand, das sie ihm entgegenreichte. Dazu antwortete sie:

„Madame lassen sich entschuldigen, sie hatten vergessen, daß sie heut' Abend zu einer Soiree bei Consul Meiboms zugesagt hätten. Der Herr habe ebensalls am Nachmittag etwas vergessen."

Die sliegende Röthe, welche das Gesicht des jungen Mannes bedeckt gehabt, wich einer plötzlichen, alles Blut zurückebbenden Blässe. Ein Schwindel ging ihm durch die Augen, daß er sich unwillkürlich aus das vergoldete Treppengeländer stützte, und stotterte:

„Unmöglich — Sie haben sich — Frau ter Möhlen sollte ausgesahren —?"

Brigitte zuckte leicht die Achsel; die Gelegenheit mochte ihr nicht ungünstig scheinen, ihrer Herrin die auserlegte Schweigsamkeit gegen Vorwürse ein wenig zu vergelten. „Madame sind eine reiche Frau und haben ihre Laune am Mittag so und am Abend so. Sie macht's wie ein Kind, das seine Puppen streichelt und wegwirst; man kann bei ihr nie vor einer andern Grille sicher sein. Uebrigens hat sie gesagt, da sie den Herrn einmal zum Thee gebeten, solle ich Ihnen denselben, wenn- Sie es «erlangten und Ihre Abendmahlzeit deshalb vielleicht versäumt hätten, allein serviren."

Harald van der Horst blickte das Mädchen noch wie geistesabwesend anEr murmelte mechanisch: „Nein — ich danke —", und ebenso mechanisch ging er nach der Thür. Brigitte trat ihm nach: „Dies Packet, es gehöre Ihnen." Er nahm es antwortlos und die Thür siel hinter ihm in's Schloß.

Der Regen strömte, ohne daß er daran dachte, seinen Schirm zu benutzen. Unter seinen Füßen knirschte der Kies des Aussahrtsweges, erst als er an die slackernde Laterne der Straße gelangte, siel sein Blick aus das Packet, das er in der Hand trug. Sein Name stand daraus, er riß den Umschlag ab und erkannte sein Taschenbuch mit einem darüber gesalteten Briesbogen. Instinetiv spannte er den Schirm jetzt aus, um das Blatt vor dem Wassersturz zu schützen und zu lesen. Hin und her slimmernd ging das Licht über die Zeilen:

„Das Mädchen wird mich bereits bei Ihnen entschuldigt haben. Da ich den Namen Ihrer Zuneigung aus der Einlage ersehen, vermag ich Ihnen auch ebenso gut schristlich zu sagen, daß ich den Gegenstand Ihrer Liebe als den würdigsten und edelsten, den Sie wählen konnten, betrachte, und daß Sie in der That ein Gott sind, von Ihrer Helene so geliebt zu werden — ein Sinnloser und Abscheulicher wären, wenn Sie Ihr diesen Himmelsreichthum, den sie sür Sie hegt, nicht mit ganzem, reinstem Herzen vergelten würden. Verzeihen Sie, wenn ich hinzusüge — und es wäre mir peinlich gewesen, dies mündlich zu thun — daß ich mich nach dem Werth der S^vresvase erkundigt habe; der Preis, sür den sie gekaust worden, betrug neunzig Thaler. Da ich morgen in der Frühe mit meinem Mann nach Italien reise, habe ich meinem Mädchen Austrag gegeben, Ihnen mitzutheilen, in welchem Geschäst ein gleiches Exemplar zu haben ist. Selbstverständlich hat das jedoch, salls Ihre Mittel es gegenwärtig nicht erlauben sollten, durchaus keine Eile, da wir voraussichtlich bis zum Spätherbst sortbleiben werden. Mit sreundlichem Gruh

Sidonie' ter Möhlen."

Der Lesende sah plötzlich mit einem bittren Lachen irr aus. Unsern von ihm klirrte stiebender Kies und ein schnaubendes Gespann kam von" der Villa ter Möhlen herab. Als es vorüberslog, blitzte der flackernde Laternenschein in das sestgeschlossene Fenster des eleganten Wagens und zeigte einen Moment das Antlitz und die von Iuwelen sunkelnde Büste Sidoniens. Sie war noch nicht in die Gesellschast gesahren, sie suhr erst jetzt. Seenndenlang siel ihr Blick aus den jungen Mann hinaus, dann wars sie sich nachlässig in den Fond zurück und die Räder ihres Gesährts spritzten den Straßenschlamm bis zu Haralds Gesicht empor. Der Regen rauschte, und nur von den in Nacht versunkenen Gärten her zog unsichtbar durch Dunkel und Wolkensturz ein Syringendust, der verkündete, daß es doch Frühling sei.

# Eduard Devrient.

von

Heinrich Leiuue.

— wien. —

Eduard Devrient stirbt in Carlsruhe, und es weht kaum ein Lüstchen der Nachrede über sein Grab.

Ueber den kleinsten Kram des Theaters werden lange Artikel geschrieben — es stirbt aber ein Mann, der sünszig Iahre lang redlich sür das deutsche Theater gewirkt, der als Schauspieler, als Regisseur, als Direetor, als Schriststeller sür unser Theater thätig gewesen, ein Mann, der die erste ganze Geschichte des deutschen Theaters geschrieben — und sast Alles schweigt.

Hier in Wien, wo man sonst dem Theater große Ausmerksamkeit zuwendet, hier in Wien besonders ist nichts als ein herkömmlicher Packzettel über ihn angesertigt worden. Und auch in seiner Vaterstadt Berlin, wo er die erste Hälste seines Lebens im Dienste des Hostheaters zugebracht, hat man sich obenhin mit dieser Todesnachricht abgesunden.

Heißt dies Erschöpsung der Theilnahme an Theaterresorm, sür welche Eduard Devrient ein strenger Apostel war? Ich glaube sast.

Die hundertsach austretenden Resormvorschläge, die zehnsach versuchten Aussührungen, die mehrsach nur stückweise geglückten und rasch wieder unterlassenen praktischen Anstalten dasür haben Literaten und Publikum abgespannt.

Die sogenannten Resormen sind an abgelegenen Stätten, in kleinen Residenzen — wie in Carlsruhe durch, Eduard Devrient selbst — betrieben worden, die großen Mittelpunkte aber im Norden wie im Süden, in Berlin wie in Wien haben sich mit ihren reich dotirten Hostheatern an dieser Resormsrage nicht betheiligt.

Nur zu einer aussallenden That haben sich die beiden Hostheater in Wien und Berlin ausgerafft: sie haben die Shakespeare'schen „Historien", jene dramatisch unsertigen Seenenspiele aus der englischen Königsgeschichte mit erschreckender Vollständigkeit ausgesührt.

Ieder Kundige weiß, daß dieser Hause von meist grimmigen Seenen, wenn auch einzelne vortressliche unter ihnen sind, niemals Repertoirestücke bieten kann, weil sie keinen organisch dramatischen Zusammenhang haben, und weil sie ein übermäßiges Personal sür einen ganz speeiellen Geschichtswinkel verbrauchen, welcher einen grundsatzlosen Bürgerkrieg zeigt voll grausamer Thaten und weit abseits liegt von dem Interesse des deutschen Publikums. Ieder Kundige weiß, daß diese erkünstelte Ausgabe erstaunlich viel Zeit und Arbeit kostet, und nichts hinterläßt als einen wüsten Eindruck.

Wenn diese historischen Skizzen — denn nur solche sind es — den Engländer veranlaßten, seine Speialgeschichte in chronologischer Folge aus's jetzige Theater zu bringen, so erkärte sich das aus der heimatlichen Teilnahme. Aber das geschieht nicht. Es gilt solch ein Unternehmen in England sür unverständig. Man wählt dort nur mitunter ein einzelnes der in der Form sür veraltet geltenden Shakespeare'schen Königsdramen, man wählt eins zur Aussührung, wenn man einen großen Schauspieler hat sür eine Hauptsigur, und dann bringt man's mit einer ausgesuoht luxuriösen Ausstattung, überhäust es mit opernhastem Pomp und künstlichem Detail, um die schaulustige Menge anzulocken. Literarisch wird kein Nachdruck daraus gelegt. Das bleibt unsern abstraeten Literarhistorikern vorbehalten, welche den Schatten sür das Leben ausgeben möchten, weil sie mit dem Leben nichts zu thun haben.

Das Theater braucht aber doch nichts so dringend als das Leben, wenn es lebendig wirken soll, und bei solchen Schattenspielen erstirbt das Publikum, und verdirbt selbst der Schauspieler. Das bessere Publikum, verlockt durch den großen Namen Shakespeares, interessirt sich einen Augenblick dasür, weil es ihm als eine literarische That angekündigt wird, und weil es meint, etwas Höheres anschauen und bewundern zu müssen. In Wahrheit kommt es enttäuscht nach Hause und quält sich mit dem peinlichen Kampse: daß dies sogenannte höhere Theater doch nichts Rechtes gewähre. Es wird im Grunde dadurch dem Theater entsremdet. Die Schauspieler aber, deren Rollen großentheils ohne organischen Zusammenhang und voll schwülstiger Sprache sind, werden von gesunder Einsachheit abgezogen und gewöhnen sich an gewaltsame Aeußerungen ohne innere Verbindung. Sie gehen künstlerisch beschädigt aus diesem wüsten Schlachtenlärm hervor.

Und so wie ich hier spreche, so sprechen alle diejenigen Kritiker, welche dem lebenden Theater mit Ausmerksamkeit solgen und welche nicht blos nachbeten, so sprechen sie alle über dies täuschende und so kostspielige Experiment. Unter anderen sagt ein Theaterschriststeller in Berlin Folgendes über den Historien-Feldzug im Berliner Hostheater:

„Leichenhausen süllen die Bühne, daß kein Lebendiger mehr Raum zum Stehen sindet. Immer und immer sei es wiederholt: Nur der gelehrte oder hochgebildete Leser vermag die volle Wirkung dieser Erscheinungen zu empsinden. Die Ereignisse eines ganzen Iahrhunderts konnen dem Zuschauer unmöglich aus einmal so nahe gerückt werden, daß er eine Sühne sehe, deren Schuld in einem andern Drama verborgen liegt. Die hundert Iahre, welche dazwischen liegen, würden die Phantasie viel weniger stören als die 48 Stunden zwischen den beiden Theaterabenden. Ieder Schulknabe muß sich sür die heutige Stunde präpariren, will er den Zusammenhang mit der gestrigen nicht verlieren — und hier soll ein tausendköpsiges Publikum einer schwierigen historischen Entwickelung durch 14 Tage mit voller Theilnahme der Phantasie solgen können? Selbst die schönste Claque wird mich nicht davon überzeugen, daß der Cyklus der Königsdramen die bildungssrohen Abonnenten innerlich besriedigt habe.

„Das Faeit: eine exelusive Gesellschast von einigen hundert Personen hat die Mode mitgemacht, Shakespeares Königsdramen in leidlichem Zusammenhange kennen zu lernen, einige Schauspieler hatten Gelegenheit, ihre Krast am Shakespeare zu prüsen — monatelange Mühen wurden an ein Werk verschwendet, das trotz alledem und alledem unsruchtbar bleiben wird sür die Entwickelung des deutschen Nationaltheaters."

Aber warum sage ich das Alles bei Gelegenheit Eduard Devrients? Er hat ja selbst diesen Shakespeare-Cultus eisrig betrieben und hat ja auch diese „Historien" ausgesührt.

Ia wohl. Aber wenn Zwei Dasselbe thun, so ist es doch nicht immer Dasselbe. Er hat es ganz anders gethan. Bei ihm gehörten die Shakespeare-Aussührungen zu einem vollen System der Resorm, und was er übrigens als Resorm anstrebte, das brachte er in Anwendung und Uebung bei den Shakespeare-Stücken. Sie waren ihm ein Uebungsseld sür die Ausbildung der Schauspieler, sür die Ausmerksamkeit seines Publikums, nachdem und während er die Schauspieler vorbereitet hatte in gutem Sprechen und aussteigendem Vortrage, und nachdem er sein Publikum durch andere schwere Stücke gezwungen hatte, im Theater ernst nachzudenken und die Phantasie anzustrengen. Wohlweislich hat er es immer vermieden, diese Phantasiethätigkeit — wie anderwärts so reichlich geschieht — durch großartigen und kleinartigen Schauplunder zu ersticken.

Man kann ihm vorwersen, daß er sein ausgesprochenes Resormwerk mit Pedanterie betrieb, aber man kann ihm nicht vorwersen, daß er den Shakespeare-Cultus abgerissen und zusammenhangslos, kurz wie ein unorganisches Experiment betrieben habe, wie ihn diejenigen betreiben, welche die innere Resorm der Theatervorstellungen unbeachtet liegen lassen und dann äußerlich aus Shakespeares Autorität sündigen, um doch ein vornehmes Aushängeschild über die Psorte nageln zu können. i»orb und Lüd. V, 15. 21

Eduard Devrient war es heiliger Ernst um eine Resorm des deutschen Theaters.

Er war in Berlin geboren und in guter Schulbildung auserzogen. Der berühmte Ludwig Devrient war der Bruder seines Vaters, Carl und Emil Devrient waren seine Brüder. Er wurde sür die Oper ausgebildet und trat unter das Personal des Berliner königlichen Opernhauses als wohlgeschulter Baritonist, besonders auch sür die Spieloper ausgerüstet durch Sicherheit des Wortes und entsprechende Haltung des Korpers. Dieser Körper war von kleiner Mittelgröße und trug den schars geschnittenen Kops der Devrients mit Ruhe und Selbstbewußtsein. Ich hab' ihn noch als Figaro in Rossinis Barbier von Sevilla gesehen. Der ausgelassene Humor sür solche Rollen sehlte ihm, er war vorzugsweise sür gesetzte, streng ernsthaste Rollen geeignet.

Trotz literarischer Bildung in der Musikwissenschast, welche ihn zum Beispiele in intimen Verkehr mit Felix Mendelssohn brachte, nahm er srühzeitig und streng ernsthast ein tieses Interesse am Schauspiele, zu welchem er später als Schauspieler gänzlich übertrat.

Seine jungen Theaterjahre sielen in eine Berliner Zeit, welche die Schauspielkunst mit großer Würde behandelte und betrieb. Der Intendant des königlichen Hostheaters Gras Brühl hatte das Theater mit einer gewissen Feierlichkeit geleitet, und die alten Schauspieler Beschert, Mattausch, Lemm hatten sich ihrem Stande und ihrem Beruse mit hohem Pflichtgesühle gewidmet und mit berechtigtem Ansprnche aus Bildung. Diese Atmosphäre hatte der junge Eduard Devrient mit Ehrsurcht eingesogen. Er war ganz und gar ersüllt von dieser Stimmung, und die Haltung des Schauspielers war ihm nahezu eine priesterliche.

Das ist ihm lebenslang verblieben.

Frühzeitig beschästigte er sich auch mit dramatischer Schriststellerei. Tie Oper und der Verkehr mit Mendelssohn scheint dasür den ersten Anstoß gegeben zu haben. Ein Königreich sür einen guten deutschen Operntext! war ja Mendelssohns täglicher Rus. „Hans Heiling" war später die Frucht, welche Eduard Devrient sür Marschner pflückte. Leider ein Stoff mit Erdgeistern, deren Seelen wir nicht kennen, und deren dramatische Entwickelung willkürlich aussalleu und sür uns schlichte Menschen unbehaglich gerathen muß. In den Schauspielen, welche er schrieb, „Verirrungen" und „Treue Liebe" entwickelte er dasür behagliches Treiben und warme Menschlichkeit. Ich sand 1850 die „Verirrungen" noch als gern gesehenes Stück im Repertoire des Burgtheaters und hab' es ost ausgesührt. Es schließt sich in verständiger Art an die Issland'sche Weise, welche ein getreuer Typus deutschen Wesens ist. Eben weil sie dies ist, behauptet sie sich immer wieder aus dem deutschen Theater, wenn sie mit Verstand und Talent angesaßt wird, sie behauptet sich leicht trotz allen Spotts und Hohns, welche die Schlegel'sche Aesthetik in idealistischer Üebertreibung darüber ausgeschüttet hat zu großem Schaden des deutschen Theaters. Eduard Devrient wußte bis in sein Alter diesen einsachen, natürlichen Stil des deutschen Schauspiels zu würdigen, und die Inseenesetzung Shakespeare'scher Historien machte ihn darin keinen Augenblick irre. Darin unterschied er sich eben von jener Shakespearemanie, welche daneben jegliche gesunde Form der Heimat verächtlich sallen läßt.

Vorzugsweise der Spieloper angehörend, sand er leicht den Uebergang zum Schauspiele, und er wurde darin mannichsach beschästigt, namentlich im milderen Charaktersache.

Es muß ihm nachgerühmt werden, daß er sein späteres.Direetionsprineip des würdigen Ensembles auch als Schauspieler einhielt, mit Ausopserung einhielt. Er übernahm bereitwillig kleine undankbare Rollen, wenn man sand, daß dadurch dem Stücke gedient werde. So übernahm er noch in späterer Zeit in meinen „Karlsschülern" ohne Weiteres den „Hauptmann Silberkalb", nachdem er kurz vorher die wichtige Rolle des „Gellert" in „Gottsched und Gellert", ja srüher sogar den „Monaldeschi" gespielt hatte. Monaldeschi paßte ihm gar nicht. Das wußte er. Aber es war an der königlichen Bühne kein Darsteller sür diese Rolle vorhanden, und so übernahm er sie lächelnd und spielte sie mit sichtlicher Verläugnung seines Naturells, welches keine Ader besaß sür den leichtsertigen Abenteurer. Der kurz vorher aus den Thron gekommene Friedrich Wilhelm IV. sah zu und sagte lachend: Wir haben kein Personal sür solche Ausgaben!

Seine schauspielerische Thätigkeit verlies ruhig und anständig. Er gehörte damals zn den letzten Mohikanern des Hostheaters, welche einen höheren Zusammenhang sestzuhalten suchten mit Tradition und Diseiplin des älteren deutschen Theaters. Neben ihm wandelte noch mit lahmem Fuße der alte Weiß, ein Veteran der soliden Hamburger Schule, welche von Schröder herab bis zum merkwürdigen alten Schmidt vorgehalten hatte. Weiß war ein redlicher Schüler des alten Schmidt, ein Bekenner der ehrlichen Wahrheit im Komödienspiel. In seiner Einsachheit, Klarheit und Tüchtigkeit war Weiß als Darsteller und Regisseur von großem Werthe. Besonders in Lustspielen wirkte er vortrefflich mit seinem sarkastischen Humor, und in bereitwilliger Hingebung sür ein glaubwürdiges Ensemble machte er Eduard Devrient die Palme streitig. „Diese kleinste Rolle wollen Sie spielen, Papa?" sragte ich ihn bei meinem „Rokoko". „Ah," erwiderte er, „wenn ich das Stück sür beachtenswerth halte, dann muß ich mitthun, salls ich auch nur einen Stuhl hinaus tragen soll."

Neben diesem kleinen Männchen stand damals noch sest der dicke große Stawinsky, ein verständiger, sehr zugeknöpster Mann, ergraut im Theaterdienste und zuverlässig als Regisseur, welcher mit genauer Kenntuiß des neu auszusührenden Stückes aus die erste Probe kam und dem sein sragenden Devrient stets bündige kurze Antwort gab. Unbesragt schwieg er sorgsältig, und wenn er durchaus sprechen mußte, so geschah das sehr ruhig, und doch immer so, daß man im Hintergrunde eine genaue Kenntniß der Sache verspürte. Er übernahm nur noch kleinere Episodenrollen, die er ebenso ruhig erledigte, ruhig und sparsam, aber gut. Man erkannte den alten gewiegten Schauspieler, welcher sich nicht mehr in Unkosten setzen mochte. Er erschien blasirt, wenn man aber näher zusragte, bewies er mit ein paar einsachen Worten, daß er es nicht wäre, wenn er auch nicht lehrsam wie der jüngere Devrient den Zustand des deutschen Theaters bespräche. Iedensalls war sein gemessenes Dasein ein Haltpunkt sür das Ganze.

Sehr verschieden von ihm war ein Dritter, welcher wie Devrient die Schauspielkunst grundsätzlich behandelte, Louis Schneider. Immer geistig bewegt, immer genau unterrichtet, immer aus charakteristische Schärse bedacht und zu idealen Anschaunngen lächelnd, war er namentlich in letzterem Punkte ganz ein Gegensatz zu Devrient. Er war eine Autorität in allen Detailsragen, welche aus emsig gesammelten Kennwissen beruhten. Sein Fleiß war staunenswerth. Er übernahm bereitwillig die sadenscheinigste, nur aus einen Moment sichtbare Rolle eines Tanzmeisters, studirte dann den alten sranzösischen Tanz Gavotte, tanzte schon aus der Probe mit minutiöser Genauigkeit, und nahm nach der Probe noch Stunden lang Uebungen vor mit einigen Partnern. Nicht etwa als Regisseur, das war er nicht, sondern aus keuschem Eiser sür die Sache, sür die Sache der Komödie überhaupt. Devrient sah ihm stets ausmerksam zu. Wenn nun gar kleine militärische Evolutionen vorkamen, dann übte Schneider Tage lang mit Statisten, sie eisrig belehrend, wie man vor hundert, vor zweihundert Iahren marschirt sei und die Waffe gehandhabt habe. Es war sein Element, soldatische Genauigkeit aus der Bühne darzustellen, wie er sie bei preußischem und russischem Militär abgesehen hatte. Er ist später auch ganz in's politische Lager altpreußischen und russischen Wesens verschwunden, welchem er, die Bühne leider ausgebend, all seinen Fleiß und seine Kenntniß hingebend gewidmet hat. Nicht ohne Geist und behende Combination. Für das damalige Theater war auch er ein werthvolles Mitglied, welches Sorgsalt, Treue und Diseiplin genau ausrecht erhalten hals, sür Eduard Devrient stets ein interessanter Gegenstand der Beobachtung.

Vor Allen wichtig war Seydelmann, welcher seine letzten Lebensjahre am Berliner Hostheater zubrachte. Seiner geistigen Krast wegen wurde ihm in Berlin eine große Bedeutung zugeschrieben und er beschästigte Devrients Kritik sehr lebhast.

Der Heldenspieler Rott, welcher trotz großer Mittel bald in's Lustspiel verwiesen werden mußte, weil ihm die kernige Wahrheit sehlte, blieb ein Fremdling in diesem Kreise. Vom weiblichen Personal aber gehörte Frau Crelinger mit ihren beiden Töchtern ganz dazu. Auch sie stützte sich aus Tradition höchst würdiger Theatersitte, welche mit dem Beruse einer Künstlerin in keiner Weise tändeln ließ.

Mit einem Worte: es war ein sehr respectabler Grundstock vorhanden im königlichen Schauspielhause, welcher von der Intendanz des Grasen Redern in die Leitung des Herrn von Küstner überging. Zu diesem Grundstocke gehörte ganz und gar Eduard Devrient, und er hat unter und aus diesen Elementen Hauptsätze seines Lebensprogramms gesogen. Er hat hier das Hostheater wie ein Staatswesen betrachten gelernt, welches grundsätzlich, durch und durch grundsätzlich behandelt sein wollte, und zwar in Art und Sitte preußischen Zuschnitts. Sein Augenmerk war ersichtlich schon damals daraus gerichtet, selbst Leiter und Regent eines Hostheaters zu werden. Es hätte ihn gar nicht überrascht, wenn er statt Herrn von Küstner zur Führung des Berliner Hostheaters berusen worden wäre. Für das Theater selbst wäre das auch wol vortheilhast gewesen, da Küstner bald nach oben mißliebig wurde und weder von dort noch von anderswo Unterstützung sand.

Der Prophet, besonders wenn er noch jung ist, sindet wenig Glauben in seinem Vaterlande, und so solgte Eduard Devrient einem Ruse nach Tresden. Dort meiute er als herrschender Regisseur sein vorbereitetes System der Theatersührung in Vollzug setzen zu können.

Hier stieß er aber aus ein peinliches Hinderniß, aus seinen Bruder Emil, welcher nicht im Entserntesten Willens war, sich im Sinne eines grundsätzlichen Staatswesens regieren zu lassen, ja sich überhaupt regieren zu lassen. In Emil Devrient trat dem Eduard Devrient das Virtuosenthum schroff entgegen. In Gestalt des eigenen Bruders! Welch' eine Qual! Aber jeder war ein Devrient mit dem harten Familienkopse, mit dem unerschütterlichen Glauben an sich selbst. Emil war im Besitze der Macht als beliebter ausübender Künstler, und Herr von Lüttichau, der Intendant des Dresdener Hostheaters, wagte es nicht, diese Macht zu beschränken, er wagte es nicht, den blassen Systematiker Eduard, der wie ein Puritaner erschien, durch irgend eine Maßregel zu unterstützen. Der Puritaner erlag, der Virtuos triumphirte.

Hier hat Eduard Devrient den tiesen Widerwillen, ja den Haß eingesogen gegen das Virtuosenthum, welcher ihn nie mehr verlassen hat.

Er zog sich in sein Zelt zurück, in sein Familienleben, welches sehr innig und wohlgeordnet war. Er versammelte eine kleine Gemeinde puritanischer Theatersreunde um sich, welche ideale Vorstellung von einer Nühnenregierung hatten, und ihr, der andächtig zuhörenden, las er dramatische Poesien vor, welche über die gemeinen Hindernisse schnöder Theatergrenzen nicht hinüber dringen können zur Darstellung aus öffentlicher Seene.

Er las etwas eintönig und nicht ohne den Devrient'schen Nasalton, aber mit deutlichem Hinweise aus den Geist der Dichtung.

Da kam von Süden her der lang ersehnte Rus: der Großherzog von Baden beries ihn an die Spitze seines Hostheaters in Carlsruhe, und nun konnte man gewärtig sein, eine gründliche Resorm des TheaterWesens entstehen zu sehen.

Diese Erwartung hat denn Eduard Devrient thatsächlich ersüllt. Allerdings nicht ohne Erschrecken des kleinen Residenz-Publikums.

Ich kam in jener Zeit seines Resormbeginns — und jener Beginn dauerte Iahre — einmal nach Carlsruhe und hörte von allen Seiten die Seuszer und Schmerzensschreie der bedrängten Abonnenten. Sie klagten bitterlich über die Erziehung, welche sie auszustehen hätten. Das machte ihn nicht irre. Die Charakterzähigkeit der Devrients zeigte sich unerschütterlich. Ein Devrient glaubt sest an Das, was er sich als richtig zurechtgelegt, weil er an sich selbst sest glaubt, und er ist nicht abzubringen von dem Wege, welchen er erwählt hat. Und hier in Carlsruhe war Eduard Devrient an einen Herrn gekommen, welcher durch keinerlei Einflüsterung, ja durch keinerlei Geschrei bewogen werden konnte, seinen artistischen Director irgendwie zu stören. Der Großherzog hatte ihm einmal sein Vertrauen geschenkt, hatte ihm die unumschränkte Führung seines Hostheaters zugesagt, und er hielt ihm vollständig Wort.

Das Ergebniß war denn auch nach einigen Iahren ein merkwürdig zusriedenstellendes. Das Theater war in seinem Inneren streng geordnet, war in seinem Repertoire gediegen, ja schwer wiegend, die Vorstellungen boten ein wohlgegliedertes Ensemble, in welchem wol Mangel an ersten Krästen war, aber keinerlei Mangel an zweckmäßiger Leistung, an genauer Abstusung, an promptem Zusammenspiel. Und das srüher so klagfame Publikum, welches über Mangel an Unterhaltung geseuszt, hatte sich an strenge Kost gewöhnt, hatte Geschmack gesunden an schweren Ausgaben, ja war stolz geworden aus sein systematisch einherschreitendes Institut, und blickte überlegenen Sinnes aus das schlottrige Wesen anderer Theater.

Eduard Devrient hatte dies erreicht durch standhasten Sinn, durch standhasten Fleiß. Er redigirte seine in Seene zu setzenden Stück aus das Sorgsältigste, er setzte sie selbst in Seene und war aus den Proben der unermüdliche, Alles, aber Alles beobachtende und eorrigirende Leiter. Er behandelte jede neue Vorstellung — sie mochte ein altes oder ein neues Stück betreffen — wie eine neu zu erledigende Kunstausgabe. Er suchte die vielberusene Resorm in Vervollkommnung aller einzelnen Bestandtheile eines theatralischen Kunstwerkes, nicht aber in inhaltloser Verkündigung großer Namen und Titel.

In Sachen Shakespeares bekannte er sich im Gegensatze zu den Shakespearomanen zu einer starken Betonung des heutigen Bildungsstandes und Geschmacks. Er wollte dem nahezu dreihundert Iahre alten Dichter den Zugang zur heutigen Generation erleichtern, nnd veranstaltete logar — wol unter Beihülse seines Sohnes Otto — ganz neue Ausgaben selbst der bekanntesten Shakespearestücke. Es liegt ein solcher Hamlet gedruckt vor mir, verändert in Sprache und Seenenreihe, und zwar als Beginn einer zahlreichen Folge, welche wol ausgeblieben ist, weil Alter, Krankheit und Tod dazwischen getreten. Und auch in diesem Punkte blieb er dem virtuosen Bruder Emil gegenüber bei seiner Ansicht: als dieser, in Carlsruhe gastirend, seinen Hamlet und nicht den von Eduard eingerichteten Hamlet spielen wollte, erklärte der Direetor Eduard, Emil werde ihn nach dem Carlsruher Buche spielen, oder gar nicht. Und Emil spielte ihn gar nicht.

Neben all diesen ausreibenden Direetionsarbeiten schrieb er unter Zeit raubenden Studien seine Geschichte des deutschen Theaters, und entzündete mit dem letzten Bande derselben, welcher bis in die neueste Zeit reicht, einen großen Brand unter den Collegen. Auch solcher Brand ist zum Guten.

Ieder menschlichen Schwäche sreilich hat auch dieser Systematiker nicht völlig Stand gehalten, und mancher Gegner hat sich darob gesreut, an diesem steinernen Dogmatiker doch eine menschliche Regung zu entdecken. In den letzten Iahren seiner Direetionssührung hat die Sorge um seine Familieninteressen ihn überwältigt, und er hat zu Gunsten dieser Interessen einige Paragraphen seines Systems verhüllt. Ia zuletzt hat er, um ein Pressionsmittel in die Hand zu bekommen, heimliche Unterhandlungen um das Stuttgarter Hostheater versucht. Dies hat mit Recht seinen Großherzog veranlaßt, seine Hand abzuziehen von dem Manne, welchen er so lange standhast ausrecht erhalten. Und so ist Eduard Tevrient nicht aus seinem Schlachtselde, sondern seitab als Privatmann gestorben.

Aber hier kann man wol sagen, daß ein kleiner Schatten das Licht hebe, und ich kann schließen: Eduard Devrient hat sein Psund redlich verwerthet, er hat wacker gearbeitet, er hat vielsach maßgebend gewirkt in Sachen des deutschen Theaters, und verdient mehr denn irgend ein Anderer den Dank aller derer, welche sich wirklich sür das Gedeihn des deutschen Theaters interessiren.

# Neber das Nationalgesühl.

Rede zur Geburtstagsseier des Kaisers

in der Akademie der wissenschafte!i zu Verlin am 28. März 1878

gehalten von

<l5. du VlliS-Veumllnd.*)

er zweimidzwanzigste März, der srüher die Deutschen nur an den Verlust ihres größten Dichters erinnerte, ward ihnen seitdem ein Tag nationaler Freude. Der Frühlingsansang schenkte uns den erhabenen Wiederhersteller des Reiches, von welchem in der deutschen Volksgeschichte ein neuer Frühling beginnt. Wie dem Frühling geziemt, ward auch dieser unter Stürmen geboren. Noch hören wir ihr Brausen: dürsen wir hoffen, bald der sonnigen Tage der Ruhe uns zu sreuen?

Die ungeheuren Ereignisse, die zu erleben uns beschieden war, rücken „in der rollenden Iahre Vollendung" in immer weitere Ferne. Die Deutschen sangen an, sich in ihre neue Lage zu schicken, sie berechnen nicht mehr sortwährend, nach Art eines jungen Ehepaares, wie lange schon sie häuslich verbunden sind. Ein Geschlecht wächst aus, welches in den neuen Zuständen zu politischem Bewußtsein erwachte, und nicht, wie wir, die Tage nationaler Zerrissenheit und Bekümmerniß sah. Kaiser Wilhelm schenkte den Deutschen ein beruhigtes, krästiges Nationalgesühl, und so ist es vielleicht nicht unangemessen, heut einmal von diesem Gesühle zu reden, welches, srüher dem Namen nach unbekannt, in der Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts solche Bedeutung erlangte.

Was man Vaterlandsliebe, Patriotismus, nennt, ist nicht nothwendig Nationalgesühl. Patriotismus ist begeisterte Anhänglichkeit an eine bestimmte Staatsgemeinschast als solche, welche Gemeinschast aber möglicher

*) Aus den Monatsberichten der Akademie mitgetheilt vom Versasser.

weise verschiedene Nationalitäten umsaßt. So gibt es einen schweizerischen, einen österreichischen Patriotismus. Vom Rassengesühle, welches anthropologisch verwandte Individuen, >z. B. Weiße, unter einander verbindet, und sie von anthropologisch sremden Individuen, z. B. Schwarzen, scheidet, wird das Nationalgesühl in dem Maße leichter oder schwerer sich trennen lassen, wie es im einzelnen Falle leichter oder schwer sein wird, zwischen Rassen und Nationen die Grenze zu ziehen.

Patriotismus und Rassengesühl also sind nicht Nationalgesühl; was ist letzteres? Es liegt nahe zu sagen, es sei das Gesühl begeisterter Anhänglichkeit an eine aus Individuen gleicher Abkunst und Sprache bestehende Gemeinschast, welches diese Individuen empsinden. Doch stößt diese Begriffsbestimmung aus Bedenken.

Wo hört eine menschliche Gesellschast aus, Familie und Stamm, und sängt sie an, Volk, Nation zu heißen? Dürsen die von den Meuterern der „Bounty" abstammenden Bewohner der Piteairninsel schon von ihrem Nationalgesühle reden?

Dann ist Gemeinsamkeit der Sprache hier nicht immer so entscheidend, wie es ansangs scheint. Engländer, Schotten, Iren reden jetzt Eine Sprache, und bleiben doch durch ein recht lebhastes Nationalgesühl getrennt; die verschiedenen Zweige der slawischen Linde verstehen gegenseitig ihr Rauschen nicht, und sühlen sich angeblich doch Einem Stamm entsprossen.

Anderemal unterdrückt gemeinsame Sprache, durch politische Einheit unterstützt, den Einfluß verschiedener Abkunft, wie bei den mannichsaltigen Stämmen Frankreichs und Spaniens. Diese Bemerkungen, denen viele ähnliche sich hinzusügen ließen, genügen, um zu zeigen, daß dem Nationalgesühl eine allgemein gültige thatsächliche Grundlage sehlt. Dasselbe gilt solgerecht vom Nationalitätsprineip in der Politik, welches gemeinsames Nationalgesühl zur Voraussetzung jeder Staatsgemeinschast macht. Dies Prineip ist um so gesährlicher, als aus niederer Bildungsstuse, wo sie nicht sittlich geläutert sind, alle jene Triebe, Familien-, Stamm-, Volks-, Rassengesühl, meist nur durch ihr Widerspiel sich bethätigen, durch den sie natürlich begleitenden Familien-, Stamm-, Volks-, Rassenhaß. Anrusung des Nationalgesühles ist Anrusung des Nationalhasses.

Eine Geschichte des Nationalgesühles aus berusener Feder wäre ein verdienstliches und lehrreiches Werk.

Solche Geschichte hätte zuerst den Ursprüngen des Nationalgesühles in der Thierwelt nachzugehen, wie dies Hr. Darwin sür die allgemein menschlichen Empsindungsweisen überhaupt und auch schon sür den dem Nationalgesühle vorausgehenden Geselligkeitstrieb gethan hat. Es gehört die nur ihm zu Gebote stehende Fülle naturgeschichtlicher Kenmnisse dazu, um dergleichen psychologische Erscheinungen ursächlich zu begründen, ohne in seichten Rationalismus sich zu verlieren. Sicher wäre auch hier vielsach Vererbung an Stelle von Bedürsniß, Gewöhnung, Nachahmung, Vorurtheil zu setzen, und die Wirkung der natürlichen Zuchtwahl wäre zu versolgen. Bei vielen geselligen Thieren, von den Vierhändern bis in die Reihen der Wirbellosen, sindet sich etwas dem Stammgesühl Aehnliches; wenn es auch nur im Zusammenhalten der Individuen derselben Gesellschast und in Feindseligkeit gegen nicht dazu gehörige sich äußert. Rothe Ameisen rauben die Puppen kleiner schwarzer Ameisen, um sie als Sklaven groß zu ziehen, welche ihnen die Hausarbeit verrichten. Ameisen eines Baues begrüßen liebkosend ihre lange abwesenden Genossen, und sallen wüthend über die eines anderen Baues her, die sich zu ihnen verirren. Nicht viel anders geht es bei rohen Völkerschasten zu.

Wer könnte dann die Grenze ziehen zwischen den Empsindungen eines Steinmenschen-Häuptlings beim Kampse seiner Horde um einen Iagdgrund oder eine Austernbank, und denen Rostoptschins, als er Moskau brennen sah? Niederen Ursprunges wie Vieles des Höchsten in uns, wird in dem sich selber steigernden Entwickelungsproeeß der Menschheit das National-gesühl zu einer der mächtigsten Triebsedern unserer Handlungen; doch legt es, überall demselben Keim entsprungen, bei verschiedenen Völkern ihren psychologischen Eigenthümlichkeiten gemäß besonderes Gewand an.

In den Homerischen Gesängen spielt Nationalgesühl insosern keine Rolle, als es sich nicht um einen Kamps zwischen verschiedenen Nationen handelt. Achaeer und Troer haben gleiche Sprache, Götter, Sitten, Waffen; nur einzelne Spuren eines nationalen Unterschiedes kommen vor: die Troer rücken mit Geschrei, die Achaeer schweigend zur Schlacht an. Der trojanische Krieg ist also bei Homer nur eine Fehde stammverwandter Clans. Herodot macht ihn zu einem der in den Mederkriegen gipselnden Vorgänge, und es sragt sich, ob hier Homer zu trauen sei, denn auch des Aeschylos Perser entbehren der Loealsarbe, und Burgunden und Hennen im Nibelungenliede, Perser und Türken bei Firdusi, Frauken und Heiden bei Tasso unterscheiden sich wenig von einander, wie denn Shakespeares Griechen, Römer, Italiener nur verkleidete Engländer aus Elisabeths Zeit sind. Antike Bildwerke, wie die Aeginetensenlpturen, ertheilen den Troern asiatische Merkmale. Doch hat die neuere Geschichtssorschung Homer Recht gegeben.

Den nicht griechisch redenden Völkern aller Rassen, besonders den knechtischen Unterthanen des Großherru gegenüber, empsand- sich der spätere Hellene als höher organisirter und ausgebildeter Mensch, und jene sind ihm insgesammt zungenlose, stumme Barbaren. Dies Nationalgesühl war der treibende Boden, dem die Kriegs- und Geistesthaten des Griechenthumes entsprangen. Der Gedanke, Hellene zu sein, spornte den Iüugling srüh zu höchster Anspannung aller physischen und geistigen Kräste. Der heutigen Weltanschaunng kann das hellenische Nationalgesühl engherzig scheinen, um so mehr, als es noch weiter zum Stadtgesühl, so zu sagen, sich zersplitterte und einschrumpste, ähnlich jenem MunieipalPatriotismus der italienischen Städte, die im Mittelalter auch ost einander bekriegten, und erst in unserer Zeit ihre Eifersucht in der Begeisterung sür das Eine Italien rühmlich ausgehen ließen. Aber wenn wir von Hellas sprechen, denken wir vor Allem an die Blüthe Athens, und wie beschränkt auch diese in Raum und Zeit war, der Athener Stadtgesühl während dieser Blüthe war zugleich allgemein menschliches Gesühl, denn es verschmolz mit dem Gesühle sür das ewig Schöne, Gute und Wahre, welches des Menschen höchste Sinnesart ist. Vermöge glücklicher Volksanlage und geschichtlicher Fügung deckten sich diesmal Patriotismus, Nationalgesühl und vollendetes Menschenthum. Die Feldherren und Staatsmänner, Redner und Philosophen, Dichter und Künstler Athens haben jeden Bürger der kleinen Athenischen Stadtgemeinde zu einem Weltbürger gemacht, weil, so lange es eine Cultur geben wird, überall in der Welt dieser Adel der Gesinnung, diese Schönheit der Form, diese Fülle der Gedanken den höchsten Maßstab sür das abgeben werden, was außerhalb des induetiven Natur-Erkennens und -Beherrschet der Menschengeist zu erreichen vermag. Freilich dürsen wir nicht vergessen, daß die solch erhebendes Schauspiel bietende Aristokratie der Menschheit Sklaverei zum Untergrund hatte, so daß von Nation in unserem Sinne dort eigentlich die Rede nicht ist.

Feindselig hebt sich gegen das hellenische Nationalgesühl die Carieatur dieses Gesühles im Römerthum ab. Von seinem ersten Austreten an sehen wir das Römervolk krankhast erregt. In keiner gewonnenen Stellung kommt es zur Ruhe, um in sriedlicher Gemeinschast mit anderen Völkern an der Arbeit sür die Menschheit sich zu betheiligen. Angriffskrieg ist sein natürlicher Zustand; unersättliche Herrschsucht treibt es, seine Waffen weiter und weiter zu tragen, um den Kreis zu vergrößern, aus welchem es seine Raubgier besriedigt. Es ist ein Zeichen guten Sinnes unserer Knaben, die wir sonderbarerweise in Bewunderung des Römerthumes erziehen, daß, wie Schulmänner bemerkten, stets ihr Herz mit Hannibal und den Töchtern Karthagos ist, die ihre Flechten zu Bogensehnen im letzten Kamps abschneiden. Wie viel Achtung in ihrer surchtbaren Folgerichtigkeit auch die Politik einflöße, welche Karthago schleist, wie sehr auch die aus so viel anderen ruchlos hingewürgten Nationalitäten errichtete Römergröße blende, endlich welche Dienste auch die Römer nebenher und, man kann sagen, unwillkürlich der Menschheit leisteten, das

„l'u reßLie imperio populos, I^um2ne, memonto"

ist aus jenem zum Wahne verkehrten Nationalgesühle gesprochen, wie es die Geschichte unserer Zeit wiedergesehen und als Chauvinismus gebrandmarkt hat. Eine ganz andere Gestalt, als bei den indogermanischen Vätern unserer Bildung, nimmt das Nationalgesühl bei den Semiten an. Die Iuden sind sich das auserwählte Volk Gottes. Ihrer Meinung nach im Besitze des allein wahren Glaubens, der Kenntniß des mächtigsten Gottes und der allein ihm gesälligen Opser und heiligen Gebräuche, verabscheuen sie alle übrigen Völker als Götzendiener, gegen welche jede Gewaltthat ihnen nicht nur erlaubt däucht, sondern sogar durch Priestermund ausdrücklich besohlen wird. Ohne Staatsleben, ohne Kunst und Wissenschast, gehen sie aus in einer aus besondere Zustände kleinlich zugeschnittenen Ethik. Geistliche Hossahrt und Unduldsamkeit waren das ursprüngliche semitische Nationalgesühl, welches die bittere Schule der Unterdrückung sreilich vielsach gemildert, ja in Nathan'sche Weisheit umgewandelt hat.

Zum zweiten Male bricht die semitische Sinnesart, gleich einem verzehrenden Wüstenwind, hervor im Islam, so mächtig, daß sie auch des Rassengesühles Herr wird, und von den Malaien der Sundainseln bis zu den Hamiten an den Säulen des Herenles, von den Mongolen der asiatischen Steppe und den typischen Kaukasusstämmen bis in's Herz des schwarzen Continentes, Millionen aller Farbe durch Glauben und Blut zu Einem künstlichen Volksthume zusammenschweißt, welches noch heute, nach mehr denn tausend Iahren, den Giaour anspeit, wie Ein Mann.

Eine ähnliche Versöhnung der nationalen Unterschiede bewirkte im mittelalterlichen Abendland, aus dem durch die römische Weltherrschast vorbereiteten, durch die Völkerwanderung durchpflügten Boden, das semitisch geborene, durch griechische Einflüsse allgemein menschlich gewordene Christenthum. Neben dem Gegensatze zwischen Christenthum einerseits, andererseits Heidenthum, Iudenthum und Islam, verschwand der Gegensatz zwischen den europäischen Nationen, wie sie aus dem Gewühl jener Katastrophe hervorgingen: um so mehr, als sie lange ein buntes Gemisch der Eingeborenen mit den mehrsach übereinander gelagerten und durcheinander geschobenen Massen der Einwanderer darstellten. Noch heute nennt sich der Spanier emphatisch (Hristi-inu, im Gegensatze zum Akatholiken jeder Ueberzeugung, und zum Thier. Neben dem Gegensatze zwischen der rohen Menge der Barbaren und den wenigen Gebildeten, in denen die antike Cultur kümmerlich sortsickerte, verschwand der nationale Unterschied zwischen den Gebildeten: um so sicherer, als Latein die allen Gebildeten gemeinsame Umgangs-, Schrist- und Geschästssprache blieb. Das Lehnswesen, das römische Königthum griffen über alle nationalen Unterschiede sort. Schwäbische Kaiser hielten Hos in Sieilien. Vollends die Kirche überwob die ganze Christenheit mit einem Netze national indisserenter Machtsäden. Die besten Köpse eder Nationalität reihte sie sich ein, um sie als gleichartige Werkzeuge in die Welt zu senden; damals wie heute hob die Tonsur die Nationalität aus. In den Klöstern, insbesondere gleichen Ordens, lebten über die ganze Welt zusammenhängende Genossenschasten. Trotz den unausbleiblichen Reibungen zwischen den Kreuzsahrern verschiedener Nation sahen die von der Kirche betriebenen Kreuzzüge die europäischen Völker einiger denn jemals später. Im Templer- und Iohanniterorden vereinigte sich die Blüthe des europäischen Adels zum Schutze der Pilger und zum Trutze wider den Halbmond. Da sämmtliche Universitäten nur Eine Sprache redeten, herrschte zwischen ihnen eine Freizügigkeit wie die, welche jetzt nur noch die deutschen, deutschösterreichischen und schweizerischen Hochschulen verbindet. Iünglinge aus allen Ländern strömten in den Universitäten Frankreichs und Italiens zusammen, die, obwol in Nationen getheilt, doch, wie der Name sagt, ein Gesammtheit bildeten. Berühmte Doetoren zogen mit leichtem Gepäck durch die ganze christliche Welt, und sanden sich zu Hause, wo es zu lernen, zu lehren, vor Allem wo es zu disputiren gab. Später, schon im Beginne der Neuzeit, galt Aehnliches von den Landsknechten, welche sochten wo es zu sechten gab, und deren letzte Nachsahren als Schweizer Hellebardiere im Vatiean Wache stehen. Nicht minder sührten Baumeister und Aerzte, Goldmacher und Sterndeuter damals ein internationales Dasein, wie heute nur Musikvirtuosen.

Genug, obschon die Kämpse zwischen Kaiser und Papst, zwischen Frankreich und England, zwischen England und Schottland, und andere, mehr oder minder deutlich einen nationalen Hintergrund hatten, so scheint doch klar, daß im Mittelalter das Nationalgesühl im Vergleiche zu anderen, die Culturvölker geistig bewegenden Mächten mehr zurücktrat als im Alterthum und als jetzt, und es entsteht die Ausgabe, das Wiedererwachen dieses Gesühles zu ersassen und sein Wachsen bis zur bedenklichen Höhe zu versolgen, welche es heut erreicht.

Das wesentlich dabei thätige Moment war unstreitig die Entwickelung der Nationalliteraturen, welche nicht blos jedem Volk einen ihm eigenen idealen Mittelpunkt gaben, sondern auch die völkerverbindende Herrschast der lateinischen Sprache untergruben. Daher die Italiener in Dante, als vornehmstem Schöpser der Vulgärsprache, trotz seiner Ghibellinischen Gesinnung, mit Recht einen der geistigen Urheber ihres heutigen nationalen Daseins seiern.

Dann kommt in Betracht die Schwächung der römischen Kirche durch die Resormation. Wahrend der Humanismus seinem Wesen nach ausgleichend aus die Nationalitäten wirkte, war er durch Vorbereitung der Resormation doch auch im anderen Sinne thätig. In Deutschland hätte die Resormation doppelt aus Entwickelung des Nationalgesühles wirken können, weil es vorzüglich Sitz der Bewegung war, und weil die Luther'sche Bibelübersetzung der neuen deutschen Sprache Aehnliches bedeutet wie die Göttliche Komödie der italienischen; allein der dreißigjährige Krieg lähmte vorläusig jeden Ausschwung, und schüttelte die Völker in Centraleuropa so durcheinander, daß sie erst allmählich zum Bewußtsein ihrer natürlichen Beziehungen kamen. Auch der Absall der Niederlande wäre hier zu nennen, der, ansangs nur aus Gewissenssreiheit gerichtet, bald nationale Färbung annahm.

Die Entdeckung der Neuen Welt steckte mehreren europäischen Nationen eigene Ziele, und erössnete ihnen besondere Vorstellungskreise. Endlich entstanden aus den Trümmern der Lehnsherrschast krästig eentralisirte Monarchien, deren Unterthanen aus dem srüheren Völkerchaos um bestimmte Anziehungspunkte sich ballten, und in deren stehenden Heeren sich ein Gesühl von Zusammengehörigkeit entwickeln konnte. Das britische Inselreich, wenn auch schroffe nationale Gegensätze bergend, Skandinavien, der schismatische Osten bildeten von jeher schärser abgegrenzte Massen. So näherte sich Europa nach und nach Zuständen, in denen die

heutigen schon mit deutlicheren Umrissen angelegt sind.

Wenn nun auch in einzelnen Männern, einem Hutten und Frischlin, das Nationalgesühl srüh sich lebhast regte, so dauerte es doch noch lange, bis es in den Vorgrund der Weltbühne drang. Im sechszehnten und siebzehnten Iahrhundert war es der Gegensatz zwischen römisch-katholischer Rechtgläubigkeit und Ketzerei, wie auch zwischen den verschiedenen protestantischen Bekenntnissen, gegen den wiederum der nationale Unterschied zurücktrat. Auch gegenüber der seit der Einnahme Constantinopels von den Türken drohenden Gesahr empsanden sich die Völker Europas wieder als Eins. Niederlande und Schweiz ausgenommen wurde der Continent despotisch regiert; und während die Masse des Volkes in Rohheit versunken, jedensalls politisch machtlos war, herrschten nach wie vor, durch die Fürsten und neben ihnen, Adel und Geistlichkeit, diese grundsätzlich international, jener ost wenigstens nicht national gesinnt. An Stelle des Lateins trat Französisch als Sprache der Gebildeten und der Diplomatie. Wie srüher durch den Gebrauch des Lateins, wurde dadurch internationale Freizügigkeit der Gelehrten,- Schriststeller, Künstler und Talente aller Art ermöglicht. Der Lebenslaus der Menschen war noch minder streng und einsörmig geregelt, das administrative und militärische Fachwerk lockerer, bei den mangelhasten Bildungsmitteln die Uebersüllung mit Capaeitäten geringer als jetzt. Die willkürliche Finanzverwaltung erlaubte vollends einem Fürsten, wenn er sonst Sinn dasür hatte, Talente jeder Nationalität um sich zu versammeln und beliebig zu verwenden. Während des Iahrzehends vor Aushebung des Ediets von Nantes lebten in Paris als Mitglieder der Akademie der Niederländer Christian Huyghens, der Däne Olos Römer, welcher Lehrer des Dauphin, und der Italiener Giovanni Domenieo Cassini, welcher der erste Direetor der neuerbauten Sternwarte war. Der Franzose Deseartes war nicht lange vorher bei Königin Christine in Stockholm gestorben. Durch die Aushebung des Ediets wurden Tausende der besten Köpse und geschicktesten Hände Frankreichs in die protestantischen Nachbarländer zerstreut. Ihr Erscheinen predigte Abscheu gegen der Maintenon bigottes Regiment; aber gerade sie trugen viel dazu bei, die natürlichen Gegensätze zwischen deutscher und sranzösischer Volksart zu mildern und manche Vorurtheile zu berichtigen.

Im achtzehnten Iahrhundert treffen wir hier in Berlin Friedrichs Taselrunde, an der Spitze dieser Akademie den Franzosen Maupertuis, später den Piemontesen Lagrange; in Paris eine literarische Rolle spielend die Deutschen Holbach und Grimm. Voltaire und den Eneyklopädisten kam es nicht in den Sinn, mit ihren Ideen, Wünschen, Bestrebungen aus Frankreich sich zu beschränken. Wenn sie auch eingeengt blieben in gewisse ihnen als Franzosen angeborene oder unvertilgbar eingeprägte Vorstellungen, so dachten sie sich doch in's Weite. Ihre Theorien waren meist mehr als versrüht, aus rationalistischen Sand hinsällig gebaut; aber sie meinten damit die ganze Menschheit zu beglücken, nnd daraus kommt es uns hier allein an. Philanthropie wurde die Losung der Zeit. Die Freimaurerei, welche keine Nationalität, sondern nur Menschenthum kennt, stand in höchster Blüthe. Der Kosmopolitismus, ausdrücklich zur Lehre erhoben, öffnete allen Völkern die Arme. Die jungen Vereinigten Staaten Nordamerikas dursten am wenigsten im allgemeinen Bruderbunde sehlen, und selbst aus die sernen Polynesier, die man durch Cook ansangs Htwas zu^vortheilhast kennen gelernt hatte, erstreckte sich die Zärtlichkeit. Es ist enlturgeschichtlich bemerkenswerth, und ganz im Einklange mit der geringen Stärke des Nationalgesühles im vorigen Iahrhundert, daß zur Theilung Polens wol hier und da aus politischen Gründen scheel gesehen wurde, daß aber das Tragische des Ereignisses, wie es uns erscheint, an dem damaligen sonst so empsindsamen Geschlechte ziemlich spurlos vorüberging.

Dieselbe kosmopolitische Stimmung wiederhallt in Schillers jugendlichen Ueberschwenglichkeiten, dem Lied an die Freude, dem Don Carlos. Zwar machte sich in Deutschland, nach der Mitte des vorigen Iahrhunderts, eine nationale Strömung von einiger Gewalt bemerkbar. Zur Abwehr der seit dem dreißigjährigen Kriege die deutsche Literatur beherrschenden sranzösischen Einslüsse holte Klopstock aus der skandinavischen Götterlehre und dem germanischen Alterthum einen national sein sollenden poetischen Apparat hervor. Der Göttinger Hainbund solgte Klopstock aus diesem Wege, und Goethe selber schlug im Götz und in der Iugendschrist über das Straßburger Münster vorübergehend, und mit dem ihm eigenen künstlerischen Taet, den nationalen Ton an. Aber dies bedeutete so wenig, wie die vereinzelten patriotischen Anläuse Lessings, Gleims, Iustus Mösers und Anderer. Das deutsche Volk im Ganzen blieb national wie politisch gleichgültig, und die deutsche Literatur der klassischen Periode ist gerade einzig dadurch, daß sie allen Völkerstimmen gelauscht, in allen Tönen sich versucht, in hellenischem Schönheitsthau sich gesund gebadet, und mit Shakespeares Genius Umgang gepslogen hat. „Ihr unermeßlich Reich ist der Gedanke", und nichts versehlter nnd widriger zugleich, als das Bestreben ungebildeter Agitatoren, Schiller zu sich in's Parteigewühl herabzuzerren, nnd ihn wegen einiger aus der dramatischen Situation hervorgegangenen Schlagwörter im Tell, denen eine Menge anders klingender entgegensteht, zum nationalen Dichter im Sinne des Wortes auszubauschen. Nationaler Dichter war er, ja, aber insosern, als Weltbürgerthum das ächte deutsche Nationalgesühl ist.

Während Deutschland noch in kosmopolitischen Träumen sich wiegte, bereitete sich jenseit des Rheines der Umschwung vor, der sortan das Nationalgesühl zum wichtigsten Hebel der Weltgeschichte machen sollte. Von der Levöe! en inasse im Iahre 1792 schreibt sich die übermäßige Erregung dieses Gesühles bei den Franzosen her. Nur zu leicht gelang es dem tiesen Kenner des gallo-römischen Wesens, dem ersten Napoleon, diese Erregung weiter bis zur Volkspsychose des Chauvinismus zu steigern, der ihm als Werkzeug seines eigenen Kaiserwahnsinns dienen sollte. Man hat bisher vielleicht nicht gebührend beachtet, daß seltsamerweise Iean Jaeques Rousseau, unstreitig sehr gegen seine Absicht, die Wege dazu dem Imperator ebnen hals. Denn er war es, der, in seiner Iugend durch den Anblick des ?ant clu ^rcl sür Römergröße entflammt, später in Paris die Römertugend zur Mode machte. Aus die dem Mueius Seaevola und Horatius Coeles, den Graechen und Seipionen, dem Marius und Sulla nacheisernden Republikaner war es dann schon leichter, einen Caesar solgen zu lassen.

Das Weitere ist bekannt. Ueberall im zertretenen Europa erhoben sich die Völker im Namen des mißhandelten Nationalgesühles. Spanien, Rußland, Deutschland gaben dem wiedererstandenen Römerthum eine nachdrückliche Lehre; und diesmal wurde Karthago nicht geschleist. Aber bei den kriegerischen Vorgängen hatte es sein Bewenden nicht. Die empörten Wogen des Nationalgesühles ließen sich nicht wieder stillen. Vergebens goß veraltete Staatskunst diplomatisches Oel in die brausende Völkersee. Mit den nationalen Strebungen verbanden sich zu gemeinsamer Wirkung politische Forderungen. Die Geschichte des Iahrhunderts war seitdem die Geschichte nationaler Kämpse, aus denen Hellas, Belgien, Ungarn, Italien und das neue deutsche Reich als nationale Staaten hervorgingen.

Die Herrlichkeit des so sür Deutschland Errungenen zu preisen, werden wir so wenig müde, wie sein Liebesglück zu singen der Dichter. Den in srevlem Uebermuth uns zugedachten Uebersall haben wir siegreich abgewehrt. Dem „l'u re^ere imperio populo»" haben wir mit dem „Do. bsll-u-e superdog" geantwortet. Wo wir zerschlagen werden sollten, sind wir doppelt gewaltig stehen geblieben. Einst Spielball Europas, hat jetzt Deutschland sast die Stellung inne, welche einzunehmen Friedrich sich getraute, wäre er König von Frankreich. Und wem danken wir diese Ersolge, welche unsere Herzen mit vaterländischem Stolze schwellen? Nächst Kaiser Wilhelm mit seinen Staatsmännern und Heersührern, dem durch leichtsinnige Heraussorderung entflammten, mächtig emporlodernden Nationalgesühle des deutschen Volkes.

Ein Gesühl, welches solche Thaten vollbringen hilst, ist sicher eine der höchsten menschlichen Regungen. Dies Gesühl hat das Große, daß es zur opsersreudigen Hingabe bis in den Tod spornt. Es hat das Schöne, daß von Palast bis Hütte jeder nicht ganz verwirrte Sinn ihm sich beugt. Es hat das Edle, daß es Gehalt und Würde auch dem niedersten Dasein verleiht. Wie der Ahnenstolz, kann der Nationalstolz in lächerliche Ausgeblasenheit ausarten; denn mit sremden Federn sich schmücken ist albern. Aber gleich dem Ahnenstolze, richtet auch der Nationalstolz an die Einzelnen die Forderung, hinzugehen und derer sich würdig zu zeigen, mit deren Verdienst sie prangen.

Die Menschheit, bemerkt David Friedrich Strauß, ist sür die meisten Menschen ein zu hoher, zu unbestimmter Begriff, um sich dasür zu erwärmen; sie bedürsen des Mittelgliedes der Nation, ihrer Nation, um vermöge dieses saßbaren Gedankens aus der Beschränktheit ihres Daseins und der Enge ihrer Selbstsucht sich zu erheben: „zum Menschheitsgesühl rankt man sich nur am Nationalgesühl empor."

Es wäre leicht, im Lobe des Nationalgesühles sortzusahren^ Im Augenblicke, wo bei allen europäischen Völkern dies Gesühl hestig entzündet ist, wo insbesondere wir Deutsche uns etwas daraus einbilden, daß wir, Versäumtes nachholend, im Nationalgesühl es anderen Völkern gleich- und zuvorthun: in diesem Augenblicke liese solche Apologie wol aus bloße Redeübung hinaus. Dagegen bedars es, bei so bewandten Umständen, vielleicht einer gewissen Unabhängigkeit des Urtheiles, um sich selber einzugestehen, und eines gewissen Freimuthes, um öffentlich auszusprechen, daß von etwas anderem Standpunkte gesehen das Nationalgesühl an Werth sehr verliert. Bei unbesangener allseitiger Erwägung erkennt man, daß seine Uebertreibung gesährliche Verirrungen zur Folge habe, und daß seine übermäßige Entwickelung in unserer Zeit in mehrsacher Beziehung ein Rückschritt sei, aus welchen künstige Iahrhunderte hoffentlich mit Besremden blicken werden.

Es ist sehr die Frage, ob die erhebende Wirkung, die das National- !. gesühl aus einen Theil des Volkes übt, nicht überwogen wird durch den' Schaden, den es stistet, indem es zur Ueberschätzung der eigenen, zur Unterschätzung der sremden Vorzüge verleitet; und die neueste Geschichte lehrt hinreichend die bedenklichen Folgen solcher Verblendung. Wie die Vervollkommnung des Einzelnen nicht damit ansängt, daß er seine Vortrefflichkeit sich gegenwärtig hält, sondern damit, daß er seine Fehler begreist, so ist es auch sür ein Volk gesährlich, Nareissusähnlich in Selbstbewunderung zu versinken. Als Voltaire im Viscoul8 2ux VelcKes den Franzosen unverblümt die härtesten Wahrheiten sagte, ihnen die vielen sremden Quellen ihrer Cultur und die vorzüglichen Eigenschasten auch anderer Völker vorhielt, war der Zustand der Franzosen gewiß ersprießlicher, als da der Versührer sie mit der aus ihre Nationaleitelkeit nur zu sicher berechneten Phrase von der l^rancle Nation kirrte. So war praktisch wie ethisch dem heutigen Zustand der Deutschen der



Zustand vorzuziehen, da sie noch gern in vielen Stücken ihre Unterlegenheit zu bekennen pflegten. Unter Ansührung eines Goethe'schen Wortes hat man den Deutschen ihre zu große Bescheidenheit so ost vorgehalten, daß man sie ihnen glücklich ausgeredet hat. Aber gerade in dieser Bescheidenheit, bei so viel wirklichen Vorzügen, wurzelte ihre Ueberlegenheit nach anderen Richtungen. Gerade weil sie die Vorzüge anderer Nationen bereitwillig anerkannten, gelang es ihnen in manchen Fällen, die von Natur ihnen versagten Vorzüge durch gewissenhaste Arbeit sich anzueignen. Gerade darum heimsten sie, wie ein eisriges Volk von Bienen, aus den Blüthenseldern des Menschengeistes zu allen Zeiten und bei allen Völkern den Honig ein. Gerade darum gab es sür sie allein im Goethe'schen Sinn eine Weltliteratur. Gerade darum waren sie Deutsche; und wer ihnen einreden möchte, daß sie von anderen Völkern nichts mehr zu lernen haben, leistet ihnen einen schlechten Dienst.

Wie die Individuen, haben auch die Nationen die Tugenden ihrer Fehler, und die Fehler ihrer Tugenden. Wir tadeln die Ruhmsucht der Franzosen, ohne zu bedenken, daß die Franzosen eben so entbrannt sind sür literarischen, künstlerischen und wissenschastlichen wie sür kriegerischen Ruhm; und daß, wenn sie einen tüchtigen Feldherrn mit uns übertrieben scheinender Verehrung umgeben, sie einem guten Schriststeller mit eben so reich bemessener Huldigung begegnen. Wir sreilich brüsten uns mit unserem objeetiven Urtheil, unserer besonnenen Kritik, unserer nüchternen Unbestechlichkeit durch schöne Form; wir vergessen aber, daß wir dasür auch schwer zu entzünden sind wie nasses Stroh, und daß doch unsere Begeisterung nur Feuer von trockenem Stroh ist. Wer in der sranzösischen Literatur einmal einen geachteten Namen, wenn auch geringeren Ranges, erwarb, lebt unvergessen darin sort, und mit andächtiger Sorgsalt wird sein Andenken von späten Nachkommen gehegt. Wer liest bei uns noch Tieck, Iean Paul, Hoffmann, de la Motte Fouqus, Achim v. Arnim, Clemens Brentano, E. C. F. Schulze, Spindler und so viel Andere, ihrer Zeit geseierte Namen, jetzt Hüter der Leihbibliotheken? Entweder verdienten sie den Beisall nicht, den man ihnen zollte: wo ist dann unser Geschmack? Oder sie verdienten ihn: wo ist dann unsere Pietät?

Im ^rclin cle» rwntes ist von den Erinnerungen an die großen dort einst lebenden Forscher noch heut Alles so voll, daß man meint, einem der Iussieu, oder Hauy, oder Cuvier im Gespräche mit Brongniart aus den Psaden begegnen zu müssen, die sie täglich wandelten. Wer spricht bei uns noch von Eilhard Mitscherlich und Iohannes Müller, die vor nicht einem Menschenalter von uns schieden?

Der gegenwärtige Zustand Europas, in welchem die Nationalitäten einander gereizt gegenüberstehen, ist einsach barbarisch, und diesen Zustand herausgesührt zu haben, eine der verderblichsten Thaten der Napoleoniden. 'Wir sahen, daß die Entwickelung des Nationalgesühles, etwa wie die des Gesühles sür Natnrschönheiten, eine neue Erscheinung im Geistesleben der modernen Völker ist; daß im achtzehnten Iahrhundert, aus welches der Menschengeist doch sonst stolz sein kann, das Nationalgesühl noch schlummerte; und daß erst die politischen Ereignisse um den Ansang unseres Iahrhunderts es wachriesen und alsbald zu krankhaster Höhe steigerten. Schmählich sticht diese geistige Scheidung der Völker ab gegen die gleichzeitige Ausbildung der Verkehrsmittel. Als die Gelehrten Europas ihre Entdeckungen durch Briese sich mittheilten, welche seltene Posten sür schweres Geld langsam und unsicher hin- und hertrugen, war in mancher Hinsicht ihre Verbindung inniger, als in den Tagen des Weltpostvereins. Wir sahen auch, daß das Nationalgesühl einer bestimmt angebbaren, thatsächlichen Grundlage entbehrt. Einen aus der menschlichen Natur fließenden l zwingenden Grund sür Spaltung der Culturmenschheit in lauter seindseligen Blickes einander messende Nationalitäten gibt es also nicht. Im Gegentheil, wie das hell leuchtende Beispiel der Schweiz uns zeigt, können verschiedene Nationalitäten in Staatsgemeinschast leben, und nicht nur gut sich vertragen, sondern sogar gemeinsames vaterländisches Gesühl empsinden. Ob dies wol, wie in eonvexem Zauberspiegel gesehen, das verkleinerte Bild eines zukünstigen Weltalters ist?

Leider ist so viel leichter, zu entzweien, als zu versöhnen, so viel schwerer, die guten, als die schlechten Seiten der menschlichen Natur auszuregen. Ein Zustand, wo die Nationalitäten zu gemeinsamer Annäherung an die Ziele der Menschheit sich wieder sriedlich die Hände reichen und in diesem Streben als Glieder eines Ganzen empsinden; wo als Feind nur gilt, wer dem Ganzen oder einem der Glieder irgend ein Ioch auszulegen, oder seinen Fortschritt zu hemmen unternimmt: solch glücklicher Zustand wird nur in Utopien zu sinden sein. Die Nationalitätensrage, mit den politischen Interessen zu Einem Wirrsal verslochten, wird sobald nicht aushören, die Welt zu beunruhigen; und so lange die Völker den Kamps um's Dasein statt mit geistigen, mit leiblichen Waffen sühren, wird das Nationalgesühl der Massen dem Staate, sür den es eintritt, eine surchtbare Kriegsmaschine bleiben. Eine Nation ohne Nationalgesühl wäre, wie ein nach dem Evangelium den andern Backen darbietender Christ, zu gut sür diese beste der möglichen Welten.

Lassen wir also, vom praktischen Standpunkt, das Nationalgesühl in seinen Ehren und Würden. Schlagen andere Völker an das Schild ihrer Nationalität, so wollen auch wir laut an das der unseren schlagen. Aber bleiben wir nns bewußt dessen, was wir thun. Suchen wir uns schwebend zu erhalten über dem Kampse, zu welchem wir, unserer Natur nach, nur ungern uns herbeilassen. Diese Stellung allein erscheint würdig der deutschen Nation, ihres idealen Sinnes, ihrer Mäßigung und Unparteilichkeit, ihres angeborenen Weltbürgerthumes. Das Nationalgesühl der Griechen war unbewußter Kosmopolitismus, weil seine Ziele einerlei waren mit der Menschheit höchsten Zielen. Das Nationalgesühl der Deutschen ist bewußter Kosmopolitismus, weil sie von der geistigen Höhe, in der sie zu leben gewohnt sind, ringsum weit in die Welt schauen. Lassen wir den I'urc»-n-uiun-ili» swenn die Wortbildung erlaubt ist) den Völkern engeren Gesichtskreises, vor Allem jenen halbgebildeten, untergeordneten Nationen, welche vor der Hand kein anderes Mittel haben, ihr Volksthum geltend zu machen, als immer davon zu reden. Und obschon eine brüderlich geeinte Culturmenschheit, der die nationalen Unterschiede nur noch zur Unterhaltung belebenden Wetteisers dienen, als unendlich sernes Ideal erscheint, wollen wir sür unseren Theil es doch machen, wie in ähnlichen Fallen die Wissenschast, und jenem Ziel uns zu nähern streben, als wäre es erreichbar.

Es mag sremdartig klingen, wenn in akademischen Hallen eine Denkart gepriesen wird, die sonst nur Redner und Presse der schwarzen und der rothen Internationalen predigen, die Feinde des Lichtes und die Feinde der Ordnung. Allein die Wissenschast ist ihrem Wesen nach weltbürgerlich. Wenn auch das nach dem Kriege plötzlich wieder hervortretende, immer etwas erkünstelte Bestreben der deutschen Kunst, ihre Motive den nebelhasten Ansängen deutscher Sage zu entlehnen, wenig Sicherheit des Geschmackes verräth, so ist die Berechtigung der Kunst überhaupt zu nationaler Haltung doch unverkennbar; die Wissenschast ist dieselbe sür alle Menschen. Nur in gewissem Sinn ist es nicht sinnlos, von einer sranzösischen oder deutschen Physik oder Chemie zu reden. Am Ausbau der Wissenschast beteiligen sich alle Culturvölker im Maße wie sie diesen Namen verdienen; jedes wirkt aus alle zurück, und auch die begabteste und geistig sruchtbarste Nation könnte nicht ungestrast sich wissenschastlich absperren.

Daher dars die Wissenschast betlagen, daß das Band, welches bis über die Mitte des vorigen Iahrhunderts die lateinische Sprache um die Gelehrten aller Nationen und aller Fächer schlang, sür immer gelöst ist. Hätten

Natursorscher und Aerzte sortgesahren, zu ihren internationalen Zwecken lateinisch zu schreiben, so wäre das Latein, dem Fortschritt der Wissenschast allmählich solgend, im Stande geblieben, ihnen als allgemeine Gelehrtensprache zu dienen. Allmähliches Anschmiegen an neue Gedanken hat aus Cieeros und Caesars Latein die Sprache Newtons, Linn^s und Hallers gemacht: sicher aber entsernte sich Hallers, Linn^s und Newtons Begrissöwelt mehr von der Caesars und Cieeros, als von der nnseren. Mathematik und Astronomie wußten bis vor Kurzem sich lateinisch auszudrücken; Botanik und Zoologie versassen noch jetzt lateinische Diagnosen; und die lateinischen Schristen Iohannes' Müllers, Ernst Heinrich Webers, ja noch jüngere, beweisen, daß auch Anatomen und Physiologen unserer Zeit die Toga nicht zu unbequem ist.

Uebrigens wäre es kein so großes Unglück, wenn der Zwang, den immerhin das Latein auserlegen würde, das wissenschastliche Schriststellern etwas erschwerte. Ein kleines äußeres Hinderniß wehrt leichtsinniger Produetion. Die Alten verdankten Kürze und Prägnanz ihrer Schreibart zum Theil gewiß der Unvollkommenheit ihrer Schreibmaterialien. Wer seine Worte in Stein hauen muß, schreibt Lapidarstil.

Doch das sind eitle Träume. Eine internationale Gelehrtensprache kehrt nicht wieder, und die Naturwissenschast wird sortsahren, eine sranzösische, englische, italienische, holländische, skandinavische, deutsche Literatur zu haben. Wie lange wird es dauern, und es werden auch die in verschiedenen anderen Sprachen schon jetzt erscheinenden Schristen nicht länger unberücksichtigt bleiben dürsen, ja in sernen Zeiten müssen wir uns heute noch ungeborene Literaturen als erwachsen und vollberechtigt vorstellen.

Wir Deutsche können damit insosern zusrieden sein, als uns so Gelegenheit gegeben ist, unsere linguistische Ueberlegenheit zu verwerthen. Die westlichen Culturvölker sprechen und schreiben ihre Muttersprache im Allgemeinen ungleich besser als wir die unsere; dasür gelingt ihnen meist nur schwer, sremde Sprachen zu erlernen. Die deutschen Natursorscher können leider ost kein Deutsch; dasür theilen sie mit denen anderer germanischen Völker den Vorzug, in allen Literaturen sast gleichmäßig zu Hause zu sein, und die darin sich häusenden Thatsachen zu beherrschen.

Bei ihrer Unkenntniß des Deutschen entdeckten sremdländische Forscher ost zum zweiten Mal bei uns längst bekannte Dinge. Auch eines Besseren belehrt, entlehnten sie dann nicht selten der Selbständigkeit ihres Fundes das vermeintliche Recht, ihren deutschen Vorgänger nur nebenher oder gar nicht zu erwähnen. Die Deutschen dagegen bewiesen, was ihnen weit mehr zum Lobe gereicht als ihre Sprachkenntniß, in der Wissenschast stets vollkommene nationale Unparteilichkeit. Ia sie dachten nicht einmal an die Möglichkeit nationaler Eisersucht zwischen Gelehrten, welche nichts suchen als die Eine Wahrheit, sondern lebten, in der Idee, mit den Forschern aller Länder wie mit ihresgleichen, ohne zu ahnen, wie wenig gegenseitig diese Empsindungsweise meist schon darum ist, weil die Ausländer so wenig von uns wissen

Bei anderen Nationen gab man sich stets große Mühe, den Keim neuer Entdeckungen bei sich nachzuweisen, was aus die eine oder andere Art ja stets gelingt. Den deutschen Gelehrten verlangte es nur, den wahren Keim zu sinden, gleichviel ob bei einem Landsmann oder einem Ausländer, und nie zögerte er, einen Ausländer als muthmaßlichen ersten Urheber einer Entdeckung zu nennen, sobald im Geringsten Grund dazu war. Einen Aet geschichtlicher Gerechtigkeit zu üben, sreute ihn viel mehr, als es ihn kränkte, Deutschland eines zweiselhasten Ruhmes zu berauben.

Ebenso lag es dem deutschen Gelehrten sern, die Bedeutnug einer ersten, zusälligen Beobachtung zu übertreiben, um daraus sür Deutschlands wissenschastliche Ehre Capital zu schlagen. Welches Gewicht hätte man nicht anderswo der bei uns ganz unbeachteten Thatsache beigelegt, daß die erste galvanische Erscheinung, welche noch dazu Volta den Schlüssel zu Galvanis Versuchen gab, hier in Berlin von einem unserer Vorgänger beobachtet wurde! Das Nationalgesühl verblendet den deutschen Gelehrten nicht darüber, daß Hervorsuchen solcher Priorität eine zweischneidige Waffe ist. Denn wenn ein in England lebender irischer und ein schottischer Physiker (deren Ruhm übrigens keiner Nachhülse bedars) zehn Iahre vor Kirchhoff und Bunsen die Speetralanalyse in der Tasche hatten, warum machten sie nicht daraus dasselbe wie Bunsen und Kirchhoff?

Warum? Ein neuerlich vielgenannter schottischer Gelehrter sagt es uns in seinen „Vorlesungeu über einige neuere Fortschritte der Physik."*) Die deutschen Forscher sind von Allem unterrichtet, was in der Wissenschast geschah, oder sie haben wenigstens Iemand zur Seite, der es ist. Wenn nun ein Deutscher aus eine neue Idee kommt, so kann er sogleich erkennen, oder sich sagen lassen, ob schon ein Anderer sie hatte oder nicht, und im letzteren Falle die Idee drucken lassen und so sich die Priorität sichern; dagegen die armen Briten die schönsten Entdeckungen von der Welt machen, ohne auch nur zu ahuen, daß sie aus etwas Neues gestoßen seien: wie der ZaulFeois ßentilKnmms reden sie Prosa, ohne es zu wissen, und lassen sich so die Priorität entgehen. Die arglistigen Deutschen, welche, anstatt wie andere harmlose Völker mit ihrer Muttersprache sich' zu begnügen, noch in sremde Sprachen sich einschleichen, um zu belauern, was sür Entdeckungen darin zn Tage treten!

Der unangenehme Eindruck, den diese von nationaler Mißgunst eingegebene Auseinandersetzung erweckt, wird durch andere Stellen derselben „Vorlesungen" erhöht. Der Versasser macht sich zur besonderen Ausgabe, die Geschichte des Gesetzes der Erhaltung der Energie auszuklären, und sührt dabei dies Gesetz zurück aus das dritte Newton'sche Bewegnngsgesetz der Gleichheit von Wirkung und Gegenwirkung. Newtons zweite Auslegung seines dritten Gesetzes, sagt er, ist ein nahezu vollständiger Ausdruck der Erhaltung der Energie.

Da die Mechanik aus Newtons Bewegungsgesetzen ruht, läßt sich die Erhaltung der Energie natürlich irgendwie aus ihnen heraus- oder vielmehr in sie hineinlesen. Auch soll nicht bezweiselt werden, daß ein Kops wie Newton im Stillen so viel von der Erhaltung der Energie wußte, wie zu seiner Zeit möglich war. Eine andere Frage ist, was er davon hielt, und welche offenkundige Stellung er in seinen Werken dazu einnimmt. Wer mit der Geschichte dieser Lehre vertraut ist, kennt Deseartes' ursprünglichen, aber versehlten Gedanken; dessen Berichtigung

») ?. o. I'üit, />c/«^« li» 5«mc? ^e««/ ^c/5'«nc-« IN /!5)^,c«/ Fc^nl'«' ?l»>H « ^>«n«/ /^«v/»^ o» /^ce. 8eecin6 K6itiun, levize6. London, z,lacmill2r> an6 O., 187Ü. — lleutzeke »uturiüirte ^.u5Zabe von O. >VertI>eim. Lraun> »ck-n-ei^, 1877.

durch Leibniz; Leibniz' mit der heutigen im Wesentlichen sich deckende Aussassung der Körperwelt. Er weiß, daß Newton in der „Optik" Deseartes' Meinung gleichsalls widerlegt, jedoch ohne deren Berichtigung durch Leibniz zn erwähnen, und ohne selber diese Berichtigung vorzunehmen; daß der Weltbau-Deuker zur Ausbesserung des durch gehäuste Störungen schadhast gewordenen Planetensnstemes Gott zu Hülse rust, was schlecht zur Erhaltung der Energie paßt. Dem Kenner der damaligen Zustände wird es nicht unmöglich scheinen, daß die Mißhelligkeiten zwischen Leibniz und Newton diesem den Gegenstand verleideten, und Ursache wurden, daß das Gesetz der Erhaltung der Energie in England weniger Beisall sand. Sicher ist, daß aus dem Contineute während der ersten Hälste des vorigen Iahrhunderts dies Gesetz, in der ihm von Leibniz ertheilten Gestalt, Gemeingut der wissenschastlich Gebildeten war wie nur heute. Dies sind nicht etwa ties verborgene Dinge, sondern es ist leicht, in der Literatur der letzten zehn Iahre sich darüber zu unterrichten. Wem dies Alles vorschwebt, der kann zum künstlichen Bestreben, Newton an die Spitze derer zu stellen, welchen wir das Gesetz der Erhaltung der Energie verdanken, nur die Achsel zucken. Dem Versasser der „Vorlesungen" ist die Geschichte, aus welche er Licht zu wersen unternimmt, und über deren spätere Wendungen er so schross urtheilt, vielleicht doch nicht hinreichend bekannt, und so stellt er sich dem Verdacht bloß, den leider seine übrigen Schristen nicht entkrästen, daß zuweilen das seurige Keltenblut seiner Heimat mit ihm durchgeht und ihn dann zum wissenschastlichen Chauvin macht.

Der wissenschastliche Chauvinismus, von welchem die deutschen Gelehrten bisher sich srei hielten, ist gehässiger als der politische in dem Maße, wie man von wissenschastlichen Männern mehr als von politisch erregten Massen sittliche Haltung verlangt. Bleibe er uns auch in Zukunst sern! Lassen wir uns durch die gegenwärtige Wallung des Nationalgesühles in Europa in unseren geistigen Gewohnheiten nicht irren. Trotz der bei anderen Völkern bald hier bald da hervortretenden gereizten Stimmung möge unter uns die Ueberlieserung einer ohne Ansehen der Nation geübten wissenschastlichen Gerechtigkeit, und der ernsten literarischen Arbeit, welche sie voraussetzt, unverloren sein. Möge dem deutschen Weltbürgerthume, wenn die Stürme der Zeit es denn anderswo nicht mehr dulden, nnser Musentempel eine sichere Zuslucht bleiben.

# K l e o p a t r a.

von

l). Nissen.

— Göttingen. —

n alten Zeiten bestand zu Rom die Sitte, daß die Rathsherren ihre Söhne in die Sitzungen mitbrachten. Die Knaben wurden derart von srüher Iugend an in die Staatsgeschäste eingeweiht ^ und aus ihren künstigen Berus vorbereitet, einstens die Stelle der Väter einzunehmen und das Gemeinwesen zu regieren in Zucht und Ehren, mit Weisheit und Verstand. Eines Tages dauerte die Sitzung lange, der Senat verhandelte über eine schwierige Sache und verschob zuletzt den Beschluß aus den solgenden Tag, indem er Iedem einschärste, einstweilen nichts von der Verhandlung verlauten zu lassen. Die Iungen gingen mit ihren Vätern ehrbar nach Hause; unter ihnen war einer der hieß Papirius, der klügste von allen. Wie Papirius uach Hause kommt, sragt seine Mutter, was denn der Senat so lange betrieben habe. Der Sohn nimmt eine Amtsmiene an und erwidert, das dürse er nicht sagen. Die Mutter besteht daraus, es zu wissen, er weigert die Auskunst; sie wird ärgerlich und droht. Der Iunge geräth in arge Verlegenheit; plaudern dars er nicht, Ohrseigen will er nicht, also muß er lügen. Der Schalk besinnt sich nicht weiter. „Mutter," sagt er, „im Senat ist ganz etwas Wichtiges vor und Du darsst es keinem Menschen nachsagen, wenn ich Dir's verrathe." Die Mutter beruhigt ihn ihrer Verschwiegenheit. Der Schalk sährt sort: „Mutter, der Senat meint, so gehe es nicht länger; mit den Frauen sei kein Auskommen mehr. Den ganzen Tag haben sie darüber Reden gehalten, ob es sür das gemeine Beste zuträglicher sei, jedem Mann zwei Fraueu oder jeder Frau zw«i Männer zu geben. Einig sind sie nicht geworden und wollen's noch mal beschlasen. Aber morgen wird abgestimmt und dann tritt das neue Gesetz sosort in Krast." Nach dieser Meldung hatte Papirins' Mutter Besorgungen in der Stadt und bevor die Sonne sich neigte, war die wichtige Mär zur Kunde sämmtlicher Matronen Roms gelangt. Die Frauen trasen ihre Verabredung in tiesster Stille, die Männer merkten nichts. Die Rathsherren legten sich ruhig schlasen, um Stärkung zu gewinnen sür ihren schwereu Berus und am nächsten Tag sortzuregieren in alter Weise. Der Morgen kam und bedächtig wanderten sie dem Nathhause zu. Da entlud sich das Gewitter, das am gestrigen Abend über ihren Häupten ausgezogen war. Die Vorhalle, die Treppe zum Rathhaus, der ganze Markt, die Zugänge zum Markt: alles gedrängt voll von Frauen. Alt und jung, arm und reich, gesund und krank, keine Matrone Roms hatte sich von dem allgemeinen Ausgebot ausgeschlossen. Die Herren vom Rath werden einzeln mit Bitten und Vorstellungen in Empsang genommen, mit Thränen und Beschwörungen geleitet. Sie wissen nicht, was das bedeuten soll. In den mannichsaltigsten Tonarten schlägt immer die gleiche Melodie an ihr Ohr: jede verlangt zwei Männer, jede erklärt, mit einer anderen Frau nun und nimmer auskommen zu können. Sie wissen nicht, ob in dem eigenen Kops oder ob in den anderen Köpsen etwas sich verkehrt hat. Endlich sind sie alle im Rathhaussaal glücklich beisammen und harren des Räthsels Lösung. Der Senat sieht den Consul an, der Consul sieht den Senat an; sie hätten lange schweigend dasitzen und die Köpse schütteln können, wenn nicht der kleine Papirius hervorgetreten wäre und gebeichtet hätte, wie er gestern gezwungen worden sei, seine Mutter zu belügen. Nun ward der Zusammenhang klar. Die alten Herren waren von der Verschwiegenheit und Klugheit des Knaben entzückt und gaben ihm alle der Reihe nach einen Kuß; dann setzten sie sich hin und saßten den Beschluß: um die Geheimnisse von Rath und Stadt nicht wieder zu gesährden, sollten alle Knaben bis aus Papirius nach Hause gehen und künstig sortbleiben. Damit war der Schwank zu Ende, Alles verblieb wie bisher beim Alten und nur die Klugheit des kleinen Papirius war bekannt geworden. Meine Damen! Die Wahrheit dieser Geschichte will ich nicht verbürgen; der alte Cato hat sie mal den Römern erzählt zum Beweis, daß auch der größte Unsinn Glauben sindet. Sie dürsen ihm nicht verargen, daß die Spitze der Erzählung sich gegen die Frauen richtet. Die Römer pslegten außer dem Hause in derartigen Späßen sich schadlos zu halten sür das strenge Regiment, das ihrer daheim wartete. Der Einsall, als ob ein Mann zwei Frauen oder eine Frau zwei Männer haben könnte, war sür die Römer zu Catos Zeiten ebenso komisch, weil ebenso unmöglich, wie sür uns. Andere Völker, ja die meisten derselben würden den Spaß nicht verstanden haben, noch jetzt verstehen; denn die Monogamie ist die speeisisch europäische Form der Ehe. Die Heiligkeit der Ehe bildet den Eckstein, aus dem die Civilisation des Abendlandes ruht, den Eckstein, aus dem die Europäer eine Herrschast haben gründen können, welche nunmehr den ganzen Erdball umspannt. Unsere Aussassung der Ehe ist weder von Natur gegeben, noch wurzelt sie in dem Boden des Erdtheils durch einen mühelosen Zusall gepslanzt; sie' hat in hartem Kampse errungen und behauptet werden müssen. Sie ist Naturvölkern unbekannt, wie sie denn zu Ansang unserer Zeitrechnung den Deutschen noch sehlte. Ariovist, der erste deutsche Fürst, von dem wir nähere Kunde besitzen, hatte eine deutsche Frau. Aber nachdem er im Elsaß unter den Galliern eine Herrschast gegründet, so heirathete er eine gallische Prinzessin dazu. Aehnliche Doppelverbindungen sind unter dem hohen deutschen Adel nicht selten. Wie bei den Naturvölkern ist die Polygamie serner in den Despotien des Morgenlandes zu Hause und hat sich hier behauptet von den ältesten Zeiten bis aus den heutigen Tag. Mehr als einmal hat die orientalische Despotie die Freiheit und die Sitte des Westens bedroht. Dritthalb Iahrtausende hindurch hat der Kamps zwischen Morgenund Abendland hin und her getobt. Es ist zugleich ein Kamps gewesen zwischen Monogamie und Polygamie und wo immer die sremde Despotie Boden gesaßt, hat sie sich bemüht, die Frau aus der Stelle einer gleich berechtigten Genossin des Mannes zu entsernen und zur Dienerin herab zu drücken. Eine eigenthümliche Episode aus diesen Kämpsen möchte ich Ihnen in dieser Stunde schildern, die an den Namen einer großen, vielgeschmähten Königin anknüpst. Ich dars nicht erwarten, daß Sie ihr Sympathien entgegentragen. Kleopatra war dem Abendland eine gesährliche Feindin; der Haß, den sie im Leben erregt, hat ihr Andenken versolgt. Sie gehört einer Welt an, die wir uns schwer vergegenwärtigen können und der wir deshalb auch nur mit Mühe Gerechtigkeit zollen. Aber ich dars hossen, daß die Bedeutung des Gegenstandes Ihrer Beachtung werth erscheinen wird.

Von der letzten Königin Aegyptens habe ich zu erzählen, dem Abschluß einer vieltausendjährigen Geschichte. In unvordenklichen Zeiten hatte die Cultur an den Usern des Nils ihre Stätte ausgeschlagen. Der große wunderbare Fluß mit seiner regelmäßigen Uberschwemmung erweckte das srühe Geistesleben: in seinem engen Thal konnte die Gliederung der Gesellschast, die Theilung der Arbeit durchgesührt werden, von welcher aller Fortschritt abhängt. Von dem klugen ersindungsreichen Volke des Nilthals sind die Elemente der Bildung geholt worden, die den Menschen erlösen sollten aus den Fesseln der Natur und der Barbarei. Allmählich besiel Aegypten das Loos, dem despotisch regierte Staaten schwer entgehen, die Schwäche des Alters. Das reiche Land ward die Beute sremder Eroberer, zuerst der Perser, dann der Griechen. Alexander der Große hat den erstarrten Organismus verjüngt und ihn besähigt, noch eine großartige Mission zu ersüllen. Er gab dem alten Lande eine neue griechische Hauptstadt am Meer, die bestimmt war, Mittelpunkt des Welthandels und der Weltwissenschast zu werden. Unter allen Schöpsungen des großen Königs zeugt keine von gleicher Genialität wie die Anlage von Alexandria. Ptolemaeus Lagi und dessen Nachsolger haben den Gedanken des Urhebers in würdigster Weise zur Aussührung gebracht. Die jüngste der Großstädte des Alterthums, ließ sie bald ihre Schwestern weit hinter sich. Alexandria mit seinem vortresslichen Hasen in der günstigsten Verkehrslage ward der dominirende Weltmarkt am Mittelmeer. Seine Verbindungen reichten in Asrika bis ties unter den Aequator, sie umsaßten Indien und den indischen Archipel, ja selbst das entlegene China. Mit dem Handel verschwisterte sich die Industrie: Linnen-, Glas- und Papiersabrikation wurden hier besonders betrieben. Alexandria war die schonste Stadt des Alterthums, nach großartigem Entwurs in einheitlichem Stil erbaut, von seinen Königen wetteisernd mit Prachtanlagen ausgeschmückt. Die Bevölkerung, gegen eine Million stark, bestand vorwiegend aus Griechen, Aegyptern und Iuden. Gewandt und thätig wußten sie die Schätze nicht blos zu sammeln, sondern auch zu genießen, ihre geistige Begabung zeigte« sich in ihrem ungewöhnlichen Witze: nirgends gab es schärsere Zungen und nirgends auch war man geneigter, vom Worte zur That zu schreiten, Ausläuse und Krawalle gehörten zur Tagesordnung. Der Zug, der im Charakter der Alexandriner am meisten hervortrat, war ihr Verständniß und ihre Begeisterung sür Musik. Sie durchdrang alle Schichten, und der gewöhnliche Lastträger, der weder lesen noch schreiben konnte, erwies sich als untrüglichen Richter gegen jeden verkehrten Griff und jede salsche Note. Zu allen Vorzügen seiner Lage kam das günstige Klima hinzn; Alexandria ist bereits im Alterthum als klimatischer Curort berühmt gewesen. Nach dem Gesagten konnte es nicht anders sein: diese reiche üppige Stadt pslegte alle Künste, die zur Verseinerung des Daseins dienten und wußte sie in einem anderer Orten unbekannten Grade zu steigern; sie wurde die hohe Schule des Lebensgenusses. Alexandria, schreibt ein Besucher aus den 50er Iahren v. Chr., läßt an Schönheit, Größe, Reichthum, Comsort und Luxus alle anderen Städte weit hinter sich. Doch nicht dies" allein; um das Bild zu vervollständigen, müssen wir hinzusügen: auch an geistiger Bedeutung. Alexandria besaß nicht blos die großartigsten wissenschastlichen Institute und Bildungsmittel, Bibliotheken, Observatorien, botanische und zoologische Gärten; es besaß auch ununterbrochen die größten Gelehrten. Es ward die Heim- und Pslegestätte unserer modernen Wissenschasten, von Mathematik und Astronomie, Naturkunde und Mediein, Geographie und Philologie. Wenn man von einem universalen Standpunkt aus die Leistungen der Weltstädte mißt, die sie zur Vervollkommnung des menschlichen Wissens, zur Vergeistigung des Daseins, zur Erhöhung der Herrschast des Menschen über die Natur beigetragen haben, so nimmt Rom die tiesste, Alexandria die höchste Stelle ein. Die Stadt der Cäsaren und Päpste liegt aus geistig dürrem Boden, ^ der Stadt am Nil haben der Genius Griechenlands und die altersgraue Ersahrung des Morgenlandes sich gepaart und aus der Verbindung sind die schöpserischen Gedanken hervorgegangen, welche den Umschwung

zum modernen Culturleben einleiten sollten. Doch ich kann nicht erwarten, mit wenigen Worten Ihnen Alexandra und seine Bedeutung zu charakterisiren; nehmen wir einen Vergleich zu Hülse. Denken Sie sich die schönste anmuthigste Weltstadt der Gegenwart, die üppig genießende und doch in ernstem Wissen und Können Menschenalter lang unvergleichliche, denken Sie sich Paris an das blaue Mittelmeer versetzt, mit den Reizen einer Seestadt geschmückt, und denken Sie sich weiter das heilige Moskau in seiner urwüchsigen Krast, seiner mit sremden- Cultursetzen geslickten Barbarei — so dürste der Abstand der beiden Städte, die in den letzten 50 Iahren vor Christi Geburt um den Primat rangen, der Abstand von Alexandria und Rom richtig ausgedrückt sein.

Der Beherrscher Aegyptens ist seit Alters der reichste Mann aus Erden gewesen. Alljährlich in gesetzmäßiger Ordnung verläßt der Nil seine User, überschwemmt die Felder und düngt sie mit seinem Schlamm zu unermeßlicher Fruchtbarkeit, ein fleißiges duldsames Volk bestellt sie und der Ertrag sließt dem König zu, dem einzigen Grundbesitzer des Landes. Ein ehernes Verhängniß lastet über dieser unverwüstlichen Raee: vor 5- und 6000 Iahren mußten die Fellahs die Ziegel streichen sür den Bau der Pyramiden, der größten Bauwerke, die Menschenhand je errichtet; ihr heutiges Loos ist äußerlich kaum verändert. Wol aber hat die elende Türkenwirthschast den Nilsegen bedeutend verringert, viel Ackerland versanden lassen und in Folge dessen die Bevölkerung aus die Hälste redueirt. Sie zählt gegenwärtig ea. 4 Millionen, im Alterthum ohne die griechische Hauptstadt 7',<, Millionen. Der Schweiß von 4 Millionen Fellahs reicht sreilich hin, um dem Khedive einen Luxus zu gestatten, an den kein Fürst der Erde denkt. Allein mit seinen Vorgängern im Alterthum dars er sich nicht messen: die Revenue von Kleopatras Vater bezifferte sich nach einer Angabe aus 10 Millionen, nach einer andern Angabe mehr als 20 Millionen Thaler und da der damalige Geldwert!) das 3- bis 4sache von dem heutigen betrug, so handelt es sich um Summen, die jeder genaueren Schätzung spotten. Kleopatras Vater war ein leidenschastlicher Musiksreund und hat von seinem Virtuoseuthum aus der Flöte den Beinamen Auletes, d. h. Flötenspieler, bekommen. Seiner Schätze wurde er nicht sroh. Mit der Dynastie der Ptolemaeer war es im Lause der Zeiten abwärts gegangen, wie das in Despotien stets und mit Notwendigkeit der Fall ist. Der Fluch der Polygamie zerrüttet ihr Haus und die göttliche Verehrung, welche die Massen im Staube darbringen, umnebelt ihren Verstand. Ein wüstes Treiben, welches orientalischen Hösen eignet, ein Regiment von Höslingen, Eunuchen und Söldnersührern, voller Greuel und Verwaudtenmord hatte seit Langem seinen Sitz in Alexandria ausa.eschlageu. Die Römer machten sich das zn Nutze. Sie hätten ohne sonderliche Mühe Aegypten erobern können, aber sie wußten nicht was damit beginnen. So lange Rom Freistaat blieb, war Aegypten gesichert. Keine Partei duldete, daß die andere über die Beute hersiel, kein Staatsmann gönnte einem anderen den kostbaren Fang. Aber alle um die Wette, Aristokraten und Demokraten, Respeetspersonen und Gassenhelden, Crassus, Cäsar, Pompejus, Gabinius, Clodius, Cieero und wie sie immer heißen die leitenden Männer der römischen Republik, Blutegeln gleich haben sie an dem König gehastet, um des süßen Nilsegens voll zu werden 30 Iahre lang hat er regiert unter steten Demüthigungen durch die römischen Großen, seinen Nnterthanen ein harter Gebieter. Nach dem Hausgesetz der Lagiden war Ptolemaeus Auletes mit seiner eigenen Schwester Kleopatra vermählt. Aus dieser Ehe stammten 5 Kinder; von ihnen hat die älteste Tochter gegen den Vater sich empört, den Thron mehrere Iahre behauptet und schließlich, als der Vater durch römische Waffen zurückgesührt ward, durch Henkershand geendet. Somit siel das Reich nach dem Tode des Auletes im Iahre 52 der zweiten Tochter Kleopatra zu, welche mit ihrem ältesten Bruder Ptolemaeus verlobt ward. Bei ihrer Thronbesteigung zählten Kleopatra 17 Iahre, ihr Bruder und Gemahl 9 Iahre.

Die Alten haben meistens ihre Städte unter dem Bilde von Frauen dargestellt, als erzbewehrte Göttinnen, wie Pallas Athene, oder mit dem Füllhorn des Segens ausgerüstet als Copia und Abundantia: Vorstellungen, welche die Neuzeit vielsach in ihren Allegorien entlehnt hat. Die Stadtgöttin von Alexandria hieß Isis, die schassende Herrin der Natur, die hier im Nilland den Menschen so sichtbar ihren Segen spendete. Aehnliche Anschaunngen liegen der Aphrodite oder Venus, der Göttin der Liebe zu Grunde. Kleopatra hat später sich von ihren Unterthanen gern als Isis seiern lassen, sogar den Titel „neue Isis" angenommen. Sie hatte nicht Unrecht. Selten ist eine Stadt tressender durch einen Menschen verkörpert worden als die Weltstadt am Nil durch ihre letzte Königin. Wir sind nicht in der Lage, aus eigenem Urtheil von der Schönheit Kleopatras zu reden; die erhaltenen Porträts aus Münzen und an ägyptischen Senlpturen besitzen einen geringen Kunstwerth und aus den Phantasiedarstellungen, in denen die Künstler alter und neuer Zeit sich ergangen, können wir in dieser Hinsicht noch weniger schließen. Die Zeitgenossen schildern sie solgendermaßen: „ihre Schönheit an sich sand wol ihres Gleichen und konnte die Sinne des Beschauers nicht durch bloßen Anblick berücken; aber im Verkehr übte sie eine unwiderstehliche Anziehung aus. Der Zauberslnß ihrer Rede, die geistige Anmuth ihres ganzen Wesens verliehen ihren Reizen einen Stachel, der ties in die Seele sich eindrückte. Eine Wonne war es, den Klang ihrer Stimme zu hören. Ihre Zunge glich einer vielbesaiteten Leier; sie handhabte jede Sprache mit der nämlichen Vollendung." Von der seinen Bildung Kleopatras liegen uns mancherlei Beweise vor. Für den hohen Flug, den ihr Geist bereits in jungen Iahren nahm, zeugt ihr ausgedehntes Sprachstudium. In dem vielsprachigen Orient gab es sür den Herrscher keine bessere Empsehlung als die Fertigkeit, mit den Nationen, über die er gebot, ohne Dolmetsch verhandeln zu können. Außer ihrer griechischen Muttersprache kannte Kleopatra nicht nur die Sprachen ihrer Unterthanen: ägyptisch, äthiopisch, hebräisch; sie hatte sich auch Arabisch, Syrisch, Persisch und die wichtigsten Idiome Asiens angeeignet. Man begreist es, daß eine Stadt wie Alexandria stolze Gedanken nähren und ihnen die Richtung aus das höchste Ziel menschlichen Ehrgeizes verleihen mußte. Sie barg in ihren Mauern die Asche des großen Alexander; eine alte Verheißung hatte an diesen Besitz die Gewähr der Weltherrschast geknüpst. Sie barg die lange Reihe von Königen aus dem Hause des Ptolemaeus Lagi, deren Ruhm und Glück die Blätter der Geschichte ersüllte. Freilich die Zeiten hatten sich verändert. Der Osten mit all seinem Reichthum und all seiner Bildung war einem sremden Barbarenvolk des Abendlandes unterthänig geworden. Vor den römischen Legionen waren die Heerschaaren der Könige zerstoben wie Spreu, den der Wind verweht. Alte Weiber pflegte Cato die Asiaten zu nennen. In jenem goldenen Elend, das ich vorhin andeutete, wuchs Kleopatra aus. Das Elend ward durch ihre Thronbesteigung um Nichts besser. Den Hosmännern war die junge energische Fürstin, welche selber die Zügel der Regierung ergreisen wollte, nicht genehm. Sie stacheln den königlichen Knaben gegen seine ältere Schwester und Gemahlin aus. Kleopatra muß fliehen und sammelt an der Grenze Truppen, um ihr Recht zu erzwingen. In ihrer Kindheit hatte sie die Schwester in offener Rebellion wider den Vater gesehen, jetzt lag sie selber in Krieg wider den Bruder. Die himmelstürmenden Pläne Alexanders durchwogteu ihren Busen; sie mußte sie aus anderen Wegen und mit anderen Mitteln in's Werk setzen als der jugendliche Held, der an der Spitze seiner maeedonischen Ritter das Perserreich zu Boden wars. Sie war eine Frau und trotz allen Muthes dem Kriegshandwerk nicht gewachsen. Indeß die Klugheit ihres Ahnherrn, des schlauen Ptolemaeus Lagi war aus sie herabgestiegen und blieb ihr bis zum letzten Lebenshauche treu. Mit bewundernswerther Consequenz hat sie an dem Plane sestgehalten, die Krast des Westens sich dienstbar zu machen, die verhaßte Republik am Tiber durch die eigenen Söhne zu vernichten, aus den Trümmern Roms das Großkönigthnm zu errichten, das gebieten sollte über das ganze Rund der Erde.

Wol durste die vertriebene Fürstin aus den Umschwung des Glückes vertrauen. Das Abendland erbebte von Krieg und Kriegsgeschrei, die römischen Großen hatten sich in zwei Heerlager gesellt, zu entscheiden, wer von ihnen Meister sein solle. Bei Pharsalos im Sommer 48 ward die Frage gelöst; der geschlagene Pompejus kam Hülse suchend nach Aegypten. Wie der Iäger aus der Fährte des blutenden Wildes, solgte Cäsar ihm nach. Die Rathgeber des jungen Königs ließen Pompejus ermorden, um aller weiteren Verwicklung mit den Römern überhoben zu sein. Trotzdem landete Cäsar mit einigen tausend Mann in Alexandria; er brauchte Geld und wars sich zum Schiedsrichter in dem Streit der ägyptischen Könige aus. Ein kühnes Wagniß: die große Stadt murrte laut gegen den römischen Feldherrn, der Hos sann sein Verderben und besaß die Macht, ihn zu erdrücken. Da

sand sich ein Freund, die Gesahr mit ihm zu theilen. Aus einem kleinen Schiff suhr die flüchtige Kleopatra in den ^ Hasen ihrer Residenz ein; sie ließ sich in einen Teppich einschnüren, ein Diener trug den Ballen unter dem Schutz der Nacht aus's Schloß in das römische Hauptquartier. Als Königin ohne Land kehrte sie in die Burg ihrer Väter zurück, um sich und ihre Zukunst in die Hand des großen Cäsar zu legen. Er nahm sie mild und sreundlich aus und versprach ihr Thronrecht zu wahren. In dem täglichen Verkehr, der sich entspann, vermochte er dem Zauber der wunderbaren Frau nicht zu widerstehen. Die beiden gewaltigsten Geister ihrer Zeit, der 52jährige römische Held aus der Höhe des Lebens, die junge 21jährige griechische Fürstin sie gaben ein Paar ab, wie die Geschichte kein zweites ausweist. Ihre Vereinigung lieserte das Signal zum Ausbruch. Wüthend erhoben sich die Alexandriner gegen den sremden Eindringling, eine überlegene Armee kam der Bevölkerung zu Hülse. Im Straßenkamps, unter unablässigen Gesechten zu Land und Wasser vergingen die Tage, nur mit Mühe konnten die Römer die Königsburg behaupten, Monate lang haben Cäsar und Kleopatra in der außersten Noth geschwebt. Bei diesen Kämpsen ist auch die größte Büchersammlung des Alterthums, die berühmte alexandrinische Bibliothek mit ihren 4W‚00s» Bänden in Flammen ausgegangen. Wir mögen uns des Verlustes mit dem Gedanken trösten, daß Cäsar in diesen Monaten den Anstoß zu seiner Kalenderresorm erhalten hat; denn die Iahresrechnung, die er einsührte und deren wir uns noch jetzt bedienen, verdankt den Weisen Aegyptens ihren Ursprung. Endlich im Ianuar 47 kam den Belagerten der lang ersehnte Entsatz; in einer großen Schlacht wurden die Aegypter geschlagen, ihr junger König ertrank aus der Flucht im Nil. So konnte Cäsar sein Versprechen einlösen, die Geliebte aus den Thron ihrer Väter einsetzen und ihre Zukunst durch eine römische Besatzung sichern, die er zu ihrer Versügung zurückließ. Seine Abreise beeilte er nicht. Unter Waffengeklirr hatten sie ihren Bund geschlossen, in harter Bedrängniß ihn eingeweiht, jetzt seierten sie ihn im Strudel des Genusses. Die Feste drängten einander voll märchenhaster Pracht, Kleopatra verstand sie zu ordnen wie Niemand sonst. In prunkender Fahrt suhr sie mit dem Herrn des Westens den Nil hinaus, ihm die Wunder des Pyramidenlandes zu zeigen. Cäsar schien seine Ausgaben als Römer, seine Pslichten als Römer völlig vergessen zu haben. 9 Monate hat er in Aegypten verweilt und das steuerlose Reich allen Winden des Zusalls preisgegeben. Der Hydra des Bürgerkrieges wuchsen neue Köpse: in Asrika und Spanien sammelten die Aristokraten neue Krast. «n den Senat, über Städte und Fürstentümer, Provinzen und Reiche zu verhandeln. Sie brachten ihre Schätze mit, um die Machthaber durch Spenden zu gewinnen. Iedoch reichten sie damit nie zu Ende. Ob sie auch bei ihrer Ankunst vollgesogenen Schwämmen glichen, unter der energischen Behandlung Roms ward ihnen gar bald der letzte Tropsen ausgepreßt. Aus diesen Moment lauerten die Iobber, eine Aetiengesellschast wird gegründet, die gegen wucherische Zinsen dem königlichen Petenten unter die Arme greist und seine Sache zu Ende sührt. Dergestalt trugen die Fürsten des Orients ihren römischen Gönnern goldene Berge in's Haus. Die Gesühle, mit denen sie dasür gelohnt wurden, waren sreilich von zweiselhastem Werthe. Die Herrscher, welche daheim über viele Millionen unumschränkt schalteten und göttlicher Ehren genossen, galten in Rom als Bettelsürsten und Bedienten. In der Regel überragten sie die römischen Großen weit an wissenschastlicher und künstlerischer Bildung. An Achtung gewannen sie damit nicht: im Gegentheil höchstens mochte manchem Granden ein wehmüthiger Seuszer entlockt werden bei der Erwägung, daß er diesen oder jenen Selbstherrscher nicht zu seinem Seeretär machen, oder daß er einen Virtuosen wie Ptolemaeus Auletes nicht ohne Umstände in seine Hauseapelle einstellen könne.

Sie haben nachher in zwei mörderischen Feldzügen niedergeworsen werden müssen, mehr als 100‚000 Bürger haben Cäsars Abenteuer in Aegypten mit ihrem Leben gebüßt.

Ein römischer Dichter erinnert an das alte Lied, das Vater Homer gesungen, wie um der schönen Helena willen Griechen und Troianer zehn Iahre lang kämpsten, wie das hohe Ilion in Trümmer daniedersank und endloses Leid auch die Sieger besiel. Homer hat kein Wort des Tadels sür die Urheberin so schweren Unheils; sein srommer Sinn erkennt in allem die Hand der Götter, das Walten des unentrinnbaren Schicksals. Wir können es den römischen Dichtern nicht verargen, daß sie den Iammer, welchen Kleopatra über Italien gebracht, nicht mit gleicher Resignation betrachten; wir begreisen die Fluth von Verwünschung und Verleumdung, die sich über die Feindin ergossen hat und achten in diesen leidenschastlichen Wallungen die sittliche Energie des Patriotismus. Aber die Geschichte ist dem Streit des Tages entrückt; sie klagt nicht an, richtet auch nicht, sie sucht zu verstehen und verständlich zu machen. Bei solcher Aufsassung muß sie allerdings daraus verzichten, als praktisches Nachschlagebuch hausbackener Moral zu dienen. Aber je mehr sie verstehen und verständlich machen lernt, desto eindringlicher wird sie zeugen von der Gerechtigkeit, welche mit den Völkern schaltet nach Verdienst und die Entwicklung des Menschengeschlechts leitet.

Es war nicht bloße Sinnenlust, die Cäsar in Aegypten sesthielt. Er war ein anderer Mann geworden. Er hatte die Grust Alexanders des Großen besucht und an dem Gedanken sich begeistert, zu vollbringen, was jenem sein srüher Tod versagt, die bewohnte Erde sich zu Füßen zu legen, soweit die Sonne sie beschien von Ausgang bis Untergang. Kleopatra war dem Ziel ihrer Hoffnungen nahe. Als Cäsar schied, ließ er ihr ein Unterpsand ihres Glückes zurück. Sie genas eines Knaben und durste ihn mit des Vaters Namen Cäsarion benennen. Es ist der einzige Sohn, der ihm bescheert worden ist und mag uns wol gemahnen an den Cäsarensohn dieses Iahrhunderts, der schon in der Wiege König von Rom hieß. Im Iahre 4«'i brachte Kleopatra ihren Sohn zum Vater nach Rom.

Der Besuch eines vrientalischen Fürsten bildet im Abendland heutigen Tags ein Ereigniß. Diejenigen, welche ihm mit sreudigen Gesühlen entgegen sehen, gehören nicht gerade der besten Gesellschast an: es sind Industrieritter verschiedenster Gattung, die dem sremden Vogel die goldnen Federn rupsen wollen, verkannte Größen, die ein Ordensband sür das leere Knopsloch zu erhaschen hossen u. s. w. Aber diejenigen, denen der Besuch gilt, pslegen erst dann seiner sroh zu werden, wenn der Abschied hinter ihnen liegt. Das alte Rom ward häusig mit Besuchen von Königen aus dem Morgenlande beehrt und doch bildete ihre Ankunst stets ein großes Ereigniß. Freilich in anderem Sinne als heut zu Tage. Sie kamen in Geschästen

Kleopatra kam nicht als Bittsteller; sie kam als Freundin Cäsars und trat mit allem Pomp und allen Ansprüchen einer Königin aus. Sie hat geraume Zeit, 1^ bis 2 Iahre hindurch zu Rom residirt. Die launige Erzählung, welche der alte Cato den Urgroßvätern zum Besten gab, hatte sich somit in bittern Ernst verwandelt. Als Oberpontisex, d. h. als Haupt der römischen Kirche besaß Cäsar eine Amtswohnung am Markt; sie stieß an das Heiligthum der Vesta, wo keusche Iungsrauen die heilige Flamme nährten, das Sinnbild der Reinheit und Zucht der Gemeinde. In seiner Amtswohnung lebte Cäsar mit der ihm angetrauten «Gattin Calpurnia in kinderloser Ehe. Eine Viertelstunde entsernt in der Vorstadt am rechten Tiberuser besaß er eine Villa mit köstlichem Park; hier hielt die Königin Hos, die Mutter seines Sohnes. Er behandelte sie offenkundig als legitime Gemahlin und wann ihr dieser Titel nach sormellem römischen Rechte zukommen würde, war lediglich eine Frage der Zeit und eine Frage der Politik. Ein eigenes Gesetz war vorbereitet, das ihm das ausdrückliche Privilegium ertheilen sollte, mehrere Frauen zu haben. Ohnehin im Sinne des ganzen Alterthums gebührt solches Vorrecht dem Herrscher von Gottes Gnaden von selber und um die Begründung dieses absoluten Königthums von Gottes Gnaden dreht sich Cäsars Thätigkeit, seitdem er Alexandra besucht hatte.

Was die römischen Großen empsanden, wenn sie bei der stolzen Kleopatra antichamlirirten, läßt sich schwer ausmalen. Leider sind nur dürstige Zeugnisse aus uns gelangt von den Stimmungen jener ereigniß



vollen Iahre. Ich kann Ihnen nur einen Zeugen vorsühren, den berühmten Redner Cieero. Derselbe liebte es, nach allen Seiten hin Deckung zu suchen und hatte demzusolge auch Verbindungen mit Kleopatra angeknüpst. Er erschien mit literarischen Anliegen, die Königin versprach sie zu ersüllen, gab auch einem Geschäststräger die ersorderliche Anweisung — aber o Schrecken, die Zusage, welche dem empsindlichsten Manne gegeben war, gerieth in Vergessenheit. Einige Monate nach Kleopatras Abreise, als es ohne Gesahr geschehen konnte, macht er seinem gepreßten Herzen in einem Briese Lust: „Die Königin hasse ich; mit welchem Recht, weiß auch ihr Geschäststräger Ammonius, der die Aussührung ihres Versprechens verbürgt hatte. Es handelte sich um Literatur und Zusagen, die gegen meine Würde nicht verstoßen, ich könnte öffentlich vor allem Volk von der Sache reden. Ihr Kammerherr Sara ist ein Schuft und ein srecher Patron: ein einziges Mal habe ich ihn in meinem Hause gesehen, ich srage höslich, was zu seinen Diensten steht, und bekomme zur Antwort, er suche nicht mich, sondern einen mir besreundeten Bankier. An die Hossahrt der Königin selbst, als sie in der Villa zu Trastevere Hos hielt, vermag ich nicht ohne tiessten Schmerz zu denken. Mit jener Gesellschast bin ich sertig; sie trauen mir kein Herz, ja nicht einmal eine Galle zu."

Die Monarchie, wie Cäsar sie plante, war aus römischem Boden nicht durchsührbar. Der unverhohlene Widerstand, dem er begegnete, unterstützte Kleopatra in ihren Bemühungen, den Schwerpunkt des Reiches von Rom sort in das Morgenland zu verlegen. Ein bedeutsamer Schritt ward in dieser Richtung hin gethan, der Feldzug gegen die Parther eingeleitet. Die Parther hatten die alten Ansprüche der Perserkönige. erneuert, Oberherren der Erde zu heißen: ihre Bewältigung war die erste notwendigste Vorbedingung, um das Reich Alexanders wieder auszurichten und dem Großkönigthum die Lehnsherrlichkeit über alle Lande zu erringen; dann auch durste Cäsar hoffen, das störrische Rom zum Schweigen zu bringen. Und so erdröhnten die Straßen wiederum von dem schweren Tritt der Legionen und die Adler, welche Frankreich eroberten, über den Rhein und die Themse drangen, die großen Siege in Griechenland, Asrika und Spanien ersochten, nach Osten richteten sie ihren Flug, dem Euphrat und dem Indus zu. Cäsar selber gedachte in der letzten Hälste des März zur Armee abzugehen. Aus den 15. März des Iahres 44 war die entscheidende Senatssitzung angesetzt, in welcher ihm der Königstitel außerhalb Italiens sür den ganzen Umsang des Reiches zuerkannt werden sollte. In dieser Sitzung siel Cäsar unter den Dolchen der Verschworenen; die Hoffnungen der Königin, die 4 Iahre lang der günstigste Wind getragen, waren gescheitert. Doch entfloh sie nicht surchtsam aus der seindlichen Stadt vor der entsesselten Anarchie. Sie suchte aus dem Schiffbruch zu retten, was sich retten ließ, vor allem die Anerkennung

ihres Sohnes als Cäsars Erben zu erlangen. Daß ihre Bemühungen ersolglos blieben, mußte sie rasch einsehen, nach wenigen Wochen begab sie sich in ihre Staaten zurück, vor dem Unwetter sie zu schützen, das über all die schönen Länder, welche das Mittelmeer umrahmen, gleichmäßig hereinbrach.

Endlich hatte es ausgetobt, bei Philippi im November 42 sielen die letzten Schläge. Diesmal war nicht Einer Meister geblieben, zwei theilten mit einander die Herrschast, der junge Oetavian erhielt den Westen, Marens Antonius nahm den Osten. Antonius zählte 42 Iahre und überragte den Genossen nicht blos an Alter und Ersahrung, sondern dem entsprechend auch an Ansehen und Geltung. In dem Kreise talentvoller Führer, der um Cäsar sich geschaart hatte, gebührte ihm weitaus der erste Platz. Mit unverbrüchlicher Treue, mit edler Ausopserung hatte er Cäsar gedient-> ganz von selber siel ihm die Ausgabe zu, Cäsars Erbe und Nachsolger zu werden. M. Antonius leitete sein Geschlecht von Herenles ab und erinnerte in mehr als einer Beziehung an den gewaltigen Sohn des Jupiter. Am wohlsten sühlte er sich in der Schlacht, wenn er an der Spitze der Reiterei gegen den Feind sprengte: er socht mit der Krast und dem Muth eines Löwen. Die höheren Tugenden des Feldherrn gingen ihm dabei keineswegs ab; seit Cäsars Tod that es ihm Keiner gleich in der Lenkung einer Schlacht auch nur von Weitem. Der Abgott der Soldaten hat er auch die Gunst der Massen wie wenig Andere zu erwerben und zu behaupten verstanden: seine ritterliche Tapserkeit, seine Hochherzigkeit und Herablassung, der Nimbus, der den starken schönen Mann umgab, gewannen ihm die Herzen. Seine Bildung ließ viel zu wünschen übrig, auch sand er zu Staatsgeschästen sich nicht hingezogen; doch wurden diese Mängel nach beiden Richtungen hin durch seinen natürlichen Verstand ost in überraschender Weise ausgeglichen. Hingegen geschah seinen guten und glänzenden Eigenschasten durch zwei Fehler der wesentlichste Eintrag. Die selbstbewußte Thatkrast ging ihm ab, er ließ sich am liebsten durch Andere leiten und namentlich waren ihm wie dem starken Herenles, seinem mythischen Vorbild und Ahnherrn, die Frauen gesährlich. Auch gelangten seine Tugenden nur in Noth und Bedrängniß zur wahren Entsaltung. Gute Tage ließen ihn zun« Becher greisen und verleiteten ihn zu Schwelgerei und Thorheit aller Art.

Kleopatra war 28 Iahre alt geworden; ihre Geschwister hatte der Tod sämmtlich dahin gerafft; sie und ihr Sohn Cäsarion, als Kronprinz Ptolemaeus geheißen, waren die letzten aus dem Hause des klugen Ptolemaeus Lagt. Unter schwerer Noth und Sorge war sie den Stürmen des letzten Bürgerkriegs entgangen. Ietzt ward sie wegen ihres Verhaltens, wegen angeblicher Unterstützung von Cäsars Mördern zur Rechenschaft gezogen. Antonius hatte srüher zu ihren Bewunderern gehört, nun war er ihr Richter geworden, von dessen Spruch ihr eigenes und das Schicksal Aegyptens abhing. Die Herzenskennerin kannte auch ihren Richter. Ihn zu gewinnen gebot die Berechnung, die Rücksicht aus ihre Sicherheit, der schlummernde Ehrgeiz; aber damit verwoben sich in unzertrennlichem Gewebe die menschlichen Regungen der Frau. Wenn Einer ihrer Liebe würdig war und den verwaisten Thron mit ihr theilen durste, so war es dieser Mann und um als einsame Wittwe den Untergang ihrer Lebenshoffnungen zu betrauern, dazu sühlte sich Kleopatra noch zu jung und noch zu schön. Antonius hatte es an Werbungen nicht sehlen lassen: die Hossnung aus ein ungeahntes höchstes Glück, ein unbestimmter Drang trieb ihn, dem Eisen gleich, welches der Anziehung des Magneten gehorcht. Bei einer vorläusigen Begegnung im Sommer 41 zu Tarsos in Asien verständigten sie sich. Im Herbst ging Antonius nach Alexandria, um den Liebesbund zu schließen, welchen Shakespeare in seiner Tragödie mit so leuchtenden'Farben geschildert hat. Der große Dichter sand die Farben bereits gemischt vor; denn über dies Verhältniß sehlt es nicht an teilweise vortrefflichen Quellen. Wie ein alter Schriststeller sich ausdrückt, ging Kleopatra zunächst an die Erziehung ihres Geliebten. Sie ließ ihn weder Tag noch Nacht aus den Augen. Sie sischte mit ihm, sie ging mit ihm aus die Iagd, sie sah seinen Turn- und Waffenübungen zu. Sie würselte und zechte mit ihm; sie schrak sogar nicht davor zurück, als Knabe verkleidet ihm aus seinen nächtlichen Wegen zu solgen. Der Schlachtensieger liebte es nämlich, Nachts in den Straßen zu randaliren, ruhige Bürgersleute aus dem Bette zu klopsen und zu soppen. Die Liebhaberei war stadtbekannt und auch.die Gesoppten sanden an dem Spaß ihren Gesallen: dieser leutselige römische Herr stach gar vortheilhast in ihren Augen vor dem langweiligen Hochmuth seiner Raee ab. Und wenn sie gleich gelegentlich bei nächtlicher Weile einander rechtschaffen durchprügelten, so that das der ausrichtigen Freundschast zwischen Antonius und den Alexandrinern nicht den geringsten Abbruch. Eine schwierige Erziehung sür die schöne Königin; doch sie war wenn irgend Iemand der Ausgabe gewachsen: vor allem den Respeet wußte sie zu wahren und wenn er sich etwa beikommen ließ, in ihrer Gegenwart einen seiner derben Soldatenwitze zu reißen, so wies sie ihn zurecht wie einen Schulknaben.

Antonius hatte das erträumte Glück gesunden und darüber alles Andere vergessen, Vaterland, Herrschast, Politik — auch seine Frau Fuloia. Doch diese war aus härterem Holze geschnitzt als Cäsars Gemahlin Calpurnia. Sie war schon zwei Mal verheirathet gewesen mit den wildesten Rausbolden des römischen Adels und trotz ihrer Iahre nicht gewillt, sich von einer sremden Nebenbuhlerin verdrängen zu lassen; denn ihre Ehen schloß sie nur zu dem Zwecke ab, um ihrer Herrschsucht und ihrer geradezu teuslischen Rachsucht zu sröhnen. Sie wählte ein drastisches Mittel, sie entzündete den Bürgerkrieg in Italien gegen Oetavian, den Partner ihres Gatten. Nicht als ob das Mittel die gewünschte Wirkung gehabt hätte: Antonius sah dem Kriege Monate lang mit größter Gemüthsruhe zu und ließ seine Gattin ihre Sache allein aussechten. Fulvia ward in Perusia eingeschlossen und nach einer hartnäckigen Belagerung durch Hunger zur Uebergabe gezwungen. Sie hat ihre Niederlage durch den jungen Oetavian so schwer empsunden, daß sie bald daraus am Aerger starb. Aber der ägyptischen Nebenbuhlerin hatte sie allerdings vorläusig das Spiel verdorben. Antonius mußte in den Krieg, mußte Alexandria vor beendigter Lehrzeit verlassen. Im Heerlager unter seinen Kameraden gewannen andere Einflüsse die Oberhand über ihn. Wenn er am Nil als Grieche gelebt und getollt hatte, so ward er nun wieder der wassenklirrende Imperator. Freilich ward es mit dem Kriege nicht Ernst. Die beiderseitigen Freunde brachten eine Aussöhnung zwischen ihm und seinem Gegner zu Stande. Und damit nicht genug: die römischen Großen pflegten ihre politischen Bündnisse durch Heiratheil zu bekrästigen, M. Antonius sührte Oetavia, die Schwester seines Verbündeten, in sein Haus heim. Von dieser Frau wird nur Gutes berichtet: edle Weiblichkeit'und Milde zierten sie. Es war ein schweres Opser, das sie ihrem Bruder brachte, als sie sich entschloß, dem wilden Antonius die Hand zu reichen. Doch die Hand war zu schwach, den Löwen aus die Dauer zu bändigen. Drei Iahre hielt sie ihn; als er seiner Knechtschast inne ward, als er iune ward, wie er in Gesahr stand, zum Werkzeug seines Schwagers herabzusinken, sprengte er die Bande, wandte der Heimat, Frau und Kind von Neuem und aus immer den Rücken und begab sich in Kleopatras Dienst. Kleopatra stand im 33. Lebensjahre; herbe Täuschungen waren ihr zu Theil geworden; ihr Sinn blieb unverwandt aus die Träume ihrer Jugend gerichtet. Wenn es eines Beweises bedürste sür ihren außerordentlichen Geist, so liegt er in der geradezu romantischen Neigung, welche sie dem Antonius eingeflößt hat. Die Alten haben sich darüber weidlich die Köpse zerbrochen und keine Lösung zu sinden gewußt. Die Reize ihrer Iugend waren verblüht, sie gehörte einem anderen verachteten Volke an. Und doch enthielt sein Testament, das in Rom bei den Vestalen deponirt war, die Vorschrist, man solle seine Asche nach Alexandria bringen, wo er auch sterben möchte und in Kleopatras Nähe beisetzen. Und doch hat er um ihretwillen das schwerste Verbrechen gewagt, das das Alterthum kennt, im Dienst der Fremde die Waffen erhoben wider das Vaterland und die Götter der Heimat. Und als er endlich vom eigenen Schwert getroffen in ihren Armen seine Seele aushauchte, hat er sie getröstet und gesegnet und sein Glück gepriesen. Der römische Senat hat ossieiell erklärt, Antonius habe durch die Zauberkünste der Aegypterin den Verstand verloren: die Erklärung trägt den Vorurtheilen und dem Fassungsvermögen der edlen Herren die gebührende Rechnung. Aber wol verdiente diese tragische Leidenschast von dem größten Herzenkündiger aller Zeiten, von Shakespeare geseiert zu werden.

Antonius kehrte im Iahre 36 zur Geliebten zurück. Ihre Ehe ward mit drei Kindern gesegnet und der Vater mit seinen Legionen hat es sich sauer werden lassen, ihnen Königreiche im sernen Osten zu erobern. Die Iugendträume wurden zur Wirklichkeit, die alte Verheißung, welche Alexandria zur Welthauptstadt bestimmt, ging endlich in Ersüllung und Kleopatra herrschte so weit wie noch nie der Seepter eines Ptolemaeers gereicht. Als Morgengabe verlieh ihr Antonius bei ihrer Versöhnung Cypern, Phönizien, das hohle Syrien, Theile von Cilieien, Iudäa und Arabien. Und zwei Iahre später bereitete er ihr ein Fest, desgleichen die Nilstadt weder vorher noch nachher geschaut hat. Siegreich kehrte er aus Armenien zurück und hielt den sestlichen Triumph ab: in römischen Augen ein gottloser Frevel, denn nur in Rom dem Iupiter aus dem Capitol durfte ein Dankzug sür den Sieg römischer Wassen gebracht werden. Vor dem Triumphwagen gingen Armeniens König und Prinzen in goldenen Ketten einher, wurden Trophäen und Beutestücke ausgesührt. Die Sieger brachten ihre Huldigung nicht einem todten Götterbild dar wie zu Rom, wo sür solchen Festtag dem alten Iupiter das Gesicht roth geschminkt war; sie brachten sie einem lebenden Gott, der neuen Isis, der Herrin dieses Landes. Dann ward nach römischer Weise die ganze Stadt öffentlich bewirthet. Nach dem Mahl versammelten sich Volk und Truppen aus dem weiten Festplatz. Silberne Stusen sührten zu den beiden Thronsesseln aus Gold hinaus, welche Kleopatra und ihr Gemahl einnahmen; aus den Stusen standen die Sessel der Prinzen und Prinzessinnen, ihrer Kinder. Antonius verlas ein Deeret, welches Kleopatra zur Königin der Könige erhob, die srüheren Schenkungen bestätigte und CäsarionPtolemaeus zum Mitregenten ernannte. Auch seine Kinder wurden mit dem Titel von Königen der Könige bedacht: der älteste Ptolemaeus Philadelphos erhielt Asien vom Hellespont bis zum Euphrat, seine Zwillingsschwester Kleopatra Kyrene, der jüngste Alexander Armenien und die Länder zwischen Euphrat und Indus. Ptolemaeus erschien in maeedonischer Königstracht mit dem Bockshelm, von einer maeedonischen Leibwache umgeben, Alexander in persischer Königstracht mit dem Turban und armenischem Gesolge. Und das Herrscherpaar selber zeigte sich allem Volk als Isis und Osiris.

Bald daraus erklärte die Republik Rom den Krieg an Kleopatra. Daß der Krieg nicht begann mit der Vernichtung des Gegners, lag allein an dem Mann, der ihn zu sühren hatte. Mit Leichtigkeit hätte Antonius Italien und Oetavian bezwingen können. Aber wenn er auch den Arm wider das Vaterland erhoben, den Streich zu sühren, es in die Fesseln der Fremde zu schlagen — dazu versagte ihm das Herz. An diesem sittlichen Consliet ist die Krast des starken Mannes zerbrochen und mit ihr zerbrach die Stütze, welche Kleopatra hielt. Freilich sie blieb sich selbst getreu. Sie hat bis an's Ende ausgehalten und zu retten gesucht was sich retten ließ. Ihr Feind kannte nicht Mitleid noch Erbarmen; er hat ein grausiges Spiel mit ihr gespielt und sie aus die schwerste Folter gespannt, die es sür eine Mutter gibt. Das Leben ihrer Kinder seiner Rache zu entreißen gelang ihr nicht. Aber die süßeste Rache hat sie ihm und der Stadt am Tiber geraubt — den Hochgenuß, die große Königin in Ketten vor dem Triumphwagen einherschreiten zu sehen. In strenger Hast mit zwei ergebenen Hosdamen hat die Enkelin des klugen Ptolemaeus Lagi die Mittel gewußt den Sorgenlöser zu rusen. Als die Wachen hereintraten, sanden sie Kleopatra todt ausgestreckt in vollem Schmuck, die eine Hosdame todt ihr zu Füßen, die andere im Sterben. „Schöne Dinge das, Charmion," bemerkt der Commandant. „Ia wol, schön und wie es sich sür die Enkelin so vieler Könige ziemt." Mehr hat man aus der treuen Dienerin nicht herausgebracht und über die Todesart nur Vermuthungen ausstellen können. Kleopatra war »9 Iahre alt geworden und hatte 22 Iahre regiert. Der Sieger hat ihr ein königliches Begräbniß gegönnt und sie neben ihrem Gemahl Antonius bestattet.

Die Bedeutung des Krieges empsinden wir noch heutigen Tages. Wir nennen den Erntemonat mit dem Namen des Siegers August und zwar deshalb, weil in diesem Monat Aegypten dem römischen Reiche einverleibt wurde. Der 1. August ist eines der Hauptseste der katholischen Kirche, sie seiert an ihm den h. Petrus, aber der Geschichtskundige weiß und bis in die Neuzeit hinab wußte es auch das römische Volk, daß das Fest von Hause aus nicht dem Apostelsürsten, sondern eigentlich der Bezwingung Alexandriens galt; denn am 1. August 30 v. Chr. bat die stolze Meerstadt um Gnade. Der Besucher Roms wird durch die vielen Obelisken mit ihren sremdartigen Hieroglyphen an diese Kämpse erinnert; sie sind durch August und seine Nachsolger aus dem alten Pharaonenlande verschleppt. Alexandria ist heute ein blühender Hasen, aber die Stadt der Ptolemaeer liegt unter dem Sand der Dünen begraben. Unter den wenigen erhaltenen Denkmälern ragen zwei 64 und 66 Fuß hohe Obelisken aus rothem Granit hervor. Sie standen vor Casars Tempel und haben das Andenken der Gründerin im Volksmund bewahrt. Sie heißen die Nadeln der Kleopatra. Eine derselben ist kürzlich unter mancherlei Fährlichkeiten nach London geschasst worden.

# schweizerische Vergseen.

von

Eduard Osenbrüggen.
— Zürich. —

!>e Schweiz, das Land der Mannichsaltigkeit und der Contrasie, hat diesen Charakter anch in seinen Seen, welche in ihrer Größe, Form und Farbe, wie in ihrer Einsassung und Umgebung sehr verschieden von einander sind. Die Zahl der kleinen Seen ist außerordentlich groß, sie liegen ost sehr versteckt in der Höhe nnd wie von den Felswänden des Hochgebirges die Sagen uut> Natnrmvthen, einem schönen Echo gleich, wiederhallen, so sind manche dieser Bergseen sagenreich. Interesse gewährt es auch, die Menschen kennen zu lernen, welche in deren Nähe angesiedelt sind oder an ihre User herankommen.

Wer einen oder den andern dieser lieblichen Bergseen geschaut hat, wird mit dem Dichter sagen: „Grüner Bergsee, Tannendunkel, seid viel. tauseudmal gegrüßet", aber nicht alle Bergseen sind so anheimelnd, man weilt nicht an ihnen, sondern eilt zu einem sreundlichereu Bilde der Gebirgswelt. Wenn ich dennoch meine Rundschau mit ihneu beginne, so geschieht es, um ihreu Gegensatz, die Anmuth der grünen oder blauen Wasserspiegel iu der Alpenregiou desto mehr hervortreten zu lassen.

Der Todtensee bei der Hauseck an der Grimsel verräth durch seinen Namen den Gegensatz zur Anmnth. Es ist ein düsterer kleiner See, in einer traurigen Trümmerwüste gelegen. Den größten Theil des Iahres ist er iu seiner Felsenschale sestgesroreu und auch im Sommer sehlt ihm Bewegung und Leben. Fische hat er nicht und kein anderes Gethier aus der Obersläche. Bei seinem Namen denkt man unwillkürlich an die Kämpse der Oesterreicher und Franzosen an der Grimsel im Iahre 1799. Da tobte auch der heiße Kamps am Todtensee und von den durch die Franzosen überlisteten Oesterreichern sanden nicht wenige ein elendes Grab im kalten Todtensee. Aber sein Name ist viel älter, verdankt auch nicht der Oede umher seine Entstehung, sondern „todt" nennt man die Gebirgsseen, welche keinen sichtbaren Zusluß und Absluß haben. Aehnlich verhält es sich mit dem mehrere Male in der Schweiz vorkommenden Namen Fanlensee, aber hier dars man doch wol aus die ursprüngliche Bedeutung von „saul" zurückgehen, wie dieses Wort noch ost sür schmutzig und unrein gebraucht wird. Nahe liegt die Vergleichung mit den Bergnamen Faulhorn, Faulberg, Faulen, welche aus Verwitterung hinweisen.

In trostloser Oede besindet sich der nicht mehr als eine Viertelstunde lange Daubensee an der Gemmi, in einer Höhe von 2206 M. Wenn man von Kandersteg zur Gemmi ansteigt, so kommt man eine halbe Stunde unter der Paßhöhe in die Nähe desselben. Er bleibt neun Monate im Iahre zugesroren und wenn er ausgethaut ist, so hat er ein trübes graugrünliches Wasser. Einst mögen Weiden an ihm gegrünt haben, aber längst hat sast alle Vegetation ausgehört, wie auch das Thierleben; nur Alpendohlen slattern zu ihm heran und ein Raubvogel, der hier nichts zu suchen hat, zieht über ihn hinweg dem Wallis zu. An der einen Seite senken kahle schwarze Felswände sich herab, an der andern Seite erblickt man in der Höhe einzelne Schneeslächen. Noch unheimlicher ist die Gegend dadurch geworden, daß Zacharias Werner den Schauplatz seines Schanerstücks „Der 24. Februar" in das etwa eine halbe Stunde nach Kandersteg zu vom Daubensee entsernte Bergwirthshaus Schwarenbach verlegt hat. Werner hat Goethe gegenüber das grausige Stück sür eine Fietion erklärt und das ist richtig, weil in Schwarenbach nichts der Art geschehen ist; aber ohne Zweisel hatte Werner die in der Schweiz umlausende Sage von der nächtlichen Ermordung eines nach langer Abwesenheit zurückgekehrten Sohnes durch seine geldgierigen Eltern, die ihn nicht erkannten, vernommen und wählte als besonders dazu passende Oertlichkeit das in einsamster Einsamkeit liegende Bergwirthshems. Wahrscheinlich ist aber die schwarze That einmal geschehen in einem Wirthshause in Boschia bei Guarda im Unterengadin.

In Bergwilduiß und Gletschernähe liegt der kleine Hagelsee am Faulhorn und hat ost Mühe im Sommer ganz auszuthauen. Aehnliche Seelein, die einsam und versteckt liegen und wenig dazu beitragen, die Wildniß sreundlicher zu machen, gibt es noch manche.

Bekannt ist der Märjelensee oder Aletschsee, höher gelegen s2350 M.) als der Daubensee, aber nicht unheimlich wie dieser, sondern ein merkwürdiges Stück im Bereich der Gletscherpoesie, als Zugabe zu dem größten Eismeer der Schweiz, dem Aletschgletscher, dessen Krystallwand sein westliches User bildet. Im laugen Winter ist der See ohne Zweisel bis aus den Grund gesroren; wenn der Sommer seine volle Krast geltend macht, ist dieser zwar nicht im Stande, den Aletschgletscher merklich zu verändern, aber die Eismasse des Sees zerreißt und kommt in's Schmelzen. Er ist dennoch nie ohne Eis, weil von Zeit zu Zeit Eisblöcke von der Gletscherwand herabsallen, die dann aus seiner Obersläche wie Inseln schwimmen und im regelmäßigen Tempo sich einander nähern und abstoßen. Sehr bezeichnend nannte ein berühmter schweizerischer Wanderer über Eis und Schnee den Märjelensee „ein Miniaturbild des Polarmeeres". Man denke ja nicht, daß es diesen Männern nur darum zu thun sei, sich als Klettervirtuosen hervorzuthun, sie versolgen, oder doch viele unter ihnen, wissenschastliche Ausgaben und haben eine sehr poetische Aussassung der Gebirgswelt, wo diese am großartigsten ist. Sie dringen in die Mysterien des Hochgebirges ein, zu denen schwächere Menschenkinder nur mit der Phantasie heranslattern. Ein sehr bekannter schweizerischer Alpenklubist, Weilenmann in St. Gallen, der srüher die besondere Passion hatte, Solosteiger zu sein, war lange einsam aus dem Aletschgletscher gewandert, hatte Gletscherspalten und Schründe zu überwinden gehabt, kein anderer Laut war an sein Ohr gedrungen, als dann und wann das Donnern einer Lawine, da kam er an den Märjelensee, welcher seine Schwärmerei sür das Eis wieder neu anregte. Er sügt: „Ich schritt dem See zu, um an seiner grünblauen Fluth, an den stille daraustreibenden, wie Silber blinkenden Eisblöcken, an den schroff abstürzenden, in allen Nuaneen von Azur spielenden Eisklippen mich zu ergötzen. Es war ein Stück Nordpol oder Märchenwelt."

Nicht blos die Bergsteiger und Gletschermanuen besuchen diesen See, sondern derselbe hat auch sür die Hirten der eine Stunde davon entsernten Märjelenalp Bedeutung, wenn auch nicht als Gegenstand der Naturschwärmerei. Der See hatte srüher zuweilen in heißen Sommern die Neigung davonzulausen, indem er unter dem Gletscher durch in's Thal nach Naters im Walliser Bezirke Brieg sich versügte, wo sein Wasser dann nicht geringen Schaden anrichten konnte. Die Hirten waren sür einen solchen Fall zu Wächtern des Sees bestellt und wenn sie das Sinken des Sees bemerkten, so eilte einer von ihnen nach dem ziemlich entsernten Naters hinab, um die Gesahr zu verkünden. Man konnte in Naters noch die nöthigsten Vorkehrungen treffen, denn das Wasser brauchte längere Zeit, um sich unter dem Gletscher durchzuarbeiten als der leichtsüßige Aelpler, um nach Naters zu kommen. Für die Botschast erhielt der Springer jeweileu ein Paar neue Schuhe. Vor einigen Iahrzehnten ist durch einen Stollen dem Wasser bei einer solchen Steigung des Sees der Laus in das Vieschertobel angewiesen, wo er keinen Schaden bringt.

Zu den eisigen Bergseen gehört besonders auch der kleine See bei dem Hospiz aus dem Großen St. Bernhard s2472 M.). Er ist nicht nur während des mindestens nenn Monate dort herrschenden Winters ganz zugesroren, sondern auch im Sommer, wo die Wärme bei dem Hospiz um die Mittagszeit selten über 7" Reaumur steigt, am Morgen regelmäßig mit Eis belegt. Das Leben der Menschen, welche in dem Convent wohnen und derer, welche hier einen kurzen Ausenthalt machen, kann ich hier, wo ich mich der Kürze besleißigen muß, nicht schildern, aber als eine Merkwürdigkeit will ich erwähnen, daß vor einigen Iahren ein junges Liebespaar in diese Höhe kam, nm in dem kalten See den Tod zu sinden. Ein wunderbarer Contrast: Liebesgluth und das eiskalte Seeleiu mit der Firn- und Gletscherwelt umher, — ein noch nicht dagewesener Stoss sür eine Novelle!

Berühmt sind die unter der Paßhöhe des Nernina liegenden Lago bianeo und Lago nero (2220 M). Wenn man diese beiden so nahe verbundenen, nur durch einen schmalen Damm getrennten Seen ein Ehepaar nennen wollte, so wären der an den weißen See sich anreihende Lago della Seala und das sehr kleine namenlose Seelein, welches man allensalls blau nennen kann, bei dem schwarzen See ihre Kinder. Die Wasser des größeren und etwas höher gelegenen Lago bianeo, der vom Cambrenagletscher gespeist wird, gelangen in Vermittlung und Verbindung mit der Adda und dann mit dem Po in's adriatische Meer, der Lago nero, aus Moorgrund ruhend, läust dem Inn zu, durch diesen in die Donau und da müssen dann, sreilich stark gemischt, Wassertheile des schwarzen Sees vom Bernina in's schwarze Meer gelangen.

Auch aus der Höhe des Flüelapasses (2405 M), welcher von Davos in das Unterengadin sührt, liegen zwei kleine Doppelseen bei einander, deren Wasser nach den entgegengesetzten Seiten des Berges absließen. Liebliche Bergseen kann man sie nicht nennen, aber ihre grünen Spiegel sind doch mild in der starren Wildheit der Steinwüstenei umher. Immer und immer sind seit Iahrhunderten Felsstücke von beiden Seiten herabgestürzt und bedecken weithin die obere Partie des Passes. Auch Lawinen kommen in jedem Frühling herab und ich sah noch im August am Rande des einen Sees einen zähen Lawinenrest. Sicher sahren jetzt die großen Postkutschen aus der wahren Kunststraße in vielen Kehren hinüber und in der Höhe von mehr als 8000" ist mit der Poststation nicht nnr eine gute Wirtschast verbunden, sondern auch ein Telegraphenbureau.

Graubünden, eine Schweiz sür sich, ist es auch in seinen Seen. Es hat deren in großer Zahl und von allen Arten. In dem mystischen Bündnerlande mit seiner eigenartigen Bevölkerung ist mehr als anderswo an den Bergseen die Poesie der Sagen und Naturmythen thätig geworden. Die wiederkehrenden Naturerscheinungen machen aus die in der Einsamkeit des Gebirges lebenden Menschen einen starken Eindruck. Sie wissen dieselben nicht zu erklären wie die Natursorscher, aber sie erklären sich dieselben in ihrer Weise. Als Naturkinder bilden sie ans diesen Erscheinungen eine Natlirreligion.

Sicherer als es durch den Barometer geschehen kann, erkennen die Hirten das Umschlagen der Witterung an der sich verändernden Farbe des Bergsees; wenn die noch eben spiegelglatte Oberfläche sich kräuselt, obgleich noch kein Wind sich erhoben hat und wenn dann murmelnde Töne sich hören lassen, die sich zu einem Brummen verstärken, so wissen sie, daß ein Ungewitter nahe ist.

Im Iahre 1700 meldete ein Psarrer von Andeer an der Splügenstraße dem berühmten Natursorscher I. I. Scheuchzer in Zürich: „Im Schamser-Gebiet sindet sich ein See, Calandari genannt, aus Arosen-Alp, welcher gar klein, daß man ihn an allen Seiten mit einem Stein überwersen kann, ist aber unergründlich, hat seinen Einfluß, aber keinen Ausgang. Wenn ein ungestümes Wetter vorhanden, so schwellet sich in Mitten dieses Sees ein gewaltig großer Wirbel aus, welcher in zunehmendem Wachsen so stark brüllet, daß man ihn von einem Berg zum andern, wol sechs Stunden weit, hören kann. Es hat dieser See noch eine andere verborgene Eigenschast, daß er die Menschen, so dabei schlasen, an sich ziehe, wie ich denn gehört und von alten Personen bin versichert worden, daß eine Frau ziemlich weit von diesem See geschlasen und von demselben angezogen und verschlungen worden. Nach diesem hat man ihren Gürtel mit Schlüsseln an dem User des Rheins gesunden, welcher Fluß von dem See vier Stunden entlegen. Es sind noch mehr Leute im Leben, welche auch bei diesem See eingeschlasen, und da sie erwachen, schon mit ihren Füßen in dem Wasser gewesen." Der Psarrer meldet noch weiter, vor etlichen Iahren hätten einige junge Knaben aus Uebermuth sieben Pserde in diesen See gesprengt, seien dann aber sehr erschrocken gewesen, als die Pserde nicht wieder herausgekommen; nach drei Stunden hätten jedoch die Thiere sich wieder ans Land begeben, wo sie ansangs wie todt gelegen, dann aber zurecht gekommen seien. Besonders merkwürdig sei dabei noch, daß die Pserde alle beschlagen gewesen, aber ohne Fußeisen aus dem See zurückgekommen seien.

Scheuchzer, der ausgeklärte Natursorscher meint, wenn diese Geschichten wahr seien, „sollten sie manchem spitzsündigen Welt- oder Naturweisen genug zu schassen geben", er will seinerseits die magnetische Krast gewisser Bergseen weder zugeben noch ableugnen.

Ueber die wunderbaren Erscheinungen dieses Sees, den man aber gewöhnlich anders nannte, berichten mehrere bünduerische Schriststeller. Auch die Entstehung desselben ist der Sage einverleibt. I. K. von Tscharner erzählt:

In die wilde Bergwelt zwischen dem Weiß- und Rothhorn drängt sich oberhalb Tschiertschen das kleine Seitenthal Urden; in seinem Grunde ruht von schauerlichen Sagen umweht der Urdensee. Wo aber jetzt der Spiegel des Sees glänzt, deckten einst sastige Wiesen den engen Thalgrund und in geräumiger Hütte wirthschastete ein roher und geiziger Senn. Zu dem kam ein altes und schwaches Mütterlein von Erosa, das mit unsicherem Tritt zum letzten Mal nach dem sernen Gotteshaus Obervatz wallsahrten wollte, um dort ihre Rechnung mit der Welt abzuschließen, und bat um einen Trunk Milch. Der Unmensch snhr die von Durst und Müdigkeit erschöpste Pilgerin zuerst mit Scheltworten hart an, melkte dann seine rothe Kuh, wars Magen (Säure) in das Milchgesäß und reichte ihr mit verbissenem Hohnlachen diesen Trank. Die Alte hatte ihre Pilgersahrt kaum wieder angetreten, als sie von grimmigen Schmerzen besallen wurde und, nachdem sie dem Herrn ihre Seele besohlen und die Rache des Himmels über den Gottlosen herabgerusen, unter schrecklichen Zuckungen verschied. Da erbebte die Erde ringsum im ganzen Gebirge, in sürchterlichem Krachen gähnte weitaus ein ungeheurer Abgrund, Weiden, Hütten und Heerdeu wurden mit dem gottlosen Senn verschlungen und trübes Wasser süllte die Tiese. Das ist der Urdensee. Ie im siebenten Jahre, wenn im Brachmonat die Tage am längsten sind, werden seine Wasser ungewöhnlich wild und brüllen aus der Tiese in sürchterlichen Wallungen aus, dann sieht man den verwünschten Senn mitten aus dem tobenden See seine rothe Kuh melken; hat er dies Geschäst beendigt, so ringt er dreimal die Hände gen Himmel und sährt mit schauerlichem Gewimmer in den Abgrund hinab. Schrecklicher rast dann der See und ein dumpses Getöse rollt durch Gebirg und Thal und verkündet schwere Unwetter.

Wir haben hier eine Loealisirung der weit verbreiteten Sage aus ethischem Grunde, daß durch Hartherzigkeit und Uebermuth der Menschen blumenreiche Alpen zur Strase untergegangen sind, aber die Sage weicht von der gewöhnlichen Form ab. Gewöhnlich sind auch die Alpen in Eis und Schnee verwandelt.

Im Glauben der Hirten sind viele Bergseen unergründlich und sie scheuen sich, etwas hineinzuwersen, denn in der Tiese ist ein großer Fisch oder ein Ungeheuer, das dann an die Oberfläche kommt und den See ansbrausen und Schaden anrichten läßt.

Sehr gewöhnlich nannte man die in und an den Bergseen hausenden Nngethüme Drachen. Der tressliche bündnerische Topograph und Historiker Campell, um die Mitte des 16. Iahrhunderts, theilte noch den Glanben an diese schlangenartigen, ost mit Flügeln versehenen Thiere. Sein Großvater mütterlicher Seite habe in der Steinwüste am Fuße des Berges Alpiglia bei Süs ein solch großes schreckliches schlangenartiges Thier erblickt, sei dadurch plötzlich krank geworden, habe sein Haupthaar gänzlich verloren und die Haut an den, dem Anblick des Unthiers ausgesetzt gewesenen, nicht von Kleidern bedeckten Stellen des Körpers habe sich abgelöst. Ein anderer Mann der Zeit erblickte einen Drachen oder Lindwurm in der Schlucht, welche der Inn bei seinem Ausfluß aus dem See von St. Moritz durchbraust, wurde davon krank und starb. Iohann Branea von Guarda dagegen bedeckte den kleinen See aus Alpiglia mit Hülse eines Beschwörers mit Zweigen und Blättern und nöthigte dadurch den Lindwurm in einem greulichen Unwetter den Ort zu verlassen, in Folge dessen er den Inn abwärts bis Innsbruck geschwemmt und dort nicht ohne große Gesahr getödtet wurde. So berichtet Campell.

Bevor ich Abschied nehme von den zwar interessanten, aber in der Wilde und Oede liegenden, nicht eben anheimelnden Seen, um mich zu den zerstreuten anmuthigen kleinen Seen in romantischer Berglandschast zu begeben, muß ich noch einen Bergsee aus jener Classe erwähnen, welcher lange Zeit den Menschen der unheimlichste von allen gewesen ist und eine große Geschichte hat, die aber damit endigt, daß der See gar nicht mehr existirt. Es ist der Pilatus'See.

Dieser See lag au der Luzerner Seite des Berges, welcher von dem See oder dessen Gespenst erst den bekannten Namen erhalten hat, sonst in alter Zeit Frakmont smous lra«tus) von seinen vielen Klüsten und Spalten in den Felswänden hieß. Der See war eine Viertelstunde von der Alp Bründlen entsernt, hatte eine Länge von etwa 100 Schritt, eine Breite von 50. An der einen Seite deckte ihn ein Tannengehölz, an den anderen Seiten waren starre Felsen. So lag er geschützt vor den Winden, hatte keinen Zufluß und Abfluß, nahm weder zu noch ab, schweigsamer Ernst war sein Charakter, aber das brachte ihn in den Bereich der Sage. Seine Ruhe durste nicht

gestört werden, geschah es, so war das Frevel mit verderblicher Folge. Aber nicht ein großer Fisch oder ein ähnliches Ungethüm kam dann an die Oberfläche, sondern sein Insasse war der unselige, zur Strase in ihn und die öde Bergeinsamkeit gebannte Landpfleger Pilatus. Der Unruhige kam hier nicht zur^Ruhe, er stürmte aus dem Gebirge hin und her, jagte die Heerden, daß sie in den Abgrund stürzten, dann watete er auch in seinem See herum und schickte wilde Wasser in's Thal. Endlich wurde ein sahrender Schüler gegen ihn angerusen und brachte ihn bis zu einem gewissen Grade zur Ruhe. Aus die stärksten Bannsormeln hin ging Pilatus ein Compromitz ein, er versprach, sich in den See zurückzuziehen und sich dort ruhig zu verhalten, wenn man ihn nicht beunruhige. Daraus solgten Verbote aus Verbote der Obrigkeiten von Luzern und von Obwalden, den See zu berühren und auch nur sich ihm zu nähern. Fremde, welche den Berg besteigen wollten, mußten dazu eine besondere Erlaubniß einholen; im Frühling wurden die Sennen der Alpen in Eid genommen, keinem Fremden den Weg an den See zu zeigen. Wer jenen Verboten zuwiderhandelte, wurde hart gestrast. Im Iahre 1545 konnte aber der Stadtpsarrer Müller von Luzern es wagen, ohne Zweisel nach Rücksprache mit den regierenden Herren der Stadt, dem merkwürdigen Aberglauben entgegenzutreten. Er kam mit einer Gesellschast an den See, man ries den Landpsleger in verschiedenen Sprachen, wars Steine in den See, aber weder erhob sich Pilatus, noch erhob sich ein Unwetter; es wateten einige Leute durch das Wasser und es zeigte sich, daß der See gar nicht bodenlos oder auch nur ties sei, wie man geglaubt hatte. Neun Iahre später wurde der See abgegraben und er blieb ein unschöner kleiner Sumps, der sich zur Zeit der Schneeschmelze etwas mehr mit Wasser süllte. Im Iahre 1661 schrieb Cysat von Luzern in seiner genauen Schilderung des Vierwaldstättersees: „Was aber von des Pilati See und desselben armseligen verdammlichen Geist in und außerhalb dem Schweizerland geschrieben und gesagt wird, das ist lauter Fabelwerk und Gedicht." Die Sennen ließen sich aber den alten Glauben nicht ganz nehmen. Bis zur Neuzeit war es Gebrauch, daß sie aus den Alpen des Berges beim Sonnenuntergang durch den Milchtrichter einen Segensspruch ausriesen, der den Pilatus verhindern sollte, ihnen und ihrem Vieh in der Nacht Schaden zu thun. Es ist das übrigens eine Sitte, die, wenn auch nicht in Beziehung aus den Pilatus, noch aus manchen Alpen der Schweiz sich sindet. In dem nach ihm benannten Berge ist aber dem Landpsleger Pilatus doch noch der Ruhm oder Rus des Wettermachens geblieben, wie der bekannte Spruch sagt: „Hat der Pilatus einen Hut, so wird das Wetter gut, hat er einen Degen, so gibt es Regen" und diese Wetterzeichen haben Wahrheit. Um den Pilatus-See kümmert sich aber jetzt Niemand.

Zu den Bergseen, an denen das Verweilen in „süße Melancholei" versetzt, gehören noch nicht die Gotthardseen, wie interessant sie sonst auch sind, diese „ewigen Seen, die von des Himmels Strömen selbst sich süllen", welche Bezeichnung des Dichters sreilich gar nicht buchstäblich zu nehmen ist. Ihre kleinen Wasserspiegel verleihen zwar der starren, ernsten, baumlosen Landschast etwas Glanz, aber lächelnde Seen sind es durchaus nicht. Man hat zwar den Lueendro-See gepriesen, dem die Hauptquelle der Reutz entströmt und es gibt auch Farbenbilder, aus denen er sehr sreundlich sich ausnimmt, aber das ist Dichtung des Pinsels. Wenn ein Tannenwald an einer Seite seinen Schatten in einen kleinen klaren Bergsee wirst, den an der andern Seite hellgrüne Matten einsassen, so gibt das ein sreundliches Bild, aber bei dem Lueendro-See ist es der Schatten von den hohen Felsen, welcher dem Bilde überwiegend die Färbung verleiht und das wol zu keiner Iahres- und Tageszeit heiter sein kann. Es mag sein, daß ich mit einer unrichtigen Vorstellung ihrer Schönheit zu den Gotthardseen herankam, daß ich eben nur ernste Alpenbilder in ihnen und an ihren Usern hätte erwarten sollen, aber mir ist nun einmal der Eindruck geblieben, daß sie zu den lieblichen Bergseen nicht gehören. Die Schweiz ist aber auch an diesen reich und von manchen derselben gilt, was ein berühmter Kenner der Gebirgswelt, Desor, sagt: „Diese glänzenden Wasserspiegel mildern mit ihrem zarten Wellenschlage die Wildheit der Hochregionen, und der ermüdete Wanderer grüßt sie mit Entzücken, wie der Pilger der Wüste die ersten Palmen bebauten Landes, die am Horizonte austauchen."

Die schönen Seen des Oberengadins, der See von Silvaplana, von Sils und von St. Moritz, sind zwar nach ihrer Höhenlage, sast 6O0s/, und in ihrem Zusammenhange mit den Gletschern Bergseen, aber ich möchte doch an meinem speeielleu Thema, den kleineren in der Bergeinsamkeit liegenden Seen sesthalten. An jenen größeren Seen ist jetzt bekanntlich nicht Bergeinsamkeit zu sinden, sondern, im Sommer wenigstens, Weltverkehr im großen Maßstabe. Dasselbe gilt vom See bei Davos und dem schönen Lago di Poschiavo am Fuße des Bernina.

Meine Rundschau wird mich in verschiedene Berggegenden der Schweiz sühren, in denen die Menschen eine verschiedene Sprache reden und verschiedene Sitten haben.

Recht nahe bei meinem Wohnorte Zürich und dessen großem blauen See, aber wenig bekannt, ist der Türlersee oder Dürlersee am südlichen Fuße des Aldis, der kleine See ist beachtenswerth durch Lage und Sage

Vom sernen Meeresstrande her war einst eine sremde Familie in diese Gegend eingewandert. Der Mann war von sriedlicher Gemüthsart, rüstig zur Arbeit wie zum Gebet, die Frau sinster und ungesellig, doch dem Manne eine treue Gehülst« und dem wunderlieblichen Kinde eine sorgsame Mutter. Hinter Vollenweid, aus dem Berge am Türlersee, bauten sie eine Hütte und erwarben bedeutendes Grundeigenthum daneben. Wundersam gedieh die Arbeit ihrer Hände und was sie gepslanzt hatten, blühte und reiste in üppiger Fülle, vor allem aber ersüllte der bald in herrlicher Pracht siehende Garten die Nachbarn mit Bewunderung und auch mit Neid. Doch nicht nur sür die Besitzer blühten und dusteten die Blumen, mit sreundlichem Sinn bot der Mann sie dem Wanderer über die Hecke und das liebliche Mägdlein trug manchem Armen und Kranken sastige Früchte und heilsame Krauter unter das niedrige Dach. Sah auch die Mutter, Chriemhilde war ihr Name, mit scheelen Blicken solcher Freigebigkeit zu, schnell schmeichelte das süße Kind den Unmuth von ihrer Stirne weg nnd mit sreundlicher Mahnung beschwor der Gatte den bösen Geist. So flossen Iahre dahin, Regen und Sonnenschein zogen über ihre Häupter und segneten ihren Fleiß. Da kam der Sturm, welcher dieses stille Glück zerstörte. In den Wogen des Türlersees sand der wackere Mann ein nasses Grab nnd mit ihm entwich der Schutzengel des Hauses. In sinsterer Trauer arbeitete das Weib sort, aber in ihrem Herzen schlugen verzehrende Habsucht und starrer Menschenhaß gistige Wurzeln. Nur sür ihr Kiud hatte sie Liebe, aber das liebliche Wesen siechte dahin und die Frau stand allein in der sreudlosen Welt. Um die Zuneigung der Nachbarn hatte sie sich nie bemüht, bald entwickelte sich ein ossenbares Feindschastsverhältniß. Man wars ihr unbesugte Erweiterung der Grenzen ihres Gutes vor und im Rechtsstreit' verlor sie ihre Ländereien, nur der Garten blieb ihr. „So kann ich doch noch gartnen," sprach sie im wilden Nnmuth; aber der Segen war gewichen. Da nahte ihr der Böse mit arger Versuchung und das an Gott und Menschen verzweiselnde Herz

tonnte ihm nicht widerstehen. Als man sie auch ihres Gartens beraubte,
dei lebte sie nur noch im Gesühl der Rache. Vernichten wollte sie die
verhaßte Brut, und das Gewässer, das ihren Mann verschlungen hatte,
sollte alle bedecken, vom wankenden Greise bis zum Kinde an der Mutter
brust. Ein Hügel trennte den Türlersee von dem Dorse und dieser sollte
durchstochen werden. In dunkler Nacht stand sie riesiggroß da, eine tenn
thorgroße Schausel in wilder Hast hebend und senkend und mit jedem
Spatenstich schuhweit vorrückend. Kalter Schweiß stand aus ihrer Stirn
und der bebende Mund öffnete sich bald zu einem grinsenden Lächeln,
bald bewegten sich die Lippen zum Fluchen, aber leise, denn sie hatte mit
dem Bösen den Pakt geschlossen, während der Arbeit zu schweigen wie
das Grab. Nun hebt sie zum letzten Mal die Schausel, um das schöne
Gesilde ist es geschehen; da kann sie ihr Entzücken nicht mehr bändigen
und wild jauchzend rust sie: „So ist's geschehen, Gott zu Lieb oder zu
Leid!" Ein brausender Sturm sührte die Hexe durch die Lust, aus die
blumigen Halden des Glärnisch, aber zu Eis erstarrten die Kräuter unter
ihr. Noch heutzutage steht sie dort, aus ihren Spaten gelehnt, ein zackiger
Eisblock, der nimmer austhaut.

In den Iahrhunderten, welche seitdem vergangen sind, lag der Türlersee wieder ruhig da und unter ihm ist eine sruchtbare Landschast. Nahe am See sinden wir den kleinen Weiler Türlen oder Törlen. Nicht wie Chriemhilde es wollte, strömt das Wasser verheerend in's Thal, sondern Fruchtbarkeit spendend enteilt ein nicht unbedeutender, klarer Bergstrom, die Reppisch, dem See, um sich mit der Limmat zu verbinden.

Für das Alter jener Sage spricht, daß in einer Rechtsurkunde von 1412, der Öffnung von Borsikon, in einer Grenzbeschreibung dreimal „Kriemhilten Graben" vorkommt. Da dieser Frauenname, soviel ich weiß, sonst in der Schweiz gar nicht üblich ist, so verdient er in seiner Hinweisung aus die Nibelungen Beachtung, wie der im Canton Bern verbreitete Geschlechtsname Ritschart und der dem Drachentödter in Unterwalden beigelegte Name Schrutan (Winkelried).

Der Chriemhildengraben, gewöhnlich Hexengraben genannt, ist noch zu sehen und den Leuten sehr bekannt. Daß hier ein Abgraben des Sees versucht ist, leidet keinen Zweisel. Er ist etwa 12 Fuß ties; die neue Straße nach Aeugst sührt darüber hin.

Wenden wir uns von hier zum Vierwaldstättersee, so gehört zwar dieser große vielbnchtige See, der Spiegel der Urschweiz, nicht in die Reihe meiner Bergseebilder, aber in seiner Nähe sinden wir das grüne Seeli, von welchem der beliebte Lusteurort Seelisberg den Namen hat. Der kleine See, etwa eine Viertelstunde lang, liegt, zum Schwärmen einladend, am Fuße des Niederbauen oder Seelisberger Kulms und aus der Höhe dieser Bergpyramide (1925 M.) schließt man aus eine enorme



Tiese des Sees. Mit dieser angenommenen Tiese steht dann weiter in Verbindung der Glaube an einen großen Fisch oder vielmehr ein Fischungeheuer, den Elbst, der die kleineu Fische verzehre und selten an die Obersläche komme.

Ein mythologischer Forscher hat den Gedanken ausgesprochen, es sei solch ein großer Fisch, wie die Anwohner eines Binnensees ihn als Insassen des Sees sich vorstellen, ursprünglich nichts anderes als der Geist des Sees, der Seegenius, woraus man dann später ein Seeungeheuer machte. Ich halte den Gedanken sür sehr richtig. In der heidnischen Geisterwelt mußten die Seen ihre Dämonen haben wie die Berge und die Wälder und solche geisterhaste Wesen wurden in der christlichen Folgezeit immer mehr zu gesährlichen Gespenstern, wie ja auch der Teusel ursprünglich gar nicht so schlimm war, als man ihn später machte. Der Seegeist in der Tiese des Wassers konnte kaum anders gestaltet sein als sischartig. Mit der Menschenwelt hatte er nichts zu schaffen; er wollte aber auch in seinem Reiche nicht beunruhigt werden von den Menschen. Wenn in Graubünden Drachen in die Bergseen verlegt sind, so waren doch die eigentlichen Wohnungen der Drachen Felshöhlen, wie namentlich des großen Drachen in Nidwalden, den Schrutan von Winkelried erlegt haben soll. Man zeigt hier noch das Drachenloch.

Der Canton Uri, zu dem Seelisberg gehört, hat, näher an der Gotthardsstraße, noch einen kleinen See, den man das Muster eines Alpsees nennen dars. Es ist der Golzernsee, an dem seit zehn Iahren so beliebt gewordenen Maderanerthal. Von Amsteg steigt man nach Bristen hinan, ersrischt sich beim Kaplan, um den etwas strengen Ausweg zur kleinen sreundlich im Mattengrün liegenden Häusergruppe von Golzern zu machen. Noch eine kleine Stunde von dort entsernt ist der Golzernsee (1413 M), von dem ein Engländer im Fremdenbuch des Gasthauses im Maderanerthal schrieb: l'be 6o1xel-u8es is a perlsot. dijou. Das Seeli mit seinem klaren Spiegel ist lieblich durch die ihn umgebenden Tannen und kleinen Felspartien und „der Matten warmdustiges Grün", aber zu dem Landschastsbilde gehören auch die Berggipsel in der weiteren Umgebung. Größer ist die Rundschau, und das Idyll des Alpenlebens vervollständigt sich, wenn wir den Weg nicht scheuen zur Alp Bernetsmatt, über L00", wo die sreundlichen Hirten uns willkommen heißen und auch ein Wesen, von dem man ansangs nicht weiß, zu welchem Geschlechte es gehöre. Es ist die schwarzäugige Tochter des Sennen Lorez, welche in männlicher Kleidung bei ihrem Vater als Knecht sungirt. So war es wenigstens vor zehn Iahren.

Obwalden hat drei größere Seen, da man schon mit dem Alpuacher-See, einem Arm des Vierwaldstättersees, die Zählung beginnen dars. Es solgt, weiter ins Land hinaus, der schöne Sarnersee, in welchem sich Sarnen und der Landenberg und am obern Ende das ansehnliche

Sachseln spiegelt. Aus einer höheren Terrasse, neben der Brünigstraße, ist der kleinere, seit seiner Tieserlegung im Iahre 1836 nicht mehr schöne Lungernsee. Das Anmuthige hat dem Nützlichen weichen müssen. Die Anwohner haben durch den mittelst eines Stollens bewirkten Abfluß und die Verkleinerung des Sees bedeutend an ertragsähigem Userland gewonnen. Früher war der See drei Viertelstunden lang und zehn Minuten breit und, wie mir ein Mann sagte, der ihn aus Anschaunng genau kannte, boten seine User eine der interessantesten Seenen der schweizerischen Gebirgsnatur dar. Er war theils mit dunkler Waldung besetzt, theils mit dem schönsten Grün der Alpweiden bekleidet und in seinem krystallreinen Wasser spiegelten sich die ihn umgebeuden Berge und selbst die entsernteren beeisten Gipsel der Wetterhörner. Jetzt resleetirt der Seespiegel nicht mehr in solcher Weise die Bergwelt.

Einen hübschen kleinen Bergsee hat Obwalden hoch oben im Melchthal, den Melchsee (L000"). Auch die dortige Alp, zu welcher Sennhütten und eine Kaplanei gehören, sührt den Namen Melchsee. Dem westlichen Ende des Sees entströmt der Melchbach, der sich aber sosort in unterirdische Höhlen stürzt und erst nach mehr als einer Stunde in dem Stäubibach springend und sprudelnd wieder zum Vorschein kommt, weiterhin, durch Zuflüsse verstärkt, den Namen Melchaa sührt und als klarer Bergstrom hinabeilt, um sich endlich in dem Alpnachersee zu verlieren.

Das Melchthal ist ein rechtes Hirtenthal, aber doch nicht gerade ein „Thal bei armen Hirten", denn es sind dort sehr schöne Alpen. Bekanntlich ist diesem Thal eine Hauptrolle zugetheilt in der Heldensage der Schweiz, insosern nach der ältesten uns bekannten Ueberlieserung, nach der Chronik des weißen Buchs in Sarnen, hier die erste der zum Besreiungskampse sührenden Gewaltthätigkeiten der Vögte vorkam, indem der Landvogt dem Arnold von der Halden, wie Schiller ihn einsührt, die Ochsen vom Pfluge nehmen und daraus den Vater desselben blenden ließ. Wir haben es hier nun sreilich mit der Sagengeschichte zu thun, aber wer das Melchthal kennt, dem muß es aussallen, daß hier gepslügt und Ackerbau getrieben sein soll. Es ist nun zwar nachgewiesen, daß in den Berggegenden der Schweiz und speeiell in Obwalden der Ackerbau einst höher hinaus ging, dann aber gegen die Alpenwirthschast zurücktrat, aber eine neue Untersuchung in der Urgeschichte der Schweiz hat es wahrscheinlich gemacht, daß der Ausdruck „im Melchi", den die Chronik des weißen Buchs gebraucht, nicht aus das Melchthal, sondern aus eine noch jetzt so genannte Oertlichkeit weiter unten nach Sarnen zu sich beziehe.

In Obwalden sind wir schon den Grenzen des Cantons Bern nahe und wir werden nicht getäuscht, wenn wir in diesem rechten Gebirgslande der Schweiz interessante Bergseen zu sinden hoffen, außer dem großen Geschwisterpaar, dem Thunersee und Brienzersee.

Eine große sruchtbare Alp ist die Engstlenalp sl839 M.), zum Gentelthal und dem Amtsbezirk Oberhasle gehörig. Sie ist nicht blos den Touristen sehr bekannt, welche über den Iochpaß aus dem Haslithal nach Engelberg oder umgekehrt wandern, sondern dient auch denen zum Ausenthalt, welche durch Alpeulust erster Qualität neue Lebenskrast suchen. Man nennt diese Classe von Menschen bekanntlich jetzt Sommersrischler, aber anch wol Lustschnapper. Der letztere Name ist übrigens ersunden von dem srüheren Wirth aus dem Uetli bei Zürich und zwar sür die Engländer, welche bei ihrem Eintritt in die Schweiz nach Vorschrist des rothen Buchs den Berg bestiegen und ohne in dem Wirthshause einzukehren, Vorgeschmack der Alpenlust suchten. Wie sehr die Zahl der Sommersrischler zugenommen hat in den letzten Iahrzehnten, das zeigt uns auch die Engstlenalp. Als ich vor 22 Iahren zum ersten Mal hinauskam, sand ich ein sehr bescheidenes Unterkommen und Nachtherberge in einer großen Seunhütte, welche im Begriss war, zu e‚inem Hause sich zu gestalten. Ietzt sind dort zwei Kurhäuser moderner Art.

Die Engstlenalp ist auch wichtig als Ausgangsstation sür die Ersteiger des Titlis, dessen Spitze von hier in kürzerer Zeit erreicht werden kann als von Engelberg.

Wenn man nach der Einkehr aus der Alp über den Iochpaß nach Engelberg strebt, so kommt man in einer halben Stunde an den gepriesenen Engstleusee (1852 M). Derselbe ist kaum eine halbe Stunde lang und eine Viertelstunde breit und süllt hier den Thalgrund ganz aus, so daß nur ein schmaler Weg an den Halden des Querstocks übrig bleibt. Gegenüber senken sich schroffe Felsen der Gadmersluh bis zu dem gräulichen Seespiegel hinab. Einzelne alte Arven am westlichen User harmoniren mit dem Ernst der Gebirgswelt, mit den graubraunen Felswänden und den Gletschern und Firnen umher, aber die liebliche Vegetation von Alpenrosen und Enzianen sehlt nicht aus kleinen Hügeln am nördlichen User.

Aus der wasserreichen Engstlenalp steht mit dem See in Verbindung der Wunderbrunnen, nahe bei den jetzigen Kurhäusern. Er gehört zu der Classe der sogenannten Zeitbrunnen, welche periodisch sließen. Ich ersuhr dort, daß die Quelle im Sommer, nicht im Winter, den Tag über, von 8 Uhr Morgens bis 4 Uhr Nachmittags fließe, in der Nacht aber ruhe. Da liegt der Schluß nahe, daß in diesen Tagesstunden die Sonne thätig sei, Eis nnd Schnee in der Höhe zu schmelzen und daß dann das Wasser durch diesen Kanal abströme.

Die Schönheit des Engstlensees kam mir wieder zum Bewußtsein, als ich von dort den Iochpaß übersteigend, den schon ans dem Gebiete Unterwaldens liegenden kleinen Trübsee vor mir hatte. Er ist reizlos wie sein Name.

Im Kandergrund liegt ein wnnderlieblichei kleiner Bergsee, der so wenig Reelame macht, daß er nicht einmal aus Speeialkarteu seine Existenz kund thut. Er ist aber doch ausgesunden worden und wird nicht selten besucht, seit Tschudi ihn ein landschastliches Kleinod genannt hat. Es ist der „blaue See", nahe bei dem zur Psarrgemeiude Frutigen gehörigen Weiler Bunderbach. Ein anderer Name konnte »diesem kleinen Teelein gar nicht gegeben werden, er ist ein wahres „Vergißmeinnicht", intensiv blau, so daß selbst die Tannenzweige, welche hinein gesallen sind und aus seinem Grunde liegen, blau erscheinen. Ein paar bei einem Schifferhäuschen angebrachte Bäuke laden zum Ausruhen und Schwärmen ein und ein kleines Boot, um über deu blauen Spiegel zu gleiten. An der einen Seite hat er als Einsassung einen schönen Tannenwald und dahinter erheben sich mächtige Schneeberge.

Die sehr verschiedene Färbung der schweizerischen Seen, von dem lieblichsten Blan bis znm Smaragdgrün und zur Bleisarbe ist uoch nicht gehörig erklärt. Der Lago biaueo und Lago nero aus dem Bernina lassen sreilich keinen Zweisel übrig und daß der Umschlag der Witterung den Seen ost eine andere Farbe bringt, ist augenscheinlich genug. Die Landkarten haben alle Seen hellblau gemacht, aber das ist Schönsärberei.

In kurzer Zeit kann man, von dem träumerischen kleinen blauen See wieder einlenkend aus die Straße nach Kandersteg, sich den Genuß des Besuchs eines berühmteren Bergsees verschaffen, welcher einen ganz andern Charakter hat. Es ist der graublaue Oeschineusee (1588 M.) in dem Oeschinenthal bei Kandersteg. Dieses Thal, zwar nur klein, ist rings umgeben von riesigen Bergen, deren Gletscher und Formen in dem See sich spiegeln. Zu andern Zeiten, namentlich im Frühling, wenn die Lawinen herabkommen, mag es anders sein, aber jetzt ist auch dieser See ein Bild der Ruhe, in ihrer stillen Größe liegt die Alpenwelt da. Am See ist die Stille nur unterbrochen dnrch das Murmeln und sauste Rauschen der zahlreichen Bergbäche und Wassersälle, welche dem See seine Zuflüsse bringen. Besonders diese Wassersälle haben den See berühmt gemacht. Es ist ein Kahn zur Hand, um zu ihnen heranzusahreu.

In märchenhaster Schweigsamkeit stehen die Bergriesen ringsum, ihre blendend weißen Häupter in den blauen Aether streckend. Das Doldenhorn senkt seine Basis in den Oeschinenfee, östlich davon ist der mächtige Kegel des Freundenhorns und weiter nach Osten die Prachtgestalt der Blümlisalp, welche wol von allen Schneebergen des Berner Oberlandes in Eleganz der Formen am meisten mit der Iungsrau wetteisert.

Alte und junge Tannen sinden sich noch in ziemlicher Zahl in der Nähe dieses Sees, aber sonst ist die Vegetation arm. Mattengrün ist nur wenig zu entdecken. Auch vom Menschenleben ist keine Spur. Doch da kommt ein Geißbube mit seiner kleinen Ziegenheerde heran. Er braucht sie nicht zu sühren; in der heißen Tageszeit wissen die Thiere die Bergwasser von sich aus zu sinden. Nachdem sie ihren Dnrst vorläusig gelöscht haben, legen sie sich zu ihrem Beherrscher und träumen in halbem Wachen wie er. Aber eine alte Ziege ist am Seerande stehen geblieben und tiessinnig schaut sie in den Spiegel aus ihr eignes Bild und sucht das Problem zu lösen, aber wie so mancher Philosoph kommt fie an die Lösung nahe heran, sindet sie jedoch nicht.

Gepriesen ist auch das Oberhornseeli, oberhalb des Ammertenthals, nicht weit vom Tschingelgletscher. Ich kenne den kleinen See nicht aus eigner Anschaunng, sür seine Schönheit in der großartigsten Gebirgswelt bürgt aber E. von Fellenberg, der sich über ihn äußert: Malerische Steinblöcke umgeben den kleinen türkisblauen See, dessen User von der glühendsten Alpenflora geziert sind. Man steht hier mitten in einem der imposantesten Berg- und Gletscheramphitheater, die nur zu sinden sind. Rings herum strecken mächtige Gletscher sich zum Thal, hohe, halbbewachsene und ganz vegetationslose Moränen stehen gewaltigen Festungswällen gleich. Darüber hinaus braunrothe Klippen, blaue Gletscherwände, glänzende Firnhalden, und der sreundliche azurue Sommerhimmel über diese seierliche Sonntagsstille ausgebreitet.

In der deutschen Schweiz sind noch sehr beachtenswerth zwei Bergseen des Glarnerlandes.

Der Oberblegisee aus der Oberblegialp, oberhalb Luchsingen im Großthal, liegt in einer muldensörmigen Vertiesung und hat einen Umsang von einer halben Stunde. Seine Farbe ist meistens dunkelblau und, je nach dem Stande der Sonne, in's Schwärzliche übergehend an der Seite, wo die Felsenriffe des Bächistocks sich erheben, während an der andern Seite grüne Alpentristen den See einsassen. Der See hat einen unterirdischen Abfluß, welcher weiter unten aus dem Berge hervortritt und als der klare Leuggelbach der Linth zuströmt. Daran knüpst sich solgende sonderbare Sage.

Wo das Wasser in diesen See kommt, sieht man, aber wo es ausläust, das hat man erst gemerkt, als der Geißer von Lenggelbach gemeint hat, er müsse kreuzweis hinüber und herüber schwimmen. Der Bauer in der Alphütte hat's ihm gewehrt und gesagt: Sei kein Narr; man muß nicht Gott versuchen, steht in der Schrist. Aber der Geiher erwidert: Sei es jetzt dem Herrgott lieb oder leid, so will ich hinüber. Der Bauer denkt: Versuche es! und schaut zu, wie er schwimmt. Schier wäre er drüben gewesen, da nimmt es ihn aus einmal hinab s— der Haggema wird ihn, denk' ich, beim Bein genommen haben —). Um dieselbe Stunde holt seine Mutter im Leuggelbach Wasser. Was meint ihr, daß ihr in die Gelte (großes Wassergesäß, aus dem Kopse zu tragen) gesprungen sei? Der Kops von ihrem Buben, welcher über den See hat schwimmen wollen.

Wenn man im Canton Glarus die Kinder vor dem Wasser warnen will, so sagt man: Nehmt euch in Acht, sonst holt euch der Haggema! und sehr gewöhnlich deutet man diesen Namen als Hauemann, als den Wassermann, der mit seiner Haue (oder seinem Haken) die Unvorsichtigen nnd Uebermüthigen in die Tiese ziehe. Mythologen haben aber natürlich den Namen mit Wuotan in Verbindung gesetzt.

Die schönste Aussicht genießt man am See von dem Walle aus, welcher nach der Thalseite hin dessen Abfluß hindert; da hat man die grünen Terrassen des Leuggelerberges, auch einen Buchenhain, unter sich und das in seiner ganzen Lange ausgebreitete, mit schönen Dörsern übersäete Großthal und umher schweist das Auge zu den mannichsachen kühnen Bergsormen des Glarnerlandes.

Bekannter als dieser See ist der Klönthalersee. Wenn das Klönthal unbestritten eins der schönsten kleinen Thäler der Schweiz ist, so ist sein See der Spiegel, in welchem die Pracht der Farben und Formen wiederstrahlt.

Wenn man von Glarus oder noch leichter von Nettstal herankommt, so hat man bald und recht lange aus der mäßig ansteigenden Straße, welche von der Bergwand und auch reichlich von Bäumen beschattet ist, den herabspringenden ranschenden Bergstrom, den Lönsch, zur Seite. Bald scheint er sich unten in Felsentobeln zu verlieren, dann hat man den hastenden Springer wieder unmittelbar neben sich. Zuletzt bewegt er sich in einem ruhigeren Tempo nnd plötzlich steht man vor dem Seespiegel, dessen stille Ruhe sehr eontrastirt zu dem Wildbach, wie seine Weichheit und Milde zur schrossen Wand des ungeheuren Glärnisch an seiner nördlichen oder rechten Seite.

Der See, drei Viertelstunden lang und etwa 20 Minuten breit, süllt sast den ganzen Thalgrund aus, so daß nur zur linken Seite des Wassers genügender Raum sür eiue Fahrstraße ist. Gegenüber ist die sast senkrechte breite Wand des riesigen Glärnisch, unten noch mit Laub und Tannen besetzt, wie zur Vermittelung zwischen der Lieblichkeit und der Großartigkeit, dem weichen See und der starren Felswand, welche hoch oben mit Schnee und Eis gekrönt ist.

Unauslöschlich ist der Eindruck, den man empsängt, wenn man gegen Abend am See wandelt und schon deshalb allein lohnt es sich, das Klönthal auszusuchen. In vollkommener Klarheit sieht man alle Farbentöne des Glärnisch im Seespiegel, alle Nuaneen des Grün, im Herbst auch das Gelb der Laubhölzer und das Roth der Vogelbeeren, das Grau und Braun der Felsen, das glänzende Weiß der Bergkrone. Man erschrickt sast, wenn man hinabschaut, als ob man in eine Tiese von etwa 10,000' hinabsallen könnte.

Hinter dem See erweitert sich das Thal zu einem herrlichen Schluß, Vorauen genannt. Liebliche Matten, mancher schöne Ahorn, klare Vergliche, unter ihnen die dem See zufließende Klön, von welcher das Klönthal seinen Namen hat> der hübsche Sulzbachsall, machen das von hohen Bergwänden umsangene Voranen zu einem wahren Idyll.

Ich würde mich einer Unterlassungssünde schuldig machen, wenn ich nicht auch die Seen des grünen jodelnden Appenzeller-Ländlis, AppenzellInnerrhodens, das ganz nnd gar ein Hirtenland ist, erwähnen wollte. Von seinen Seen kann man aber nur einen lieblich nennen. Der Semtiser-See liegt einsam im südlichen hintersten Bergthal sl210 M.) und hat ein eigenthümliches Steigen und Fallen. Der Fählensee, eine Stunde höher (1355 M.), in wilder und öder Berggegend, ist ähnlich. Freundlicher und größer ist der Seealpsee sl142 M.). Hat er auch nicht die eoneentrirte Schönheit des Klönthalersees, so ladet er doch zum Ausruhen ein. Dem Auge ist das Grün seiner spiegelglatten, eine halbe Stunde langen, weniger als eine Viertelstunde breiten Fläche wohlthuend, Abwechselung bietet die Rundschan in seiner Umgebung: kühne Bergsormen und Felszacken, große hellgrüne Alpen, von denen dann und wann ein heller Iodler herabtönt, ein Wassersall, welcher neben einer dieser Alpen dem See zustürzt und aus der Schneeregion ragen dahinten der Säntis und der Altmann empor. An Reizen sehlt es also diesem Landschastsbilde nicht.

Kleine liebliche mit Sagen geschmückte Bergseen hat auch das Waadtland. Da ist in dem idyllischen Unter-Ormont, Oruiont äe»8on8, der Lae Seray, auch der grüne See genannt. Sein Umsang mag etwas mehr als 2000 Schritte betragen. An seinen Usern wechseln grüne Weiden, Tannengruppen und zerklüstete Felsen, in denen „das Echo schlummert und der Uhu nistet". Es ist ein landschastliches Miniaturbild, in welchem man nngern ein paar Hütten vermißt. Ehemals sah man aus dem See einen Drachen mit schneeweißem Gesieder. Wenn er mit seinen langen und breiten Flügeln aus dem Wasserspiegel dahinruderte, so sloh alles übrige Geflügel oder er verschlang es, so daß v«n solchem bald nichts mehr zu sehen war. Nahten sich aber junge schöne Mädchen dem User, so schwamm er langsam und hellsingend an dasselbe, um sie nicht zu erschrecken und aß gar sein und zierlich den srischen Käse, den sie ihm darboten, und aus Dankbarkeit machte er dann auch vor ihnen alle seine schönen Schwimmkünste, bis er untertauchte und verschwand. Jetzt hat man ihn lange nicht mehr gesehen.

An der Alp Lioson in Ober-Ormont, Orruont. äs^u», sindet sich in einer Höhe von mehr als L000' der Lae Lioson, welcher in Prosa und in Versen als der schönste Alpensee gepriesen ist, wie die Alp als das wahre Arkadien der sranzösischen Schweiz. Das schimmernde Seeli in der Bergeinsamkeit war nur den Hirten bekannt, bis Bridel es im Iahre 1799 entdeckte und einige Iahre daraus ihm eine begeisterte Schilderung widmete. Wie sür die deutsche Schweiz Ebel, so hat sür die sranzösische Schweiz Bridel das Hauptverdieust, zu Gebirgswanderungen angeregt zu haben, als die Lust dazu noch kaum im Keimen war. Bridel, Psarrer und Dekan in Montreux, starb 1345 im achtundachtzigsteu Iahre und hatte sich den wohlverdienten Namen des Patriarchen von Montreux erworben.

Bridel kam mit seiner kleinen Begleitung vou (?Karemi ä'Oex her in das hohe Alpenthal Iss >Io^s8, welches Ober-Ormont mit dem Oberlande (?Ä?8 ä^nkaut» verbindet. Es war noch srüh am Tage in der ersten Sommerzeit, als sie den See vor sich sahen. Die Sonne hatte einen Theil des Sees verklärt, die andere Hälste lag noch im Schatten. Die Farbe des Sees war ein herrliches Meergrün und durch seinen treuen Spiegel, den kein Windhauch berührte, sah man die noch mit Schnee bedeckten nahen Berge, den kleinen Wald, welcher ein User ziert, die malerische Sennhütte und sogar die Kühe und Ziegen, welche daneben aus den blumigeu Matten weideten.

Der See, 1N00 Schritte im Umkreis, 1 l2 Fuß ties, enthält die Quelle des Hongrin, welcher in vielen Krümmungen und Fällen in süns bis sechs Stunden der Saane zuströmt.

Aus der großen Alp Lioson wird im Monat Iuni, wenn das Vieh aus die höheren Weiden gesührt werden soll, ein Viehmarkt gehalten, unter dem Namen ?ciM 6s I^iauson. ?o^a bedeutet aber uicht Markt, sondern nach Bridel Aussahrt, was zu der angesührten Bedeutung des Tages paßt. Früher sand dort nach uralter Sitte eine eigeuthümliche Wahlversammlung statt. Vielleicht hat sie sich noch erhalten, denn die Hirten sind sehr conservativ.

Der Obersenn, welcher die Alp sür den Sommer von der Alpgemeinde in Pacht genommen hat, steigt aus einen Baumstamm bei der Sennhütte, den Schlüssel zu derselben als Symbol des Besitzes in der Hand haltend und schlägt der vor ihm versammelten Gemeinde die Knechte und Hirten vor, welche aus der Alp verwendet werden könnten. Ieder Wähler gibt mit lauter Stimme in dem überaus krästigen Patois der Gegend und mit aller Freimüthigkeit vor dem zahlreichen Publikum die Gründe an sür die Verwersung des oder der Canditaten: der eine stehe nicht zur rechten Zeit am Morgen aus, der andere mache nächtliche Gänge oder denke mehr an's Essen als an das Melken oder er behandle das Vieh zn roh. Die Gewählten empsangen ihre Löhnung, wenn die Heerden im Herbst die Alpen verlassen, nicht in Geld, sondern in Käse, welchen die Versammlung ihnen nach Psunden, je nach ihren Leistungen, bewilligt hat. Diese Methode der Zahlung hängt zusammen mit dem Ueberwiegen des Tauschgeschästs über den Kaus, wie es in dem Verkehr der Aelpler unter sich in den Hochthälern bis zur Gegenwart allgemein gewesen ist.

Bridel nimmt mit den Worten von dem See Lioson Abschied: „Keiner der kleinen Seen unseres Schweizerlandes, das an reizenden Bergseen so reich ist, gleicht diesem See, weder durch seine Lage in einem Becken, von dem man keine Ahnung hat, bevor man an dasselbe herantritt, noch durch die Leichtigkeit, mit welcher man seine User begehen kann, noch durch die Klarheit seiner Wasser, welche sortwährend durch das Schmelzen des Schnees in der Höhe genährt werden, noch durch den ergreisenden Eindruck, den die Ruhe dieser tiesen Einsamkeit hervorbringt, wo nichts den Gedanken zur übrigen Welt zurücksührt, als der Anblick einer Hütte, einer Heer de und einiger Hirten. Nie bewältigende Majestät dieser enormen Bergmassen, von denen der See znm Theil wie mit einem unzugänglichen Wall umgeben ist, erhöht noch seine Reize durch den Gegensatz ihrer wilden erschreckenden Formen zu den lachenden, sansten Formen, welche der See nnd die Matten umher darbieten."

Man begreist die Bewunderung Nridels aus seiner Schilderung dieses Sees, wenn man mich des Glaubens sein dars, daß andere Bergseen der Schweiz nicht minder schön sind.

# 3er Normalarbeitstag.

von

— Verlin. —

Hchon ost ist die Bemerkung gemacht worden, daß die beiden größten Gesetzbücher der Welt, diejenigen, welche den nachhaltigsten Einsluß aus die enlturtragenden Nationen geübt haben (ich meine die Bibel und das Corpus juris des römischen Kaisers Iustinian), eine wächserne Nase haben. Man kann ganz entgegengesetzte Anschaunngen aus Aussprüche derselben stützen.

Ich erinnere mich hieran, wenn ich an die Aussassung der Arbeit in der Bibel denke. Im alten Testament ist sie die Folge des über die Menschheit ausgesprochenen Fluches; zugleich mit dem Menschen wird der Acker verflucht: er kann nichts mehr ohne Arbeit des Menschen hervorbringen; die Arbeit selbst ist mühevoll und drückend, den Schweiß treibt sie dem Menschen in's Angesicht. Im neuen Testament sim zweiten Paulinischen Bries an die Thessalonicher) ist die Arbeit das Zeichen eines ordentlichen Lebenswandels; wer arbeitet, gilt als das rechte Vorbild; „so Iemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen", denn er treibt Vorwitz, und der Apostel rühmt sich, daß er, als er in Thessalonich war, von Niemandem das Brod umsonst genommen, sondern arbeitend dahin gestrebt habe, Niemandem beschwerlich zu sallen. „Bete und arbeite" ist die Devise des Apostels.

Aber der Gegensatz der in der Bibel vorsindlichen Beurtheilungen der Arbeit nimmt mich nicht Wunder; denn mir scheint, daß auch durch die Bevölkerungen sich zwei entgegengesetzte Anschaunngen hindurchziehen, welche in den angesührten Stellen der Bibel ihren Ausdruck gesunden haben. Der eine Theil des Volkes sieht die Arbeit als die harte Notwendigkeit an, die aus ihm bis zum Erdrücken unaushörlich lastet; dem anderen ist sie die erwünschte Gelegenheit sür Krasterprobung und Kraftübung. Auch ist es nicht schwer zu sagen, wo die eine oder andere Anschaunng vorwaltet; das Unterscheidende bildet die Geistesrichtung; es ist der alte Gegensatz zwischen denjenigen, welche ein Ideal sund sei es auch ein noch so winziges) besitzen, dem sie als Lebensziel nachstreben, und denjenigen, welchen ihr ganzes Leben in der unmittelbaren Thätigkeit ausgeht. Das bewahrheitet sich sosort an den beiden biblischen Schriftstellern, von denen oben die Rede war; den alttestamentarischen entsetzt der Gedanke, daß das großartigste Ideal, ein sündenloses Dasein, die Einigung des Menschen mit Gott, der Welt verloren gegangen ist; dem neutestamentlichen winkt dessen Wiederherstellung, darum wirkt er sleißig an seinen Teppichen*) und an der Vorbereitung der Menschheit sür die Erlösung.

Denkbar ist es hiernach, daß der Kreis derjenigen, welche sich der sogenannten geistigen Arbeit hingeben, sür beide Anschaunngen ein Contingent stellt. Sie haben bekanntlich weder Feierabend noch Ruhetag; die Probleme, welche sich von selbst einstellen, lassen sie ost genug nicht einen Augenblick los; sie stehen unter ihrer Zwingherrschast; es gibt drückende wissenschastliche und künstlerische Sorgen; aber so lange nur in der Ferne jener leuchtende Punkt sie lockt, welchen ich oben als das Ideal bezeichnet habe, wissen sie sich ausrecht zu erhalten; ist er entschwunden, dann werden auch sie flügellahm, und nur Auserlesene haben die Krast, den! Bekenntniß des iFnorabimus den Vorsatz »eä l^doi-smus solgen zu lassen.

Gewiß ist, daß die Classe der Lohnarbeiter am meisten und schwersten nicht blos den Druck, sondern das Erdrückende der Arbeit empsindet. Es mag Vieles vereint dazu beitragen. Ich nenne an erster Stelle die — wenigstens vor Einsührung des Normalarbeitstages — ungebührlich lange Arbeitsdauer, so lang, daß der Arbeiter kaum seiner selbst bewußt, geschweige denn seines Lebens sroh werden konnte. Ich nenne sodann das mangelnde Wissen; es entspringt daraus die Unsähigkeit, dasjenige Höhere zu erkennen, welches in der Lebenssphäre der Arbeiter der rechte Zielpunkt ihres Strebens sein möchte. Sodann die Einsörmigkeit der Thätigkeit, welche in moderner Zeit in Folge der sog. Theilung der Arbeit unglaublich zugenommen hat und die Arbeit in gewissem Grade unerträglich macht. Endlich das sog. eherne Lohngesetz — wenn es wahr wäre; aber gerade die letzten hundert Iahre mit ihrer sast sortwährend vermehrten Frauen- und Kinderarbeit waren geeignet, den Glauben an den Satz zu erschüttern, daß der Arbeiter durchschnittlich nie mehr und stets so viel erhalte, als er zu seinem und zu seiner Familie Unterhalt braucht; die letzten Iahre mit ihren unerhörten Lohnsteigerungen und ebenso raschen Lohnreduetionen mußten diesen Satz geradezu umstoßen. Aber das, was an seine Stelle zu setzen ist, ist vielleicht nicht

*) Paulus war Teppichweber.

minder traurig; es ist einerseits die Ersahrung, daß es der Lohnarbeiterclasse ungleich schwerer und durchaus nicht im Verhältniß zu ihrer großen Kopszahl gelingt, eine wirthschastliche Selbständigkeit zu erlangen, s— ein Satz, der nicht blos wahr bleibt, wenn man die sog. besitzenden Classen zur Vergleichung zieht, sondern auch wenn man den Handwerkerstand gegenüberstellt, der doch nur ein höchst geringsügiges Capital zum Etablissement bedars —); andererseits die Unsicherheit der Lage der Lohnarbeiter, welche ebenso sehr aus der natürlichen Hinsälligkeit der Menschen (Alter, Krankheit), wie aus den von Lassalle so treffend gezeichneten „gesellschastlichen Zusammenhängen" (Conjunetnren, Handelskrisen, Krieg) entspringt. Das einzige Ideal, welches bei solchen Zuständen denkbar ist, wäre swenn man von dem religiösen Gebiet absieht) das Familienleben, die Freude am Wiederaus- und Fortleben in den Kindern, die Hoffnung aus eine den Kindern beschiedene leidliche Zukunst. Aber gerade das Familienleben wird durch die Fraueu- und Kinderarbeit zerstört.

Ich sprach von dem mangelnden Wissen und der daraus hervorgehenden Unsähigkeit, ein Höheres zu erkennen. Nichts ist dasür bezeichnender als das Sprichwort und der Schlachtrus der Arbeiterelasse in England, in demjenigen Lande, welches im Streite der Arbeiter mit den besitzenden Classen bisher stets im Vorkampse war. Das Sprichwort ist alt: »U 5vorll anä no pla^ malces ^aolc n, clull do/ sstete Arbeit und kein Spiel macht Iedermann schwachköpsig); der Schlachtrus stammt aus den letzten dreißig Iahren:

eißbt. bours cif Illdaur,

ei^bt, boui-5 ol pla?,

eizlit baur5 ol »lesp,

ei^bt ZkillinZ ü, 6l^.

(Acht Stunden Arbeit, Acht Stunden Spiel, Acht Stunden Schlas, Acht Shilling als Tagesverdienst.) Das Play, das Spiel ist es, woran das Herz des Arbeiters hängt. So sehr ich geneigt bin, ans die Ueberlieserung vom „lustigen England" Rücksicht zu nehmen: immerhin bleibt das gewählte Wort höchst bezeichnend; das Spiel soll an die Stelle der Arbeit treten. Man kann daraus einen sittlichen Vorwurs ableiten; mit demselben Rechte aber kann man behaupten, daß in Folge der drückenden Thätigkeit dem Arbeiter die Erkenntniß dessen, was ihm Noth thut, abhanden gekommen sei.

Im selbigen England ist der Streit um die Länge des Arbeitstages zn allererst entbrannt und zwar aus dem doppelten Grunde, weil in England der Arbeiterstand in srüheren Iahrhunderten kürzere Zeit als im übrigen Europa arbeitete, und weil England vermöge seiner Industrie einer größeren Arbeitszeit als das übrige Europa bedars. Beides bedars noch weiterer Aussührung.

Um mich nicht in's Mittelalter zu verlieren, sondern, da es sich um eine Tagessrage handelt, um bei den Zeiten zu beginnen, in welchen diese Frage zum ersten Male debattirt wurde, so haben wir genaue Berichte darüber, daß noch im letzten Viertel des vorigen Iahrhunderts zwar der ländliche Arbeiter die ganze Woche hindurch aus Arbeit ging, der industrielle Arbeiter hingegen war (abgesehen von dem Fall einer Theuerung) durchschnittlich blos vier Tage thätig, weil der Lohn der viertägigen Arbeit sür die ganze Woche genügte. Bei den Holländern, bei den Franzosen wurde die ganze Woche hindurch gearbeitet, nur daß bei den letzteren eine Reihe sog. katholischer Feiertage die Arbeit unterbrach. Kein Wunder, daß man aus die Gewohnheit der anderen Völker ausmerksam machte, und nun entstand sosort eine Parteiung; die Einen sahen in der blos viertägigen Arbeit Gottlosigkeit (denn der Herr ruhte erst am siebenten Tage), Faullenzerei, Gelegenheit zu Ausschweisungen, vor Allem den Anlaß zu romantischer Freiheitsduselei, zu dem Bewußtsein der Freiheit und Unabhängigkeit, das sür einen eigenthumslosen Menschen nichts tauge; die Anderen erklärten die sechstägige Arbeit sür eine beständige Selaverei, sie sührten die Genialität und Gewandtheit der englischen Handwerker und Manusaeturarbeiter aus die Verbindung von Arbeit und Zerstreuung zurück, aus das Bewußtsein ihrer unabhängigen Stellung. Man sprach hinüber und herüber, — vorläusig ohne praktischen Ersolg, aber doch genug, um sür eine thatsächliche Aenderung der Verhältnisse vorzubereiten.

Die Aenderung trat bald mit den mechanischen Ersindungen aus dem Gebiet der Spinnerei und Weberei ein; es ist die Ersetzung des Handstuhls durch den mechanischen Stuhl und dessen Combination mit der Wasser- und Dampskrast. Seitdem ist die Massenproduetion möglich geworden. Verspricht nun aber die größere Produetion (abgesehen von dem Falle der sog. Ueberproduetion) einen um so größeren Gewinn, so ist der Maschinenbetrieb ohne Großbetrieb nicht rentabel; denn er hat eine gewaltige Vermehrung des sog. stehenden Cavitals zur Folge, d. h. derjenigen Produetionsmittel, die aus die einzelnen produeirten Stücke nur zu einem sehr kleinen Theile übergehen; je massenhaster produeirt wird, um so rascher wird das stehende Capital abgezahlt, und dies thut namentlich in einer Zeit Noth, wo eine Ersindung der anderen solgt, und wo deshalb eine Maschine jeden Augenblick in Gesahr schwebt, werthlos zu werden. Ie länger die Maschine läust, um so massenhaster kann produeirt werden, und aus je größere Massen sich die Betriebsauslagen sür Aussicht, Versicherung, Gebäudereparaturen sowie die Steuern vertheilen, um so billiger wird produeirt, um so länger sreilich muß auch die tägliche Arbeitszeit sein.

Nur durch diese Erwägungen versteht man den eben so plötzlichen wie bedeutenden Umschwung in dem letzten Viertel des vorigen Iahrhunderts. Bei Beginn dieses Viertels viertägige Arbeit, und am Schluß desselben ist tägliche Arbeit ausnahmslos und die Arbeitszeit ist an den einzelnen Tagen bereits so lang geworden, daß schon in den ersten Iahren des 19. Iahrhunderts die Gesetzgebung aus eine Abkürzung bedacht ist. So entsteht der Normalarbeitstag, d. h. die gesetzliche Fixirung einer höchsten Arbeitszeit in den Fabriken; er ist sast so alt wie die moderne Großindustrie; er ist vielleicht die erste Reaetion des Staates gegen die Reichthumsquelle der neuen Zeit: die Maschine; man sürchtet, daß der Reichthum gegen gewisse unersetzliche Güter eingetauscht, mit der Gesundheit und dem Leben der Arbeiter bezahlt werden möchte; man ahnt, daß er ganze Generationen vor der Zeit ihrer Heise eonsumiren könnte, und deshalb wendet man sich an diejenige Institution, welche die Macht hat, dem Egoismus in seinem rücksichtslosen Ausbrauchen der sremden Kräste einen Damm entgegen zu setzen; diese Institution ist der Staat. Deshalb ist die Einsührung des Normalarbeitstages eine echt soeialistische Staatshandlung, denn soeialistisch ist Alles, was der Staat im öffentlichen Interesse, zugleich aber unter Verletzung der individuellen Freiheit und ohne Entschädigung anordnet. Wohlverstanden: der individuellen Freiheit; ich spreche nicht von den politischen Rechten, von dem aetiven und passiven Wahlrecht, von dem Petitionsrecht u. s. w.; sie sind mit dem Soeialismus wohl vereinbar. Aber in die individuelle Freiheit greist der Soeialismus sortdauernd ein, ein Recht nach dem andern bröckelt er aus ihr ab; die sreie Selbstbestimmung, die Freiheit der Bewegung und des Verkehrs wird von ihm Schritt sür Schritt immer mehr eingeengt. Nie Nothwendigkeit hiervon bestreite ich durchaus nicht: im Gegentheil, 'unsere ganze Wohlsahrt scheint mir von einer Revision der Gesetzgebung im soeialistischen Sinne abzuhängen; aber man dars die davon unzertrennliche Einschränkung der individuellen Freiheit nicht übersehen noch unterschätzen. Aus den Arbeitstag angewendet lautet diese Einschränkung solgendermaßen: Arbeitgeber und Arbeitnehmer sind einig, daß ein Stück Arbeit zu einem bestimmten Preise gemacht werden solle; da rust das Gesetz dem ersteren zu: „du darsst dir Abends nach 9 Uhr keine Arbeit leisten lassen," und dem letzteren: „du darsst Abends nach 9 Uhr nicht arbeiten, sonst werdet ihr beide bestrast." Ich zweifle nicht, daß mancher Leser einem solchen Gesetz gegenüber seinen Gleichmuth verliert, am meisten wahrscheinlich der juristisch gebildete Leser; denn es hat einen ungeheuren Kamps gekostet, und es ist eine lange Reihe von Iahrhunderten darüber hinweggegangen, ehe sich die Gesetzgebung zu dem großen Grundsatz von der Freiheit der Verträge bekannt hat; es bildet ein Stück unserer Freiheit, daß wir, wosern wir uns nur innerhalb des Natur- und Sittengesetzes bewegen, Verträge aller Art abschließen dürsen; gerade unserem Iahrhundert schien es vorbehalten zu sein, diesem Prineip von der Freiheit der Verträge durch Abschaffung der Zünste, durch Beseitigung der Bann-, Zwangs- und Näherrechte den Sieg zu verschaffen; da ersährt es in dem Moment, wo es die Herrschast anzutreten gedenkt, von einer bisher verdeckten Seite aus einen neuen Angriss; die soeiale Frage ist da, und die Freiheit der Verträge wird wieder aus Iahrhunderte zurückgestellt.

Das Beispiel, das ich oben gewählt habe, um den Normalarbeitstag zu veranschaulichen, war etwas eraß; es entspricht wol einigen Gesetzgebungen des Continents sowie den Forderungen der soeialdemokratischen Partei in unseren Tagen, die meisten Gesetzgebungen aber haben bei Ausstellung des Normalarbeitstages den Eingriff in die individuelle Freiheit nicht so weit getrieben; sie verordnen ihn nur sür Kinder, jugendliche Personen und Frauen, lassen hingegen die Arbeitszeit der Männer unbeschränkt; der Gedanke des Gesetzgebers ist offenbar der, daß jene Personen zu schwach und zu wenig einsichtig sind, um sich der Ansorderungen des großeapitalistischen Arbeitgebers zu erwehren; daß der natürliche Schutz, aus welchen sie angewiesen sind, der Schutz durch den Vater, Vormund, Ehemann, kurz der Schutz durch die Familie ihnen unzählige Mal nicht zu Theil wird, sei es aus mangelndem Pflichtgesühl, sei es wiederum wegen der Uebermacht des Capitals; endlich daß es Sache eines wohlorganisirten Staatswesens ist, sich nicht blos der Armen, sondern auch der „Mühseligen und Beladenen" anzunehmen. Aus Kinder, jugendliche Personen, Frauen beschränkt, gewinnt der Normalarbeitstag anscheinend ein ganz anderes Gepräge; er verliert den soeialistischen Charakter, und selbst die Anhänger der entgegengesetzten Parteien können, ohne ihrem Prineip zu vergeben, ihn aus Humanitätsrücksichten in ihr Programm ausnehmen. Allein auch in dieser Einschränkung ist die Wirksamkeit des Normalarbeitstages eine ungeheure; er hat im Großen und Ganzen auch sür die Männer dieselbe Begrenzung der Arbeitszeit zur Folge, und zwar aus einem doppelten Grunde; einmal weil bei vielen Arbeiten der geschmeidige Körper, die kleinen Finger der Kinder und jugendlichen Personen nicht entbehrt werden können und sodann (dies ist der Hauptgrund) weil die Massenproduction billige Löhne voraussetzt, wie sie wol Kinder, jugendliche Personen und Frauen, nicht aber Männer sich gesallen lassen. Deshalb ist die bereits von einigen Gesetzen anerkannte Forderung der soeialdemokratischen Partei, welche die Ausdehnung der Gesetze über den Normalarbeitstag aus die Männer verlangt, praktisch von keiner einschneidenden Bedeutung; sie macht in Fällen einer steigenden Conjunetur die längere Männerarbeit dem Fabrikbesitzer unmöglich; theoretisch sreilich werden Viele es unerhört nennen, daß der Staat einen solchen Eingriff in die Freiheit von selbständigen, unabhängigen, sür sich selbst sorgenden Menschen wagt.

Nun, das erste englische Gesetz über den Normalarbeitstag bezog sich blos aus „Lehrlinge" in Baumwoll- und Wollensabriken; die Bezeichnung erklärt sich aus der Entstehungszeit des Gesetzes, dem Iahre 1802; damals hatte der Fabrikbetrieb den Gegensatz des Gesellen und Lehrlings «och nicht ausgehoben; ein heutiges Gesetz würde sich des Ausdrucks „jugendliche Personen" bedienen. Für sie wird der Normalarbeitstag eingesührt und zwar aus täglich höchstens zwöls Stunden zwischen 6 Uhr Morgens und 9 Uhr Abends. Seinen unmittelbaren Anlaß sand das Gesetz in den Epidemien des Fabrikdistriets von Manchester; es ging damals durch die ackerbauenden Grasschasten Englands ein allgemeines Elend, und die gewissenlosen Armenverwaltungen, welche sich die Armenkinder möglichst rasch vom Halse schaffen wollten, trasen mit den Fabrikbesitzern der nördlichen Distriete rasch ein Uebereinkommen, wonach sie die arme Jugend zu wohlseilen Preisen beschästigen sollten. Da geschahen nun Transporte von Kirchspielkindern aus den Agrienlturbezirken in die industriellen, wo sie in engen, an die Fabrik anstoßenden Gebäuden untergebracht und zu langer Arbeit angehalten wurden; Tag und Nacht wurde gearbeitet, die Betten wurden nicht kalt, da eine Reihe Kinder sich zur Ruhe legte, wenn die andere eben zur Arbeit ging, und man sür die Zahl der Kinder eben nur die Hälfte Betten ausstellte. Die Folgen eines solchen Zuftandes konnten nicht ausbleiben, und grassirende Fieber erschreckten bald die ganze Bevölkerung, namentlich in dem durch ungesunde Lage und Schmutz damals berüchtigten Manchester. Hiergegen brachte R. Peel 1802 das gedachte Gesetz durch; es wurde (wiederum durch Peels Bemühungen) 1819

durch ein neues Gesetz ergänzt, indem danach Kinder unter 9 Iahren überhaupt nicht in die Fabrik ausgenommen werden dürsten, der zwölsstündige Arbeitstag aber sür Personen von 9—16 Iahren vorgeschrieben wurde; sreilich bezog sich das neue Gesetz blos aus Baumwollspinnereien, während die Schaswollspinnereien, die gerade in dem dritten Iahrzehnt in England in ungeheurem Maße zunahmen, gar keiner gesetzlichen Beschränkung unterworsen waren. Aber gerade das erhielt die Bewegung im Gange, und es dauerte nicht lange, so wurde ein Gesetz mit blos zehnstündiger Arbeit gesordert. Die Agitation sür dasselbe wurde durch die gleichzeitige Bewegung sür die Resormbill verstärkt; es stellten sich, abgesehen von den Philantropen und den Arbeitern, die Tories und Staatskirchenmänner, welche in der Resormsrage nicht aus den volksthümlichen Seiten standen, an die Spitze der Zehnstundenbewegung; die Tories benutzten dieselbe gern, um den liberalen Forderungen nach Ausdehnung des Wahlrechts aus die Mittelclasse ein populäres Paroli zu bieten; da gab es Meetings, die nach Tausenden zählten und an denen nicht blos Arbeiter, sondern auch ihre Weiber und Kinder Theil nahmen; das Unterhaus setzte ein Speeialeomitö nieder und es ging ein Ausschrei nicht blos durch England, sondern durch ganz Europa, als man zum ersten Male die Leiden der kleinen Fabrikkinder, welche unter grausamer Behandlung 13—14 Stunden täglich arbeiten mußten, die Verwilderung der jungen Mädchen und die Erschöpsung der srüh gealterten Männer in lebhasten Zarben schildern hörte; die Unwissenheit der Kinder war eine unglaubliche, «ord und Lüd. V, 15. 25

sie wußten nichts von Gott, Christus, dem König oder gaben die unsinnigsten Antworten. Damals wurde von Seiten der Arbeiter und ihrer Proteetoren die Forderung ausgestellt, den zehnstündigen Normalarbeitstag auch sür die Männer einzusühren; damals gründete Lord Ashley, der heut als Carl os Shastesbury es allen Staatskirchenmännern zuvorzuthun sucht, seinen Rus als Volkssreund; die Tories waren inzwischen in der Resormsrage unterlegen; in ihrer Erbitterung zogen sie alles «n's Tageslicht, was der zur Herrschast gelangten industriellen Mittelclasse schaden konnte, und bildeten Vereine lor tus improvemEui ol tue eouäition ok f^etoi^ ouiläreu. Das Parlament war vorsichtig und ersinderisch. Vorsichtig, denn die allgemeine Einsührung des Normalarbeitstages (d. h. auch sür Männer) lehnte es ab, weil der Aussall, welcher in der Produetion durch die Beschränkung der Arbeitszeit eintreten würde, dem eonenrrirenden Ausland zu Gute kommen mußte, und weil ein solcher Eingriss in die Rechte des sreien erwachsenen Arbeiters nicht zu rechtsertigen sei. Ersinderisch, denn es beschränkte zwar die Arbeitszeit der Nichterwachsenen in erheblicher Weise, aber es gab den Fabrikanten gleichzeitig einen Rath, um darunter nicht zu leiden; das Parlament ersand das sog. Relaissystem. Genauer gesprochen: es ward durch ein Gesetz von 1833 in Baumwoll-, Schaswoll-, Kammwoll-, Hans-, Flachs-, Leinenspinnereien und Webereien die Beschästigung von Kindern unter 9 Iahren — mit einigen Ausnahmen*) — verboten, Kinder von 9—13 Jahren sollten sortan nur 8 Stunden, jugendliche Personen von 13—18 Iahren 12 Stunden täglich beschästigt werden; die Arbeitszeit konnte zwischen 5'/z Uhr Morgens und 8'^ Uhr Abends liegen; Nachtarbeit (d. h. zwischen 8'/z Uhr Abends und 5'/z Uhr Morgens) war sür alle Personen zwischen

9 und 18 Iahren verboten. Das Relaissystem bestand darin, daß der Fabrikant, um die nothwendigen jungen Hülssarbeiter während des ganzen Tages zu erhalten, doppelte Arbeitsreihen anwenden, also in den zwei Tageshälsten mit den Kindern wechseln sollte, wie die Post aus den einzelnen Stationen ihre Pserde wechselt (rel^).

Das Relaissystem empsahl sich nicht blos vom gesundheitlichen Standpunkt aus, sondern ebenso sehr aus Rücksichten aus den Unterricht, denn die bisherige Zulässigkeit der Zwölsstundenarbeit gestattete nur den Besuch von Abend- und Sonntagschulen; in den Abendschulen waren aber die Kinder viel zu ermüdet, um etwas zu lernen, die Sonntagschulen waren selbstverständlich unzureichend; das Gesetz schrieb denn auch einen täglich mindestens zweistündigen Schulbesuch vor. Das Interesse der Fabrikanten schien durch das Relaissystem gleichsalls gewahrt. Trotzdem erössneten sie dagegen eine mehrjährige wirksame Opposition; sie sürchteten, daß sie

*) In Seidensabriken dursten auch Kinder unter 9 Iahren Ausnahme sinden (weil die Seidenhaspelei zarte Finger voraussetzt) und Kinder unter 13 Jahren

10 Stunden laug beschäftigt werden.

nicht die genügende Anzahl Kinder sür die doppelten Arbeitsreihen sinden und daß sie den Lohn der Kinder trotz der kürzeren Arbeitszeit nicht leicht um den entsprechenden Betrag würden herabsetzen können; endlich aber scheuten sie die Controle der behuss Durchsührung des Gesetzes eingesetzten Beamten (der sog. Fabrikinspeetoren); es ist kein Zweisel, daß man sie gleichsam unter eine sortwährende polizeiliche Aussicht stellte, und man weiß, wie sich hiergegen das Selbstgesühl (zumal beim reichen Manne) auslehnt.

Es solgt nun während einer Reihe von Iahren ein Kamps der Fabrikbesitzer gegen die Fabrikinspeetoren, angesüllt mit soviel Chieanen, Hinterlist und unverhohlener Gesetzesübertretung seitens der ersteren, daß alle unsere Anschaunngen von dem traditionell gesetzlichen Sinne der besitzenden Classen in dem Lande des eonstitutionellen Musterregiments zu Schanden werden. Ich werde später im Anschluß an die Fabrikate von 1844 Einzelnes herausheben; vorläusig genüge die Bemerkung, daß wegen der praktischen Mißstände die Agitation nicht zur Ruhe kam. Auch verbanden sich damit, wie srüher die Resormbill, wiederum politische Fragen: einerseits die chartistischen Umtriebe, andererseits die Antieornbillbewegung; die Tories, wenn sie auch Furcht vor der demokratischen Tendenz der Chartisten hatten, unterstützten die Bestrebungen der Arbeiter gegen die sreihändlerischen Fabrikbesitzer nach Krästen. Lord Ashley brachte im Parlament die Lage der Kinder, jugendlichen Personen und Frauen in den Bergwerken und in den gesetzlich nicht geregelten Industrien zur Sprache und der Bericht der in Folge hiervon eingesetzten Commission enthüllte die schreiendsten Uebelstände. In den Bergwerken wurden Kinder bereits vom vierten Lebensjahre an beschästigt, ein sehr großer Theil der Arbeiter war unter 13 Iahren, da sie wegen ihrer geringen Körpergröße in den niedrigen Stollen zum Ziehen der Lasten am tauglichsten waren; häusig arbeiteten Kinder verschiedenen Geschlechts zusammen in halbnacktem Zustande; die Arbeitszeit war in der Regel 10—12, ost aber 16 Stunden, und wenn große Nachsrage nach Kohlen war, so gab es auch Nachtarbeit; Unglückssälle waren bei der Unvorsichtigkeit der Kinder natürlich sehr häusig; bei abnormer Entwickelung einzelner Muskeln waren sie ost verkrüppelt und zahlreichen Krankheiten, namentlich der Athmungswerkzeuge, unterworsen; Immoralität und Unwissenheit waren in erschreckendem Maße verbreitet; Kirchspielwaisen wurden mittels Vertrags bis zum 21. Lebensjahr gebunden und erhielten außer Kost und Kleidung keinen baaren Lohn. Insolge dessen erging 1842 ein Gesetz, welches die unterirdische Arbeit von Frauen jeden Alters und von Knaben unter zehn Iahren verbot, im Uebrigen aber die Arbeitszeit nicht beschränkte, die Nachtarbeit nicht verbot, die Schulpflicht nicht einsührte. In den gesetzlich nicht geregelten Industrien (Nagel-, Nadel-, Spitzen-, Wirkwaaren-, Tabakmanusaeturen, Töpsereien und Druckereien) wurden von der Commission nicht minder erschreckende Zustände an's Licht gebracht: Beschästigung von Kindern von 4, 5, 6, 7 Iahren, lange Verträge mit Kost, Kleidung und Wohnung aber ohne Geldlohn, Arbeitsdauer von 10—12 Stunden, große sittliche Verwilderung und Unwissenheit; Sonntagschulen ganz ungenügend, Abendschulen wegen Ermüdung der Kinder unwirksam. Trotz alledem wurde sür diese sogenannten sreien Gewerbe erst 1864 ein Gesetz gegeben.

Dahingegen kamen 1844 und 1847 sür die bereits bisher geregelten Industrien zwei neue Fabrikgesetze zu Stande, in deren Berathung wiederum Lord Ashley in glänzender Rede die Rechte des Arbeiterstandes — zum Theile vergeblich — geltend machte. Am bedeutendsten ist ihre Bestimmung, daß Frauen über 18 Iahren denselben Schutz wie jugendliche Personen genießen sollten; zum ersten Male wurde also die Fabrikarbeit erwachsener Personen, sreilich mit Rücksicht aus das Geschlecht, gesetzlich eontrolirt; die Arbeit von Kindern unter 13 Iahren wurde aus 6'/^, unter gewissen Bedingungen aus 7 Stunden redueirt, sreilich aber das Minimalalter der Kinder (statt bisher aus 9 Iahre nunmehr) aus 8 Iahre*) heruntergesetzt; die Arbeitszeit der jugendlichen Personen und Frauen wurde (abgesehen von einem Uebergangsstadium) aus 10 Stunden beschränkt, auch Kinder unter 13 Iahren dürsen täglich 10 Stunden arbeiten, müssen aber dann drei Wochentage ganz arbeitssrei bleiben und an diesen einen sünsstündigen Unterricht erhalten. Die Zehnstundenbewegung hatte endlich unter der Cooperation der wegen der ausgehobenen Korngesetze „racheschnaubenden" Tories den Sieg errungen.

Die beiden Gesetze hatten keineswegs die Wirkung, die Fabrikbesitzer gehorsam zu stimmen und mit der nunmehr bereits ein halbes Jahrhundert gesetzlich anerkannten Forderung der Arbeiter auszusöhnen. Im Gegentheil, sie versuchten zunächst die Suspension der Gesetze zu bewirken, und als dies nicht gelang, so begannen sie mit einer Umgehung der Gesetze, wandten sich dann zu ihrer offenen Uebertretung und sanden hierbei leider die Unterstützung durch die Gerichte des Selsgovernments, weiter sogar durch den obersten Gerichtshos des Staats.

Bezüglich der Kinder suchten die Fabrikbesitzer die Controle seitens der Fabrikinspeetoren völlig unmöglich zu machen. Die Ansänge hierzu stammten aus älterer Zeit; schon vor 1844 stellten sie die einzelnen Kinder zu verschiedenen Zeiten ein; es bildete sich ein „salsches Relaissystem"; es wurde nicht die eine Reihe Kinder am Mittag entlassen, um am Nachmittag einer zweiten Reihe Platz zu machen; die Arbeitsreihen H. und L arbeiteten z. B. von 5^ bis 8^ Uhr (3 Stunden), die Reihen H. und 0 von 9—12 Uhr (3 St.), die Reihen L und c von 1—4 Uhr (3 St.), die Reihen H. und V von 4^ bis ti'/z Uhr (2 St.), 0 dann bis 8^ Uhr

*) Später in der Textilindustrie aus 10 Iahre erhöht.

<2 St.); die Arbeitsdauer blieb also überall innerhalb des gesetzlichen Maximums von 8 Stunden, allein die Kinder wurden 13 Stunden in der Fabrik sestgehalten. Wie aus der Bühne hatten dieselben Personen abwechselnd in den verschiedenen Seenen auszutreten, aber wie ein Schauspieler während der ganzen Dauer des Dramas der Bühne gehört, so gehörten die Kinder jetzt sast während des ganzen Normalarbeitstaa.es der Fabrik, nicht eingerechnet die Zeit, um von und zu ihr zu gehen. Ueberdies mußte der Fabrikinspeetor, um eine Contravention sestzustellen, alle FabriNinder verhören. Deshalb bestimmte das Gesetz von 1844, daß der Arbeitstag sür Kinder (jugendliche Personen und Frauen) von der Zeit an zu rechnen sei, wo irgend ein Kind zu arbeiten ansange, und daß die Kinder, die ihre Arbeit vor 12 Uhr Vormittags beginnen, nicht wieder nach 1 Uhr Nachmittags verwendet werden dürsen; die Nachmittagsreihe mußte also aus anderen Kindern bestehen als die Vormittagsreihe. Das Gesetz schwieg aber von der Nachmittagsarbeit, also wars sich die Chieane aus diese; man stellte die Kinder um 12 Uhr ein und hielt sie bis 8'^ Uhr (mit Pausen) sest, oder man stellte sie um 2 Uhr ein und ließ sie ohne irgend welche Pause (man bedenke, daß es sich um Kinder von 8 Iahren an handelt!) bis 8^ Uhr arbeiten.

Die unmittelbare Folge war die Unmöglichkeit einer Controle, die weitere die Ueberschreitung der gesetzlich zulässigen Arbeitsdauer; man brauchte blos noch die Kinder aus einem Theile der Fabrik in einen anderen, aus dem Spinnscml in den Websaal und wieder zurück zu schieben, um das Auge des Fabrikinspeetors völlig zu täuschen; und dies wurde Thatsache: das sKiltiiiß L^tsm wurde bald zur weitverbreiteten Gewohnheit. „Wie soll man ein System eontroliren (berichtet ein Fabrikinspeetor), welches das Wort Ablösung mißbraucht, um die Hände*) in endloser Mannich saltigkeit wie Karten durch einander zu mischen, und die Stunden der Arbeit und der Rast sür die verschiedenen Individuen so zu verschieben, daß ein und dasselbe Assortiment von Händen niemals an demselben Platz zur selben Zeit zusammenwirkt!" Es ist selbstverständlich, daß bei solchen Zuständen die Männer aus dem sür die Kinder :e. vorgeschriebenen Normalarbeitstage keinen Nutzen zogen; im Allgemeinen arbeitete man in den Fabriken von 6 Uhr Morgens bis 7^ Uhr Abends (l3'/2 St.), in einzelnen von 5'/z, bis 9 Uhr (15 St.).

Wurde nun von den Fabrikinspeetoren vor den Gerichten Anklage erhoben, so sanden sie dieselben (die oonut? Magistrates) mit Fabrikanten besetzt, welche natürlich nach dem Grundsatze elerieus elei-ioum uou äseimat versuhren. Der Eine erzählt, daß ein Baumwollensvinner den anderen von der Anklage salschen Relaissystems sreisprach, und dann, aus seine eigene Entscheidung gestützt, dieses selbe System in seiner Fabrik einsührte;

*) Hand ist der technische Ausdruck der Engländer sür Arbeiter.

er schließt seinen Bericht mit den Worten: „wie sehnt man sich in allen solchen Fällen nach einem bezahlten Richter!" Aber selbst diese ließen die Fabrikinspeetoren im Stich; 1850 erklärte die <?ourt ok Vxonsqneidas snittiuZ System. sür gesetzlich zulässig, und viele Fabrikanten, welche bisher gezögert hatten, mit Hülse dieses Relais lange Zeit zu arbeiten, solgten jetzt dem Beispiel ihrer Conenrrenten.

Bezüglich der jugendlichen Personen und Frauen wurde das Schiebsystem gleichsalls, natürlich aber wegen der gesetzlich zulässigen längeren Arbeitsdauer, in geringerem Umsange eingesührt. Man griss aber außerdem zu reiner Chieane; die Fabrikanten erklärten, daß es ihr Recht sei, die Arbeiter während zehn Stunden ohne Pause zu beschästigen, nur aus Mitleid gewährten sie eine halbe Stunde zum Mittagessen; vom Rechtsstandpunkte aus behaupteten sie, von den Arbeitern verlangen zu können, daß sie vor dem Eintritt in die Fabrik und nach Austritt aus derselben ihre Mahlzeiten verzehrten. Es ist dies charakteristisch sür die Stimmung, in welcher die Fabrikantenkreise sich besanden; die Arbeiter antworteten mit drohenden Meetings, und der Classenantagonismus spannte sich bis zu unglaublicher Höhe.

Da trat das Parlament ein und entschied die Sache im Allgemeinen im Sinne der Arbeiter, zugleich aber mit einer kleinen Coneession an die Fabrikbesitzer. Durch zwei Gesetze von 1850 und 1853 wurde der Normalarbeitstag sür Kinder, jugendliche Personen und Frauen aus die Zeit von 6 Uhr srüh bis 6 Uhr Abends sestgesetzt, und die 1'/z Stunden sür die Mahlzeiten innerhalb verlegt, so daß die wirkliche Arbeitsdauer sür jugendliche Personen und Frauen aus 10'/z Stunden (bisher 10 St.) erhöht wurde; dasür wurde die Arbeitszeit am Sonnabend gekürzt: nach 2 Uhr dars keine der geschützten Personen mehr beschästigt werden; in den Wintermonaten dars der Normalarbeitstag von 7 Uhr Morgens bis 7 Uhr Abends angesetzt werden.

Mit diesen Gesetzen trat eine Versöhnung der Gemüther ein, der Widerstand der Fabrikbesitzer gegen den Normalarbeitstag erlosch allmählich. Die Fabrikanten gewannen bei den jugendlichen Personen und Frauen (und vermöge der Rückwirkung aus Männer auch bei diesen) durch Erhöhung der Arbeitsdauer aus lO'/z Stunden einige Stunden während der Woche; die Arbeiter ließen sich die halbe Stunde Mehrarbeit an den ersten süns Wochentagen gesallen, da sie dasür am Sonnabend den sreien Nachmittag eintauschten*). Es verstummte das Geschrei, daß bei der kurzen Arbeitsdauer die industrielle Suprematie Großbritanniens nicht

*) Sie erreichten übrigens 1874 die Aushebung dieser halben Stunde, so daß seitdem wieder der zehnstündige Normalarbeitstag in Geltung ist; gleichzeitig pflegen die Arbeiter aus die halbstündige Vesverpause (vatsriuF tims) zu verzichten, und die Arbeit wird bereits um b'/z Uhr Abends beendigt.

«usrecht erhalten werden könne; man überzeugte sich, daß ausmerksame und willige Arbeit bei Stücklohn in kürzerer Frist ebenso viel leistet als lässige und widerwillige in einer längeren; man erkannte die Unrichtigkeit der von dem englischen Nationalökonomen Senior ausgestellten Behauptung, daß 10 Stunden Arbeit blos den Lohn des Arbeiters bezahlen, und daß der Gewinn des Fabrikanten gerade in dem Ueberschuß der Arbeit über 10 Stunden bestehe; es gelang, einen großen Theil der Kinderarbeit durch Maschinenverbesserungen zu ersetzen, denn das ersinderische Genie kam den Austrägen der geschästlichen Nothwendigkeit in überraschend schneller Weise nach; man datirte von den Gesetzen der Iahre 1850 und 1853 einerseits die physische und moralische Wiedergeburt der Arbeiterbevölkerung, andererseits eine wundervolle Entwickelung der Textilindustrie bis in den amerikanischen Bürgerkrieg hinein, und allseitig machte sich die Ueberzeugung geltend, daß der Normalarbeitstag nicht aus die Textilindustrie beschränkt, sondern aus die anderen, die „sreien" Gewerbe ausgedehnt werden müßte.

Daß diese Ausdehnung nicht mehr halbhundertjährige Debatten ersordern würde, war vorauszusehen; die Herrschast des Prineips war gesichert und es handelte sich blos darum, in seiner Anwendung aus die einzelnen Manusaeturzweige deren speeielle Bedürsnisse zu berücksichtigen. Einzelheiten anzusühren, verlohnt nicht der Mühe; sie würden lediglich in den Ueberschristen der Gesetze, in ihren Jahreszahlen und einer Menge von Detailbestimmungen bestehen können.

Dahingegen dars ich nicht diejenigen gesetzlichen Bestimmungen übergehen, welche den Normalarbeitstag von den Fabriken aus die Handwerke übertragen. Ein schwieriges Unternehmen! Denn die Handwerksstätte pflegt mit dem Hause verbunden zu sein; derselbe Raum dient dem Handwerker als Arbeitsstätte und Wohnung; mit seiner Gewerbthätigkeit trifft man sein Familienleben, eine Controle über jene ist eine Ueberwachung dieser, namentlich wenn Frau und Kind sich an der Arbeit des Handwerkers betheiligen. Und doch war die Uebertragung des Normalarbeitstages aus die Handwerke eine Nothwendigkeit; so lange sie unterblieb, war eine Prämie aus Kinderarbeit im Handwerksbetrieb gesetzt; die Armuth aus der einen, die Gewinnsucht aus der anderen Seite mußten, wo es nur anging, die Kinder dorthin treiben, wo sie bei längerer Arbeit mehr verdienen konnten. Die englische Gesetzgebung ging schrittweis zu Werke. Im Iahre 1863 ward in Bäckereien den jugendlichen Personen die Nachtarbeit zwischen 9 Uhr Abends und 5 Uhr Morgens untersagt, im Uebrigen aber volle Freiheit gelassen. Im Iahre 1864 nahm sich das Gesetz, da srühere Vorschristen aus den Iahren 1834 und 1840 vergeblich gewesen waren, der Kaminsegerjungen von Neuem an; man hatte bisher Kinder von 5 bis 10 Iahren in barbarischer Weise als Borstwische sür rußige Schornsteine benutzt, und die Krankheiten der olimdiuß do^s waren von einer Parlamentseommission so drastisch geschildert worden, daß sich sreiwillige Vereine zur Versolgung der Meister bildeten. Das Gesetz von 1864 bestimmte das Ausnahmealter der Lehrlinge aus 10 Iahre, untersagte den Personen unter 16 Iahren das Aussteigen in Schornsteinen sowie die Hülssarbeit sür Schornsteinkletterer, beließ aber sonst volle Freiheit. Von prineipieller Bedeutung ist ersr das Gesetz von 1867; es sührte bei allen Handwerken sür Kinder, jugendliche Personen und Frauen dieselbe Arbeitsdauer wie in Fabriken ein (6^2 resp. IN'/z Stunden, seit 1874 10 Stunden); die Arbeitszeit ward sür Kinder aus 6 Uhr Morgens bis 8 Uhr Abends, sür jugendliche Personen und Frauenzimmer von 5 Uhr Morgens bis 9 Uhr Abends sestgesetzt, der Sonnabendnachmittag muß von 2 Uhr an swie in den Fabriken) arbeitsrei sein; wo es ersorderlich, kann der Staatssecretär des^ Innern gestatten, daß männliche Personen von 16 Iahren an täglich 15 Stunden oder während der Nacht arbeiten, aber dies dars monatlich blos an 12, jährlich blos an 72 Tagen stattsinden.

Es ist oben aus den zweischneidigen Charakter einer Controlirung. der Handwerke hingewiesen worden: was die Hülslosigkeit gewinnt, das büßt die Abgeschlossenheit des Hauses und die Selbständigkeit der Familie ein. Das Gesetz von 1867 blieb denn auch in den ersten Iahren ein todter Buchstabe; sreilich trug dazu der Umstand bei, daß die Sorge sür die Aussührung des Gesetzes den Loealbehörden überlassen wurde; viele Stadträthe saßten dies so aus, als wenn es ihrem Belieben anheimgegeben sei, ob sie in ihrem Bezirke das Gesetz zur Anwendung bringen wollten oder nicht, und erklärten schlechtweg, „daß sie sich in die Handwerksverhältnisse ihrer Gemeinden nicht einmengen würden"; andere sprachen nicht so kühn, handelten aber in demselben Sinne. Es mußte deshalb 1871 eine eigene Verordnung erlassen werden, welche die Durchsührung des Gesetzes den Fabrikinspeetoren austrug; bei der bekannten Energie derselben wurde es rasch zur allgemeinen Geltung gebracht. Die Ueberzeugung ist jetzt in England allgemein, daß durch den Normalarbeitstag eine größere Stetigkeit der Arbeit herbeigesührt und zugleich eine sreiere Bewegung der Arbeiter ermöglicht ist; man betrachtet ihn als ein werthvolles Stück der soeialen Resorm und das Geburtsland der Manchesterpartei bezeugt den glücklichen Ersolg der Staatsthätigkeit aus einem Gebiete, welches man völlig der Willkür und den Verträgen der Privatpersonen anheimgegeben glaubte.

Ich habe mich verhältnißmäßig lange bei der Schilderung der englischen Verhältnisse ausgehalten; ich kann mich dasür bezüglich des europäischen Continents um so kürzer sassen.

Von einem der größten deutschen Rechtslehrer ist vor wenigen Iahren daraus hingewiesen worden, daß das Recht zum größten Theile nicht (wie die in dieser Zeitschrist neulich besprochene historische Schule es annimmt) allmählich und still in der Seele des Volkes heranreise und gleichsam krast allgemeiner Volksüberzeugung geboren werde, sondern daß das, was Recht sein soll, im Kampse der Interessen gesunden, von den entgegengesetzten Berussständen geltend gemacht und angegriffen, endlich von dem Vertreter der größeren geistigen oder materiellen Kräste zum Siege gesührt werde. Wenn irgendwas, so bestätigt die Geschichte des Normalarbeitstages in England die Anschaunng, daß das Recht ein Produet des Kampses, ost nur ein Waffenstillstand behuss Sammlung von neuen Krästen, ost ein wirklicher, eine Reihe ruhiger Iahre einleitender Friedensschluß ist. Aber in dem Kampse handelt es sich nicht um ein eoneretes Mein und Dein, sondern um den abstraeten Rechtsgedanken, und nichts steht im Wege, daß die aus gleicher Culturstuse stehenden Völker sich den letzteren zu eigen machen. Nicht blos bezüglich der materiellen Güter gibt es einen Austausch unter den Völkern; was aber das geistige Gebiet anbetrifft, so verlangen dieselben wirthschastlichen Verhältnisse dieselben Rechtsinstitutionen und, wenn diese Voraussetzung zutrifft, so möchte es nicht leicht etwas geben, was das eine Volk von dem anderen besser entlehnen könnte als rechtliche Ordnungen; deshalb ist der Kamps

eines Volks sür die Verwirklichung einer Rechtsidee mehr oder weniger ein Kamps sür die ganze Welt; die sremden Nationen begleiten ihn mit ihren Sympathien und sördern ihn mit Zurus.

So verbreitete sich denn der Normalarbeitstag von England aus über das ganze industrielle Europa, — überall selbstverständlich mit Modissicationen, welche entweder durch die besonderen Verhältnisse der einzelnen Länder begründet waren oder als Verbesserungen der englischen Vorschriften beliebt wurden. Daß aus dem Continent der Normalarbeitstag nirgends urwüchsig austritt, ist kein Wunder. War doch in der ersten Hälste unseres Iahrhunderts England allein das Land des industriellen Großbetriebs, und entwickelte sich doch das Bedürsnis; des Normalarbeitstages erst aus dem Maschinenwesen! Die eontinentalen Regierungen aber warteten nicht, bis die Arbeiter mit dringender Forderung an die Oeffentlichkeit traten; sie kamen ihnen zuvor und bewilligten ihnen ost mehr als in England geschehen war. Ein Land muß ich sreilich ausnehmen; es ist das Musterland der eonstitutionellen Charte, der sreien Kirche und der in gewissen Stücken höchst entwickelten Industrie; Belgien hat den Normalarbeitstag von sich sern gehalten, denn die drei soeben genannten Mächte gestatten nicht eine eingreisende Staatsthätigkeit. Der liberale Minister Rogier erklärte 1862 dem englischen Gesandten, daß die Regierung sich bereits drei Jahre mit dem Gedanken eines Gesetzentwurses trage, daß sie aber stets ein unüberwindliches Hinderniß an der eisersüchtigen Angst gegen irgendwelche mit dem Prineip vollkommener Freiheit (!) der Arbeit in Widerspruch stehende Gesetzgebung sinde. In Belgien kann man denn noch heute Zustände der Verwilderung sehen, wie sie srüher in England bestanden: sünsjährige Kinder massenhast in den Fabriken beschästigt, eine Unwissenheit sonder Gleichen, von Schulunterricht keine Rede, Hungerlöhne, eine verliederte und stumpssinnige Arbeiterbevölkerung. In einem Briese, den ich vor einigen Wochen von dort empsangen habe, spricht der Schreiber seinen Wunsch nach einem Fabrikinspeetor und nach einem soeialdemokratischen Agitator aus; nur beiden in Gemeinschast könne eine Verbesserung der Zustände gelingen. Nach einem Zeitungsbericht aus jüngster Zeit wird jetzt in der belgischen Volksvertretung über einen Gesetzentwurs verhandelt, nach welchem Knaben unter 12 und Mädchen unter 13 Iahren nicht in Bergwerken unter der Erde arbeiten dürsen; das ist die belgische Aussassung des Normalarbeitstages!

Unter den eontinentalen Staaten ist Preußen allen anderen mit zwei Gesetzen von 1839 und 1853 vorangeschritten; ihm solgte Baiern mit zwei Gesetzen von 1840 und 1854; dahingegen stand Sachsen bis 1861 aus belgischem Standpunkt, und war auch dann noch nicht bereit, den jugendlichen Arbeitern die ihnen in Preußen verstattete Muße zu gönnen; ist es ein Wunder, daß dort das beste Material sür die Soeialdemokratie sich besindet? Frankreich sührte 1841 den Normalarbeitstag ein und verschärfte die betreffenden Bestimmungen 1874; in Oesterreich gilt der Normalarbeitstag seit 1859. In Frankreich war das Gesetz von 1841 in den ersten Iahren viel hintertrieben worden, denn in dem Lande, „in welchem jede Maus polizeilich administrirt wird", sehlte es an staatlichen Organen zur Ueberwachung der Fabriken. Da kam die Februarrevolution und mit Einem Schlage proelamirte sie den Normalarbeitstag in dem crassen Umsange, den ich oben S. 362 geschildert habe; das, was in den anderen Staaten nur im Namen von Kindern, Unerwachsenen und Frauenzimmern erkämpst worden war, wurde als allgemeines Recht sür alle Arbeiter ausgestellt; der zwölsstündige Arbeitstag wurde den Fabriken und Hüttenwerken zur Regel gemacht und nur sür Nothsälle und gewisse Industrien eine Ausnahme gestattet. Aus diesem Weg hat Frankreich in neuester Zeit in der Schweiz eine Nachsolgerin gesunden; das schweizerische Gesetz vom 23. März 1877 proelamirt den llstündigeu Normalarbeitstag zwischen 6 Uhr Morgens und 8 Uhr Abends sür alle Arbeiter, die Nachtarbeit dars (abgesehen von dem Fall der Reparaturen) nur dann stattsinden, wenn der Fabrikationszweig seiner Natur nach ununterbrochenen Betrieb ersordert, und auch hier nur mit Erlaubniß des Bundesraths und nur unter der Voraussetzung, daß der Einzelne innerhalb 24 Stunden blos 11 Stunden'arbeitet; Frauen und jugendlichen Personen unter 18 Iahren ist die Nachtarbeit untersagt; Kinder unter 14 Iahren dürsen in Fabriken nicht beschästigt werden; bei den jugendlichen Personen von 14 — 16 Jahren dars der Schul- und Religionsunterricht zusammen mit der Fabrikarbeit nicht mehr als 11 Stunden betragen.

Uns interessiren vor Allem die Bestimmungen im Deutschen Reich. Nie Reichsgewerbeordnung von 1869 übertrug die bisher in Preußen geltenden Grundsätze aus ganz Deutschland. Danach dürsen Kinder unter 12 Iahren in Fabriken und Bergwerken zu einer regelmäßigen Beschäftigung nicht angenommen werden; Kinder von 12—14 Iahren dürsen täglich nur 6 Stunden arbeiten und müssen täglich einen wenigstens dreistündigen Schulunterricht erhalten; junge Leute von 14 —16 Iahren dürsen nur zehn Stunden beschästigt werden; Nachtarbeit (zwischen 8'/z Uhr Abends und 5^/2 Uhr Morgens) ist sür Kinder und junge Leute verboten. Die Reichsgewerbeordnung enthält also keine schützende Bestimmungen sür erwachsene Frauen*) und bezieht sich nicht aus Handwerke; abgesehen hiervon ist sie, wenn man sie mit der Gesetzgebung anderer Länder vergleicht und das neueste schweizerische Gesetz bei Seite läßt, entschieden dem Arbeiterstande am günstigsten; nirgends sonst ist das ausnahmesähige Alter der Kinder durchgängig aus 12 Jahre hinausgerückt, nirgends sonst die Arbeitsdauer der Kinder von 12 — 14 Jahren aus 6 Stunden beschränkt; selbst die zehnstündige Arbeitsdauer der jungen Leute ist nicht in allen sremden Ländern anerkannt.

Nun hat gegenwärtig die Reichsregierung dem Reichstag einen Gesetzentwurs vorgelegt, welcher einige der bisher geltenden gesetzlichen Bestimmungen abzuändern bezweckt. Kinder unter 12 Iahren sollen sortan in Fabriken und Bergwerken überhaupt nicht mehr beschästigt werden (bisher „nicht regelmäßig"); Kinder von 12—14 Iahren sollen entweder täglich 6 Stunden oder einen Tag um den andern 10 Stunden arbeiten dürsen; in Verbindung damit steht die Vorschrist, daß nicht ein täglicher Unterricht von 3 Stunden ersorderlich, sondern ein wöchentlicher von 18 Stunden genügend ist. Wo es ersorderlich ist, kann der Bundesrath die Nachtarbeit der Kinder und jungen Leute, sowie eine längere Tagesarbeit als die sechs- resp. zehnstündige gestatten, vorausgesetzt nur, daß die wöchentliche Arbeitsleistung blos 36 resp. 60 Stunden beträgt. Andererseits kann der Bundesrath in besonders gesährlichen Fabrikationszweigen die Verwendung jugendlicher Arbeiter von besonderen Bedingungen abhängig machen. Sämmtliche wirthschastliche Parteien, die Soeialdemokraten, die Gewerkvereinler, die Schutzzöllner haben in ihren össentlichen Versammlungen ihre Unzusriedenheit mit diesen Bestimmungen ausgesprochen; die ersteren beiden, weil der Schutz der Kinder und jungen Leute vermindert wird, letztere, weil die zehnstündige Arbeit der Kinder von 12—14 Iahren nur einen Tag um den anderen erlaubt wird, alle drei, weil die Besugnisse des Bundesraths den Anlaß zu allerhand Willkür geben.

Ohne Zweisel liegt in den Vorschlägen des Regierungsentwurss

*) Noch ist nach deutscher Sitte Frauenarbeit in Bergwerken (unter Tage) unzulässig.

großentheils eine Coneession an die Fabrikbesitzer; die Nachtarbeit von Kindern und jungen Leuten unter 16 Iahren ist höchst bedenklich; auch scheint die Gesahr nahe zu liegen, daß in sabrikreichen Gegenden die Kinder sich an den einen drei Tagen in der einen Fabrik, an den andern drei Tagen in der anderen zur Arbeit verdingen, mit anderen Worten, daß die Kinderarbeit, deren allmähliche Beseitigung wir anstreben, vermehrt werde *). Eine andere Frage ist es, ob die Lage der Dinge nicht die Coneessionen rechtsertigt. Wir leben in einem Lande, dessen Gesetzgebung außer der englischen allein dem Freihandel entschieden huldigt; innerlich zu begründen ist der Freihandel zwischen zwei industriellen Ländern nur dann, wenn die Fabrikationsbedingungen dieselben sind; denn der Freihandel soll aus zwei Ländern Ein Absatzgebiet machen, und wie ist dies denkbar, wenn in dem einen unter anderen Bedingungen sabrieirt wird als im zweiten? Es bedars keines Beweises, daß zu den Fabrikationsbedingungen auch die größere oder geringere Zulässigkeit von Kinderarbeit gehört; es hängt hiervon die Billigkeit der Löhne ab. Ich behaupte demnach: ein Land, welches dem Freihandel ergeben ist, dars in der Frage der Kinderarbeit wie überhaupt des Normalarbeitstag.es nicht selbständig versahren; es muß seine Gesetzgebung nach der der anderen Staaten einrichten; es kann nicht dem Arbeiterstande Coneessionen machen, welche diesem im Nachbarstaate verweigert werden; will er eine arbeitersreundliche Fabrikgesetzgebung annehmen, so kann dies nur aus dem Wege der internationalen Verträge geschehen; die Fabrikgesetzgebung, namentlich die Bestimmungen über den Normalarbeitstag müssen international werden; sie müssen einen Platz in den Handelsverträgen erhalten, sie müssen zum Gemeingut aller Nationen werden. Der Freihandel ist mit einem Normalarbeitstage unverträglich, welcher in dem einen Staate sür den Arbeiterstand günstiger geregelt ist als in dem anderen; der Staat, in welchem dies stattsindet, muß unterliegen; es sei denn, daß er andere günstigere Fabrikationsbedingungen zur Compensation stellen kann. Man mißverstehe mich nicht: ich will hier nicht das Freihandelsprineip disentiren, ich will seine Anhänger aus einen Angriff ausmerksam machen, welchen unsere Schutzzöllner gerecht und geschickt sühren; sie sagen, daß der Schutzzoll nicht blos ein Faetor zur Hebung der einheimischen Industrie, daß er vielmehr zuweilen von hoher soeialer Bedeutung sei und ich muß ihnen so lange beitreten, als derselbe Normalarbeitstag nicht durch Handelsverträge zu einem Rechtsinstitut der ganzen industriellen Welt geworden ist. Ietzt, wo die Beseitigung oder die Erneuerung unserer Handelsverträge aus der Tages

*) Nach englischen Verhältnissen zu schließen, ist die Furcht unbegründet; die Schriststeller berichten übereinstimmend, daß das alternirende System wenig Anwendung sindet.

vrdnung steht, ist'es wohl angebracht, mit aller Krast eine internationale Gesetzgebung über den Normalarbeitstag zu sordern.

Niemand wird den wohlthätigen Einsluß dieser Rechtsinstitution verkennen. Ein so hohes Gut eine entwickelte Industrie ist, so gesährlich ^ ist der Industrialismus; er ist im Stande, sittlich und ökonomisch ein Volk zu verwüsten, und die Freiheit hat nicht die Krast, dem zu steuern; nur die Staatsgesetzgebung' vermag es. Denn nicht allein, daß das Capital die Tendenz hat, möglichst ununterbrochen ausgenutzt zu werden: die Versuchung zur Verlängerung des Arbeitstages wird durch unsere Gewohnheiten und Einrichtungen ungemein besördert; ich meine hier die Mode und die Eisenbahnen. Die Mode ist die Urheberin jener „Saisonartikel", welche ebenso rasch ausfliegen als sie verschwinden und die Eisenbahnen begünstigen die „kurzen Bestellungen", welche kaum gegeben auch schon ausgesührt werden sollen. Gegen solche Ausschreitungen unserer Laune, gegen den Uebermuth und die Lässigkeit wirkt nichts sicherer als ein gesetzlich sixirter Normalarbeitstag; er schützt, wie die erwähnten Fälle beweisen, nicht blos die Arbeiter, sondern auch die Produeenten, namentlich die humanen, welche ohne ihn gegenüber ihren inhumanen Concurrenten sich nicht halten können; er verhütet unsruchtbare Unternehmungen, welche nur dadurch sich durchsühren lassen, daß man sür immense Arbeit einen Hungerlohn zahlt.

Man dars sreilich den Nutzen des Normalarbeitstages nicht überschätzen; nur den wirklich beschästigten Arbeitern schasst er eine bessere Lage; aber einem von Uebervölkerung strotzenden Proletariat gibt er kein Brod; er trägt etwas zur Lösung der soeialen Frage bei; die Lösung selbst setzt das Gleichgewicht der Bevölkerung und der Subsistenzmittel sowie die Verkeilung der letzteren unter eine möglichst große Menge voraus; er verhindert die extreme Ausbeutung der Arbeiter, die inhumane Conenrrenz der Fabrikbesitzer und die Etablirung unsruchtbarer Unternehmungen, aber die große Frage unserer Zeit, wie das Verhältniß zwischen Capital und Arbeit zu reguliren sei, läßt er unbeantwortet. Daß er aus die landwirthscherstliche Arbeit nicht übertragen werden dars, leuchtet Iedem ein; hier gibt es „natürliche Saisons", und gegen diese kann die Macht des Staatsgesetzes nicht auskommen.

In zweiter Lesung hat der Reichstag im Großen und Ganzen die Regierungsvorlage angenommen; das alternirende System hat er verworsen; sür Frauen, welche bisher jedes Schutzes in Deutschland entbehrten, hat er einige schützende Bestimmungen getroffen; dahingegen hat er dem Bundesrath das Recht eingeräumt, in Spinnereien die Arbeitszeit der jungen Leute um eine Stunde (also aus 66 Stunden wöchentlich) zu erhöhen.

# Die Großmutter.

Novelle
von

- Prag.

enn so die Iulisonne unerträgliche Hitze, Staub und dicke Lust als lange Gäste nach Paris gebracht, flüchtete ich gern weit sort nach einem stillen Fleckchen des schönen Frankreichs. So kum ich einst, dem gewohnten Zug des Herzens solgend, nach Nantes. Hier wollte ich nicht bleiben, in den sinstern Straßen, den verrußten Häusern, der rauchgeschwängerten Lust. Auslugen wollte ich nur von hier und sehen, wo ich mich sür den Rest des Sommers niederlassen solle. Bald hatte ich die Küste bereist und war bis Brest hinausgesahren, an der todten Landzunge von Quiberon vorbei, vorbei an dem selsigen Vorgebirge von Ray. Oberhalb Brests, an dem Vorgebirge St. Matthieu, zerschellen mit surchtbarer Gewalt die Wellen des Oeeans und hoch an den Riffen empor stäubt der weiße Gischt. Mancher Schiffer sindet hier sein Grab, manches Boot zerschellt an den tückischen Felsen und sinkt hinab in die schweigende Tiese. Schon Cäsar hat sie kennen gelernt, diese traurigen, unheilschwangern User: „Wilde Fahrt!" ruft er aus. „Diese Küsten bieten keinen Zutritt, weder dem Menschen, wenn das Meer emporsteigt, noch den Schiffen, wenn des Meeres strömende Fluth sie trocken aus dem Sand zurückläßt!" Und sinstere Menschen wohnen hier, leidenschastlich und wild wie das Meer, sinster wie der Himmel, schweigend und ernst wie die Felsen. Und diese Menschen sollen immer so gewesen sein, vor einem Iahrtausend und mehr schon als sie einzogen in das öde Land, das einst der Druide geweiht und das an vielen Stellen heut noch bedeckt ist mit den keulensörmigen Felsen, den Denksteinen gesallener keltischer Helden. Lange Iahrhunderte sind darüber hingegangen. Viel wilde Kämpse sind hier gesochten worden, viele sinstere Thaten wurden in den Boden des Landes der Bretonen eingeschrieben. Fast ist es schon ein Iahrhundert vor uns, seit die Geschichte mit ehernem Finger Thaten und Ereignisse in die verwüstete Erde gezeichnet, deren Spuren wir noch heut überall sinden. Von den Priestern ausgeregt, erhob sich das Volk und vertheidigte seinen Gott und seinen König gegen die Wuth der Revolution. Schon brauste der Sturm der Freiheit durch ganz Frankreich, als hier der Bauer noch im dumpsen Frieden der Feudalwirthschast sein Feld bestellte. Er theilte sein spärlich Einkommen nach tausendsältigen Abgaben und Lasten mit dem Lehnsherrn, dem Adel und der Kirche. Die erste Nationalversammlung hat die Frohnden, die Zehnten abgeschafft, aber der Bauer hier dankte es ihr nicht. Man goß Kanonen schon aus den Kirchenglocken des ganzen Landes, als hier die Gemeinde noch dem Geläute solgte, das sie zum Gebete ries und den Priester verehrte, der sie mit Blindheit schlug und ihr dabei das Mark aussaugte. Und aus das Iubelgeschrei der Revolution: „Freiheit und Gleichheit" antwortet der sinstere Bauer der Vendöe: „Gott und unser König!" —

Schon hatte ich den südlichen und westlichen Theil des Landes durchwandert und zog jetzt den Bäumen nach, die der Sturm von Westen mit Blüthen und Blättern nach dem Osten gekehrt, bis ich nach St. Malo kam, sast an der Grenze der Bretagne. Dies ist auch heute noch eine ziemlich bedeutende Stadt. Sie liegt knapp am Meer, das im guten stillen Hasen sast bis in's Herz der Stadt hineinspült. Ernste, düstere Straßen, mit prächtigen, grauer Vorzeit angehörigen Häusern sühren von allen Seiten zu den Usern und zu den selsigen Zungen, die das Land hinausstreckt weit in's Meer. Hier ließ ich mich nieder.

Große Männer waren hier im Lande geboren, deren Namen weit über die Grenzen Frankreichs und über die Iahrhunderte gedrungen, in denen sie lebten.

Wer kennt nicht den Mann, dessen Philosophie man schon vergessen, dessen theologische Studien man kaum mehr nennt, aber dessen Liebe sprüchwörtlich geworden, dessen Liebestreue das Ideal aller jugendlichen glückseligen Herzen geworden ist. Fern seiner Heimat, in Paris ist sein Grabmal, zu dem wol Ieder wandelt, der die Weltstadt mit neugierigen Blicken durcheilt. Aber bei Clisson, hier im Land, nennt sich Wald und Hain, Thal und Hügel nach seinem Namen und dem seiner treuen Geliebten! „Abaillard! der Sokrates von Frankreich," sagt der Geschichtschreiber der Bretagne, „der Plato des Westens, unser Aristoteles, der Meister des Iahrhunderts, das sruchtbare und reiche Genie, begabt Mit einem solchen Verstande, daß nur seine eigene Weisheit ihm verglichen werden kann." Und Heloise! Wer nennt Abaillard ohne Heloise!

Und Iahrhunderte nach ihm ward hier ein anderer Dichter und Denker geboren und begraben. Er liegt weit drinnen im Meer, aus einem wüsten Felsblock in einem Grab, das man in das Herz des harten Steines gesprengt, unter einem kahlen Kreuz, das man aus demselben Stein gemeißelt. Kein Name, kein Wort sagt dem Wanderer, wer hier ruht, aber die Frauen und Mädchen, die Morgens, zur Zeit der Ebbe, mit dem Gebetbuch dahin wallsahrten, die Männer und Iünglinge, die nicht vorübergehen, ohne einen Blick aus dies Grab zu wersen, sie nennen alle aus ihrem Wege den Namen Chateaubriands und erzählen sich von seinem Leben und seinem Glauben und schweigen von seinen Eitelkeiten. Und neben den Dichtern, die Ansang und Ende von sast einem Iahrtausend bezeichnen, nennt das Volk noch große Namen sein eigen, seinen Ruhm und seinen Stolz. Fröron und Geossroy waren Bretonen, der kühne Schiffer Iaeques Carlier, der wilde Seeheld Duguay-Trouin entsprangen der bretonischen Erde. Dugueselin der Kriegsheld, der geschworen, sein Schwert nicht einzustecken, so lange noch ein Engländer aus sranzösischem Boden, Lamenais, der kühne Philosoph, der die Finsterniß der Geister bekämpste, Deseartes, der Held der Analyse, sie alle wurden hier geboren und noch andere große und berühmte Männer! Balzae, Chapelain und Andere haben hier in tollen Freuden gehaust. Frau von Sevigns entfloh den berauschenden Festen von Versailles und suchte in den Thälern der Bretagne, in der Umgebung des sreundlichen Rennes den Frieden der Einsamkeit. Bossuet, Raeine und Moliöre eilten hierher. Conti, Condö, Turenne suchten hier Frieden und Ruhe nach großen Thaten und reichen Genüssen.

Sollen die Menschen, die hier wohnen, nicht zu Allem sähig sein, Zu allem Großen, zu allem Kühnen und Mächtigen, selbst zu allem Furchtbaren? Welche Erinnerungen umgeben sie, welche Männer und welche Thaten haben die Macht ihres Daseins hier in's Land gedrückt! So dachte ich oft, wenn ich aus dem Felsen des Dichtergrabes saß nnd hinaus sah in's Meer und bald den, bald jenen Namen aussprechen hörte von denen, die vorübergingen.

Ich sah ihnen nach, den mächtigen, breitschultrigen Gestalten, mit den gestrählten, in den Nacken sallenden Haaren, den dunklen, heißen Augen und dem sestgeschlossenen Mund. Ich staunte und zitterte, wenn die verwegene That eines Schiffers erzählt wurde, der da in mitternächtiger Stunde hinaussuhr in's stürmische Meer, der Geliebten die Blume zu holen, die vom Felsen herabhing. Sie aber, die es mit sahen, die Männer und Frauen der Bretagne, sie zitterten nicht. Schweres Unglück hörte ich ost aus dem Kreis dieser oder jener Familie berichten. Dann sah ich den Vater, die Mutter oder den Bruder und die Schwester, und nichts verrieth in den sesten Zügen den Schmerz, der ihre Brust durchwühlte. Ich sprach darüber mit einem würdigen und klugen Mann, den ich hier aus dem Felsen Chateaubriands, den er, wie ich, wegen seiner Einsamkeit liebte, kennen gelernt. Er hatte hier sein Amt als Richter verwaltet und lebte, schon weit über die achtzig ausschauend, «insam und allein in seinem ererbten Elternhaus. Er war mir gut und liebte und vertraute dem jungen lebenssrohen Mann. — Es war am 4. September und gar herrlich schien die Sonne vom blauen Himmel herab. Wir sprachen von vergangenen Zeiten, da ich bemerkte, daß mein Freund heute nicht gern von Menschen sprach, die leben, und nicht von den Dingen, die wir sehen und greisen konnten. Lange saß Herr Duplay, so vor sich hinschauend, als ob er in weiter, unendlicher Ferne etwas suchen, als ob er von einem unsichtbaren Ort etwas sehen möchte.

Da wars ich so halblaut hin: „Zwei Dinge geben doch allein Ruhm, ewigen Ruhm: die Feder des Dichters und das Schwert des Helden!" „Und zwei Dinge," sagte der Greis mit seiner wohlklingenden, weichen Stimme, „zwei Dinge geben allein Schmerz, ewigen Schmerz: das Amt des Richters und das Amt des Priesters!"

Dann stand er aus und zog mich mit sort^ mit so ausgeregten, hastigen Schritten, daß ich, wie ich auch sragend ihn anblickte, doch nicht zu sprechen wagte.

.Kommen Sie," sagte er dann, „kommen Sie zu mir, ich werde Ihnen die Aeten eines Proeesses zeigen, die ich sür mich einst abgeschrieben und ausbewahrt habe. Ich werde sie bald nicht mehr lesen können! Mögen Sie es thun und die Leetüre mitnehmen als Andenken an Ihren Ausenthalt hier und an mich."

Dankend drückte ich den Arm des greisen Mannes, der in dem ineinen lag. Bald kamen wir zu seinem Häuschen. Wir traten in sein Arbeitszimmer. Hastig eilte er zu seinem Schreibtisch und nahm ein Bündel Aeten heraus. Er gab es mir mit den Worten: „Es ist heute der Iahrestag!"

Dann ging er. Ich solgte dem Blick, mit dem er die letzten Worte gesprochen. Er hatte ein Bild gesucht, das da dem Schreibtisch gegenüber an der Wand hing. Ich schob jetzt den Schleier zurück, der es halb verhüllte. Ein großes, ernstes, schönes Weib stand vor mir. Ich habe solche Frauen nur in der Bretagne gesehen. Der breite, volle Nacken, den ein blauer Spenser mit ausgeschürzten Aermeln einschloß, wölbte sich herrlich zur üppigen Brust. Ein weißer, reich mit silbernen Knöpsen besetzter Busenlatz, ein rothes, goldgesticktes Mieder schnürte leicht den prächtigen Leib ein, von dem herab über einen hellen, gestreisten Rock ein nachlässig geschlungener Gürtel siel. Aus diesem Leib, der kaum mehr als einige zwanzig Iahre zählen konnte, saß ein jugendlich ernster Kops, von schwarzen, glatt gescheitelten, nach rückwärts in einen dicken Knoten zusammengewundenen Haaren umrahmt. Die Stirn war leicht gesaltet, wie wenn in stiller Wehmuth die Augenbrauen sich zusammenziehen. Sie waren auch so leicht zusammengedrängt und beschatteten ein großes, schwarzes, wie srühzeitig im Schmerz getrübtes Auge. Die



seine Nase, der volle Mund mit seinen rothen Lippen würden kaum zu diesen Augen gepaßt haben, wenn nicht auch hier ein leiser Schmerz, wie angeboren, darüber hinzuckte. Die eine Hand war aus's Herz gepreßt, die andere hielt einen erbrochenen, aber wieder zusammengesalteten Bries.

„An Margaretha Bressant" las ich aus der Adresse. Margaretha Bressant? das war der Name, der auch aus dem Aetenbündel stand. Ietzt schlug ich es auseinander und las das erste große Hest, das, wie es schien, die ganze Geschichte des Proeesses enthielt.

Was ich gedacht, als ich es gelesen, ich will es verschweigen, was ich gesühlt, mit tiesem innigen Schmerz gesühlt, ich brauche es nicht zu sagen! Ihr werdet es mir nachdenken, und wenn Ihr weinen könnt, werdet Ihr es mir nachsühlen. Hört Margarethe Bressant, wie sie vor dem Gerichtshos sprach.

I.

Ihr Herren Geschworenen und Ihr Herren vom Gericht. Ihr habt die Anklage gehört und das Verbrechen, dessen sie mich zeiht. Ich sah Euch erbleichen, als Ihr hörtet, wie surchtbar die That. Sie ward auch mit den bittersten und doch so wahren Worten geschildert.

Entsetzlich ist das Verbrechen, entsetzlich vor Allem, wenn Ihr Euer Auge von dem Mund des Anklägers herüberschweisen laßt aus mich, die Angeklagte. Ein Weib steht vor Euch mit grauen Haaren und abgehärmtem Antlitz. Noch zuckt der Schmerz um seinen Mund, die Hände zittern, wie sie zum Gebet sich salten, und die Kniee schwanken, wenn es sich ausrichtet, um vor Euch zn sprechen. Doch was ist all Euer Entsetzen, was ist die That selbst gegen den Wahnsinn des Schmerzes, gegen den Fluch der Gedanken, die mich zu ihr getrieben! Ich will sie Euch erzählen die Geschichte dieser Schmerzen, die Geschichte dieser Gedanken Euch erzählen, und wenn es scheint, als ob ich Euch anklagen wollte, Euch und Euresgleichen, o! glaubt es nicht! Was die Sünde Aller und der Fluch der Gesammtheit, das dars nicht der Einzelne wagen anzuklagen oder wagen zu richten! Es ist! und daß es ist, das ist die Quelle alles Bösen! — Doch damit Ihr mich versteht, hört mich, und wenn Ihr am Ende mich richten könnt, ohne über Euch zu weinen, über Euch und Euresgleichen, dann verslucht mich und lehrt den Kindern meinen Namen als Fluch — dann bin ich grenzenlos schuldig!

Ich bin ein uneheliches Kind! Wißt Ihr, was das bedeutet? Nein! Ihr habt wol davon in Euren Gesetzbüchern gelesen, Ihr wißt, was es bedeutet, weil Ihr einmal ein solches Kind in der Schule, aus den Straßen oder wol auch in der Kirche geschmäht habt. Aber was ein solches Kind sür sich selbst bedeutet, wenn es sich erkennt in der Schmach, die Eure herrliche, wohlgeordnete, heilige bürgerliche Gesellschast ihm

anhastet — — nein — das wißt Ihr nicht. Und wenn Ihr es denken könnt, sagt, sollte man der Mutter nicht sluchen, die einem solchen Kind das Leben gab, sollte das eigene Kind der Mutter nicht sluchen? Und seht, ich habe es nicht gethan, nicht als ich schon viel um sie gelitten. Ich habe sie geliebt, treu und zärtlich geliebt, weil sie um mich geweint in mancher stillen Nacht und weil sie den Mann so treu geliebt, der sie so unglücklich gemacht, den Mann, der mein Vater war und den ich nie gekannt, dem ich nie die zärtlichen Augen küssen, in dessen Hand ich nie die kleinen Kinderhändchen legen konnte.

Meine Mutter war die Tochter eines Pächters aus den Gütern der Herren Duplessis, die sich weit im Kreise um St. Malo hinzogen. Meister Bressant nannte man ihn in der ganzen Provinz. Denn neben seiner Wirtschast trieb der Mann noch manche Künste. Er malte und schnitzte Bilder und Kreuze. Eure Väter, Ihr Herren, haben ihn wdl noch gekannt und in mancher Ehrenstube von Euch hängt wol auch ein Kreuz, das er geschnitzt, in mancher Dorskirche ein Heiligenbild, das er gemalt! Von seiner Wirtschast nun lebte Meister Bressant und von dem Erwerb durch seine Kunst sorgte er sür seine Tochter. Es war nicht viel, was er in beiden verdiente, doch es reichte aus. Es war auch nicht sicher, sür wie lange er verdiente. Aber es braucht lange Zeit, eh' einer daran denkt, daß er verlieren könnte, was er so in seiner Arbeit und in seiner Ehre sein nennt.

Meister Bressant war nämlich ein slüchtiger Zeitpächter, den man, wie es einst Sitte war, sortschicken konnte, wann man wollte. Es mag eine schlimme Zeit gewesen sein, wie da der Bauer die Hände blntig sich arbeitete und doch in Frohnden, Zehnten und Zwanzigsten wieder hingab an den Adel und die Priester, was er schwer und sauer erworben.

Nun, Meister Bressant wußte von dem Elend nichts, er nicht und seine schöne Frau nicht und auch seine noch schönere Tochter. Wenn sie so Sonntags zur- Kirche gingen, da blieben die Nachbarn und Andere stehen und zeigten mit den Fingern nach ihnen und der eine srug: „Ist das der glückliche Meister Bressant?" Der andere sagte: „Das ist die schöne Frau Bressant!" und ein dritter ries ganz laut, daß sie über und über roth wurde: „Grüß Gott, schöne Louison!" So hieß Meister Bressants Tochter, meine Mutter. Am Sonntag Nachmittag, da sprach gar der Herr Intendant der Herrschast bei Meister Bressant vor! Er scherzte und lachte mit ihm und mit der Frau und der Louison. Iedermann hielt ihn sür einen gnädigen Freund und Beschützer des Hauses. Nachsichtig war er bei den Frohnden, selbst beim Zins und bei den Zehnten zählte er gar lässig und leicht.

„Ich will Euch ein Kreuz einmal schnitzen, Herr Intendant," ries da an einem Sonntag Meister Bressant, „ein Kreuz, das Euren Ehrensaal schmücken soll wie kein anderes aus der Provinz."

„Ei/' antwortete da der Herr Intendant, „dann schnitzt mir Eure Tochter in das Kreuz, daß ich vor ihr niederknien und sie anbeten dars."

„Herr!" schrie Meister Bressant und schlug aus den Tisch und sah ihn an und sprach kein Wort mehr. Der mächtige und reiche Mann ging damals sort und kam nie wieder. Er war verheirathet und hatte schon Kinder. Aber er drängte sich gern an andere Frauen heran und sündigte viel in seiner ungemessenen Macht. Die Bauern haben ihn erschlagen, als er im Iahre 1791, er der seilste Knecht der Herrschast, zum Sturm sie in das Schloß sührte, um es niederzubrennen und den Herrn daraus zu vertreiben. Sie thaten dies auch, aber zuvor schlugen sie dem Intendanten das Hirn ein und schleuderten ihn dann in die Flammen.

Seit dem Tag, als der Intendant so schnöde den Vater zum Kuppler bei der eigenen Tochter machen wollte, erging es dem Meister Bressant schlecht.

Er ward gar viel gequält und in seinem Pacht gestört. Zwei Iahre darnach, die Frühjahrsarbeit stand gar herrlich aus den Feldern und die Hoffnung aus reiche Ernten ersreute schon das Herz, ward er aus seinem Pacht getrieben und mit einem blutigen Lohn als Entschädigung der Arbeit abgesertigt. Was wollte er thun? Er kam hierher nach St. Malo und lebte vom Malen und Bilderschnitzen. Frau Bressant trieb's nicht lange. Sie konnte ihr Stübchen in der Mitte der Felder nicht missen, ihre Kuh nicht und nicht ihr Dutzend Schase. Sie starb und kaum zwei Jahre nach ihr starb auch Meister Bressant. Er starb, als ihm sein eigen Kind das Herz brach.

Wie soll ich Euch, Ihr Herren, Louisons Geschichte erzählen? Ihr habt sie schon oft gehört mit anderen Namen und von anderen Orten, doch mit denselben Schmerzen und demselben Iammer! Es ist die Geschichte des Elends, das dem Einen die Herzenshärte des Andern auszwingt, der Noth, die die Armuth schasst, weil der Reichthum nur im Reichthum seines Gleichen sieht!

Nach den Gütern der Herreu Duplessis sandte von hier aus der Stadt der reichste Kausmann die edlen Waaren der Colonien Frankreichs. Dueroque war sein Name und kaum wird Einer von Euch seiner sich erinnern und keiner des Sohnes gedenken, der ihm im Geschäst zur Seite stand. Der Sohn leitete den ausgedehnten Handel im Lande und kam so auch aus die Güter der Herren und Edelleute. Da lernte er denn auch Louison kennen und, wie er sie kannte, gar innig lieben. Die Liebe junger Herzen hat Windesslügel und, eh' wir's denken, sind wir sortgerissen und schnell erzeugt ein schöner Traum den andern! In jene Zeit sällt die Uebersiedelung Meister Bressants nach St. Malo, und ost sah jetzt Louison den Geliebten. Doch wie sie ihn auch oft sah, so wurde ihre Seligkeit doch schon durch Schmerz getrübt. Und oft, gar ost weinte sie um ihre Liebe! Sie hatte jetzt den Glanz des Hauses der Dueroque gesehen und hatte oft gehört, wie dieser Glanz ein hartes, grausam hartes Herz verdecke. Der alte Dueroque war reich und suchte seinen Reichthum zu vermehren. An anderes dachte er nicht!

Die beiden jungen Leute aber hielten sest zu einander und wollten sich nicht lassen. Da kam einmal der Geliebte und sagte Louison, daß er sie nicht mehr sehen werde. Der Vater habe ihm die Braut gesucht, das reichste Mädchen in der Stadt! Und morgen soll Verlobung sein, und wenn sie nicht ist, so werde er, der mächtige reiche Mann, den Bauern und sein nichtsnutziges Kind aus der Stadt peitschen lassen! Das sagte er Louison, sagte ihr aber auch, daß er den Tag nach dieser Verlobung nach Amerika gehen und daß nur seine Louison sein Weib werden würde! Dann nahm er Abschied von ihr, wie man von seinem treuen Weibe Abschied nimmt und herzte und küßte sie! Und sie glaubte ihm Alles, Alles! Und ach! Es geschah auch Alles, wie er gesagt. Am anderen Tag ging es gar lustig her im Hanse der Dueroque und Abends ging der Sohn zu Schiff. Louison hatte rothe Augen, als sie nach Hause kam. Der Vater sah es nicht und Louisou schwieg. Wer spricht denn, wenn er liebt, und wer weint nicht, wenn er unglücklich liebt? Die Liebe hat tausend Zungen, doch nur sür die Liebenden. Doch es kam die Zeit, in der Louison bekennen mußte.

Es war am Neujahrstag des Iahres 1775, an dem sie ihrem Vater Alles gestand und nichts von ihrem Glück, nichts von ihrem Unglück verschwieg. Er hörte zuerst unruhig zu, dann aber ward er bald ausmerksamer und wie er immer weiter hörte, stemmte er die Fäuste aus den Tisch und sah sein Kind an, daß die Augen ihm aus dem Kopse traten. Und sie sprach und er hörte, und sie sagte Alles und er hörte Alles, und als sie ausgesprochen, da schrie er nur einen Fluch über sein Kind und stürzte todt zu den Füßen des stummen bleichen Weibes nieder! — Wenige Tage nach dem Tode Meister Bressants genas Louison eines Mädchens. Es ward Margaretha getaust, ich bin es!

Der schwache, wenn auch treue Mann, der mein Vater war, ist nie zurückgekehrt. Er hat sür meine Mutter und mich gesorgt, hat nie eine Andere geheirathet, aber er sürchtete den Fluch seines harten Vaters. Und als der Krieg zwischen Amerika und England ausbrach, da stürzte er sich mit hinein in den Kamps um die Freiheit, als wollte er seine Liebe begraben, und drüben in den Feldern von Richmond liegt sie eingesargt und er mit ihr!

## II.

Die schöne Louison lebte mit ihrem Kinde von dem, was ihr Vater ihr hinterlassen, was der Geliebte und Vater ihres Kindes ihr weit aus Amerika hergesandt und von dem, was sie mit ihrer Hände Arbeit sich verdiente. Es war genug und reichte sür sie und ihr Kind vollkommen aus. Wie sie in einsachen, ernsten Trauerkleidern bis an's Ende ihres stillen Lebens sich trug, so kleidete sie ihr Kind, und so war, was das Kostspieligste in jenen Tagen, die Kleidung sür sie das Billigste. Freilich, was es an Geld nicht gekostet, das haben Lebenssreude und Thränen bezahlt! Ich sehe meine Mutter noch vor mir in ihrem schwarzen Kleid, die schönen braunen Haare bald gebleicht, die großen dunklen Augen stets voll Thränen, und blaß und durchsichtig die Haut der schmalen Wangen und der kleinen Hände. Und wie ich sie immer so sah, süllten sich auch meine Augen ost mit Thränen und ich legte gern das Köpschen, das an die Gespielen dachte und an die Felder und den Wald, oder an die Muscheln am Meeresuser, ihr in den Schooß und weinte mit ihr still vor mich hin. Sie srug mich ost, warum ich weine und ich konnte ihr immer nur sagen, daß ich's thue, weil ich sie weinen sähe! Als Kind von sieben Iahren, als Kind von zwöls Iahren sah ich mit ernstem Auge in die Vergangenheit und sah nur Thränen! Ach — ich sollte bald in die Zukunst sehen lernen und nichts als Thränen, bittere Thränen sehen!

Ich blieb der Sorge meiner Mutter überlassen so lange sie lebte. Sie lehrte mich nähen und stricken, zeichnen und malen. Und wenn ich aus der Schule kam, da prüste sie meine Schrist und wie ich die Sätze bilde und die Worte lese. Für Alles sorgte sie, nur in meinem Spiel ließ sie mich gewähren. Sie sagte mir ost, ich sei ein gutes Kind und daß ich in den Wald gehen könne und aus die Felder und zur Zeit der Ebbe an's Meer, ohne daß sie mich begleite. Und wie munter sprang ich hinaus, mit einem kleinen Körbchen am Arme, Muscheln am Meeresstrand zu suchen, Beeren im Wald, oder Blumen aus dem Feld. Es gingen andere Kinder auch dahin, größere und kleinere als ich war. Sie kamen mit den Eltern ost und ost mit Dienern und Mägden. Ich sah durch Wochen dieselben Kinder und wie auch sie Muscheln am Meere, Beeren im Walde und Blumen aus dem Felde suchten. Ich sühlte mit ihnen gleich und sorgte nicht, ob dies das Kind eines reichen Kausherrn, jenes das Kind eines angesehenen großen Mannes sei. Ich ries sie an, wie sie mich anriesen und gab ihnen von meinen Blnmen, Muscheln und Beeren, wie sie mir von den ihren gaben. Ich sah es lange nicht, wie sie die Muscheln wegwarsen, wenn sie zu ihren Eltern kamen oder den Dienstleuten, die sie begleiteten. Ich sah nicht, daß sie die Beeren nicht aßen, die ich ihnen gab, die Blumen aus dem Strauß rissen, die ich ihnen gepflückt! Und als ich es sah und sie srug, da antworteten sie mir nicht. Ich ging zur Mutter und sagte es ihr und als ich sie darüber weinen sah, da meinte ich, sie möge mir nur ein Kleid geben, wie die Anderen es trügen, oder ein Netz zum Fischen, wie die Anderen es haben, dann würden sie meine Muscheln und Blumen behalten, meine Beeren essen. Und sie that es, aber schüttelte das Haupt dabei und weinte.

Ich kam mit meinem neuen Kleid in den Wald und die großen Leute lachten über mich. Ein großer Bursche srug sogar, welcher Vater mir das Kleid geschenkt. Ich kam mit meinem Netz an's Meer und als ich es in's Wasser tauchte, da ries eine Frau so voll Hohn und Bosheit, daß es mir in's Herz schnitt, was ich doch nicht verstand! Fisch' Dir einen Vater heraus, ries sie und lachte, und die andern großen Leute und die Kinder lachten mit! Ich kam nach Haus und sagte es der Mutter. Sie drückte mich an ihr Herz und küßte mich und streichelte mich und weinte über mich. Sie sagte mir damals ost, daß mein Vater ein edler, guter, treuer Mann gewesen, der sort, weit sort von hier gemußt und sern von uns gestorben sei. Und wie ich srug, wie er ausgesehen, da beschrieb sie ihn mir nach seiner schlanken Gestalt, mit seinen warmen dunklen Augen und seinen schwarzen Haaren und blassem Gesicht. Wie ward ich nun stolz, als ich das Alles mir gemerkt! Ietzt ging ich in den Wald und an's Meer und ging in die Schule und sah die Leute gar muthig und kühn an. Wenn man mich nun nach meinem Vater srägt, ich weiß jetzt, was ich sage, so dachte ich. Und sie srugen mich wieder die Leute, und ich erzählte getreu, was mir meine liebe Mutter gesagt, und beschrieb meinen Vater, wie er so gut gewesen, so edel, so schön! Sie hörten mich an die Leute und lachten wieder und sagten: der war nicht Deiner Mutter Mann, der war ihr Geliebter! Es sielen wol noch andere Worte, die gar böse gewesen sein mußten, denn sie sahen mich dabei so kalt und hart an, daß ich weinte. Und weil ich darüber weinen mußte, sagte ich es meiner Mutter nicht mehr. Doch ich ging dorthin im Wald, wo die Andern nicht hingingen und dorthin am Meeresuser, wo die Andern nicht hin sich wagten. Ich wollte Niemand mehr sehen, die großen Leute uicht und nicht die kleinen Kinder. Nur einen kleinen Knaben sah ich gern. Sein Vater hatte nicht sern von uns sein Haus. Darin lebte er, ein reicher, wohlangesehener Mann. Wenn er aus dem Thor seines Hauses trat, mit dem ernsten sesten Gesicht, die Hände so aus den Rücken zurückgeschlagen und das starke Rohr haltend mit dem goldenen Knops daran, und wenn ich ihn da sah, da schlich ich mich schnell in die Thüre des Häuschens, in dem wir wohnten und sah ihm so lange nach, bis ich ihn nicht mehr sehen konnte. Und der Mann war des Königs Proenrator und war gar angesehen und auch gesürchtet. Sein Söhnchen war ein guter sreundlicher Knabe. Er war so alt wie ich und kam gern zu mir und nahm meine Muscheln und behielt sie und nahm meine Beeren und aß sie und schmückte mit meinen Blumen seinen Hut. Nie hat er mich nach meinem Vater gesragt und ich liebte ihn darum und wußte doch nicht wie das kam. Einstens kam der Knabe heraus an's Meeresuser, ich saß aus einem Felsblock und sah dem Tanzen der Wellen zu und dem Schillern und Glänzen des Sandes. Er winkte mir, damit ich ihn nicht ruse und wie er näher, wie er ganz nahe bei mir war, da sah ich seine Wangen dunkelroth und die großen blauen Augen sahen zornig drein. Seine Lippen waren weiß und zitterten und er schüttelte die langen blonden Locken.

„Sie wollen nicht," sagte er zu mir, „daß ich zu Dir gehe und mit Dir spiele, aber ich thue es doch. Mein Vater sagte mir, daß Deine Mutter eine unglückliche Frau und Du ein armes unglückliches Mädchen."

„Warum?" siel ich ihm trotzig und heraussordernd in's Wort.

„Weil der Geliebte Deiner Mutter in Amerika gestorben ist," antwortete er und die Thränen traten ihm in die Augen.

„Meine Mutter hatte keiuen Geliebten," erwiderte ich ihm und glühende Röthe stieg mir in die Wangen. „Der Mann, der in Amerika gestorben, war mein Vater!"

Da erröthete der Knabe und sah sinnend einen Augenblick in den seuchten Sand. Dann srug er mich schüchtern und mit zitternder Stimme: „So weißt Du nichts weiter?"

„Was soll ich wissen," ries ich und mit eines Kindes Ungeduld stampste ich mit den kleinen Füßen in den Sand und sing nun selber an zu weinen.

„Daß ich Dich liebe, Margaretha, und daß ich Dir gut bin," ries der Knabe und legte die Hand aus's Herz und schlang den Arm um meinen Nacken.

Ich duldete es, denn ich war dem Knaben gut, weil er mich nie gekränkt mit den bösen Fragen. „Ich geh nach Hause," sagte ich ihm dann, „denn ich mag nicht mehr spielen und mag nicht hier allein mit Dir sein."

„Aber Du kommst wieder, Margaretha," ries er mir nach, als ich schon weit von ihm.

Ich antwortete nicht und ich bin nicht wieder gekommen. Ich ging nach Hause durch die stillen Gassen, und wie ich ging, dachte ich nach über das, was mir der Knabe gesagt, und konnte doch in Allem nichts Schlimmes sinden. Und wie ich so dachte und nichts sand und nur die bösen Leute im Geiste mir solgen sah, die alle nach meinem Vater riesen, da sing ich an zu weinen und lies wie ich nur konnte: um schnell in's Haus zu kommen. Ich zählte damals 13 Iahre. Der Knabe auch. Ich dachte ost an ihn und seine treuen, blauen Augen. Ietzt sah ich ihn immer vor mir und hörte seine Worte. Ich sah ihn erröthen und srug ihn so vor mich hinredend, warum er erröthe. Ich weiß nicht, wie mir wurde, als ich die Schwelle des Hauses überschritt. Mir war so weh um's Herz, daß ich weinen wollte und doch so trotzig in der Brust, daß ich die Hände zu Fäusten ballte und den Leuten drohte, die ich nicht sah und die nicht da waren. Ich trat in's Zimmer und sah die Mutter am Fenster sitzen bei ihrer Arbeit. Sie mochte wol geweint haben, denn ihre Augen waren so roth. Ich ging zu ihr und im Gehen wiederholte ich so vor mich hin die Worte des Knaben und die Mutter hörte sie.

„Was ist Dir, Kind?" srug sie mich und strich mir die schwarzen Locken aus der Stirn und sah mich mit ihren traurigen Augen an. Da zögerte ich keinen Augenblick mehr, sondern srug sie knieend nach meinem Vater.

Sie seuszte aus. „Heute ist sein Sterbetag. Ich will Dir Alles sagen."

Dann erzählte sie mir die Geschichte ihrer Iugend, ihrer Liebe, ihres Unglücks — ihres Glücks. Und als ich Alles gehört, da srug ich sie:

„Und ist es denn Sünde, daß Du den Mann geliebt?"

„Nein," antwortete die Mutter.

„Oder ist es Sünde, daß Du mich liebst?"

„O nein, mein geliebtes Kind," ries sie aus und herzte und küßte mich.

„So soll ich wol Dich nicht lieben, da mich die Leute schelten?"

Sie schüttelte schweigend das Haupt.

„O warum sind die Menschen so bös gegen mich! Soll ich denn nicht leben?"

„Das ist es, das nennen sie Dein Verbrechen und meine Schande!" und weinend bedeckte sie ihr Gesicht mit beiden Händen.

„O meine Mutter!" ries ich aus und stürzte ihr um den Hals und drückte sie an meine Brust und weinte an ihrem Hals. Ich sing an zu begreisen, nein, ich habe in dem Augenblick Alles begriffen und wie ich in Schmerz und Scham und Verzweislung zur Welt gebracht wurde, so ward ich auch in Schmerz, Scham und Verzweislung zur Iungsrau gereist. Ich habe Tag und Nacht darum geweint und Nacht und Tag, ich ging nicht mehr aus, ich lebte mit meiner Mutter und meinem Sinnen und hab' doch nie erkennen können, was mein Verbrechen war!

Zwei Iahre waren so vergangen. Den Knaben, der mein ganzes Denken ausgeregt, seit jenem Tag am Meeresstrande habe ich ihn nicht wiedergesehen. Und nur selten wie im Traum hörte ich seine Frage: „Daß ich Dich liebe, Margaretha, daß ich Dir gut bin, weißt Du das?" und wenn ich an die Frage dachte, da sühlte ich meine Wangen erröthen und mein Herz lauter schlagen.

So stand ich einmal in unserem kleinen Gärtchen. Da eilt ein hochausgeschossener, blonder, schmucker Iüngling aus mich zu.

„Ich komme Abschied nehmen, Margaretha," sprach er mit seiner klaren, weichen Stimme. „Sie kennen mich ja noch, wenn wir uns auch lange nicht gesehen."

„Andre!" ries ich aus und reichte ihm die Hand und drückte sie und srug ihn, warum er Abschied nehme. Ich hatte, als ich den Engel meiner Kindheit wiedersah, ganz vergessen, daß ich keinem Menschen offen in's Auge sehen, keinem treu wie ein Anderer die Hand drücken dars. Und so hielt er meine Hand und sah mir in die Augen und sührte mich im Gärtchen hin und her und sagte mir, daß er die Rechtsschule in Orleans besuchen werde, morgen schon abreise und wol durch Iahre nicht zurückkehren werde.

„Doch wenn ich wiederkomme, Margaretha, werden Sie sich meiner erinnern?"

„Ich werde es, Andrö," antwortete ich und schlug die Augen nieder vor seinem sorschenden Blick und erröthete und zitterte. Er neigte sich aus meine Hand, küßte sie und ging.

Er ging nnd bald solgte Bries aus Bries von seiner lieben, treuen Hand. Und so, als ob er den stillen, an meinem Herzen nagenden Gram aus den Antworten, die ich seinen Briesen gab, errathe, so schrieb er immer stolzere Worte von des Menschen Würde, die allein den Menschen adle, von Tugend und Keuschheit, von der reinen Seele und vom ungetrübten Geiste, sie, welche allein den Menschen über alles Uebel erheben, das die Welt nun so mit sich bringt und der Götze, den die Menschen Gesellschast nennen und den sie anbeten. Er schrieb mir in seinen Briesen die Geschichte der Besreiungskriege Amerikas, wie er sie nun erst mit aller Hingebung lese und verstehe, und sagte mir ost, daß ich stolz sein könne, den meinen Vater zu nennen, der einer der Ersten mit den eingebornen Bürgern der Republik das Schwert sür die Freiheit gezogen. O wie mich das erhob, wie mich das stolz allmählich und ruhig machte — ich kann es Euch nicht sagen!

Iahre zogen darüber hin. Die schöne Margaretha nannten mich die Leute, die mich nun einmal nicht vergessen wollten! Ich trat in die Welt. Die Briese Andrö's waren bisher meine Welt. Da hörte ich, was er that und lernte, da hörte ich, was die Welt bewegt und daß der Sturm durch Frankreich endlich brause und zu den Waffen das Volk ruse sür Recht, Freiheit und Gleichheit! O wie jubelte ich den Helden entgegen, die er mir alle in seinen Briesen nannte und von denen er mir schrieb, was sie im Ballhaus zu Versailles, was sie in Paris gesprochen und gethan.

Ich segnete den König, die Königin, die Frieden mit dem ganzen Volke schließen wollten und nicht mehr die Herren über Selaven, nein, die Segner und Leiter eines sreien Volkes sein wollten. Und noch jubelte mein Herz, als Andris Briese schon ernster und kühler der großen Bewegung in Frankreich solgten, als er zu sürchten begann um die Früchte der ersten Kämpse. Da, nicht seine Briese haben es mir erzählt, da sagte man mir, daß König Ludwig aus Paris entflohen, um den Gewaltthaten des rohen Pöbels zu entgehen, daß man aus der Flucht ihn eingeholt, daß man zu Paris ihn gesangen halte. Finstere Gesichter sah ich vom Lande her zur Stadt strömen, Waffen sah ich an die Bauern vertheilen und hörte den Rus erschallen, gegen die Revolution sich zu bewaffnen sür Gott und den König. Ich hörte es und schrieb mit hastiger Feder einige Zeilen an Andri.. Er antwortete traurig, sast verzweiselt. „Wer jetzt kann," so schloß der Bries, „der flüchte sich in den Frieden nnd das Geheimniß eines liebenden Herzens und weine dort seinen Schmerz aus, daß ein Werk, das so groß, so heilig begonnen, so entarten mußte. Mirabeau ist todt! Die Andern werden aus dem Richtplatze sterben!"

Ich verstand nicht recht, was er sagte, aber ich war beglückt, daß er meiner dachte! Ach! ich mußte ja an sein Herz, an seine Liebe mich anklammern, denn ich hatte verloren, was allein mich noch neben ihm geliebt. —

III.

Meine Mutter war schon durch Iahre leidend. In den Tagen, von denen ich Euch eben erzählt, mußte sie schon das Bett hüten und aß und trank nicht. Ich trat am Morgen, als ich Andres letzten Bries wieder und wieder gelesen, in ihr Stübchen, sie zu grüßen, zu küssen. Da lag sie in ihrem Bett und war todt! — Ich kniete vor ihr nieder und betete. Dann küßte ich die bleichen Lippen und legte den schönen kalten Leib zurecht, verhüllte das theure Antlitz und ging zur Kirche.

Ich sprach mit dem Priester, ich kauste den Sarg, ich bettete die Leiche hinein mit meinen eigenen Händen. Ich solgte dem Sarg als Leidtragende allein, nur weit hinter mir ging noch eine Schaar Gleichgültiger. Ich weinte allein und sühlte schmerzlich, daß ich nun auch allein weiter leben müsse und wie schwer das werden wird. Da, als ich zurückkehrte und nur an die geliebte Todte dachte, da höre ich hinter mir lautes Reden, so laut, daß ich es hören mußte.

„Es war ein schönes Weib, die Louison Bressant," meinte der Eine.

„Schade," sagte der Andere, „daß sie sich so weggeworsen und ihren Rus nicht geschont."

„Was wird jetzt wol aus der schönen Margaretha werden?" srug so keck der Erste, daß es mir in die Seele schnitt.

„Bah," meinte der Gesragte, „sie wird jetzt schon zu leben verstehen."

Und so sprachen sie noch mehr vom Apsel, der nicht weit vom Stamm sällt, und wie die Tochter wol der leichtsinnigen Mutter nachgerathen wird und so noch Manches und sprachen es so recht laut hinter mir her, daß ich es hören mußte. Ich wollte schon stehen bleiben, wollte mich umdrehen, mich aus sie stürzen und die srechen Buben an der Kehle packen und würgen, daß sie an ihrer Lüge ersticken, aber ich war wie sestgebannt. Beschimpst ehe die Seele eine Sünde gedacht, verflucht zur Sünde schon, ehe das Herz wußte, was Sünde ist, verlästert und gerichtet, ehe ich gesündigt, so schrie mein Herz mir in die Ohren und pochte, daß der Athem mir stockte und daß ich an den Mauern der Häuser mich sesthalten mußte, um nicht zu stürzen. So kam ich endlich an mein Haus. Da drinnen ist Friede und Versöhnung! So dachte ich und trat ein. Doch wie ich mich da umsah, und nichts Liebes mich grüßte, keine Hand sich mir entgegen streckte, die verwandt meinem Herzen und vertraut mich trösten und lieben könnte, da schrie ich aus und stürzte aus meine Kniee nieder und rutschte zum Kreuz, das der Großvater geschnitzt und in der Ecke der Stube ausgehängt hatte. Ich slehte zu ihm dem Erlöser um Schutz und Barmherzigkeit, ich srug. ihn, was ich denn verbrochen, daß ich so viel von den Menschen gequält werde, und ich weinte, daß er mich behüten möge vor Verzweislung. Es war ein Fluch, daß ich geboren wurde, aber mich kann er nicht tressen. Verflucht kann die Mutter sein in ihrer Sünde, nicht ich.

Doch dies Wort war kaum gesprochen, so starrte das Auge in die Lust, es zitterten die Lippen, und wie ich ausblickte zu ihm am Kreuze und er mich ansah, so ernst und sinster, als blicke der Fluch aus seinen Augen, den der Vater einst gesprochen sür seine Tochter und den sein Enkelkind erbte, da brach ich zusammen, und erst in heißen Thränen löste aller Schmerz, alle Verzweiflung sich aus. Wie lange ich so aus den Knieen lag, ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich erwachte aus meiner Betäubung, als ich laute, hastige Schritte hörte. Es öffnet sich die Thür. Ein Mann erscheint und breitet die Arme aus und rust: „Margaretha!" „Audr«!" schrie ich aus und sank ohnmächtig in seine Arme. Er war zurückgekehrt aus Orleans, ein sertiger, tüchtiger Mann. Hier in seiner Vaterstadt wollte er seine Lausbahn beginnen, hier an der Seite seines Weibes. Ich, ja, ich sollte sein Weib werden, so sprach er und bat und beschwor mein zögerndes Herz. Ach, es hat ihn geliebt von den Tagen der Kindheit an, es liebte ihn wie nichts anderes aus der Welt! Da, war es denn ein Wunder, da, in einem Augenblick des Glücks, da vergaß ich, daß ein ganzes Leben voll Schmach mich umkreist und gab ihm Herz und Hand. So eilt er zu seinem Vater.

Es müssen schmerzliche Stunden gewesen sein, die Andrö jetzt durchlebt, denn als ich ihn nach Tagen wiedersah, da war er bleich und seine Augen eingesunken und matt. Ich sah ihn, wie er in einen Wagen stieg. Er erkannte auch mich, und wie er mich von sern grüßte, preßte er die Hand aus's Herz, als wollte er ihm Schweigen gebieten. Dann jagte der Wagen mit ihm sort. Ich wußte nicht, was das bedeutet. Sinnend schritt ich am Hause seines Vaters vorbei, sinnend trat ich bei mir ein. Da schreckte mich ein leises Husten aus. Ich erkenne den alten Diener Andrös. Er gab mir ein Schreiben, und wie er mich ansah, traten ihm die Thränen in die Augen. „Ach, Fräulein," sagte er mit zitternder Stimme, „glauben Sie mir, er hat viel darum geweint!"

Ich sah ihn groß an, als er das sagte und sah lange aus das Schreiben und hatte es noch nicht geöffnet, als der Diener schon lange die Thüre wieder geschlossen und sich entsernt hatte. Ich dachte, ich weiß nicht was, und sah, ich wußte nicht wohin. Da öffnete ich das Schreiben und las es. Nun, Ihr Herren, was konnte ich lesen!

Andrö hatte dem Vater seine Liebe bekannt. Der Vater hatte ihm das Herz zerrissen, denn er besahl ihm, diese Liebe zu vergessen. Seinen Fluch würde er ihm geben, nie aber seinen Segen zu der Ehe mit einem unehelichen Kinde. Tagelang rangen sie mit einander, bis der Sohn dem Vater unterlag. Andrs reiste aus des Vaters Besehl nach Paris, dort sollte er die Ereignisse der Revolution mit offenen Augen versolgen, Zerstreunng suchen und die Braut, die sein Vater ihm bestimmt. Das schrieb mir Anori, und ich sah die Thränen, die den Bries benetzt hatten. Und was ich las, ließ mir durch den Sohn der Vater sagen. Es war ein ernster, sester Mann, ein Mann von unantastbarer Ehre, der nie geduldet, daß man Unrecht thue, nicht ihm, nicht Andern, der mich und die Mutter ost vertreten, wenn man uns schmähte, der dem Sohn die Mutter als eine arme unglückliche Frau geschildert, aber die Tochter der Frau, das vaterlose Kind, dem Sohne zu geben, das vermochte er nicht, seine Ehre sträubte sich dagegen.

Als Bonaparte Consul, als Napoleon Kaiser ward, wußte er die tüchtigen Rechtsgelehrten vor Allem zu ehren. Er sand auch ihn, an dem mein schmerzlich Sinnen wie sestgekettet war. Er zeichnete ihn aus, er machte ihn zum Ritter der Ehrenlegion und in den letzten Iahren seiner Regierung, die Bretagne sester an sich zu ketten, sandte er ihn hierher in seine Vaterstadt zurück und machte ihn zum Präsidenten Eures Gerichts. Er ist es noch heute. O Andrs, senken Sie nicht Ihr Haupt! Was ich sage, muß ich sagen, denn sie Alle würden ja nicht begreisen, wie ich zur Verbrecherin, zur Mörderin werden konnte. Sie aber Andr5, Sie werden wol Alles verstehen, denn Sie wissen, wie man mein Herz zerrissen und wie man Margaretha gequält.

O daß ich schweigen könnte über Alles, was geschehen und was im ewigen Geschehen mich zum Verbrechen trieb! O daß ich sagen könnte, wie der Dieb, den man aus der That ertappt, ich habe gestohlen, weil mich hungerte; daß ich wie der Mörder sagen könnte, von dessen Händen noch das Blut zum Himmel dampst, ich habe gemordet, weil es mich nach Blut gelüstet! Aber nein! ich that es nicht darum, denn als ich's that, da weinte ich heiße Thränen und hielt mein Herz sest, daß es nicht zerspringe.

Seit jenem Tag, an dem das bittere Abschiedswort einer getreuen Liebe mir das Herz zerriß, versank ich immer mehr in tieses Brüten. Ich ging meiner Arbeit nach, und nur wenn diese mich zwang oder wenn die Glocken mich zur Kirche riesen, ging ich aus. So lebte ich die Tage hin, die Wochen, die Monde und die Iahre! Da lauschte ich denn ost hinaus in die schwarze Nacht und hörte dem Brausen und Rauschen der Wellen zu, wie sie die Fluth an das User wars. Wie war mir bange ost, wie sehnte ich mich hinaus an den stillen Ort, wo die Mutter ruhte und die Großeltern. Gar wehmüthig war mir da um's Herz, und immer wieder lösten mitleidsvolle Thränen die bangen Sorgen langsam wieder aus. So war ich 22 und 23 Iahre alt geworden, ja 26 und 27 Iahre alt und hatte nichts gelebt als Schmerz und Kummer. Ich hatte wol auch geliebt, doch das lag ja so sern, so unendlich sern, daß ich es nicht glauben wollte.

Da, es war in den Maitagen, der Himmel hing so blau und klar über dem Fenster und so srühlingsmunter war es rings um St. Malo, da. lockte es mich wieder einmal hinaus an's Meer. Die Wogen wollte ich wieder einmal rauschen hören und aus und niederströmen sehen, die Schiffe, wie sie sich mit ihren weißen Segeln schaukeln aus der anströmenden Fluth. So schlang ich ein Tuch um den Nacken und trat hinaus und stieg die lange schmale Straße hinab zum Meer. O wie erquickte mich der Geruch der salzigen Lust, wie trugen die spielenden Winde von Quiberon herüber der Frühlingsblumen ersten Dust. Ich sog die Lust ein und lebte im Wohlgesühl. Schon neigte die Dämmerung sich hernieder und ganz verloren schritt ich meiner Wohnung zu. Da höre ich plötzlich ganz dicht hinter mir die Frage:

„Wer ist das schöne Weib?"

„Ich will sie Euch zeigen, Vetter," antwortete eine kecke Stimme.

Und zwei Männer traten schnell hervor und vor mich hin. Der eine griff mir an's Kinn und hob mir den Kops in die Höhe, ehe ich'K versah und lachte mir in's Gesicht.

„Ein Kind der Liebe und ein Kind sür die Liebe, die schöne Margaretha!"

Der helle Zorn stieg mir in die Wangen. Ich hob wie von Sinnen die Hand und schlug ihm den Arm nieder, daß er laut ausschrie, undsah ihn mit so wilden Blicken an, daß er an die Wand taumelte. Dann eilt' ich sort und hörte hinter mir nur noch das Schelten einer ernsten, erregten Stimme, die den Buben, der mir das gethan, zu Recht wies. Sie verhallte in meinen Ohren, es verhallte das Rauschen der Wellen, das Brausen des Sturmes, der von Süden her sich erhob und durch die Lüste psiff. Ich hörte nur das kecke Wort des Unverschämten und sank in den Stuhl, als ich nach Hause kam und hörte es immer noch, den Abend lang, die Nacht hindurch und hörte es noch am Morgen, als ich zum Gebete niederkniete. Der Regen schlug an die Fenster, der Wind tobte um sie herum und an der Thüre vorbei, daß sie knarrte und ich ging unruhig und unstät im Zimmer lange hin und her. Ich glaube, die Mittagglocken läuteten schon und ich ging noch immer so aus und ab und seuszte und rang die Hände. Da öffnet sich die Thüre und ein hochgewachsener Mann tritt herein. Das blasse, nicht mehr jugendliche Gesicht bartlos, das Haar, wie es die Revolution zur Mode gemacht, gescheitelt und zurückgestrichen. Eine hohe leicht gesaltete Stirn, unter der dunkle, sanst blickende Augen hervorsahen, eine seingeschnittene Nase, ein sestgeschlossener Mund — so war das Gesicht des Mannes, den ich vor mir sah. Und wie er da stand so ernst und sast bittend mich ansah. da erkannte ich ihn. Es war einer von den Beiden, die mich gestern so beschimpst, es war aber derjenige, der mich vertheidigt, dessen Stimme so ernst, so erregt gesprochen, als ich schon sortgeeilt. Ich taumelte zurück und mußte mich an einen Stuhl halten, um nicht zu stürzen. Ich starrte ihn an und meine Lippen zitterten. Er sah das Alles und blieb einen Augenblick ruhig vor mir stehen, mich voll Mitleid betrachtend. Dann trat er näher und sprach. Er sprach mit so voller, warmer Stimme, er sprach so vertrauenerweckend, daß ich zuerst hörte und staunte, dann hörte und ihn verstand und endlich ihn hörte und ruhig seinen Worten lauschte.

„Mein Fräulein," sagte er, und ich höre die Worte noch, denn es waren die ersten Worte des Trostes aus sremdem Mund. „Mein Fräulein, der Bube, der Sie gestern beschimpst, ist bestrast wie er es verdient. Er wird wol nie mehr vor Ihren Augen erscheinen. Vergessen Sie die böse That, ohne sie zu verzeihen; doch vergessen Sie sie um meinetwillen, der leider durch seine Frage sie herausbeschwor. Doch sie drängte sich mir aus die Lippen, denn nie sah ich so edle, so gebietende Schönheit in so einsachem Gewande. Als ich mit dem Burschen vortrat, leider ist es mein nächster Verwandter, und ich schlenderte mit ihm durch die Straßen St. Malos, wo ich lange nicht gewesen, als ich vortrat und Ihre Augen und den zorndurchglühten Blick sah, da wußt' ich, wie srech der Bube gelogen und wie rein Ihr Herz! Gönnen Sie mir eine Stunde, Ihnen zu sagen, wer ich bin, wie alt ich geworden und wie viel Schmerz und Freude, Glück und Unglück ich erlebt."

Ich deutete aus einen Stuhl und setzte mich sern von ihm an's Fenster; kein Wort kam über meine Lippen. Ich hörte nur, was er sprach, so überrascht und doch so hingezogen zu ihm und seinem edlen Wesen, war ich in der Stunde, in der ich ihn so bestimmt und sicher betrachten konnte.

„Ich bin Kausmann zu Rennes, mein Fräulein," hub er an, „und die Leute sagen daß ich ein reicher Mann! Daß ich ein glücklicher Mann, sagen sie nicht. Frühzeitig heirathete ich ein Mädchen, das nichts als Schönheit und Tugend besaß. Das gab schwere Stunden, als ich das Vorurtheil und die Interessen des reichen Vaters besiegen mußte. Und dennoch siegte ich. Doch ach! mein Glück war nur von kurzer Dauer l Der Tod entriß den zärtlichsten Armen die holde zarte Gestalt meines Weibes und trübe und traurig gingen meine einsamen Tage hin! Ich habe kämpsen und tragen gelernt. Ich weiß, daß Muth gehört zum Leben! Und darum bewunderte ich Sie, als ich Ihr Unglück erzählen hörte und wie die Menschen Sie mit ihren Vorurtheilen quälen!"

So sprach er und noch mehr, küßte mir die Hand und ging. Er war schon sort, ehe ich ihm danken konnte sür das, was er gesagt und was er mit seinen Worten mir gegeben: Vertrauen, Ehre und Achtung. Das erste Mal im Leben war mir, deren Seele ohne jeden Flecken, deren Ehre tadellos, zum ersten Mal war mir im Leben ein Mensch entgegengetreten, der mir Alles gab, was ich durch das ganze Leben mir ersehnt. Doch, Ihr Herren, ich dars Euch nicht mein Glück schildern, denn das Glück erzeugt kein Verbrechen! Mein Unglück muß ich Euch erzählen und den Gram, der mich zur Verzweiflung trieb. Doch vorher muß ich Euch sagen, daß der edle Mann nun öster nach St. Malo kam, daß er jedesmal bei mir vorsprach, daß er endlich meine Hand erbeten. Ich gab sie ihm. Nicht Liebe, wie ich sie einst gesühlt, sührte mich ihm zu. Dankbarkeit und treue Hingebung sür den Mann war es, der mich mir selbst und allem Guten und Schönen, das in mir lag, wiedergegeben. Verehrung war es sür den Mann, der es wagte, seinen Namen einem armen verachteten Mädchen zu geben, das seinen Namen nicht nennen durste ohne zu erröthen, denn es war der Name seiner Mutter, nicht seines Vaters. Als ich mich entschlossen so reiche Gabe anzunehmen, da athmete ich zum ersten Mal in meinem Leben srei aus, so sorgenlos und srei, denn nun durste ich glauben, daß Alles, Alles vergessen sein würde, was mir so viel Gram gebracht. Doch — es sollte nicht vergessen sein'. nicht vergessen, was ich so gern ausgelöscht sehen wollte in der Menschen Gedächtniß, damit ich gut sein konnte, wie ich war und die Menschen lieben könne! Hört nur, Ihr Herren! Ich ging zur Kirche. Es war Sonntag nach dem Ostersest nnd mein Herz jubelte, denn heute nach der Predigt sollten wir unter den Brautpaaren der Stadt ausgeboten werden. Und als ich in die Kirche kam, da hörte ich gerade noch ein wenig von der Predigt, die über die Nächstenliebe gehandelt. Dann wurden die Brautpaare verkündet. Ich war die letzte und man hatte den Namen meines Bräutigams genannt und den Namen seines Vaters und seiner Mutter und dann nannte der Priester mich und meiner Mutter Namen und da verließ er die Kanzel! Und ich hörte, wie die Leute sagten: Da ist sie die schöne Margaretha, der schönen Louison Tochter! Macht die ein Glück! Ein uneheliches Kind und so ein achtbarer anständiger Mann! O sie sind bös die Menschen, Ihr Herren, und schwer ist's sie zu lieben! So dachte ich als ich zum Altar schritt und drückte die Hand aus's Herz und kniete nieder und betete und dachte der bösen Menschen nicht mehr! Es wird ja bald Alles vorüber sein. Ein anderer Name wird den meinen vergessen machen und die Frau eines geachteten Mannes wird die Tochter einer geschmähten Mutter begraben. Und so war es wirklich in den nächsten Tagen schon. Margaretha Bressant wurde nur selten genannt, Margaretha Rieeard, die schöne Frau des reichen Kausherrn aus Reimes, wurde besprochen, beglückwünscht, vielleicht auch beneidet. Und das Alles geschah noch, eh' ich verheirathet war! Beglückt schritt ich mit dem verehrten Mann zur Kirche, den Bund einsegnen zu lassen. Wir sind ja in der Bretagne strenge Christen geblieben und nicht die Herren vom Convent und nicht die Göttin der Vernunst konnt' uns die Kirche sperren und uns den alten Gott entreißen. Wir hielten in der Bretagne auch lange an der kirchlichen Traunng sest mit allen ihren Formalitäten. So thaten auch wir und ließen uns in die Psarrbücher eintragen und uns von der Kirche den Trauschein geben. Es machte einige Schwierigkeiten, da ein sremder theilnahmsloser Priester uns traute, der gerusen worden, weil unser Psarrer schwer erkrankt. So steh' ich denn im Kreis der wenigen Freunde und Zeugen, die mein Mann von Rennes herüber eingeladen hatte. Es waren Kausleute, weitblickende, nur aus das Große bedachte Geschästsmänner. Sie hatten mich erst als die Braut des Freundes kennen gelernt und wußten sonst nichts von mir. Meine Hand aus den Arm meines Mannes gelegt, stehe ich mit ihm und den Anderen nach der Traunng am Tisch des Priesters und sehe ihm aus die Feder und das Papier, wie er den Trauschein niederschreibt. Na srägt er meinen Mann nach Namen, Eltern, Stand. Er sagte es ihm und wie der Priester dann es niederschreibt und sich so halblaut selbst in die Feder dietirt „ehelicher Abkunst" da sagt der Kirchendiener, um dem Priester die Fragen zu ersparen: „Die Braut heißt Margaretha Bressant, Tochter der Louise Bressant, unehelicher Abkunst." Unehelich? hör' ich einen Zeugen hinter mir sragen. Die Kniee zitterten und meine Hand im Arm des Freundes. Der ergriff die Hand und drückte sie an sein Herz und zog mich so ganz leise nahe an sich. O das that mir wohl! Es stärkte mich, gab mir Trost und Vertrauen, doch des Tages heilige Freude war mir getrübt.

Ich zog nach Rennes hinüber. Die Tranungszeugen brachten mit, was sie in St. Malo gehört und wo ich sremd ein neues Leben zu genießen hoffte, da sah ich bald die alten bösen Schatten wieder austauchen, die alle Lie,be meines Gatten nicht zu bannen vermochte und die mir in reichem schönem Glück ost bittere Thränen erpreßten. Nur ein Gedanke konnte mich ganz beseligen und ost sprach ich ihn leise in meinem Zimmer vor dem Bild des Erlösers aus:

„Segne meinen Leib, du Gütiger und gib mir ein Kind, daß es den Namen eines ehrlichen braven Mannes trage! Es wird durch meine Liebe glücklich werden, wie ich durch der Mutter Liebe glücklich war, und nicht durch der Mutter Namen elend werden, wie ich elend war!"

So betete ich und betete ost und lang, bis ich an meiner Hoffnung, meinem Glauben sast verzweiselte! Doch endlich nach drei langen Iahren erhörte der Himmel mein Gebet und ich hielt bald ein Töchterchen in meinen Armen und dankte Gott sür seine Gnade!

## IV.

— — Meinen Mann habt Ihr nicht gekannt, Ihr Herren,

nur einer war ihm Freund geworden von Euch, der Präsident des Gerichts, das mich richten soll. Mein Mann war gütig und sanst, er hat mein ge



trübtes Herz dem stillen Frieden erschlossen, mit sorgender Hand alles Böse, alles Fremde sern von mir gehalten, damit ich an seiner Brust genese! Er hat mich nicht zu Dem gebracht, nicht hingedrängt zu Dem, was ich gethan! — In der Freude meines Herzens über die Geburt des Kindes bat ich ihn, die Tause hinauszuschieben, bis ich genesen und ihr selbst im Kreis der Freunde beiwohnen könne. Es geschah so und herrlich hatte ich das sür die heilige Handlung bestimmte Zimmer mit Blumen geschmückt, den Boden mit Teppichen bedeckt, und ganz in den Blumen verborgen zierten den Tisch, der als Altar dienen sollte, die Lichter. Es war so seierlich in dem Zimmer und doch so traulich, daß ich bis zur Stunde, da der Priester erscheinen sollte, mich nicht daraus entsernte. Ich dachte an mein Glück und wie im Sinnen vergangene Zeit an meinem Geist vorüberzog, da war es, als ob sremde Gestalten mir erschienen und unbekannte Gesichter. So glücklich sühlte ich mich, daß mir alles Unglück, das ich erlebt, sremd geworden. Ich sollte bald wieder damit vertraut werden. Es kamen die Freunde, auch der Freund meiner Iugend kam sür den Tag aus St. Malo. Dann kam der Priester. Der Meßner solgte ihm und trug die dicken Bücher, in die er den Täusling eintragen wollte. Auch daran hatte ich gedacht und in der Fensternische ein Tischchen hingestellt mit Tinte und Feder. Die heilige Handlung ging zu Ende, der Priester setzte sich an das Tischchen und schrieb. Unser Trauschein lag daneben. Er sah ihn und schrieb. Er schrieb den Namen meiner kleinen Louise und den Tag ihrer Geburt, dann sah er in den Schein und schrieb den Namen meines Mannes ein und seiner Eltern. Die bürgerliche Ordnung, der Friede der Gesellschast erheischt ja all die Formalitäten und sordert die Genauigkeit. Und wieder sah er in den Schein, legte die Feder nieder und winkte meinem Mann. Ich sah und merkte, daß den Priester etwas sehr erstaune. Mein Mann aber beugte sich plötzlich ties über ihn, schob ihm das Buch hin und den Schein. Doch ich hatte gesehen, was sie gethan, gehört, was sie gesprochen. Margaretha Bressant, hörte ich den Priester sragen, und unehelich? setzte er gezogen und in neugierigem Staunen hinzu. Ich hatte es gehört und legte das Kind in die Arme seiner Wärterin und ging hinaus. Weinen mußte ich, weinen in der Stunde, die mir so herrlich, so erhaben schien! Doch ich mußte meine Thränen trocknen, den Gästen gehören und durste nicht zeigen, was mich im Innersten schmerzte und quälte.

Ich segnete die Stunde, in der die Gäste Abschied nahmen. Ich eilte in das Zimmer, in dem mein Kind schlies, setzte mich an sein Bettchen und sang ihm leise sromme Lieder vor. Ich hatte lange so vor mich hingeträumt, als mich die lauter werdenden Stimmen über mir aus meinem Sinnen weckten. Es war mein Mann mit Andre, die in der geräumigen Gaststube, die Letzterer bei uns bewohnte, aus- und abgegangen waren. Die Fenster waren ossen und ich hörte und verstand jedes Wort, das sie sprachen.

„Nie hätte ich" geglaubt, werther Freund," sagte mein Mann zu dem Gast, „nie hätte ich geglaubt, daß die Sünde der Mutter sich so sest an die Ferse der Tochter hesten würde."

„Sie hat viel darum gelitten," erwiderte der Freund. „Ich habe Margaretha geliebt und ich habe, das sühle ich ost, die stille Dulderin, das schmerzersüllte Herz mehr in ihr geliebt, als das schöne Weib!"

„O ich glaube es Ihnen!" sagte daraus mein Mann. „Habe ich selbst Margaretha in einem Augenblick lieben gelernt, in dem die gröbste Frechheit sie beleidigt. Mitleid und ihre Schönheit brachen mein Herz. Und ich liebe sie heute noch so wahr und treu und innig, aber ich sange an zu sürchten, seit sie mir das Kind geschenkt. Sehen Sie, mein Freund, in den heiligsten Augenblicken des Lebens drängt sich die Sünde der Mutter an sie heran. Und der Himmel weiß, ob es eine Sünde war!"

„Ich habe das ost gedacht! Als Jüngling sagte ich mir das schon und als Mann habe ich es mir wiederholt! Aber wir stehen da vor einem eisernen Gesetz der gesellschastlichen Ordnung des Staates, und wenn wir nicht Alles zertrümmern wollen, müssen wir auch das Harte, Gewaltthätige, ja sast Ungerechte dieses Gesetzes achten und sesthalten!"

„Ia, ja und dreimal ja, Freund," ries da mein Mann mit bewegter Stimme. „Aber wo ist das Ende des Fluches, den eine That bringt und vererbt?"

„Dort mein Freund," sagte ernst und sanst Andr^-, „dort mein Freund, wo unsere Liebe ansängt, die stärker ist als aller Gram!"

Ich hörte nichts mehr. Ich war, während ich lauschte, vom Stuhl herabgesunken in die Kniee und hatte die Hände ausgestreckt über das Bettchen des Kindes. Ich drückte meinen Kops in die Kissen, als ob ihn Centnerlast bedrücke und weinte heiße, bittre Thränen. Auch er, stöhnte ich, auch er, den ich verehre und liebe und der mich so warm und treu liebt, auch er versolgt von dem Fluch meines Lebens und wankend in seinen Sinnen und prüsend, ob es Weisheit war, als er um mich geworben und mich zum Weibe nahm! O Du elendes Leben, kannst Du denn nicht den Leib verlassen und Friede denen geben, die Du liebst! Was klammerst Du Dich denn an das Herz, das sich nach keinem Glück mehr sehnt und keines mehr erwartet! Da berührte das leise Wimmern meines Kindes mein Ohr! Es streckte seine Händchen flehend aus als sollte ich ihm helsen. O Du mein Kind, Du mein liebes Kind, Du russt mir, damit ich Dir helse, Du brauchst die Mutter. Alle Andern haben Dich verlassen, die doch auch sagen, daß sie Dich lieben. Nur die Mutter ist da, sie schlast nicht, sie träumt nicht, sie ist bei Dir, sie will Dir helsen, Du herziges Kind. Ia, bei Dir will ich bleiben, bis Du groß und schön und klug und weise bist. Dann wenn Du mich nicht mehr brauchst, dann will ich sterben und selbst wenn ich mit Thränen von Dir scheide, gerne sterben. So redete ich mit dem Kind und gab ihm die Brust zur Nahrung, sah es an und schwur mir zu, nicht mehr zu wanken, nicht mehr zu weinen und nicht mehr zu klagen. Und mit dem Kind im Arme schlies ich ein. Ich habe den Schwur gehalten lange, lange gehalten, bis ein Bube, ein wahnsinniger Schurke ihn mich brechen ließ. Nur noch kurz, Ihr Herren, hört, daß ich noch 6 Iahre des Glückes genoß an der Seite meines Mannes. Da starb er. Er hinterließ mir und dem Kinde sein ganzes, großes Vermögen. Ich zog nach einem Iahr von Rennes herüber nach St. Malo. Ich brauche nicht zu sagen, wer mich darum bat und wem zu Liebe es allein geschah. Den sichersten Freund, den nur der Tod von mir reißen konnte, hatte ich begraben, den ältesten, den treuesten Freund, den Freund der Iugend und des Alters hatt' ich hier in St. Malo.

Und so lebte ich denn, von seinem Rath in der Verwaltung des Vermögens unterstützt, von seiner Hingebung in Freud und Leid gestärkt und getröstet, hier wieder, wo ich das Licht der Welt erblickt, wo ich geliebt und gehaßt, geehrt und verleumdet worden und sah von Allem nichts mehr und hörte von Allem nichts, denn wer ich einst gewesen, war vergessen. Man kannte mich kaum mehr!

Mein Mädchen wuchs heran, Ihr Alle habt sie ja gekannt, ihr habt das Kind gesehen und habt die Iungsrau mit srohem Gruße ost gegrüßt. Ihr wißt auch Alle recht gut, wie vor drei Iahren, von einem hestigen Herbststurm versolgt, ein Kriegsschiss in unsern Hasen eingelausen. Es war ein schönes schlankes Schiss, das König Ludwig hatte bauen lassen und das man Suleika nannte, weil seine erste Fahrt nach Constantinopel ging, sür die grausam im langen Kampse hingemordeten und noch bedrohten Griechen Fürsprache zu erheben. Wir standen damals alle dicht gedrängt am User und sahen dem Kamps des Schiffes mit dem Sturme zu. Da kam es endlich in den Hasen und wars die Anker aus. Wir schwenkten die Tücher und klatschten Beisall den wackern Matrosen und ihrem Capitain. Und wie die Boote sie ans User brachten, drängte die Menge nach rechts und links und ließ unter Grüßen und Glückwünschen die Leute mitten durch in breiter Reihe. Da kam auch ihr Capitain und grüßte und dankte. Ihr wißt, es war ein schöner junger Mann, so hoch und stattlich gewachsen, so stolz in seinem Gang und doch so einschmeichelnd in seinem ganzen Wesen. Und wie er um sich schaute im Grüßen, hält er plötzlich seine Schritte an und blickt mit srohen glänzenden Augen aus mein Kind. Sie stand so ganz herausgedrängt von den sreundlichen Leuten, die sie nicht drücken wollten und nicht stoßen. Ich war mit ihr ausgegangen an's Meer und stand hinter ihr.

Da tritt der Mann aus das Mädchen zu, zieht etwas aus der Brusttasche und sagt zu dem Mädchen, das purpurroth dastand und nicht auszusehen wagte:

„Schönes Fräulein, nehmen Sie dies zur Erinnerung an den Sturm, aus dem auch Sie uns Rettung erflehten. Wo solche Engel beten, hat der Böse keine Macht."

Dann ging er, nicht ohne sich ostmals umzusehen und zurückzugrüßen

Nun, man nahm in jenem Augenblick wol Keinem etwas übel, so sehr war Iedermann ersreut, die Leute und das schöne Schiff gerettet zu sehen. So sahen wir denn das Geschenk an, das der Capitain dem Mädchen gegeben. Es war ein Holzsplitter des Mastbaumes, den der Sturm wie einen Strohhalm geknickt. Aus dem Splitter stand, wahrscheinlich während der Einsahrt in den Hasen geschrieben: Erster Sturm der Suleika, 10. Oetober 1824.

Da Niemand etwas Schlimmes dabei sah, nahm das Mädchen das seltsame Geschenk mit nach Hause. Ein Erinnerungszeichen sollte es sein, und o du mein Gott, es war schon ein Zeichen der Liebe, die ein einziger Augenblick den beiden Herzen eingehaucht.

Am andern Tage schon kam der junge Mann mit einem Gruß meines verehrten Freundes. Er war ein Duplessis! Ein Duplessis aus jener Familie, die einst hier in der Provinz große Güter hatte und deren Haupt meinem Großvater so w/h gethan. Ich erschrak, als ich den Namen hörte, nicht weil ich des Vergangenen dachte, nein, weil ich nicht wußte, was adelig Blut in meinem Hause suchen kann. Ich beruhigte mich wol in Etwas, als er sagte, sein Adel gelte ihm nur noch das, was er sich verdiene, er sei ein Drittgeborener, sür den ohnedies sehr wenig übrig bleiben würde. Die Revolution habe die Seinen gar arg mitgenommen und kaum einen kleinsten Theil des einst so großen Vermögens haben sie gerettet. Doch wie er auch sprach, ich konnte die Unruhe nicht bemeistern. Ich sürchtete ihn und wußte nicht, waren es die flammenden Augen, die ich nicht sehen konnte, oder waren es die einschmeichelnden Worte, die ich ja nie gehört! Und doch — was sollte ich thun? Hatte doch selbst der treue Mann, der ihn uns gesandt, kein Arg! O sagen Sie es, Herr Präsident, daß selbst Sie getäuscht waren und dem Herzen glaubten, das der Mann so aus den Lippen trug. Und so kam er denn und kam immer wieder und kam, so lange als das Schiff im Hasen lag und ausgebessert wurde, und kam, als es schon unter Segel ging und kam noch ost und ost von Brest herüber. So um die Weihnachtszeit des vorigen Iahres, Ihr Herren, da siel es mir aus, so sehr hatte ich schon an den Besuch mich gewöhnt, daß Duplessis schon «inige Wochen nicht gekommen war. Und auch nach Weihnachten kam er nicht und kam im neuen Iahre nicht. Eines Tages, es kamen schon Frühlingswinde, da traten Sie, Herr Präsident, in mein Zimmer. Sie wissen es ja, wie Sie zu mir kamen und so arglos mir ein Zeitungsdlatt gaben und sagten: Sehen Sie, Verehrte, da steht, was wir doch auch hätten srüher wissen sollen. Duplessis hat in Paris geheirathet. Noch war das Wort nicht ganz von seinen Lippen, so dringt ein Schrei an unsere Ohren, ein Schrei, so voll Verzweiflung und Schmerz, dah wir erbleichten, als wir uns ansahen. Ich springe aus, eile in's andere Zimmer, meiner Tochter Zimmer, und sehe sie ausgestreckt aus dem Boden, das bleiche Haupt an die Kante des Bettes gelehnt, leblos, ohne Athein — ich glaubte sie todt. Sie war es nicht, und wie sie die Augen ausschlug und mich knieen sah neben sich, da rang sie die Hände und schlang. sie um meinen Hals und bekannte mir Alles, Alles, was ich nicht gewußt, nicht geahnt und was sie jetzt zu erdrücken drohte, da sie allein es tragen sollte und nicht der salsche, elende, sündhaste Mann mit ihr!

Was in meinem Hause seit jenem Tag geschah, das wußte Niemand. Niemand wußte, wie wir klagten, Niemand wußte, wie wir weinten. Niemand ahnte, was wir hossten ich und mein Kind, Niemand ahnte, wie wir sürchteten. Selbst er nicht, der Alles wußte, was ich lebte, dachte, sühlte, selbst er nicht, der stets getreue Freund. Die Zeit verrann als war's ein einziger Tag! So gleich war unser Leben an Trauer und Schmerz, so gleich jeder Tag an schmerzlichem Hoffen und Fürchten.

Da einmal, es war im Monat Iuni, wir saßen im Gärtchen hinter'm. Haus, da sagte mir mein Freund, daß man wieder Nachricht habe von dem Vetter meines seligen Mannes, der so lang verschollen war.

„Ein Vetter?" srug ich, „ein Vetter meines Mannes?"

„Der," antwortete der Freund, „der Sie einst in der Straße zum Meer so beschimpst und den Sie geschlagen."

„Der, ja der," sagte ich so vor mich hin und schwieg und sann zurück in die Vergangenheit. Bald war mir Alles klar. In späteren Iahren hatte mein Mann mir die Geschichte erzählt, die ich angesangen mit zu erleben und die ich, ohne es zu ahnen, bis an's Ende mit erlebt!. Wie ich die Straßen damals sortgeeilt, hatte ich harte Worte, die zwischen den Männern sielen, mir nachtönen hören. So hestig wurde der Streit, daß der sreche Bursche den Stock aushob gegen den, der mich vertheidigr und der dann mein Mann geworden. Sie waren mit einander verwandt, doch nur des Burschen Vater stand meinem Manne näher und als er starb, übertrug er meinem Mann die väterliche Gewalt. Nach jenem bösen Tage in St. Malo hatte er den Burschen, von dem er überhaupt nur Schlechtes gehört und gesehen, nach Amerika geschickt in Geschästen. Er kam nicht mehr zurück und war sür uns verschollen. Und nun, nach so vielen Iahren, erzählte mir Andrö, daß ein Matrose aus Brest nach seiner Heimat hergekommen und erzählt habe, daß seit zwei Iahren ein verhungerter Geselle dort im Hasen sich herumtreibe und Handlangerdienste verrichte, da er zu nichts Besserem zu brauchen. Er sei von Amerika zurückgekehrt und sühre Papiere mit sich, die ihn zu Dem machen, dem ich nie im Leben mehr zu begegnen hoffte! Doch das Gehörte ging spurlos an mir vorüber. Wie sollt' ich auch jetzt an das Leid meiner Jugend denken, an Den denken, der nur meinem Schmerz verbunden war, jetzt da ein Kind mir die Seele ersüllte, ein Kind, das noch nicht wußte, was das Leben alles an Gram und Sorge bringen kann, ein Kind, dem ich Alles war, da ich allein seinen ganzen Iammer kannte. Ich dachte nur <in das Kind, sür das ich lebte, und durch das ich allein, wie ich glaubte, so lange gelebt. Und so kam der Tag heran, der bange Tag, vor dem ich so lange gezittert. Er kam und brachte mir ein Enkelchen, so zart, so lieblich anzuschauen. Ich glaub', es sind zwei Monate seit jenem Tage her. Ich zahl' die Tage nicht, seit ich in Eurer Gewalt und zähl' die Nächte nicht, ich denke, es ist ein Tag und eine Nacht, die mich dem Ziele meiner Wünsche entgegenbringt — dem Tode! Und heut glaub' ich, ist September schon. Während drin meine Tochter lag, verborgen vor aller Welt und eingeschlossen, daß kein Mensch sie höre in ihrem Weinen und Lachen, sorgte ich im Zimmer daneben um das Kind. Es war acht Tage alt geworden und ich hatte noch an Nichts gedacht, an Nichts, als daß es lebe und daß es leben möge. Da trat ich einmal Nachmittags vor das Thor. Es war so heiß und ich wollte kein Fenster öffnen, selbst den Vorhang sürchtete ich zn verschieben. Sie schliesen Beide darin, die junge Mutter und das Kind. Kaum war ich herausgetreten, kaum sah ich die liebe Sonne, so springt ein Mann vom Brunnen her, der meinem Hause gegenüberstand und wo er wol aus mich gewartet haben mag, aus mich zu. Ihm solgen lärmende Knaben, Mägde und Knechte, die so mit ihm am Brunnen gestanden. Der Mann sah verkommen aus, das Haar war ergraut und hing ihm wild um die Schläsen und vermischte sich mit seinem struppigen schwarzen Bart. Wie ich ihn sah, wollte ich zurück in's Haus. Er aber saßt mich am Arm und zerrt mich aus die Straße. „Bleib da," ries er laut und grinste mich an und lachte laut aus. „Bleib da, Margaretha Bressant, Du Kind der Liebe und Du Kind sür die Liebe! Glaubst Du, weil Du Dir einen Mann erkuppelt und einen ehrlichen Namen, daß Du mehr bist als ich, daß Du mir ausweichen, daß Du mich nicht kennen darsst? Ich habe Dir ja gesagt, was Du bist und was Deine Mutter war, die schöne Louison! Seht Ihr Leute, das ist ein uneheliches Kind und hat so viel Glück gehabt im Leben und ich, der eheliche Sohn meines Vaters, hatte so viel Unglück. Mich hat sie nach Amerika jagen lassen in ihrem Hochmuth, damit sie den reichen Vetter sischen konnte! Und sie ist doch, was ich immer gesagt! an ihrer Tochter könnt Ihr es sehen! Die liegt drin und kreißt vielleicht und jammert in Wehen! Sie hat sich weggeworsen an einen vornehmen Herrn. In Brest hat er's erzählt seinen Kameraden im Wirthshaus und ich hab's gehört und da hab ich gewartet, bis die Zeit kommt. Und nun ist die Zeit da, und ich! Ich wollte Dich noch einmal treffen, Margaretha Bressant! Du hast mich geschlagen, und Dich hat Gott geschlagen, Dirne! Mach' doch die Fenster aus und zieh' die Vorhänge zurück, daß wir es sehen, das Kind, das Dich beerbt. Hat es schon Deinen Enkel im Arm? Siehe Margaretha, Du bist alt geworden und warst einst so schön, jetzt kannst Du sterben, Du hast ja dasür gesorgt, daß was Besseres nach Dir lebt, ein anderes Kind der Liebe, ein Kind sür die Liebe!"

Da schrie ich aus und griff mir an die Schläse und suhr mir durch die Haare, denn ich dachte, ich hätte die Besinnung verloren, und wollte mich aus den niederträchtigen Burschen stürzen. Doch er war sort und die Leute waren sort, die mit ihm gehöhnt und gelacht und gespottet und gebrüllt. Dort sah ich ihn sern schon in der Straße und sah, wie er die Hände in die Lust wars und klatschte, und hörte ihn lachen und lachen hört' ich die ganze Horde, die mit ihm war. Da griff ich mir an's Herz und eilte in's Zimmer, wo das Kind schlies und die Mutter schlies! Und ich nahm das Kind und sah es an und küßte es und drückte es an meine Brust, und herzte und küßte es und drückte es mit den» Bettchen so lang an meine Brust, so zärtlich, lang und sest, bis es nicht mehr athmete, bis es todt war! — Einen Tag gelebt, Ihr Herren, und schon geschmäht, einen Tag gelebt und schon verhöhnt und verflucht!

Allmächtiger Gott! Du magst vergeben! Richten mögen die Menschen meine That, Du aber wirst meine Schuld prüsen. Ich war ja die Großmutter des kleinen Engels, ich war alt geworden und grau, ich mußte weise sein und klug und mußte es vor Gram und Schmerz bewahren! Das war meine Pflicht und ich ersüllte diese Pflicht. Ich that's und dann sagte ich es der Tochter, die das Kind geboren und hab' sie mit dem Wort zum Wahnsinn getrieben. Sie lachte aus und sprang aus dem Bett und stürzte vor mir nieder. Ist sie schon todt, Ihr Herren? Gewiß, sie muß ja todt sein, da ich ihr ihr Liebstes geraubt. Ich wäre gestorben, hätte man mir mein Kind getödtet!

Und nun genug, Ihr Herren! Ihr kennt die That, Ihr mögt sie richten, doch macht schnell, denn 'ich sühle nicht die Krast, noch lange zu leben! Mein Urtheil — Ihr Herren — sonst kommt der Henker um die Freude, dem Volk meinen Kops zu zeigen und zu sagen: Das war Margaretha Bressant, ein unehelich Kind, ein verfluchtes Kind!

8 5°

Am Ende der Schrist, am Ende, so ganz am Rande stand geschrieben: „Noch vor dem Urtheil gestorben am 4. September." — Und neben diesen Worten waren runde Flecken wie von Thränen! Es waren wol Thränen, die ein Mann geweint, dem die Verstorbene werth gewesen!

Verlag von Eeorg 5>ilke in Verlin, >.^v., 22. lauiftnstraße.

Druck »on V. c3. Ceulmer in leipzig.

Unberrchügier Nachdruck aus dem Inhalt dirftr Zrüschrisl u„«erlagt. Urberfttzungl«cht oorbehaliH>.

In zweiter gänzlich umgestalteter und vermehrter Auslage liegt vollendet vor d<i3

nationale f)rachtwerk:

# Kaiser Gilhelm, der Aegreiche,

der

## Wiederhersteller des deutschen Reiches.

OedenKliuch für das deutsche Volk.

Ferdinand Kchmidt mid Zranz Otto.

Illustrirt von C. Burger, H. Oüder« le.

Zw« Vüude iion !!3<) Seilm mil 350 L«i.UliliiIdungen, 2l Loahildsri, im!i dem ?oslsat de« Hasser« in HwWich.

Und ersüllet ist die Sage.

I om Fels zum Meere", diese alte Verheißung ist den sprossen jenes ruhmreichen Fürstenhauses der liohenzollern eine Berusung, aber auch die Verpslichtung zu einer langen Reihe glänzender Groß' thaten geworden.

vor Allen hat die Vorsehung auserkoren den noch unter uns weilenden ehrwürdigen Monarchen — an Gestalt und Denkart, nach wollen und vollbringen ein echter Vertreter der alten deutschen Reichsherrlichkeit. Aber wenn auch unsern allverehrten «aiser wilhelm, „den Siegreichen", wie ihn das Volk so gern nennen hört, Umstände und Glück in der thatenreichsten Zeit seines lebens begünstigt haben, — welcher Fülle und Wechselwirkung von gereisten Ersahrungen, von Zuversicht und Ausdauer bedurste es noch immer, all' die großartigen Wandlungen während eines Jahr, zehnts, im Kampse mit widerwärtigkeiten jeglicher Art, gegenüber der Zweiselsucht und dem Kleinmuth, so weise vorzubereiten! Und um die größte 5chöpsung der Neuzeit so herrlich hinaus zu sühren, welche Umsicht und Hmgebung, wie viel rastlose Arbeit gehörte nicht dazu!

## Würdigungen des Werkes.

Im Haiserlichen Ham'netsschreiben vom 3>. Januar 1878 an Ferd. Schmidl heißt es: Keine Majestät erkennen es mit Vergnügen an, daß Ihre schöne Oabe volKs» thümllcher Parstellung sich in diesem Buche von Meuem bewährt hat, und daß durch Ihre und Ihr« Herrn Mitarbeiters (Ziranz Htto) Hingebung an die patriotische Ans» gäbe der deutschen Hlation ein Merk geschaffen «»rden ist, das ihr die Entwicklung der mit der Miedergeburt des Deutschen Ileichs zusammenhängenden Oreiguisse in anregender, lebensvoller Meise zur Anschauung bringt. Seine Majestät hallen Zich überzeugt, daß sich in diesem Kinne dem Merk die Zleurtheilung der weitesten Areise zuwenden wird.

Has Vreusiische HustusmiuPerium — miltels 6ilas! vom 23. Feliruar 1878 — hat dagegen seine Befriedigung über Ausführung des Merkes durch Anschaffung einer größeren Anzahl von Ozemplaren ausgesprochen.

EmpfelMnnen durch die Presse: Der „Schwab. Merkur" (1877, S. 289) rühmt „die lebendige, sarbenreiche Darstellung, die patriotische Wärme und nationale Gesinnung des Werkes, die umsichtige Venutzung des großen geschichtlichen Materiales, die geschmackvolle

seiner Thatkrast gelang es, das hohe Ziel zu erreichen, den Inbegriff des Ideals aller Patrioten, sür das so mancher edle Jüngling vergeblich gerungen und sür das gar mancher Man.n schweres erlitten: die Herstellung der Einigung Deutschlands. von solch einem Ge. bieter gestützt, von seiner Einsicht erleuchtet, vermochten des Kaisers Getreue, im Wetteiser mit den Vesten unseres Volkes, ein verjüngtes Gemeinwesen zu schaffen, trotz unablassigen Widerstrebens alter und neuer Reichsseinde, trotz des wieder aus allen linien des geistigen schlachtplanes erschallenden Streitruses: „Hie Kaiser und Reich — hie sapst und Rom!"

Ausstattung mit vielen gut ausgesührten Holzschnitten". Das Vlatt empfiehlt das Werk „als Schmuck sür den Weinachtstisch". — Auch die „Zchlesische Presse" (1877, 3. 897) er< wähnt: „das herrliche Gedenkbuch dars als eine der werthvollsten Zierden sür den Weihnachtstisch aus das Angelegentlichste empsohlen werden". — Diesem Ausspruch schließt sich das „OelpzMr Tageblatt" (1877, 5. 356) an, indem es versichert, „daß dies Auch, welches dem spmner'schen Verlage zur besonderen Ehre gereicht, jedem gutgesinnten deutschen Hause Freude bereiten wird". — In gleicher weise äußern sich auch das „Berliner Militärische Wochenblatt", die „Berliner Börsenzeituna.", welche das Buch ganz besonders als „eine echt patriotische Gabe" empfiehlt, ebenso der „Hannoorr'sche Courier", welcher „die vorzügliche Darstellung des Vuches und die rühmenswerthe Vewältigung des massenhasten Materials noch ganz besonders hervorhebt". — In dies Urtheil stimmt auch der „Hamburger Korrespondent" ein, ebenso die „3t. Galler Blätter", die „Deutsche Zeitung" Nr. 281, „welche den Illustrationen nachrühmt, daß sie immer dieselbe Anmuth und Frische hätten und Einen nicht ermüden lassen, mag man sie auch noch so ost ansehen". — In gleicheni öinne sprechen sich verschiedene 5chul. und lehrerzeitungen, alle gleich anerkennend über den Inhalt und die Ausstattung des Vuches aus.

Die Eharakterzeichnung aus dem Jahre 1809, welche die hochsinnige Romain luise vcin ihrem damals zwölsjährigen Sohne entwars, daß nämlich der Prinz einsach, bieder, verstH„dig und brav sei, hat sich auch später in vollem Maße bewährt; mögen sich nun unsere Wicke dem Schalten und walten des weisen und gerechten Regenten, den leistungen des umsichtigen Resormators des preußischen Heerwesens, dem sast beispiellosen Siegeslause des Feldherrn, oder jener erhabenen Mission zuwenden, welche unserm Kaiser das vertrauen aus seine gereisten Ersahrungen bald in der ehrenvollen Rolle eines Vermittlers des Friedens bald in der Wahl eines Schiedsrichters zur Versöhnung wirrer Gegensätze zuweist.

wie mächtig uns auch ein an Ehren und Ersolgen so reiches leben sesselt, so ersüllen uns mit immer noch steigender Verehrung die menschlich-liebenswürdigen Eigenschasten des Reichsoberhauptes, Einsachheit und wahrheitsliebe, die schönen Tugenden der Mäßigung und Pslichttreue unseres Kaisers, der nicht nur ein Kriegsheld, sondern seinem innersten Wesen nach ein Friedenssürst ist. —

welch eine Fülle epochemachender Vegebenheiten und anregender Betrachtungen drängt sich bei der Darstellung eines solchen lebenslauses zusammen! — Gewiß ist es ja nicht Zusall, wenn unser Kaiser dort, wo er als junger Soldat die ersten lorbern pslücken durste

— wenn er sich in der Residenz der alten Könige von Frankreich nach siebenundsünszig Jahren, von den deutschen Fürsten und ihrem Volke in Waffen aus den Schild der Nation erhoben, zum (überhaupt des geeinigten Deutschlands erkoren sah!

Und von diesem Standpunkte aus erscheint der Erwählte unserer Nation so recht überzeugend auch als der durch die Vorsehung Auserkorene.

So steht er da, unser Nationalheld, als ein ganzer deutscher Mann; allverehrt als weiser Regent, gepriesen als sieggefrönter Heersührer, geliebt als Oberhaupt eines allen Herrschergeschlechtern nahestehenden sürstlichen Hauses. wahrlich — ein ereignißvolles Dasein! — Aber auch eine hohe und schwierige Ausgabe sür den Viographen, der es unternimmt, ein solches leben von der srühesten Kindheit bis zum achtzigsten lebensalter und damit die Riesenarbeit eines einzelnen Menschen — beinahe die Geschichte eines vollen Jahrhunderts

— innerhalb eines verhältnißmätzig engen Rahmens zu schildern! — wir glauben, daß die Versasser, deren bisherigen volksthllmlichen Schristen durch ministerielle und anderweitige Empsehlungen gerechte Würdigung zu Theil geworden, keinen der Gesichtspunkte übersehen haben, von welchen aus es gelingen konnte, die Menge des vorhandenen Materials zu einem besriedigenden Gesammtbilde zu gestalten.

Vbwol der Ausstattung nach, im Anschluß an das im Verlage der Unterzeichneten erschienene Vuch von Fedor von Koppen: „Fürst Vismarck", ein Prachtwerk, wird dieses Gedenkbuch in Vezug aus Darstellung und Vehandlung des Stoffes doch ein Volksbuch im besten Sinne des Wortes genannt werden dürsen, ein lob das ihm auch nach Versicherung des Vorstandes der Verliner Schuldeputation gebührt. Derselbe erklärt: „Pas Muck mit seinen reizenden Illustrationen ist ein »ahres Z5amiNenvuch, das in Keinem palriolischen A«use fehlen sollte."

## Hmlatilmg zur tMkllln JuvsKrinlion.

1. Ferdinand Schmidt'? und Franz Vtto's „lebensbild des Kaisers wilhelm" erscheint in 28 Hesten zu 40 Seiten, mit Veigabe von 21 Tonbildern und dem Porträt des Kaisers in seinstem Stahlstich von A. weg er. Unter den 35!) Text -Abbildungen besinden sich: 240 historische Seenen, Initialen, Ansangs- und Schlnßvignetten, sodann 270 Porträts, zum Theil Gruppenbildern.

2. Allmonatlich erscheinen drei Heste zum Preise von je 5,0 Psennig. Das vollständig ausge. druckt vorliegende Werk wird also bis zu Ausgang des Jahres 1878 sich in den Händen des Publikums besinden.

3. Sämmtliche Vuchhandlungen des In- und Auslandes nehmen ^Vestellungen entgegen und legen den Interessenten das erste Hest zur Einsicht vor.

1. Nach Vrten, wo Vuchhandlungen mit dem Verleger nicht in Verbindung stehen, oder an denen sich Vuchhandlungen überhaupt nicht befinden, übernimmt Unterzeichnete aus srankirte Vestellung die Zusendung des Werkes nach Maßgabe des einliegenden Vestellscheines.

5i. solchen Freunden, welche sich des Sammeins von Vestellungen unterziehen wollen, werden sowol von den Sortimentsbuchhandlungen als auch von der Unterzeichneten die üblichen vortheile gewährt.

Atlpzig, am I. März 1878. Die UttlupbuchhuMuUg NM Mo ZPMtl.

# Weser-Zeitung

(34. Ial>rga»^g) ^

täglich zweimal erscheinend (Morgen- u. Abend-Ausgabe)

(Sonntag und Montag je einmal)

ladet zum Abonnement höslichst ein.

Durch möglichst rasche und zuverlässige Telegramme, aussührliche Nachrichten, interessante, von bedeutenden publieistischen Krästen gelieserte Leitartikel und andere Veiträge, nimmt die Wtler'Ztitung einen hervorragenden Platz in der deutschen Tageslileratur ein.

Z^- Abonnementspreis 7 ^ pro Quartal. Bestellungen nehmen alle Postanstalten entgegen.

Inserate sinden in weitesten Kreisen, vorzugsweise des handeltreibenden und besitzenden Publieums, nachhaltige Verbreitung und werden mit nur 25 H pr. Zeile berechnet. Bei größeren Austrägen entsprechenden Rabatt.

Riemen. Elpcdition der Weser-Zeitung.

## Veftr-Zeitung — Wochen-Ausgabe

enthält sämmtliche bedeutenden Artikel der täglichen Ausgabe, sowie regelmäßig eine interessante Wochenübersicht. Nestellungen und Austräge zur Versendung nach transatlanlischen Ländern, wozu sich die Wochen-Ausgabe besonders eignet, erbittet die Expedition.

Anzeigen werden mit nur 30 ^ pr. Zeile berechnet und sinden hauptsächlich an überseeischen Plätzen weiteste Verbreitung.

Aus dem Inhalte der neuesten Nummern heben wir hervor: Wochenschau. — Wirthichastliche Verirrungen. — Die Phrase von der nationalen Arbeit. — Der Schutzzoll in Frankreich und in den Vereinigten Staaten. — Das Seerecht im Kriege. — Das Monopol und die Nationalliberalen. — Die Versumpsung der wirthschaftlichen Entwickeln»«. — Aassalle und Rodbertus. — Die „dritte Abtheilung" in Nußland. — Ein russisches Verdikt. — Von der Pariser Weltausstellung. I. — Berliner Briese. — Wiener" Briese. — Nieeolo Maechiavelli. — Friedrich Preller u. s. w.

Bremen. Expedition der Weser-Zeitung W.-A.